Enc. 55g.
Per 6
A 36-37

III
Per Enc
1 A
36-37

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Sechsunddreißigster Band.

Bibliothek
St. Ludwig

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

1531

1954/1079

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

AP
30
S7
Bd.36-37

LIBRARY
AUG 22 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des sechsunddreißigsten Bandes.

Seite

Internationaler Arbeiterschutz. (A. Lehmkuhl S. J.) 1
Der Darwinismus in der Chemie. (L. Dressel S. J.) 13. 293
Ueber eine Irrung der Jungfrau von Orleans. (B. Duhr S. J.) . . . 24
Die Astronomie in den letzten Jahrzehnten. (J. G. Hagen S. J.) 37. 157. 423. 511
Von der kunsthistorischen Ausstellung des Jahres 1888 zu Brüssel. (St. Beissel S. J.) 46
Leo Nikolajewitsch Tolstoi. Literarische Skizze. (A. Baumgartner S. J.) . 60
Papst und Kirchenstaat. (P. v. Hoensbroech S. J.) . . 137. 309. 381. 524
Lehr- und Rede-Weisheit des Heilandes. (M. Meschler S. J.) . . . 172
Der Verfall der deutschen Volksliteratur und Kunst im 16. Jahrhundert. (A. Baumgartner S. J.) 192
Säculäquat oder statuarisch. Ein seltsamer Roman. (W. Kreiten S. J.) . 216
Christlicher Frühling. (M. Meschler S. J.) 277
Benjamin Herder und sein Verlag. (A. Baumgartner S. J.) 326
Wie man „Probleme" löst, von denen man nichts versteht, oder „Dahiel, der Convertit". Ein Roman. (W. Kreiten S. J.) 339
Zur Klosteraufhebung unter Heinrich VIII. von England. (A. Zimmermann S. J.) 397
Absichten des Neuheidenthums auf Erziehung und Unterricht. (C. Boetzkes S. J.) 406
Zwei neue erzählende Gedichte. (W. Kreiten S. J.)
I. „Unter'm Krummstab." 436
II. „Jörg von Falkenstein." 559
Streiflichter auf österreichische Schulzustände. (L. v. Hammerstein S. J.) . . 497
Beiträge zur Beleuchtung Rippold'scher Geschichtschreibung. (A. Zimmermann S. J.) 537

Recensionen.

Schegg, Biblische Archäologie. (J. Knabenbauer S. J.) 87
Schweitzer, Geschichte der Skandinavischen Literatur. (A. Baumgartner S. J.) 91
Þorkelsson, Om Digtningen på Island i det 15. og 16. Århundrede. (A. Baumgartner S. J.) 95
Wedewer, Johannes Dietenberger, sein Leben und Wirken. (J. Niemöller S. J.) 98
Ausserer, Seraphisches Martyrologium. (W. Kreiten S. J.) 102
Die katholischen Missionen. (R. van Acken S. J.) 104
Alte und Neue Welt. (R. van Acken S. J.) 106
Deutscher Hausschatz in Wort und Bild. (R. van Acken S. J.) . . . 107
Oswald, Die dogmatische Theologie, d. i. die Lehre von Gott in seinem Sein und Leben. (Th. Granderath S. J.) 241

Seite

Lipsius, Theologischer Jahresbericht. (A. Langhorst S. J.) 244
Kunz, Die christliche Erziehung von Cardinal Silvio Antoniano. (R. v. Acken S. J.) 249
Jostes, Daniel von Soest. (G. M. Dreves S. J.) 255
Kreiten, Den Weg entlang. (G. Gietmann S. J.) 257
Dreves, Stimmen der Vorzeit. (G. Gietmann S. J.) 259
Gutberlet, Lehrbuch der Apologetik. (A. Langhorst S. J.) 353
Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. 2. Aufl. II.—V. Bd. (A. Zimmermann S. J.) 358
Hettinger, Aphorismen über Predigt und Prediger. (C. Nacke S. J.) . . 360
Karner, Der Clerus und die Kirchenmusik. (G. M. Dreves S. J.) . . 363
Weitemeyer, Dänemark. (W. Plenkers S. J.) 367
Hitze, Pflichten und Aufgaben der Arbeitgeber in der Arbeiterfrage. (A. Lehmkuhl S. J.) 455
Harmel, Catéchisme du Patron. (A. Lehmkuhl S. J.) 458
Lindner, Die Veme. (J. Niemöller S. J.) 460
Smith, The alleged antiquity of Anglicanism. (A. Zimmermann S. J.) 467
Wolfsgruber, Joseph Othmar Cardinal Rauscher, Fürstbischof von Wien. (O. Braunsberger S. J.) 470
v. Heemstede, Arnold von Brescia. (W. Kreiten S. J.) 473
Zschokke, Der dogmatisch-ethische Lehrgehalt der alttestamentlichen Weisheitsbücher. (J. Knabenbauer S. J.) 579
Palmieri, Tractatus de gratia divina actuali. (P. v. Hoensbroech S. J.) 582
Heiner, Grundriß des katholischen Eherechtes. (A. Lehmkuhl S. J.) . . 585
Liturgica aus dem Pustet'schen Verlag. (St. Beissel S. J.) . . . 586
Philippi und Tumbült, Die Westfälischen Siegel des Mittelalters. (G. M. Dreves S. J.) 589
Empfehlenswerthe Schriften . . . 109. 261. 368. 478. 591

Miscellen.

Sybels Historische Zeitschrift über Garcia Moreno 121
Die Sintflut in ihren Beziehungen zur Naturwissenschaft 124
Die schöne Albigenserin. Ein Blümchen aus der „Deutschen Rundschau" . 127
Eine Illustration zur Encyklika „Libertas" aus dem liberalen Lager . . 271
Ueber die Grundsätze, welche bei Restaurationen von Kirchen zu beachten sind 274
Ein „Gedenktag der Naturforschung" 375
Brehms „Thierleben" 490
„Chinesische Päpste" 492
Die Geschichtskenntnisse des Herrn Professor Beyschlag 493
Renan und Hörth, Aphrodisiacum und künftige Weltreligion . . . 600
Ueber „Menschen-Thierschau" 604
Der neue Katechismus von Köln, Trier und Münster 606

Internationaler Arbeiterschutz.

Ein zündendes Wort ist in weite Kreise hineingeworfen worden; es heißt: Internationaler Arbeiterschutz. Ist sein Inhalt eine utopische Träumerei, oder ein praktisch erreichbares Ideal? Als ersteres ist die Forderung von den einen mit Verachtung abgewiesen, als letzteres von den anderen mit Freude begrüßt worden. Auch hier gilt es, zu unterscheiden. Eine alles Detail umfassende Arbeiterordnung und eine gleichmäßige gesetzliche Löhnung international herbeischaffen wollen, zu dem Zwecke, dem Arbeiter auf der ganzen Welt ein irdisches Paradies zu eröffnen, das verdiente allerdings den Namen utopischer Träumereien, zu deren Verwirklichung ein verständiger Mann nie seine Kraft und Arbeit einsetzen wird. Hingegen über gewisse Grundfragen und Grundgesetze sich einigen, nach welchen Schutz und Aufbesserung der arbeitenden Klasse in einer annehmbaren Weise geregelt würden, das dürfte nicht bloß ausführbar, sondern auch erwünscht, gewissermaßen nothwendig sein.

Natürlich ist es etwas anderes, die socialen Fragen allgemein in der ganzen gesitteten Welt gelöst sehen oder auf ihre Lösung hinarbeiten, und etwas anderes, sie international gelöst sehen oder eine internationale Lösung anstreben. Im erstern Falle bleibt es offen, ob die einzelnen Nationen bezw. die einzelnen Gemeinwesen die brennenden Fragen für sich zum Austrag bringen, oder in Abhängigkeit von den anderen Nationen und Gemeinwesen; im andern Falle aber handelt es sich um eine auf gegenseitiger Vereinbarung und auf gegenseitiger Pflicht beruhende Regelung der betreffenden Fragen.

Daß überhaupt auf eine allgemeine Aufbesserung der arbeitenden Klasse hinzuarbeiten ist, wird durch die allgemeine Nothlage außer allen Zweifel gestellt. Das Bestehen einer solchen Nothlage ist so augenfällig, daß trotz des kaum seit einem Menschenalter in Wirksamkeit getretenen ökonomischen Grundsatzes einer unbeschränkten Erwerbsfreiheit allmählich alle Regierungen sich gezwungen sahen, gesetzliche Schutzmittel gegen jene Freiheit ins Leben zu rufen.

Die bis jetzt gemachten Anstrengungen haben zwar das Uebel nicht beseitigt; vielleicht haben sie seinen Fortgang etwas gehemmt, jedenfalls aber manche Schäden, denen man begegnen muß, offener bloßgelegt. Der immer mehr sich geltend machende Gegensatz von Arm und Reich steigert sich allmählich bis zur unerträglichen Spannung. Wird diese schon hochgradig gewordene Spannung nicht verringert oder abgeleitet, so werden bei Entladung der drohenden Gewittermassen die aufflammenden Blitze bald Trümmer und Leichen beleuchten.

Bei Mehrung des Besitzes stetige Minderung der Besitzenden: das ist in materieller Hinsicht die Kluft, welche immer breiter und immer tiefer sich aufthut. Dazu kommt in moralischer Hinsicht Entfremdung der Gemüther, Gefühllosigkeit und stolze Verachtung auf der einen, Klassenhaß und Neid auf der andern Seite, so daß die Ueberbrückung der Kluft immer schwieriger erscheint. Bezüglich der letztgenannten Schäden ist der Staat aus sich ohnmächtig: er muß die Hilfe der Kirche nachsuchen, aber dieser ihren ganzen Einfluß gestatten auf Hoch und Niedrig, auf Reich und Arm. Wohin das Licht und die Wärme ihrer Heilswahrheiten dringt, und wo es empfängliche Herzen trifft, da naht sich der Mensch dem Menschen als Bruder, da sind es christliche Liebe, Opfergeist, Hilfe in der Noth, Zufriedenheit und Gottvertrauen, welche die härtesten Schicksalsschläge verhüten und die unvermeidlichen Leiden und Nöthen lindern und erträglich machen. Niemand kann die sittigende Kraft und den wohlthätigen Einfluß der christlichen Kirche auch in wirthschaftlicher Hinsicht verkennen, wenn er auch nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte werfen will. Die Kirche hat, nicht in Uebereilung und mit Umsturz der einmal bestehenden Verhältnisse, sondern durch deren Läuterung und durch ein zielbewußtes Eingreifen in den Entwicklungsgang, die Menschheit auch materiell erneuert, indem sie durch Anstalten der christlichen Liebe und Barmherzigkeit Zufluchtsstätten und Abhilfe gegen jegliche Art von Noth und Elend schuf, und auch zum Aufblühen von Arbeit und Gewerbe, von Kunst und Wissenschaft ihren Theil beitrug. Sie ist Herr geworden über die trostlosen Zustände des heidnischen Genusses und der heidnischen Hartherzigkeit. Als durch die Erfindungen der Neuzeit eine folgenschwere Umwälzung der bisherigen socialen Verhältnisse angebahnt wurde und Eigennutz und Genußsucht im Jagen nach Gewinn und Ausbeutung der neuentdeckten Kräfte mit der Dampfkraft gleichen Schritt halten wollte, da war die Kirche aus dem öffentlichen Leben fast ganz verdrängt und ihre Thätigkeit beinahe überall lahmgelegt: so konnte der Unsegen der

von der Leidenschaft gelenkten Ausnützung der modernen Erfindungen in so kurzer Zeit sich bis zur schwindelnden Höhe auswachsen. Gebe man der Kirche ihre volle Freiheit, ihren vollen Einfluß wieder, und sie wird auch über die neuheidnische Selbstsucht Herr werden. Ohne diese von innen ausgehende Erneuerung wird alle äußere Thätigkeit des Staates und der weltlichen Gewalt nur Stückwerk und Stümperei bleiben.

Wünscht aber deshalb die Kirche, daß man es bei dieser geistlichen Hilfe bewenden lasse? Wer das vermeint, denkt nicht katholisch. Nein, die Kirche hat immer auch Hilfe in materieller Noth auf ihre Fahne geschrieben. Zwar wünscht sie nichts sehnlicher, als auch die moralische, die geistige Noth zu heben und die ganze Welt durch Annahme ihrer Lehre und ihrer Heilsmittel zu Gott und zum eigenen ewigen Wohle zu führen; zwar steht ihr dieses Heil der Seele, die Ewigkeit mit ihrem Wohl und Wehe, unendlich höher als das bloße irdische und zeitliche Glück — sie kann und darf in letzterem nur ein Mittel für den Menschen sehen, daß dieser leichter und ungehinderter seiner ewigen Bestimmung nachkommen könne: aber die wirkliche Ergreifung des dargebotenen Seelenheils macht sie nicht zur Vorbedingung ihrer Hilfe, welche sie der Hebung der zeitlichen Noth zuwendet. Ihr Herz ist weiter, dem Herzen Gottes ähnlich, der hier auf dieser Welt seine Güter spendet an Gute und Böse, an Gläubige und Ungläubige. Diesen Geist der Kirche muß sich auch der katholische Mann aneignen. Obwohl sich bewußt, daß durch bloß materielle Hebung der Noth nur ein kleiner Schritt zur Besserung der socialen Verhältnisse gethan werde, weicht er doch nicht zurück, wenn er auch erst nur dieses erreichen kann, er opfert seine Kräfte auch diesem Zwecke, soweit derselbe sich durch geeignete Mittel erreichbar zeigt.

Sehen wir uns nun die vorhin angedeutete Nothlage in ihren Einzelheiten etwas näher an. Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß alle Arbeiter sammt und sonders wirklich Noth litten; auch gestehen wir zu, daß manche von denen, die thatsächlich in einer Nothlage sind, von derselben nicht ohne ihre Schuld betroffen werden. Bei vorsorglicherer und sparsamerer Wirthschaft könnten nicht selten solche, die jetzt in Dürftigkeit und Mangel dahinleben, sich einen vollkommen ausreichenden Erwerb sichern. Noch weniger wollen wir für die thatsächlich bestehenden Mißstände und für die ungünstige Lage der Arbeiter überall, wo dieselbe herrscht, die einzelnen Arbeitgeber verantwortlich machen; diese sind nicht selten selbst in einer Nothlage und Krisis. Was nicht verneint werden kann, ist die Thatsache, daß, welches immer die Gründe

und Ursachen sein mögen, an manchen Orten, in manchen Kreisen der arbeitenden Bevölkerung eine Nothlage vorliegt, daß solche Nothstände immer weitere Ausdehnung gewinnen, und daß sie nicht in dem einen oder andern Lande oder bloß zu gewissen, rasch vorübergehenden Zeiten auftreten, sondern in der ganzen gesitteten Welt empfunden werden und in vielen Arbeiterkreisen sich stetig fühlbar machen. Diese Nothlage liegt in einer Ueberanstrengung der Arbeitskraft, in der Entwerthung der Arbeitskraft, in der Vereinzelung der Arbeitskraft. Dem gegenüber steht eine Ueberwerthigkeit des Geldes und seiner Erzeugungskraft, eine bevorzugte Erleichterung geordneter Vereinigungen von Geldwerthen zur Erzielung arbeitsloſen Gewinnes, eine ungemessene Steigerung der Production, Concurrenz mit Nah und Fern, Stockung und Krisis.

Die übermäßige Werthung des Geldes findet ihren Ausdruck in dem hohen Procentsatz von Zins oder Gewinnantheil, der dem bloßen Werthe zugewiesen oder von ihm erwartet wird; sie wird genährt durch die Leichtigkeit der Bildung von anonymen Actiengesellschaften, welche Gründungen und Betriebszweige jeder Art ins Leben rufen und sich stets bei möglichst hohem Gewinn möglichst geringes Risiko zum Ziele setzen. Wir sind zwar nicht der Ansicht, daß man diese Rechtsbildungen der neuern Zeit mit der Wurzel auszurotten habe, noch wollen wir bei der dermaligen Bedeutung des Geldes demselben jeden Gewinnantheil entzogen wissen: ob aber nicht eine erhebliche Einschränkung in diesen Beziehungen am Platze wäre, dürfte doch zu fragen erlaubt sein. Ein seiner Natur nach dem Mißbrauch leicht zugängliches Mittel braucht man nicht gerade zu zerstören, wohl aber muß es sorgsam in die gebührenden Schranken eingeengt und der Schaden bringenden Willkür des einzelnen entzogen werden.

Die Ueberanstrengung und Entwerthung der menschlichen Arbeitskraft findet sich ausgeprägt in der maßlosen Ausdehnung der Arbeitszeit bis in die Sonn- und Festtage hinein, sie zeigt sich in der Ausbeutung der jugendlichen Kraft vom früheſten Alter an, sowie in der Losreißung der Frau vom häuslichen Herd, nur damit ihre Hände in der Fabrik beim Maschinendienste verwerthet werden. Sonntagsarbeit, Kinderarbeit und Frauenarbeit, wenigstens wie sie heutzutage thatsächlich auftreten, sind schreiende Mißstände in den wirthschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart.

Wir wollen absehen von den Betriebsarten, bei denen die Arbeitsunterbrechung einen schweren Verlust, nicht den bloßen Gewinnsausfall, herbeiführen würde: hier liegt für die Sonntagsarbeit nach christlicher Moral eine Entschuldigung vor, wiewohl auch in diesem Falle die Arbeit

auf das Nothwendige beschränkt bleiben und den Arbeitern wenigstens abwechselnd die Sonntagsruhe ermöglicht werden muß. Sonst aber ist die planmäßige Sonn- und Feiertagsarbeit ein Hohn auf das göttliche und kirchliche Gebot. Den Arbeiter, dem andere Arbeit nicht offen steht, und der darum gezwungen ist, sich den schnöden Anforderungen zu fügen, will er nicht brodlos werden, trifft die Verantwortung vor Gott nicht; aber um so schwerere Schuld lädt der Arbeitgeber auf sich, der nur auf Geld und Gewinn sieht. Die planmäßige Sonn- und Feiertagsarbeit ist auch ein Hohn auf die menschliche Würde und Freiheit. Aerztlich und statistisch ist es nachgewiesen, daß zum physischen Wohle und zur nöthigen Erhaltung der Kräfte die Sonntagsruhe erforderlich ist. Daher muß es als eine unverantwortliche Auswucherung der menschlichen Arbeitskraft bezeichnet werden, wenn ihr diese nothwendige Ruhe nicht gewährt wird, und Heuchelei ist's, wenn man mit der Miene des Mitleids dem armen Arbeiter den Sonntags*lohn* nicht verkürzt wissen möchte und ihm deshalb die Gelegenheit zur Sonntagsarbeit bewilligt. Und wenn die Gesetzgebung diese Freiheit zur Sonntagsarbeit nicht aufheben will, sondern sich nur darauf beschränkt, zu bestimmen, daß der Arbeiter zur Sonntagsarbeit nicht könne gezwungen werden: so ist eine solche Freiheit für den Arbeiter in den meisten Fällen nur eine Scheinfreiheit.

Eine schwere Mißachtung der physischen und moralischen Gesetze der Entwicklung des Menschen liegt darin, daß man Kinder vom zarten Alter an in die Fabrikräume sperrt und so in das junge Leben schon den Keim des Siechthums und der Verkrüppelung legt. Ist das Kind so weit herangewachsen, daß es einige Arbeit leisten kann, dann mag es ab und zu in den wechselnden Arbeiten des Hauses und des Feldes den Eltern an die Hand gehen; aber die geist- und körpertödtende Eintönigkeit der Fabrik sollte doch wenigstens dem Kinde erspart bleiben.

Es ist eine Mißachtung der Aufgabe der Frau, wenn sie, dem Manne gleich, vom Morgen bis zum Abend oder gar auch noch zur Nachtzeit ans Maschinenrad gebunden oder zu Arbeiten in unterirdischen Schichten verurtheilt wird. An Scheingründen der Rechtfertigung fehlt es freilich auch hier nicht. Die Gleichstellung der Frau mit dem Manne soll eine Erhebung und Befreiung derselben sein; der Lohn, den ihre Arbeit einträgt, soll dazu beitragen, die materielle Lage der Familie zu verbessern. Ueber die heutzutage angestrebte unnatürliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne, wonach dieselbe in die Reihe der Aerzte und Professoren eintreten und auf der andern Seite eine für weibliche Schul-

tern nicht berechnete Arbeitslast tragen soll, mögen wir hier kein Wort verlieren. Daß der von der Hausfrau heimgebrachte Lohn zuweilen die materielle Lage der Familie bessern kann, soll nicht verneint werden; einen absoluten Ausschluß der Frau von der Arbeit, und der heutigen Verhältnisse wegen auch von der Fabrikarbeit, wollen wir nicht fordern. Aber in erster Linie und zum weitaus größten Theile muß die Frau daheim die Stütze der Familie, die Hilfe des Mannes sein: was nach voller Erfüllung dieser Pflicht an Zeit und Fähigkeit erübrigt, mag zur Theilnahme an der Arbeit verwendet werden, die zunächst dem Manne zusteht. Die wesentlichste Aufgabe der Frau zeichnet der Apostel Paulus, wenn er von der Kindererziehung spricht als von einer Pflichterfüllung, in der sie ihr Seelenheil und ihre Heiligung suchen müsse, und deren Nachweis er als einen der ehrenvollsten Punkte angibt, welche die Zierde des weiblichen Geschlechtes ausmachen (1 Tim. 2, 15 und 5, 10). Was aber soll das für eine Erziehung sein, welche von seiten der Mutter täglich erst dann beginnen kann, wenn die Kinder zur Ruhe gebettet werden müssen, oder eine Erziehung, welche fast ausschließlich in andere Hände gelegt wird? was für ein Familienleben, wenn zu derselben Zeit, wo der Mann ermüdet von der Arbeit das Heim betritt, auch die Frau erschöpft anlangt und dann in Eile noch für kärgliche Erquickung sorgen muß? Die Frau erhöht durch ihren Lohn den Verdienst für die Familie; aber sie hat weder Geschick noch Muße, den häuslichen Verhältnissen und Familienbedürfnissen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und erreicht deshalb mit höheren Unkosten nur ein schlechteres Resultat in der Sorge für Mann und Kinder. Diese unnatürliche Losreißung der Mutter vom Familienherde bewirkt, daß es ein eigentliches Heim für die Familie nicht mehr gibt. Von anderen schreienden Mißständen, welche der Mutter vor und nach der Niederkunft nicht einmal die hinreichende Frist lassen, für sich und das Kind ihres Schoßes die allernöthigste Pflege zu haben, wollen wir gar nicht reden.

Einen Beleg für die übergebührliche Ausdehnung der Verwendung der Frau in den verschiedenen Industriezweigen finden wir in einer uns zufällig vorliegenden statistischen Tabelle über die Arbeiterverhältnisse in Oesterreichisch-Schlesien. Die Daten stammen zwar aus dem Jahre 1880; eine Besserung der Verhältnisse ist jedoch schwerlich eingetreten. In jener Tabelle sind Specialangaben für die einzelnen Industriezweige nach Tagelöhnern, Wochenlöhnern und Stücklöhnern gemacht, Arbeitszeit und Arbeitslohn für Männer, Frauen, Kinder unter 14 Jahren registrirt. Wir begnügen uns mit Wiedergabe des Gesammtresultates. Danach

war für die gewerbliche Industrie Schlesiens die Gesammtzahl der beschäftigten Männer 15003, die der Frauen 11183, die der Kinder 1513. Natürlich überwiegen in einzelnen Gruppen die Männer bei weitem, in der ganzen Textil-Industrie dagegen die Frauen. Daß aber letztere beim Gesammtresultat beinahe bis zu $^3/_4$ der Zahl der Männer steigen, ist ein Beweis, daß unsere Zeit recht tief in ungesunden ökonomischen Verhältnissen steckt. Wir wollen annehmen, daß wir bei diesen Zahlen vielleicht die ungünstigsten Ortsverhältnisse haben. Doch viel besser ist es anderswo keineswegs. In Schönberg, Handbuch der politischen Oekonomie, 2. Bd., Nr. XIX, § 33, finden wir Angaben für das Deutsche Reich, welche sich auf die amtlichen Mittheilungen der deutschen Fabrikinspectoren stützen. Nach ihnen waren im Jahre 1874 bei der Fabrikarbeit im weitern Sinne beschäftigt: Männliche erwachsene Arbeiter (über 16 Jahre alt) 566500, Arbeiterinnen (über 16 Jahre alt) gegen 226000, dazu gegen 35000 Mädchen vom 12. Jahre an. Im Jahre 1884 betrug die Zahl der in der Fabrikarbeit beschäftigten Kinder (unter 14 Jahren) ungefähr 19000, nämlich 12000 männliche und 7000 weibliche; der jugendlichen Arbeiter (von 14—18 Jahren) über 134000, unter diesen gegen 48000 weibliche; die der sonstigen Arbeiterinnen mindestens 300000.

Wie läßt sich nun eine Besserung der traurigen Verhältnisse erzielen? Auf privatem Wege allein geht's nicht. Einer staatlichen Allregiererei sind wir freilich nicht freund, hauptsächlich deshalb nicht, weil dieselbe die Befugniß des Staates überschreitet. Wir können auch nicht in allen Dingen, selbst nicht in solchen der zeitlichen und bürgerlichen Ordnung, dem Staate den Vortritt einräumen, so daß bei Vertheilung von Recht und Pflicht dem Einzelnen sowie der Familie nur die Nachlese übrig bliebe, und ihnen das allein zustände, was der Staat nicht in seine Hände genommen hätte. Das allein Richtige ist, daß der Staat, d. h. die staatliche Autorität, zum Gemeinwohl dort eintritt und dort nachhilft, wo die Thätigkeit der einzelnen, der Familie, der freien Vereinigung nicht mehr ausreicht. Damit stehen wir ganz auf dem Boden, auf den sich Leo XIII. in seiner Anrede an die französischen Pilger stellte, wenn er Arbeit und Industrie an und für sich der Privatregelung überwies und nur für die Fälle ein gemäßigtes Eingreifen der öffentlichen Gewalten als einen pflichtmäßigen Schutz der wahren Interessen der Unterthanen bezeichnete, wo und so weit ohne solches Eingreifen die Sittlichkeit, die Gerechtigkeit und das häusliche Glück des Arbeiters bedroht und gefährdet seien. Unsere heutigen Arbeiterverhältnisse bedrohen und

gefährden aber unzweifelhaft die Sittlichkeit und Gerechtigkeit und das häusliche Glück in weiten Kreisen. Das häusliche Glück ist bedroht und zum großen Theil schon untergraben durch die nothwendige Lockerung der Familie. Die Sittlichkeit ist bedroht oder gar offen verletzt durch Sonntagsschändung, durch Zulassung oder gar Aufdrängung eines freien und die Grenzen des Anstandes mißachtenden Verkehrs zwischen Personen beiderlei Geschlechtes in Fabrikräumen, wo auf Wahrung der guten Sitte kein Werth gelegt zu werden scheint. Die Gerechtigkeit ist bedroht durch die Zwangslage der Arbeiter, welche, scheinbar frei, thatsächlich genöthigt, nicht selten zu den drückendsten Vertragsbedingungen sich verstehen müssen. Da öffnet sich also ein weites Gebiet, wo die öffentliche Gewalt gesetzlich und polizeilich einschreiten darf und einschreiten soll. Gilt es ja, durch eine scheinbare Freiheitsbeschränkung im Grunde die Freiheit zu wahren und das Recht der Schwachen gegen den Mißbrauch der Freiheit des Stärkern zu schützen. Die öffentliche Gewalt hat da um so mehr das Recht und die Pflicht, weil sie durch Begehungs- und Unterlassungssünden den schwächern Theil der menschlichen Gesellschaft in diese Unfreiheit und in diese Gefährdung natürlicher Rechte gebracht hat. Die Erfindungen der Neuzeit und ihre Verwerthung durch Maschine und Dampf haben die öffentliche Gewalt nicht vorbereitet genug gefunden. Diese hätte der Ausnützung der neuen Kräfte, welche eine Umwälzung aller wirthschaftlichen Verhältnisse wie im Keime barg, in vorausblickender Sorge mit einschränkenden Maßregeln entgegentreten müssen, damit sie nicht ihre Entwicklung zu Ungunsten der großen Masse der Menschen nehme. Allein sie hat sich sozusagen überrumpeln lassen und in dem allgemeinen Fortschritte auch einen Fortschritt für das Wohl des einzelnen zu erblicken geglaubt. Noch mehr: zu der geradezu verhängnißvollen Zeit, wo die wirthschaftliche Umwälzung durch die Entdeckungen der Neuzeit anhub, haben die öffentlichen Gewalten den Rest des Schutzes, welcher der Klasse der Schwächeren durch den organisirten Verband der verschiedenen Genossenschaften verblieb, beseitigt; freier Betrieb und freier Verkehr sollte sich nach allen Richtungen ergießen und in alle Kreise Glück und Reichthum tragen; statt dessen aber hat er, wie ein verheerender Strom, der die Dämme durchbricht, den Wohlstand vieler zerstört, die Freiheit gefesselt, Noth und Elend in weite Schichten hineingetragen. Aufgabe der öffentlichen Gewalt ist es daher um so dringlicher, jetzt wenigstens dem Umsichgreifen solcher Schäden nach Kräften Einhalt zu thun, den Strom der wirthschaftlichen Freiheit und Ungebundenheit zu stauen und für Besitz und Wohlstand eine gleichmäßigere Vertheilung anzubahnen.

Man hat dieses auch zum Theil eingesehen und anerkannt. Der geschichtliche Verlauf der social-ökonomischen Gesetzgebung zeigt deutlich, daß die Gefahr socialer Umwälzung schon oftmals drohend an die Thüre der Mächtigen dieser Erde gepocht hat. Diese Gefahr veranlaßte sie, wie schon oben bemerkt, wenigstens irgend welchen gesetzlichen Schutz anzuordnen, und zwar bezogen sich diese Anordnungen durchgängig auf den einen oder andern der von uns bezeichneten wunden Punkte der heutigen Wirthschaftsverhältnisse. Es ist lehrreich, in einem kurzen Gesammtüberblick die gesetzgeberische Thätigkeit, welche in den letzten Decennien nach dieser Richtung entfaltet wurde, sich vorzuführen. Wir folgen hierbei den Angaben Schönbergs in obengenanntem Werke. Dort finden sich (2. Bd., Nr. XIX, § 56) in geschichtlicher Ordnung die Arbeiterschutzgesetze der einzelnen Länder verzeichnet; wir beschränken uns auf das Wesentlichste.

England hat am frühesten angefangen, gewisse Schutzgesetze zu erlassen; es hatte Grund dazu, weil in ihm, das mit Vorzug als Industrieland bezeichnet wird, die himmelschreiendsten Mißstände und das jammervollste Elend in gewissen Kreisen der Arbeiterbevölkerung sich breitmachten und leider auch jetzt noch genug zutage treten. Schon im Jahre 1802 wurden bezüglich der Baumwollenindustrie und des Schutzes der Unmündigen einige Bestimmungen erlassen. Es folgten diesen von Zeit zu Zeit neue Bestimmungen über Minimalalter und über Maximalarbeitszeit; dann Ausdehnung der gesetzlichen Bestimmungen auf verschiedene, bisher nicht betroffene Industriezweige. Es zeigte sich eine Bedächtigkeit und Scheu, die sich zu fürchten schien, an die Industrie, welche für England als Lebensfrage und als mächtig fließende Goldquelle galt, fest Hand anzulegen und ihr Interesse auch nur ein wenig unsanft zu streifen. Doch allmählich machten sich die humanitären Forderungen immer mehr geltend; im Jahre 1878 erfolgte eine Codification der bisherigen Specialgesetzgebung und nicht unwichtige Abänderungen zu Gunsten der Arbeiter. Bezüglich eintretender Unfälle hat das Haftpflichtgesetz von 1880 und 1881 dem Arbeiter wesentliche und billigere Erleichterung verschafft. Die bis da in Anwendung gebrachte Rechtsmaxime über Schadenersatz war für den Arbeiter fast ganz unbrauchbar; jetzt haftet der Unternehmer für jeden Unfall, der durch irgend welchen Mangel der Instrumente oder irgend welche Nachlässigkeit höher stehender Beamten und Vorgesetzten aller Art eingetreten ist. — Frankreich ist fast beschränkt auf Schutzgesetze bezüglich des Minimalalters der Kinder, des Maximalarbeitstages und des Ausschlusses gesundheitsnachtheiliger Betriebe: in diesen Bestimmungen findet

sich jedoch erheblich größere Sorge gegen Ueberbürdung der jungen Kräfte als in den englischen Gesetzen. — Es ist wohl kein Land, welches so kurz und inhaltsreich seine Arbeiterschutzgesetze geregelt hat wie die Schweiz. Bis in die neueste Zeit war die Sache Kantonalangelegenheit; das Jahr 1877 sah das kurze, aber reichhaltige Bundesgesetz, bei welchem, wie Schönberg richtig bemerkt, im Vergleich mit der englischen Arbeiterschutzgesetzgebung besonders charakteristisch ist der weitergehende Schutz für weibliche Arbeiter, das Verbot aller Kinderarbeit in den Fabriken, Regelung der Arbeitszeit im allgemeinen, Verbot bezw. Einschränkung der Sonntags- und der Nachtarbeit. Das Jahr 1888 brachte eine Erweiterung der Haftpflicht bei Unfällen zu Gunsten der Arbeiter. — Deutschland ist schon seit mehreren Decennien nicht arm an Specialgesetzen, welche auf irgend welchen Schutz abzielen, namentlich auf den Schutz der jugendlichen Arbeiter, auf Sicherheitseinrichtungen und Inspection der Fabrikräume; in den letzten Jahren ist die Gesetzgebung des Deutschen Reiches besonders thätig gewesen hinsichtlich der Versicherung der Arbeiter. Ob aber das Wort des Reichskanzlers: „dem kranken Arbeiter die Pflege, dem alt gewordenen die Pension, dem rüstigen Arbeiter das Recht auf Arbeit", auch nur nach seiner berechtigten Hälfte zur Wahrheit werde, läßt sich bei der Lässigkeit der maßgebenden Factoren in Erfüllung der berechtigtsten sittlichen Forderungen wohl anzweifeln. — Oesterreich hat im letzten Decennium die bis da recht dürftigen Schutzgesetze erheblich zu Gunsten der Arbeiter erweitert, zumal durch Verbot der Kinderarbeit und Einführung eines Normalarbeitstages; andere Schutzgesetze sind zu sehr in das Belieben der Obrigkeit gestellt und werden daher vielfach durchlöchert. — In den übrigen europäischen Staaten liegen die Schutzgesetze, wo deren überhaupt bestehen, noch sehr in den Anfängen. Ueber Europa hinaus hat Nordamerika einige Schutzgesetze; sie sind dort Aufgabe der Einzelstaaten; allein die Vereinigung der Arbeiter zum Selbstschutz ist leichter und erfolgreicher als anderswo, jedoch nicht ohne Gefahr, noch ohne Verwirklichung von Ausschreitungen, welche die öffentliche Sicherheit nicht unbedenklich antasten.

Wenn man die Reihe der Gesetze, die wir soeben verzeichneten, flüchtig überblickt, so könnte man meinen, es sei bereits in recht ausgiebiger Weise dem Schutze der schwächern Klasse der arbeitenden Bevölkerung Rechnung getragen, und es bedürfe kaum eines Spornes für die öffentlichen Gewalten, um dasjenige nach Zeit und Bedürfniß zu ergänzen und völlig auszubauen, was begonnen und auch schon theilweise weitergeführt ist. Allein sieht man sich die thatsächlichen Verhältnisse genauer an, so treffen

die gesetzlichen Bestimmungen der meisten Länder nur einen winzigen Theil des großen Elendes, dem auf der ganzen Linie gesteuert werden sollte, und die Ausführung bleibt außerdem noch um vieles hinter den geschriebenen Gesetzesparagraphen zurück. Vollen Ernst mit durchgreifenden Maßregeln zu machen, wagt man kaum, weder von theoretischer noch von praktischer Seite.

Wir dürfen es freilich nicht verkennen, einer gründlichen und allseitigen Lösung dieser Aufgabe stellen sich gewaltige Schwierigkeiten in den Weg. Wenn zu Gunsten der Arbeiter und mit Belastung der Arbeitgeber eingreifende Maßregeln getroffen werden sollen, so wird, nicht immer ohne Grund, die wilde Concurrenz von seiten anderer Länder und anderer Welttheile hervorgehoben, die eine Mehrbelastung der Industrieproduction nicht zulasse. Thatsächlich wird die Concurrenz nicht selten zu einem falschen Zirkel, zu einer Schraube ohne Ende. Die Concurrenz drückt den Lohn, sie sucht billige Hände: also der Frauenhände und Kinderhände möglichst viele; diese entwerthen die Arbeit des Mannes; diese Entwerthung der Arbeit und Herabsetzung der Herstellungskosten vermehren die Production, erhöhen die Concurrenz, drücken die Preise herab, überfüllen den Markt und bringen Stockung des Absatzes, um so von neuem auf den Lohn zu drücken.

Es macht einen betrübenden Eindruck, Männer, welche sonst entschieden für allseitigen Schutz der arbeitenden Klasse einzutreten gewillt sind, sich dennoch vor der Concurrenz beugen zu sehen. So anerkennt Dr. Schönberg die Nothwendigkeit des Verbotes bezw. der Einschränkung der Kinderarbeit, umgibt dann aber seine praktischen Forderungen mit der mißlichen einschränkenden Bedingung: falls nicht eine bedrohliche Concurrenz laxere Gepflogenheiten als nothwendig erscheinen lassen. Unzählige werden ihre Reformthätigkeit in dieselben Grenzen bannen wollen.

Gerade mit Rücksicht auf die Concurrenz darf man wohl sagen, daß ein Land für sich vereinzelt über viele sociale Mißstände nicht völlig Herr werden kann. Wenn nicht zugleich die anderen durch die Concurrenz in Mitleidenschaft gezogenen Länder ähnlich vorangehen, so scheitern die durchgreifendsten Verbesserungsversuche vielfach an der Unmöglichkeit, die Industrie überhaupt zu halten. Internationale Einigung über bestimmte Punkte der wirthschaftlichen Reform bietet da die Möglichkeit, der Reform nachhaltige Wirksamkeit zu verleihen. Damit soll indessen selbstverständlich nicht gesagt sein, daß man die *nationale* Regelung gewisser Verhältnisse zum Schutze und zur Aufbesserung der arbeitenden Klasse bis zu einer internationalen Regelung müsse ruhen lassen. Fängt man doch auch ein Ge-

bäude nicht mit dem Dache an. Ohne Dach bleibt es unvollendet und ist es rascher Zerstörung ausgesetzt; das Dach ist der nöthige Abschluß des Gebäudes: so die internationale Regelung der nöthige Abschluß wirthschaftlicher Verbesserungsmaßregeln. Je weiter eine solche Regelung sich ausdehnen könnte nach Raum und sachlichem Gehalt, desto wünschenswerther wäre sie. Doch die Einigung auch einer sehr begrenzten Zahl von Ländern und Staaten, zumal wenn es ökonomisch einflußreiche Länder sind, würde schon großen Nutzen bringen; läge es ja nicht außer ihrem Machtbereiche, widerstrebende Länder und Staaten von der Concurrenz wirksam abzusperren.

Internationale Regelung von Verhältnissen, welche eine allgemein herrschende Nothlage herbeigeführt haben, ist an sich auch eine recht christliche Idee. Hat doch erst das Christenthum die Völker wieder einander näher gebracht und statt Rassenhaß stets Bruderliebe gepredigt. Als das christliche Gemeinwesen durch das höchste geistliche Haupt der Christenheit, den Papst, zu einem Ganzen geeint dastand, als alle in ihm den höchsten Richter über gute Sitten und Recht verehrten: da wäre eine große Welteinigung über die Grundlagen zur social-ökonomischen und social-politischen Reform eine Leichtigkeit gewesen. Die religiöse Spaltung und die Religionslosigkeit unserer Zeit machen eine derartige Vereinbarung unmöglich. Heute muß der natürliche Rechts- und Billigkeitssinn das einigende Band knüpfen. Und sollte auch dieser versagen, alles versagt dennoch nicht. Schon das gemeinsame Interesse und die gemeinsame Gefahr kann im Verein mit dem noch immer nicht entschwundenen Rest von Rechtssinn den Hebel bilden, um die gemeinsame Reform in Angriff zu nehmen. Ist der Anfang gemacht, dann wird je nach der Zeit- und Sachlage die Erweiterung des Kreises gemeinsamer Maßregeln nicht mehr auf so erhebliche Schwierigkeit stoßen. Die Punkte aber, mit denen zu beginnen wäre, sind jedenfalls diejenigen, welche die schreiendsten Mißstände heben und welche von der Verschiedenheit der Interessen und Bedürfnisse der einzelnen Länder am unabhängigsten sind. Wirksame Maßregeln gegen die Sonntagsarbeit, wirksame Schutzgesetze bezüglich der Frauen- und Kinderarbeit, das sind gewiß die dringlichsten Punkte, welche international zu regeln wären. Sie berühren in gleicher Weise die Interessen aller Länder, und sie würden Mißbräuche beseitigen, von welchen sowohl die wirthschaftlichen wie die moralischen Verhältnisse unserer Zeit weithin untergraben sind. Man thue der weitern Zersetzung Einhalt, bevor die moderne Gesellschaft in Trümmer stürzt.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Der Darwinismus in der Chemie.

Nachdem Dalton in seinem Werke „A New System of Chemical Philosophy“ (1808) zu erstenmal den Begriff eines Atoms und der chemischen Verbindungskräfte klar und bestimmt entwickelt und für seine Ansichten bei allen Forschern in kürzester Frist Beifall gefunden hatte, trugen die späteren Untersuchungen auf dem Gebiete der Chemie und Physik nur dazu bei, diese beiden Begriffe mit jedem Jahre in helleres Licht zu stellen und ihre Fassung entsprechend den Fortschritten der Wissenschaft zu vervollkommnen. Als es dann Mendelejeff gelungen war, durch sein periodisches System der Elemente den Atomen und ihrem gesetzmäßigen Wirken den Stempel höherer Einheit und naturnothwendiger Zusammengehörigkeit aufzudrücken, schienen diese für immer wissenschaftlicher Anfechtung entzogen zu sein. Seit Jahrzehnten hatte man sich daran gewöhnt, die Atome als die unverrückbaren Grund- und Eckpfeiler zu betrachten, um welche das Getriebe der stofflichen Erscheinungswelt sich dreht, als die nächsten Ursachen der substantiellen Verschiedenheit der Stoffe, als jene bestimmenden Factoren, welche den meisten stofflichen Erscheinungen den Typus specifischer, von der Natur des jedesmaligen materiellen Trägers abhängiger Verschiedenheit verleihen, zum Unterschiede von den Massenwirkungen, die nur von der in allen Stoffen gleichen Masse und von ihrem Bewegungszustande abhängen und deshalb, von der verschiedenen Natur des stofflichen Trägers unbeeinflußt, immer und überall genau nach denselben einfachen Gesetzen der reinen Mechanik in ihrem Verlaufe geregelt werden. Eben weil man die Atome als die unveränderlichen individuellen Träger der substantiellen Eigenthümlichkeiten der Stoffarten ansah, hielt man auch folgerichtig diese specifischen Einflüsse der Atome auf den Verlauf der Naturerscheinungen für unabänderlich constante, für gesetzlich bestimmte. Denn wie die Ursache, so die Wirkung.

Die Frage, ob die Atome die letzten stofflichen Träger der Erscheinungen in der Körperwelt seien, oder ob die Atome selbst wieder eine Verbindung von Stofftheilchen niedriger Ordnung darstellen, konnte an dieser Auffassung nichts ändern, solange man die Atome, sei ihre sonstige Constitution welche sie wolle, für die unveränderlichen, realen Stoffeinheiten der elementaren Substanzen erklärte. Seit einem Jahrzehnt hat nämlich die Meinung, welche von P. Secchi in seinem Buche

„Die Einheit der Naturkräfte“ wohl am klarsten und anschaulichsten dargelegt worden ist, überall Anhänger gefunden. Diese Meinung läßt die Atome aller Stoffe aus einer gleichen Grundmaterie bestehen, welche indessen die einen so, die anderen anders sich zurechtlegen. Dem Grundstoffe nach sind alle Substanzen gleich, bezüglich der Menge des in den einzelnen Atomen vorhandenen Grundstoffes und bezüglich der Art und Weise, wie aus dem Grundstoffe das Atom ausgestaltet wird, sind aber die Atome verschiedener Substanzen verschieden. Die Atomgewichte geben die relativen Mengen der Grundmaterie in den Atomen an, während die specifischen Unterschiede in Eigenschaften und Wirkungen der Atome ihren Grund sowohl in der Mengenverschiedenheit des Grundstoffes als auch in der abweichenden Ausgestaltung desselben haben.

Erst wenn man an der Unveränderlichkeit der Atome als eines Ganzen rüttelt, oder wenn man den Atomen nicht mehr einen unveränderlichen Einfluß auf die chemischen und physikalischen Vorgänge wahrt, würde eine weitklaffende Bresche in das stattliche Gebäude der bisherigen Atomistik geschossen, es würden damit ihre Grundpfeiler gestürzt, Chemie und Physik müßten auf neuen Fundamenten aufgebaut, alle Erklärungen der materiellen Erscheinungen müßten geändert werden. Darauf arbeiten nun thatsächlich mit allem Ernste mehrere der heutigen Forscher hin, und zwar Männer von hohem Rang und Ansehen in der Wissenschaft.

Diejenigen, welche unseres Wissens zuerst den Kampf gegen die Constanz der Atome mit schneidiger Waffe aufnahmen — von grund- und gegenstandslosen Angriffen, an denen es nie gefehlt hat, sehen wir ab —, waren Norman Lockyer, Schützenberger und Butlerow.

Herr Lockyer, eine Autorität auf dem Gebiete der Astrophysik und Spectralanalyse, trat schon im Jahre 1874 mit der Behauptung an die Oeffentlichkeit, „daß es viele Thatsachen und viele durch die Physik der Sonne und der Sterne angeregte Gedankenreihen gebe, die darauf hinführen, die Elemente oder doch wenigstens einige derselben für zusammengesetzt zu halten“. Im Jahre 1879 und den darauf folgenden Jahren suchte er dann auf Grund eines reichen, durch spectroskopische Untersuchungen gewonnenen Beobachtungsmateriales den Beweis dafür zu erbringen, daß Calcium, Eisen, Wasserstoff, Lithium und noch andere Elemente in hoher Temperatur in einfachere, voneinander abweichende Elemente sich spalten, sowie daß ein und dasselbe Element ganz verschiedene Eigenschaften zeigen könne. Bei näherer Prüfung seiner Beweise durch die Fachgenossen hat sich indessen kein einziger derselben als stichhaltig bewährt, einige stützten

sich sogar auf offenbare Mißdeutung der experimentellen Thatsachen. Darum vermochte Herr Lockyer in den herrschenden Ansichten der Gelehrten eine Aenderung nicht herbeizuführen.

Bedenklicher schien die Constanz der Atome ins Wanken zu gerathen, als gegen sie die Herren Schützenberger, Professor in Mülhausen, und Butlerow, Professor in Petersburg, sich erhoben, beide ausgezeichnete Forscher auf dem Gebiete der praktischen und theoretischen Chemie. Die exacte Analyse, welche uns ja eines der sichersten Prüfungsmittel an die Hand gibt, um die Gleichheit oder Verschiedenheit der Substanzen festzustellen und auch die bloß quantitativen Aenderungen einer und derselben Substanz genau zu messen, gab ihnen die Veranlassung zum Angriff. Als nämlich Herr Schützenberger 1881 die Kohlenwasserstoffe, welche er aus dem kaukasischen Steinöl abgeschieden hatte, in ihre Bestandtheile, Kohlenstoff und Wasserstoff, zu trennen sich bemühte, erhielt er, wenn er unter gewissen Umständen arbeitete, für die Menge der Bestandtheile immer Zahlen, welche mit der Menge der unzerlegten Substanz nicht stimmen wollten. Er versuchte nun Analysen mit Benzol und Anilin, und siehe, auch sie rebellirten gegen die stramme Theorie. Er führte mehr als 150 Analysen mit der peinlichsten Sorgfalt aus, immer mit demselben Erfolge. Herr Butlerow griff diese Entdeckung mit allem Eifer auf, und ein Jahr später überreichte er der französischen chemischen Gesellschaft zu Paris eine Arbeit, in welcher er seine bereits früher über die Veränderlichkeit der Atome ausgesprochenen Ideen bestimmter auseinandersetzte und weiter entwickelte. Er vertheidigt darin den Satz: „Die Atomgewichte der Elemente sind keine constanten Größen." Es sollen aber die Schwankungen nur innerhalb so enger Grenzen sich bewegen, daß dadurch die allgemeinen Eigenschaften der Elemente und ihrer Verbindungen nicht geändert werden. Zum Schlusse verspricht er, den Gegenstand am rothen und weißen Phosphor, sowie am Chlorquecksilber weiter experimentell zu prüfen. Da über diese Resultate bis jetzt nichts verlautet, scheinen sie nicht sehr günstig ausgefallen zu sein. 1883 berichtete dagegen Herr Schützenberger wieder über eine Reihe neuer Thatsachen, die er bei Synthesen und Analysen von Kohlensäure, kohlensaurem Baryt, Weinstein, Wasser und verschiedenen Metalloxyden gefunden hatte. Er schließt aus ihnen: „Das Gesetz der bestimmten Proportionen, in denen sich die Elemente verbinden sollen, ist kein strenges", und läßt damit folgerichtig die Constanz der Atome fallen. Es ließ indessen auch dieser Ansturm alle ruhigen und bedächtigen Chemiker kalt. Denn wenn man auch die Richtigkeit aller vorgebrachten

Thatsachen anerkennt, so wird man damit noch keineswegs zu dem Schluß gezwungen, welchen die beiden Herren ziehen. Es lassen die von ihnen beobachteten scheinbaren Unregelmäßigkeiten noch andere Erklärungen zu, ohne daß man an der Constanz der Atome irgendwie zu rütteln brauchte. So prallte auch dieser Angriff fast spurlos an den festen Grundlagen ab, auf welchen die heutigen Ansichten über die Atome ruhen.

Soviel zur Orientirung über den dermaligen Stand der Frage. Schon waren diese Conflicte beinahe vergessen, und die Atome rollten ungestört und unveränderlich nach wie vor in ihren alten Geleisen, da ertönte im Laufe des letzten Jahres wieder lauter als je der Alarmruf. Von zwei verschiedenen Seiten her wurden kräftige Proteste gegen das ewige Einerlei der Atome erhoben. Sie verlangten auch für die Atome Befreiung aus ewigen Banden, freie Anpassung an die jedesmaligen Existenzbedingungen, und zwar nach Darwins Recepten. Nachdem Pflanzen und Thiere aus den starren mittelalterlichen Formen der unveränderlichen Arten herausgelöst und schrankenloser Entwicklung entgegengeführt waren, hielten sie es an der Zeit, auch den leblosen Stoffen die Zwangsjacke atomistischer Unveränderlichkeit abzuziehen. Nichts in der Natur sei unveränderlich außer der Masse und der Bewegungsenergie, alles sei in ewigem Wechsel begriffen, nur die beständige Aenderung sei der einheitliche Erklärungsgrund, der einzige gesetzliche Passepartout für alle Räthsel der Erscheinungswelt. Darwinismus im Gebiete der Atomenwelt, das ist allerdings eine neue Wendung im Vorgehen gegen die Atomtheorie, das scheint aber auch geradezu ein ungeheuerlicher Gedanke! Diesen Gedanken legen indessen nicht wir in die Worte dieser neuen Angriffsparteien, sie selbst haben ihn allen Ernstes klar und deutlich ausgesprochen. Sollte er in der That sich irgendwie begründen lassen, dann müßte er allerdings eine gänzliche und allgemeine Umwälzung in unseren Ansichten über die Körperwelt nach sich ziehen. Grund genug, die Bedeutung und Berechtigung dieser neuen Ideen zu prüfen.

Der erste dieser Umwälzungsversuche hat Herrn Professor William Crookes F. R. S. zum Urheber. Es ist dieser derselbe hochangesehene Chemiker und Physiker, welcher im Jahre 1861 durch Spectralanalyse das Element Thallium entdeckte, welcher 1873 das interessante Instrument des Radiometers erfand und gegen Ende der siebziger Jahre allgemeines Aufsehen durch seine Arbeiten über die „strahlende Materie" erregte und die Physiker zu eingehenderen Studien über die elektrischen Lichterscheinungen in höchst verdünnten Gasen veranlaßte. Jahrelange spectro-

skopische Forschungen über das Phosphorescenzlicht[1] der Yttererde hatten ihn zur Ueberzeugung gebracht, daß diese Erde nicht die Sauerstoffverbindung nur eines und desselben Elementes Yttrium sein könne. Er machte sich deshalb eifrig daran, die in der Yttererde vorhandenen Oxyde der noch unbekannten Elemente zu trennen, um sie einzeln einer genauen spectroskopischen Prüfung zu unterwerfen. Durch theilweise Fällung eines in Wasser gelösten Yttriumsalzes vermittelst Ammoniak soll es ihm denn auch 1886 gelungen sein, die Yttererde in verschiedene Antheile zu spalten, welche nach seiner Meinung schon wegen des verschiedenen chemischen Verhaltens die Oxyde verschiedener Elemente darstellen müssen. Als er nun diese verschiedenen Ausscheidungen spectroskopisch untersuchte, lieferte ihr Phosphorescenzlicht ebenso viele deutlich unterschiedene Spectren, die sowohl unter sich verschieden waren, als auch von dem Spectrum des Phosphorescenzlichtes der ursprünglichen Yttererde abwichen. Merkwürdigerweise erzeugte aber das directe Glühlicht einiger dieser Abscheidungen ein übereinstimmendes Spectrum, das auch mit dem Glühlichtspectrum der Mutterſubstanz sich deckte. Gestützt auf diese experimentellen Ergebnisse, glaubt Herr Crookes die Existenz von wenigstens neun neuen Elementen in der Yttererde erkannt zu haben. Vorderhand steht er jedoch noch davon ab, sie schon mit eigenen Namen zu belegen, er bezeichnet sie einstweilen nur mit Variationen des chemischen Symboles für Yttrium, nämlich mit Yα, Yβ, Yγ, Yδ, Yε ꝛc.

Als nachher Herr Crookes das Phosphorescenzlicht des Samariumoxydes, einer überaus seltenen Erde, spectroskopisch in die einzelnen

---

[1] Wenn man den elektrischen Funken eines Ruhmkorff'schen Funkeninductors zwischen zwei Metallspitzen oder zwischen einer Metallspitze und einer Metallsalzlösung in der Luft überspringen läßt, so wird das Metall dabei theilweise verflüchtigt, und die losgerissenen und fortgeschleuderten Metallmolekeln gerathen in helles Glühen. Mit dem Spectroskop betrachtet, löst sich das Licht eines solchen Funkens in ein System leuchtender farbiger Linien auf, welche das directe Funkenspectrum des angewandten Metalles darstellen und je nach dem verschiedenen Metall eine verschiedene Zusammensetzung zeigen. Läßt man dagegen den Inductionsstrom in Glasröhren mit höchst verdünnter Luft zwischen den einander gegenüberstehenden Polen übertreten, so strahlt ein eigenthümliches Glimmlicht von dem negativen Pol geradlinig zum positiven und bewirkt dort ein schönes Leuchten. Dieses hat je nach der dort befindlichen Substanz bald mehr den Charakter der Fluorescenz, bald aber — wenn das Leuchten auch nach der Bestrahlung noch anhält — den Charakter der Phosphorescenz. Das Fluorescenz- und Phosphorescenzlicht kann durch das Spectroskop gleichfalls in Spectra aufgelöst werden, die von den directen Funkenspectra derselben Substanzen mehr oder weniger abweichen.

Farben zerlegte, erhielt er dieselben Farbenstreifen, welche auch das Yttrium unter ähnlichen Bedingungen liefert. Es fehlte nur ein citronengelber Streifen; dafür waren aber die grünen und orangenfarbenen Streifen, welche das Samarium kennzeichnen, hinzugekommen. Durch Beimischung von etwas Calciumoxyd und Strontiumoxyd zu dem Samariumoxyd gelangte er jedoch dazu, einerseits die grünen und orangenfarbenen Streifen auszulöschen, andererseits den citronengelben Streifen des Yttriums einzufügen und so ein Spectrum zu erzielen, welches das natürliche Spectrum seines Yα „treffend nachahmte". Das Samarium gab demnach jetzt das Spectrum eines Elementes, von dem nichts in der Mischung vorhanden war.

Da nun auch andere Forscher bei Untersuchung der seltenen Erden an diesen abweichende Eigenschaften wahrnahmen, wenn die Probematerialien verschiedenen Fundorten entnommen waren, da auch andere Chemiker einige dieser Erden, wie z. B. das Didymoxyd, in verschiedene Oxyde zu trennen vermochten, so schließt Herr Crookes, die von ihm am Yttrium gemachten Beobachtungen, welche er für unanfechtbar erklärt, seien auch auf die übrigen Elemente anwendbar.

Dieses in knappen Umrissen die experimentelle Operationsbasis, auf welcher Herr Crookes sein hohes, weitausragendes theoretisches Gebäude aufrichtete. Nachdem er die ersten Grundlinien seiner Theorie in englischen Journalen kundgegeben hatte, entwickelte er dieselbe voll und ganz erst in einer Rede, welche er am 18. Februar 1887 in der „Royal Institution" zu London gehalten hat. Diese Rede wurde kurz nachher ins Deutsche übertragen und unter dem Titel „Genesis der Elemente" dem Buchhandel übergeben. Am 28. März 1888 kam Herr Crookes auf denselben Gegenstand zurück in der Rede, welche er auf der Jahresversammlung der britischen chemischen Gesellschaft vortrug, deren Präsident er war. — Er geht davon aus, daß die von ihm beobachteten Thatsachen nothwendig zu einer der beiden folgenden Annahmen zwingen. Entweder sind unsere heutigen Elemente Mischungen verschiedener ganz bestimmter einfacher Elemente, was für ihn nicht wahrscheinlich ist, oder unsere Begriffe von Element sind nicht zutreffend und ihre Structur ist viel verwickelter als man bisher vermuthete. Indem er sich für letztere Annahme entscheidet, sucht er sie folgendermaßen weiter durchzubilden. Außer den Atomen, mit welchen der Chemiker rechnet, gibt es noch eine große Zahl anderer Atome, welche wie Zwischenglieder sich zwischen diese hineinreihen und auch den Uebergang darstellen zu den anfänglich „geschaffenen" Atomen der Urmaterie. In jedem chemischen Element sind neben den Atomen, die

den eigentlichen Charakter des Elementes bedingen, bald mehr bald weniger von diesen Zwischenatomen in bestimmter räumlicher Ordnung vorhanden. Was man bisher als Eigenschaften eines einzigen Elementes anzusehen gewohnt war, ist nach ihm nur die Resultante der zwar ähnlichen, aber doch unter sich verschiedenen Eigenschaften mehrerer elementarer Bestandtheile. Bei der theilweisen Ausfällung des Salzes eines Elementes werden die verschiedenartigen Atome nicht gleichzeitig, sondern nacheinander abgeschieden; ebenso leuchten beim molekularen „Bombardement" des Phosphorescenzlichtes die verschiedenartigen Atome nicht alle auf einmal, während beim grellen Aufleuchten der Substanzen durch den elektrischen Strom alle Atome pêle-mêle ihr Licht aussenden und so die feineren Lichtunterschiede der einzelnen Bestandtheile sich verwischen und verdecken. Herr Crookes sucht dieses durch ein Gleichniß anschaulicher zu machen. „Yttrium werde durch ein Fünfmarkstück repräsentirt. Durch chemische Fractionirung sei es mir gelungen, dasselbe in fünf einzelne Markstücke zu zerlegen, und ich würde finden, daß diese letzteren einander nicht gleich, sondern mit verschiedenem Stempel versehen sind. Gesetzt ich bringe nun ein viel kräftigeres und eingreifenderes Mittel in Anwendung — ich werfe meine Markstücke in den Schmelztiegel, — so verschwindet der Münzstempel und sie werden alle zu Silber." Hätten wir bei der Fractionirung oder gesonderten Fällung den „chemisch sondernden Dämon" besser in unserer Gewalt, so könnten wir aus allen unseren Elementen in ganz bestimmter Reihenfolge alle die dieselben bildenden Bestandtheile einzeln herauslösen. Beim heutigen Stande der Chemie geht dieses leider noch nicht an, da „zur Beendigung der Fractionirung ein Zeitraum erforderlich sein würde, in Vergleich mit dem ein Menschenalter allzu kurz ist".

Herr Crookes will also die Elementatome keineswegs gänzlich beseitigen, er schiebt nur zwischen dieselben eine unabsehbar große Zahl anderer Elemente ein, welche die Stelle von Lückenbüßern einnehmen sollen und welche er durch den Namen „Meta-Elemente" oder „Elementoide" von den anderen, wohl charakterisirten Elementen, wie Sauerstoff, Wasserstoff, Chlor unterschieden wissen will. Sie bilden aber nicht bloß die Brücke von einem Mendelejeff'schen Elemente zum anderen, sondern auch die Verbindungsglieder der Elementatome mit den „anfänglich geschaffenen" Atomen des Urstoffs oder „Protyls".

Fürwahr, Herr Crookes weiß seinem spröden, dürren Ausgangsmaterial eine überreiche Ausbeute abzugewinnen! Doch dieses ist erst der Anfang seiner theoretischen Errungenschaften. Nachdem er sich die Elemente

so zurechtgelegt, verfolgt er mit wachsender Forscherkühnheit die Frage über ihre Entstehung. Nach ihm bilden sich alle Elemente aus einem „Etwas" heraus, das schon vorhanden war, als das Weltall „noch gestaltlos und leer" war. Dieses „Etwas", die Grundlage aller unserer Elemente und Meta-Elemente, der Urstoff oder das Protyl, denkt er sich als „Feuernebel", welcher sich in einem „ultragasigen" Zustande befand und mit allem demjenigen, „was wir uns jetzt im sichtbaren Universum vorstellen können, nicht irgend etwas gemein hat".

„Dies Etwas kann ich zwar nicht nennen,
Doch fühl' ich es wie Feuer brennen."

Dieser absonderliche Feuernebel konnte begreiflicherweise nicht warm oder kalt nach unseren Begriffen sein, er hat sich aber durch einen der Abkühlung ähnlichen, wahrscheinlich aus der Natur des Protyls sich ergebenden Vorgang verdichtet. Bei der Verdichtung entstanden nun die Atome der körperlichen Substanzen. Durch eine Art fortschreitender „Polymerisation" bildeten sich erst die leichteren und dann die schwereren Atome, von den heutigen Elementen somit zuerst der Wasserstoff und zuletzt das Uranium. Da nun die Verdichtung nicht immer ganz gleichmäßig und langsam sich vollzog, so erzeugte sie bald bei allmählicher gleichmäßiger Zusammenziehung scharf gekennzeichnete Elemente, weil dann gleichzeitig gleichartige Atome entstanden und zu Molekeln und Molekelaggregaten sich zusammenfanden, bald aber bei ruckweiser, unregelmäßiger Verdichtung, wenn Ungleichartiges zu einem Stoffganzen sich mengte, wenig bestimmt ausgeprägte Stoffarten, wie wir sie z. B. in den Triadengruppen: Eisen, Nickel und Kobalt, — Ruthenium, Rhodium und Palladium, — Iridium, Osmium, Platin — und in den Elementen der selteneren Erden kennen. Die heutigen Fundorte, welche diese Stoffe gewöhnlich gemeinsam bergen, betrachtet Herr Crookes als „eine Art Rumpelkammer, in der die Elemente im Zustande gehinderter Entwicklung — die zusammenhangslosen Uebergangsglieder des unorganischen Darwinismus — aufgespeichert sind". Um den Vorgang dieser Elementgruppenbildung dem Verständniß näher zu bringen, verweist er gleichnißhalber auf die Bewegung der Fußgänger auf einer sehr belebten Straße. Die Zahl der Gehenden erscheint nicht gleichmäßig auf die Wegstrecke vertheilt. Gehen einige Personen langsamer, so werden ihre Hintermänner gegen sie sich herandrängen, und falls sie nicht vorbeieilen dürfen — man denke sich eine marschirende Truppe —, mit den ersteren einen gemeinsamen

Haufen bilden, indessen die Vorderleute, unbehindert den langsamer Schreitenden voraneilend, den Zwischenraum allmählich frei machen bis zur nächsten Anhäufung. Ebenso, wie in einer solchen Ansammlung alle Personen anfangs nicht dieselbe Geschwindigkeit hatten, ebenso wenig wird eine Atomgruppe des Chlors, dem wir das Atomgewicht 35,5 beilegen, ausschließlich Atome mit diesem Atomgewicht enthalten. Das Chlor wird vielmehr um einen Grundstock von voll- und gleichwerthigen Atomen einen Bruchtheil minder- oder überwerthiger Atome von Meta-Elementen sich beigesellt haben.

Neben der Verdichtung durch eine Art Abkühlung war bei Bildung der Elementatome noch ein zweiter Vorgang wirksam, eine Art elektrischer Erregung, welche sich in periodischer Wiederkehr bald in der einen, bald in der gerade entgegengesetzten Richtung äußerte. Daraus erklärt sich der Gegensatz, in welchem die Elemente ihrem elektrischen Verhalten nach zu einander stehen. Auf Grund dieser Bildungsgeschichte sucht Herr Crookes denn nun auch die Elemente, ähnlich wie Mendelejeff, systematisch in Reihe und Glied zu stellen. Er gelangt so zur Vertheilung der Elemente auf einer lemniskatenförmigen Raumspirale, für die er auch die mathematische Gleichung ableitet. Es zerfallen dabei die Elemente in sechs analoge Gruppen; dementsprechend hätten wir sechs Bildungsperioden anzunehmen, deren jede ähnliche, aber nie identische Elementreihen lieferte. Herr Crookes entdeckt hierin den „Atavismus der Elemente" und die Erklärung für die längst bekannten natürlichen Familien der Elemente.

Während er immer weiter und weiter nach dem Bildungsgang der Stoffe ausschaut, verliert sich sein Blick schließlich bis an die Grenzen des Universums, an den „Ort des höchsten Potentials", und findet dort in der That die eigentliche Geburtsstätte der Atome! Dieser Entstehung steht folgerichtig eine Zersetzung am „Orte des niedrigsten Potentials", d. h. im Centrum übermäßig angewachsener und im Innern erloschener Sterne, gegenüber. Zwischen diesen beiden Extremen aber liegt der Ort des allmählichen Sichverwandelns. Diesen Verwandlungen gehen aber natürlich Aenderungen im Energiezustande und in dem Wirken der Atome parallel; deshalb sind heute die Atome überhaupt nicht mehr dieselben wie zur Zeit ihrer Entstehung. Es hat auch die Spectralanalyse für Herrn Crookes den Beweis dafür nicht erbracht, daß im Weltraum überall dieselben Stoffe vorkommen.

Schließlich versteigt sich Herr Crookes sogar zu einer Hypothese, um den in den Atomen vorhandenen Vorrath von Energie oder Kraft zu

erklären. Die von den wägbaren Stoffen in den Weltraum ausgestrahlte und scheinbar verloren gegangene Wärme soll durch einen allerdings noch unbekannten Vorgang an der Grenze des Weltalls, wo die Atome sich bilden, in die primäre — wesentliche (?) — Energie der Atome zurückverwandelt werden. Sobald aber die Atome dort sich gebildet haben, besitzen sie das Bestreben, dem Innern des Universums zuzueilen, um ihm die entwichene Energie restlos zurückzubringen. Damit hätte er zuguterletzt glücklich auch die Welt von jenem Untergang errettet, welchen ihr Sir William Thomson, Clausius und andere große Physiker wegen des Energieverlustes kategorisch decretirt haben.

Herr Crookes versteht es fürwahr, Unglaubliches zu leisten, aus überaus wenig unabsehbar vieles zu machen — leider aber nur auf den Schwingen „wissenschaftlicher Phantasie", was wir gewiß dem Leser nicht weiter zu beweisen brauchen. Bei allem guten Willen war es uns nicht möglich, auch nur einen einzigen Punkt in der Atomtheorie des Herrn Crookes zu entdecken, welcher mit irgend einer Nothwendigkeit aus seinen vorgeblich unanfechtbaren Beobachtungen sich ergäbe. Der Boden der experimentellen Thatsachen muß ihm vielmehr nur zum Stützpunkt dienen, um sich in schwindlige Höhen phantastischer Speculation zu erheben. Dort greift er den heute in der Luft liegenden Gedanken von der Entstehung der Atome aus einer gemeinsamen Urmaterie auf und spinnt ihn zu Fäden aus, um diese zu einem die ganze Welt umspannenden Gewebe zu verflechten. Herr Crookes mag immerhin ein noch so achtbarer Forscher, ein noch so gewiegter Chemiker und Physiker sein, dieser gute Ruf kann seiner Theorie keine Empfehlung bieten, wenn er den Schlüssel zu derselben nicht auf dem Wege exacter Schlußfolgerung aus sicheren Forschungsdaten, sondern in den verworrenen Labyrinthen der Phantasie sich geholt hat. Ohne deshalb mit seiner Theorie uns des weitern zu befassen, werfen wir nur noch einen Blick auf sein Beobachtungsmaterial, von dem er ausging.

Wenn Herr Crookes behauptet, in seiner Yttererde nur das Oxyd des Elementes Yttrium in Arbeit genommen zu haben, so hätte er das auch beweisen müssen. Wir bezweifeln gleich diesen Anfang seiner Beobachtungen. Bei der Schwierigkeit, das Yttrium sich völlig rein zu verschaffen, ist es in hohem Grade fraglich, ob er nicht vielmehr ein Gemenge des Yttriumoxydes mit Oxyden anderer schon bekannter Elemente in Händen hatte. Wenn wir indessen auch die Reinheit des Materiales zugeben, so sind seine Scheidungsversuche doch noch nicht über allen Zweifel erhaben. Aehnliche fractionirte Fällungen, wie er sie erhalten hat, kann man auch

bei anderen Oxyden sich verschaffen — wir erinnern nur an die Oxyde von Zinn und Silicium —, ohne daß es einem Chemiker beifiele, deshalb über die Elementnatur des Siliciums und Zinnes stutzig zu werden. Was aber die spectroskopische Verschiedenheit seiner „Fractionen" anbelangt, so gestatten auch sie nicht im mindesten einen sichern Schluß auf die stoffliche Verschiedenheit derselben. Herr Lecoq de Boisbaudran, der Entdecker des Galliums und in Chemie wie Physik, besonders auf dem Gebiete spectroskopischer Forschung, eine ebenbürtige Autorität, spricht den spectroskopischen Ergebnissen des Herrn Crookes jede Beweiskraft ab und schreibt die von ihm beobachteten spectroskopischen Unterschiede nur den Verunreinigungen des Yttriums zu. Es hat demnach Herr Crookes wenig Aussicht, auf dem eingeschlagenen Wege ein zweiter Darwin für das Bereich der Atome zu werden! Wir begreifen überhaupt nicht, wie seine Reden die Beachtung finden konnten, welche man ihnen selbst in wissenschaftlichen Organen gezollt hat. Es ist dies auch ein Zeichen der Zeit.

Nicht um vieles besser steht es mit dem Werthe der radikalen Neuerungen bezüglich der Atomtheorie, welche der amerikanische, sonst ausgezeichnete Chemiker T. Sterry Hunt 1887 in Fluß zu bringen suchte und durch welche er alle Thatsachen der Chemie deuten zu können glaubt, ohne irgendwie der Atome zu bedürfen. Sind schon die Grundideen seiner „Grundlage der Chemie" unverständlich, was soll da die Erklärung hoffen lassen, die er durch diese Ideen den stofflichen Erscheinungen zu geben beabsichtigt? Ueber eine andere neue Theorie, welche Herr Dulk 1886 in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin veröffentlichte, können wir zwar ein endgiltiges Urtheil so lange nicht fällen, bis er sie zu dem in Aussicht gestellten Abschluß gebracht haben wird. Zu ihrer Charakteristik genüge es, den Grundgedanken mit des Autors eigenen Worten wiederzugeben: „Die Atome der Elemente bestehen nicht aus verschiedenen Quantitäten gleichartiger Materie, sondern jedes chemisch verschiedene Atom repräsentirt vielmehr eine eigene Materie. Diese eigenartige Materie ist aber höchst wahrscheinlich nur ein eigenthümlicher Bewegungszustand des kosmischen Aethers." Dieser dunkle, scheinbar an innerem Widerspruch krankende Grundgedanke erfährt in der bis jetzt vorliegenden Darlegung der Theorie trotz aller geometrisch-mathematischen Ableitung weder eine greifbarere Fassung noch auch irgendwelche thatsächliche Begründung durch die von Herrn Dulk herausgerechneten Zahlen, wenngleich diese mit einigen Atomgewichten übereinstimmen.

Neben diesen und einigen ähnlichen theoretischen Gewächsen, welche nach Art der Pilze auf ungesundem Forschungsboden gediehen, schoß ein anderes in Kraut und Blätter, das, auf mathematischem Untergrunde festgewurzelt und durch den darüberliegenden Culturboden der Chemie und Physik kräftig genährt, ein ganz stattliches Ansehen gewann und seine Aeste kühn nach allen Seiten hinausstreckend alles überschatten zu wollen sich den Anschein gab.

(Schluß folgt.)

L. Dressel S. J.

Ueber eine Irrung der Jungfrau von Orleans.

Nach der Krönung Karls VII. soll die Jungfrau von Orleans den König gebeten haben, „daß er sie wieder nach Hause zu ihren Eltern lassen möge, um dort ihr Leben still, wie sie es begonnen, zu schließen“ [1]. Diese Behauptung wird durch keine gleichzeitige Nachricht verbürgt: Worte und Thaten der Jungfrau vor und nach der Krönung lassen eine solche Bitte nicht allein als kaum glaublich erscheinen, sondern sie zeigen klar, daß sie sich berufen meinte, noch weitern thätigen Antheil an der Befreiung ihres Vaterlandes zu nehmen. Hat also die Jungfrau auch noch nach Reims eine außerordentliche Sendung gehabt? Haben ihre „Stimmen“, d. h. ihre besonderen Schutzheiligen St. Katharina und St. Margaretha, ihr auch nach der Krönung in Reims befohlen, mit den Waffen in der Hand ihrem Vaterlande zu helfen? Wenn ja, haben dann nicht die Heiligen die Jungfrau getäuscht, wenigstens über einen Theil ihrer Sendung, der durchaus nicht erreicht wurde? Wir glauben alle diese Fragen verneinen zu müssen und halten die Aufstellung Sickels für unrichtig, welcher meint, „wie von Anbeginn an, so sagten ihr auch jetzt noch (nach der Krönung) ihre Stimmen, daß sie fortschreiten solle, bis der letzte Engländer von Frankreichs geheiligtem Boden vertrieben sei“ [2].

---

[1] Görres, Jungfrau von Orleans. S. 185.

[2] Historische Zeitschrift 4, 319. Wallon drückt seine Meinung also aus: „En un mot: la mission de Jeanne avait pour signe la délivrance d'Orléans, pour but l'expulsion des Anglais. Elle a donné son signe, elle n'a pas atteint son but,

Es kann aus dem ganzen Proceß keine einzige Belegstelle hierfür erbracht werden. Wenn sich die Jungfrau einem subjectiven Irrthum über ihren persönlichen Antheil an dem Befreiungswerke nach der Krönung hingab, so schließt das noch keine Täuschung durch ihre Heiligen ein, und wenn Aussprüche und Wünsche der Jungfrau selbst nicht eingetroffen sind, so läßt sich daraus noch keine Folgerung ziehen für solche Vorhersagungen, deren Kenntniß die Jungfrau nach ihrer ausdrücklichen Versicherung der Mittheilung ihrer Heiligen verdankte. Bei unserer Beweisführung für die Richtigkeit dieses Satzes, welche sich fast ausnahmslos auf die eigenen Worte der Jungfrau stützen soll, werden wir also besonders auf zwei Punkte zu achten haben. Erstens: Johanna faßte ihren persönlichen Antheil an dem Befreiungswerke weiter, als die ihr von den Heiligen bestimmt gestellte Aufgabe besagte, und zweitens: in keinem Falle kann von einem Irrthum der Heiligen oder von einer Täuschung durch die Heiligen die Rede sein.

Schicken wir vor allem die Bemerkung voraus, daß es vernünftigerweise niemand einfallen kann, für alle Worte und Handlungen der Jungfrau eine besondere himmlische Erleuchtung zu verlangen; denn in den meisten Dingen war dieselbe eben wie jeder andere Christ auf die eigene Vernunft und demüthiges Gebet angewiesen[1]. „Die Jungfrau", so sagt P. Gazeau, „konnte der Versuchung unterliegen, ihre Rolle zu übertreiben, und selbst Fehler begehen, deren Eingeständniß wir ja aus ihrem eigenen Munde vernehmen. Wenn sie so weit gehen konnte, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu planen, kann man sich da wundern, wenn sie über den Gegenstand ihrer Sendung, der ihr vor allem am Herzen lag, über die Befreiuug des Reiches, die sie mit Sicherheit voraussagte, zu Folgerungen kam, die nicht in ihrer Sendung lagen?"[2] Was aber lag nun bestimmt und sicher in ihrer Sendung? Was haben die Schutzheiligen ausdrücklich als persönliche Aufgabe Johanna's hingestellt? Unsere Behauptung

---

au moins comme elle l'eût voulu faire et comme elle l'eût fait sans doute, si la cour n'avait pas renoncé à la suivre plus avant ... sa mission ne fut pas manquée"; und an einer andern Stelle: „Le rôle de Jeanne n'était donc point terminé à Reims et si le succès ne répond plus à ses efforts, ce n'est point que la grâce de sa mission lui fasse défaut." 3e éd. Paris 1877. p. 389. 156.

[1] Der Vorwurf, den Eysel der Jungfrau macht: „Im Drange des Liebeseifers ist es ihr nicht immer gegenwärtig geblieben, daß, wen der Herr des Himmels sendet, keinen Tritt ohne die Klarheit himmlischer Erleuchtung thun darf", ist somit zum mindesten mißverständlich.

[2] Études relig. 1886. 9, 77. Vgl. Revue des quest. hist. 1866. 1, 559 s.

geht dahin: St. Katharina und St. Margaretha haben der Jungfrau nur Orleans und Reims als Gegenstand ihrer persönlichen Mitbethätigung bezeichnet.

In dem Verhör vom 22. Februar sagte die Jungfrau aus, „jene Stimme habe ihr gesagt, daß sie die Belagerung von Orleans aufheben werde“ [1]; am 24. Februar wiederholte sie, „durch eine ihr gewordene Offenbarung sei sie ganz sicher gewesen, daß sie die Belagerung von Orleans aufheben werde, und das habe sie dem Könige gesagt, bevor sie dorthin gekommen sei“ [2]. In dem Verhör vom 13. März wurde die Jungfrau gefragt, ob sie im Auftrage ihrer Stimmen Paris angegriffen habe. Ihre Antwort war ein kategorisches Nein; sie sei auf Verlangen der Officiere dahin gegangen, was freilich mit ihren Absichten ganz übereingestimmt habe [3]. Als die Jungfrau am 15. März im Kerker verhört wurde, betonte sie wiederum, den Angriff auf Paris habe sie auf Verlangen der Soldaten und den auf La Charité auf Verlangen des Königs unternommen. „Und das war weder gegen noch auf Befehl meiner Stimmen.“ [4] Nach dem 17. Artikel der Anklageschrift, welche die Richter gegen die Jungfrau verfaßten, soll Johanna dem Könige drei Dinge versprochen haben: „erstens, daß sie die Belagerung von Orleans aufheben, zweitens, daß sie ihn nach Reims zur Krönung führen, und drittens, daß sie ihn an seinen Feinden rächen und sie alle durch ihre Kunst (sua arte) tödten oder aus dem Reiche vertreiben werde. . . . Auf diesen Artikel antwortet Johanna, sie habe im Auftrage Gottes ihrem Könige Neues gebracht, nämlich daß unser Herr ihm sein Reich zurückgeben, ihn in Reims krönen lassen und seine Feinde vertreiben werde. Und hierüber sei sie eine Botin Gottes gewesen, indem sie ihm gesagt, daß er sie muthig ans Werk gehen lassen solle und daß sie die Belagerung von Orleans aufheben werde.“ [5] Der Unterschied zwischen der Anklage und der Antwort der Jungfrau springt in die Augen. Nach der Anklage soll die Jungfrau selbst die drei Stücke ausführen; nach der Antwort ist es unser Herr, der dieselben bewerkstelligen wird; direct nimmt die Jungfrau selbst hier

---

[1] Procès de condamnation 1, 53.

[2] L. c. 1, 79; vgl. p. 217.

[3] L. c. 1, 147; vgl. p. 109. Verhör vom 3. März: Interrogata cur ipsa non intravit praedictam villam de Caritate, postquam habebat praeceptum a Deo: respondit: „Quis vobis dixit quod habebam praeceptum a Deo?“

[4] 1, 169. Wo nur Zahlen citirt werden, beziehen sich dieselben stets auf das Werk von Quicherat. [5] 1, 231 s.

wie in allen anderen Verhören als geoffenbarten Auftrag nur die Aufhebung der Belagerung von Orleans in Anspruch.

Durch eine Reihe der zuverlässigsten Zeugen im Revisionsproceß steht aber fest, daß die Jungfrau auch die Krönung des Königs als Theil der ihr durch Offenbarung bezeichneten persönlichen Sendung erklärt hat. Der Bastard von Orleans (Graf Dunois) sagte am 22. Februar 1455 auf seinen Eid aus: „Obgleich die Jungfrau zuweilen scherzweise zur Ermuthigung der Soldaten über vieles auf den Krieg Bezügliche sprach, was vielleicht später nicht zur Ausführung gelangte, so behauptete sie aber nur, wenn sie ernst über den Krieg, ihre That und ihren Beruf sprach, daß sie gesandt sei zur Aufhebung der Belagerung von Orleans und zur Befreiung des in dieser Stadt und den umliegenden Orten hartbedrängten Volkes und um den König zur Krönung nach Reims zu führen.“ [1] Aehnlich sagt am 25. Februar der königliche Rath Garivel aus, die Jungfrau habe darauf bestanden, sie sei von Gott gesandt, um Orleans zu befreien und den König nach Reims zur Krönung zu führen [2]. Dasselbe Zeugniß legen ab Wilhelm von Ricarville [3], der sich mit Dunois in dem belagerten Orleans befand, der königliche Leibarzt Reginald Thierry, der dieses in Chinon von Johanna selbst hörte [4], der königliche Rath Simon Charles [5] und der Beichtvater der Jungfrau, Johannes Pasquerel [6]. Diese beiden Punkte, Orleans und Reims, heben die meisten und besten gleichzeitigen Chronisten als directen göttlichen Auftrag für die Jungfrau hervor [7]. Wenn also auch die Jungfrau selbst in dem Proceß stets nur von der Befreiung Orleans' spricht, so darf man auf die eidliche Aussage so vieler Ohrenzeugen hin doch annehmen, daß auch die Bewerkstelligung der Krönung in Reims von der Jungfrau als ein ihrer persönlichen Ausführung anvertrauter Auftrag der Stimmen aufgefaßt und dargestellt wurde.

Also Orleans und Reims sind der Jungfrau angewiesen; weder für das Unternehmen auf Paris noch für irgend eine andere militärische Action über Reims hinaus hat sie jemals einen bestimmten Auftrag ihrer Stimmen behauptet. Dadurch ist aber nicht ausgeschlossen, daß die Heldin im allgemeinen und mehr unbestimmt auch ihre weitere persönliche Theilnahme am Kriege als in Uebereinstimmung mit ihrem gottgewollten Berufe stehend erachtete und sich in diesem Sinne aussprach. Denn einerseits wußte sie, daß sich Gott Frankreichs erbarmt habe und das hart-

[1] Procès de réhabilitation 3, 16. [2] 3, 20. [3] 3, 21.
[4] 3, 22. [5] 3, 115. [6] 3, 103.
[7] IV. 11. 41. 53. 202. 205. 426.

bedrängte Land gänzlich befreien werde; andererseits hatte sie den bestimmten Auftrag, den Anfang der Rettung selbst zu verwirklichen: konnte sie da nicht leicht auf den Gedanken kommen, sie selbst werde auch bei der Vollendung dieses Triumphes persönlich betheiligt sein, zumal ihre Stimmen dies lange Zeit nicht verneinten?[1] In dieser Auffassung glauben wir alle entgegenstehenden Schwierigkeiten zur Genüge lösen und besonders darthun zu können, daß die Aussprüche der Jungfrau, welche man als nicht eingetroffen bezeichnet, nicht solche sind, für welche von Johanna eine ausdrückliche Mittheilung ihrer Stimmen behauptet wurde.

Die erste Vorhersagung Johanna's in Bezug auf ihre persönliche Theilnahme an dem ganzen Befreiungswerke, welche somit nicht in Erfüllung gegangen wäre, soll sich in ihrem Briefe an die Engländer befinden, nämlich die Worte: „Ich bin hierhergekommen von Gottes, des Himmelskönigs, wegen, um euch Leib an Leib aus ganz Frankreich zu verjagen."[2] Dieser Brief an die Engländer wurde der Jungfrau im Proceß vorgehalten, weil er viel Böses, Verderbliches und mit dem katholischen Glauben weniger Uebereinstimmendes enthalte. Die Jungfrau antwortete am 27. März, sie habe diesen Brief nicht aus Stolz und Uebermuth, sondern auf Geheiß Gottes dictirt, und bekannte sich zu dem ganzen Inhalte des Briefes mit Ausnahme von drei Ausdrücken. Einer derselben befindet sich in den obigen Worten, es ist der Ausdruck: „Leib an Leib". Dann sagt sie weiter: „Vor Ablauf von sieben Jahren werden die Engländer das wohl begreifen, was ich ihnen geschrieben", und ferner: „sie hätte sich lieber von Pferden zerreißen lassen, als daß sie gegen den Willen Gottes nach Frankreich gegangen wäre."[3] In dem zweiten Proceß sagt ein Zeuge

[1] Vgl. Études relig. l. c. p. 86. Wenn Johanna zwar nicht gegen ihrer Heiligen ausdrückliches Verbot, wohl aber ohne deren Gebot oder mindestens Genehmigung unter den Waffen geblieben, so wäre das nach der Auffassung Eysels „eine wenngleich nicht so grobe, doch keineswegs zu rechtfertigende Ueberschreitung ihres Berufes gewesen". Die Richtigkeit dieses Urtheils können wir nur für den Fall zugeben, daß dieser Beruf auch gleich von Anfang negativ beschränkt worden wäre. Dies ist aber nicht der Fall.

[2] „Je sui cy envoiée de par Dieu, le Roy du ciel, corps pour corps, pour vous bouter hors de toute France. Et si vuellent obéir, je les prandray à mercy. Et n'aiez point en vostre oppinion, quar vous ne tendrez point le royaume de France, Dieu, le Roy du ciel, filz Sainte Marie; ainz le tendra le roy Charles, vray héritier; car Dieu, le Roy du ciel, le veult, et lui est révélé par la pucelle; lequel entrera à Paris à bonne compagnie. . ." Procès 1, 241.

[3] et quod ante septennium, ipsi (Anglici) bene hoc percipient de hoc quod eis scripsit. . . Item . . . dixit quod mallet distractam esse cum equis, quam in Franciam venisse sine licentia Dei. 1, 241 s.

aus, daß er gegenwärtig war, als die Theologen in Poitiers die Jungfrau fragten, wozu sie gekommen. Die Jungfrau habe geantwortet: „Ich komme im Auftrage des Himmelskönigs, um Orleans zu befreien und den König zur Krönung nach Reims zu führen." Dann habe sie den einen der Theologen, den Magister Erault, gebeten, zu schreiben, was sie dictire: „Vous, Suffort, Classidas et la Poule, je vous somme, de par le Roy des cieulx, que vous en aliez en Angleterre." [1] Dies ist aber der Anfang des obigen Briefes, den die Jungfrau ja in Poitiers schreiben ließ. In demselben Augenblicke also, wo sie den Theologen nur zwei Dinge als Inhalt ihrer Sendung mittheilt, nämlich die Befreiung von Orleans und die Krönung des Königs, schreibt sie an die Engländer, sie sei gekommen, um ganz Frankreich von seinen Feinden zu säubern. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Der Ton des ganzen Briefes ist ein ungemein siegesgewisser, man möchte fast sagen übermüthiger. Die Jungfrau hat die unerschütterliche Ueberzeugung, daß sie Orleans befreien und den König nach Reims führen wird; sie weiß auch, daß die Engländer aus ganz Frankreich vertrieben werden. Wie leicht konnte ihr da die Wendung in den Mund kommen: ich bin im Auftrage Gottes gekommen, die Engländer aus ganz Frankreich zu vertreiben, obgleich ihre Stimmen ihr nirgends gesagt, daß *sie* dieses Werk vollenden werde: ihr kriegerischer Feuereifer reißt sie fort, über den wirklichen Inhalt ihrer Sendung hinaus, ohne sie aber dadurch in Widerstreit mit ihren Stimmen zu bringen, die ihr ebenfalls nirgends gesagt, daß sie nicht auch über Reims hinaus an der Vertreibung der Engländer theilnehmen dürfe [2].

---

[1] 3, 74.

[2] Als einer der ersten, der gegen den vielfach preisgekrönten liberalen Historiker Henri Martin das wahre Bild der Jungfrau vertheidigte, hat sich der Marquis G. du Fresne de Beaucourt sehr verdient gemacht durch seine beiden Schriften: Le Règne de Charles VII d'après M. Henri Martin et d'après les sources contemporaines (Paris 1856) und Un dernier mot à Henri Martin (Paris 1857). In der erstern Schrift sagt er über den Brief an die Engländer: „Il est évident que l'expression employée dans la lettre dictée par Jeanne n'a pas la portée qu'on lui attribue. Dans sa pensée, dans la pensée du peuple, dont elle personnifie si bien les sentiments et les croyances, le sacre est tout. Faire sacrer le roi, c'est chasser les Anglais" (p. 51). Und vorher in der Anmerkung (p. 50 [4]): „‚Il importe', dit M. H. Martin, ‚de remarquer ce témoignage direct de Jeanne sur sa mission.' Il importe, ajouterons-nous, de remarquer que Jeanne, dans cette lettre, ‚rêvait (l'auteur le dit lui-même) un projet de croisade'." — In beiden Schriften wird die Beschränkung der Mission Johanna's auf Orleans und Reims dargethan.

Eine andere Schwierigkeit wird aus der Aussage des Herzogs von Alençon erhoben. In dem zweiten Proceß behauptete dieser am 3. Mai 1456, er habe „einst Johanna dem Könige sagen hören: Ich (Johanna) werde ein Jahr und nicht viel mehr dauern; deshalb müsse man wohl bedacht sein, dieses Jahr ordentlich zu schaffen, denn sie habe vier Aufträge (onera), nämlich: die Engländer in die Flucht zu schlagen, den König in Reims krönen zu lassen, den Herzog von Orleans aus den Händen der Engländer zu befreien und die Belagerung von Orleans aufzuheben“ [1]. Ohne auf die wunderliche Aufeinanderfolge der vier Aufträge in dieser Aussage viel Gewicht zu legen, halten wir dieser Aussage die wenigstens ebenso gewichtigen Aussagen aus der nächsten Umgebung des Königs und Johanna's entgegen, die wir oben angeführt und die nur von zwei Stücken etwas wissen. Wie kommt aber der Herzog von Alençon zu vier Aufträgen? Hat vielleicht die Jungfrau doch einmal vier Punkte als Inhalt ihrer Sendung bezeichnet? Einer der gewichtigsten Zeugen im zweiten Proceß ist der 70jährige Dominikaner P. Seguini, Dekan der theologischen Facultät zu Poitiers und Mitglied der Commission in Poitiers, von welcher die Jungfrau auf Befehl des Königs drei Wochen lang verhört worden war. Dieser machte u. a. folgende eidliche Aussage: „Und damals (im Verhör) sagte sie (die Jungfrau) dem Sprechenden (Seguini) und den anderen Anwesenden vier Dinge, welche eintreffen würden und welche nachher wirklich eintrafen. Erstens würden die Engländer besiegt, und die Belagerung von Orleans würde aufgehoben und die Stadt von den Engländern befreit werden; sie selbst würde die Engländer aber vorher zur Ergebung auffordern. Zweitens werde der König in Reims gekrönt werden. Drittens werde Paris dem Könige wieder gehorsamen, und es werde viertens der Herzog von Orleans aus England zurückkehren. Dieses alles sah der Sprechende selbst in Erfüllung gehen.“ [2] Wir sehen den Unterschied in der Aussage: beim Herzog von Alençon wird Johanna selbst diese vier Dinge ausführen; bei Seguini ist davon keine Rede: es sind vier in der Zukunft eintretende Ereignisse, die Johanna voraussagte, ohne auch nur mit einem Worte zu erwähnen, daß sie selbst den bestimmten Auftrag habe, alle diese Dinge zu vollbringen. Gerade vorher hatte sie Seguini auf dessen Bemerkung, sie könne doch nicht verlangen, daß man einfachhin ihre Worte glauben und dem Könige die Annahme ihrer Hilfe empfehlen solle, geantwortet: „En nom Dieu

[1] 3, 99. [2] 3, 205.

je ne suis pas venue à Poictiers pour faire signes; führet mich nach Orleans, dann werde ich zeigen, wozu ich gesandt bin." Wenn wir also nur die Aussage des alten Theologieprofessors, der drei Wochen lang an den Verhören thätigen Antheil hatte, den Worten des leichtlebigen Alençon gegenüberzustellen hätten, so würde die Wahl nicht schwer sein, welche von beiden Aussagen am meisten Glauben verdiente.

Die Befreiung des Herzogs von Orleans, welche einen dieser vier Punkte bildet, kam auch im ersten Proceß zur Sprache. Am 12. März wurde Johanna im Kerker gefragt, wie sie den Herzog von Orleans befreit haben würde. Sie hätte — antwortete sie — viele Engländer gefangen genommen, um ihn auszulösen; und wenn es ihr nicht geglückt, genug in Frankreich gefangen zu nehmen, wäre sie mit Macht über das Meer nach England gezogen, um ihn zu holen. Die Frage, ob die hl. Katharina und die hl. Margaretha ihr absolut und ohne Bedingung gesagt, daß sie genug Leute zu Gefangenen machen werde, um den Herzog von Orleans auszulösen, oder daß sie sonst über das Meer gehen werde, um ihn zu holen, beantwortete sie mit Ja; sie habe dem Könige gesagt, er solle ihr freie Hand lassen in betreff der englischen Herren, die damals gefangen waren. Sie sagte weiter, wenn sie ohne ein Hinderniß zu finden drei Jahre gedauert hätte, würde sie den Herzog befreit haben. Ferner sagte sie, um dies auszuführen, wäre der Termin weniger als drei Jahre und mehr als ein Jahr gewesen; aber sie erinnert sich nicht mehr daran[1]. Die Heiligen haben also ohne jede Bedingung gesagt, daß Johanna *entweder* genug Gefangene machen zur Auslösung des Herzogs, *oder* nach England übersetzen würde. Die Jungfrau hatte wirklich genug englische Gefangene (z. B. nach der Schlacht bei Patay); denn dies geht offenbar aus ihrer Bitte an den König hervor, ihr in betreff der englischen Herren, welche *damals* Gefangene waren, freie Hand zu lassen. Der Schluß ihrer Aussage über die Dauer ihrer Mission ist unbestimmt, und sie fügt selbst bei, *daß ihr Gedächtniß hierin versage*; es war nämlich am Ende eines langen Verhörs im Kerker, nachdem am Morgen desselben Tages ein noch längeres und ermüdenderes vorausgegangen. Aus alledem können wir folgern, daß es wirklich im Plane der Jungfrau gelegen, den Herzog von Orleans zu befreien, daß sie aber diese Befreiung nirgends als *bedingungslose* Aufgabe ihrer

[1] 1, 133 s. Wir schließen uns möglichst wörtlich an den nichts weniger als fein stilisirten Text an, in welchem das dicit und dixit kein Ende nehmen will.

Stimmen darstellte. In der Anklageschrift heißt es, die Jungfrau habe auf die Frage, warum sie ohne Noth die Männerkleidung im Gefängnisse anbehalte, geantwortet: „Wenn ich vollendet haben werde, wozu ich von Gott gesandt bin, werde ich Weiberkleider anlegen.“ [1] Im Verhöre vom 12. März wurde die Jungfrau gefragt, ob ihre Stimmen ihr befohlen, Männerkleider anzuziehen. Sie antwortete: „Alles, was ich Gutes gethan habe, habe ich auf Befehl meiner Stimmen gethan, und in Bezug auf die Kleidung werde ich ein anderes Mal antworten.“ [2] Am 13. März wird Johanna wiederum über das Tragen der Männerkleidung verhört: „Weil ich es auf Befehl des Herrn thue,“ antwortete sie, „und in seinem Dienste glaube ich nicht böse zu handeln; und wenn es Gott gefallen wird, es zu befehlen, werde ich die Kleider sogleich ablegen.“ [3] Im Verhör vom 17. März versichert sie, sie werde die Weiberkleider nicht eher anlegen, als bis es Gott gefallen werde . . . sie wolle lieber sterben als widerrufen, was Gott sie zu thun geheißen; sie habe das feste Vertrauen, Gott werde sie nicht so verlassen, daß sie nicht recht bald Hilfe, und zwar durch ein Wunder, erlangen werde [4]. Und in dem 50. Anklageartikel werden in bezug auf diese Frage noch folgende Worte der Jungfrau angeführt: „Je sçay bien, quant à l'abit, le commandement comment je l'ay prins; mais je ne sçay point par quelle manière je le doy lessier.“ [5] Nehmen wir alle diese Antworten zusammen, so ergibt sich daraus ganz klar, daß die Jungfrau von ihren Stimmen keinen Befehl erhalten, die Männerkleidung zu ändern, und ferner, daß sie diese Männerkleidung schon allein aus dem Grunde beibehält, weil sie ja auf Befreiung und weitere kriegerische Thaten hofft; daß auch noch ein anderer wichtiger Grund für das Beibehalten der Männerkleider vorlag, geht aus den Aussagen vieler Zeugen im zweiten Proceß hervor: die Jungfrau war nämlich im Gefängniß häufig von Vergewaltigungen ihrer Wächter bedroht, gegen welche sie sich so besser zu schützen vermochte [6].

Die Stimmen sollen dann ferner Johanna bedingungslos gesagt haben, sie werde den König von England sehen. Am 15. März wurde sie im Kerker unter vielem andern auch über ihren mißglückten Befreiungsversuch aus dem Schlosse von Beaulieu gefragt. „Sie sagte darauf, daß ihre Befreiung damals, wie es ihr scheine, Gott nicht gefallen, und daß sie den König von England sehen müsse, wie ihre Stimmen ihr gesagt

---

[1] Procès de condamn. 1, 394. [2] 1, 133. [3] 1, 161.
[4] 1, 176. [5] 1, 279. [6] 2, 5. 31.

hatten, wie oben geschrieben."[1] In der großen Anklageschrift, in welcher nach jedem Artikel die Aussagen der Jungfrau meist ganz wörtlich folgen, werden die Worte nach einem frühern Verhör so gegeben: „Die hl. Katharina sagte: Du mußt unbedingt alles willig ertragen; und du wirst nicht befreit, bis du den König von England gesehen hast."[2] Nach den Worten des frühern Verhöres und der Fassung in der Anklageschrift haben wir es also nur mit einem bedingten Satze zu thun, welchen Johanna, wie manche ähnliche Worte ihrer Stimmen, nach ihrer Weise ausgelegt. Denn die Jungfrau glaubte bis zum letzten Augenblick, sie werde befreit werden. Gerade die genaue Darstellung dieser Illusion wird uns erst recht deutlich zeigen, wie verschieden die Intentionen der Jungfrau von den Bemühungen der Stimmen waren, und wie Johanna die deutlichsten Hinweise auf ihr nahes Ende gar nicht verstehen wollte. Nebenbei sei bemerkt, wie aber auch in keiner Episode der reine, gottergebene Charakter der Jungfrau sich glänzender bewährt als gerade hier.

Beginnen wir mit den Aussagen über die Gefangennahme. Am 10. März wurde die Jungfrau gefragt, ob sie den Ausfall (aus Compiègne, bei dem sie gefangen wurde, 23. Mai 1430) auf Befehl ihrer Stimmen unternommen habe. Sie antwortete: „Als ich[3] in der letztvergangenen Osterwoche vor Melun stand (15. April 1430), wurde mir von meinen Stimmen, d. h. der hl. Katharina und Margaretha, gesagt, ich würde vor dem Feste des hl. Johannes gefangen genommen werden, und so müßte es sein; und ich sollte mich darüber nicht entsetzen, sondern es willig annehmen, und Gott würde mir helfen." Auf die Frage, ob ihr auch noch später ihre Gefangennahme vorausgesagt worden, erwiederte sie: „Ja, oft und fast täglich. Und ich fragte meine Stimmen, ob ich nach meiner Gefangennahme gleich sterben würde ohne lange Kerkerqual; und die Stimmen sagten mir, ich solle alles willig annehmen, und es müsse so geschehen, aber die Stunde sagten sie mir nicht. Und wenn ich die Stunde gewußt hätte, wäre ich nicht dorthin gegangen. Ich habe die Stimmen häufig um die Stunde meiner Gefangennahme gefragt, aber sie sagten mir dieselbe nicht." Auf die weitere Frage, ob sie im Falle eines Befehles von seiten ihrer Stimmen, den Ausfall aus Compiègne zu unternehmen, mit dem Bedeuten, daß sie dabei gefangen genommen würde, trotzdem dorthin gegangen wäre, antwortete sie: „Wenn ich die Stunde

[1] 1, 163. [2] 1, 267.

[3] 1, 115 s. In den Proceßacten immer indirecte Rede.

meiner Gefangennahme gewußt hätte, wäre ich nicht gerne hingegangen; aber dennoch hätte ich den Befehl meiner Stimmen ausgeführt, was mir auch immer hätte zustoßen sollen ... An jenem Tage wußte ich nichts von meiner Gefangennahme, und auch habe ich keinen Befehl gehabt, den Ausfall zu machen; aber immer wurde mir gesagt, ich werde gefangen genommen werden."

Auch im Gefängniß wollte die Jungfrau sich nicht freiwillig fügen, sondern alles versuchen, um der Gewalt ihrer Feinde zu entrinnen. Von dem Versuche, aus ihrem ersten Gefängniß in Beaulieu zu entkommen, haben wir bereits gehört. Im August wurde sie nach Beaurevoir bei Cambrai gebracht, und hier war es, wo sie gegen den Rath und Willen ihrer Stimmen von dem Thurme herabsprang. Am 14. März wurde sie von den Richtern um die Beweggründe zu diesem Sprunge gefragt. „Ich hatte sagen gehört," [1] antwortete sie, „daß alle Einwohner von Compiègne bis zum siebenten Lebensjahr hinab mit Feuer und Schwert vertilgt werden sollten, und da hätte ich lieber sterben mögen, als noch leben nach einem solchen Hinwürgen der guten Leute, und das war einer der Gründe für meinen Sprung. Der andere war, daß ich wußte, ich sei an die Engländer verkauft, und ich hätte lieber sterben mögen, als in der Hand meiner Feinde, der Engländer, zu sein." Gefragt, ob sie den Sprung auf den Rath ihrer Stimmen gewagt, sagte sie: „Die hl. Katharina sagte mir fast täglich, ich solle nicht herunterspringen, Gott würde mir und auch den Bewohnern von Compiègne beistehen. Ich erwiederte der hl. Katharina, weil Gott denen von Compiègne helfen würde, möchte ich dort sein. Da sagte die hl. Katharina: Du mußt alles willig aufnehmen, und du wirst nicht befreit, bis du den König von England gesehen hast. Johanna antwortete: Wahrlich, ich möchte ihn nicht sehen und lieber sterben, als in den Händen der Engländer sein ... Nach dem Sprung wurde ich von der hl. Katharina getröstet, welche mir sagte, ich solle beichten und Gott für den Sprung um Verzeihung bitten." Die Frage, ob sie in dem Augenblicke des Sprunges geglaubt, sich zu tödten, verneinte sie: „Bei dem Sprunge empfahl ich mich Gott, und ich glaubte durch diesen Sprung meine Auslieferung an die Engländer zu verhindern." [2] An demselben Tage wurde die Jungfrau am Nachmittage wiederum über denselben Gegenstand verhört; ihre Antwort läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Ich that dies nicht aus Verzweiflung, sondern in der

[1] 1, 150 s. [2] 1, 152.

Hoffnung, mich zu retten und den vielen guten Leuten in ihrer Noth zu Hilfe zu eilen. Nach dem Sprung habe ich gebeichtet und Gott um Verzeihung gebeten. Auch hat mir Gott verziehen, und ich glaube, jener Sprung war nicht gut, sondern übel gethan. Durch die hl. Katharina weiß ich, daß Gott mir verziehen, nachdem ich gebeichtet." [1]

Die Jungfrau glaubte auch nachher noch immer an ihre Befreiung und faßte so auch die Antworten ihrer Stimmen auf. Am 3. März wurde sie wiederholt gefragt, ob die Stimmen ihre Befreiung vorausgesagt: „Ja, in der That," erwiederte sie, „sie haben mir gesagt, daß ich befreit würde, aber ich weiß weder den Tag noch die Stunde; ich soll nur muthig sein und ein fröhliches Gesicht machen." [2] In einem spätern Verhör spricht sich die Jungfrau weiter aus über das, was ihre Stimmen ihr über ihre Befreiung mitgetheilt. „Die hl. Katharina hat mir gesagt, daß ich Hilfe erhalten werde; ich weiß aber nicht, ob dies bei meiner Befreiung aus dem Kerker der Fall sein wird, oder ob, wenn ich vor Gericht wäre, eine Verwirrung entstände, infolge deren ich gerettet werden könnte. Ich glaube, daß es das eine oder andere hiervon ist. Meine Stimmen sagen mir, ich werde durch einen großen Sieg befreit werden, und dann sagen mir die Stimmen: Nimm alles willig an, betrübe dich nicht über dein Martyrium; du wirst schließlich in das Paradies kommen. Und das haben mir meine Stimmen einfachhin und ohne jede Bedingung gesagt. Und ich halte das Leiden und die Widerwärtigkeit, die ich im Kerker erdulde, für jenes Martyrium, und ich weiß nicht, ob ich ein größeres Leiden zu erdulden haben werde." [3]

Also nachdem ihre Stimmen ihr schon deutlicher und deutlicher von ihrem Martyrium und ihrem Tode sprachen, versteht das die Jungfrau immer noch von ihrer Befreiung. Ja, sie bittet oft die Stimmen, ihr zu erlauben, die Flucht zu ergreifen. „Ich habe oft darum gebeten, aber noch keine Erlaubniß erhalten . . . wenn ich aber die Thüre offen sähe, so würde ich das für einen Wink Gottes halten." Sie würde dann nach dem Sprichwort handeln: „Aide toy, Dieu te aidera." [4]

Der große Sieg, von dem die Stimmen gesprochen, sollte die Jungfrau bald befreien. Aber es war ein anderer Sieg, als ihn die Jungfrau

---

[1] 1, 160; vgl. p. 169. 172. Gründe zur Entschuldigung 2, 45.

[2] 1, 94. Am 1. März sagt Johanna: „Die Stimmen haben mir versprochen, mich ins Paradies zu führen. Innerhalb dreier Monate werde ich euch ein anderes Versprechen sagen." Am 30. Mai wurde die Jungfrau verbrannt.

[3] 1, 155. [4] 1, 164.

erwartet; es war ein kostbarerer Sieg, als es ihr größter Sieg über die Engländer nur hätte sein können; es war der Sieg über sich selbst, der Sieg der Ergebung in den göttlichen Willen, der Sieg über das eigenmächtige Festhalten an all ihren großen Entwürfen und Plänen, in deren erster Linie der siegreiche Einzug in Paris an der Seite ihres vielgeliebten Königs, in deren Verlauf ein Zug übers Meer nach England und in deren Endpunkten ein großer Kreuzzug gegen alle Feinde der von ihr so verehrten Kirche, gegen Hussiten und Saracenen, als ebenso viele Leitsterne ihre weitere kriegerische Bahn bestimmen sollten. Sie hielt sich und war, soweit menschliches Ermessen hier urtheilen darf, berufen, ihrem hartbedrängten Lande zu helfen; das Zeichen ihrer Sendung war Orleans, sie hat es eingelöst. Ueber ihre weitere persönliche Theilnahme an diesem Errettungswerke aber war sie auf ihre eigene Einsicht angewiesen, und nie haben ihr die Stimmen, wenigstens nicht nach der Krönung zu Reims, irgend eine andere Waffenthat befohlen. Geduld, Ergebung, Vertrauen in Leiden, das ist dann mehr der tägliche Zuspruch der Stimmen. Wir begreifen jetzt noch besser die Ausdrücke der Jungfrau im Briefe an die Engländer, ihren lebhaften Wunsch, den Herzog von Orleans zu befreien, ihren Wunsch auf Wiedersehen in Paris[1]. — Was aber die Jungfrau als sichere, unbedingte Vorhersagungen ihrer Stimmen ausgesagt, ist alles eingetroffen, freilich nicht immer in dem Sinne, wie sie es aufgefaßt. Die Heiligen mußten Geduld mit der Schwäche ihres Schützlings haben, sie durften ihr noch nicht die ganze, für die nur Befreiung und Sieg athmende Jungfrau so entsetzliche furchtbare Wahrheit ihres Flammentodes sagen; sie mußten sie erst leiten und führen und aufrecht erhalten, wie ein Kind an sorgsamer Mutterhand, durch die bittere, bittere Schule der Leiden hindurch.

Diese letzte Episode in dem ergreifenden Drama ist auch ein schlagender Beweis, daß die Visionen und Vorhersagungen der Jungfrau nicht herausgeworfene Strahlen ihres eigenen Geistes waren. „Wie sie sich früher", so sagt treffend Guido Görres[2], „nach dem Sieg und der Rettung Frankreichs gesehnt, so sehnte sie sich jetzt nach der eigenen Freiheit. Sie

---

[1] Nach dem Briefe des Gui de Laval vom 8. Juni 1429: „J'allay à son logis la voir; et fit venir le vin, et me dit qu'elle m'en feroit bientost boire à Paris." 5, 107. Am 22. August 1429 ließ die Jungfrau selbst an den Grafen von Armignac u. a. schreiben: „quant vous sarez que je seray à Paris." 1, 246.

[2] Jungfrau von Orleans. S. 260.

hatte dazu mit Gefahr ihres Lebens und selbst gegen den Willen ihrer Heiligen Versuche gemacht, sie hatte sie oft inständig darum gebeten ... Ging also (auf Hilfe und Rettung) all ihr Sinnen, ist da nicht anzunehmen, wären ihre Erscheinungen nichts als die Bilder einer aufgeregten, krankhaften Einbildung gewesen, daß sie ihr auch jetzt die sehnlich erwünschte Nachricht ihrer Befreiung aus dem Kerker verkündet hätten, wie früher die Erhebung Frankreichs aus seiner hoffnungslosen Erniedrigung?"

Wir sind am Ende unserer Erörterung angelangt. Die hier behandelte Frage ist die wichtigste und schwierigste in dem ganzen Leben der Jungfrau. Die Gegner haben von ihrem Standpunkt mit Recht hier angesetzt. Denn ist die Jungfrau von ihren Stimmen über die ihr gewordene Aufgabe getäuscht worden, sind ihr Dinge vorausgesagt worden, die nie eingetroffen, dann kann von einem göttlichen Einfluß die Rede nicht sein. Erweisen sich aber auch diese scheinbar begründetsten Anhaltspunkte für die modernen Erklärungen als durchaus unberechtigt und haltlos, dann bleibt uns nur die Wahl, entweder ein völlig unlösbares Räthsel oder aber ein außerordentliches Eingreifen der göttlichen Vorsehung anzunehmen.

B. Duhr S. J.

Die Astronomie in den letzten Jahrzehnten.

Haben wir in einer frühern Abhandlung[1] das weite Gebiet der Fragen besprochen, welche der Astronomie noch offen stehen, so wollen wir jetzt sehen, wie viel in den letzten zehn bis zwanzig Jahren geschehen ist, um der Beantwortung dieser Fragen näher zu kommen.

Es wird sich uns bei Betrachtung der gegenwärtigen astronomischen Thätigkeit — vielleicht zu unserer Ueberraschung — die Ueberzeugung aufdrängen, daß dieser schönste Zweig der Naturwissenschaften sich vor allen anderen vortheilhaft auszeichnet durch die Größe und Einheitlichkeit der Pläne und Arbeiten sowohl, als auch durch wissenschaftliche Organe, internationale Gelehrtenversammlungen und Aufwand von Geld und

[1] „Schwebende Fragen der Astronomie." Bd. XXIX. S. 39 ff. 138 ff.

Zeit, welche diesem Fache ausschließlich gewidmet sind, sowie endlich in Bezug auf sichere Erfolge, welche noch in der nächsten Zukunft zu erwarten stehen.

Indessen leidet das hier zu entrollende Bild an der Schwierigkeit, daß sein Verständniß ein tieferes Eingehen in die Wissenschaft selbst erfordert, indem die Studien so vieler gelehrter Männer und ihre Erfolge auf so vielen verschiedenen Gebieten sich nicht durch allgemeine Bemerkungen wiedergeben lassen.

Während wir nun bei Betrachtung der „Schwebenden Fragen der Astronomie" vom Mittelpunkte unseres Sonnensystems ausgingen, ziehen wir es der Abwechslung halber vor, unsere gegenwärtige Wanderung durch die Sternenwelt vom Mittelpunkte der scheinbaren Himmelskugel aus zu beginnen, und von der Erde aus zum Monde, zur Sonne, zu den Planeten, Kometen und Fixsternen bis zu den weitentlegenen Weltinseln der Sternhaufen und Nebelflecken emporzusteigen. Auch die winzigen Arbeiten der Astronomen auf diesem unermeßlichen Gebiete werden nicht verfehlen, uns von der Herrlichkeit Gottes zu erzählen und seiner Hände Werk am Firmamente zu verkünden [1].

1. Werfen wir also zuerst einen Blick auf unsere Erde, so fällt uns sofort eine rege Thätigkeit in allen Continenten auf, welche die Ausmessung der Gestalt und Dichtigkeit unseres Planeten zum Zwecke hat, und zwar nach Bessels Vorgang durch Triangulationen und Pendelversuche.

Die Arbeiten der europäischen Gradmessung haben besonders in Oesterreich unter Oppolzers Leitung einen großen Aufschwung genommen. Oppolzer begann seine Thätigkeit als Commissär dieses Instituts im Jahre 1872 an dem westlichen Ende der Monarchie, indem er die Lage des Pfänderberges bei Bregenz bestimmte und an das schweizerische Netz anschloß. In den vier Jahren von 1873—1876 wurden nicht weniger als 40 telegraphische Längenbestimmungen ausgeführt und alle Hauptstädte des Kaiserreiches an die Sternwarten Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens angeschlossen. Die Ergebnisse von mehr als 100 Stationen des europäischen Gradnetzes sind von Albrecht in ein systema-

[1] Als hauptsächlichste Quellen der folgenden Mittheilungen sind zu nennen: Ein Vortrag des Professor Young in New-York, 17. Mai 1886; die Jahresberichte der Smithson'schen Stiftung; die Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft; die Annalen der Harvard-Sternwarte; die Memoiren der National-Akademie der Wissenschaften in Washington.

tisches Ganze zusammengefaßt worden, und im Jahre 1882 gelangten zwei werthvolle Karten mit den Ortsbestimmungen dieses Institutes zur Vertheilung.

Daß die 25jährigen Arbeiten der europäischen Gradmessung noch nicht beendet sind und wohl nie zum Abschluß kommen sollen, deutet schon der Name ihrer „Permanenten Commission" an.

Dieser europäischen Institution entspricht in Amerika das Bureau der „Küsten- und Ländervermessung". Das nordamerikanische Gradnetz wurde von Schott bearbeitet und ist durch vier unabhängige Kabelverbindungen an das europäische System angeschlossen worden. Die Marine hat ihrerseits das Netz der Küstenvermessung mit Südamerika verbunden, zunächst in Westindien unter Commandeur Davis, von Florida über den Mexikanischen Meerbusen bis Panama, und dann durch Kabelverbindung von Lissabon nach Pernambuco und allen bedeutenden Städten der Ostküste Südamerika's bis Montevideo. Die letztere Station wurde dann landeinwärts durch Triangulation mit Santiago in Chile in Verbindung gebracht, und dieses endlich, um den Kreis abzuschließen, längs der Westküste des Continentes mit Panama. Sogar auf die Ostküste Asiens erstreckte sich die Thätigkeit der amerikanischen Marine, indem bei Gelegenheit des Venusdurchganges alle Hauptpunkte auf der Linie von Madras über Shanghai, Hongkong, Singapore, Nagasaki bestimmt wurden.

Das Innere Asiens, und namentlich Turkestan, wird gegenwärtig von der neuen Sternwarte in Taschkent aus vermessen.

Australien und Neuseeland sind von den Engländern unlängst mit Ostindien in Verbindung gebracht worden, und die neue Telegraphenlinie auf der Ostküste Afrika's von Aden bis zum Capland wird für eine neue afrikanische Triangulation von Bedeutung werden.

Ein merkwürdiges Resultat dieser Messungen war, daß der Längenunterschied Greenwich-Paris beinahe um eine halbe Zeitsekunde verbessert wurde und die bisher angenommene Länge von Lissabon um 8,54 Zeitsekunden zu klein war.

Mit diesen Ortsbestimmungen gingen Pendelversuche Hand in Hand. Baeyer, der Gründer der europäischen Gradmessung, beobachtete mit Bessels Pendel und Toise in Königsberg; Vogel in Potsdam benützt ein feines Repsold'sches Pendel; Oppolzer beobachtete in den Kellerräumen der Wiener Sternwarte; Pierce führte diese Beobachtungen auf allen Stationen der amerikanischen Küstenvermessung ein und verbesserte die Methode durch Berechnung der Schwankungen im Aufhängepunkt. Er selbst beobachtete

auch in Europa, während Oberstlieutenant Herschel seine Versuche über Ostindien und Amerika ausdehnte [1].

Eine lehrreiche Erfahrung bei diesen Versuchen bestand darin, daß Pendel und also auch Uhren vor dem Temperaturwechsel der Umgebung zu schützen sind, nicht durch schlechte Wärmeleiter, wie wir sie im Winter anziehen, sondern durch glänzende Metalle, die den Wechsel von außen nicht absorbiren, ihn vielmehr als gute Reflectoren zurückwerfen.

Eine andere Erfahrung machte man im Abrahamschachte zu Freiberg in Sachsen, daß nämlich zur Bestimmung der Dichtigkeit der Erde Pendelschwingungen nicht so geeignet sind, wie die Drehwage von Cavendish und Wägungen mit dem Gewichte an einem kürzern oder längern Faden, der in verschiedene Tiefen gesenkt wird.

Daß sich bei der Ausmessung der großen amerikanischen Binnenseen eine Ebbe und Flut herausstellte, die im Maximum nicht auf zwei Zoll stieg, war zu erwarten. Auch daß das Loth durch Gebirgsketten abgelenkt wird, ist eine bekannte Thatsache; doch sind neue Bestätigungen immer wieder lehrreich. Dr. Braun S. J. leitet aus der Längenbestimmung von Kalocsa die Vermuthung ab, daß das Loth in Wien etwa 15 und in Ofen etwa 10 Bogensekunden nach Westen abgelenkt werde, wie dies aus der Lage Wiens am östlichen Abhange der mitteleuropäischen Gebirgsmasse und aus derjenigen Ofens am östlichen Fuße der Ausläufer des Bakonywaldes erklärlich ist. Die angegebenen Zahlen bedürfen noch einer genauern Bestimmung, können aber durch ihre Größe nicht befremden in Anbetracht einer Ablenkung von 42 Sekunden, die sich am Südabhange der Alpen auf eine Entfernung von 15 Meilen bemerklich macht.

Was sollte man da erst vom Himalaya erwarten! Aber merkwürdig genug wird die Anziehung des indischen Gebirges durch unterirdische Massen nahezu aufgehoben, und am Kaukasus wirkt sie sogar in entgegengesetztem Sinne, d. h. vom Gebirge weg. Daß diese Anomalien der Ungleichheit der unterirdischen Massenvertheilung zuzuschreiben sind, beweist eine merkwürdige Lothablenkung in dem ebenen Terrain bei Moskau.

Ein vorläufiges Ergebniß aller dieser Messungen besteht darin, daß sich Walbecks (1 : 303) und Bessels Abplattungen (1 : 299) als zu klein herausgestellt haben, daß die Clarke'sche (1 : 294), welche von der ameri-

[1] Ueber einen neuen, sehr vervollkommneten und außerordentlich compendiösen Pendelapparat des k. k. militärisch-geographischen Instituts in Wien siehe „Zeitschrift für Instrumentenkunde", 1888, S. 147—171. Dieser Apparat ist bereits an 26 Stationen in Bosnien, Dalmatien und Tirol eingeführt.

kanischen Küstenvermessung verwendet wird, bessere Uebereinstimmung der Beobachtungen gibt, und daß die neuesten Pendelversuche auf eine noch größere (1 : 292) hindeuten, welche in Europa meist im Gebrauche ist.

Die Untersuchungen über die Verschiebung der Erdachse und die Abnahme der täglichen Umdrehungszeit sind bis jetzt negativer Natur geblieben. Glaubte nämlich der italienische Astronom Fergola, aus den Polhöhen-Beobachtungen in Greenwich und Pulkowa schließen zu sollen, der Erdpol habe sich im Nördlichen Eismeer zwischen den Jahren 1843 und 1872 um volle 23 Fuß verschoben, so führen Christie und Hall die Beobachtungsunterschiede auf den Gebrauch von unvollkommenen Refractionstabellen zurück. Auch Adams Vermuthung, daß die Umdrehung der Erde sich durch Ebbe und Flut verlangsame, findet in den Untersuchungen Newcombs über historische Finsternisse, Sternbedeckungen und Vorübergänge des Mercur vor der Sonnenscheibe nicht nur keine Stütze, sondern einen gewaltigen Stoß.

Eine brennende Frage bildet gegenwärtig die Einführung einer Universalzeit in die astronomischen Jahrbücher und ins bürgerliche Leben. Das Wesen der Universalzeit besteht in drei Punkten: Einführung eines gemeinsamen Meridians, Anfang des Tages um Mitternacht und Zählung der Stunden bis 24. So einfach diese drei Fragen lauten, so vielfach sind die Gesichtspunkte von Astronomen und Nichtastronomen verschiedener Länder und so unklar die vorgebrachten Gründe und Gegengründe. Während alle Astronomen ohne Ausnahme die Stunden bis 24 zählen, wehrt sich der Laie gegen ein Zifferblatt und ein Schlagwerk von so langweiliger Zählung. Umgekehrt, während der Bürger den Anfang des Tages in die mitternächtliche Ruhe verlegt, besteht der Astronom, der die Nacht in den Tag verwandelt, auf dem Tagesanfang um Mittag, um, wie er sagt, während der Arbeit nicht das Datum ändern zu müssen.

Daß die Engländer sich beeilen, die neue Zählung in ihrem Nautischen Almanach von 1891 ab zu beginnen, ist erklärlich; ist doch der Universaltag nichts anderes als der englische bürgerliche Tag. Aber ebenso erklärlich ist es, daß die Franzosen an ihrem Meridian festhalten.

Daß man mit Hin- und Herreden nicht zu einer Aenderung kommen werde, erhellt schon daraus, daß die Gründe der einen Partei von der andern als Scheingründe erklärt werden, und daß auf der Genfer Astronomischen Versammlung betont wurde, die Zeitfrage sei eine innere Angelegenheit der Gesellschaft, mit anderen Worten: die Meridianconferenzen

zu Rom und Washington, die theilweise aus Diplomaten bestanden, hätten ihr nichts vorzuschreiben.

Um auf dem Boden der Thatsachen zu bleiben, erwähnen wir nur noch, daß die amerikanische Normalzeit, die sich von der Universalzeit nur in der Zählung der Stunden unterscheidet, sich für die weiten Länderstrecken des Continentes vollkommen bewährt hat und an mehreren Orten, wie Connecticut, Washington-District, Wisconsin, sogar gesetzlich anerkannt wurde. Einige Unbequemlichkeit macht sich nur in solchen Fabrikstädten bemerklich, welche gerade an der Grenze zweier Stunden- oder Meridianstreifen liegen, also die Ortszeit um eine halbe Stunde früher oder später haben[1].

Das schöne Abendglühen des westlichen Himmels in den letzten Jahren gehört nur insofern in diese Abhandlung, als sich alle Astronomen darüber beklagen. Diese trübende Wolke in einer Höhe von 60—70 km besteht nach einer Ansicht aus kleinen Eiskrystallen, obwohl niemand weiß, woher diese kommen sollen; nach einer andern aus kosmischem Staub, in den die Erde auf ihrem Laufe um die Sonne gerathen wäre, wie man solchen in Nordenskjöld in Schweden, mit Eisen und Nickel vermischt, gefunden hat; nach einer dritten endlich aus vulkanischer Asche, wie der gleichzeitige Ausbruch des Krakatoa in der Sundastraße, wobei 50 000 Menschenleben zu Grunde gingen, und dann das westliche Fortschreiten der Lichtwolke vermuthen ließen. Die weite Verbreitung dieser Asche darf nicht befremden, da man oft auf Schiffen und an den Ufern des Mittelmeeres Mineralstaub der Sahara gefunden hat. Auch die Größe der Aschenwolke erklärt sich aus Verbecks Bericht, nach welchem eine Masse von 150 cbkm in eine Höhe von 18—20 km geschleudert wurde, nicht zu reden von den unsichtbaren Gasmassen, deren Volumen wohl mehrere hundertmal größer war.

2. Von der Erde erheben wir unsern Blick hinauf zum Mond, dem nächsten, aber auch dem widerspänstigsten aller Himmelskörper. Ueber keinen sind so mühsame Tafeln berechnet worden, und keiner fügt sich so ungern in die berechnete Bahn. Bekannt sind die Werke von Hansen, Delaunay, Plantamour und Adams, bekannt auch die Näherungsrechnungen Neisons, Hills, Newcombs und Oppolzers und namentlich die vor acht Jahren erschienenen Syzygientafeln des letztern; aber ein ganz befriedigendes Resultat haben alle diese Arbeiten noch nicht geliefert. Ein Werth

[1] Vgl. diese Zeitschrift: „Normalzeit und Zeitsignale in Nordamerika." Bd. XXVIII. S. 17 ff.

für die säculare Beschleunigung des Mondes, welcher sich den Beobachtungen der letzten zwei Jahrhunderte anschließt, paßt nicht für die arabischen Beobachtungen vor 1000 Jahren und noch viel weniger für die Finsternißbeobachtungen älterer Zeiten. Der theoretische Werth dieser Beschleunigung beträgt 6 Bogensekunden; Hansen nahm für denselben das Doppelte, während Newcomb einen Mittelwerth gleich 8″,4 vorschlägt. Eine Verlangsamung unserer Uhren und also der Umdrehung der Erde, welche nach Ferrel, Adams und Delaunay von den Gezeiten des Meeres herrühren soll, nach Oppolzer hingegen von der Ablagerung kosmischen Staubes, die in einem Jahrhundert bloß 2,8 mm Dicke zu betragen brauchte, würde allerdings diese säculare Ungleichheit in der Bewegung des Mondes erklären, scheint aber nach Newcomb der Bewegung des Merkur zu widersprechen. Oppolzer in Wien wäre wohl der Mann gewesen, uns eine neue Mondtheorie zu schaffen, hätte nicht sein allzu früher Tod die schon begonnene Arbeit [1] unterbrochen.

Die Gestalt des Mondes erscheint nach mikrometrischen Messungen Pauls kreisförmig, obwohl sie infolge der Achsendrehung des Satelliten eine kleine Ellipticität haben muß.

Große Fortschritte hat in den letzten Jahren die Selenographie gemacht, zunächst durch die Veröffentlichung der Zeichnungen von Tobias Mayer in Göttingen aus den Jahren 1748—1750, der ersten nach Maßstab ausgeführten Abbildungen des Mondes, und ebenso der großen Mondkarte von Schmidt in Athen und einer neuen, aus 15jährigen Beobachtungen abgeleiteten Karte von Gaudibert, dann aber besonders durch die photographischen Aufnahmen Pritchards und die heliometrischen Bestimmungen der Libration durch Hartwig. Künstlerisch vollendet in Ausführung und Druck sind auch die Mondzeichnungen von Weinek in Prag, der mit Recht betont, in der Wiedergabe der Schattirungen und des Details von lebhafter Contrastwirkung stehe die Platte dem Bleistifte und dem Pinsel nach, weil sie für solche Stellen nothwendig zu stark und zu schwach exponirt sei.

Eine lebhafte und noch nicht gelöste Frage bilden vermeintliche Veränderungen auf der Mondoberfläche. Der letzte Fall einer solchen Vermuthung ereignete sich am 20. Februar 1877 abends in Cambridge, wo Trouvelot quer durch den Krater Eudoxus einen feinen Lichtfaden mit

---

[1] Ein Theil dieser Arbeit — die dahin gehörende Entwicklung der Differentialquotienten — ist soeben von Dr. Schram veröffentlicht. Anm. d. R.

breitem, schwarzem Schattenbande auf der Nordseite, gleich einer schmalen hohen Felsmauer, erblickte, der sich weder in früheren Zeichnungen noch in späteren Beobachtungen nachweisen ließ — vielleicht deshalb, weil die Sonne nur selten genau dieselbe Stellung zum Krater einnimmt.

Eine der schönsten Untersuchungen im letzten Jahrzehnte bildet diejenige über die strahlende Wärme des Mondes. Ein Thermometer würde man vergebens dem Vollmonde aussetzen; der Thermosäule von Melloni war es vorbehalten, die strahlende Wärme des Mondes im Jahre 1846 durch den Ausschlag der Galvanometernadel zu zeigen. Genauere Messungen wurden seit 1869 auf Birr-Castle von Lord Rosse ausgeführt, der die Mondwärme ziemlich hoch abschätzte und überdies feststellte, daß farbloses Glas mehr Mondwärme absorbire als Sonnenwärme, daß also der Mond mehr dunkle Strahlen aussende als die Sonne, ohne jedoch für diese Thatsache eine Erklärung zu finden.

Bis auf Langley wurden die Wärmestrahlen nicht bloß des Mondes, sondern auch der Sonne und irdischer Wärmequellen gleichsam in Bausch und Bogen gemessen, wie vor Kirchhoff die Lichtstrahlen. Man wußte allerdings schon früher, daß Wärmewellen, sowie auch chemische Wellen in einem Glasprisma oder durch ein Beugungsgitter ebenso gut gebrochen oder abgelenkt würden wie Lichtwellen, ja man wußte auch, daß das Wärmespectrum ins Ultraroth, das chemische Spectrum ins Ultraviolett sich erstrecke, daß Wärmewellen also im allgemeinen länger und chemische Wellen kürzer seien als Lichtwellen; aber die Wellenlängen zu messen, wie dies Kirchhoff im Lichtspectrum gethan hat, gelang im Wärmespectrum erst Langley durch Erfindung seines Bolometers, während die Messung der Wellenlängen im chemischen Spectrum noch den Gegenstand photographischer Untersuchungen bildet, aber von der Geschicklichkeit Rowlands und Abney's mit Sicherheit erwartet wird.

Langley's Bolometer oder Hitzemesser, zum ersten Male construirt im Jahre 1880 und drei Jahre später durch ein neues Beugungsgitter mit mehr als 18 000 Linien verbessert, besteht aus einem dünnen, geschwärzten Platindrahte, der in eine galvanische Kette eingeschlossen ist. Dieser Draht kann jeder Linie im Spectrum parallel gestellt werden und ändert dann durch Absorption der daselbst vorhandenen Wärme den Leitungswiderstand, der sich sofort an der Nadel des Galvanometers bemerklich macht. Das Spectrum wird hergestellt durch Heliostat, Prisma und Beugungsgitter. So bestimmte Langley die Wellenlängen im Wärmespectrum der Sonne und des Mondes, dann die des siedenden Wassers und des schmelzenden

Eises. Dabei stellte sich heraus, daß im Mondwärmespectrum auch Wellen vorhanden sind, die länger, also auch kälter sind als die des schmelzenden Eises.

Theoretisch gesprochen, ist die Wärmestrahlung des Mondes eine dreifache: innere Wärme, welche nach Langley nie den Siedepunkt des Wassers erreicht; dann reflectirte Sonnenwärme, welche also von der Phase des Mondes abhängt, und endlich absorbirte Sonnenwärme, welche später theilweise wieder ausgestrahlt wird. Wir sagen „theilweise", weil nach Langley vorwiegend lange Wellen wieder zurückgeworfen werden, woraus sich die oben erwähnte Beobachtung Rosse's erklärt. Mit welcher dieser drei Wärmegattungen man es jedesmal zu thun hat, ist aber noch in tiefes Dunkel gehüllt.

Neues Interesse haben die Mondfinsternisse der letzten fünf Jahre angeregt, nicht durch Beobachtungen von Anfang und Ende — diese haben wegen ihrer Ungenauigkeit nur geringen Werth —, sondern in Bezug auf Sternbedeckungen, Wärmemessungen und Photographie.

Gerade durch Sternbedeckungen wird der Mondlauf am besten controllirt, und doch haben diese Bedeckungen von meist schwachen Sternen ihre Schwierigkeit. Die helle Mondscheibe verdunkelt die Sterne nahe ihrem Rande so sehr, daß selbst Aldebaran dem freien Auge verschwindet, und die dunkle Mondscheibe ist zu nahe an der Sonne. Man benützte daher die totalen Mondfinsternisse in den Jahren 1884 und 1888, um die Bedeckungen zahlreicher, aus dem Erdschatten hervorleuchtender Sternchen durch die verdunkelte Mondscheibe zu messen.

Bei der Finsterniß am 24. October 1884 fand Böddicker auf Lord Rosse's Sternwarte, daß die Wärmeabnahme des Mondes bedeutend war, und zwar schneller als die Wärmezunahme — sie betrug gleich nach der Finsterniß nur 85 Procent der ursprünglichen Wärmemenge —, was bei einem luftumflossenen Himmelskörper nicht der Fall sein könnte. Wehe uns Sterblichen ohne Atmosphäre! Die Temperatur würde nach Langley sofort auf 200° unter Null sinken, während andererseits die directen Sonnenstrahlen unerträglich wären. So wirkt die Lufthülle unseres Planeten auf der Tagseite wie ein kühlender Schirm und auf der Nachtseite wie eine wärmende Decke, eine natürliche Luftheizung, deren Wohlthaten unser Geschlecht schon so lange genießt und doch so wenig zu würdigen versteht.

Ein drittes, obwohl negatives Ergebniß der Mondfinsterniß vom 28. Januar 1888 ist nicht weniger lehrreich. Wenn einer von den Myriaden kleiner Himmelskörper, welche unser Sonnensystem durchschwärmen,

mit nicht allzu großer Geschwindigkeit in die Nähe des Mondes käme, so würde er von ihm festgebannt und in eine elliptische Bahn gezwängt. Pickering exponirte nacheinander 24 photographische Platten, welche dem Monde in Rectascension folgten und folglich die Fixsterne rund um die Mondscheibe durch Linien oder Schweife darstellten. Ein Satellit des Mondes würde auf der Platte nur seine Declination ändern, also einen Schweif beschreiben, der zu denjenigen der Sterne senkrecht stände und somit leicht in die Augen fiele. Die mikrometrische Messung der Platten ergab nun die Wahrscheinlichkeit, daß der Mond keinen Satelliten habe, dessen Durchmesser die Kleinigkeit von 200 m übersteige.

Zum Schlusse unserer Mondstudien sei noch erwähnt, daß Baxendell am 4. October 1884 die Vermuthung Mädlers bestätigt fand, nach welcher die Sichtbarkeit der kupferrothen Mondscheibe während der totalen Mondfinsterniß nicht der Strahlenbrechung der Erdatmosphäre zuzuschreiben ist, sondern der directen Strahlung der Sonnencorona.

Und so sind wir im Mittelpunkte unseres Planetensystems angelangt: bei der Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Von der kunsthistorischen Ausstellung des Jahres 1888 zu Brüssel.

Die große Zahl der in beinahe allen Ländern veranstalteten Ausstellungen macht es sehr schwer, durch Menge und Auswahl der Ausstellungsgegenstände das verwöhnte Publikum zu befriedigen. Die Brüsseler Weltausstellung würde darum ein allgemeineres Interesse wohl kaum erregt haben, wenn nicht die Regierung mit derselben eine kunsthistorische Ausstellung verbunden hätte. Auf letzterer waren nach dem Urtheile aller Sachverständigen ganz bedeutende Schätze vereinigt. Ein Bericht dürfte hier um so mehr am Platze sein, als man die eigentlich kirchliche Kunst in überraschender Großartigkeit vertreten fand und so thatsächlich von neuem den Beweis erbracht sah, daß die höchste Kunstthätigkeit nur an der Hand der Religion emporwächst und zu ernster Blüte entfaltet wird.

1. Der Eingang zur kunsthistorischen Ausstellung führte durch die eben im Entstehen begriffene Sammlung von Abgüssen monumentaler Kunstwerke. Neben dem Thore erheben sich zur Rechten und Linken die beiden besten der kleinen

Denkmäler Griechenlands: das runde choragische Monument des Lysikrates und die Karyatidenhalle des Parthenon. Hinter ihnen stehen die Pforten eines Buddha-Tempels, sowie die Thore zweier kleiner norwegischen Kirchen. Welch ein Abstand zwischen den letztgenannten Arbeiten und den reizenden Erzeugnissen des feingebildeten Geschmackes hellenischer Cultur! Wie nahe liegt da die Versuchung, sich vor der Antike zu tief zu beugen und in einseitiger Begeisterung zu ihr hinaufzuschauen!

Man hat sich aber hier von diesem Fehler, der leider in vielen Museen herrscht, freigehalten. Einige aus entlegenen Ländern und Zeiten ausgewählte Gegenstände sollten zwar zeigen, wie viel jede Gegend, jedes Jahrhundert von anderen zu lernen vermag, aber man wollte der monumentalen Kunst der Heimat besondere Aufmerksamkeit schenken. Diese Absicht entsprang aus einem durchaus berechtigten Nationalgefühl und war durch sehr praktische Gesichtspunkte nahegelegt. Wessen bedarf wohl heute der heranwachsende Künstler am meisten? Aller Zeiten und Orte Meisterwerke drängen sich an ihn heran; denn die Grenzen zwischen den Völkern verschwinden immer mehr. Er wird nur dann ein würdiger Sohn seines Landes, wird nur dann dessen Kunst fördern, wenn er, auf dem geschichtlichen Boden weiterschreitend, jenen Weg verfolgt, den seine Vorfahren gingen. Hat er Ahnherren, die der Nachahmung werth sind, so soll er sich ihrer würdig zu machen suchen. Eine Auswahl der besseren kleinen Denkmäler des Landes sollte darum hier in genauen Abgüssen darlegen, daß der Belgier in der That in seinem Lande oder in nächster Nähe keinen Mangel hat an mustergiltigen Vorbildern.

Somit fand man in dem hohen, durch Oberlicht erleuchteten Vorraume die Brügger Prachtgräber Karls des Kühnen († 1477) und seiner Tochter neben den Denkmälern Engelberts II. von Nassau und Franz' II. von Bretagne. Das nassauische, zu Breda aufgestellte huldigt in allem den verweltlichten Tendenzen der Renaissance, während das letztgenannte, von Colomb zu Nantes aufgestellt und mit den vier lebensgroßen Statuen der Cardinaltugenden verziert, alle Vorzüge der alten und neuen Kunst in sich vereint. Zwei Nürnberger Arbeiten, das Sebaldusgrab und die großartige Denktafel der Schreyer von A. Kraft boten willkommene Vergleichungspunkte, weil sie zu den letzten und besten Arbeiten des deutschen Mittelalters zu zählen sind.

Echt niederländisch waren dann wiederum die beiden berühmten Kamine aus Antwerpen und Brügge, die Chorstühle von Dortrecht, der Brunnen des Quintin Metsys aus Antwerpen, der große Leuchter und das hohe, aus dem Jahre 1554 stammende Tabernakel aus Léau, welches dem Roermonder Sacramentsaltar sehr gleicht, sowie der herrliche Lettner aus Löwen, lauter Meisterwerke ersten Ranges, die sattsam zeigen, zu welcher Blüte sich die Niederlande im 15. und 16. Jahrhundert erschwungen hatten.

Viel verdankten sie dem Einflusse Italiens, mit dem ihre Plastiker in ebenso regem Verkehr standen wie ihre Maler. Darum hat man hier mit Recht den jungen Talenten Gelegenheit geboten, auch den weltberühmten Osterleuchter aus Mailand (12. Jahrhundert), die beiden Kanzeln von Pisa (13. Jahrhundert), neben den Florentiner Thüren Ghiberti's zu bewundern.

Wenn aber auch die beiden Grabmäler, welche Michel Angelo in Florenz den Mediceern errichtete, und seine Statuen der Gefangenen hier in Nachbildungen aufgestellt wurden, so geschah es wohl, weil man sich in Brügge rühmt, von ihm eine hier ebenfalls in Gips nachgegossene Madonna zu besitzen. Sehen wir von der Frage ab, ob und inwieweit sie als sein Werk zu betrachten sei. Bei aller Achtung vor dem christlichen Charakter und der Kraft des titanischen Meisters können doch seine Arbeiten hier nur als Warnungszeichen aufgefaßt werden. Jeder, der die ihm zugeschriebene Brügger Madonna genau kennt, wird mit uns einig sein, daß sie trotz all ihres Kunstwerthes auf den Altar einer katholischen Kirche heutzutage in Belgien nicht mehr paßt, ja daß es zu bedauern ist, sie im Heiligthum an der Stelle zu sehen, die sie heute in der Brügger Liebfrauenkirche durch altüberkommenes Recht einnimmt.

Zwischen den genannten, zu stolzer Ausdehnung auswachsenden Werken und in den Seitenräumen der Halle fand der Besucher viele kleinere, nicht minder schöne plastische Werke. Ein vollständiger Einblick in die Geschichte der niederländischen Sculptur wird indes erst ermöglicht sein, wenn einmal alles nach dem vorliegenden Plane aufgestellt ist. Diese ganze Sammlung soll nämlich an dem Platze, den sie jetzt einnimmt, verbleiben, während man in die zeitweilig der historischen Ausstellung dienenden Räume die gegenwärtig im Haler Thor aufgestellten Alterthümer zu übertragen gedenkt.

2. Beim Eintritt in die eigentliche Ausstellung traf das Auge ein Gemälde, das sich in schneidenden Gegensatz stellte zu den kräftigen Werken der Sculptur, deren Anblick uns soeben erfreute. Sein Titel enthält eine Herausforderung, denn er lautet: Trinité poétique, „poetische Dreifaltigkeit". Musset, Victor Hugo und Lamartine sollen in diesem Bilde vergöttert werden. Das große, anscheinend als Theatervorhang gedachte Gemälde ist aber ohne klare Farben, ohne feste Linien. Zwischen Wolken, Rauch und Nebel schweben halbe Figuren, gespensterhafte, visionäre Gestalten, verschwommene Erscheinungen. Das ist in der That der rechte Ausdruck für eine Phantasie, welche sich abwendet vom festen Lehrgehalt des Christenthums und von der ernsten Betrachtung des Lebens, ist der malerische Protest gegen die unerschütterlichen Grundpfeiler einer die Sitten bindenden und bildenden Moral. Da finden wir aber auch zum Schaden derselben Malerei das Aufgeben jeder plastischen Strenghheit und den Bruch mit der großen Vergangenheit, deren mustergiltige Erzeugnisse der vor uns liegende Ausstellungsraum birgt. Seine langen Seitenmauern sind in Form eines Viertelkreises gebogen; sein Inneres ist durch eine in der Mitte zwischen jenen Seitenmauern concentrisch laufende Bretterwand in zwei Galerien zerlegt. In der linken Abtheilung sind meist Werke der „monumentalen" Kunst, in der rechtsliegenden Erzeugnisse des in unseren Tagen so hoch geachteten Kunsthandwerks mit Liebe gesammelt und mit Geschmack aufgestellt.

Zur „monumentalen Kunst der Gegenwart" rechnete das Comité Entwürfe zu reich verzierten Gebäuden, sowie Arbeiten der Malerei und Plastik, die in Europa seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zur Aus-

schmückung öffentlicher Gebäude und Plätze ausgeführt wurden. Wegen der Schwierigkeiten, die der Plan in sich birgt, war die Architektur, besonders die kirchliche, fast gar nicht, die Plastik dürftig, die Malerei reichlich vertreten. Mag, wer will, sich an Kaulbachs Fresken im Berliner Museum begeistern, deren Nachbildungen hier ein Ehrenplatz eingeräumt war. Mir gefallen die romantischen Malereien besser, womit der unglückliche Rethel den Aachener Rathhaussaal schmückte. Wer könnte gleichgiltig an den großen Entwürfen vorübergehen, mit denen Cornelius den Campo Santo von Berlin hätte ausschmücken sollen, wenn ein besserer Glücksstern ihm geschienen hätte? Das gewaltige Bild des Krieges, durch das Gesellschap sich als Schüler jenes großen Malers bekennt, ist des Meisters würdig. Ein milderer Geist herrscht in Flandrins Arbeiten, sowie in denen Overbecks, dem leider zu selten ein Auftrag wurde, „monumentale Malereien" auszuführen, und in Steinle's hier in farbigen Skizzen vorliegenden Entwürfen für Köln und Frankfurt.

Wie kleinlich erscheinen dagegen viele mythologischen und allegorischen Spielereien! Was sagt denn z. B. das große, in bestechenden Farben gemalte Bild von Robert Fleury: „Glorification der Sculptur"? Die Sculptur, ein nacktes Weib, wird gekrönt von einer halbnackten Figur, dem Genius des Cultus des Fleisches. In Durans „Glorie der Maria von Medici" ist eigentlich derselbe Cultus wie in dem ebengenannten Bilde verdeutlicht. Ueberhaupt schieden sich die decorativen Malereien in zwei streng einander gegenüberstehende Richtungen. Zu der einen gehörten alle vom christlichen Geiste beherrschten Meister, zur andern jene, welche der Mode und der Zeit dienen. Bei ersteren zeigten sich männliche Auffassung, ernste Linien, kräftige Farben; bei letzteren war alles weich, sanft und vor allem weiblich, oft lüstern. In der andern Abtheilung der historischen Ausstellung waren die Oberwände mit zahlreichen alten Gobelins behangen. Welche Kraft, welcher Ernst herrscht in ihnen, selbst wenn sie noch so leicht hingeworfen sind. Das ist monumentale Decoration; jene weichlich schwächlichen, auf Sinnenreiz berechneten Gemälde verdienen schwerlich den Ehrentitel: „monumental".

Ein Gesammtbild des Zustandes der monumentalen Kunst unseres Jahrhunderts ist in der Brüsseler Ausstellung nicht erreicht worden. Beispielsweise fehlten die Malereien der Apollinariskirche; von Glasgemälden waren nur einige aufgestellt, die nicht im entferntesten den augenblicklichen Stand dieses Zweiges der Kunst klarlegten.

Dem Comité war eben eine überaus schwere, vielleicht überhaupt nicht zu bewältigende Aufgabe geworden. Es wird darum auch hier dem alten Spruch gemäß zu sagen sein, daß, wenn auch die Kraft nicht ausreichte zur vollen Lösung, doch die gemachten Anstrengungen Dank verdienen.

Das Gebotene dürfte jedenfalls aufs neue bewiesen haben, daß es an tüchtigen Zeichnern, an eifriger Arbeit nicht fehlt. Aber hinsichtlich der Gruppirung der Theile eines Gemäldes zu monumentaler, also großartiger Wirkung und hinsichtlich der Zusammenstellung der Farben bleibt doch oft noch mancherlei zu wünschen übrig. Die Zerrissenheit und Unbeständigkeit unserer Zeit, die ruhelos weiterstrebt, sowie die übergelehrte Bildung der Kunstkritiker sind

Hemmnisse eines großen klaren Stiles, in dem selbstbewußte Ruhe herrscht. Die Ungenügsamkeit eines Publikums, das in aller Welt an allen Meisterwerken aller Jahrhunderte vorüberging und darum so schwer zu begeistertem und dauerndem Lob kommt, thut dann das übrige, um selbst die strebsamsten Künstler zu entmuthigen oder sie zu Effectstücken zu drängen, die eitles Lob und vergänglichen Lohn einbringen. Wann und wo wird ein großer Mann sich finden, der bildend in dies Chaos eingreift, um durch sein Genie sich an die Spitze einer neuen Schule zu stellen?

3. Einen Rettungsanker bieten die Werke der Vorzeit, in ihnen liegen die Keime unserer Zukunft. Die „retrospective Ausstellung" verdankt der allgemeinen Anerkennung dieses Satzes ihre Entstehung und Würdigung. Das Comité hat bei der Auswahl der Gegenstände dieselben weisen Grundsätze befolgt, denen es bei Aufstellung der in der Vorhalle zusammengebrachten Nachbildungen huldigte. Nicht alle möglichen Kunstwerke sind hier aufgespeichert worden. Nein, man hat gesorgt, daß die heimische Kunst und die Privatsammlungen des Landes in den Vordergrund traten.

Die ersten Glasschränke boten eine Sammlung der in Belgien aus römischen und fränkischen Gräbern entnommenen Schmucksachen. Das Material der ausgestellten belgo-römischen Broschen war meist Bronze. Aus dem Metall sind dann vertiefte Flächen ausgehoben, worin Glasflüsse oder Emails eingelassen wurden, und zwar vierfacher Art: entweder nur einfarbiges Email oder mehrfarbiges, letzteres nicht durch Stege getrennt, oder mosaikartig aus kleinen Würfeln bestehend, oder endlich mit Blümchen und Kreuzen verziert.

In den fränkischen oder merovingischen Schmucksachen treten Gold und Eisen neben Bronze auf. Die eisernen Mantelspangen sind mit tiefen und breiten Strichen gemustert, worin silberne Streifen eingelassen sind. Auf den Goldbroschen findet man entweder flach geschnittene, einfach aber hoch gefaßte Edelsteine und Glasstücke, meist von rother Farbe, zwischen Filigranfäden, oder ein Netz aufgelötheter Goldstreifen, welche die Edelsteine oder Glasflüsse umziehen und mit ihnen oben eine Fläche ausmachen.

Ohne Zweifel bilden die belgisch-römischen und fränkisch-merovingischen Schmucksachen zwei sehr verschiedene Klassen. Das bewiesen die vielen hier vereinten Kostbarkeiten. Während die Technik der belgisch-römischen Goldarbeiter derjenigen des 12. und 13. Jahrhunderts nahesteht, blühte die der fränkischen bis ins 10. und 11. Jahrhundert weiter und verschwand dann allmählich. Es fragt sich, ob jene Recht haben, die behaupten, die belgisch-römische Technik des sogenannten Émail champlevé sei mit dem 4. Jahrhundert verloren gegangen und erst später von Byzanz aus wiederum in den Rhein- und Moselgegenden verbreitet und von da nach Limoges übertragen worden. Wenn die Ansicht anderer Gelehrter richtig ist, die meinen, durch die Völkerwanderung sei keineswegs die alte Cultur aus Europa gewichen, sondern es habe doch noch Arbeiter und Künstler gegeben, welche in gewohnter Art weiterschafften, es sei somit die Technik und Mode der Besiegten neben derjenigen der Sieger zu ihrem Rechte gekommen: dann gewinnt man zur Datirung jener beiden Arten von Schmucksachen einen durchaus verschie-

denen Standpunkt und braucht nicht den Byzantinern einen derartigen Einfluß auf die abendländische Kunst einzuräumen. Eine Entscheidung dieser Fragen kann nur durch fortgesetzte, sehr genaue Beachtung der Grabfunde von der Zukunft erhofft werden. Daß übrigens viele sogenannte „fränkisch-merovingische" Goldsachen erst aus karolingischer, ja selbst aus ottonischer Zeit stammen dürften, scheint keineswegs unmöglich.

Kirchliche, in einer der beiden genannten Arten angefertigte Gegenstände bot die Ausstellung nicht. Die ältesten Denkmäler religiöser Kunst waren zwei wichtige aus dem 6. oder 7. Jahrhundert stammende Elfenbeinplatten mit Evangelistenbildern aus der Marienkirche zu Tongern, jetzt in Privatbesitz zu Brüssel. Drei weitere des 8. bis 10. Jahrhunderts aus Lüttich und Tongern und eine große Reihe späterer gewährten die seltene Gelegenheit, die Entwicklung der Elfenbeinsculpturen zu verfolgen. Es war höchst interessant, zu sehen, wie die Künstler jedes Mittel benutzt haben, um ihrem von Natur aus flachen Stoff Relief zu geben. Schon die an tausend Jahre alte Tafel aus St. Paul zu Lüttich war einst vollständig bemalt; das beweisen die auf ihrem Grund und in den Falten der Figuren erhaltenen Farbspuren. Auch viele spätere Arbeiten zeigten besonders im Grunde und auf dem Futter der Gewänder blaue Farbe, an den Säumen aber Goldstreifen. Andere, ältere und neuere Tafeln waren durchbrochen gearbeitet, so daß die Figuren und Gebäude sich vom dunkeln Hintergrunde, auf dem die Platte lag, scharf abhoben.

Die Elfenbeinplatten des 13. und 14. Jahrhunderts erinnerten überdies in auffallender Weise an die Miniaturen derselben Zeit, denen sie jetzt noch in Zeichnung und Darstellung, ehedem wohl auch in Farbengebung fast gleich waren. Haben die alten Künstler der besten Zeit sogar ihr kostbares Elfenbein polychromirt, dann darf man wohl bedauern, daß eine Menge gotischer Altäre der Gegenwart Gruppen aus unbemaltem, aber „polirtem" Eichenholz aufweist, obgleich doch für Holzaltäre die Polychromie erst im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts allgemeiner aufgegeben wurde.

Ein skandinavischer, dem Werdener sehr ähnlicher Schrein aus der Kathedrale zu Lüttich wurde im officiellen Katalog als „sehr alt" bezeichnet, obgleich es schwer sei, ihn „einer bestimmten Periode" zuzuschreiben. Eine solche Vorsicht bei Datirung ist um so mehr anzuerkennen, weil heute häufig die Unvollkommenheit alter Kunstgegenstände ohne weiteres als Zeichen eines hohen Alters betrachtet wird. Uebersieht man dabei nicht hie und da, daß allezeit, wie es auch heute überall der Fall ist, ungeübte Arbeiter neben besser ausgebildeten thätig waren, und daß einer und derselben Stadt oft Arbeiten entstammen, die, was technische Fertigkeit angeht, himmelweit voneinander entfernt erscheinen?

Unter allen Elfenbeinarbeiten erregte keine ein größeres Interesse, als eine 0,36 m hohe Madonna des Herrn A. v. Oppenheim zu Köln. Man erzählte sich, derselbe habe sie jüngst durch glücklichen Zufall in Paris für mehr als 80 000 Franken als französische Arbeit des 14. Jahrhunderts erworben; der Preis sei verhältnißmäßig billig. Sie war in der That so schön, daß sie an die beiden wunderbaren, etwas kleineren Elfenbeinbilder erinnerte, die das

Museum des Louvre zu Paris 1861 aus der Sammlung Soltykoff für 31 500 und 15 950 Franken ansteigerte. Sie gleicht sehr einer viel kleinern Elfenbeinfigur des Museums des Haler Thores zu Brüssel. Eine sitzende Madonnenfigur des 14. Jahrhunderts in Silber aus der Marienkirche zu Walcourt und ein hübsches Statuettchen von ca. 1300 in bemaltem Elfenbein aus dem Brügger Hospiz boten schöne Vergleichungspunkte. Um wie viel feiner ist sie als jene im Beginn des 13. Jahrhunderts zu Limoges in Kupfer gegossene und emaillirte Madonna desselben Sammlers! Wie kräftig ist aber letztere! Obgleich sie ihrer Vergoldung und ihres Farbenglanzes beraubt ist, zeugt sie dennoch für die plastische Kraft des Mittelalters. Und wie viele andere Bildwerke ließen es ebenso deutlich erkennen, was unsere Zeit auf einer solchen Ausstellung zu lernen hat! Wo finden wir Künstler, die solch kleine Statuen in Silber zu treiben vermögen, wie jene etwa 0,45 m hohen der hll. Blasius und Lambert aus Namur und Bouvignes, und wie jene acht silbernen, fast ebenso großen Statuen des 15. Jahrhunderts aus St. Peter zu Löwen, oder gar ein Werk hervorzubringen, das sich der bekannten Lütticher Gruppe an die Seite zu stellen vermöchte, die Karl den Kühnen und seinen Patron, den hl. Georg, darstellt und die man hier ebenfalls bewundern konnte? Jeder Zoll zeigt in diesen Arbeiten den Künstler, welcher nicht mechanisch nach der Schablone arbeitet, sondern sein Silber frei bildend so treibt, wie künstlerischer Sinn mit Rücksicht auf das zu bearbeitende Material im Augenblicke der Ausführung es erheischt, gerade so, daß die Ansprüche des Materials vollauf gewürdigt werden. Welch ein Unterschied zwischen diesen getriebenen Meisterwerken und z. B. jenen beiden Marmorbildern der herrlichen Katharina des 14. Jahrhunderts aus Courtrai und der ernstern Madonna des 13. aus Antwerpen! Dies ist und bleibt Marmor, wie jene Arbeiten getriebenes Silber oder Kupferguß oder Elfenbein sind und bleiben wollen.

Die Kölner Sammler waren auf der Brüsseler Ausstellung in hervorragender Weise vertreten. Wie Herr A. v. Oppenheim, hatten auch die Herren Thewalt, Bourgeois und Schnütgen aus ihrem Besitze schöne Stücke hergeliehen, die theilweise schon durch die frisch aufblühende Zeitschrift für christliche Kunst in Deutschland weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Dieselbe brachte in Abbildung und Beschreibung aus der Oppenheim'schen Sammlung drei in Brüssel ausgestellte Kunstwerke: ein Reliquiar von ca. 1530, eine italienische, aus edlem Metall und Elfenbein zusammengesetzte Reliquienbüste aus dem 14. Jahrhundert und ein Reliquienschreinchen aus der Zeit um 1200. Wir freuten uns auch, in einem der letzten Hefte eine Abbildung des Reliquiars der Liebfrauenkirche zu Tongern zu finden, das für die Rheinlande wichtig ist, weil es technisch den beiden großen Aachener Schreinkapellen sehr nahe steht. Möge die junge Zeitschrift, die sich schon jetzt eine geachtete Stellung erobert hat, auf dem eingeschlagenen Wege weiterschreitend Interesse und Verständniß der christlichen Kunst in immer weitere Kreise tragen!

Trotz aller Anstrengung der Händler und trotz der ungemessensten Geldopfer der Sammler sind doch zum Glück die Kirchen noch immer Besitzer der werth-

vollsten Kunstwerke des Mittelalters. Zu den besten und ältesten Ausstellungsgegenständen waren die aus den Kirchen der alten Bischofsstadt Lüttich gesandten zu rechnen, besonders das schöne emaillirte Triptychon der dortigen Kreuzkirche, angeblich ein Geschenk des Königs Robert von Frankreich an Heinrich den Heiligen von Deutschland, in Wirklichkeit aber ein deutsches Werk der Zeit um 1200. Ein ihm fast gleiches, rheinisches Triptychon ist im Jahre 1861 aus der Sammlung des Fürsten Soltykoff zu dem billigen Preis von 7455 Franken in das Londoner Kensington-Museum gewandert. Umfangreichere Werke fast derselben Zeit und Gegend waren die drei großen Reliquienschreine von Huy. Die beiden älteren, um 1170 entstandenen, sind leider 1560 durch eine Erneuerung stark verändert; der jüngere, um 1250 angefertigte Schrein ist mit dem Aachener Marienschrein sehr verwandt. Er gehört derselben Schule an, ohne jedoch die Größe und Pracht des etwas ältern Schreines der alten Kaiserstadt zu erreichen. Leider war der Schrein von Stavelot, welcher die Mitte zwischen den genannten einhält, nicht ausgestellt. Einen Ersatz bot der im Besitze des Herzogs von Beaufort befindliche Schrein des hl. Maurus, welcher aber einer andern Schule angehört, jener nämlich, die im Prachtsarge der Kathedrale von Tournay ihren höchsten Triumph feierte. Im Gegensatz zu den Schreinen der rheinischen Gegenden, an die sich diejenigen von Maestricht, Stavelot und Huy anschließen, sind hier die Verzierungen überaus frei behandelt und so weit vom Kern abgerückt, daß zuletzt die Consequenz dazu nöthigte, die Schreinsform überhaupt aufzugeben und zur Herstellung kleiner goldener Reliquienkapellen überzugehen, die dann im Verlaufe der Zeit Ostensorien den Platz überlassen mußten.

Der Schrein des Herzogs von Beaufort bewies die freie Selbständigkeit der Goldschmiede des 13. Jahrhunderts. Er war zugleich das beste Mittel, um den Besucher der Ausstellung auf den Glanzpunkt derselben, den Schatz der Schwestern Unserer Lieben Frau von Namur, vorzubereiten. Derselbe stammt aus dem benachbarten Augustiner-Priorat zu Oignies. Seine vorzüglichsten Stücke wurden von dem Bruder Hugo im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts angefertigt. In dem Glasschrank, worin dieser Schatz mit einigen verwandten Werthstücken aufgestellt war, erblickte man zwei große Kreuze, drei Reliquienbehälter mit aufrecht stehendem Krystallcylinder, eine Taube in natürlicher Größe von fein ciselirtem Kupfer, sechs Phylakterien, d. h. im Kern runde, mit vier bis sechs Halbkreisen versehene Reliquiare ohne Fuß, die also zum Aufhängen bestimmt waren, einen herrlichen silbernen Kelch mit Patene, ein mit silbernen Deckeln versehenes Evangelienbuch und ein Reliquiar, dessen Ständer in einem halbkreisförmigen Behälter eine Rippe des heiligen Petrus emporhebt. Die beiden zuletzt genannten Werke sind durch Inschriften als Werke des Frater Hugo ausdrücklich beglaubigt, zwei der Phylakterien durch ähnliche Inschriften als seine Werke hinlänglich bezeugt.

Durch diese vier Stücke wird man in den Stand gesetzt, die Eigenthümlichkeiten seiner Arbeiten festzustellen. Sie charakterisiren sich vor allem durch Schärfe und Bestimmtheit, durch ebenso saubere wie entschiedene Ausführung. Seine Ornamente scheiden sich in festen Linien vom Hintergrund; darum sind

seine Filigranfäden mehr hoch als breit, seine Gravirungen tief und kräftig, seine Buchstaben fest und breit. Er liebt es, Licht und Schatten in starken Gegensätzen nebeneinander zu stellen, den Glanz des Goldes durch den Schimmer des Silbers und das Funkeln der Edelsteine zu heben. Um das Metall in seinen leuchtenden Eigenschaften desto mehr hervortreten zu lassen, legt er durchbrochen gearbeitetes Rankenwerk auf matte Hintergründe und füllt er die Linien seiner gravirten Silberplatte mit schwarzer Farbe.

Man sieht es seinen Werken an, daß er nicht weit von jener Gegend lebte, wo damals die Gotik ihre erste Entwicklungsperiode vollzog, und man glaubt aus seinem scharf geschnittenen Blätterwald den Wiederhall des Hammers der Steinmetzen zu vernehmen, welche aus ihren vorzüglichen Steinen die herrlichen frühgotischen Laubverzierungen formten. Hugo wußte die frische Grazie der Frühgotik mit der ernsten Würde des romanischen Stiles zu verbinden. Die alte Emailtechnik sagte ihm nicht zu und wurde darum von ihm nur selten angewandt. Niello, das für die Zeichnung Freiheit ließ und sich leichter dem Gesammteindruck seiner Werke eingliederte, gefiel ihm besser. Am meisten liebte er gepreßte Ornamentstreifen, und er verstand sie so geschickt nachzuarbeiten, daß wohl nie jemand ihm hierin gleichgekommen ist.

Bei wiederholten Besuchen der Ausstellung haben wir immer von neuem mit Bewunderung vor seinen berühmten Arbeiten verweilt und uns gefreut, zu sehen, wie wenige Besucher theilnahmslos daran vorübergingen, wie die Goldschmiede sich nicht davon trennen konnten, sie nicht genug zu loben wußten. Der Präsident des Ausstellungscomités war mit Recht stolz darauf, daß er diese Schätze hierhergebracht habe.

Hugo war sich seiner Tüchtigkeit bewußt. Er hat sie ebenso klar als demüthig hervorgehoben, als er in den Deckel seines Evangelienbuches die Worte eingrub:

Canunt alii Christum,
Canit arte fabrili Hugo.

(„Mögen andere in Gedichten Christum verherrlichen, Hugo thut's durch sein Kunstwerk.")

Außer den Schatzstücken, welche die Klosterkirche von Namur aus Oignies erbte, ist wohl auch ein der archäologischen Gesellschaft von Namur gehörendes, sicherlich aber das im Besitze des Barons von Broqueville befindliche Kreuz ein Werk Hugo's. Ob das Reliquiar und das große, 1,23 m hohe Kreuz von Walcourt ebenfalls aus seiner Werkstätte stammt, bleibt zweifelhaft. Wahrscheinlich ist Hugo nur einer der vielen Vertreter jener Schule von Goldschmieden, welche, dem aufblühenden gotischen Stile huldigend, neue Formen anwandte. Jene kleinen Blätter, wodurch das Kreuz von Walcourt mit Hugo's Arbeiten so nahe verwandt erscheint, finden sich auch bei anderen Werken jener Zeit und Gegend, z. B. auf dem in der Ausstellung vorhandenen Kreuz aus Tournay, auf den Schreinen von Huy und Tournay, ja sogar vereinzelt am Aachener Marienschrein. Sie dürften darum eher als Merkmal einer Schule, denn als Kennzeichen eines einzelnen Künstlers auf-

zufassen sein. Ein glücklicher Umstand hat Hugo's Arbeiten gerettet und der dankbaren Nachwelt erhalten. Wer weiß, was alles zu seiner Zeit in seiner Gegend geleistet wurde, und ob Hugo ein hervorstechender Künstler ohnegleichen oder nur einer war aus der Zahl jener tüchtigen Meister, welche damals die neuen gotischen Kirchen und Dome mit entsprechenden Goldarbeiten ausstatteten?

Wer die Chroniken der belgischen Städte liest, staunt über die Größe, zu der sich ihre freien Bürger seit dem 12. Jahrhundert erhoben. Ihrem Reichthum entsprachen zweifelsohne die Schätze der Kirchen. Obgleich die Ausstellung nur ein schwaches Abbild jenes Glanzes bot, genügte dasselbe doch, um dem Beschauer eine Vorstellung von dem Reichthum zu geben, welcher die Kirchen der Niederlande einstens auszeichnete. Wer beschreibt alle die hier in glänzender Reihe nebeneinander gestellten Monstranzen und Reliquiare! In buntem Wechsel steigen ihre goldenen Fialen auf, gleich den Aesten der Bäume, worin frisches Leben pulsirt, nicht wie in modernen Werken gleich unverständig nachgeahmten Steinsäulen. Sie treten vor oder beugen sich zurück, wie ihr Stoff es ihnen erlaubt; sie wachsen aus nach rechts und links, weil die Goldschmiede wußten, daß freilich architektonische Linier und Formen festzuhalten seien, aber nicht jene starren Formen, an welche spröder Stein und böse Witterung die Steinmetzen banden.

Wer sollte nicht z. B. die aus Amsterdam stammende, jetzt der Löwener Marienkirche gehörende Monstranz bewundern? Wie arm, wie poesielos nehmen sich gegen ein solches Meisterwerk jene Gefäße aus, die nur regelrecht construirtes, aus Silberblech mit Zirkel und Lineal ausgefeiltes Maßwerk haben! Auch im Mittelalter gab es Goldschmiede, die sich zu sehr bestechen ließen durch die großartigen Formen ihrer Dome und die darum jener hohen Blüte vergaßen, zu welcher ihr edles Handwerk in der romanischen Kunstepoche sich erschwungen hatte. Das waren aber keine Künstler von der Art eines Hugo von Oignies. Verdienen die Arbeiten jener minder begabten Leute, die Ideale zu sein, zu denen wir hinaufschauen? Besseres steht vor uns. Solch eine Ausstellung verdient eine Hochschule des guten Geschmackes für alle strebsamen Kunsthandwerker genannt zu werden. Da zeigt sich das echte und rechte Mittelalter, die Gotik in wahrem Gewand, die hohe Kunst, die heute nur deshalb so oft in Verruf kommt, weil sie ihren Namen hergeben muß für Werke, die desselben nicht werth sind.

Eine schöne Reihe von Oelgefäßen that dar, in wie vielfacher Weise die Meister der Vorzeit ihre Aufgabe zu lösen verstanden. Vielleicht werden die besseren durch Zeichnung allgemeiner bekannt gemacht werden, damit die heiligen Oele in den Kirchen auch äußerlich immer mehr in einer ihrer Würde entsprechenden Art aufbewahrt werden.

Aus dem reichen Schatz der altberühmten Wallfahrtskirche von Hal waren viele Weihegeschenke ausgestellt. Am interessantesten war neben einer großen Votivkrone ein höchst originell ausgeführtes Kreuzesreliquiar, ein Geschenk des Königs Ludwigs XI. († 1483) von Frankreich. Auf eine Beschreibung dieses oder anderer Kunstwerke gehen wir nicht ein. Sie würde

ohne Abbildung unverständlich bleiben; können doch selbst Abbildungen und eingehende Erläuterungen nie den Anblick selbst ersetzen und den Genuß gewähren, welchen dieser bietet.

Der Weg durch die Reihe der Glasschränke, welche die erwähnten, aus kostbarem Metall verfertigten kleineren Kirchengeräthe enthielten, führte zu einer überraschenden Sammlung großer, in Kupfer gegossener Kirchensachen. Sie waren mit jenem Geschmack aufgestellt, welcher in der ganzen Anordnung dieser historischen Ausstellung so sehr dazu beitrug, den Genuß und das Studium zu erleichtern.

Da standen in weitem Kreise nicht weniger als elf mehr als mannshohe, in Kupfer gegossene Lesepulte, mit Adlern und Greifen, welche ihre Flügel ausbreiteten, um große Chorbücher zu tragen. Den Mittelpunkt bildete der 1483 gegossene, 5,68 m hohe Osterleuchter von Léau; im Umkreise sah man drei weniger große Osterleuchter, drei weitere Pulte und zwei Taufbecken aus Erz. An der Wand stand das 5,225 m hohe eherne Tabernakel aus dem limburgischen Bocholt zwischen zwei weiteren, aus gleichem Material gebildeten Lesepulten; am Ende der Galerie fand man ein siebzehntes Lesepult zwischen zwei Taufbrunnen aus Hal und Löwen. Im ganzen hatte also das Comité nicht weniger als sechsundzwanzig große Bronzearbeiten aus Belgien hier vereinigt. Wohl noch nie ist eine ähnliche Sammlung ausgestellt gewesen. Welcher Wechsel, wie viele Verschiedenheit offenbarte sich da! Die Aufgabe blieb dieselbe: es sollte ein Pult hergestellt werden, worauf das offene Chorbuch gelegt würde. Einige Künstler stellten kräftige Adler dar, die an den Evangelisten erinnern, dessen Werk sie tragen sollten; andere ahmten andere Vögel nach oder formten selbsterfundene Gestalten; noch andere begnügten sich mit einem künstlerisch aufgebauten Gestell ohne Thierbild. In jedem Falle aber sollte das Pult der Mitte eines Chores würdig sein.

Leider waren fast all diese alten Kupfersachen glänzend aufgeputzt. Da sie seit fast 400 Jahren jedes Jahr einigemale so gereinigt und „schön gemacht" worden sind, verloren sie die alte Schärfe; ihr Metall erhielt eine unnatürliche, weiche Politur. Wie viel schöner würden sie jetzt sein, wenn der alten Patina Zeit und Ruhe geblieben wäre, sie zu veredeln! Würden sie dann nicht auch besser zu den abgedunkelten Chorstühlen passen, zwischen die sie gehören? Aber wer wird in einem Lande, wo die Reinlichkeit so hoch angeschrieben steht und wo die biederen Hausfrauen sich an altererbten, allezeit blank geputzten Kupfersachen in ihrem Hause erfreuen, mit der Ueberzeugung durchdringen, daß eine alte Patina schöner sei als frisch leuchtender Kupferglanz? Archäologen und Künstler müssen unter den vorliegenden Verhältnissen wohl oder übel den Dingen ihren Lauf lassen.

Ein neben den großen Kupfersachen stehender Schrank enthielt kleinere derselben Art, die durch Alter, Gegenstand oder Schönheit bemerkenswerth waren. Als vollendetes Muster in Zeichnung und Ausführung ragte ein in Form eines prächtigen Löwen gegossenes Wassergefäß des 15. Jahrhunderts hervor, als geschichtliches Denkmal das kleine Bronzebild der Jungfrau von Orleans aus dem 16. Jahrhundert; als humoristische Figuren waren ein

Centaur und die bekannte Darstellung des durch Weiberlist bethörten Aristoteles, beide aus dem 14. Jahrhundert, wichtig.

An diese Kupfergüsse schlossen sich zahlreiche Limousiner Sachen an, mehr oder weniger mit Email verzierte Kupferarbeiten. Technisch schieden dieselben sich in verschiedene Arten. Auf dem aus der Marienkirche zu Huy stammenden kleinen Schrein des 13. Jahrhunderts waren zwölf Platten aufgenietet, deren gravirte Bilder ein Emailgrund trug; bei anderen Schreinen waren die Figuren oder nur deren Köpfe in Relief gearbeitet und auf die Fläche befestigt; eine dritte Art bot Figuren in buntem Email, deren Hintergründe nur durch mehr oder weniger gravirtes Kupfer gebildet wurden. Auch die Farben waren sehr verschieden vertheilt, oft so, daß in jeder aus dem Kupfergrund ausgehobenen Fläche nur eine einzige eingegossen war, oder so, daß mehrere Farben dicht nebeneinander standen.

Bei diesen kleinen Schreinen und bei vielen interessanten, mit Email verzierten Madonnenbildern, Stäben, Ciborien fiel es oft sehr schwer, mit einiger Bestimmtheit die Gegend festzustellen, aus der sie stammen; dieses um so mehr, als sich die Ansicht immer mehr Bahn bricht, daß sowohl in Deutschland und Belgien als in Frankreich ehedem an verschiedenen Orten die Anfertigung von Kupfersachen mit und ohne Emailverzierungen fast fabrikmäßig betrieben wurde, und zwar durch mehrere Jahrhunderte hindurch. Limoges erlangte freilich in späterer Zeit mittelst seiner farbenprächtigen, durch verschiedene Meisterwerke auf der Ausstellung vertretenen Emails ein so hohes Ansehen und ein solches Uebergewicht, daß es auch für ältere und an anderen Orten hergestellte Sachen seinen Namen herleihen mußte. Concurrenz und Nachahmung sind keineswegs neu, sondern so tief in der menschlichen Natur begründet, daß sie allezeit für Künstler und Arbeiter mächtige Triebfedern waren.

In der Nähe der Kupferarbeiten lagen Medaillen, welche die Geschichte Belgiens und Hollands, insbesondere z. B. diejenige der holländischen Admirale und der Universität Löwen, also zweier in ihren Absichten grundverschiedener Elemente, darstellten.

4. Der Uebergang aus dem Mittelalter in unsere Zeit war in geschickter Weise durch den Inhalt von sieben mehrere Stufen höher als der Ausstellungsraum liegenden Zimmern veranschaulicht. Das erste enthielt die Ausstattungsgegenstände einer alten Küche, das zweite und dritte diejenigen eines Saales des 15. und 16. Jahrhunderts. In dem mittlern fand man alte Waffen und Gildeabzeichen, in den drei letzten Ausstattungsgegenstände vornehmer Häuser des 17. und 18. Jahrhunderts. Die eigentliche internationale Ausstellung nahm hier den Faden auf und versuchte die Handfertigkeit unserer Tage zu erweisen.

Sowohl in der Ausstellung im ganzen und großen, als in ihren einzelnen Abtheilungen, überall sprach sich die schrittweise entwickelte Wandlung des Geschmackes in gleicher Weise aus. Je mehr man vom Mittelalter her sich unserer Zeit näherte, desto flacher und feiner, desto kleinlicher und glänzender wurden die Kunstgegenstände. Ernste Würde und markige Charakteristik machen

technischer Bravour und einer ängstlich bis ins einzelnste gehenden Durchbildung mehr und mehr Platz. Man fühlt heraus, wie die Individualität sich auf Kosten der Gattung in den Vordergrund drängt, wie der Einfluß einzelner hervorragender Männer, dann vielgenannter Damen als bildendes Element sich mehr und mehr bemerkbar macht, bis am Ende der fabrikmäßige Betrieb wiederum verflachend auftritt.

Die Gegenstände im letzten Theil der historischen Ausstellung wiesen unverkennbar auf den Einfluß Pariser Hofdamen hin. Da war fast nichts zu sehen als Haushaltungsgegenstände in Gold und Silber, in Thon und Porzellan, in Glas und Email, in Seide und Sammt, bis herab zu einer Sammlung ebenso kostbarer als ideenarmer Dosen, Bonbonnieren und anderer Zieraten. Die ebenso gebrechlichen wie eleganten Fächer paßten in Farbe und Zeichnung zu den auf denselben dargestellten leichtfertigen Scenen: Schäferspiele, das Urtheil des Paris u. dgl.

Den mittelalterlichen Arbeiten drückte kräftiger Mannessinn den Stempel auf, oft vielleicht etwas derb, aber ehrlich und bieder; in denen der folgenden Jahrhunderte, worin der durch die Renaissance großgezogene Gegensatz zum Mittelalter sein letztes Wort offen aussprach, herrschten dagegen Eleganz, Geschicklichkeit, halbe Farben und geschwungene Linien in gebrechlichem Stoff. Dort erinnert fast alles an den Gottesdienst, hier an den Genuß des Lebens; dort funkelt der Glanz des Goldes, hier das Silber; dort Kupfer, hier Thon und Porzellan; dort kräftiges Eichenholz, hier eingelegte Möbel und verschnörkelte Schnitzereien; dort die Architektur, hier eine leichte Malerei, die mehr auf die Farben gibt als auf die Zeichnung.

Welcher Gegensatz zwischen dem Zimmer des 15. und dem Salon des 18. Jahrhunderts! Es würde Einseitigkeit verrathen, wenn man übersehen oder verschweigen wollte, daß sich schon in den früheren Zeiten die Ansätze zu der spätern Entwicklung, oder in den Erzeugnissen der spätern Zeit Erinnerungen an alte Kraft und Größe zeigten. Nicht wenige mittelalterliche Elfenbeinschnitzereien schilderten schon in ihren Darstellungen die „galanten" Scenen des 18. Jahrhunderts, aber nach Art des Mittelalters in ungeschminkterer Weise. Suchte man Eleganz und feine Zierlichkeit? Kaum eine der emaillirten, mit Edelsteinen besetzten Uhren und Dosen, die so wohl zu den reich gestickten, in einem großen Glasschrank ausgestellten Galakleidern der „Marquis" paßten, dürfte zierlicher sein, als der Einband des herrlichen v. Rothschildschen Büchleins. Umgekehrt haben die Töpferwaaren von Raeren, Frechen u. s. w. viel von der alten Kraft des Mittelalters bewahrt. Wie meisterhaft sie ausgeführt sind, erkannte man, wenn man auf ihre Nachbildungen achtete, die drüben in der Weltausstellung sich fanden, denen aber Schärfe und Farbenharmonie meist in der bedauerlichsten Weise fehlen. Auch die sächsischen Porzellanfiguren, deren die Ausstellung viele, wenn auch nicht gerade die allerbesten ihrer Art, enthielt, waren ohne Zweifel Meisterwerke, welche in künstlerisch vollendeter Ausführung dem Charakter des Porzellans treu blieben.

Viel des Schönen wäre noch zu erwähnen. Die meisten Besucher fanden, selbst nachdem sie stundenlang in der historischen Ausstellung verweilt

hatten, bei jedem neuen Besuch neue, d. h. früher übersehene Werke. Insbesondere die vollendeten Schnitzereien in Eichen- und Buchsbaumholz, die reiche Auswahl alter Möbel, die herrlichen Stickereien und Spitzen, vor allem die wunderbaren Miniaturen müßten wir eingehender würdigen, wäre es unsere Absicht, eine erschöpfende Beschreibung der Ausstellung zu liefern.

Das Comité wird zweifelsohne, bevor die gesammelten Schätze wiederum in alle Welt zerstreut werden, durch photographische Aufnahmen die Erinnerung an die hervorragendsten Stücke zu festigen suchen. Freilich sind die Sammler oft schwer zu bewegen, die Abbildung ihrer werthvollen, hie und da auch überhoch geschätzten Lieblinge in die Hände des großen Publikums zu geben. Indessen dürften die Aussteller, welche nun doch einmal mit so großer Liberalität ihre Schätze der Oeffentlichkeit übergeben haben, auch der letzten Bitte des Comités ihr Gehör nicht versagen.

Der Plan der belgischen Regierung, die Kenntniß der alten Kunst in weitere Kreise zu verbreiten, den Künstlern nachahmenswerthe Vorbilder zu zeigen, den Geschmack des Publikums zu bilden, den Archäologen Gelegenheit zu eingehenderen Studien und Vergleichungen zu bieten, hat in glänzender Weise seine Verwirklichung gefunden. Herr Canonicus Reusſens, Professor der katholischen Universität zu Löwen, war als Präsident der Direction und als Verfasser des Kataloges wie kein zweiter befähigt, einen solchen Erfolg zu gewährleisten. Durch sein Lehrbuch der christlichen Archäologie, dessen zweite Auflage wohl bald vergriffen sein wird[1], hat er längst bewiesen, wie genau er die Kunst seines Vaterlandes kennt. Die wohlverdiente Achtung, deren er sich erfreut, hat viele Vorstände von Kirchen und religiösen Häusern, sowie viele Privatpersonen vermocht, ihre Werthsachen für die Ausstellung herzuleihen. Die Autorität der Regierung und das Vertrauen, welches sie verdient, hat seinen Bitten fast stets, wenn größere Hindernisse zu bewältigen waren, den gewünschten Erfolg verschafft.

Mögen die Früchte der Ausstellung den Anstrengungen entsprechen! Belgien ist so glücklich, in den letzten Jahrzehnten viele hervorragende Werke christlicher Kunst hervorgebracht zu haben. Ohne Zweifel ist beispielsweise der neue Kreuzweg des Antwerpener Domes eine Arbeit, die nach Jahrhunderten noch Werth besitzen wird. Da vereint sich volksthümliche Darstellung der heiligen Scenen mit künstlerischer Auffassung und nationalem Sinn. Es ist flämische Kunst, welche für die Errungenschaften der Neuzeit ein offenes Auge hatte, aber weiterbaute auf den besten Ueberlieferungen altheimischer Kunstthätigkeit. Mit Rücksicht auf Architektur ist in den Bauten von Maredsous in der letzten Zeit ein Kunstwerk erstanden, das die kühnsten Hoffnungen übertrifft.

Mögen die Schätze, welche Belgiens Kirchen und Sammler in Brüssel vereinigten, die Uebung einer echten, des Mittelalters und der Gotik würdigen Kunst kräftigen und fördern! Aeußerliche Nachahmung alter Formen führt nur zu leicht in leeres Schablonenwesen. Tieferes Verständniß des

[1] Éléments d'archéologie chrétienne. Aix-la-Chapelle, Barth, 1886.

innern Geistes, aus dem die mittelalterlichen Formen herauswuchsen, läßt ihr Wesen erkennen. Nur dann, wenn der junge Künstler durch Anschauen und Studium die Kunstwerke selbst verstehen lernte, sie gleichsam in sich aufnahm, kann er sie in würdiger Art nachbilden, so daß auch seine Erzeugnisse Geist und Leben haben und dauernde Anerkennung verdienen.

Steph. Beissel S. J.

Leo Nikolajewitsch Tolstoi.

Literarische Skizze.

Neben Turgenjew und Dostojewskij ist Tolstoi der dritte der russischen Romanschriftsteller, welche in Westeuropa bereits das Ansehen eines modernen Classikers genießen. Turgenjew, der sich in den fünfziger Jahren mit ihm befreundete, dann durch Mißverständnisse ihm entfremdet ward, 1878 aber die alte Freundschaft erneuerte, hat dazu nicht wenig beigetragen, indem er die französische Uebersetzung eines seiner Hauptwerke den tonangebenden Schriftstellern und Kritikern von Paris empfahl und ihm so die Gunst der höchsten akademischen und nicht akademischen Gesellschaft erwarb. Für die französische Uebersetzung der „Kosaken" übernahm er selbst die Correctur. Dem englischen Kritiker W. Rolston gab oder verschaffte er die nöthigen Notizen, um Tolstoi beim englischen Publikum einzuführen. Für den großen Roman „Krieg und Frieden" hoffte er „wenn nicht auf einen glänzenden Sieg, so doch auf eine dauernde, obwohl langsame Eroberung". Er selbst las „dieses wahrhaft große Erzeugniß" fünf- bis sechsmal mit immer neuem Genuß. Flaubert war davon bezaubert, er erklärte den Roman für eine Leistung ersten Ranges, manche Stellen für ganz à la Shakespeare! Als im Juni 1883 an das einsame Krankenlager Turgenjews das falsche Gerücht drang, Tolstoi habe der literarischen Thätigkeit entsagt, widmete er ihm noch mit sterbender Hand die mit Bleistift geschriebenen Zeilen, den letzten Brief seines Lebens:

„Lieber und theurer Leo Nikolajewitsch, ich habe Ihnen lange nicht geschrieben; denn ich lag und liege, kurzweg gesagt, auf dem Sterbebette. Genesen kann ich nicht, und es ist gar nicht daran zu denken. Ich schreibe Ihnen aber in der Absicht, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte und aufrichtige Bitte vorzutragen. Mein Freund, kehren Sie zu der literarischen Thätigkeit zurück! Es stammt ja auch dieses Ihr Talent dorther, woher alles andere kommt. Ach, wie glücklich wäre ich, könnte ich glauben, daß meine Bitte bei Ihnen Erfolg hat!.... Ich kann weder stehen, noch essen, noch schlafen; aber was rede ich?

Es ist sogar langweilig, dieses alles zu wiederholen! Mein Freund! großer Schriftsteller des russischen Landes — geben Sie Acht auf meine Bitte!... Ich kann nicht mehr ... Ich bin müde!"

Diese rührenden Worte lauten wie ein Testament. Turgenjew legt die Feder für immer nieder. Tolstoi soll sie aufnehmen, um sein künstlerisches Streben und Wirken fortzusetzen. Hat Tolstoi auch diese letzte Bitte nicht ganz in dem Sinne erfüllt, den Turgenjew im Auge hatte, so hat er doch bis heute nicht aufgehört, sich der Literatur zu widmen. Seine Werke aber drangen vom Jahre 1883 an auch nach Deutschland herüber, und nachdem sein Roman „Anna Karenina" einmal Aufsehen gemacht, wandte sich der deutsche Uebersetzerfleiß bald seinen anderen Schriften zu, und eine ganze Schaar Kritiker und Zeitschriften machten sich mit ihm zu schaffen.

1.

Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi lebt noch, ein rüstiger Sechziger, auf seinem Landgute Jasnaja Poljana bei dem gleichnamigen Dörfchen, unfern der Station Jassenski an der Bahn Moskau-Kursk. Das Haus, in welchem er am 28. August (a. St.) 1828 geboren wurde, steht nicht mehr. Er hat es selbst abbrechen lassen, um sich daneben ein geräumigeres steinernes Wohnhaus zu errichten. Nur einige Mauerreste haben sich, nach Danilewskij's Beschreibung, noch von dem alten Bau erhalten, von Linden überschattet. Hier, unter diesen Linden pflegt die gräfliche Familie im Sommer zu speisen. Eine Glocke, die am Aste eines Eichbaumes befestigt ist, ruft sie aus Haus und Garten zusammen. Unter diesen Bäumen gibt der Graf auch seinen Leuten und den Bauern der Umgegend Audienz. Seit 25 Jahren bewohnt er mit seiner Familie nahezu ununterbrochen diesen Landsitz, fern der Unruhe und dem Geräusche des großstädtischen Lebens, theils mit schriftstellerischer Arbeit, theils mit der Bewirthschaftung seiner Güter, bäuerlicher und communaler Organisation, Hebung des Schulunterrichts und finanziellen Fragen, jeden Tag auch einige Zeit mit stärkender Handarbeit beschäftigt: ein schlichter, gemüthlicher Herr, welcher, des großstädtischen Treibens längst überdrüssig geworden, zurückgezogene Arbeit, stilles Familienglück und ein ruhiges Landleben aus eigener Erfahrung allem blendenden Modeflitter vorzuziehen gelernt hat.

Unter den Portraits seines Studirzimmers fand Danilewskij Schopenhauer und mehrere russische Autoren, auf seinen Bücherbrettern Voltaire, Rousseau, Spinoza, Göthe, Schlegel, Sismondi, Shakespeare, Auerbach, und daneben eine alte russische Heiligenlegende (Tscheti-Minei), die fünf Bücher Mosis, Auszüge aus dem Talmud, die Schriften Emersons, Werke von Matthew Arnold und Henry George's Progress and Poverty. Vom Fenster aus aber sah man eine freundliche Hügel- und Waldlandschaft mit Bach und Alleen. Während Turgenjew sich nur dann und wann in Rußland frische Eindrücke holte, um dann mitten im modernen Paris sie künstlerisch zu gestalten, umgab sich Tolstoi nur mit einer gewissen Auswahl abendländischer Literatur, um, an ihr sich bildend, das russische Leben unmittelbar nach der

Natur zu zeichnen. Während Dostojewskij leidend und duldend das Loos der Armen und Erniedrigten aus eigener Erfahrung beschrieb, sah Tolstoi aus vornehm aristokratischer, aber freiwillig gemüthlicher Mittelstellung in die Höhen wie in die Niederungen des Lebens, der westeuropäischen Cultur nicht fremd, ihr zugeneigt, aber in seinem innersten Wesen doch ganz und gar im Boden der eigenen Heimat wurzelnd.

2.

Seine Kindheit und Jugend hat Tolstoi selbst in der anmuthigsten Weise belletristisch beschrieben. Es ist ein Seitenstück zu den ersten Kapiteln von Göthe's „Wahrheit und Dichtung", aber viel frischer, lebendiger, ohne gelehrten und literaturhistorischen Ballast. Er schrieb diese Chronik seiner Jugend nieder, als er selbst noch kaum der Jugend entwachsen war. Sie gehört zu seinen frühesten Erzeugnissen. Da ist der militärisch-aristokratische Vater gezeichnet, hoch, stattlich, mit der scharfen Adlernase und der großen Glatze, fein, kalt, voll ruhigen Selbstgefühls und doch nicht ohne Sentimentalität, von Schablonen der Gewohnheit beherrscht, die er sich selbst für Urtheil und Handeln gezeichnet; dann die feine, zarte Mutter mit ihren Augen voll Güte und Liebe, mit dem Lächeln, das sie so lieblich verklärte; das Schwesterchen Ljubotschka am Klavier und daneben die gestrenge Gouvernante Mimi oder Maria Iwanowna; der wilde kleine Bruder Wolodja und der herzensgute deutsche Hauslehrer Karl Iwanitsch Mauer mit seinem wattirten Schlafrock und der rothen gestrickten Zipfelmütze; der Kammerdiener Foka und das Hausfactotum Nicolai; die treue, brave Natalja Sawischna endlich, welche einst als Zofe den Kammerdiener Foka heiraten wollte, zur Strafe dafür als Magd in ein entlegenes Gehöft verwiesen wurde, der Familie aber deshalb nicht grollte, sondern ihre ganze Liebe nun auf ihre Herrin übertrug, als Wirthschafterin alle Kisten und Kasten verwaltete, und zwar mit solcher Treue, daß sie nach 60jährigem Dienst nur 25 Rubel hinterließ und 40 Rubel, die sie für ihre Beerdigung und die Todtenmessen zurückgelegt hatte. „Eine Stunde vor ihrem Tode beichtete sie und empfing mit stiller Freude die letzte Oelung. Alle Hausgenossen hatte sie um Verzeihung gebeten für das, was sie ihnen zuleide gethan haben könnte; auch hatte sie ihren Beichtvater Wasilij ersucht, uns allen mitzutheilen, daß sie nicht wisse, wie sie uns für unsere Güte danken solle, und wir möchten ihr verzeihen, falls sie aus Dummheit jemanden beleidigt habe; ‚aber eine Diebin war ich nie, und ich darf wohl sagen, daß ich keine Stecknadel veruntreut habe'. Das war die einzige Eigenschaft, die sie an sich schätzte." Das Leben und Weben im Hause, der pedantische Privatunterricht, Spaziergänge und Spiele, die Jagd, die Uebersiedelung nach Moskau, die städtischen Jugendgespielen, der erste Ball und der erste Anflug von Liebe, all das ist mit einem unvergleichlichen Zauber von poetischer Wahrheit geschildert. Das Schönste und Rührendste aber ist die Schilderung des frühen Hingangs der Mutter — die ersten Nachrichten von ihrer Erkrankung, die lange, bange Reise von Moskau zurück aufs Land, der Abschied, der Tod, die Beerdigung.

„In der Mitte des Saales stand der Sarg auf einem Tische, um denselben brennende Kerzen auf hohen silbernen Leuchtern, in einer entfernten Ecke saß ein Meßdiener und laß mit leiser, gleichförmiger Stimme den Psalter.

„Ich blieb bei der Thüre stehen und schaute mich um, aber meine Augen waren dermaßen verweint und meine Nerven so aufgeregt, daß ich nichts erkennen konnte; alles verschwamm eigenthümlich durcheinander: das Licht, der Goldbrocat, der Sammet, die großen Leuchter, das mit Spitzen besetzte rosafarbene Kissen, die kleine Strahlenkrone, die Haube mit den Bändern und noch etwas Durchsichtiges, wie Wachs Aussehendes. Ich stellte mich auf einen Stuhl, um ihr Gesicht zu sehen, aber an der Stelle, wo dasselbe sein mußte, fand ich wieder jenen blaß-gelblichen, durchsichtigen Gegenstand. Ich konnte nicht glauben, daß das ihr Gesicht sei. Ich schaute nun ganz unverwandt hin und erkannte nach und nach die bekannten lieben Züge. Ich zitterte vor Entsetzen, als ich mich überzeugte, daß sie es war. Aber warum sind die geschlossenen Augen so tief eingesunken? Woher kommt diese schreckliche Blässe und woher der schwärzliche Fleck auf der Wange unter der durchsichtigen Haut? Weshalb ist der Ausdruck des ganzen Gesichtes so streng und kalt? Warum sind die Lippen so bleich, und warum ist ihre Form eine so schöne, majestätische, daß sie eine überirdische Ruhe ausdrücken, daß mir ein kalter Schauer über den ganzen Körper geht, wenn ich sie anschaue? . . .

„Ich schaute und fühlte beim Schauen, daß eine unbegreifliche, unwiderstehliche Kraft meine Augen auf dieses leblose Antlitz hinzog. Ich wendete kein Auge von demselben, meine Phantasie jedoch zauberte mir Bilder voll von Leben und Glück vor die Seele. Ich vergaß ganz, daß der leblose Körper, der vor mir lag und den ich gedankenlos anstarrte wie einen Gegenstand, welcher mit meinen Vorstellungen gar nichts zu thun hatte, *sie* war. Ich stellte sie mir abwechselnd in einem und dann in einem andern Zustande vor: lebend, heiter, freundlich lächelnd; dann frappirte mich auf einmal irgend ein Zug in dem bleichen Gesichte, auf welchem nun meine Augen haften blieben; ich besann mich wieder auf die fürchterliche Wirklichkeit, schauerte zusammen, hörte aber nicht auf, hinzusehen. Und von neuem traten lichte Träume an die Stelle der Wirklichkeit, und wiederum zerstörte das Erkennen der Wirklichkeit die Gebilde der Phantasie. Endlich war meine Phantasie müde geworden und hörte auf, mich zu täuschen; auch das Bewußtsein von der Wirklichkeit schwand mir. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustand verbrachte, auch kann ich nicht sagen, worin derselbe bestand; ich weiß nur, daß ich eine Zeit lang das Bewußtsein meiner selbst verloren hatte und ein hohes, unerklärlich angenehmes und trauriges Gefühl empfand.

„Vielleicht schaute ihre reine Seele, ehe sie in eine bessere Welt entschwebte, betrübt auf die zurück, in der sie uns zurückließ; sie sah meine Traurigkeit, fühlte Erbarmen und ließ sich auf den Flügeln der Liebe mit einem himmlischen Lächeln des Mitleids zur Erde nieder, um mich zu trösten und zu segnen."

Wenn auch nicht alle Einzelheiten dieser novellistischen Jugendgeschichte streng biographisch zu nehmen sind, so ist doch das wohl sicher aus denselben

zu schließen, daß die Liebe einer frommen, edlen Mutter an der Wiege des Knaben wachte, seine Kindheit behütete, und, ihm früh entrissen, heilig-schöne Eindrücke hinterließ, die nichts zu verwischen im Stande war, die wie Muttersegen ihn durch das Leben begleiteten. Auch die Zeichnung der Dienstboten, besonders der braven alten Natalja, weist darauf hin, daß das russische Christenthum denn doch nicht bloß für eine Mischung von äußerem Formelkram und Aberglauben zu betrachten ist, daß wir auch an den russischen Schismatikern vielfach einen ähnlichen „guten Glauben" annehmen dürfen, wie bei Protestanten, die ohne ihre Schuld im Protestantismus aufgewachsen sind.

Nicht nur seine Mutter verlor Tolstoi früh, auch der Vater starb ihm bereits 1837, da er erst neun Jahre zählte. Mit seinen Geschwistern wurde er dann von seiner Tante, einer Gräfin Osten-Sacken, weiter erzogen. Von 1843 besuchte er drei Jahre lang die Universität Kasan, an welcher er Recht und orientalische Sprachen studirte. Darauf kehrte er auf sein väterliches Gut zurück und blieb daselbst bis 1851. Diesen stillen Lehrjahren folgten einige Wanderjahre voll des Sturmes und Dranges. Er diente als Officier im Kaukasus und machte mit der Donau-Armee Gortschakows den Krimkrieg mit. Er war sowohl im Gefecht an der Tschernaja, wie beim Sturme auf Sebastopol zugegen. Nach dem Friedensschluß nahm er seinen Abschied und bereiste zum erstenmale Deutschland und Italien. Im Jahre 1862 verheiratete er sich und ließ sich bleibend auf dem Landgute Jasnaja Poljana nieder.

3.

Von „Versen" ist schon in den Kindheitserinnerungen die Rede. Die Kinder, welche im Hause der Großmutter wohnen, wollen dieser zum Namenstag eine Freude machen. Wolodja hat einen Türkenkopf gezeichnet mit ungeheurem Turban. Der Zeichenlehrer räth dem jüngeren Knaben auch „einen Kopf" an, aber diesem geht es plötzlich durch den Kopf, Großmama Verse zu machen, und er versucht's. Zwölf Zeilen gelingen, allerdings linkisch genug. Die Schlußreime heißen:

„Ja, immer wollen wir nach Kräften Dich erfreu'n,
Und unsre Liebe Dir wie der eig'nen Mutter weih'n.

Der Knabe ist mit diesen Versen nicht zufrieden, aber die Großmutter findet sie „charmant" und küßt den kleinen Poeten auf die Stirne.

Jugendgedichte oder Jugendversuche sind von Tolstoi bis dahin keine publicirt. Erst als Officier im Kaukasus begann er Novellen zu schreiben. Eine derselben, „Die Kosaken", deutet darauf hin, daß seine ersten poetischen Anwandlungen ihn mächtig zu Puschkin und Lermontow hinzogen, daß das Leben selbst aber die Phantastik derselben dämpfte und ihn auf den längst von Gogol und Turgenjew betretenen Pfad des Realismus hinlenkte.

„Olenin", der Held der Novelle, ist der richtige Phantast der vierziger Jahre, „ein Jüngling, der nirgendwo einen Unterrichtscursus beendigt, nirgendwo gedient hatte — nur irgend einer Behörde war er zugeschrieben gewesen —, der sein halbes Vermögen verschleudert, bis zum vierundzwanzigsten

Jahre sich noch gar keine Laufbahn erwählt und noch niemals etwas gethan hatte. Er war das, was man in der Moskauer Gesellschaft einen ‚jungen Menschen' nennt. Mit achtzehn Jahren war Olenin so frei, wie es eben die reichen jungen Leute, die frühe ihre Eltern verloren hatten, in den vierziger Jahren waren. Weder physische noch moralische Fesseln existirten für ihn; er konnte alles thun; nichts fehlte ihm und nichts band ihn. Er hatte weder Familie, noch Vaterland, noch Glauben, noch Noth. Er glaubte an nichts und erkannte nichts an. Aber indem er nichts anerkannte, war er nicht nur kein finsterer, gelangweilter, raisonnirender Jüngling, sondern wurde im Gegentheil immer hingerissen. Er entschied, daß Liebe nicht existire, aber beim Anblick eines jeden jungen und hübschen Mädchens starb er fast vor Liebe hin. Er wußte es lange schon, daß Rang und Würden ein Unsinn seien, empfand aber unwillkürlich Vergnügen, wenn auf dem Ball Fürst Sergei zu ihm trat und ihm freundliche Dinge sagte." Dieser independente Dichterjüngling, der seinem Schneider noch 678 Rubel schuldet, zieht in den Kaukasus, um etwas zu erleben. Was, weiß er selbst nicht. Er träumt von Tscherkessen und Tscherkessinnen, Bergen, Abgründen, schrecklichen Wasserstürzen und Gefahren, alles wirr durcheinander, mit lockendem Ruhm und drohendem Tod im Hintergrund. Es ist der Traum, den Byron mit seinem orientalischen Phantasiestücke angeregt, den Puschkin und Lermontow weiter ausgemalt, den ganze Schaaren junger Russen nachgeträumt haben. Im wirklichen Kaukasus sieht es aber bedeutend anders aus, als in diesen Träumen.

Die Natur dieser Bergeswelt ist freilich groß, überherrlich. Doch die Menschen! Um die wilden Stämme des Gebirges im Zaum zu halten, hat die Regierung den Fluß Terek entlang eine ganze Reihe Kosakendörfer angelegt. Da hausen die sogen. grebenskischen Kosaken, mit den ursprünglichen Bergbewohnern stark gemischt, gleich ihnen zu zügelloser Freiheit, zum Müßiggang, zu Raub und Krieg geneigt, in Tracht und Sitte ihnen ähnlich geworden, wie die Tschetschenzen selbst halbe Tataren. Zwischen ihnen und den Bergbewohnern herrscht ein fast beständiger Kleinkrieg. Die jüngeren Kosaken stehen deshalb unter Waffen auf ihren Stationen, oder durchstreifen das Land, um irgend einen Mord oder Todtschlag zu rächen. Die älteren Kosaken obliegen der Jagd und dem Fischfang oder der Arbeit in den Gärten. Nur Alte, Kinder und Kranke sind zu Haus. Alle strenge Arbeit zu Haus und im Felde hat fast ausschließlich die Frau zu thun. Sie erhält den Mann und kleidet ihn und versorgt ihn und führt demgemäß das Regiment über Kisten und Kasten, über Garten und Acker, Stall und Scheune. Wenn sich nun auch der schöne Typus der kaukasischen Völker bei der weiblichen wie bei der männlichen Bevölkerung erhalten hat, so verscheuchen Viehzucht und Feldbau, der prosaische Kampf um des Lebens Nothdurft doch all jene Einbildungen, mit welchen Dichterphantasie diese Völker umzaubert hat. Statt der schmachtenden und in Märchenschlummer befangenen Tscherkessinnen, die Byron besungen, findet Olenin rüstige, kräftige, arbeitgewohnte Bauernmädchen, die es nicht unter ihrer Würde halten, das Vieh zu treiben, den Stall zu kehren und die mit eigener Hand geschorene Wolle zu spinnen.

Marjanka, die Heldin der Novelle, wird mit der Birkenruthe in der Hand eingeführt, wie sie das liebe Vieh von der Weide nach Hause bringt. „Teufelsmädchen!“ ruft ihr die Mutter zu, „zieh Schuh' und Strümpfe aus; hast dein Fußzeug ganz abgetrampelt.“ Und Marjanka fühlt sich dadurch nicht im mindesten gekränkt, sie hält das noch für eine Schmeichelei, besorgt das Vieh im Stall, schafft die Milch in die Vorrathskammer, macht Feuer an und besorgt die Küche, während die Mutter mit einer andern Frau ihr Plauderstündchen hält. Der junge Officier wird von seinen romantischen Vorstellungen nicht sofort geheilt. Er verliebt sich in Marjanka und bewirbt sich in aller möglichen Weise um ihre Gunst. Marjanka aber ist ein braves und verständiges Kind, das mit seinem gesunden Sinne gleich herausfühlt, daß aus solcher Liebe keine Heirat werden kann. Sie aber will nach Volkssitte mit Ehren unter die Haube kommen, verspricht dem tapfern und tüchtigen Kosaken Lukascha ihre Hand und weist die Bewerbungen Olenins entschieden von sich. Auch nachdem ihr Bräutigam im Kampf mit den Tschetschenzen tödtlich verwundet und seiner Wunde erlegen ist, bleibt sie bei diesem Entscheid und stößt den fremden Officier mit solchem Haß und solcher Verachtung von sich, daß dieser sich entschließt, ihr und dem Kaukasus zu entsagen. Obwohl der junge Romantiker bei diesem andauernden „Korb“ eine sehr klägliche Rolle spielt, bringt doch eben sein Charakter einen idealistisch-poetischen Zug in die sonst realistisch, mitunter etwas üppig gehaltene Erzählung. Auch diese anschauliche Darstellung hat übrigens ihr dichterisches Interesse, und wenn die weiße Tafel am Dorf Nowomlinsk mit der Angabe: 266 Häuser, 897 Seelen männlichen und 1012 weiblichen Geschlechts, beinahe einen trockenen Statistiker vermuthen läßt, so sind diese Einwohner doch in einigen Haupttypen so seelenvoll gezeichnet, wie nur ein Dichter — ja, ein von der Romantik angehauchter Dichter sie schildern konnte.

Auch in anderen kleinen Erzählungen berührt Tolstoi die Zeit, „wo es in Rußland noch keine Eisenbahnen und keine Chausseen gab, kein Gas und keine Stearinlichter, keine niedrigen Sophas mit Springfedern und keine anderen Möbel als lackirte, keine blasirten Jünglinge mit Monocles in den Augen und keine liberalisirenden und philosophirenden Frauenzimmer, keine liebenswürdigen Kameliendamen, davon man jetzt überall so reichlich findet“; jene einfache Zeit, „wo man noch acht Tage von Moskau nach Petersburg zu fahren hatte und darum eine ganze Küche und Hauseinrichtung mitnahm, wo man noch an die Echtheit der Hühner-Coteletten und der Waldai'schen Kringeln und Glockenspiele glaubte, wo an den langen Herbstabenden die Talglichter brannten und einen Familienkreis von 20—30 Köpfen beleuchteten, wo die Möbel noch symmetrisch aufgestellt wurden, wo unsere Väter noch jung waren, wo unsere Mütter noch kurze Taillen und ungeheure Aermel trugen, wo die wichtigsten Familienangelegenheiten durch Kartenlegen entschieden wurden, jene einfache Zeit der Freimaurerlogen, der Martinisten, des Tugendbundes, der Dawidows und Puschkins.“

Gleich Turgenjew weiß Tolstoi in wenig Strichen ein deutliches, seelenvolles Bild zu geben; gleich Turgenjew weiß er es aber auch in lebendigem

Dialog und spannender Handlung bedeutsam zu erweitern; gleich Turgenjew hat er den Realismus Gogols nicht weiter zur Anklage des Bestehenden ausgebeutet, sondern er ist einigermaßen zur künstlerischen Auffassung Puschkins zurückgekehrt. Die Schwächen jener frühern Zeit und der von ihr gebotenen mangelhaften Erziehung verkannte er nicht; das zeigen seine an eigene Erinnerungen anlehnenden Novellen „Kindheit", „Knabenzeit", „Jugend", „Der Morgen eines Gutsbesitzers", „Luzern", „Memoiren eines Markeurs", das zeigt das eben erwähnte Culturbild „Die Kosaken", die Soldatengeschichte „Die beiden Husaren". Indem er aber überall das Natürliche, das ungekünstelt Schöne in der Natur wie im Menschenleben aufsucht, gewinnt er auch für jene Zeit ein freundliches, liebevolles Verständniß, das die Schattenseiten ohne Verachtung, die Lichtseiten ohne Uebertreibung des Lobes aufzufassen und darzustellen weiß. Nicht minder glücklich griff er aber auch in die neuere Zeit ein und schrieb in seinen drei Erzählungen „Sebastopol im December 1854, im Mai und im August 1855", ein Kapitel moderner Kriegsgeschichte, welches durch die Schönheit der Darstellung den Werth einer Novelle besitzt, durch seine Wahrheit als ein Actenstück der Geschichte im weitern Sinne gelten mag. Er zeichnet Gefahr, Kampf und Niederlage nicht mit der ängstlichen Genauigkeit des berichtenden Zuschauers, sondern mit der energischen Kraft des Mitkämpfenden und Mitgetroffenen, der die Schicksale seiner Armee und seines Landes völlig als die seinigen empfand. Wir dürfen indes bei diesen kleineren Leistungen nicht stehen bleiben, in welchen andere glücklich mit ihm um die Wette stritten. Wir müssen zu seinen zwei Hauptwerken übergehen, durch welche er sich einen weit höhern und eigenthümlichen Ruhm erworben, den Romanen „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina".

4.

„Krieg und Frieden", schon in den Jahren 1865—1868 erschienen, durch Madame Paskiewitsch 1879 ins Französische übersetzt, erst 1887 aber von Strenge ins Deutsche übertragen, ist ein breit angelegter, vierbändiger Geschichtsroman, welcher die Zeit des großen russischen Nationalkampfes gegen Napoleon von der Coalition des Jahres 1805 an bis zu dem berühmten Winter von 1812 auf 1813 umfaßt. Den Schauplatz bilden abwechselnd die Städte St. Petersburg, Moskau, Wilna und das weite Kampfgebiet von Braunau und Amstetten bis hinüber nach Moskau und die ihm zunächstliegenden südlichen und östlichen Gouvernements. Theilweise den Hintergrund, theilweise aber auch die Haupthandlung des Romans liefern die politischen und militärischen Ereignisse jener Jahre, welche die ganze Welt in Bewegung setzten.

Im Anfang tritt der gewaltige Weltkampf uns nur erst als Conversationsstoff der hohen und höchsten Salonskreise von Petersburg entgegen. Fürsten, Grafen, Hofdamen und Frauen des höchsten Adels ergehen sich in Unwillen über die Anmaßung des neuen Königs von Italien; Diplomaten zeichnen die allgemeine europäische Lage, alte und junge Militärs kritisiren plaudernd die bisherige Kriegführung Napolens; Scenen aus verschiedenen Familien schildern die allgemeine nationale Begeisterung für den begonnenen Kampf. Sobald

indes die Fäden der dichterischen Exposition gelegt, die Hauptcharaktere gezeichnet, das erste Netz der Verwicklung geknüpft ist, rückt das Weltgeschichtliche in den Vordergrund. Kutusow, der russische Oberbefehlshaber, mit seinem Generalstab wird nicht bloß aufs anschaulichste geschildert, er tritt lebendig in die Handlung selbst hinein. Die Uneinigkeit der Russen und Oesterreicher, der furchtbare Eindruck der Capitulation Ulms durch Mack, Kutusows Entschluß zum Rückzug ist in frischen Lagerscenen gezeichnet, ein Brückengefecht an der Enns ausführlich ausgemalt, der Weitermarsch wenigstens skizzirt. Ein Adjutant Kutusows führt uns bei den Diplomaten zu Brünn und bei Kaiser Franz selbst ein. Dann folgt in immer lebendigerer Darstellung die Einnahme der Wiener Brücke durch die Franzosen, der Kampf bei Schöngrab, durch welchen Fürst Bagration den weitern Rückzug Kutusows ermöglichte, und endlich die verhängnißvolle Schlacht von Austerlitz. Wie Hackländer versteht es Tolstoi, soldatisches Leben und Treiben in den muntersten Farben darzustellen. Das novellistische Genrebild wechselt aber aufs angenehmste mit der scharfen Charakteristik eines Geschichtschreibers und großartiger Schlachtenmalerei ab.

Ein spannender Familienroman unterbricht für einige Zeit die Chronik der napoleonischen Kriege. Sechs Jahre derselben werden nahezu überschlagen. Erst mit den Rüstungen des Jahres 1811 wird der Faden wieder aufgenommen. Vom Juli 1812 an folgen dann aber die Ereignisse so rasch Schlag auf Schlag, daß dem Geschichtschreiber nicht weniger Spannung zur Verfügung steht als dem Novellisten. Die Aufgabe beider gewissermaßen vereinigend, schildert uns Tolstoi den Beginn des neuen Krieges, Napoleons Aufbruch von Dresden, den Uebergang über den Niemen, das Hoflager des Czaren zu Wilna, das rasche Nachrücken Napoleons, seine stolze Prachtentfaltung in Wilna, die vielen Meinungsverschiedenheiten auf russischer Seite, den Kriegsrath im Lager zu Drissa, die Kriegsvorbereitungen zu Moskau, die begeisterte Theilnahme des ganzen Volkes an der nationalen Sache. Wahre Prachtstücke von Kriegsschilderung bieten die Besetzung von Smolensk durch die Franzosen und die Schlacht von Borodino, durch welche die Macht Napoleons trotz seines Sieges doch für die Folge gebrochen war und blieb. Tolstoi vergleicht die Lage der Franzosen mit jener eines lebensgefährlich verwundeten Thieres, das im wüthenden Anprall nicht mehr innezuhalten vermag, darum noch voranstürmt, aber vergeblich. „Nach dem versetzten Stoße vermochte das französische Heer sich nur noch bis Moskau zu wälzen! Dort aber mußte es verderben, ohne daß das russische Heer auch nur eine Anstrengung machte — verendend in dem Blute der bei Borodino erhaltenen Todeswunde."

Den Glanz- und Höhepunkt des Romans bezeichnet der Brand von Moskau und der darauffolgende Rückzug der Franzosen, eine der furchtbarsten Katastrophen der gesammten neuern Geschichte. Es war Tolstoi natürlich nicht darum zu thun, das Werk anderer Geschichtschreiber durch neue Forschungen zu erweitern, zu ergänzen oder zu verbessern, sondern lediglich darum, die Ergebnisse bisheriger Forschung in schöner Darstellung seiner poetischen Erzählung einzuverleiben. Für den Brand selbst will er weder den barbarischen Patriotismus des Gouverneurs Grafen Rostopschin noch die Roheit der Fran-

zosen verantwortlich machen. Er findet es sehr begreiflich, daß eine großentheils aus Holz gebaute Stadt in Brand gerathen mußte, als die meisten ihrer Bewohner sie verließen, fast nur Pöbel zurückblieb und siegestrunkene, ausgelassene Soldaten sich der verlassenen Quartiere bemächtigten. Das Bild Rostopschins ist ein ziemlich ungünstiges, vielleicht nicht ganz gerecht. Der Feldmarschall Kutusow und seine ganze Kriegstactik finden eine viel freundlichere Beleuchtung als sonst bei den Historikern. Ausführlich nimmt Tolstoi die russischen Feldherren gegen die Vorwürfe in Schutz, welche ihnen dafür gemacht wurden, daß sie Napoleon mit seinen Marschällen nicht abgeschnitten, gefangen und so alle weiteren ehrgeizigen Pläne des Corsen für immer unmöglich gemacht hätten. „Dieses Ziel", sagt er, „hatte gar keinen Sinn, weil einmal die aufgelöste Armee Napoleons mit aller möglichen Hast aus Rußland floh, d. h. sich gerade das vollzog, was jeder Russe nur wünschen konnte. . . . Dann wäre es auch unsinnig gewesen, seine Truppen für die französische Armee zu opfern, da diese ohne anderweitige Bemühungen in solcher Progression vernichtet wurde, daß sie ohne jede Sperrung des Weges nicht mehr über die Grenze hätte bringen können als das, was sie im Monat December hinüberbrachte, d. i. den hundertsten Theil des ganzen Heeres! Zweitens aber wäre der Wunsch unsinnig gewesen, Kaiser, Könige, Herzoge u. s. w. zu fangen, da das Menschen waren, deren Gefangenschaft die Thätigkeit der Russen im höchsten Grade erschwert haben würde, wie es die geschicktesten Diplomaten jener Zeit, ein J. Maistre und andere, auch anerkannt haben. . . . Der ganze tiefsinnige Plan, Napoleon sammt seiner Armee aufzufangen und abzuschneiden, wäre dem Plane eines Gärtners ähnlich gewesen, welcher, um das Vieh, das seine Gartenbeete zertritt, aus diesem zu jagen, sich vor das Thor stellen und das Vieh auf die Köpfe schlagen wollte."

Sein Unterfangen, ein so wichtiges Kapitel der Geschichte in den Rahmen eines Romans zu ziehen, begründet Tolstoi damit, daß die landläufigen politischen und militärischen Geschichtsdarstellungen sich meist nur an die äußeren Staatsactionen halten, die tiefsten Ursachen der großen Bewegungen aber nicht in Rechnung ziehen, die Fragen nach deren Gesetzen und Bedeutung unbeantwortet lassen. „Die Historiker beantworten diese Fragen, indem sie uns von den Thaten und Reden einiger Dutzend Menschen in einem Gebäude der Stadt Paris erzählen und diese Thaten und Reden ‚Revolution' nennen. Dann bringen sie eine ausführliche Lebensbeschreibung von Napoleon und verschiedener ihm günstig oder feindlich gesinnter Personen, erzählen von dem Einflusse dieser Personen auf andere und sagen: Das war es, warum diese Bewegung stattfand, und das sind die Gründe dafür. Allein der Menschenverstand weigert sich nicht nur, an diese Erklärung zu glauben, sondern sagt geradezu, daß dieselbe falsch ist, weil die angeführten Gründe im Verhältniß zum großen Erfolg zu unbedeutend erscheinen." Mit Recht betont er die Nothwendigkeit einer religiösen und philosophischen Auffassung der Geschichte, welche nicht bloß auf die Zeiger an der Weltenuhr Acht gibt, sondern in das kleine innere Getriebe derselben, in die Volksseele selbst eindringt. „Zur Erlernung der Gesetze der Geschichte müssen wir den Gegenstand der Beobachtung völlig verändern und

uns nicht um Herrscher, Minister, Generale u. s. w. bekümmern, sondern die gleichartigen und unendlich kleinen Theile studiren, welche die Massen leiten. ... Offenbar ist, daß nur auf diesem Wege die Gesetze der Geschichte zu erlangen sind, und daß in dieser Richtung noch nicht ein Millionstel jener Anstrengungen vom menschlichen Geiste aufgeboten worden, wie sie von Geschichtschreibern auf Thatenschilderung von allerlei Herrschern, Heerführern und Staatsmännern und auf die Darlegung ihrer Erwägungen gelegentlich dieser Thaten verwendet wird."

Diese Auffassung ist in dem Romane jedoch keineswegs übertrieben. Die Kaiser Alexander, Franz, Napoleon, die Generale Kutusow, Bragation u. a. sind darin meisterlich charakterisirt. Der eigentliche Held der ganzen Erzählung aber ist keine der welthistorischen Persönlichkeiten, sondern das russische Volk, das in allen seinen Schichten, vom Czaren herab bis zum Steppenbauer, in die gewaltige Tragödie hineingerafft wird, in der Noth gemeinsam zu Gott seine Zuflucht nahm und in dem Sturze des Welteroberers die rettende Hand der Vorsehung erblickte. Als Repräsentant dieses Volkes steht der greise Heerführer Kutusow da, wenn er, bei der Nachricht, daß Napoleon von Moskau aufgebrochen, in dem Bauernhaus von Letaschewka sich auch mit Thränen in den Augen zu den schwärzlichen Heiligenbildern hinwendet, die Hände faltet und mit zitternder Stimme betet: „Herr, Gott und Schöpfer! Du hast unser Gebet erhört! Gerettet ist Rußland! Dank dir dafür, lieber Herr und Gott!"

Durch diese ernste, religiöse Grundanschauung haben viele Partien des Buches den Charakter eines echten Volksbuches erhalten, durchtränkt von jener religiös-nationalen Begeisterung, welche der große Kampf in dem damaligen Rußland wachrief. Stellenweise führt uns der Roman auch in die bäuerlichen Verhältnisse und in die unteren Schichten der städtischen Bevölkerung ein. Die Hauptrolle im öffentlichen Leben spielte indes die höhere und niedere Aristokratie, und deshalb hat Tolstoi aus diesen Kreisen die Haupttypen gewählt, an deren Schicksalen einigermaßen Leben und Treiben, Leiden, Kampf und Sieg, Laster und Tugend, Bestrebungen, Sitten, Licht- und Schattenseiten der ganzen Periode sich spiegeln.

Fast den Rang einer Titelrolle behauptet die originelle Gestalt des Grafen Pierre Kirillowitsch Besuchow. Er hat ursprünglich keinen Anspruch auf so hohen Titel, er ist nur eines aus zwanzig illegitimen Kindern des Grafen Kirill Besuchow, eines steinreichen Magnaten aus Katharina's Zeit. Der alte Graf will ihm indes wohl, gibt ihm eine höhere Erziehung und die Mittel zu weiterer Ausbildung im Auslande und öffnet ihm den Zutritt zu den höchsten Kreisen der St. Petersburger Gesellschaft. Ungewöhnlich groß und beleibt, bärenhaft ungelenk, heftig, aufbrausend, aber dabei gutherzig, gemüthlich, sogar etwas träumerisch angelegt, ein rechter Urrusse, weiß Pierre nicht, was er soll und will, schwankt zwischen der kriegerischen und diplomatischen Carrière und verthut vorläufig Zeit und Geld im Kreise der zügellosesten, ausschweifendsten jungen Officiere. Bei allen tollen Streichen ist er mit dabei. Bei einem nächtlichen Skandal hilft er einen Polizisten rücklings an einen gezähmten

Bären binden und beide in die Newa werfen, wofür er aus Petersburg ausgewiesen wird. Der alte Graf Besuchow zu Moskau hat indes seinen sechsten Schlaganfall. Drei Prinzessinnen pflegen ihn. Ganze Schaaren von Verwandten umlungern erbschaftslüstern sein Sterbelager. Pierre erscheint auch daselbst mit wahrer, herzlicher Theilnahme, aber ohne große Erwartungen. Der Graf kann nicht mehr mit ihm reden, er stirbt; aber in seinem Testament ist Pierre legitimirt, zum Erben seines Titels und Vermögens ernannt. Aus einem Bummler, der noch eben für die französische Revolution und für Napoleon geschwärmt, wird ein Magnat, der 40 000 Leibeigene und mehrere Millionen Rubel Vermögen besitzt, einer der reichsten Herren in ganz Rußland. Durch Salonsintriguen ist er, ehe er sich's versieht, mit der blendendsten Schönheit der Petersburger Gesellschaft, der Fürstin Helene Kuragin, verlobt und verheiratet, deren Familie, durch Aufwand heruntergekommen, in einer reichen Ehe der Tochter neuen Glanz sucht. Pierre scheint auf dem Höhepunkt irdischen Glückes; aber dieses Glück ist entsetzlich hohl. Helene ist eine jener verhängnißvollen Creaturen, wie sie Turgenjew wiederholt gezeichnet, die, von ihrer eigenen Schönheit und Sinnlichkeit berauscht, jeden, der in ihre Nähe kommt, bestricken, eines wahren innern Glückes unfähig sind, durch Koketterie und Laune ihr eigenes Familienleben und das ihrer Verehrer zerstören. Nach kurzem Honigmonat ist Pierre der ärmste Teufel von der Welt, durch einen Eifersuchtshandel vor der ganzen Gesellschaft compromittirt, in ein Duell verwickelt und durch dasselbe völlig mit seiner Frau zerfallen. Es fehlt wenig daran, daß er sie todtschlägt. Trostlos und verzweifelt begegnet er einem der Hauptführer der russischen Freimaurerei, Basdajew, der ihn mit dem Grafen Willarski bekannt macht. Er läßt sich in der Maurerei unterrichten und wird in die Loge aufgenommen. Die damalige Logenphilosophie, die Riten der Aufnahme und der bunte Firlefanz des ganzen maurerischen Ceremoniells sind mit gründlichster Genauigkeit und höchst ergötzlich beschrieben. Die „ascetischen" Tagebücher, welche Pierre nun führt, erinnern lebhaft an Göthe's Tagebücher aus den achtziger Jahren. Er entwickelt solchen Eifer, daß man ihn schon 1808 zum Meister vom Stuhl wählt. Doch machte er auch hier wieder ernüchternde Erfahrungen.

„Er errichtete neue Logengrade, warb Mitglieder, beschäftigte sich mit Vereinigung der verschiedenen Logen und der Erwerbung der ‚Originale'. Auch gab er Gelder zu Logenbauten und förderte nach Kräften die Sammlung milder Gaben, betreffs derer die Mehrzahl der Mitglieder geizig und lässig war, so daß er fast aus seinen Mitteln allein das von dem Orden in Petersburg gegründete Armenhaus unterhielt.

„Sein Leben ging übrigens wie ehedem in Ausschweifungen dahin. Er aß und trank gern gut, und obwohl er es für unmoralisch und cynisch hielt, konnte er sich doch nicht bezwingen, den Ausschreitungen lediger junger Leute aus dem Wege zu gehen. Im Wirbel seiner Beschäftigungen und Belustigungen begann Pierre nach Verlauf eines Jahres zu merken, wie der Boden des Freimaurerthums, auf dem er stand, um so weiter unter seinen Füßen wich, je fester er sich bemühte, darauf zu stehen; zugleich aber fühlte er auch,

daß, je tiefer der Boden, auf dem er stand, unter seinen Füßen wich, er desto willkürloser an ihn geheftet war."

Unbefriedigt von der Petersburger Maurerei, zieht er ins Ausland, knüpft Verbindung mit den höchsten Freimaurern des Westens an, erhält die höchsten Weihen und fordert nach seiner Rückkehr die Brr. zu neuem Eifer auf:

„Geliebte Brüder! Es ist nicht genug, in der Stille der Loge unsere Geheimnisse zu erfüllen; wir müssen auch handeln!... Wir sind erschlafft und müssen wieder zu wirken beginnen.

„Zur Vorbereitung der lautern Wahrheit und zur Erlangung des Triumphes der Tugend müssen wir die Menschen von Vorurtheilen befreien, Gesetze verbreiten, die mit dem Zeitgeiste im Einklang stehen, die Erziehung der Jugend übernehmen, uns durch unlösbare Bande mit den klügsten Menschen zu tapferer und verständiger Ueberwältigung von Aberglauben, Unglauben und Thorheit verbinden und aus uns untergebenen Menschen kräftige und mächtige Glieder bilden. Zur Erreichung dieses Zieles ist es nöthig, daß die Tugend die Oberhand über das Laster erlangt u. s. w."

Trotz der phrasenstrotzenden Rede befällt ihn jedoch drei Tage lang eine unsterbliche Langeweile, und da er gerade von verschiedenen Seiten aufgefordert wird, versöhnt er sich mit seiner geschiedenen Frau und tritt mit ihr wieder in die Welt ein, in ihren Augen „ein großer Herr, ein etwas blinder und lächerlicher Mann einer gefeierten Frau, ein gelehrter Sonderling, der nichts nützte, aber auch nichts schadete, kurz ein braver und biederer Mensch".

Auch das hält nicht lange vor. Pierre gibt sein Tagebuch auf, flieht die Maurer, lebt wieder, wie er immer gelebt, so zügellos, daß selbst Helene ihm Vorwürfe macht, und gibt sich schließlich, um Lebensüberdruß zu verhüten, ans Trinken. Er wird dabei noch dicker, was aber nicht verhindert, daß er eine gewisse Zärtlichkeit für die kleine romantische Gräfin Natascha Rostow empfindet und sich mit apokalyptischen Zahlen beschäftigt, zu deren Erforschung ein Logenbruder angeregt. Aus einer Zusammenstellung des französischen Alphabetes mit einer gewissen Zahlenreihe, die erst die Einer und dann die Zehner bis 160 zählt, ergibt sich, daß l'Empereur Napoléon durch Addition der Zahl 666 entspricht, daß er also das apokalyptische Thier ist. Quarante-deux, das Alter Napoleons, gibt ebenfalls 666, und nicht minder: L'Russe Besuhof. Kein Zweifel — er hat eine Aufgabe bezüglich des apokalyptischen Thieres zu lösen; aber welche? Die Aufregung, welche die Annäherung der Franzosen auf Moskau verursacht, treibt ihn auf das Schlachtfeld von Borodino, wo er unter zahllosen Abenteuern von Posten zu Posten irrt, aber nur Störung anrichtet und von wo er endlich zu Fuß nach Moskau zurückkehrt. Bei der nun wachsenden Bedrängniß der Stadt flammt plötzlich der Gedanke in ihm auf, er sei berufen, Napoleon hinwegzuräumen. Er versteckt sich in der Wohnung des unterdessen verstorbenen Freimaurers Basdajew, verschafft sich Bauernkleidung und Pistolen. Letztere vertauscht er aber dann mit einem Dolch. So bleibt er während des Brandes in der alten Kaiserstadt und harrt der Dinge. Er kommt aber nur dazu, ein armes Kind aus den Flammen zu retten und eine verlassene Frau vor den Soldaten zu beschirmen — viel zu gutmüthig zu einem

Attentat. Beim Einschreiten für die arme Frau wird er gefangen genommen und vor Davoust gebracht. Nur um ein Haar entgeht er dem Tode durch die Kugel, wird aber mit anderen Verurtheilten an deren Richtstätte gebracht und muß da, selbst im ungewissen, der Hinrichtung der anderen beiwohnen. Dann wird er mit anderen Gefangenen erst in einer zerstörten Kirche, später in einer Baracke vor der Stadt untergebracht. Da bleibt er in größtem Elend wochenlang, bis Napoleon von Moskau aufbricht. Diese Zeit ist die wichtigste seines Lebens. Es geht nun eine völlige Wandlung in ihm vor. Der Glaube an Gott und Seele, der ihm abhanden gekommen, wacht wieder in ihm auf. Das Beispiel eines schlichten Bauers, Platon Karateew, der das Loos der Gefangenschaft in gläubiger Einfalt, Frömmigkeit und Geduld christlich standhaft erträgt, rettet ihn nicht nur vor Verzweiflung, es facht ein neues Leben in ihm an.

„Lange hatte er in seinem Leben nach verschiedenen Richtungen hin diesen Frieden, diesen Einklang mit sich selbst, jenes ‚Etwas' gesucht, was er an den Soldaten in der Schlacht von Borodino so bewundert hatte. In der Philanthropie, im Freimaurerwesen, im Lebensgenuß, im Wein, in heldenmüthiger Selbstaufopferung, in der Liebesromantik für Natascha, ja auch auf dem Wege des abstracten Denkens hatte er nach diesem ‚Etwas' gesucht, aber alle diese Nachforschungen hatten ihn nur getäuscht. Und jetzt, ohne nur daran zu denken, erhielt er diesen Frieden, diesen Einklang mit sich selbst, nur durch die Greuel des Todes, durch bittere Noth und durch das, was er durch diesen Karateew erfuhr."

Von einem Leben langer Thorheit geheilt, tritt Pierre wieder in die Moskauer Gesellschaft zurück, die er als Ungläubiger verlassen. „Jetzt besaß er den Glauben — nicht den Glauben an irgend welche Regeln oder Worte oder Gedanken, sondern an einen lebendigen und stets gegenwärtigen Gott.... Jetzt erkannte er, daß der Gott Karateews größer, unendlicher, unfaßbarer, als der große Weltbaumeister der Freimaurer. . . . Jetzt verstand er das Große, Ewige und Unnennbare, er sah es in allem und bewunderte das rings um ihn her stets wechselnde, ewig große, unerreichbare und unendliche Leben, so daß er, ledig seiner früheren Zweifel, immer ruhiger und glücklicher in dem Bewußtsein wurde, daß es einen Gott gibt und daß kein einziges Härchen von des Menschen Haupt ohne dessen Willen fällt."

Dieser tiefernste, religiöse Schluß des Romans erleidet nicht nur dadurch eine wesentliche Einbuße, daß Tolstoi von einem unbestimmten Glauben an Gott und Ewigkeit zu einem klaren, christlichen Bekenntniß nicht vordringt, sondern auch dadurch, daß er den Katholicismus in unwürdigster Weise verleumdet. Er läßt nämlich Helene abermals Pierre's überdrüssig werden und zu dem Entschlusse kommen, die Ehe zu lösen. Um das zu ermöglichen, wird sie unter der Leitung eines Jesuiten katholisch, schwankt dann einige Zeit zwischen zwei Hochzeitscandidaten, zieht ins Ausland und stirbt dort bald hinweg mit Hinterlassung ungeheurer Schulden. Das oberflächlichste Studium der katholischen und protestantischen Controverslehren hätte den Grafen schon belehren können, daß Helene, um eine Ehescheidung zu erwirken, nicht katho-

lisch, sondern protestantisch hätte werden müssen. „In die Krallen der heiligen Väter der Gesellschaft Jesu" brauchte er sie zu diesem Zwecke nicht gelangen zu lassen.

Der wunderliche Roman des Grafen Pierre Besuchow durchkreuzt sich mit mehreren anderen Verwicklungen, von denen fast eine jede ausreichenden Stoff für einen neuen Roman hätte darbieten können.

Eine viel edlere Gestalt ist der junge Fürst Andrei Bolkonski, den die herannahende Entbindung seiner jungen, blühenden Frau nicht davon abzuhalten vermag, für das Vaterland in den Krieg zu ziehen. Als Adjutant Kutusows macht er dessen Rückzug mit, wird nach dem ersten günstigen Treffen zu Kaiser Franz gesandt, rettet bei Austerlitz eine russische Fahne, fällt aber mit derselben schwer verwundet danieder. Die Nachricht von seinem vermeintlichen Tode kostet der jungen Fürstin das Leben. Ihr Kind wird gerettet, aber sie erliegt der vorzeitigen Entbindung. Andrei, wider Erwarten hergestellt, verliert über diesem furchtbaren Schlag alle Lebenslust. Denn auch ihn hat der Unglaube der Zeit erfaßt. Zwei Jahre verbringt er einsam auf dem Lande, mit der Reform des Bauernwesens und der Bewirthschaftung seiner Güter beschäftigt. Erst die Bekanntschaft mit Natascha Rostow weckt neuen Muth in ihm. Er tritt unter dem Minister Speranskij in das Kriegscomité und wirkt für die Reorganisation der Armee. Nachdem er sich mit Natascha verlobt, geht er wieder zur Armee. Das leichtfertige Mädchen wird ihm untreu. Erst nachdem er in der Schlacht bei Borodino zum Krüppel geworden, trifft sie an seinem Schmerzenslager ein, fleht ihn um Verzeihung an und pflegt ihn in seinen letzten Lebenstagen zugleich mit seiner treuen Schwester Maria.

Die junge Fürstin Maria Bolkonski ist die schönste und idealste Frauengestalt des ganzen Romans, kindlich fromm und gläubig, bescheiden und eingezogen, von den Thorheiten der Welt nicht berührt, die Wohlthäterin aller Armen und Nothleidenden, die unerschöpflich geduldige Pflegerin ihres greisen Vaters, eines alten Generals, der als erklärter Voltairianer ihre Frömmigkeit haßt und verspottet, sie unaufhörlich quält und tyrannisirt. Der Gegensatz der beiden Geistesrichtungen ist meisterlich durchgeführt. Fern von allem Mysticismus, fürchtet Maria das Wort des göttlichen Heilandes, daß es dem Reichen schwer sei, ins Himmelreich einzugehen; sie wünscht darum ärmer als der ärmste Bettler zu sein. „Begnügen wir uns," schreibt sie einer Freundin, „die erhabenen Lehren zu erlernen, die unser Gott und Heiland uns zur Führung hienieden hinterließ; suchen wir uns nach ihnen zu gestalten und ihnen zu folgen." Von hohen mystischen Dingen und unverständlicher Lectüre will sie nichts wissen. Während alle anderen irdischen Freuden und Genüssen nachjagen, begnügt sie — die reiche Fürstentochter — sich damit, allen in Leid und Noth als Magd und barmherzige Schwester zu dienen. So finden wir sie am Schmerzenslager ihres Vaters, ihrer Schwägerin, ihres Bruders. Statt Sittenrichterei zu treiben, hat sie Mitleid mit den Schwächen der anderen und sucht ihnen aus ihrem moralischen Elende herauszuhelfen. Mitten in der furchtbaren Katastrophe, wo schon die französischen Truppen das einsame Schloß bedrohen, die Bauern den Gehorsam kündigen, der Vater stirbt, sie hilflos und vereinsamt zurückbleibt,

verliert sie Muth und Fassung nicht, und ihr Gottvertrauen wird nicht zu Schanden. Während rings um sie mit Ehe und Liebe in unverantwortlicher Weise gespielt wird, schreibt sie: „In Anbetracht des Heiratsprojectes, das mich betrifft, sage ich Ihnen, daß die Ehe nach meiner Ansicht eine göttliche Einrichtung ist, der wir uns fügen müssen. Wie schwer es auch immer für mich wäre, würde ich doch, wenn der Allmächtige mir je die Pflicht einer Gattin und Mutter auferlegte, so treu als nur möglich streben, diese zu erfüllen, ohne mir um die Prüfung meiner Gefühle in Rücksicht dessen, den er mir als Gatten beschieden, viel Sorge zu machen." Dem scheidenden Bruder hängt sie trotz seines Unglaubens vor der Abreise in den Krieg eine Medaille mit dem Bilde Christi und der heiligen Jungfrau um, mit den Worten: „Gegen dein Wollen schirmt er und schützt er dich und wendet dich zu sich; denn in ihm allein ist Wahrheit und Friede."

Die schöne Seele im „Wilhelm Meister" ist hier nicht nur in der Charakterzeichnung weit übertroffen, sie ist auch viel lebendiger und anziehender mit dem Gang der Handlung verwoben. Einen interessanten Gegensatz zu ihr bildet die lebensfrohe Familie des Grafen Rostow: Graf, Gräfin, die Söhne Nicolai und Petja, die Töchter Wera und Natascha und die Pflegetochter Sonja. Es sind herzensgute, gemüthliche Menschen, aber Weltkinder durch und durch. Wo sie erscheinen, da ist Schmaus, Festlichkeit, Jagd, Tanz, Oper, Theater, Besuch. Da wird beständig gescherzt und geliebt und geküßt. Wera hat schon ihren Bräutigam und kommt bald zur Heirat. Sonja, das geschmeidige Kätzchen, seufzt den ganzen Roman hindurch nach dem Ersehnten, der sie aber schließlich verläßt. Die kleine romantische Natascha, die von 10 zu 16 Jahren heranwächst, fängt schon gleich mit einer kleinen Liebschaft an, tändelt und schmachtet, und tanzt und kokettirt, verlobt sich und wird untreu, schreibt Liebesbriefe und will sich entführen lassen, droht mit Selbstmord und wird von unglücklicher Liebe krank — alles vor dem 17. Jahre. Bei alledem ist mehr Kinderei, Phantasie und Dummheit als Bosheit, und das wunderliche Gemisch von Engelchen und Teufelchen, Kind und Mädchen ist, wie keine andere Figur des Romans, mit dem Zauber poetischer Phantastik umwoben, ein schönes Seitenstück zu Göthe's Mignon. Mitten in den Schreckenstagen von Moskau enttäuscht und ernüchtert, kehrt es reuig zu dem wackeren Andrei zurück, theilt sich mit Maria Bolkonski in dessen Pflege und wird durch ihr Beispiel zum braven Hausmütterchen herangezogen.

Noch zahlreiche andere Charaktere wären zu erwähnen: der intrigante alte Fürst Kuragin; sein Sohn Anatol, ein verkommener Wüstling; die politische Hofdame Anna Paulowna Scherer; die verarmte Fürstin Drubetzkoi, eine für ihren Sohn unermüdlich regsame Mutter; ihr Sohn Boris, der elegante Salonlöwe und Officier; der händelsüchtige Spieler und Roué Dolochow; der steife, aber brave Berg, Wera's Bräutigam; eine Schaar anderer Officiere und Soldaten, vor allem aber der frische, jugendliche Nicolai Rostow, der mit Pierre abwechselnd oder zusammen fast beständig vorn an der Bildfläche erscheint, bereits zu Braunau unter die Pawlograder Husaren geräth, bei Austerlitz Adjutantendienste leistet, dann zu Hause in schlechte Gesellschaft kommt

und auf einen Sitz 43 000 Rubel verspielt, durch Sparsamkeit im nächsten Krieg die Schuld tilgt, seinen kleinen Roman mit Sonja hat, nach der Einnahme von Smolensk die Prinzessin Maria aus höchster Gefahr errettet und dafür dann auch zum Schluß ihr glücklicher Gatte wird.

Mit der feinsten Kunst sind alle diese bunten Fäden unter sich und mit dem zeitgenössischen Weltschauspiele in ein Ganzes verwoben. Wohl erlaubt sich Tolstoi dann und wann den feuilletonistischen Kunstgriff, eine Verwicklung gerade da abzubrechen, wo sie am meisten spannt; doch geschieht das keineswegs willkürlich, sondern nach wohlüberlegtem, dichterischem Plan. Die Handlung wird dadurch nicht aufgehalten, sondern schreitet ebenmäßig voran in einer reizenden Wechselfülle, welche stets das Interesse wach erhält. Die Hauptpersonen sind dabei von einer Menge anderer Figuren aus allen Ständen und Lebensverhältnissen umgeben. Durch Vergleiche, Schilderungen, Stimmungsbilder tritt auch die nordische Natur, Thier- und Pflanzenwelt mit dem reichsten Zauber in die Erzählung hinein. Es sei hier nur an jene Sommerlandschaft erinnert, in deren Schönheit der lebenssatte, niedergebeugte Fürst Andrei wieder neuen Muth schöpft.

„Es war schon Anfang Juni, als Fürst Andrei auf dem Heimwege wieder in jenes Birkengehölz kam, in welchem ihm die alte, knorrige Eiche aufgefallen war. Noch dumpfer als vor anderthalb Monaten klangen die Glöckchen der Pferde im Walde, in dem jetzt alles so üppig, schattig und dicht war, daß die einzelnstehenden Fichten nicht mehr die allgemeine Schönheit des Gehölzes beeinträchtigten, sondern, dem Gesammtbilde sich fügend, zwischen dem grünen, krausen Wuchse lieblich durchschimmerten.

„Der Tag war heiß. Gewölk ballte sich, Gewitter verkündend, zusammen; doch nur eine kleinere Wolke entlud sich und besprengte den staubigen Weg und das lechzende Laub. Die linke Waldseite war beschattet, aber glänzend schillerte von Regentropfen die rechte, von leichtem Windhauch gefächelte Seite im Sonnenschein.

„In Blüte stand alles, und bald nahe, bald fern schmetterten die Nachtigallen ihre Lieder."

„‚Da im Wald stand auch die Eiche, die mit mir so harmonirt', dachte Fürst Andrei. ‚Doch, wo ist sie denn?' Und links vom Wege, ohne sie wiederzuerkennen, erfreute sich sein Blick gerade an der Eiche, die er suchte. Ganz umgestaltet war sie. Wie ein Gezelt überspannte sie das saftige, dunkle Grün und stand im Glanz der Abendsonne da, kaum von einem Lufthauche berührt. Weder knorrige Aeste noch schartige Rinde — kein alter Grimm und Gram — war mehr erkenntlich. Saftige, junge Blätter schmückten sie. Kaum hätte man glauben sollen, daß dieser Baumgreis sie erzeugt habe. ‚Ei, das ist doch die nämliche Eiche!' dachte Fürst Andrei, und das Gefühl des Lenzes, das Gefühl von Freuen und Erneuen überkam ihn plötzlich, und er erinnerte sich auch wieder der süßeren Momente seines Lebens. ‚Nein, das Leben ist mit einunddreißig Jahren noch nicht aus', entschied er kurz. ‚Wenig hilft es mir, daß ich, was in mir ist, allein besitze; auch andere sollen es mit mir theilen!'"

Solche Stellen tiefen Naturgefühles, echter, voller Poesie umranken des öftern das bunte Weltbild. Der Vergleich des verödeten Moskau mit einem Bienenstock, der seine Königin verloren, gemahnt an Virgil und Homer. Wenn ein Roman den Namen einer modernen Epopöe verdient, so ist es überhaupt dieser. Darüber, daß derselbe den Höhepunkt der russischen Novellistik bezeichnet, sind die Stimmen ziemlich einig; ja auch in der gesammten neuern Romanliteratur überhaupt hat man ihm bereits einen der hervorragendsten Plätze angewiesen. Eines ist aber dabei ziemlich unbeachtet geblieben: daß dieses Meisterwerk nämlich nur seiner äußern Technik nach dem modernen Realismus angehört, daß es in seinem innern Geiste und Gehalte eine vollständige Rückkehr zur Romantik bedeutet. Mag in Fürst Andrei, Graf Pierre und anderen Charakteren ein gut Theil jener vornehmen Weltlust und jenes blasirten Weltschmerzes sich spiegeln, der Puschkins Schule charakterisirt; Nicolai Rostow dagegen ist der echte Waffenbruder eines Theodor Körner und Schenkendorf, der lebensfrische todesmuthige Jüngling der Freiheitskriege; der lieblichen Gestalt Maria Bolkonski's oder der neckischen Gestalt Natascha's könnten wir ebenso gut bei Arnim, Fouqué oder Eichendorff begegnen; das ganze Zeitbild aber ist von jener mächtigen, religiös-patriotischen Begeisterung getragen, welche Schukowskij 1812 vor der Schlacht von Tarutino seine herrliche Dichtung: „Der Sänger im Lager russischer Krieger", eingegeben hat. Fast unbegreiflich ist, daß Tolstoi seiner bei der Schlacht von Borodino nicht gedenkt; denn er kämpfte mit unter den Schaaren der tapfern Jugend, und die Erinnerung an ihn hätte die prachtvolle Schilderung nur gehoben.

5.

Auch in seinem zweiten Hauptwerk, dem dreibändigen Roman „Anna Karenina", der 1878 zum Abschluß gelangte, verräth Tolstoi einige Neigung, ein weitausschauendes Culturbild zu entfalten. Köstlich ist gegen Ende hin die Stimmung zur Zeit des serbischen Krieges skizzirt. „In Sergei Iwanowitsch Kosnischews Umgebung schrieb man über nichts weiter, als über die slavische Frage und über den serbischen Krieg; alles, was gewöhnlich die unbeschäftigte Menge thut, um ihre Zeit zu tödten, wurde jetzt zu Gunsten der slavischen Brüder gethan. Bälle, Concerte, Reden, die Damentoilette, die Hotels, alles verrieth die Theilnahme für die Slaven. Mit vielem von dem, was man also sprach und schrieb, war Sergei Iwanowitsch durchaus nicht einverstanden. Er erkannte, daß die slavische Frage zur Modesache geworden, und erkannte auch, daß sich viele Leute nur aus ehrgeizigen und selbstsüchtigen Plänen mit ihr beschäftigten. Er sah ein, daß die Zeitungen stark übertrieben und viel Papier unnütz verdruckten zu dem einzigen Zweck, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und die anderen zu überschreien. Er nahm wahr, daß bei dieser allgemeinen Begeisterung sich in der Gesellschaft am lautesten alle Mißvergnügten und bisher Zurückgesetzten nach vornen drängten, und daß hier allerhand lächerlicher Leichtsinn zur Entfaltung kam; allein er bemerkte auch einen unzweifelhaft echten, sich immer mehr verbreitenden Enthusiasmus, der alle Klassen der Gesellschaft verschmolz und entschiedene Theilnahme verdiente.

Der Kampf der gläubigen slavischen Brüder forderte Mitgefühl und Entrüstung gegen ihre Unterdrücker. Aber ganz besonders war Sergei Iwanowitsch über solchen Ausdruck der öffentlichen Meinung erfreut. Die Gesellschaft hatte deutlich ihren Willen geäußert. Die Volksseele hatte, wie er es nannte, einen Ausdruck gefunden. Und je mehr er sich mit dieser Sache beschäftigte, um so offenbarer wurde es ihm, daß dieselbe eine riesige, epochemachende Bedeutung gewinnen würde."

Die Gegenwart lag indes zu nahe. Den noch lebenden Czaren Alexander II., seine Generäle und Staatsmänner, Gesetzgebung und Politik der letzten Jahre konnte Tolstoi nicht so frei besprechen, wie die Männer und Ereignisse der napoleonischen Zeit. Das längst von Liberalismus und Nihilismus untergrabene nationale Bewußtsein hatte nicht mehr jenen Schwung und jene Begeisterung, welche einst Napoleon getrotzt. Eine drückende Atmosphäre von Pessimismus lag über der höhern Gesellschaft, welche die panslavistische Bewegung nicht zu überwinden vermochte. Tolstoi verzichtete darum auf ein weitergreifendes Culturbild und begnügte sich, in einer eng umgrenzten Familientragödie der modernen Welt ein Spiegelbild vorzuhalten. Es ist überaus treffend gewählt und ausgeführt. Es zeichnet den innern Ruin der Familie und damit eine der tiefsten Ursachen, durch welche das moderne Gesellschaftsleben die Idealität der frühern Zeit verloren hat und der blinden Macht der Materie anheimgefallen ist. Ehebruch und Selbstmord sind das Signalement einer Zeit, die von den christlichen Grundsätzen abgefallen, wie heldenmüthige Aufopferung für Haus, Herd und Vaterland eine Zeit charakterisirte, in welcher einst harte Prüfung Religiosität und Vaterlandsliebe gleichzeitig erneuerte.

Anna Karenina ist die junge Gattin eines schon ältern hohen Staatsmannes, des Ministers Alexei Alexandrowitsch Karenin, eines hochbegabten, unermüdlich thätigen, bedeutenden und einflußreichen Mannes. Er ist auch persönlich ein liebenswürdiger Gatte, voll Liebe und Rücksicht für die junge Frau, aber ernst, würdevoll, ruhig, ohne das phantastische und leidenschaftliche Element, das noch in Anna pulsirt. Eine bloße Salonszierpflanze, eine berückende Kokette, eine wollüstige Verführerin wie Helene Kuragin ist sie nicht. Eine treffliche Erziehung hat bis jetzt die schönsten weiblichen Eigenschaften in ihr entwickelt und die Keime der Leidenschaft gezügelt. Doch ein übermächtiges Gefühlsleben schlummert in ihr und fängt langsam an, sich zu entfalten. Die sanfte Zärtlichkeit eines würdigen Mannes langweilt und ermüdet sie. Das Leben kommt ihr entsetzlich öde und trostlos vor. Da tritt die Versuchung an sie heran; Wronsky, ein junger Officier, fällt ihr auf, ganz zufällig, beim Aussteigen auf einem Bahnhof, wo ihr Mann sie, Wronsky seine alte Mutter erwartet. Ein lüsterner Blick auf ihre schöne Gestalt genügt, ein Unheil anzurichten, das erst mit ihrem Selbstmord endigt. Sie fühlt sich geschmeichelt, sie fängt von einer neuen Liebe zu träumen an. Eine Zeit lang ringt ihr besseres Ich mit der verhängnißvollen Lockung. Doch bald flackert die unreine Glut hoch auf, und sie spottet der Schranken, welche der gesellige Anstand, lose genug, der weiblichen Ehre gezogen hat, sie trotzt der

liebevollen Mahnung des treuen Gatten, der sie rechtzeitig warnt, sie trotzt dem Klatsch, der sich alsbald mit dem pikanten Verhältnisse zu schaffen macht. Entsetzliche Enttäuschung folgt dem Fall. Sie fühlt sich so schuldig und verbrecherisch, daß sie vor ihm, der sie entehrt, auf die Kniee fällt und ihn um Verzeihung bittet. Ihm ist wie einem Mörder zu Muth beim Anblick seines hingewürgten Opfers. Namenloser Ekel erfaßt sie. Sie möchte zurück, aber sie vermag nicht mehr. Ihre Ehe ist geschändet, und bald übertäubt die neu erwachende Leidenschaft die Stimme des Gewissens und das drückende Gefühl ihrer Schande.

Der tiefgekränkte Gatte, dessen ganzes Lebensglück mit einem Schlag geknickt ist, versucht umsonst, wenigstens den Schein des äußern Anstandes, die Ehre seines Namens und das Kindesgefühl ihres gemeinsamen Sohnes Sereëscha zu retten. Das Duell hält er für eine Thorheit und Nichtswürdigkeit. Kann er auch fürder Anna nicht mehr als Gattin lieben, so will er sie doch nicht verstoßen, in den Augen der Welt soll sie seine Frau bleiben; er gibt nicht alle Hoffnung auf, daß sie einst zur Besinnung kommen werde. Doch vergebliche Hoffnung! Anna's Leidenschaft zerreißt auch diesen letzten Faden des äußern Scheins. Sie ladet den Ehebrecher in ihr eigenes Haus, da sie den Gatten für einige Stunden amtlich beschäftigt glaubt, und Karenin überrascht ihn zufällig bei einem solchen Stelldichein. Jetzt reift der Entschluß zur Scheidung. Er bemächtigt sich der Briefe Wronsky's an seine Frau, um Beweismaterial zu haben. Während indes eine Amtsreise die Ausführung seines Entschlusses hinausschiebt, ruft ein Telegramm ihn an das Krankenbett der untreuen Gattin. Die Geburt eines Kindes hat ihr Verbrechen aufs neue bestätigt; sie selbst aber schwebt jetzt zwischen Leben und Tod. Mitleid ergreift den unglücklichen Gatten. Er eilt an ihr Schmerzenslager, und im Angesicht des Todes, der jeden Augenblick erwartet wird, vergibt er nicht nur der Sünderin, sondern auch dem Zerstörer seines Familienglücks. „Als ich das Telegramm erhielt," sagt er, „fuhr ich mit Gefühlen der Rache her, ja, ich will noch mehr sagen, ich wünschte ihren Tod. Allein ich sah sie und habe ihr verziehen. Und die Seligkeit des Verzeihens hat mir offenbart, was meine Pflicht ist. Ich habe ganz vergeben. Ich will auch die andere Wange hinhalten, ich will auch noch das Hemd hingeben an den, der mir meinen Rock genommen, und will nur Gott bitten, daß er mir die Seligkeit des Verzeihens nicht nimmt. Sehen Sie, das ist jetzt meine Stellung. Sie können mich in den Schmutz treten, zum Gespött der Welt machen, doch werde ich sie nicht verlassen und ihr niemals ein Wort des Vorwurfes sagen. Meine Pflicht ist mir jetzt klar: ich muß bei ihr bleiben, und ich werde bleiben."

Auf Wronsky macht diese Wendung einen niederschmetternden Eindruck. „Er fühlte sich beschämt, gedemüthigt, schuldig und der Möglichkeit beraubt, diese Demüthigung von sich abzuweisen. Er sah sich aus dem Geleise, in welchem er bisher so leicht und sicher dahingefahren war, hinausgeworfen. Alle Gewohnheiten und Regeln seines Lebens, die ihm bisher so fest und unumstößlich erschienen waren, hatten sich plötzlich als falsch und unzulänglich erwiesen. Der betrogene Ehemann, der ihm bisher als ein so klägliches Wesen

erschienen war, als eine zufällige und lächerliche Störung seines Glückes, hatte sich plötzlich, und zwar durch Anna selbst veranlaßt, zu einer Achtung gebietenden Höhe aufgeschwungen, und dieser Ehemann erschien auf dieser Höhe nicht tückisch, falsch und lächerlich, sondern gut, einfach und edelmüthig. Das fühlte Wronsky. Die Rollen waren plötzlich vertauscht. Der Mann war hochherzig in seinem Unglück, er aber niedrig, kleinlich in seinem Betrug."

Er möchte gerne Alles, Alles vergessen, aber es gelingt ihm nicht. Er macht einen Selbstmordsversuch, aber die Kugel verwundet ihn nur schwer, nicht tödtlich. Anna Karenina lebt indes wieder auf, Wronsky wird hergestellt. Reizbar, phantastisch, leidenschaftlich im höchsten Grad, vermag die unselige Frau sich nicht in den treuen, schlichten Charakter ihres Mannes zu finden. Wie ein dämonischer Fluch waltet das sträfliche Verhältniß weiter. Anna trennt sich mit ihrem unehelichen Kind von ihrem Gatten und lebt mit Wronsky in wilder Ehe zusammen. Aber die Mutterliebe zu ihrem echten Kind läßt ihr keine Ruhe; sie sucht ihr altes Heim wieder auf, um Sereëscha an seinem Geburtstag zu umarmen. Wie sie aber ihrem Geliebten nicht traut, sondern ihn mit ewiger Eifersucht quält, kann er sich nicht in ihre Anhänglichkeit an das Vergangene finden. Er glaubte sie ganz in seinem Besitz zu haben, aber das ist nicht der Fall. Ihr Herz ist getheilt, und die schmähliche Schuld läßt ihr keine Ruhe. Keine Zerstreuung, kein Morphium beschwichtigt ihre ewig fiebernden Nerven. Ihre Gesundheit und Schönheit welken langsam dahin. So sehr auch Wronsky die frühere Zärtlichkeit neu zu beleben sucht, fühlt sie wohl, daß seine Liebe allgemach erlischt. Anstatt endlich ganz und entschlossen mit ihm zu brechen, regt sie sich in qualvollem Schwanken bis zu halbem Wahnsinn auf — und da sie sich von ihm verlassen glaubt, legt sie sich verzweifelt auf die Schienen desselben Bahnhofs, an dem sein erster Liebesblick sie einst an ihn gefesselt.

Der ganze psychologische Proceß dieser schuldvollen Liebe ist bis zu dem tragischen Schluß mit vollendeter Meisterschaft entwickelt. Der Roman ist eines der glänzendsten Seitenstücke zu Werthers Leiden. Während Göthe jedoch die schuldvolle Liebe mit allem Zauber der Poesie umgeben hat, zeichnet Tolstoi mit ergreifender Kraft den Jammer und Fluch, welcher der Sünde als ihr Schatten auf Schritt und Tritt folgt.

Dem ehebrecherischen Paare ist ein anderes, relativ glücklicheres Paar junger Leute gegenübergestellt, der brave und redliche Konstantin Lewin und die zarte, feinfühlige Kitty Tscherbatzky. Ihr stilles Landleben spielt sich freundlich in den Schranken der Pflicht ab; doch auch hier wohnt kein ungetrübtes Glück. Es fehlt Lewin an religiöser Klarheit und Festigkeit; in traurigen Grübeleien hetzt er rastlos seinen Geist ab. Keine äußere Thätigkeit vermag die Melancholie und pessimistische Traurigkeit zu verscheuchen, welche die Armseligkeit und Nichtigkeit alles menschlichen Strebens in ihm erregt. Diese innere Unruhe treibt ihn bis zur Verzweiflung, bis zu Selbstmordsgedanken. Erst der schlichte Spruch eines Bauern: „Man muß an Gott denken und für die Seele leben", macht seinem Weltschmerz endlich ein Ende

und läßt ihn seines häuslichen Glückes froh werden, das ihn sonst von allen Seiten umgibt.

Die übrigen Personen des Romanes gehören hauptsächlich den drei Kreisen der Petersburger Gesellschaft an, in deren Mitte Anna Karenina lebt. Den ersten Kreis bilden die Collegen und Unterbeamten Karenin's; den zweiten „eine Gesellschaft bejahrter, unschöner, tugendhafter und kirchlich frommer Frauen und kluger, gelehrter, ehrgeiziger Männer. Einer dieser gelehrten Herren hatte diesen Kreis als ‚das Gewissen der Petersburger Gesellschaft' bezeichnet". „Die dritte Clique endlich, zu der Anna in Beziehung stand, war die sogen. große Welt, die Welt der Bälle, der Diners, der glänzenden Toiletten, die Welt, welche sich mit einer Hand am Hofe festklammert, um nicht zur Halbwelt, zur demi-monde herabzusinken; denn obwohl ihre Mitglieder sich einbildeten, daß sie diese verachteten, glichen sie ihr nicht nur in ihrem Geschmacke, sondern waren auch ihrem Wesen nach mit ihnen identisch." Von all diesen drei Kreisen führt Tolstoi sprechende Typen vor. Salon, Theater, Ball, Pferderennen, Jagd, Oper, Hofleben, Stadtleben, Landleben sind in glänzenden Bildern gezeichnet. Durch alles zieht sich aber eine tiefe Geringschätzung des blasirten Lebens der höhern Gesellschaft, eine mächtige Sehnsucht aus dem Gewirre der Großstädte und dem traurigen Pfuhle ihrer Verkommenheit hinaus aufs Land, zu einfachen, ruhigeren Verhältnissen, zu einem Leben, das auf Religiosität, Sitte, Einfachheit, Arbeit, schlichter Pflichterfüllung ruhend, der fruchtlosen Jagd nach ewig unbefriedigenden Genüssen ein Ende macht.

6.

Man kann sich nicht wundern, wenn ein von solchen Anschauungen durchdrungener Novellist sich trotz seiner großen Erfolge aus der Welt der Novellen und Romane zurückzog und nach einigen Jahren als Theologe auftauchte mit der merkwürdigen Frage: „Was ist meine Religion?"

„Ich habe 55 Jahre in der Welt gelebt," so beginnt diese seltsame, 1883 vollendete Schrift, „und von diesen habe ich mit Ausnahme der ersten 14—15 Jugendjahre 35 Jahre als Nihilist gelebt, und zwar in der wahren Bedeutung des Wortes, d. h. nicht als Socialist und Revolutionär, wie dieses Wort gewöhnlich verstanden wird, sondern als Nihilist in dem Sinne einer vollständigen Abwesenheit jeglichen Glaubens. Vor fünf Jahren" (also etwa 1878, nach Vollendung des Romanes „Anna Karenina") „kam mir der Glaube an die Lehre Christi — und mein Leben ward plötzlich ein anderes; ich wünschte nicht mehr, was ich bisher gewünscht, und was ich bisher nicht gewünscht, das wünschte ich jetzt."

Dieses Geständniß muß jeden christlich-gläubigen Leser mit freudiger Erwartung erfüllen. Dieselbe muß noch zunehmen, wenn uns Tolstoi erzählt, daß er schon seit sechs Jahren mit zwei großen Abhandlungen beschäftigt sei: einer Kritik der dogmatischen Theologie und einer Evangelienharmonie, die Vers für Vers die vier Evangelisten zusammenstellt und erläutert. Und dazu kommt noch die Versicherung des emsigen Forschers nach Wahrheit, daß ihn von seiner

frühesten Kindheit an „im ganzen Evangelium am meisten jene Lehre Christi bewegt und gerührt habe, in welcher er Liebe, Demuth, Erniedrigung seiner selbst, Selbstaufopferung und Vergeltung des Bösen mit Gutem predigt". Auf diese Vorliebe für die große praktische Grundlehre des Christenthums — die Lehre von der Selbstverläugnung und vom Kreuze — weisen auch beredt seine zwei novellistischen Hauptwerke hin.

Der Erwartung folgt indes herbe Enttäuschung. Anstatt zum Glauben seiner Väter und durch denselben zum ganzen und vollen katholischen Glauben zurückzukehren, stellt Tolstoi sich ganz und gar auf den protestantischen Standpunkt der freien Forschung, erhebt ein paar Lieblingssätze, die er mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand erfaßt, zur Grundlage und zum Ausgangspunkt seiner ganzen Religion und kritisirt danach alle bestehenden Religionssysteme und Philosophien und verwirft sie sämmtlich, vorab die orthodoxkirchliche Lehre, d. h. die dogmatischen Grundlehren des Christenthums, in welchen die russische Kirche noch mit der römisch-katholischen übereinstimmt.

„Die Regeln, die mir die Kirche gab über den Glauben an die Dogmen, über die Erfüllung ihrer Gesetze, das Einhalten der Fasten und Gebete — die brauchte ich nicht; Regeln aber, die auf christliche Wahrheit gegründet gewesen wären, die gab sie mir nicht. Mehr als das: die kirchlichen Regeln schwächten, ja vernichteten sogar manchmal geradezu jene christliche Stimmung, die allein meinem Leben Werth verlieh. Am meisten verwirrte es mich, daß alles Böse der Menschen — die Verdammung des einzelnen, die Verdammung ganzer Völker, die Verdammung anderer Glaubenslehren und die aus solchen Verdammungen entstehenden Verfolgungen und Kriege — alles das von der Kirche gerechtfertigt wurde."

So wirft er denn jede kirchliche Autorität und Lehre von vornherein über Bord und versucht sein Glück auf eigene Faust. Ohne sich von der Gottheit Jesu Christi zu überzeugen, nur seinem Gefühle folgend, geht er von der Bergpredigt aus und erklärt als das große Grundgesetz des gesammten Christenthums im Gegensatz zum Judenthum die Worte Christi: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel" (Matth. 5, 38. 39). Mit Zuziehung anderer Texte (Matth. 7, 1; Luc. 6, 37; Brief des hl. Jak. 2, 1—13; 4, 11—12; Römerbrief 2, 1—11) folgert Tolstoi, daß alle peinliche Rechtspflege, sowie der Krieg der Lehre Christi völlig zuwider seien, und daß gerade in diesem Punkte das Gesetz Christi sich am wesentlichsten von dem Gesetze Mosis unterscheide. Er wundert sich selbst darüber, daß es ihm vorbehalten war, den Sinn der Lehre Christi als etwas Neues zu entdecken.

Worin besteht nun diese Entdeckung? Indem Tolstoi die acht Seligkeiten als etwas Unerhebliches beiseite läßt, das doppelte Gebot der Liebe nebst den zehn Geboten als „Gebot der Alten" ebenfalls von der specifischen Lehre Christi ausschließt, gelangt er zu folgenden fünf Geboten Christi:

1. Halte Frieden mit allen und hüte dich, einen andern Menschen für nichtig oder verrückt zu halten (Matth. 5, 22—24). 2. Jeder habe sein Weib und jede ihren Mann in untrennbarer Ehe (Matth. 5, 28—32). 3. Schwöre

nicht, noch thue irgend ein Gelübde (Matth. 5, 34—47). 4. Räche dich nicht, sondern vergilt Böses mit Gutem (Matth. 5, 38—42). 5. Liebe deine Feinde, d. h. die Angehörigen fremder Nationen als Kinder desselben Gottes (Matth. 5, 43—48).

Sobald die Menschen eines dieser Gebote nicht erfüllen, wird der Friede gestört. Erfüllen aber alle Menschen diese fünf Gebote, so wird das Reich des ewigen Friedens auf Erden herrschen, das Christus seinen Aposteln verheißen hat.

Das größte Hinderniß nun, daß der ewige Friede nach Christi Absicht schon hier auf Erden verwirklicht wird, ist nach Tolstoi die allgemeine Ansicht, daß jene fünf Gebote unausführbar seien, und diese Ansicht leitet er von dem christlichen Dogmenglauben her, d. h. dem „Glauben, der von Kindheit auf allen Christen laut den verschiedenen orthodoxen, katholischen und protestantischen Katechismen gelehrt wird". Als Grundirrthümer des christlichen Dogmenglaubens aber gelten ihm die christlichen Lehren vom Sündenfall und von der Erlösung. Auf dieselben führt er auch alle moderne Philosophie und Wissenschaft zurück.

„In der Lehre über die Erlösung", so führt er aus, „gibt es zwei Grundsätze, auf die sich alles stützt: 1. Das normale menschliche Leben ist ein Leben der Glückseligkeit, das Leben auf Erden aber ist ein schlechtes, durch Menschenmühe nicht zu verbesserndes Leben, und 2. die Rettung aus diesem Leben, d. i. auf Erden liegt im Glauben.

„Diese zwei Grundsätze sind zur Basis der Weltanschauung sowohl der Gläubigen als Ungläubigen unserer pseudo-christlichen Gesellschaft geworden. Dem zweiten Grundsatz entsprang die Kirche mit ihren Einrichtungen. Dem ersten entspringt unsere öffentliche Meinung und entspringen unsere philosophischen und politischen Theorien."

Hegelianismus, Pessimismus, Materialismus, Spiritismus — alles leitet Tolstoi aus diesen zwei Grundsätzen ab. Um zur Lehre Christi zu kommen, muß man vor allem dieselben aufgeben, muß man dem Glauben an ein ewiges persönliches Leben, an die persönliche Auferstehung Christi, an die Gottheit Christi entsagen. Der einzelne Mensch lebt nach dem Tode nicht persönlich fort, sondern nur in dem alleinigen Menschen-Sohne, der in den Menschen lebt, d. h. in dem Leben der Menschheit selbst. Wir müssen also dem Streben nach unserer eigenen Beseligung im Jenseits entsagen und gleich den Chinesen, Indern und allen übrigen Heiden unser letztes Ziel im Diesseits suchen, und zwar liegt dieses Ziel nicht in uns selbst, sondern in unseren Kindern, in unserer Familie, in unserem Volke, in der Menschheit — in allem, was nicht mit dem persönlichen Leben stirbt. Dazu hat uns Christus die fünf Gebote gegeben, durch deren Beobachtung der einzelne sich der Gesammtheit unterordnet und die Gesammtheit wie der einzelne schon hienieden die höchste Glückseligkeit erreicht.

Es ist schmerzlich, einen so hochbegabten, so wohlmeinenden Geist sich durch jahrelanges Studium in ein solches Chaos von Widersprüchen und Wahngebilden verirren zu sehen. Wie gar oft indes, wo Herz und Phantasie den

Verstand leiten, so sind auch hier die praktischen Folgerungen weniger verhängnißvoll, als die Theorien, aus welchen sie abgeleitet werden. Das erste und vierte der Gebote Christi, wie Tolstoi sie formulirt, enthalten ihrem wesentlichen Sinne nach wirklich Gebote Jesu Christi: das Gebot, den Nächsten nicht zu verachten und nicht zu beleidigen, und das Gebot, nicht an ihm Rache zu nehmen, sondern die erlittene Unbill mit Gutem zu vergelten. Irrt Tolstoi auch, wenn er den Cölibat für unerlaubt erklärt, so proclamirt sein drittes Gebot von der Unauflöslichkeit der Ehe nur einen Canon des Tridentinischen Concils, der sich auf den klaren Ausspruch Christi und auf die stete Ueberlieferung der Kirche stützt. Vollständig irrig ist es natürlich, wenn er in dem angeblichen dritten Gebot mit den Quäkern jeden Eid und jedes Gelübde verwirft; ebenso irrig ist auch die Ausdehnung, welche er dem Gebot der Feindesliebe gibt, indem er jedes getrennte Staatswesen, jede Bevorzugung des eigenen Staatswesens, jeden Krieg unter den Völkern und jede Antheilnahme am Krieg für unerlaubt erklärt.

„Wenn ich auch jetzt im Momente der Selbstvergessenheit", so sagt er über diesen Punkt, „im Stande bin, dem russischen Volke mehr beizustehen als einem fremden, dem russischen Staate oder Volke mehr Erfolg zu wünschen als einem andern, so kann ich doch bei ruhiger Besinnung nicht jener Versuchung nachgeben, die mich und andere zu Grunde richtet. Ich kann keine Staaten oder Völker aufrufen und kann mich an keinen Streitigkeiten zwischen Völkern und Staaten betheiligen, weder mit Reden noch mit Schriften; noch weniger kann ich mich dem Dienste eines Staates widmen. Ich kann mich an all jenen Beziehungen nicht betheiligen, die sich auf den Unterschied der Staaten gründen, weder am Zollamt, noch am Zolleinnehmen, noch an Waffen- oder Kriegszurüstungen oder an einer darauf bezüglichen Thätigkeit, nicht am Militärdienste, noch viel weniger am Kriege gegen andere Völker; und ich kann nicht dazu beitragen, daß andere das thun."

Diese Irrthümer, welche Tolstoi sämmtlich aus dem Gebote der christlichen Feindesliebe folgert, untergraben nicht nur jedes Staatsleben, sie zerstören auch alle bedeutenderen Motive, auf welchen sein nationaler Roman „Krieg und Frieden" ruht.

So kraus und wunderlich indes diese und andere Ausführungen Tolstoi's lauten, so liegt ihnen doch ein durchaus wahrer und richtiger Kern zu Grunde. Der am Marke der Nationen saugende Militarismus, der von dem Nationalitätsprincip nur künstlich verschleierte Klassen- und Rassenhaß, die zu Gunsten einiger wenigen die Massen ausbeutende Kapitalwirthschaft, der nur im Interesse des Kapitals arbeitende Handel und Industrialismus, die den Luxus steigernde und von ihm beständig wieder gesteigerte Genußsucht und Sittenlosigkeit, die hohle, entnervende, Geist und Leib verderbende Scheinbildung, die jede Menschenwürde niedertretende Allgewalt der Staatsmaschine, der ihr entsprechende feile Servilismus, die gleich einem Riesenpilz alles Bessere überwuchernde Scheincultur und Unnatur — das sind nach ihm die Feinde des allgemeinen Wohles, die Mächte der Finsterniß, welche das Leben der Menschheit untergraben.

Das alles muß fort! Fort um jeden Preis! Doch nicht durch gewaltsame Revolution, wie die Nihilisten wollen; nicht durch freiheitliche politische Umgestaltung, wie die Liberalen wollen; nicht durch religiöse Einwirkung, wie die Häupter der byzantinischen Staatskirche wollen; nicht durch Neubelebung des alten Russenthums, wie die Slavophilen wollen. Staat und Kirche müssen ganz aus dem Spiele bleiben. Jeder muß auf eigene Faust selbst anfangen. Jeder muß ein arbeitsames, bescheidenes, einfaches, die Begierden mäßigendes Leben führen, für Frau und Kinder sorgen, auf allen Luxus, allen Haß, alle Feindschaft, allen Hader, alle Rache, allen Ehrgeiz, alle Wollust, alle Habsucht verzichten. Wenn das ganze Volk wie ein Mann jeden Kriegsdienst verweigert, wenn alle wie ein Mann jedes überflüssige Geld von sich weisen, wenn alle wie ein Mann sich von ihrer Hände Arbeit im Schweiße ihres Angesichtes ernähren, dann ist die Militär- und Kapitalwirthschaft gebrochen. Und wenn ein jeder lieber alles über sich ergehen läßt, als einem andern wehezuthun, wenn alle ihre Feinde lieben, dann ist die Welt bald ein einziges Friedensreich!

Wenn! Wenn! Daß doch nur dieses „Wenn" nicht wäre! In dem „Märchen von Iwan dem Narren" hat Tolstoi diesen Sieg der arbeitenden Einfalt über die moderne Cultur ganz allerliebst beschrieben. Alle Künste der kleinen Teufel und selbst die des großen Teufels scheitern an Iwan dem Narren, der nichts haben will, als was er sich selbst mit seinen schwieligen Händen mühsam erwirbt. In der kleinen Volksschrift „Wovon die Leute leben" kommt ein Engel mit der Botschaft: „Und ich erfuhr, daß jeder Mensch nicht von den Sorgen um sich selber lebt, sondern von der Liebe". In dem Volksdrama „Die Macht der Finsterniß" bringt Tolstoi den Triumph seiner Ideen schon als fait accompli auf die Bühne. Der junge Bauer Nikita hat ein Mädchen verführt und dessen Kindlein umgebracht, eine junge Frau verlockt und deren Mann vergiftet; wie er aber nun die Tochter des Ermordeten heiraten will, erfaßt ihn Reue; er klagt sich öffentlich aller seiner Verbrechen an, und sein alter Vater Akim umarmt ihn dafür und verheißt ihm die Verzeihung Gottes.

Das kleine Drama, sehr volksthümlich, aber mit abstoßender Realistik durchgeführt, widerlegt im Grunde alle Theorien des Dichters. Es zeigt, daß der Mensch auch in einfachen Verhältnissen, ohne Uebercultur, mit der Erbsünde behaftet, zum Bösen geneigt und genau derselben Verbrechen fähig ist, welche die höhere Gesellschaft brandmarken. Gegen diese bösen Triebe reichen die fünf Gebote Tolstoi's nicht aus. Das Volk bedarf nicht minder als die Gebildeten einer Religion, einer kirchlichen und staatlichen Autorität, einer religiösen Erziehung — mit einem Wort: der vollen christlichen Cultur, welche nicht bloß den einzelnen und die Familie, sondern auch den Staat und das Gesellschaftsleben mit dem Geiste Christi und mit der Gnade Christi durchdringt.

Für die Literatur sind diese und andere kleinere Volksschriften Tolstoi's, wie auch seine Novelle „Der Tod Iwan Ilitsch'", lange nicht von der Bedeutung, wie seine zwei großen Romane. Möchte der ausgezeichnete Novellist

auf den Gedanken verzichten, dem Christenthum eine andere Basis zu geben, als jene, welche ihm Christus selbst verlieh und welche 18 Jahrhunderte lang die Menschheit mit Heil und Segen erfüllt hat; möchte er anstatt eines Emerson, Max Müller, Tiele und anderer modern-heidnischer Religionsphilosophen und anstatt der phantastischen Träume russischer Volkssectirer einmal die Lehre der römisch-katholischen Kirche und die Werke christlicher Socialpolitiker ernst, gründlich und in systematischem Zusammenhang studiren! Er würde bald finden, daß, was an seinen fünf Geboten Christi richtig ist, der Welt schon längst bekannt war und nicht erst entdeckt zu werden brauchte, seine aus der Lehre der Quäker, der Pietisten und Rousseau's herstammenden Zusätze aber die moderne Welt nie und nimmer auf bessere Bahnen lenken werden.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Biblische Archäologie. Bearbeitet von Dr. **Peter Schegg**, o. ö. Professor der Theologie an der kgl. Universität München, erzbischöfl. geistl. Rath. Nach seinem Tode herausgegeben von Dr. **Johann Baptist Wirthmüller**, Professor der Moraltheologie an der kgl. Universität München. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XVII u. 716 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1886—1888. Preis: *M.* 9.

Die biblische Archäologie, die als Theil der bei Herder erscheinenden theologischen Bibliothek (VIII, 1. 2) veröffentlicht wird, reiht sich den übrigen Bänden derselben Bibliothek würdig an. Vorausgeschickt ist eine genaue und pietätvolle Lebensskizze des Verfassers nebst einer Uebersicht über dessen verdienstvolle schriftstellerische Thätigkeit.

Vorliegendes Werk zerfällt in drei Theile: Land und Leute: Natur und Volksleben, so die Ueberschrift des ersten Theiles; die des zweiten: Cultus: Religionslehre, Religionsübungen; die des dritten: Staatsökonomie: Verwaltung, Justiz, Wehrverfassung. Dieser Stoff selbst wird in 30 Kapiteln abgehandelt. Das Werk des bald nach seinem 70. Geburtstage hingeschiedenen Verfassers ist ein hervorragendes Denkmal seines Fleißes, seiner Gründlichkeit und seiner ausgebreiteten, oft staunenswerthen Belesenheit. Letztere macht sich besonders im ersten Theile bemerklich. Die hier behandelten Gegenstände: die Wohnstätten, die Landwirthschaft, Viehzucht, die einzelnen Thiere (Hausthiere, Jagdthiere), die Pflanzenwelt, der Verkehr und die Verkehrsmittel, Maße, Gewichte, Geld, Zeitmaße, Schrift, Schreibmaterialien, exacte Wissenschaften, sind nämlich nicht bloß in Bezug auf die Heilige Schrift und die dort gegebenen Andeutungen erörtert, sondern es macht sich fast überall eine mehr allgemeine, weitausholende, auch das classische Alterthum und spätere Zeiten umfassende Darstellung geltend. Bei Besprechung z. B. der Thier- und Pflanzenwelt scheint der Verfasser oft nicht so fast eine biblische Archäologie als eine Abhandlung über Natur und Verbreitung einzelner Gattungen angestrebt zu haben. Ebenso werden wir im Kapitel über die Wohnstätten nicht bloß aufs eingehendste über Zelte, Höhlen, Häuser, Geräthschaften, Gebrauch des Feuers u. s. f. bei den Israeliten unterrichtet, sondern wir vernehmen zur weitern Erklärung und Illustrirung, wie es mit diesen Sachen bei den Aegyp-

tern, Babyloniern, Griechen, Römern, Beduinen gehalten wurde; dabei sind auch aus Reisebeschreibungen Nachrichten über die neuere Zeit eingestreut, und hie und da werden wir eingeladen, einen Abstecher nach Indien und China zu machen. Es ist gewiß, daß auf diese Weise eine Fülle von Stoff und eine Masse von sonst recht dankenswerthen und belehrenden Einzelnheiten zusammengetragen wird; aber wenn man an den Titel Biblische Archäologie denkt, frägt man sich doch, ob nicht des Guten zu viel geschehen. So wird z. B. unter den nichtcerealischen Culturpflanzen über die Baumwolle auf vier Seiten gehandelt, und dann erfahren wir, daß die Baumwolle nicht bloß der mosaischen, sondern auch der spätern Zeit unbekannt war „bis herab zu einem der jüngsten Bücher des alttestamentlichen Canons, wo wir sie mit einem Fremdworte zum ersten und einzigen Male benannt finden" (S. 169); es ist dies Esther 1, 6; und im Anschluß an diese Stelle erfahren wir noch etwas über die Ausbreitung der Baumwollenstaude seit Alexander, über amerikanische Baumwolle und den amerikanischen Consul Smith zu Beirut, der die palästinensische Baumwolle durch Samen aus seinem Vaterlande aufbesserte. Manche Seiten nehmen sich aus wie eine bunte Zusammensetzung von anekdotenhaften Angaben und Notizen, die überallher aus alter und neuer Zeit zusammengetragen sind. Ob außerdem die Gruppirung stets eine glückliche ist? Manchmal geht es ziemlich bunt her.

Einige Beispiele. S. 164: „Zum wohlgerüsteten Lager gehörte auch der zarte Flaum des Flachses (λίνοιό τε λεπτὸν ἄωτον Il. 9, 661). Odysseus wurde mit der Linnendecke, auf welcher er eingeschlafen war, ans Land getragen (αὐτῷ σύν τε λίνῳ Od. 13, 118). Achilles wird erdulden, was ihm das Schicksal bei der Geburt mit dem Linnen (Faden) zugesponnen hat (γεινομένῳ ἐπέννησε λίνῳ Il. 20, 128). Der Lein wurde und wird noch in verschiedenen Ländern verschieden benützt: als Gespinnst-, Oel- und Nahrungspflanze. Aus diesem Umstande schloß De Candolle (Géogr. botan. raisonnée I, p. 835), daß demselben wohl nicht eine und dieselbe Pflanzenart zu Grunde liege, sondern daß mehrere, nahe verwandte Arten, die aber ein verschiedenes Vaterland haben (wie linum usitat., linum angustifolium und linum humile), zugleich von den verschiedenen Culturvölkern angebaut wurden. So sei anzunehmen, daß nicht der gemeine Flachs (linum usit.), der seine Heimat im südöstlichen Sibirien und am Kaukasus habe, von den alten Aegyptern cultivirt worden sei; man habe vielmehr jenen Lein (linum angustif., eine perennirende Pflanze), anzunehmen, der in Abessynien noch jetzt als Nahrungspflanze im Gebrauch sei, indem man seine Samenkörner röste und esse. Allein Unger hat durch seine mikroskopischen Untersuchungen evident gemacht, daß die Aegypter den gewöhnlichen Flachs angebaut haben, und Hartmann führt die als linum angustif. bezeichnete abessynische Leinpflanze tulbah unter dem Namen linum usitatissimum auf. Die erste Erwähnung des Flachses bei den Israeliten enthält das zweite Buch Mosis" u. s. f. Oder S. 194: „Im Strauße, den die Israeliten am Laubhüttenfeste zum Zeichen der Freude trugen, war ein Palmzweig (Lev. 23, 40); Palmzweige schwingend und unter Lobgesängen zogen die maccabäischen Sieger in die letzte, von den Syrern aufgegebene Festung ein, womit sie ihr Befreiungswerk vollendet hatten (1 Macc. 13, 51), und ebenso begleitete jubelndes Volk den Herrn in die heilige Stadt (Joh. 12, 13). Nausikaa, des edlen Alkinoos liebliche Tochter, wird von Odysseus mit den Worten angeredet: ‚Mich erfüllet mit Staunen dein Anblick! Nur auf Delos ersah ich am Opferaltar des

Apollon einst ein Palmengesproß so jung und herrlich emporblüh'n' (Od. 6, 161). Den Siegern bei den großartigen nationalen Spielen der Griechen wurde vor ihrer Bekränzung ein Palmzweig überreicht, den sie in der rechten Hand trugen. Das nämliche thaten die Römer; Livius (9, 47) sagt: in diesem Jahre — 461 der Stadt —" u. s. f.; man vgl. u. a. S. 83. 91. 105. 111. 133. 142. 153. 158. 283.

Doch kann man da vielleicht sagen: quod abundat, non vitiat. An und für sich sind ja viele Notizen recht interessant; so die Angaben über die Brieftaube, über die Getreidepreise der alten Zeit in Judäa, Attika, Aegypten; über die Weinpreise in Griechenland, Italien, Lusitanien zu Zeiten des Demosthenes, Solon, Sokrates, Polybius; über den Brückenbau in Rom, Babylon, Mykene, Palästina, wobei wir freilich hören, daß sich im ganzen alttestamentlichen Sprachschatz kein Wort für Brücke findet; selbst die statistische Angabe, wie viele Kameele und mit welchen Waaren beladen im Jahre 1847 nach Damascus kamen und wie groß im Jahre 1855 die Einfuhr von Feigen, Rosinen u. s. f. in Smyrna war, hat ihren Werth an und für sich — nur kaum für eine biblische Archäologie! Da mit solcher Ausführlichkeit oft weitabliegende Angaben beigebracht werden, so ist sicher der Wunsch berechtigt, daß einiges in der Bibel wirklich Vorkommende nicht hätte übergangen werden sollen; z. B. die lupi vespertini, die Stelle über das Rebhuhn bei Jer. 17, 11 und ihre Erklärung, die Staude in der Geschichte Jonas', die im Buche Daniel genannten Musikinstrumente — und da von S. 171—183 so viel über den Wein gesagt ist, hätte auch etwas über den bei Ezechias genannten Wein von Chelbon bemerkt werden können. Die Kleidung der Priester und des Hohenpriesters ist beschrieben; aber über die Kleidung des gewöhnlichen Volkes sucht man vergebens nach Aufschluß.

Dagegen muß mit viel Lob hervorgehoben werden, daß bei den so gründlich angestellten Untersuchungen oft für die Erklärung schwieriger Schriftstellen ein schöner Gewinn sich ergibt; man sehe z. B. S. 95. 97. 101. 103. 132. 144. 149. 218. 235 u. a. m. Desgleichen ist zu bemerken, daß der für den ersten Theil namhaft gemachte Fehler — wenn man den Ueberfluß an dargebotenen Nachrichten und Notizen so nennen will — im zweiten und dritten Theil sich nicht findet. Was hier aus dem Talmud und rabbinischen Schriftstellern beigebracht wird, dient theils zur wirklichen Erläuterung des biblischen Stoffes, theils gibt es uns die bei den späteren Juden herrschende Anschauung über alte Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, spiegelt also, wenn man will, die geschichtliche Ueberlieferung ab. Das erste Kapitel des zweiten Theiles behandelt die mosaische Religion im allgemeinen, wobei auch über die erste jüdische Dogmatik des Saadia Fajjumi, über das Glaubensbekenntniß des Maimonides u. a. gehandelt wird. Dann folgen die Abschnitte über Bundeszelt, Tempel, Synagogen, Gebet und Gelübde, Opfer und religiöse Ceremonien, über die heiligen Personen und Zeiten; endlich über den Höhendienst, Bilder- und Götzendienst (S. 391—612). Hier ist ein sehr reiches Material in klarer, gründlicher Darstellung verarbeitet. Auch hier zeugt jede Seite von dem Fleiße und der Sorgfalt und Genauigkeit des Verfassers. Mit Recht wird S. 487 gegen einige neuere Aufstellungen betont, daß Negation, Abstinenz, Ueber-

windung der Sinnlichkeit nicht das Wesen des Opfers sei; „ein Blick auf die thatsächliche Darbringung der Opfergaben lehrt überzeugend, daß Negation, Enthaltung, Selbstverläugnung das Wesen des Opfers nicht sei" (S. 488). Ebenso wird S. 491 ganz richtig hervorgehoben, daß unter anderem schon nach Lev. 17, 11 nicht so fast das Tödten des Opferthieres, sondern sein Blut und das Verfahren mit ihm, das im Vergießen am Altare bestand, vorzüglich bedeutungsvoll war und den Mittelpunkt des Opfers ausmachte — eine Ansicht, der auch schon in diesen Blättern wiederholt Ausdruck gegeben wurde (vgl. 1878, Bd. XIV. S. 549 f.; 1880, Bd. XIX. S. 218). — Bei den gegenwärtigen Verhältnissen und bei den Behauptungen, die von Wellhausen, Kuenen u. a. in Betreff der Bundeslade, der Priester und Leviten, der Cultusstätte u. dgl. m. in die Welt hinausgeworfen werden, um die pentateuchische Gesetzgebung wegzukritisiren, kann man kaum den Wunsch unterdrücken, es möchte doch dem Verfasser gefallen haben, in seiner Darlegung auch Handhaben zu bieten zur Widerlegung jener Einwürfe und zum Beweise, daß die mosaische Gesetzgebung an den Anfang und nicht an das Ende der israelitischen Geschichte zu setzen sei. Allerdings jene Aufstellungen ex professo zu widerlegen, ist nicht Aufgabe der Archäologie; allein in der Art der Behandlung könnte, scheint es, doch manches für jene Fragen Nützliche mitangebracht werden.

Im dritten Theile werden unter dem Titel Personenrechte die socialen Verhältnisse und Rechte der Bevölkerungsklassen, die verschiedenen Handwerke und Gewerbe, der gesellige Verkehr, die Krankheiten, die Behandlung der Leichen erörtert. Das zweite Kapitel: Familienrechte, führt des nähern die Bestimmungen auf, die in Betreff der Ehen und des ehelichen Verhältnisses, der Kinder, des Besitzes, des Erbrechtes gelten; daran schließen sich naturgemäß die Rechte der Dienenden im dritten Kapitel. Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit der Verfassung, der Rechtspflege und dem Kriegsrechte. Ueberall ist der Stoff in klarer und erschöpfender Weise behandelt. Damit ist auch gesagt, ein wie nützliches Hilfsmittel sowohl zum Studium der Heiligen Schrift als auch zum Verständnisse der Geschichte und Einrichtungen des auserwählten Volkes uns hier geboten werde.

Ein alphabetisches Personen- und Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Für eine zweite Auflage sei dem Herrn Herausgeber der Wunsch ausgesprochen, es möge neben einigen Ergänzungen (z. B. Erziehung, Unterricht, Klima, Witterung, Pharisäer, Sadducäer, Schriftgelehrte) auch ein Verzeichniß der besonders erklärten und beleuchteten Stellen der Heiligen Schrift nebst einem zweiten, die näher erklärten hebräischen Wörter umfassenden beigegeben werden. Manche sind freilich bereits aufgeführt, z. B. Asahel, Askarah, Goel u. s. f.; allein außer den termini technici sind im Buche noch eine Anzahl Wörter besprochen und erklärt, oder es ist über strittige eine bestimmte Ansicht ausgesprochen, so daß es nur erwünscht sein kann, wenn man sich rasch über die Ansicht des hochgeachteten Gelehrten zu unterrichten im Stande ist. Wenn dann hierbei der Herr Herausgeber die vorgetragenen Etymologien nochmals prüft und einige derselben unbedenklich unter den Tisch fallen läßt, kann er der Dankbarkeit versichert sein.

Der Werth und die Fülle des im Buche Gebotenen bürgen überreichlich dafür, daß der Wunsch in Erfüllung gehe, mit dem der Herr Herausgeber dasselbe begleitet: der Wunsch, es möge die gute Aufnahme, deren sich die übrigen Schriften des verewigten Verfassers in weiten Kreisen mit gutem Rechte zu erfreuen hatten, auch seinem letzten, erst nach seinem Tode erscheinenden Werke in gleicher Weise zu theil werden.

Joseph Knabenbauer S. J.

1. **Geschichte der Skandinavischen Literatur.** Von **Ph. Schweitzer.** I. Bd. Geschichte der Altskandinavischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Reformation. XXIII u. 226 S. 8°. Leipzig, W. Friedrich, 1886. — II. Bd.: Von der Reformation bis auf die Skandinavische Renaissance im 19. Jahrhundert. 262 S. 8°. Daselbst 1888. Preis: *M.* 9.

2. **Om Digtningen på Island i det 15. og 16. Århundrede.** [Ueber die Dichtung auf Island im 15. und 16. Jahrhundert.] **Af Jón Þorkelsson.** 516 S. 8°. Kjöbenhavn, Höst & Söns, 1888. Preis: *M.* 8.80.

1. Die in Deutschland stark gepflegte Verehrung des Schwedenkönigs Gustav Adolf hat schon Tausende dazu veranlaßt, sich in Schmähungen und Streitrufen wider die katholische Kirche zu ergehen, aber bis jetzt noch keinen protestantischen Gelehrten bewogen, ein brauchbares Handbuch der schwedischen Literaturgeschichte zu schreiben. Tausende reden jeden Augenblick von Weltliteratur; nur wenigen dürfte bekannt sein, daß es bis vor zehn Jahren noch kein ordentliches Werk gab, das die Literaturen des skandinavischen Nordens übersichtlich behandelte. Den ersten solchen Versuch machte der Däne Winkel-Horn 1879. Sein kurzer Abriß ist gut gruppirt, klar und fließend geschrieben, mit den nöthigsten Literaturangaben und brauchbarem Register versehen, in Bezug auf Dänemark und Schweden ziemlich reichhaltig, in Bezug auf Norwegen und Island aber mager, fast unzureichend. Die ganze ältere Literatur bis zur „Reformation" ist auf ungefähr 100 Seiten zusammengedrängt, während Schweitzer dieser Periode den dreifachen Raum zugewendet hat. Diese Zahlen sprechen schon für sich. Eine ausführlichere, die vorhandenen Lücken ergänzende, die mageren Analysen belebende, mit charakteristischen Proben versehene Darstellung war durchaus wünschenswerth, und wer billig sein will, der wird gestehen müssen, daß Schweitzer seinen Vorgänger nicht nur durch den Umfang des Gebotenen, sondern auch durch Selbständigkeit, Vielseitigkeit, poetisches Verständniß, Wärme und Schönheit der Darstellung entschieden übertrifft. An Präcision und Klarheit, nüchterner philologischer Genauigkeit steht er hinter ihm zurück. Die Haupttheilung des Stoffes nach den drei im Grunde verschiedenen Sprachen und Literaturen — der isländischen, der norwegisch-dänischen und der schwedischen —, wie sie Winkel-Horn adoptirt, dürfte für deutsche Leser wohl vorzuziehen sein. Die gemeinsame Behandlung wirkt etwas verwirrend, und selbst die gegenseitigen Einwirkungen der drei Litera-

turen würden deutlicher hervortreten, wenn sie getrennt abgehandelt würden. Dessenungeachtet wird Schweitzers Buch den Anforderungen einer populären Literaturgeschichte in hohem Maße gerecht. Wir können sie jedem, der eine erste Orientirung über dieses Gebiet sucht, nur empfehlen, und wir hielten es für einen Vortheil, wenn man sich in katholischen Kreisen mehr als bisher um das Geistesleben des Nordens interessiren würde.

Nächst den homerischen Gedichten hat die profane Weltliteratur nichts Kernigeres, Urwüchsigeres und zugleich Erhabeneres aufzuweisen, als die Götter- und Heldenlieder der Edda. Sie ragen wie die eisgekrönten Felskuppen Norwegens und Islands in das Ameisengewühl unserer überfeinerten Tagesliteratur hinein. Es weht da der erquickende Hauch noch unverkümmerter Natur, die ganze Kraftfülle urgermanischen Wesens. Man hat Schweitzer vorgeworfen, daß er hier die neuere deutsche Eddaforschung nicht genug berücksichtigt habe, und von diesem Vorwurfe wird er sich nicht ganz freisprechen lassen. In diesem Punkte ist indes Hilfe leicht. Deutsche Bücher sind ja leicht zur Hand, nicht aber die vielen Werke nordischer Forscher und Kritiker, welche Schweitzer benützt hat und welche denn doch in diesen Dingen ein schwerwiegendes Wort mitzureden haben. Für den Zweck aber, den er sich gesetzt, war es viel wichtiger, Inhalt und Charakter der Gesänge selbst anschaulich zu skizziren, als die Hypothesen zu besprechen, über welche die gelehrte Forschung ihre Streitigkeiten noch nicht zum Austrage gebracht hat. Eine geschichtlich-ethnographische Einleitung versetzt in die Länder, die Zeiten, die Sitten, in welchen jene Gesänge ihre bleibende Gestaltung gefunden haben; treffende Analysen und Proben theilen uns ihren Inhalt mit. Von höchster Bedeutung aber ist, daß die Edda hier nicht wie ein noch räthselhafter erratischer Block dasteht, sondern als der organische Ausgangspunkt der auf sie folgenden Literatur. Der lebensvolle Zusammenhang derselben Volksindividualität verbindet sie mit der altnordischen Prosa-Erzählung oder Saga; dieselbe Mythologie und Heldensage, dieselben Formen und Bilder, dieselbe poetische Sprache verbinden sie mit der ältesten Skaldendichtung. Und wie diese schon in den frühesten Olafsliedern christlichen Gehalt bekommt, verkünden in der Edda selbst einzelne Gesänge schon das nahende Christenthum, während mit dem Sólarljóð sich die christlich-religiöse Dichtung des Mittelalters eröffnet, um nicht mehr zu versiegen, bis protestantischer Haß 1550 das Blut des letzten katholischen Bischofs forderte, der zugleich Islands letzter großer Skalde war. Die Saga-Literatur (S. 68—92), die ältere weltliche Skaldendichtung (S. 93—124), Roman und Legende (S. 139—145), die religiöse Skaldendichtung (S. 145—155), die glänzende Geschichtsliteratur (S. 181—197, 216—219), die juristische und anderweitige wissenschaftliche Literatur (S. 168—180), die Rimurdichtung (S. 155—166), das nordische Volkslied (II. S. 10—97) — kurz die gesammte isländische Literatur des katholischen Mittelalters sind noch nie von einem Deutschen so eingehend, liebevoll und in ihrem innern Zusammenhang besprochen worden. Auch die außerisländischen Literaturdenkmale, wie das Hexaemeron des dänischen Erzbischofs Anders Sunesön, das Engelbrechtslied des schwedischen Bischofs Thomas von Strengnäs, der Rosenkranz des däni-

schen Priesters Michael von Odense, die Geschichte des Saxo-Grammaticus, die Offenbarungen der hl. Brigitta, die schwedische Bibelübersetzung des Magister Matthias († 1350), der Lucidarius, die dänische Bibelübersetzung von 1480 u. s. w. sind an passendem Orte in dieses glänzende Literaturbild eingereiht. Sichtlich mit der meisten Liebe ausgeführt ist jene Partie, welche vom Volksliede des spätern Mittelalters handelt (II. S. 10—97). Der Verfasser theilt die Begeisterung eines Gottfried von Herder, eines J. Grimm, eines Brentano, eines Geyer für diese Dichtungsart, in welcher die Volksseele am unmittelbarsten und vollsten sich ausspricht. Mit Geyers Worten bemerkt er, daß die Macht, Glut und Tiefe der Phantasie, wie sie in der alten Skaldenpoesie sich offenbart, hier vom Geiste des Christenthums gemildert erscheint, und daß ihr Tiefsinn deshalb uns mit freundlichem Kindesblick entgegenschaut. Die Schönheit und Fülle dieser Poesie schreibt er vorzugsweise der Weihe, Idealität und Freude zu, welche gerade die Religion über das gesammte Volksleben ergoß.

„Die christliche Religion mit ihrer Predigt der Liebe und Vergebung, mit ihren majestätischen Domen und buntfarbigen Formen, mit ihrer Predigt der Bruderliebe und dem für alle gemeinsamen Oberhaupt trat an Stelle des Opferglaubens und der Blutrache. Der christliche Geist verschmolz mit dem germanischen Volksgeist, der Katholicismus durchdrang als Lebenselement die Massen. Die Freude und Befriedigung an der Kirche, an den Gaben derselben, die Sicherheit des Glaubens und Wissens, das hieraus fließende geistige Wohlgefühl war so lebendig, so allgemein, so tief empfunden, daß es jede Lebensäußerung des Volksgeistes färbte und besonders die höheren Stände, den Adel, die Ritterschaft zu einem christlichen Adel, einer christlichen Ritterschaft stempelte. Während das Leben und die Dichtung im Norden bisher ein vorherrschend episches Gepräge getragen hatten, machten sich nun lyrische Momente geltend. Neben dem Ehrgeiz wurde die Liebe eine Haupttriebfeder für die Thaten des Ritters; zum Preise und Schutze der Frauen brach er die Lanze, zum Preise Gottes bekämpfte er die Heiden" (II. S. 12).

Wie in Deutschland, so hat das Volkslied freilich auch im Norden seine Schattenseiten. In derber Lebenslust durchbricht es mitunter die Schranken der Sitte und läßt der Leidenschaft keck die Zügel schießen. Im ganzen indes wird jeder Freund von Poesie diesen Abschnitt mit seinen vielen anziehenden Proben mit Vergnügen lesen. Zu bedauern ist nur, daß er nicht dem ersten Bande einverleibt ist. Dahin gehört er naturgemäß, so sehr sich auch der Verfasser bemüht, die herrliche Entwicklung des katholischen Volkslebens und des katholischen Volksgeistes mit der „Reformation" in Beziehung zu bringen. Damit hat sie schlechterdings nichts zu thun; wohl aber steht das Volkslied des 15. Jahrhunderts noch in innigstem Zusammenhang mit der isländischen und faröischen Rimurdichtung und mit der religiösen Poesie der vorausgegangenen Zeit. Dem weltlichen Volksliede geht eine sehr reiche geistliche Volksdichtung zur Seite, welche der Verfasser nicht genugsam gewürdigt hat. Im ganzen muß man ihm aber Dank wissen, daß er den christlich-germanischen Charakter der altnordischen Literatur — einer der schönsten und reichsten

des Mittelalters — in etwas richtigere Beleuchtung rückte. Zu bedauern ist es indes, daß er dieses Verdienst durch unschöne und gehaltlose Tiraden gegen die katholische Kirche (I, 1. 225. 226; II, 1. 2. 3.) herabgemindert hat, die allerdings sachlich durch den objectiven Gehalt seiner Darstellung widerlegt werden.

So sehr er sich nämlich auch in den Einleitungen der beiden Bände bemüht, die Ehre der „Reformation" zu retten, so wird doch jeder aufmerksame Leser bald fühlen, daß die Wucht der Thatsachen den stolzen Genfer Wahlspruch widerlegt: Post tenebras lux! Wie in Deutschland, so geht auch in Skandinavien der Glaubenstrennung keine unheimliche, trübe Nacht geistiger Knechtschaft, religiöser Unwissenheit, literarischer Barbarei voraus, sondern eine Zeit frischen, freien Lebens und Strebens, mannigfacher religiöser Erneuerung, reger literarischer Thätigkeit, materiellen Fortschritts, ja der buntesten Volkspoesie. Mit der Glaubenstrennung aber begann eine Zeit des sichtlichen Verfalls, der für Island fast drei Jahrhunderte dauerte, für die übrigen nordischen Länder wenigstens an 200 Jahre. An die Stelle des freudigen Besitzes der religiösen Wahrheit trat der Zweifel, an die Stelle eines das ganze Leben verklärenden Gottesdienstes nüchterne Bibelkritik und Postillen, an die Stelle des Volksliedes hämische Satire und Polemik, an die Stelle der lebendigen nationalen Volksüberlieferung die gelehrte historische Forschung, an die Stelle der Volkssprache vielfach das Latein der Schule. Den Proceß aber, welchen die neue „Theologie" durchmachte, bezeichnet Schweitzer sehr treffend mit der lakonischen Inhaltsangabe: „Der altlutherische Glaube verknöchert und verliert die Herrschaft über die Gemüther. Protest des Pietismus. Protest des Rationalismus. Der Rationalismus geht in Freidenkerei über" (Bd. II. S. VIII). Gerade Katholiken sind es, die in dieser Periode des Verfalles noch bedeutsam hervorragen: so der dänische Controversist Paul Helgesön (II. S. 113), der dänische Convertit und Gelehrte Niels Stensen (S. 137), der schwedische Historiker und Dramatiker Messenius (S. 158). In dem isländischen Psalmendichter Hallgrimur Pjetursson (S. 168) und dem frommen norwegischen Volksdichter Peter Daß (S. 163) waltet noch, wie in Paulus Gerhardt, der freundliche Nachklang einer bessern Zeit. Was die Geistesbildung in Island am meisten förderte, waren unzweifelhaft nicht die vielen trockenen Erbauungsschriften, sondern der Umstand, daß die tüchtigsten Männer, wie Bischof Oddur Einarsson von Skálholt (1559—1630), Arngrimur Jónsson (1568—1648), Magnus Olafsson (1574—1656) und der geschichtskundige Bauer Björn Jónsson von Skarðsá, dem Studium der nationalen Vergangenheit sich widmeten. So war es möglich, daß der gelehrte Bischof Brynjólfr Sveinsson (1605—1675) die schönsten Denkmale nordischer Poesie dem Untergang entriß und Arni Magnusson (1663—1730) durch seinen unermüdlichen Sammelfleiß die Wiederbelebung der altnordischen Geschichte und Literatur in weitestem Umfang eröffnete.

Die Literaturperiode, die man eigentlich protestantisch nennen kann, umfaßt kaum zwei Jahrhunderte (II. S. 97—180). Mit dem großen norwegischen Lustspieldichter Ludwig Holberg beginnt schon die Zeit der Aufklärung,

der Skepsis und Revolution. Erst nachdem die Macht des orthodoxen Lutherthums gebrochen, kann die Literatur sich wieder freier entwickeln. Diese Neubelebung der norwegisch-dänischen Literatur durch Holberg, Ewald, Wessel u. s. w. ist trefflich beschrieben, der Einfluß Klopstocks und seiner Schule eingehend genug dargestellt (S. 180—211). Von den Schweden sind Dalin, Bellmann, Kellgren, von Leopold, Franzén, Wallin, das Gustavianische Zeitalter überhaupt in gedrängter, wohlgetroffener Zeichnung charakterisirt (S. 232—269). Ein besonderes Verdienst hat Schweitzer sich um die fast unbeachtete isländische Literatur des 18. Jahrhunderts (S. 211—222), besonders den Dichter Eggert Olafsson erworben, der in seinem Lehrgedicht „Búnaðarbálkur" das isländische Landleben sehr anschaulich und stellenweise echt dichterisch schilderte. Mit Recht wird hervorgehoben (II. S. 218), daß die isländische Literatur allein in Bezug auf Form und Charakter in ununterbrochenem, lebendigem Zusammenhang mit ihrer großen Vergangenheit geblieben ist, dabei aber Assimilationsfähigkeit genug besaß, auch neuere Bildungselemente sich anzueignen. Wie der folgende Band zweifellos darthun wird, fand die nordische Romantik gerade in der isländischen Literatur und im alten Volksliede ihre herrlichsten Stoffe, ihre schönsten Anregungen, den belebenden Hauch, der die Poesie für einige Jahrzehnte verjüngen sollte. Wie sich aber der Abfall von diesen Quellen echter nationaler Poesie rächte, davon ist Ibsen ein sprechendes Beispiel.

2. Þorkelsson's Werk hat einen wesentlich andern Charakter als Schweitzers populäre Literaturgeschichte. Es ist eine fach- und quellenmäßige Untersuchung über die isländische Poesie im 15. und 16. Jahrhundert. Man könnte es mit den Ausgrabungen einer verschollenen Culturperiode vergleichen. Mit der Edda und weltlichen Saga konnte sich nämlich die altprotestantische Geschichtsbaumeisterei schon befreunden; die specifisch katholische Literatur aber war für sie mehr oder weniger eine Verlegenheit. Sie wurde deshalb so weit als möglich ignorirt, namentlich soweit sie dem 15. und 16. Jahrhundert angehörte und sich nicht dazu verwenden ließ, dem Lichte des „Evangeliums" als dunkler Hintergrund zu dienen. Alle Schätze der Arna-Magnäischen Urkundensammlung in Kopenhagen, alle ihm nur sonst erreichbaren gedruckten und ungedruckten Quellen hat nun Þorkelsson mit erstaunlichem Bienenfleiße durchforscht, um von der isländischen Dichtung im 15. und 16. Jahrhundert ein möglichst getreues, actenmäßiges Bild zu geben. Schon die gehaltvolle Einleitung bietet die interessantesten Aufschlüsse über den Entwicklungsgang der religiösen Kunstdichtung auf Island, über den successiven Einfluß deutscher, schwedischer, französischer und englischer Bildung, über die Schulverhältnisse des Mittelalters, besonders die bischöflichen Schulen von Skálholt und Hólar, die religiöse Literatur des 14. Jahrhunderts. Bis tief ins 16. Jahrhundert hinein haben sich die isländischen Klöster als die wichtigsten Bildungsstätten der fernen Insel bewährt. Auch hier hat ein katholischer Bischof zuerst die Buchdruckerkunst eingeführt, und ein Brevier war das erste Buch, das die Reihe isländischer Druckschriften eröffnete. Den Verfall Islands im Anfang des 15. Jahrhunderts führt der Verfasser nicht auf mönchische und papistische Bosheit zurück, sondern mit urkundlicher Objectivität auf die furchtbaren

Seuchen, durch welche einige Klöster ganz entvölkert, der Clerus der Diöcese Hólar bis auf zehn Mann dahingerafft wurde, dann auf die Ausbeutung der Insel durch englische Kaufleute und Freibeuter, und endlich auf die sehr nachtheilige Besetzung der zwei Bischofsstühle mit Fremden, wofür jedoch nicht die Kirche, sondern die politischen Herren der Insel die Last trifft. „Wie groß und verderblich auch der Einfluß war, den das 15. und 16. Jahrhundert auf die Sprache ausübte, so haben die späteren Jahrhunderte dieselbe doch weit mehr aufs Spiel gesetzt. Und so sehr auch die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts hinter der frühern zurücksteht, so ist sie doch das einzige Bindeglied zwischen uns und der Vorzeit und deshalb von unschätzbarer Wichtigkeit für uns" (S. 18. 19).

Das Werk selbst behandelt in drei Abschnitten 1. die religiöse Dichtung von 1400 bis zur „Reformation", 2. die Rimur- und Volksdichtung dieser Zeit, 3. die mit Namen bekannten Dichter von 1400 bis ungefähr 1600. Für die Hagiographie und Kirchengeschichte bieten besonders der erste und dritte Abschnitt manche interessante Notizen. Auf urkundliche Nachrichten gestützt, theilt uns Þorkelsson z. B. mit, daß auf Island ungefähr 52 Kirchen dem hl. Olaf geweiht waren, über 150 der allerseligsten Jungfrau (127 sind mit Namen verzeichnet), 58 dem hl. Petrus, 22 dem hl. Johannes Evang., 23 dem hl. Johannes dem Täufer, 13 dem hl. Apostel Andreas, 3 dem heiligen Paulus u. s. w. Mit derselben Gewissenhaftigkeit sind Zahl und Titel der Lieder und Legenden verzeichnet, welche den verschiedenen Heiligen gewidmet sind. An Legenden haben sich aus dieser Zeit nicht weniger als 26 der seligsten Jungfrau erhalten, 17 des hl. Olaf, 13 des hl. Petrus, 7 des hl. Johannes Evang., 11 des hl. Johannes Bapt., 6 des hl. Andreas. Von meist größeren Liedern werden aufgezählt 54 auf Maria, 5 auf St. Olaf, 13 auf verschiedene Apostel. An einen 45strophigen Hymnus auf das wunderthätige Kreuz zu Kaldaðarnes reihen sich acht andere Kreuzlieder. Von anderen Heiligen sind bevorzugt St. Nicolaus, St. Thomas von Canterbury, St. Magnus, der Orkney-Jarl, St. Christoph, St. Ignatius Martyr, St. Michael Arch., St. Cäcilia, St. Katharina, St. Margaretha, St. Magdalena, St. Dorothea, St. Agnes, St. Barbara. Wie vielfach in hymnologischen Sammlungen finden sich auch hier Variationen derselben Gedanken und Empfindungen, schwächere Nachklänge besserer Muster und anderes Minderwerthige zusammengetragen. Unter den mitgetheilten Proben sind aber auch Strophen von bezaubernder Anmuth und Frömmigkeit. Von den Liedern auf die kirchlichen Festzeiten sind mehrere in die späteren Gesangbücher übergegangen. Vom innigsten Glauben durchweht ist das Wallfahrtslied zu dem Kreuze in Kaldaðarnes, das noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts an den Festen Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung von frommen Schaaren besucht wurde. Der erste lutherische Bischof Gizur Einarsson entfernte es 1548 und stellte es in einen Winkel. Da er aber bald darauf starb, dauerte die Verehrung des Kreuzes fort, bis es der Bischof Gísli Jónsson in Stücke schlug. Nun suchten sich die guten Leute aber Splitter und Stücke desselben zu verschaffen und bewahrten sie andächtig als Reliquien. An die Stelle des großen Kreuzes,

das ursprünglich aus Rom nach Island gekommen war, wurde später ein kleineres gesetzt. Die Andacht zum Kreuze lebte unausrottbar im Volke weiter. Wie die Gesammtheit dieser religiösen Lieder beweist, war das Volk von Island bis in die Zeit der Glaubenstrennung in seiner Religion wohl unterrichtet, fromm und eifrig und seinem Glauben begeistert ergeben. Aber ein großer Theil dieser Poesie hat auch literarischen Werth. In den Dichtungen eines Jón Pálsson Mariuskald (1380—1471), eines Sigurður blindi (um 1460 bis etwa 1530) und des Bischofs Jón Arason (1484—1550) erhebt sich Form und Sprache zu einer Schönheit, welche den besten Leistungen des 14. Jahrhunderts nahekommt. Sigurð der Blinde schrieb ein Gegenstück zu der „Lilja" des Eystein Asgrimsson, „Rosa" betitelt, das ähnlich wie die Lilja das gesammte Leben Christi in Beziehung zu Maria besingt. Die Dichtungen Jón Arasons setzt Þorkelsson als bekannt voraus, vertheidigt aber den Bischof mit hinreichender Evidenz gegen den Vorwurf, daß er keine lateinische Schulbildung besessen habe. Eines seiner schönsten Gedichte, „Ljómur", lebte als Volkslied auf den Faröern fort bis in die Gegenwart.

Im ganzen führt Þorkelsson 61 Dichter namentlich auf, von denen noch 21 der katholischen Zeit angehören, mit genauer Angabe ihrer Werke, soweit sich dieselben noch auffinden ließen. Ueberaus interessant ist auch der zweite Abschnitt (S. 116—210), welcher die sogen. Rimur- und die Volksdichtung in ihrer Entwicklung, ihren verschiedenen Arten und ihrer Geschichte ebenso genau und quellenmäßig behandelt. Diese Darstellung bestätigt die Thatsache, daß das isländische Volk auch am Vorabend der Glaubenstrennung seine frühere Neigung zur Poesie nicht verloren hatte, daß hoch und niedrig, alt und jung vielmehr eine unerschöpfliche Sangeslust bethätigten. Ganz erlosch dieselbe auch nach der Glaubenstrennung nicht; aber an die Stelle der frühern zarten Marienminne trat ein philisterhaftes Moralisiren und Psalmodiren. Um die mitunter etwas freie Volksdichtung der letzten katholischen Zeit zu verdrängen, wurde nahezu die ganze Bibel in Reime gebracht: Eva's Rimur, Jórsala Rimur, Tobias Rimur, Jesu Syrachs Rimur, Esthers Rimur, Moses Rimur, Bileams Rimur, Samson des Starken Rimur, Gideons Rimur, Sauls und Davids Rimur, Elisäus Rimur, Elias Rimur, Jonas Rimur, Pilatus Rimur, Machabaea Rimur, Adams Rimur, Enochs Rimur, Salomons Rimur, Noa Rimur, Königsbücher-Rimur u. s. w. Die schöne Lilja des Eystein Ásgrimsson purgirte der gelehrte Arngrimur Jónsson (Vidalin) von der papistischen Abgötterei, d. h. von ihren schönsten Strophen; später erschien auch das noch zu gefährlich, und es wurde eine neue „Die spätere reine Lilja" (Seinni hreinni Lilja) herausgegeben. In einem flachen Gedicht „Mariuvisur" erklärt der Pfarrer Einar Sigurðsson um 1600, „die Päpste hätten die Predigt verdorben", und

„Um Mariens Tod die Meinung war,
Wie die Mönche es wollten haben,
Sie wär' gestiegen zum Himmel klar
Mit Leib und Seel in der Engel Schaar;
Doch ist sie auf Erden begraben."

„Wie die Reformation auf Island", gesteht Þorkelsson (S. 110), „im ganzen mit beklagenswerther Rücksichtslosigkeit eingeführt wurde, so wurde auch alles aufgeboten, um die letzten Erinnerungen an die früheren Religionsgebräuche aus den Gemüthern auszumerzen." Ganz ist dieses jedoch nicht gelungen. Vielfach im Volke lebte die Marienverehrung noch fort, und schon im 17. Jahrhundert fand sie an dem lutherischen Bischof Brynjólfr Sveinsson von Skálholt, dem berühmten Sammler der Edda, einen begeisterten Anhänger. Er verfaßte nicht nur ein Votivgedicht „vom Kreuze", sondern mehrere lateinische Elegien und Oden ad Beatam Virginem, von denen uns der Verfasser (S. 113) einige Strophen mittheilt. Eine derselben enthält den rührenden Hilferuf des bereits im Elende schmachtenden Inselvolkes:

Sic longum faveas gentibus indigis
Et nos multiplici crimine sordidos
Commendare memento
Mater sedula filio!

Solche und ähnliche Mittheilungen bestätigen die erfreuliche Thatsache, daß im skandinavischen Norden eine objectivere und vorurtheilsfreiere Anschauungsweise über die Literatur und Geschichte der katholischen Zeiten sich Bahn bricht. Möchten so sorgfältige Forschungen auch in katholischen Kreisen Interesse und Anerkennung finden.

A. Baumgartner S. J.

Johannes Dietenberger, sein Leben und Wirken. Von **Hermann Wedewer**. Mit vier Tafeln. VIII u. 499 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 8. Ausgabe auf Büttenpapier: brosch. *M.* 12; geb. *M.* 15.

Zu den berühmten Männern, welche die alte deutsche Reichsstadt Frankfurt die Ihrigen nennen darf, gehört nicht an letzter Stelle Johannes Dietenberger. Man kann wohl ohne Bedenken sagen, daß er zu seiner Zeit der hervorragendste Mann dieser Stadt war und überhaupt zu den bedeutendsten Männern Deutschlands zählte. Allein, während andere, die es weniger als Dietenberger, und auch solche, die es überhaupt gar nicht verdienten, in Denkmälern und Schriften gefeiert worden sind, war bis in die neueste Zeit vom Leben Dietenbergers wenig bekannt, und man wußte nicht einmal, daß er ein geborener Frankfurter sei. Es war daher durchaus geboten und gewiß die höchste Zeit, das Leben und Wirken Dietenbergers, wie es in vorliegendem Werk geschehen, auf Grund umfassender Forschungen der Nachwelt zu erschließen.

Um 1475 geboren, trat Dietenberger schon in frühen Jahren in das Kloster der Dominikaner seiner Vaterstadt ein, und nachdem ihm jahrelang die wichtigsten Aemter, die Professur der Philosophie, die Leitung der Ordenshäuser zu Frankfurt, Trier und Koblenz anvertraut worden, war er vom Jahre 1532 bis zu seinem Tode 1537 Professor der Theologie an der Universität zu Mainz.

Dem Charakter und der Gelehrsamkeit Dietenbergers werden von Zeitgenossen, auch von solchen, die einer Voreingenommenheit für ihn nicht verdächtig sind, die schönsten Zeugnisse ausgestellt. Der Rath von Frankfurt sagt ausdrücklich, daß Dietenberger „von den Bürgern und von den Brüdern liebgehabt" sei (S. 37). Für die ausgezeichnete Wissenschaft Dietenbergers legen nicht bloß seine Schriften beredtes Zeugniß ab; der berühmte Historiker und Theologe Cochläus, welcher über 200 Werke verfaßt hat, sagt im Jahre 1523: „Ich habe ohne Dietenbergers Urtheil und Erkenntniß bisher noch nichts ausgehen lassen in diesem Handel. (Der lutherische Religionsstreit ist gemeint.) Er hat alles zuvor auf mein Begehren und Bitte besichtigt und überlesen, denn es weiß hie die ganze Stadt wohl, daß er ein frommer, gotförchtiger und hochgelehrter Mann ist" (S. 97; vgl. auch S. 98). Auch als Redner war Dietenberger „berühmt", und für sein Regierungstalent gibt die Thatsache, daß er in jenen schlimmen Zeiten immer wieder zum Obern gewählt wurde, das beste Zeugniß.

Einen besonders harten und gefahrvollen Stand hatte damals namentlich das Dominikanerkloster in Frankfurt. Wenn es durch diese Gefahren glücklich hindurchkam, so ist das wohl nicht zum geringen Theil dem guten Geiste zuzuschreiben, welcher sich im Kloster unter der Leitung Dietenbergers erhalten hatte.

Größer noch sind die Verdienste, welche sich Dietenberger als Vertheidiger der katholischen Kirche gegen die neue Lehre erworben. In seinen Schriften, deren noch einige zwanzig erhalten sind, hat er die Irrlehre Luthers widerlegt und die Lehre der katholischen Kirche in zeitgemäßer Weise siegreich vertheidigt. Das Buch von Wedewer gibt eine sehr schätzbare, ausführliche Inhaltsangabe dieser Schriften (S. 221—450). Den Protestanten nützten dieselben freilich nicht viel. Sie hörten nicht auf Vernunftgründe, sondern suchten dieselben mit leidenschaftlichen oder unwahren Redensarten zu vergewaltigen. Dietenberger hatte z. B. in einer Schrift auf etwa 4 Seiten 54 Bibelstellen als Beweis angeführt neben einer einzigen Stelle von Cyprian und einer Stelle aus dem canonischen Recht. Sein Gegner Corvin aber sagte seinen Lesern von diesem Abschnitt in Dietenbergers Buch ganz dreist, er bedürfe keiner Widerlegung „aus Ursach, daß alle seine Confirmationes Beweise und Gebarung fast auf der Concilien, Päpste und Bischöfe Gewalt gebaut sein" (S. 206). Am nachhaltigsten wirkte Dietenberger in der katholischen Kirche selbst durch seine Predigten und seinen Katechismus, vor allem aber durch seine Bibelübersetzung. Ganz mit Recht würdigt der Verfasser diese katholische Uebersetzung namentlich gegenüber der lutherischen in sehr eingehender Weise (S. 149—198).

In Betreff der Bibelübersetzung Luthers sind Jahrhunderte lang zwei fromme Mythen unter dem protestantischen Volke verbreitet gewesen, nämlich daß Luther die Bibel unter der Bank hervorgeholt, und daß er sie selbständig und allein übersetzt habe. Dem ersten Vorurtheil hat im wesentlichen Weißlinger ein Ende gemacht, indem er in seinem „Armamentarium" eine ganze Anzahl deutscher Ausgaben der Heiligen Schrift nachwies, so daß auch Prote-

standen, wie Panzer (vgl. Versuch einer kurzen Geschichte der römisch-katholischen Bibelübersetzung, S. 3), „wider ihren Willen" sich vor diesen Forschungen zurückziehen mußten. Das andere Vorurtheil währte bis in die neueste Zeit, wo Dr. Wilh. Ludw. Krafft in der Festschrift zur Lutherfeier der Bonner evangelischen theologischen Facultät: „Ueber die deutsche Bibel vor Luther und über dessen Verdienste um die Bibelübersetzung" (Bonn 1883), auch damit aufgeräumt hat. Ueber die tendenziösen Verbreiter jenes Vorurtheils sagt Krafft: „Der bedeutendste Kenner der vorreformatorischen Bibelübersetzungen, Panzer, hält die Widerlegung derer, die behaupten, Luther habe jene früheren Bibelübersetzungen benutzt, für ganz überflüssig. Diese Forscher", fügt Kraft hinzu, „wollten offenbar, wie ihre Arbeiten über Luthers Bibelübersetzung beweisen, dessen Verdienste um dieselbe dadurch nicht geschmälert werden lassen, daß er andere deutsche Uebersetzungen benutzt habe. Nach dem Urtheil solcher Bibliographen wagte man lange nicht, diese Frage nochmal aufzuwerfen." So haben diese Männer der Wissenschaft ihr Ansehen dazu benutzt, lange Zeit hindurch eine unbewiesene und unwahre Behauptung aufrecht zu halten, obschon es ja an sich schon ganz unglaubwürdig war, daß Luther von den zahlreichen deutschen Bibelausgaben, die zum Theil schon vor seiner Geburt erschienen waren, bei seiner Arbeit keine zur Hand genommen habe. Er und seine Mitarbeiter haben das freilich nicht gesagt. Dietenberger dagegen bemerkt ausdrücklich, daß er alte und neue Uebersetzungen benutzt habe (S. 173). Dennoch zeigt die Uebersetzung Dietenbergers, wie eine Zusammenstellung mit der lutherischen darthut, eine recht bedeutende Selbständigkeit. Diese dürfte sich aber in der That noch sehr viel größer darstellen, als es auf den ersten Blick scheint, wenn man bedenkt, daß zwei, welche nacheinander eine und dieselbe Schrift aus der deutschen Schreibweise einer ältern Zeit in die gerade übliche übertragen, nothwendig in vielen Wendungen zusammentreffen werden, so daß es den Anschein gewinnen kann, der letztere folge dem erstern auch an Stellen, die er ganz ohne Rücksicht auf ihn übertragen hat. Dazu kommt noch, daß Dietenberger seine Uebersetzung allein besorgt hat, während Luther „dazu gebraucht, wo er nur jemand bekommen mochte", so daß die Ausdrücke „Lutherbibel" „Uebersetzung Luthers" und ähnliche als weniger zutreffend und als irreführend erscheinen. — Bringt man nun endlich noch die zahlreichen Unrichtigkeiten der lutherischen Uebersetzung in Anschlag (schon Emser zählte deren bekanntlich ganze Hunderte auf), so dürfte es nicht mehr zweifelhaft sein, daß Dietenberger als Uebersetzer der Heiligen Schrift, sachlich betrachtet, über Luther steht. Waren ja auch manche Protestanten mit der Uebersetzung Luthers durchaus nicht einverstanden. „Auch in unserer evangelischen Kirche sind selbst viele gewesen, die ihrer nicht zum besten gedacht", sagt Hagemann (Nachricht v. d. fürnehmsten Uebers. d. hl. Schrift, Quedlinburg 1747, S. 140).

Viel allgemeiner ist die Anerkennung des sprachlichen Werths der sogen. Uebersetzung Luthers und wohl ebenso allgemein die Ueberschätzung derselben; namentlich in Vergleich mit der Uebersetzung Dietenbergers muß vor allem in Betracht gezogen werden, daß bei Luther durchgängig seine subjective Auf-

fassung des Textes das Entscheidende war und er deshalb auch im sprachlichen Ausdrucke freier verfahren konnte, als Dietenberger. Dieser mußte so viel wie möglich an den Worten des Textes festhalten, um nicht etwa einen eigenmächtigen und falschen Sinn in seine Uebersetzung hineinzulegen und den wahren willkürlich auszuschließen. Bringt man dies in Anschlag, so wird man die Uebersetzung Dietenbergers auch in sprachlicher Hinsicht der von Luther mindestens ebenbürtig finden. Es ist bisher nicht beachtet worden, und auch Panzer hat es scheinbar nicht gewußt, daß der gelehrte katholische Professor Hieronymus Dungersheim in seiner Schrift „Improbatio dispendiose atque fallacis praefationis Lutheri in Novum Testamentum" (1531) die ungeschickte Ausdrucksweise Luthers bei seiner Uebersetzung einer Kritik unterzogen. Abgesehen davon, zeigt auch ein Blick auf die Tafeln, in welchen Dr. Georg Wilh. Hopf (Würdigung der lutherischen Bibelverdeutschung, Nürnberg 1847, am Schluß) zwei kurze Proben aus den Uebersetzungen von 1522 bezw. 1524 und 1545 mittheilt, daß die späteren Mitarbeiter an der sogen. Lutherbibel, Bugenhagen, Justus Jonas, Cruciger, Melanchthon, Matthäus Aurogallus und andere, zahlreiche sprachliche Verbesserungen an der ersten Ausgabe vorgenommen, wie denn auch Heinsius (Liter. Gesch. S. 177) sagt, daß die Ausgabe von 1545 der ersten nur entfernt ähnlich sehe. Diese sprachlichen Verbesserungen der letzten Ausgabe beweisen aber ungefähr ebenso viele sprachlichen Mängel der ersten; denn die Sprache selbst hatte sich in den zwanzig Jahren wenig oder gar nicht verändert.

Auf Grund dieser und anderer Erwägungen dürfte ein ruhiges, rein sachgemäßes Urtheil über die sogen. Lutherbibel und über die Uebersetzung der Heiligen Schrift von Dietenberger auch in sprachlicher Beziehung zu Gunsten des katholischen Uebersetzers ausfallen, zumal Luther bei seiner „Uebersetzung" ja in mancher Beziehung ähnlich gearbeitet hat, wie der, welcher heutzutage etwa die Reden von Abraham a Sancta Clara in unser landläufiges Deutsch bringen wollte und diese Aufgabe nicht tadellos ausführte. Die Gewandtheit Dietenbergers im deutschen Ausdruck wird übrigens, wie der Verfasser bemerkt, „von Freund und Feind anerkannt" (S. 167). So hat denn Dietenberger allein und in wenig Jahren das zu stande gebracht, was Luther in vielen Jahren und unter Beihilfe vieler anderer mit einer Menge sachlicher Fehler fertigstellte. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Heilige Schrift nach Dietenbergers Uebersetzung im katholischen Deutschland nahezu allgemein im Gebrauch. Der Verfasser zählt 58 Auflagen derselben auf. Noch im Jahre 1776 wurde sie zu Augsburg zweimal gedruckt (S. 477). Sehr vortheilhaft zeichnet sich Dietenberger auch bei seiner Bibelübersetzung durch seine Bescheidenheit aus. Er sagt: „Wie wohl ich aber solichs (die Verdeutschung der heiligen Schrift, um welche man ihn vielmals „flehentlich gebeten") mich vielmals geweigert und abgeschlagen, als das über mein vermögen und verstand und welches nicht eines Menschen Arbeit und Augen, sondern wohl Argos und Herkules erfordert, habe ich doch aufs letzt aus christlicher pflicht und obgemeldeter bitte mich ihnen ergeben." Was er gefehlt habe, so fügt er hinzu, möge man ihm vergeben, weil er „es nicht aus eigener

vermessenheit, sondern mit großer forcht und scheuen allein Gott zu ehren, zu guter nutz und aus liebe auch mitleiden zu meinem vaterland angegriffen habe" (S. 164). Luther sagt dagegen: „Es ist mein Testament und meine Dolmetschung und soll mein bleiben und sein" (vgl. Dr. Ed. Riehm in „Studien und Kritiken" 1884, S. 297). So viel ist gewiß, die deutschen Katholiken haben allen Grund, auf ihren Dietenberger stolz zu sein. Aber es gereicht ihnen nicht sehr zur Ehre, die Verdienste dieses vortrefflichen Mannes so wenig anerkannt und bei der Nachwelt zur Geltung gebracht zu haben. Auch aus diesem Grunde wird das Lob, welches dem Verfasser für seine, von einigen Mängeln der Darstellung abgesehen, ohne Zweifel sehr tüchtige Arbeit gebührt, ein bleibendes sein.

Das Buch Wedewers ist vor allem eine Arbeit von erstaunlichem Forschungsfleiße, wie fast jede Seite bezeugt. Einer einzigen Schrift wegen wandte er sich in einem Circular an über 150 Bibliotheken (S. 204). Und wenn ihm auch in diesem einen Falle kein Erfolg zu theil ward, so wurde er doch bei seinen sonstigen Forschungen mit reicher Ausbeute belohnt. So gelang es ihm, um nur einiges wenige hervorzuheben, die Geburtsstadt Dietenbergers irrigen Meinungen gegenüber mit Sicherheit anzugeben (S. 13). Ebenso löste er die noch schwierigere Aufgabe, das Todesjahr Dietenbergers festzustellen, indem er die Angabe des bekannten Jesuitenpaters Gamans gegen die Mittheilungen von Fr. Steil als richtig erweist (S. 210—214). Eine ganze Menge anderer Daten aus dem Leben Dietenbergers hat der Verfasser aufgedeckt. Ganz besonders werthvoll ist auch das bibliographische Verzeichniß der Schriften Dietenbergers, welches dem Werke (S. 460—483) beigegeben ist. Ein sorgfältiges Register und vier Tafeln aus den Werken Dietenbergers bringen die vortreffliche Arbeit zu einem entsprechenden Abschluß.

Das Buch Wedewers ist ein wichtiger und durchaus nothwendiger Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. Hoffentlich wird der Herr Verfasser die literarische Welt noch mit einigen ähnlichen Biographien von Vertheidigern der Kirche in jener stürmischen Zeit beschenken. Es bleibt den katholischen Gelehrten in dieser Beziehung noch so manche Ehrenschuld abzutragen.

J. Niemöller S. J.

Seraphisches Martyrologium, enthaltend kurze Lebensumrisse jener geistlichen Söhne und Töchter des hl. Franziskus Seraphikus, welche von der Kirche der Zahl der Heiligen oder Seligen bereits eingereiht wurden oder welche im Rufe der Heiligkeit lebten und starben. Nach den besten Quellen bearbeitet von P. **Peter Paul Ausserer** O. S. F. Mit fürsterzbischöflicher Approbation und Gutheißung des hochw. Franziskanerordens-Generals. Lieferung 1—12. Salzburg, Ant. Pustet, 1888. Preis: à Lieferung 50 *Pf.*

Den Inhalt dieses neuen Sammelwerkes gibt der angeführte Titel deutlich und vollständig wieder, indem er die scheinbare Beschränkung des Wortes Martyrologium sofort auf alle im Rufe der Heiligkeit oder wenigstens eines

heiligmäßigen Lebenswandels gestorbenen Mitglieder der verschiedenen Abtheilungen der großen Familie des heiligen Patriarchen Franziskus ausdehnt. Um uns eine Idee von dem Inhalt des Buches in seiner Vollendung zu machen, genügt folgende Berechnung. Im Durchschnitt bringt jeder der behandelten Tage 12—15 Notizen, macht also im Jahre die Summe von 4380 bis 5475 mehr oder minder ausführlich behandelten Lebensbildchen. Greifen wir aufs Gerathewohl einen Tag heraus, um die Betheiligung der einzelnen Ordenszweige und Nationen zu zeigen. Der 10. Jänner bringt: sel. Aegidius Laurenzana, Laienbruder, Observant, Süditalien. — Andreas von Spoleto, Observant, Corsica. — Wilhelm Josselin, Observant, Frankreich. — Franziskus Wallenstein, Observant, Prag. — Bernardin de Rende, Observant, Calabrien. — Johannes Hortulanus, Laienbruder, Observant, Salamanca. — Kaspar von Montfort, Laienbruder (?), Spanien. — Benedict von Mailand, Reformat, Italien. — Franziskus von Nardo, Reformat, Süditalien. — Cinga, leibliche Schwester der hl. Elisabeth, Clarissin, Deutschland. — Katharina, Tochter Herzogs Albrechts des Weisen, Clarissin, Wien. — Leonora vom hl. Johannes, vom Dritten Orden, Granada. — Cäcilia Giovanelli, Wittwe, vom Dritten Orden, Norditalien. — Ursula Fuchs, Tertiarinnenkloster, Wattwyl, Schweiz. — Bleiben wir schließlich bei demselben Tag, um eine Idee von dem Umfang der einzelnen Notizen zu geben. Die erste umfaßt 13, die zweite 17, die dritte 5, die vierte 7, die fünfte 10, die sechste 20, die siebente 6, die achte 20, die neunte 7, die zehnte 5, die elfte 4, die zwölfte 6, die dreizehnte 16, die vierzehnte 6 Zeilen. Soviel über Inhalt und Eintheilung.

Wie uns der Titel sagt, ist das Werk „nach den besten Quellen bearbeitet". Leider liegt keine Vorrede bei, welche uns über die Natur dieser Quellen weitere Aufschlüsse gegeben hätte, und da überhaupt auch kein einziger Name einer Quelle genannt ist, so müssen wir uns in diesem entscheidenden Punkt einstweilen ganz und blind auf die Kritik des Verfassers und Herausgebers verlassen. Es mag ja mit dem „Martyrologium" in erster Linie die Erbauung bezweckt werden; indes wird doch nicht zu läugnen sein, daß ein solches Werk, wenn mit kritischer Treue und Genauigkeit behandelt und als solches controlirbar, auch einen außerordentlich hohen wissenschaftlichen Werth beanspruchen müßte. Der Prospect sagt sogar: „Unser Martyrologium soll einmal den Anforderungen genügen, welche der Mann der Wissenschaft an ein solches Werk stellen kann, und dürfte es selbst für die Zukunft als Quellenwerk dienen, was Vollständigkeit in Aufzählung der Heiligen und Genauigkeit der Angaben und Daten betrifft." Um jedoch dieses Ziel zu erreichen, wäre wenigstens eine kritische Ueberschau über die Natur der Quellen vonnöthen, zumal es sich doch in diesen Lebensabrissen sehr oft um entlegene Zeiten und um außergewöhnliche Erscheinungen handelt. Wünschenswerther wäre es freilich gewesen, wenn nach jeder Notiz die Quelle selbst kurz angegeben wäre, was nicht viel Raum erfordert hätte, wenn ausführliche und genaue Titel in der Vorrede angeführt worden. Was jetzt noch zu thun und was vielleicht auch schon beabsichtigt, wäre, eine orientirende Vorrede mit dem Titel nachzuliefern.

Das ganze Werk soll in circa 20 Heften vollständig sein. Die bisherigen zwölf Hefte führen das Martyrologium bis zum 4. August.

Die Sprache und ganze Darstellungsweise ist von einer edlen Einfachheit, wie es besonders dem erbaulichen Zweck des Buches angemessen ist. Referent wünschte freilich bisweilen etwas bestimmtere Angaben über die einzelnen Personen, einen charakteristischen Zug oder dgl., aber meistens wird wegen Mangels an Quellen diesem Wunsche nicht zu entsprechen gewesen sein. Auch will es den außerösterreichischen Leser wohl bedünken, daß der Herausgeber wohlgethan, sich mit Ordensgenossen Norddeutschlands behufs etwaigen Materials in Verbindung zu setzen, wie es auch im allgemeinen wohl wünschenswerth gewesen wäre, sich nicht auf gedruckte Quellen, d. h. vergangene Jahrhunderte zu beschränken, da auch die jüngere Zeit ihre schönen Blüten der Heiligkeit auf den verschiedenen Ordenszweigen getrieben hat. Leider wird es mit der Erfüllung solcher Wünsche bei dieser ersten Ausgabe wohl schlecht angehen. Liegt das Werk aber einmal fertig vor, so dürfte es unserer Ansicht nach für den Herausgeber ein Leichtes sein, von seinen Ordensbrüdern in den verschiedenen Provinzen Deutschlands Ergänzungen nach jeder Richtung zu erlangen. Je vollständiger, d. h. je allseitig näher der Inhalt den verschiedenen Lesern gebracht wird, um so reichlicher wird das Buch seinen ersten Zweck, die Erbauung, erzielen.

Schon jetzt bemächtigt sich des Geistes ein gewaltiges Staunen, wenn er die Zahl und Verschiedenheit jener heiligmäßigen Männer und Frauen betrachtet, die in den Fußstapfen des großen Heiligen von Assisi dem Heiland in Armuth, Demuth und allen Tugenden gefolgt sind. Man stimmt dem Herausgeber vollständig bei, der das vorliegende Werk „einen geistigen Tempelbau nennt, dem die Portal-Ueberschrift gebührt: ‚Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen!'"

Wir empfehlen das Martyrologium recht eindringlich besonders den vielen tausend Mitgliedern des Dritten Ordens.

W. Kreiten S. J.

1. **Die katholischen Missionen.** Illustrirte Monatschrift. Freiburg, Herder. Monatlich ein Heft. Preis pro Jahr: *M.* 4.

2. **Die Alte und Neue Welt.** Illustrirtes Familienblatt. Einsiedeln, Benziger. Jährlich 12 Hefte à 50 *Pf.*

3. **Deutscher Hausschatz in Wort und Bild.** Regensburg, Pustet. Alle 20 Tage ein Heft à 40 *Pf.*

Wiederholt im Laufe der Jahre haben die „Stimmen" diese drei bedeutendsten illustrirten Unterhaltungsblätter des katholischen Deutschlands besprochen. Auch jetzt beim nahenden Jahreswechsel bringen wir dieselben in freundliche Erinnerung.

1. Die „Missionen" dienen der ernstern Erholung, die mehr in der Thatsächlichkeit wirklicher Verhältnisse als in den luftigeren Schöpfungen der Phantasie ihre Nahrung sucht. Wer nur den bescheidenen Titel und den niedrigen

Preis ins Auge faßt, könnte zur Meinung kommen, er habe es hier mit einer gewöhnlichen Sammlung von Berichten, einer mehr oder weniger trockenen, von mittelmäßigen Bildern unterbrochenen Aufzählung der Missionsarbeiten zu thun. Kein Schluß aber wäre irriger. Trotz des geringen Preises sind die „Missionen" in ihrer schönen, einfach-edlen Ausstattung so salonfähig, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, wie irgend eines der meistgelesenen illustrirten Unterhaltungsblätter der Gegenwart. Der Titel aber läßt auch nicht entfernt den Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Inhaltes ahnen. Der das Ganze beherrschende und belebende Grundgedanke ist Darstellung des Wirkens, der Kämpfe und Erfolge jener heldenmüthigen Naturen, die in Begeisterung für die höchsten christlichen Ideale der Menschheit dieselben zu verwirklichen streben und für dieses Ziel mit Darangabe aller äußeren Güter und Genüsse die ganze Kraft ihrer Persönlichkeit einsetzen. Diese Darstellung aber hebt sich ab von einem Hintergrunde voll prächtiger Landschaftsbilder, die, mit lebensvollen Sittenschilderungen verbunden, eine anschauliche Kenntniß von Land und Leuten vermitteln. Dazu kommen, sorgsam nach den besten alten und neuen Quellen bearbeitet, ausführliche geschichtliche Erörterungen über die betreffenden Völker und Gebiete von den Tagen des Alterthums an bis auf die Neuzeit. Endlich bringt jedes Heft eine große Zahl kürzerer Mittheilungen aus allen Fernen und allen Richtungen der Windrose. Eine beträchtliche Menge künstlerisch aufgefaßter und ausgeführter Bilder belebt den Text. Sollen wir Einzelheiten anführen, so müssen wir gestehen: Wahl macht Qual. Fast aufs Geratewohl herausgreifend, erwähnen wir aus dem Jahrgange 1888: Persien mit seinen Trümmerstätten und religiösen Spaltungen, den Himalaya mit seiner Pflanzenwelt und seinem Thierleben, den heutzutage so viel besprochenen Samoa-Archipel, Weihnachten am Congo, eine Sklavenjagd am Tanganjika, ja nicht zu vergessen den hl. Petrus Claver und Dom Bosco, deren Leben, mit den Leprosenanstalten in Palästina, Japan und auf Madagaskar zusammengenommen, allein schon einen ergreifenden Beweis dafür liefert, wie die katholische Kirche — und keine Gesellschaft, welchen Namen immer sie trägt, thut es ihr hierin gleich — an der Lösung der socialen Frage arbeitet. — Unter den Bildern aber weisen wir nur auf die sturmgepeitschte Küste von Tamatave hin, auf die gefährliche Durchfahrt durch die Korallenriffe, auf den Waldbrand nach der Löwenjagd, auf das architektonisch so bemerkenswerthe Oktogon der St.-Olafs-Kathedrale im nordischen Trondhjem und auf die Schahmoschee zu Ispahan, auf die Erinnerungsfeier der Schiiten an den Tod Hussseins und die verschiedenen Kindergruppen aus Dardscheling, Birma und Uranda. Niemand wird an diesen und vielen anderen Illustrationen vorübergehen, ohne sie aufmerksam zu betrachten, und mehr als einmal wird man gerne zu ihnen zurückkehren mit stets erneutem Genuß.

So bilden die „Missionen" nicht nur eine christlich erhebende, wahrhaft stärkende, sondern auch vom rein natürlichen Standpunkte aus reich belehrende und unterhaltende Lesung. Wie schon jetzt, so werden sie nach Jahren noch ihren Werth haben als Quellenwerk für den Historiker, der sich mit der geistigen und sittlichen Entwicklung jener fernen Stämme beschäftigt, welche eben

erst in den Kreis der Geschichte eintreten. Durch die planvoll, in regelmäßiger Fortsetzung zusammengestellten Mittheilungen aus allen Ländern, von den Polen bis zum Aequator, machen die „Missionen" unvermerkt ihre Leser vertraut mit dem Gebiete jener großartigen überseeischen Unternehmungen, die heutzutage Regierungen und Völker in Bewegung setzen — auch in dieser Beziehung so überaus zeitgemäß für unser wanderlustiges, weltumfassendes Jahrhundert. — Je zwei Heften ist eine Beilage für die Jugend angeschlossen, die, inhaltlich der Richtung des Hauptblattes entsprechend, in leichter, anmuthiger Erzählung der Kinderwelt sich anpaßt.

2. Die „Alte und Neue Welt" stellt auf der letzten Umschlagseite des Octoberheftes, mit welchem der Jahrgang schließt, die Summe dessen zusammen, was sämmtliche zwölf Monatslieferungen von October 1887 bis October 1888 gebracht haben. Diese Aufzählung, so kurz sie ist, läßt ein gewisses gehobenes Selbstbewußtsein durchschimmern über die Größe des Geleisteten; niemand aber wird dieses Gefühl als unberechtigt tadeln können. Die Menge des gebotenen Unterhaltungsstoffes ist eine ganz bedeutende; der Menge aber steht die Mannigfaltigkeit und innere Güte des Gebotenen nicht nach.

36 größere und kleinere Gedichte, 25 Erzählungen von größerem und geringerem Umfange, Romane und Novellen, 18 gedrängte Beschreibungen des Lebens und Wirkens hervorragender Männer der Vergangenheit und der Gegenwart, 12 culturhistorische Abhandlungen, verschiedene Darstellungen aus der Staats- und Kirchengeschichte, nicht wenige Schilderungen aus der Natur und aus der Kunstwelt bilden den Hauptinhalt des Jahrganges. Sehr glücklich wird jedes Heft mit einer Beigabe geschlossen, die in bündigen Gruppen die Hauptbegebenheiten des verflossenen Monats, wie sie auf den verschiedensten Gebieten sich ereignet haben, an dem Geiste des Lesers vorüberführt.

Alle diese Darstellungen in gebundener wie ungebundener Rede sind von einem Bilderschmuck durchzogen, der in Fülle und Schönheit dem Texte durchaus ebenbürtig ist.

Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Von dieser Zeitschrift können wir wohl sagen, sie bringt so vieles, daß nicht bloß mancher, sondern jeder etwas erhält, wie mannigfach auch die Geschmacksrichtungen auseinander gehen. Denn ist im ganzen, wie es sich geziemt, der gediegenern Unterhaltung das Hauptfeld eingeräumt, so findet, wie nicht minder billig, auch der Scherz und die heitere Laune einen weitherzig zugemessenen Tummelplatz.

Blindes Lob ist kein wahres Lob, und niemandem ist damit gedient. Daß einzelnes vollkommener sein könnte, versteht sich wie bei allen menschlichen Dingen von selbst. Dieser oder jener Erzählung hätten wir eine packendere Frische der Darstellung gewünscht, der eine oder andere Charakter wäre durch schärfere Individualisirung interessanter geworden. Druckfehler hätten wir, besonders in Eigennamen und wichtigeren Wörtern, gerne vollständig vermieden gesehen. Die Illustration zu Eichendorffs „O Thäler weit, o Höhen!" entspricht zu wenig dem prächtigen Texte. Gediegene Musik zu Liedern neuerer, besonders katholischer Dichter wäre sicher eine manchem willkommene Gabe; doch würden dazu die gebräuchlicheren Tonarten zu empfehlen sein.

Haben wir unseren Ausstellungen hiermit unverhohlen Ausdruck gegeben, so können wir desto freier unser Gesammturtheil aussprechen. Die Alte und Neue Welt verdient reich das ihr von vielen Seiten gespendete Lob. Erlesene Frucht bringt sie in künstlerisch schmucken Schalen. Der vielverheißende Name ist bei ihr kein eitles Prunkschild. Alte und neue Zeiten, alle Welttheile durchforscht sie, mit prüfendem Fleiße sammelnd, was Geist und Herz erfreuen kann. Wie aber der besprochene Jahrgang im Vergleich zu früheren einen wahren Fortschritt erkennen läßt, so strebt der neubegonnene seinen Vorgänger noch zu übertreffen.

3. In gleicher Weise empfehlen wir den Regensburger „Deutschen Hausschatz". Eine wahre Schatzkammer, bringt auch er, auf die verschiedensten Wünsche seiner Leser von vornherein bedacht, eine Fülle des unterhaltendsten Stoffes. Welche Hausfrau würde nicht gern einen Blick thun in die Grazer Hofküche vom Ende des 16., oder in eine Londoner Haushaltung vom Ende des 19. Jahrhunderts? Welcher Weidmann könnte gleichgiltig bleiben bei der Frage, ob der edle Hirsch sich zum Zugthier erniedrigen lasse? Wären aber darob seine Gemüthsseiten aus der Stimmung gekommen, so wende er sich schnell dem galoppirenden Jagdphotographen und seinem großaugigen Gehilfen zu, und der schönste Einklang wird hergestellt sein. Die Liebhaber der Wellenbewohner werden sich bei der Beschreibung eines Lachsfanges in Luxemburg erstaunt fragen, ob denn die Fischer des vielumworbenen Ländchens bei Coopers Ansiedlern in die Lehre gegangen. Der Seemann prüft die Verhältnisse des chinesischen Torpedobootes, der Landkrieger die Revolverkanonen der preußischen Gardehusaren und den österreichischen Feldtelegraph. Doch genug der Einzelheiten. Formvollendet drängen sich in Bild und Wort hübsche Gedichte, spannende Erzählungen, lebensvolle Schilderungen aus Nord und Süd.

Wünschen möchte man bisweilen tiefern Inhalt. Das Gold hat nicht überall das entsprechende Karat. Aeußerlich hervorragende Artikel sollten auch durch innere Bedeutsamkeit hervorragen. Was vor nicht langer Zeit ein angesehener Redner bei der Jubelfeier eines katholischen Casinos betonte, daß auf das wahrhaft Geistige stets ein Hauptaugenmerk gerichtet werden müsse, auf die hohen, edlen Güter des Christenthums und des Vaterlandes, damit man nicht zu schaler Gemüthlichkeit herabsinke, das gilt auch in entsprechendem Verhältnisse von unseren katholischen Unterhaltungsblättern, die ja auf derselben Grundlage ruhen und in ihrem Wesen verwandt sind mit jenen geselligen Vereinen. Wir wollen damit der bloßen Erzählung, auch wenn sie gerade durch keine tiefere Idee getragen wird, gewiß nicht die Berechtigung absprechen; nur sollte sie keine bevorzugte Stellung einnehmen. Mit dem Abschluß des besprochenen Jahrganges ist der bisherige Redacteur von der Leitung des Blattes zurückgetreten. Es gebührt ihm dankbare Anerkennung für die Verdienste, die er sich so viele Jahre hindurch um die Leitung des „Hausschatz" erworben. Nicht minder anerkennen aber muß man die Tüchtigkeit seines Nachfolgers. Gleich die ersten Hefte des neu eröffneten Jahrganges beweisen, daß die nicht geringen Erwartungen, die sich an den Namen H. Keiter knüpften, keine Täuschung sein werden. Ein frischer Hauch durchzieht unver-

kennbar sowohl „Wort als Bild“; den Platz des endlich beseitigten „Gesundheitsrathes“ hat eine nützlichere allgemeine „Rundschau“ eingenommen; die bei manchen beliebte Wochenausgabe ist neben der Heftausgabe wieder eingeführt. So wird der verdienstvolle Kritiker und Kenner der katholischen Schriftstellerwelt gewiß den ihm anvertrauten literarischen Hausschatz zu neuem Glanze führen.

Indem wir die „Alte und Neue Welt“ und den „Deutschen Hausschatz“ denjenigen empfehlen, die diese Art der Unterhaltung bevorzugen, machen wir auf etwas aufmerksam, was an und für sich durchaus gerechtfertigt ist, durch die einmal bestehenden Verhältnisse aber Anlaß zur Furcht bieten kann. Dem regen, alle Anerkennung verdienenden Drange, für das Gute thätig zu sein, entspringen naturgemäß oft neu auftauchende Gründungen derselben Gattung, ohne daß dem unbefangenen Urtheile ein wirkliches Bedürfniß dafür erkennbar wäre. Die Theilnahme nun, die den neuen Unternehmungen sich zuwendet, wird natürlicherweise meistens den schon bestehenden älteren entzogen. So entsteht leicht eine Zersplitterung der Kräfte; Zersplitterung aber ist Schwächung, aus der Schwächung folgt dann wieder Mißachtung, so daß alles schließlich gefährdet werden kann. Das wäre aber sehr zu beklagen; denn die Sache ist überaus wichtig. Von einem höhern und strengern Standpunkte aus mag man der überwuchernden Belletristik und der Zeit, die ihre Freude daran hat, gram sein. Aber die Thatsachen sind nicht zu ändern, und auf diesem Gebiete so gut wie auf den anderen müssen die Katholiken thatkräftig eingreifen. Denn eben diese der leichtern Unterhaltung dienenden Geisteserzeugnisse bilden einen nicht unwesentlichen Theil des Schlachtfeldes, auf welchem der Kampf zwischen Wahrheit und Irrthum, Gottesglaube und Gotteslängnung, christlicher Sitte und heidnischer Unsitte ausgefochten wird. Fortwährend verbreitet man in Romanen und Novellen, sei es in längerer Entwicklung, sei es in hingeworfenen Bemerkungen, bald offen, bald verdeckt Grundsätze, die mit der katholischen Lehre in grellem Widerspruche stehen. Wie vielfach werden da die Gebräuche unserer heiligen Kirche zu wahren Zerrbildern verunstaltet, wie ausdauernd die alten Geschichtslügen in immer neuem Aufputze wieder vorgeführt, wie unverdrossen die der katholischen Kirche feindlichen Elemente in das schönste Licht gestellt und als preiswürdig gerühmt! Auch die besten akatholischen Blätter bleiben nicht frei davon, weil eben die großartige Unkenntniß des katholischen Wesens sich kaum vermindert. Darum sollten doch die katholischen Familien, die stets noch ihre Gunst religionsfremden Blättern schenken, endlich entschlossen dem sich zuwenden, was auf eigenem Boden gewachsen ist. Mag immerhin ein einzelnes aus jener Menge durch größern Pomp sich empfehlen — das von uns besprochene Paar steht an äußerer Ausstattung den meisten gleich, überragt aber alle durch den innern sittlichen Kern. Schriftsteller und Künstler, die in den weitesten Kreisen Anerkennung genießen, sind bei beiden Mitarbeiter. In beiden finden die Personen, Orte, Ereignisse, die jedem katholischen Herzen theuer sind, liebevolles Verständniß und künstlerische Darstellung. Nirgends drängt sich dabei das Religiöse in lästiger Aufdringlichkeit hervor; beide bringen wie in einem reich wechselnden Kaleidoskop ihren Lesern alles, was es an er-

greifenden Gegensätzen, sowie an schöner Kraft und heiterer Frische nur gibt in den Höhen und Tiefen der Außenwelt und des Menschenlebens; was aber heilig ist, gilt ihnen auch als heilig.

Möge das beginnende Jahr den drei besprochenen Unterhaltungsschriften die alten Freunde bewahren und neue dazu gewinnen. Von allen dreien ist ein vollständiger Jahrgang in dem schmucken Einbande, den die Verlagshandlungen dafür haben anfertigen lassen, ein schönes und passendes Festgeschenk.

R. van Acken S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Rituale Romanum Pauli V. Pontificis Maximi jussu editum et a Benedicto XIV. auctum et castigatum, cui novissima accedit benedictionum et instructionum appendix. Editio prima post typicam. X et 402 et 252 p. 12°. Ratisbonae, Pustet, 1888. Preis: *M.* 4.

Wiederum eine mustergiltige Leistung aus dem Pustet'schen liturgischen Verlag. In gewohnter Weise verbindet sich vollständige Zuverlässigkeit des Textes mit sehr leserlichem Druck und einer nicht nur gefälligen, sondern auch künstlerisch tadellosen Ausstattung. Der ausgedehnte Anhang enthält „in usum et commoditatem missionariorum apostolicorum aliorumque sacerdotum" Segnungen für die verschiedensten Anlässe, denen der Apostolische Stuhl seine Bewilligung ertheilt hat. Aus denselben ersieht man, wie die Kirche mit ihren Gebeten und Segnungen in der That auch das ganze irdische Leben des Christen mit all seinen Beschäftigungen, Bedürfnissen und Nöthen in eine höhere Atmosphäre zu heben, es zu durchgeistigen und zu heiligen fortwährend bemüht ist. Auch die Fortschritte der modernen Zeit entgehen dabei dem sorgsamen Mutterauge der Kirche nicht. Zu der Einsegnung einer neuen Eisenbahn und der eines Telegraphen kommt nun auch unter den Benedictiones novissimae z. B. die Benedictio machinae ad excitandam lucem electricam. Aus den übrigen Segnungen seien hier noch erwähnt die der Früchte und verschiedener anderer Lebensmittel, die eines Bienenstandes, der Lastthiere, der Seidenraupen, die eines Kalkofens, einer Schmelze, einer Stampfmühle u. s. w. Durch alle diese Segnungen mit den herrlichen und kräftigen Kirchengebeten wird es dem Priester ermöglicht, nicht nur reichen Gnadensegen auf die Gemeinde herabzuziehen, sondern auch in derselben das Glaubensleben zu stärken und zu vermehren.

Lectionarium. Die Lectionen, Episteln und Evangelien des römischen Meßbuches, übersetzt von Dr. Jakob Ecker, Professor der alttestamentlichen Exegese und der hebräischen Sprache am bischöfl. Priesterseminar zu Trier. Mit Approbation der geistlichen Obrigkeit. 554 S. Lex.-8°. Trier, Paulinusdruckerei, 1888. Preis: *M.* 6.60.

Unser deutsches Volk hört den Text der heiligen Evangelien und Episteln in so verschiedener Form und Uebersetzung, wie es in keinem andern Lande geschieht. Anders-

wo hat man durchgängig Einen recipirten Text der Heiligen Schriften; nur der ist dem Volke bekannt, nur den hört es in der biblischen Geschichte, im Katechismus und in den Perikopen der sonn- und festtäglichen Andachten. In Deutschland hingegen ist man versucht, die Zahl der verschiedenen Uebersetzungen nicht nach Diöcesen, sondern eher nach Pfarreien zu zählen. Ein einheitlicher Text wäre sehr zu wünschen. Derselbe kann nur durch Uebereinkommen der Bischöfe erreicht werden; seine Schwierigkeit findet er freilich an dem Mangelhaften so vieler Uebersetzungen. Als eine getreue, ungekünstelte, edle und doch gemeinverständliche Uebersetzung dürfte sich die vorliegende empfehlen. Wir möchten wünschen, daß sie sich allgemein einbürgerte, und daß auch nach ihr die Stücke der biblischen Geschichte zum Schulgebrauch gegeben würden. Zwar ist das Werk zunächst als „Lesebuch für die Kanzel" bestimmt; doch dieser nächste Zweck schließt den weitern nicht aus. Ist ja auch der Verfasser schon über ersteren hinausgegangen. Das bezeugt die reichhaltige Aufnahme der Perikopen, da hier nicht bloß die eigentlichen Feiertage berücksichtigt werden, sondern alle die Tage und Feste des Meßbuches, welche eine eigene Epistel oder ein eigenes Evangelium aufweisen. Die prächtige Ausstattung entspricht in würdiger Weise dem Inhalte und der Bestimmung des Buches.

Kirchengeschichte oder **Geschichte des Reiches Gottes** von Erschaffung der Welt bis auf unsere Tage. Für die katholische Familie bearbeitet von Dr. Hermann Rolfus. Approbirt und empfohlen vom hochw. Herrn Erzbischof von Freiburg, vom hochw. fürsterzbischöfl. Ordinariat Salzburg und von den hochw. bischöfl. Ordinariaten Rottenburg, Augsburg, Speier, St. Gallen, Chur und Sitten. Mit dem Bildnisse Leo's XIII. in Farbendruck, Familien-Chronik und 200 Holzschnitten. Dritte, vermehrte Ausgabe. Mit einer Uebersicht über die hierarchische Gliederung der römisch-katholischen Kirche und einem Verzeichniß der Päpste vom hl. Petrus bis auf unsere Tage. XXVIII u. 1118 S. Lex.-8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 8; elegant gebunden in Leinwand mit Lederrücken, reicher Goldpressung und Carminschnitt *M.* 10.

Die „Kirchengeschichte" des um die katholische Volks- und Jugendliteratur hochverdienten Dr. Rolfus ist ein Familienbuch im besten Sinne des Wortes. Inhalt, Darstellung und Ausstattung, alles vereinigt sich, um dieses Buch zu einem wahren Schatze für eine jede katholische Familie zu machen. Ueber den Inhalt gibt der ausführliche Titel ausreichend Rechenschaft. Es braucht hier wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, wie gerade in unserer Zeit des Unglaubens die Kenntniß der Geschicke unserer heiligen Kirche auch für das katholische Volk von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Gerade aus dem Gebiete der Kirchengeschichte holen ja die Gegner unseres heiligen Glaubens auch in ihrer Einwirkung auf das Volk mit Vorliebe ihre Waffen. Zudem muß das Walten Gottes in seiner Kirche, wie es in ihrer wunderbaren Ausbreitung, in ihren Kämpfen und Siegen und insbesondere in ihren herrlichen Früchten und Segnungen allüberall zu Tage tritt, jedes gläubige Herz mit Bewunderung und inniger Liebe zur Braut Christi auf Erden erfüllen. — Dem Werke steht ein reicher Bilderschmuck zur Seite. Trotz der Erweiterung des Textes in dieser neuen Auflage ist der gewiß nicht zu hohe Preis des Buches noch ermäßigt worden.

Gründliche und leichtfaßliche Erklärung des katholischen Katechismus als Hilfsbuch zum katechetischen Unterrichte in der Schule und in der Kirche und als Lesebuch für christliche Familien. Von Joseph Deharbe S. J. Drei Bände. Fünfte, revidirte Auflage. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Paderborn. Paderborn und Münster, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 9.20.

Die neue Auflage dieses weitverbreiteten und allbeliebten Handbuches braucht kaum noch empfohlen zu werden. Das Werk zeichnet sich aus durch Reichhaltigkeit, Gründlichkeit, Correctheit des Stoffes und durch Wärme des katechetischen Vortrages. Den Herren Geistlichen wird es ein vortreffliches Hilfsmittel sein nicht allein für den katechetischen Unterricht, sondern auch für Predigten. Außerdem kann es gebildeten Laien zum Selbstunterricht in der Religion, Convertiten zur gründlichen Kenntnißnahme der katholischen Wahrheiten nicht genug empfohlen werden. Auch in den Händen unserer getrennten Glaubensbrüder könnte das Buch großen Nutzen stiften. Mit großer Klarheit sind viele Controverspunkte auseinandergesetzt, und zwar nicht mit polternder Polemik, sondern mit schonender Milde und Liebe. Wenn die Andersgläubigen solche Bücher läsen, dann würden manche Vorurtheile über katholische Lehre und kirchliche Gebräuche verschwinden, wie Nebel vor der aufgehenden Sonne. — Die gegenwärtige Auflage ist sorgfältig revidirt und theilweise verbessert.

S. Alphonsi M. de Liguori, Ep., Conf. et Eccl. D. liber de Caeremoniis Missae ex italico idiomate latine redditus, opportunis notis ac novissimis S. R. C. decretis illustratus, necnon appendicibus auctus, opera G. Schober, Congreg. SS. Redemptoris sacerdotis. Editio altera emendata et aucta. XXXVI et 368 p. 8°. Ratisbonae, Pustet, 1888. Preis: *M.* 2.60.

Bekanntlich lag dem hl. Alfons kaum etwas so sehr am Herzen, als die würdevolle Feier der heiligen Messe. Das bewog ihn, außer seinen vielen anderen Arbeiten auch eine genaue und faßliche Darstellung der Meßrubriken zu verfassen und dadurch den Priestern die sorgfältige Beobachtung derselben und die angemessene Feier der heiligen Geheimnisse zu erleichtern. Das Buch hat, besonders in seinen Uebersetzungen, bis in unsere Zeit eine sehr große Verbreitung gefunden, und es ist dem Priester recht zu dem Zweck anzuempfehlen, um sich in der genauen Beobachtung der kirchlichen Vorschriften von Zeit zu Zeit wieder zu erneuern. Was die vorliegende Ausgabe um so werthvoller macht, ist theilweise auf dem Titel des Buches schon angeführt: es sind die einschlägigen Entscheidungen der heiligen Rituscongregation unter dem Text in Anmerkungen beigegeben; diese bestätigen oder modificiren die Ausführungen des heiligen Lehrers. Außerdem hat der jetzige Herausgeber in mehreren Anhängen recht erschöpfend die Fragen über verschiedene Arten von Messen behandelt, besonders die Fragen über Votiv- und Seelenmessen; die rituellen Vorschriften und Entscheidungen sind neben den Ansichten der bewährtesten Liturgiker sehr ausgiebig verwerthet und nach der Gardellini'schen Sammlung citirt.

Geistlicher Krankentrost oder zwölf trostreiche Gespräche zwischen dem gekreuzigten Heilande Jesu Christo und einem kranken Menschen. Von einem Seelsorger. Dreizehnte Auflage. IV u. 74 S. kl. 8°. Donauwörth, Veith, 1888. Preis: 75 *Pf.*

Im allgemeinen können wir diese Krankengespräche nur aufs wärmste empfehlen; so viel Gutes und Trostreiches, so viel Anleitung zu den verschiedensten, solidesten

Tugendacten und zur Mehrung des übernatürlichen Verdienstes bieten sie dem Kranken, und beim Krankendienst geben sie Anleitung zu dem gediegensten geistlichen Zuspruch. Bei einer neuen Durchsicht des Büchleins würden wir jedoch wünschen, daß einige weniger zusagende Ausdrücke und besonders die so oft wiederkehrende Anrede „mein Mensch" durch gefälligere ersetzt würden.

Der Kapuziner mit dem Christkindlein. Ein Lebensbild, allen Verehrern des Jesukindes gewidmet von P. Bartholomäus Wasserer, Kapuziner der nordtirolischen Provinz. Mit zwei Bildern in Lichtdruck. Mit Erlaubniß der Obern. VIII u. 216 S. 16°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Ein frommes Büchlein für die Weihnachtszeit. Zwar handelt dasselbe nicht so sehr von der Verehrung, als vielmehr von einem frommen Verehrer des Jesukindleins. Es ist das Lebensbild des im Rufe der Heiligkeit verstorbenen P. Chrysostomus, aus dem Geschlecht der Grafen Schenk von Castell, eines Kapuzinerpaters aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die wahrhaft kindliche und naive Einfalt, in deren Gewand die Heiligkeit des Mannes auftritt, erinnert recht an den großen heiligen Patriarchen des Ordens, dem er angehörte; man möchte sich bei manchen Lebensscenen mitten in das Leben des hl. Franziskus selbst versetzt glauben. Darum aber gehört auch ein Stück kindlicher Einfalt und Frömmigkeit beim Lesen dazu, um manche Einzelheiten des vorliegenden Lebensbildes nach ihrem wahren Werthe würdigen zu können.

Die Königin des heiligen Rosenkranzes. Von Edmund Behringer. 98 S. 12°. Kempten, Kösel, 1888. Preis: geheftet *M.* 1.20; eleg. geb. *M.* 2.

Von den Tagen, da Unsere Liebe Frau selbst das Magnificat gesungen, ist ihr Lob und Preis zugleich mit dem ihres Himmelskindes nie auf Erden verstummt. In den Zungen aller Völker, in den künstlichsten Formen der Poesie wie in den einfachsten volksthümlichsten Kindesweisen klingt es hin durch die Jahrhunderte. Marienminne ist einer der mächtigen Grundaccorde der christlichen Poesie. Die Formen mögen wechseln, aber der Strom dieses Liedes rauscht weiter. Es kann nicht versiegen, es kann nicht ersterben, auch wenn auf dem großen Weltmarkt wilde, wüste Bacchanten toben. Dann zieht es sich in die Stille und Einsamkeit zurück und hallt da weiter, bis die Tage der Prüfung vorüber sind und die Völker das Heiligste und Schönste wieder zu schätzen wissen. Einen lieblichen Beitrag zur stillen, frommen Madonnenpoesie unserer Tage liefert das vorliegende Büchlein. Der Sänger ist durch seine epischen Dichtungen „Die Apostel des Herrn" und „Das Felsenkreuz" bekannt. Er vereinigt zarte Innigkeit mit hohen, großen Gedanken, kühnen Bildern, mächtigem Schwung. Dazu bietet der Rosenkranz reichen Stoff und die schönsten Eingebungen. Ein Protestant könnte daran sehen, daß wir denn doch keine tibetanischen Lamas sind, welche an Gebetsschnüren immer dieselben Formeln heruntermurmeln. Die erhabensten Geheimnisse des Christenthums sind hier vereint, und zu jedem der zehn „Ave", die jeweilen einem Geheimniß gewidmet sind, sprudelt der Stoff der Betrachtung in unerschöpflicher Fülle. Die Mühewaltung des Dichters kann da fast nur die schöne Form betreffen: die Fassung der reichlich gebotenen Ideen in dem entsprechenden harmonischen Ausdruck, in Bild, Rhythmus und Melodie der Sprache. Behringer hat die aus der romanischen Kunstpoesie stammende Form der Stanze gewählt und aus jedem Ave Maria eine Stanze gestaltet, so jedoch, daß nicht jede in sich geschlossen ist, sondern

je zehn in vorwiegend epischer Weise ein ganzes Geheimniß umfangen. Auch dabei sind die „Geheimnisse" nicht ganz plastisch abgegrenzt. So spielt z. B. „Mariä Heimsuchung" noch in die folgende Dekade hinüber, und in dieser sind nur eigentlich zwei Stanzen der „Geburt Christi" gewidmet. Die erste Dekade des schmerzenreichen Rosenkranzes aber greift fast ganz in das öffentliche Leben Christi hinüber und langt erst in der letzten Strophe im Oelgarten an. Diese freiere Behandlung hat gewiß ihre Berechtigung: strengere Umrisse hätten indes die schöne Dichtung ebenso sehr gehoben wie eine noch strengere Handhabung von Ausdruck und Reim. Die Fiction, daß Maria auf ihrer Wanderung zu Elisabeth von Schakalen bedroht und von einem treuen Löwen beschützt worden sein soll, scheint uns eher etwa in eine Legende über die Flucht nach Aegypten, als hierher zu passen. Im ganzen schmiegen sich die Strophen indes wohlgebaut und wohlklingend dem von innigster Begeisterung getragenen Inhalte an. Das Marienlob kommt dem Dichter weihevoll aus tiefem Herzensgrunde und wird darum auch in anderer Herzen dieselben Gefühle der Liebe und Andacht wecken.

Susanna. Carmen Petri Esseiva Friburgensis Helvetii praemio aureo ornatum in certamine Hoeufftiano. Amstelodami, apud Jo. Mullerum, 1888.

In der Schweiz macht man noch lateinische Gedichte, in Holland hat man noch goldene Preismedaillen dafür: — es fehlt jetzt nur, daß man sie in Deutschland auch liest! Die früheren herrlichen Dichtungen des einstigen päpstlichen Beamten und jetzigen Freiburger Magistrats Pierre Esseiva (Urania, Ad iuvenem, Ad procum, Musa, Gaudia domestica, Lilia — mit Ausnahme einer einzigen zu Amsterdam preisgekrönt) wurden bereits an dieser Stelle ausführlich gewürdigt (XII, 458—567). Das vorliegende hat wieder den Amsterdamer Preis davongetragen. Es behandelt einen heiklen Stoff. Luthers Freund, Paul Rebhun, Lehrer zu Kahla, trug zwar kein Bedenken, ihn dramatisch zu behandeln: „Ein Geistlich spiel von der Gotfürchtigen und keuschen Frawen Susannen, gantz lustig und furchtbarlich zu lesen." Es wurde 1535 von den Bürgern zu Kahla aufgeführt, und da es das erste biblische Drama mit Chören war, so ist viel darüber geschrieben worden. Es ist indes hampelmännisch, langweilig und platt genug. Zur dramatischen Behandlung eignet sich der Gegenstand überhaupt nicht. Die beiden Alten müssen auf der Bühne nothwendig komisch wirken, während der Schluß ernst und tragisch ist. Die epische Darstellung dagegen vermag diesen Zwiespalt zu beseitigen, und das hat der neulateinische Dichter mit dem feinsten künstlerischen Tacte gethan. Ueber das Attentat der beiden Greise auf Susanna geht er in wenig Worten hinweg:

Accedunt, tentantque fidem mortemque minantur,
Ni velit incesto foedus temerare maritum.

Nach kurzer Expositio drängt sich die ganze Erzählung in die eine Scene zusammen, wo Susanna von den Greisen verklagt wird, in ihrer Hilflosigkeit zu Gott ihre Zuflucht nimmt und durch Daniel Rettung findet. Erst in ihrer Vertheidigung erzählt Susanna selbst näher den Hergang, aber mit jener Zartheit, welche den Sieg der Keuschheit bezeichnet, ohne auch nur in einem Zug das Feingefühl dieser Tugend zu verletzen. Prachtvoll aber ist vor allem das Dankgebet Susanna's am Schluß, worin die schönsten Bilder und Empfindungen der Psalmen das eherne Gepräge altlateinischer Diction gewinnen:

Arx Deus et tutela suis fidissima noster,
Et validus populo rebus defensor in arctis etc.

Der Johanniter-Orden. In Verbindung damit die Belagerung von Wien und die Schlacht von Lepanto. Aus dem Englischen der Verfasserin der Geschichte der hl. Katharina von Siena u. a., Augusta Theodosia Drane. Autorisirte Uebersetzung. XI u. 360 S. kl. 8°. Aachen, Jacobi & Co., 1888. Preis: *M.* 2.40.

Die vorliegende Schrift erhebt nicht den Anspruch, durch neue Forschungsresultate die Geschichte des Johanniterordens zu bereichern. Sie lehnt sich vielmehr an andere Geschichtswerke an, und es wird darüber in der Vorrede gewissenhaft Bericht erstattet. Ein besonderer Werth des Buches liegt in der Darstellung. Die Verfasserin, die englische Dominikanerin Augusta Theodosia Drane, ist auch in Deutschland durch das Leben der hl. Katharina von Siena (vgl. diese Blätter Bd. XXXIV, S. 581 ff.) bereits als Meisterin der Darstellung rühmlich bekannt geworden. Aber auch der Gegenstand selbst ist wohl geeignet, ein allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen. Es reihen sich da vorzugsweise die herrlichsten und erhebendsten Kriegsbilder aneinander, die bis in die kleinen Einzelzüge anschaulich ausgemalt sind. Das Erhebende liegt in der reinen, von dem lebendigsten Glauben getragenen Begeisterung, von welcher die Ordensritter beseelt waren und aus welcher sie einen so staunenswerthen Heldenmuth schöpften. Höchst wohlthuend ist sodann für jedes katholische Herz das Hervortreten der hohen Verdienste des Papstthums um die Zurückdrängung des Mohammedanismus. Die deutsche Uebersetzung liest sich durchweg leicht und angenehm; doch stören die nicht seltenen Druckfehler. Regelmäßig liest man im Buche Tartaren statt Tataren. S. 35 muß für Generalconcil von Wien — allgemeines Concil von Vienne gesetzt werden.

Geschichte des Fürstlichen Benediktinerstiftes U. L. Fr. zu Einsiedeln unter Abt Johannes I. von Schwanden. 1298—1327. Mit besonderer Berücksichtigung des Schwyzerisch-Einsiedeln'schen Marchenstreites (1114 bis 1350). Mit urkundlichen und artistischen Beilagen. Von P. Odilo Ringholz O. S. B. 297 S. 8°. Einsiedeln, Benziger, 1888. Preis: *M.* 4.

Eine verdienstvolle, mit echtem Benediktinerfleiße ausgearbeitete specialgeschichtliche Monographie, von speciellster Bedeutung natürlich für die Geschichte des Stiftes Einsiedeln, dann für jene des Kantons Schwyz und der Schweiz überhaupt. Ein weiteres Interesse gewinnt sie aber durch die Zeit, von welcher sie die eingehendste Kunde gibt: die Zeit nämlich, in welche Gilg Tschudi und die ihm folgenden Historiker den Wilhelm Tell und den Bund auf dem Rütli verlegen. Die Tellsfrage wird darin allerdings nicht näher erörtert, aber es ist interessant genug, die Verhältnisse und Geschicke eines Klosters genauer kennen zu lernen, das nur ein paar Stunden weit von dem Schauplatze jener vielgefeierten und vielbestrittenen Begebenheiten lag. Abt Johannes I., aus dem burgundischen Geschlecht derer von Schwanden, wurde am 1. April 1299 von König Albrecht zu Konstanz mit der Reichsfürstenwürde bekleidet, und nicht unglaublich ist der Bericht Albrechts von Bonstetten, daß der Königsmörder Johannes Parricida nach seiner blutigen That reuig und bußbereit zu ihm geflohen sei. Der Convent zählte um diese Zeit nur sechs Priester, einen Diakon, vier Subdiakonen und einen einfachen Frater oder Novizen, also nur zwölf Mitglieder. Unter ihnen hebt der Verfasser den Senior Konrad von Buwenburg hervor, nach K. Bartsch u. a. identisch mit dem Minnesänger von Buwenburg, von welchem die sogenannte Manessische (Pariser) Liederhandschrift sechs Minnelieder enthält. Die artistische Beilage

bringt deshalb ein Blatt aus derselben, welches von Dr. H. Herzog, K. Bartsch u. a. als eine Darstellung aus dem sogen. Marchenstreit gedeutet wird. Außer den Conventualen gehörten aber zum Stifte eine Anzahl Kapläne, Hilfspriester ꝛc., weltliche Amtleute, unter welchen „Rudolf von Radegg, der Schulmeister", als literarischer Vertreter des Klosters, Gelehrter und Dichter hervorragt. Das Territorium, welches das Kloster unmittelbar in seiner Nähe, „im finstern Walde", 1010 durch Kaiser Heinrich II., den Heiligen, erhielt, schätzt der Verfasser auf 221,3 qkm, etwa 4 geographische Quadratmeilen. „Eine rechte That der Cultur," urtheilt über diese Schenkung H. Breßlau, „daß Kloster Einsiedeln das große, bisher noch zu niemandes Nutzen gewesene Waldrevier von der Sihl her bis nach Rotenfluh geschenkt erhielt. Wie hat sich in den Händen dieser Mönche diese Wildniß in eine Stätte vielfachsten Lebens verwandelt!" Gottesdienst, Wallfahrt, Kirchenbau und Kirchenausstattung, die seelsorgerliche Bedeutung des Klosters durch Gründung, Besetzung und Verwaltung von Pfarreien, Bauten, Schenkungen, Lehensverhältnisse, Güterverwaltung — die gesammte Wirksamkeit von Abt und Convent wird im ersten Theil (S. 5—70) eingehend geschildert. Im zweiten Theil (S. 71—142) folgen dann die äußeren Störungen und besonders der sogen. Marchenstreit. Der letztere schreibt sich daher, daß die südlichen und westlichen Nachbarn des Klosters, die Landleute von Schwyz, als freie Männer zu einer Markgenossenschaft verbunden, mit dem Reiche durch Gauverfassung verknüpft, bei steigender Bevölkerungszahl und Macht Besitz und Weidebetrieb über die Grenzen (Marchen) hinaus auszudehnen versuchten, welche kaiserliche Munificenz dem Besitze des Klosters gezogen hatte. Klagen über solche ungesetzliche Eingriffe der Schwyzer tauchen schon 1114 auf, erneuern sich um 1142 (wahrscheinlich auf Veranlassung des Arnold von Brescia, der 1140—1143 in Zürich lehrte), dann wieder um 1217, zur Zeit des Grafen Rudolf des Alten von Habsburg. Der Streit entwickelte sich nun zum eigentlichen Kriege 1213—1233, später glomm er wieder in kleineren Dimensionen weiter. Für die Zeit des Königs Rudolf (1273—1291) fehlen darüber sichere Nachrichten. Unter Albrecht (1298—1308) ruhte der Hader, brach aber nach dessen Ermordung heftiger denn je los und erlangte seinen Höhepunkt an Epiphanie 1314, d. h. in der Nacht vom 6./7. Januar. In dieser Nacht überrumpelten die Schwyzer das Kloster, während der Abt in dem Schlosse Pfäffikon weilte, plünderten die Kirche, entweihten die Altäre und schändeten sogar die heiligen Hostien, verwüsteten in rohem Vandalismus das ganze Gotteshaus, nahmen sämmtliche anwesenden Mönche und alle übrigen Klosterbewohner gefangen und schleppten sie nebst aller fahrbaren Habe hinüber nach Schwyz. Die ausführliche Schilderung dieses sacrilegischen Plünderzuges beruht auf zwei Berichten, einem Gedichte Rudolfs von Radegg, der selbst die Schreckensnacht miterlebte und elf Wochen Gefangener in Schwyz war, und einer Bulle Johanns XXII. vom 17. November 1318. Gegen Kothing weist der Verfasser mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nach (S. 179—183), daß der Ueberfall von der Landsgemeinde ausging und von Wernher Stauffacher, dem damaligen Landammann (1313 und 1314), geleitet wurde. Der Bischof von Konstanz belegte die Schwyzer für ihren Raubzug mit Excommunication und Interdict, und Friedrich von Oesterreich fügte die Reichsacht hinzu. Der Marchenstreit aber fand erst 1351 seine volle Erledigung. — Ein dritter Theil zeichnet die Thätigkeit einzelner Conventualen außerhalb des Stiftes. Einer aus ihrer Mitte, Hermann von Arbon, ward Abt zu Pfäfers (1330—1361), ein zweiter, Hermann von Bonstetten, Abt zu St. Gallen (1333 bis 1360), ein dritter, Thüring von Attinghausen, Abt von Disentis (1333—1353). Eine Sammlung von 28 Urkunden ergänzt die quellenmäßige Darstellung, und eine gute Karte vergegenwärtigt den Schauplatz der darin erzählten Begebenheiten.

Straßburg vor hundert Jahren. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Hermann Ludwig. 348 S. gr. 8°. Stuttgart, Frommann, 1888. Preis: *M.* 5.

Sei es, daß man die Lage und Natur der Stadt Straßburg, sei es, daß man den gewählten Zeitpunkt unmittelbar vor der Revolution betrachtet, man muß gestehen, daß es eine höchst verlockende Aufgabe für einen Culturhistoriker war, die eigenthümlichen Zustände einer solchen Zwitterstadt am Vorabend einer so einschneidenden Zeitenwende zum Ausdruck zu bringen. Hermann Ludwigs Buch ist denn auch ein recht interessantes geworden, da der Verfasser es verstanden, durch umfassende Studien seinem Gegenstande wissenschaftlich und durch eine vornehme, ruhige und wohlgruppirte Darstellung auch sprachlich, wir möchten fast sagen künstlerisch gerecht zu werden. Dieses künstlerische Abrundungs- und Darstellungsbedürfniß, das dem feingebildeten Verfasser zur zweiten Natur geworden zu sein scheint, tritt sogar unseres Erachtens etwas unlieb in den Vordergrund. H. Ludwig gibt im Text nur ein fertiges, kurzes, durchgearbeitetes Bild des jeweiligen Gegenstandes, dem dann im Anhang das wissenschaftliche Material in Einzelangaben hinzugefügt wird. Für den historischen Zweck der Arbeit, ja selbst für den dilettantischen Genuß wäre es jedoch besser gewesen, lieber das Kleinmaterial zu häufen, mehr Einzelangaben und zwar gleich im Text zu bieten, als diese skizzenhafte Systematisirung im Großen. Anders freilich mag sich die Sache für den Lokalleser oder Specialfachmann ausnehmen. Der fernstehende Leser sähe gern ein erschöpfendes Bild der Stadt und des Lebens, wozu nothwendig ein weiteres Ausholen nöthig gewesen. Wir hätten darum im Interesse des größten Leserkreises gewünscht, der gelehrte Verfasser hätte seinen Stoff etwa so begrenzt, daß er uns die Entwicklung der Stadt und des Volkes systematisch dargestellt von 1681—1781 oder noch besser bis 1789. Doch wir müssen ihm auch für die gegenwärtige Lösung dankbar sein, die des Interessanten so viel enthält. Besonders hervorheben möchten wir an dieser Stelle die große Objectivität, womit sowohl die politischen, als auch die vielerlei religiösen Punkte behandelt werden. — Die Ausstattung des Buches ist eine überaus reiche, was wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß es zugleich als Festschrift zum 100jährigen Jubiläum des Königs Ludwig I. von Bayern bestimmt ist, dem als geborenem Straßburger ein eigenes Schlußkapitel gewidmet wurde.

Die confessionelle Schule. Vertrauliche Briefe an einen Drei-Punkte-Bruder. Von Augustin Rohling, Doctor der Philosophie und Theologie, o. ö. Professor der hebräischen Archäologie und Bibelwissenschaft an der k. k. Carl-Ferdinands-Universität in Prag. Dem hohen Wiener Reichsrathe gewidmet. 50 S. 12°. Linz, Heindl, 1888. Preis: 30 *Pf.*

Die zunächst für Oesterreich geschriebene Broschüre beleuchtet die Strömungen, welche sich daselbst im Kampfe um die Schule geltend machen. Insbesondere werden die Ziele aufgedeckt, welche die Feinde der confessionellen Schule verfolgen. Zart kann man die Auseinandersetzungen nicht nennen. Aber das kräftige Wort dürfte in diesem Falle wohl am Platze sein und wird auch in den Kreisen, für die es gesprochen, hoffentlich nicht ohne Nutzen bleiben.

Das Königreich Bayern, sein Concordat vom 5. Juni/24. October 1817 und seine Constitution vom 26. Mai 1818. Unbefangene historisch-politische Studien zum Verständniß und zur Würdigung des Papst-

briefes Leo's XIII. vom 22. December 1887 an den bayerischen Episkopat. 35 S. gr. 8°. Paderborn, Schöningh, 1888. Preis: 60 *Pf.*

Diese Broschüre enthält eine gründliche und wohldurchgearbeitete Darlegung der bayerischen Kirchenpolitik von Entstehung des Königreichs Bayern an; es treten all die Nörgeleien und Bevormundungen zu Tage, durch welche die Kirche in ihrem Rechte vergewaltigt, in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Forderungen abgewiesen wurde. In einem Punkte können wir dem Verfasser nicht ganz beistimmen, nämlich wenn er S. 17 bezüglich der Tegernseeer Erklärung meint, der König habe dadurch eine rechtsgiltige Interpretation der Verfassung und ihrer Beilage nicht geben können; wir glauben eben, daß die Punkte der Verfassung, welche der Tegernseeer Erklärung zuwiderlaufen, nie rechtsgiltig waren und sein konnten, daß darum gerade das Königswort von Tegernsee allein den rechtsgiltigen Inhalt darlegt. Wäre dies nicht der Fall, dann freilich könnte der Verfasser sich mit Recht darauf berufen, daß nach Verleihung und Annahme der Verfassung der König allein eine einseitige Aenderung derselben nicht mehr vornehmen konnte. — Einer besondern Aufmerksamkeit möchten wir die Partie der Broschüre empfehlen, in welcher der Herr Verfasser darlegt, wie die Kirchenpolitik Bayerns „die ausschließliche Beherrschung der Schulen und besonders des Clerus durch das Ministerium" sich zum Ziele setzte, und wo er dieses als die beiden Angelpunkte hervorhebt, um die sich die Besserung der kirchlichen Lage drehen werde. Wir wünschen von Herzen, daß die Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern in vollem Maße zur Verwirklichung kommt.

Bekenntnisse eines ehemaligen Freidenkers. Von Leo Taxil. Autorisirte Uebersetzung. VIII u. 336 S. 12°. Freiburg (Schweiz), Buchhandlung und Buchdruckerei des Werkes vom hl. Paulus, und Paderborn, Verlag der Bonifacius-Druckerei (J. W. Schröder), 1888. Preis: *M.* 2.80.

Leo Taxil ist als Verfasser der umfassendsten und verbreitetsten Enthüllungen über die Freimaurerei in letzter Zeit viel genannt worden. Ist doch ein einziges seiner fünf Werke gegen die Freimaurerei, die große illustrirte französische Ausgabe der Enthüllungen innerhalb eines und eines halben Jahres in mehr als 250 000 Exemplaren abgesetzt worden. In den Ländern deutscher Zunge haben Taxils „Drei-Punkte-Brüder" die ausgedehnteste Verbreitung gefunden. Unter diesen Umständen war der Wunsch berechtigt, auch über die Person dieses einstmaligen Freidenkers und Freimaurers Aufschlüsse zu erhalten. Solche werden uns in den „Bekenntnissen" geboten. Taxil entrollt hier selber in höchst spannender Darstellung ein Bild seines äußerst wechselvollen Lebens. Aus einer gut katholischen Familie abstammend, erhielt Gabriel Jogand-Pagès — dies ist der eigentliche Name Taxils — eine religiöse Erziehung. Zur Zeit seines Aufenthaltes im Jesuitencolleg von Mongré war er sogar sehr fromm. Durch schlechten Umgang wurde er jedoch schon bald irreligiös. Mit 14 Jahren schloß er sich bereits Atheisten und Revolutionären an und war von da an zum unsäglichen Verdrusse seiner Eltern mit einer an Wahnwitz grenzenden Hingebung schriftstellerisch und agitatorisch für die schlechte Sache thätig. Erst 27 Jahre alt, war Taxil Gründer und geistiges Haupt eines Freidenkerbundes geworden, dessen Mitgliederzahl bald auf 17 000 stieg; er stand überdies an der Spitze eines großen kirchenfeindlichen Verlagshauses, welches die Verbreitung religionsfeindlicher Schriften über ganz Frankreich in großem Maßstabe ins Werk setzte. Vier Jahre später, 1885, erblicken wir den einstmaligen wüthenden Kirchenfeind, welcher unsägliches Unheil in Frankreich angestiftet hatte, reuig zu den Füßen des Nuntius in Paris. Schon aus diesen kurzen Andeutungen

kann der Leser entnehmen, daß in den „Bekenntnissen eines ehemaligen Freidenkers" ein Lebensbild von nicht gewöhnlichem Interesse uns geboten wird. Die Autobiographie Taxils gewährt überdies einen höchst belehrenden Einblick in das Treiben der kirchenfeindlichen Welt. Wir wundern uns daher nicht, daß die französische Ausgabe dieser neuen Schrift Taxils bereits in 42000 Exemplaren abgesetzt ist. Da die hier vorliegende deutsche Ausgabe in Uebersetzung und Ausstattung wieder dieselben Vorzüge aufweist, welche bereits an der deutschen Ausgabe der „Drei-Punkte-Brüder" allerseits rühmende Anerkennung fanden, so zweifeln wir nicht, daß auch sie die Gunst des Publikums sich erobern wird.

Ethicae seu philosophiae moralis elementa, quae secundum Doctoris Angelici principia conscripsit Franc. Xav. Rutten, Pontificiae Dom. Prael., Decanus Mosaetrajectensis, quondam sem. Rod. philosophiae professor. Editio 3. 8°. Trajecti ad Mosam, ex typographia Paulina, 1886.

Zur Empfehlung des vorliegenden Lehrbuches der Moralphilosophie genügt die Bemerkung, daß dasselbe die Frucht langjähriger Lehrthätigkeit ist und diesen Charakter in jedem Abschnitte deutlich bekundet. Dabei erweist sich der Verfasser als einen durchaus selbständigen Denker, der die alten Fragen vielfach in neuer, origineller Weise zu behandeln versteht. Ziemlich neu ist auch die Vertheilung und Anordnung des behandelten Stoffes. Der erste und allgemeine Theil beginnt (Buch I) mit der Behandlung des Gesetzes, und zwar zuerst des Gesetzes im allgemeinen, dann des Naturgesetzes und des positiven Gesetzes im besondern. Daran schließt sich (Buch II) die Besprechung der menschlichen Handlungen als des Gegenstandes der Gesetze, und des Gewissens als der subjectiven Norm des Handelns. Erst nachdem so der positive Aufbau der allgemeinen sittlichen Grundsätze vollendet ist, folgt (Buch III) die Widerlegung der falschen Moralsysteme. Der zweite und besondere Theil entwickelt die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Nebenmenschen. In diesem letzten Abschnitt werden auch Ursprung, Natur und Zweck der Familie und des Staates besprochen. Namentlich eingehend wird das Verhältniß sowohl des einzelnen als des Staates zur natürlichen und zur geoffenbarten Religion erörtert und der sogen. Liberal-Katholicismus widerlegt. Schätzenswerth ist auch der beständige Hinweis auf die entsprechenden Lehrsätze des Syllabus, der dem Lehrbuch fast den Charakter eines Commentars des Syllabus verleiht. Die Behandlung der Fragen ist durchweg, den Anforderungen eines Lehrbuches entsprechend, übersichtlich, klar und kurz.

Christoph Columbus, sein Leben und seine Entdeckungen. Nach dem Französischen des Grafen Roselly de Lorgues deutsch bearbeitet von Philipp Laicus. Reich illustrirt mit Randeinfassungen, Scenen, Landschaften, Seestücken, Portraits und Karte. 1. Lieferung. XIV u. 32 S. 4°. Einsiedeln, Benziger & Co., 1888. Preis: 80 *Pf.*

Erst unserer Zeit war es vorbehalten, dem Andenken des Entdeckers Amerika's gerecht zu werden. Im Lichte der neuesten Forschungen, welche der Franzose Graf Roselly de Lorgues einem größern Publikum zugänglich machte, steht Christoph Columbus als eine Heldengestalt vor uns, die, getragen von den großen Ideen des Mittelalters, einer neuen Zeit neue Bahnen erschloß. Sein Ziel war echt katholisch. Faßte er doch, wie der hochselige Pius IX. anerkannte, „von Eifer für den katholischen Glauben entflammt, den Entschluß, eine neue Welt zu entdecken, nicht um neue Länder-

gebiete der Souveränität Spaniens zu unterwerfen, sondern um neue Völker dem Reiche Christi, d. h. der Kirche einzuverleiben". Unentwegt hielt er fest an seiner göttlichen Mission. Mit Recht rüstet sich daher schon jetzt die katholische Welt, das vierte Centenarium der Entdeckung Amerika's (12. Oct. 1492) würdig zu begehen. Deshalb verdient die Benziger'sche Verlagshandlung alle Anerkennung, daß sie es unternommen, in einem von der bewährten Feder eines Philipp Laicus verfaßten, künstlerisch ausgestatteten Prachtwerk der deutschen Leserwelt das Leben und die Ideale des großen Entdeckers vorzuführen. Die erste uns vorliegende Lieferung macht Verleger und Bearbeiter alle Ehre. Es freut uns, daß der deutsche Herausgeber seine Arbeit als Bearbeitung, nicht als einfache Uebersetzung der Schrift des Grafen Roselly de Lorgues ankündigt. Nur will es uns scheinen, als ob er hie und da mit noch mehr Freiheit sich von dem französischen Original entfernen könnte bezw. sollte. Wer möchte z. B. folgenden hyperbolischen Satz unterschreiben: „Nächst dem seligen Johannes dem Täufer, welcher die Wege des Herrn bereitete: wen unter den Nachkommen des Weibes mögen wir dem Christen vergleichen, welcher die halbe Welt der Kirche öffnete, um dort den Samen des Evangeliums auszustreuen?" Der Herausgeber wird es jedenfalls auch nicht unterlassen, nach Möglichkeit die neuesten Forschungen über das Leben des Columbus zu Rathe zu ziehen.

Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Prachtausgabe mit 317 Abbildungen. Zweite, unveränderte Auflage. Klein Folio. Leipzig, Schmidt & Günther, 1888. Vollständig in 40 Lieferungen à 50 *Pf.*

Das bekannte, geistreich geschriebene Werk, in welchem uns der frühere k. k. österreichische Botschafter Freiherr (jetzt Graf) Hübner durch „Die neue Welt" Amerika nach dem „Lande der aufgehenden Sonne" Japan, in das „Reich der Mitte" China führt, bedarf, was den Text angeht, wahrlich keiner neuen Empfehlung, indem es schon längst allseitig als ein wahrhaft classisches Reisewerk anerkannt ist. Am werthvollsten sind die Schilderungen der staatlichen Verhältnisse und des Volkslebens. Natürlich schreibt H. als Mann der großen Welt auch für diese und für alle in ihr vertretenen Schattirungen. Daraus erklärt es sich, wenn bei Darstellung religiöser Meinungen oder Gebräuche da und dort ein mehr indifferenter Standpunkt eingenommen zu sein scheint. Wenn irgend ein Buch, so verdiente dieses die reiche, mit dem schönsten Bilderschmuck gezierte Ausstattung, welche ihm Schmidt und Günther in Leipzig gaben, und in welcher es nun in zweiter unveränderter Auflage zu verhältnißmäßig billigem Preise geboten wird.

Das amerikanische Duell. Roman. Von Baronin Elisabeth von Grotthuß. 206, 20, 98 S. 8°. Augsburg, Schmid, 1888. Preis: *M.* 3.40.

Die längere Titelnovelle ist eine erschütternde Familiengeschichte voll Wahrheit und Leben. Was der Leichtsinn eines einzelnen und unbedachte Klatschsucht an Unheil und Verderben über ganze Familien und viele Unschuldige bringen können, tritt mit packender Gewalt zu Tage. Die Verfasserin erscheint ganz Realistin, besonders in Behandlung der Männercharaktere. Sie versteht es ferner ganz trefflich, das Problem der Convenienz einer Heirat zwischen den Kindern der „Duellanten" dem Leser aufzudrängen, und wir möchten sogar zweifeln, ob alle mit ihrer eigenen Lösung zufrieden sein werden. — Eine zweite Erzählung, „Die Räuberspelunke", ist eine echte Räubergeschichte, wie man sie wohl Knaben zwischen Tag und Dunkel erzählen mag,

um sie einmal rechtschaffen „graulen" zu machen. Literarischen Werth hat sie keinen. — Viel höher dagegen steht, vielleicht das Beste des Bändchens, die dritte Abtheilung: „Aus Gustchens Kinderjahren", in denen wir wohl nicht mit Unrecht theilweise autobiographische Skizzen der Verfasserin erkennen. Alles scheint der Natur abgelauscht und wird in einem Ton vorgetragen, dem man es anhört, daß er aus dem Herzen kommt.

Für Carl Greiths Freunde, ein Andenken aus seinen Briefen. Mit Greiths Bildniß. 84 S. 16°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 1.

Carl Greith, eine Neffe des gelehrten Bischofs von St. Gallen, geb. 1828, als Musiker und Componist in St. Gallen, Frankfurt a. M., Feldkirch, Schwyz und zuletzt in München thätig, ist durch zahlreiche Werke religiöser Tonkunst durch ganz Deutschland bekannt. Die Zahl seiner im Druck erschienenen Opera beläuft sich auf nahezu 60, zahlreiche sind noch ungedruckt geblieben oder nur Sammelwerken einverleibt. Eine Sammlung derselben wäre nicht nur ein Act der Pietät, sondern ein der Kunst selbst förderliches Unternehmen. Denn sein ernstes, tüchtiges, tiefreligiöses Schaffen hat weit über die engeren kirchlichen Kreise hinaus Anerkennung und Bewunderung gefunden und in reichstem Maße verdient. Aber nicht nur als Componist, auch als Lehrer und Kapellmeister (an der Kathedrale zu St. Gallen und an der Domkirche zu Unserer Lieben Frau in München) hat Greith den kirchlichen Gesang in der segensreichsten Weise gefördert. Aus den Privatcorrespondenzen des allzufrüh dahingeschiedenen Maestro hat eine befreundete Hand einen Kranz von Aphorismen ausgehoben, welche in dem verdienstvollen Künstler einen Mann von reichem Geist, vielseitiger Bildung, edlem, anspruchslosem Charakter, echt katholischer Gesinnung erkennen lassen. Freunde und persönliche Bekannte werden an seinen geistvollen Worten als an lieben Erinnerungen sich erfreuen; Fernstehende werden ihn dadurch liebgewinnen. „Musik", „Beruf", „Charakter", „Freundschaft", „Aus dem Leben", „Zeit und Ewigkeit" lauten die Ueberschriften der verschiedenen Gruppen.

Enchiridion für Pfarrkirchenchöre von J. B. Tresch. Regensburg, Pustet, 1888. Preis: Partitur *M.* 1.40; Stimmen *M.* 1.60.

Die hübsche Sammlung enthält im ganzen 50 Compositionen für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Bloß ein Satz ist 5stimmig, einer 6stimmig, die übrigen sind 4stimmig. Es sind 31 Offertorien, meist für Festtage, und 19 andere oft verwendbare Gesänge, darunter 2 Pange lingua von M. Schwenniger, die anderen vom Herausgeber componirt, einige wenige bloß harmonisirt. Um das schöne Werk gerecht zu beurtheilen, muß man die bestimmte Absicht, welche bei Veröffentlichung desselben maßgebend war, beachten. Der Componist will hauptsächlich für die Chöre von Pfarrkirchen sorgen, die sich an Aelteres und Schwereres nicht wagen können oder mögen. Darum will er leichtere Gesänge bieten. „Jeder, auch der schwächste Chor — wenn er nur den Namen Chor verdient — wird sie ohne überanstrengende Proben würdig und erbauend zu singen im Stande sein; ein nur etwas geschulter Chor aber singt sie insgesammt mit Erfolg vom Blatt." Dem ist so; doch glaube darum keiner, daß er es mit kunstlosen, gehaltlosen Setzereien zu thun habe. Es sind edle, wohlklingende, mit ebensoviel Verständniß des Textes als der musikalischen Form geschaffene Gebilde, von denen auch die größten Chöre manche, ohne sich etwas zu vergeben, in ihr Repertorium aufnehmen dürfen. Aus dem Bestreben, Chorregenten und Sängern die Wege zu ebnen, erklären sich einige allerdings praktische Eigenthümlichkeiten, besonders die zahlreichen kurzen Unisonosätze und die rhythmische Anpassung der nämlichen Composition an verschiedene

Texte. Einiges kann wegen zu großer Weichheit beanstandet werden (so in Nr. 9, Nr. 44), anderes wegen der verlangten Dynamik Bedenken erregen, so in Nr. 12 et non polluent = ff., unmittelbar sich anschließend nomen eius = pp.; ähnlich in Nr. 28 bei den Worten: inveni David servum meum. In Nr. 18 muß übereinstimmend mit Nr. 15 und 40 der erste Tenor als dritte Note des zweiten Tactes statt des in Partitur und Stimme stehenden d wohl c haben. — Bei der schönen Ausstattung ist der Preis ein niedriger. Mögen Sänger, die sich aus irgend welchen Befürchtungen oder Vorurtheilen bisher nicht entschließen konnten, an den Festtagen wenigstens die einschlägigen Offertorien zu singen, es frisch mit dem Enchiridion wagen, sie werden den Versuch nicht bereuen.

Miscellen.

Sybels Historische Zeitschrift über Garcia Moreno. In der neuesten Nummer der Sybel'schen Zeitschrift (S. 192) lesen wir nachstehende Recension:

„P. M. (Pedro Moncayo), El Ecuador de 1825 á 1875, sus tombres [soll heißen hombres], sus instituciones y sus leges [soll heißen leyes]. Santiago (de Chile), Raf. Jover. 1886.

Verfasser ist in ganz Südamerika als ehrenhafter Politiker liberaler Richtung und ausgezeichneter Schriftsteller bekannt. Er mußte, da er die Tyrannei des unfähigen und geldgierigen Flores kritisirte und auch den jähzornigen, grausamen Fanatiker G. Garcia Moreno bekämpfte, 1865 dem Congresse seines Vaterlandes eine Anklage gegen Garcia Moreno wegen Verletzung der Verfassung und der Gesetze vorlegte, sein Vaterland verlassen. Er lebte lange Jahre in Chile, wo er am 3. Februar 1888 starb. — P. M. hatte viele Jahre Materialien zu einer Geschichte Ecuadors gesammelt, und als 1881 ein Brand seine Bücher und Manuscripte zerstörte, dictirte er das vorliegende Werk aus dem Gedächtnisse, soweit es nicht aus wiederbeschafften Documenten besteht. Neue Documente und Daten enthält dasselbe nur in geringer Zahl, es ist aber als eine der besten historischen Arbeiten aus hispano-amerikanischer Feder der Neuzeit stammend zu betrachten. Bekanntlich sind die hispano-amerikanischen Schriftsteller, welche durch objective, gerechte Behandlung ihrer politischen Gegner und ihrer persönlichen Feinde gerechten Anspruch auf den Titel ‚Historiker' haben, leicht zu zählen. Auch das Werk von P. M. ist nicht ohne Leidenschaft geschrieben. Daß Flores und Garcia Moreno mit wilder Rücksichtslosigkeit gegen alle ihrer Dictatur feindlichen Personen wütheten, ist unbedingt richtig. Aber das von P. M. angeführte Material ist völlig ungenügend, um dem Flores die Hauptschuld an der Ermordung des Marschalls Sucre aufzubürden. Den wilden Zorn, die Rachsucht und Ungerechtigkeit des Garcia Moreno, seine Unwahrhaftigkeit und Herrschsucht, seine fanatische

Ergebenheit gegenüber dem Heiligen Stuhle schildert P. M. eingehend, daß er sich aber große Verdienste um öffentliche Wege, Schulen und Herstellung von Ruhe und Ordnung im ganzen Lande erworben hat, wird nur angedeutet. Die von P. M. angeführten Thatsachen zeigen Garcia Moreno als Heuchler, Lügner und von entsetzlicher Grausamkeit beseelt; andere bedeutende Schriftsteller, wie J. León Mera, sind von seiner wahren Religiosität überzeugt und finden in seiner Grausamkeit nur die Energie und Strenge, welche zur Unterdrückung der ewigen Revolutionen nothwendig. Sehr richtig schreibt P. M.: ‚Garcia Moreno ist ein Problem. Bis heute hat niemand diesen zu Extravaganzen jeder Art fähigen Charakter definiren können.' Durch die Verherrlichung der Mörder des Garcia Moreno berührt der Schluß des Werkes unangenehm. H. Polakowsky."

Beim Lesen dieses Machwerkes haben wir uns nicht über die Unverfrorenheit gewundert, mit der ein Mann wie Garcia Moreno in plumper und grober Weise beschimpft wird, — denn solche Auslassungen hatte Schreiber dieses seit seiner Rückkehr aus Ecuador in den Schriften einer gewissen Richtung schon öfters gefunden und zur Zeit seines Aufenthaltes in Quito in den Kundgebungen der radikalen Partei vor allem Volke in noch schamloserer Weise ausposaunen hören, — wir staunten vielmehr darüber, wie eine Zeitschrift, welche sich „historische" nennt und auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebt, so leichtfertig und widerspruchsvoll die Wahrheit und Gerechtigkeit unter die Füße treten konnte.

P. M., ein Autor, welcher seinen Namen gewiß aus guten Gründen nicht genannt hat und von welchem am Schluß der Recension zugestanden wird, daß er die gemeinen Meuchelmörder, welche mit empörender Grausamkeit gegen Garcia Moreno gewüthet haben, „verherrlicht", ist dem Sybel'schen Organ ein „ehrenhafter" Politiker! Dieses allein schon dürfte hinreichen, um der Zeitschrift ein unaustilgbares Brandmal aufzuprägen.

P. M. soll „liberaler Richtung" sein; in Ecuador und anderswo zählt man die Leute seines Schlages zu den Radikalen oder Rothen. Er soll als „ausgezeichneter Schriftsteller bekannt" sein. Wem? Während unseres fünfjährigen Umganges mit Ecuadorianern, seinen Landsleuten, hatten wir nicht Gelegenheit, sein Lob zu hören. Dieser ausgezeichnete Schriftsteller soll genöthigt worden sein, *wegen* seines offenen, freimüthigen Auftretens gegen Garcia Moreno „sein Vaterland zu verlassen". Das macht auf den Leser den Eindruck, als ob Garcia Moreno ihn verbannt hätte. Von all dem halten wir kein Wort für wahr, nach dem, was wir über Pedro Moncayo und Ecuadors Geschichte wissen.

P. M., erst eifriger Anhänger des brutalen Urbina, betheiligte sich 1859 mit Garcia Moreno an der Revolution gegen Urbina und zwar mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß er vorschlug, alle Kirchen ihrer Werthsachen zu entäußern und ihre Glocken zu schmelzen, um Hilfsmittel und Waffen gegen den Feind des Vaterlandes zu schaffen. Um 1863, als Urbina sein Verschwörungsnetz gegen Garcia Moreno über Ecuador auszubreiten suchte, steht ihm Pedro Moncayo neben Pedro Carbo als Hauptagent zur Seite. *Freiwillig* hatte er um diese Zeit Ecuador verlassen, wo — wie er in seiner „Ojeada sobre

las Republicas Americanas" vorgibt — „alle Freiheiten fehlen, die Freiheit der Presse, die Freiheit der Vereine" ꝛc. Garcia Moreno hatte ja die Freimaurerlogen und radikalen Clubs geschlossen. Nur vom Auslande aus wagte es der freimüthige Kämpe, jetzt ganz Südamerika mit seinen gegen Garcia Moreno gerichteten Pamphleten zu überschütten. Das schließt nun freilich noch nicht aus, daß er 1865 nach Ecuador zurückgekehrt und dann im Congreß gegen Garcia Moreno auftrat und verbannt wurde. Die damaligen Ereignisse sprechen indessen auch hiergegen. Am 30. August 1865 endigte die erste Regierungsperiode Garcia Moreno's. Daraus folgt, daß, wenn er erst nach dem Congresse 1865 das „Vaterland hätte verlassen müssen", dies nicht von Garcia Moreno ausging, daß dieser vielmehr seinen persönlichen Feind und den leidenschaftlichen Gegner seiner Politik während seiner ganzen ersten Regierungsperiode ruhig im Lande belassen hat. Warum kam P. M. während der zweiten Regierungszeit Moreno's (1869—1875) nicht zurück, da doch manche andere Verbannte und persönliche Gegner heimkehrten? Der Grund, weshalb er aus freien Stücken aus der Heimath wegging und ihr fern blieb, war nur der, daß er sein Unwesen unter Garcia Moreno nicht ungeahndet fortsetzen konnte. Denn dieser führte seinen goldenen Wahlspruch: „Freiheit für Alles und Alle, nur nicht für das Böse und die Uebelthäter" nicht nur im Munde, sondern handelte auch entschieden nach demselben. Gerade und nur wegen der energischen Durchführung dieses ächt liberalen Grundsatzes verschrieen ihn die sogenannten Liberalen als „grausamen Wütherich".

1865 hegten die Radikalen allerdings den Plan, Garcia Moreno vor dem Congresse in Anklagezustand zu versetzen. Ob es wirklich dazu gekommen, wissen wir nicht ganz bestimmt zu sagen. Wohl aber wissen wir, daß dieser Plan, sobald er bekannt wurde, eine allgemeine Bewegung im Volke zu Gunsten Garcia Moreno's hervorrief, daß Garcia Moreno in seinem Rechenschaftsbericht bei Eröffnung des Congresses den Anklagen seiner Gegner von vornherein die Spitze abbrach, indem er frei bekannte, den Wortlaut des Gesetzes überschritten zu haben, diesen Schritt aber in einer Weise begründete, welche den Congreß bewog, ihn in der Antwort auf sein „Mensaje" nicht nur von jeder Gesetzesverletzung freizusprechen, sondern auch wegen seiner glänzenden Amtsführung mit Lobeserhebungen zu überhäufen und ihn seinem Nachfolger als Muster vorzustellen.

Ein Buch aus so unlauterer Quelle wird von Herrn Polakowsky als „eine der besten historischen Arbeiten aus hispano-amerikanischer Feder der Neuzeit" gepriesen. Das hätte Herr Polakowsky nicht gewagt, wenn er das 1870 gedruckte Hauptwerk über die Geschichte Ecuadors gekannt hätte, welches auch einen liberalen Politiker zum Verfasser hat, nämlich das fünfbändige Werk „Historia del Ecuador" von P. F. Cevallos in Quito. Wenn er die bescheidenen, aber zuverlässigen „Apuntes biográficos" über G. Moreno aus der Feder des Dr. Herrera, eines wirklich ehrenhaften Politikers und Staatsministers, eines gewissenhaften Historikers, nicht kennt, so ist das begreiflich. Herrera ist ja ein Conservativer.

Während die Recension P. M., einen Mann von zweideutigem Charakter, über Gebühr zu erheben sucht, überhäuft sie einen hochherzigen, edlen Mann wie Garcia Moreno mit unwahren, schweren Beschuldigungen. Es fällt uns nicht ein, ihn solchen Angriffen gegenüber in Schutz nehmen zu wollen. Statt jeder Vertheidigung seien hier die Worte Garcia Moreno's wiedergegeben, welche derselbe kurz vor seinem Tode über die noch ärgeren Angriffe J. Montalvo's in der Broschüre „La dictadura perpetua" an einen seiner Freunde schrieb: „Um mein Glück voll zu machen, hat es Gott zugelassen, daß J. Montalvo gegen mich und die Bischöfe eine Broschüre veröffentlichte, in der ich, wie man mir sagt, als Tyrann und Dieb hingestellt werde. Ich habe Grund, zu glauben, daß dieses Schriftstück, welches in 2000 Exemplaren verbreitet worden ist, durch die Freimaurerei inspirirt ist. Sei dem, wie ihm wolle, ich danke Gott dafür, weil ich als Katholik darin verleumdet werde."

Ein Satz der Recension enthält übrigens eine gewisse Wahrheit, nämlich der, daß — für Leute wie P. M. und den Herrn H. Polakowsky — ein Mann und Charakter wie Garcia Moreno ein Problem ist und ewig bleiben wird.

Als Curiosum sei schließlich noch angeführt, daß der Verfasser des besprochenen Buches und einer der fünf Mörder des Garcia Moreno den gleichen Familiennamen tragen. Der Verfasser des Buches heißt Pedro Moncayo, der Mörder Abelardo Moncayo. Sollte vielleicht dieser Umstand dazu dienen können, die erwähnte „Verherrlichung der Mörder des Garcia Moreno" begreiflicher zu machen? Nähere Aufschlüsse über das merkwürdige Zusammentreffen der Namen gedenken wir übrigens noch zu erhalten.

L. Dressel S. J.

Die Sintflut in ihren Beziehungen zur Naturwissenschaft. — Unter diesem Titel bringt die „Natur", das „Organ des deutschen Humboldt-Vereins", einen längern Artikel, der verdient, daß wir ihn etwas niedriger hängen. Verfasser desselben ist Dr. D. Brauns, Professor an der Universität Halle, in wissenschaftlichen Kreisen bekannt durch seine „Einleitung in das Studium der Geologie". Hier wendet er sich an die „Gebildeten unserer Tage", bei denen er sich darin gefällt, ganze Zünfte seiner Collegen schonungslos zu denunciren. Denn also läßt er sich gleich zu Anfang vernehmen: „Gerade dieser [der Sintflutsage] gegenüber haben sich nicht nur die geologischen, sondern auch die historischen Forscher in einem Grade unkritisch verhalten, der es vollkommen erklärlich macht, daß die große Masse der Gebildeten unserer Tage im Grunde dieser wichtigen Frage in sehr bedauerlicher Weise rathlos gegenübersteht".

Professor Brauns ist nicht der Mann, der sich scheut, seine „Kritik" walten zu lassen. Das hat er in seiner erwähnten „Einleitung" zur Genüge, wenn auch nicht sehr zu seinen Gunsten, bewiesen. Wie sollte er also zurückschrecken, wo es gilt, der bedauerlichen Rathlosigkeit einer großen Masse abzuhelfen? Unter solchen Umständen können Zahl und Ausrüstung seiner Gegner nicht in Betracht kommen. Er selbst ist gerüstet wie keiner, und darum nimmt

er es auf zumal mit den unkritischen Historikern und den ebenso unkritischen und „inconsequenten" Geologen. Ersteren widmet er ungefähr neun, letzteren gegen Ende beinahe eine ganze Spalte in einem Aufsatze, welcher — „die Sintflut in ihren Beziehungen zur Naturwissenschaft" zu behandeln vorgibt!

Also zuerst kommen die Historiker an die Reihe und werden vom Geologie-Professor kurzweg abgekanzelt: Ihr unkritischen Leute versteht einfach nichts von Geschichtsforschung. Ihr docirt in Wort und Schrift, daß sich bei allen alten Culturvölkern Spuren, und zwar wesentlich gleichlautende Spuren einer uralten Ueberlieferung nachweisen lassen? — Ja! — Ich als Naturforscher und Geologe verstehe auch etwas von „Spuren", und kritisire euch den einen oder andern eurer Sagenfunde „entschieden" weg, ohne dafür meine Gründe anzugeben; denn das halte ich der „großen Masse" gegenüber für unnöthig. Andere zerzause ich so, daß sie — bei den „Gebildeten unserer Tage" wenigstens — unglaublich erscheinen. Aber schließlich, was bedeuten alle eure Sintflutsagen? Ihre auffallende Uebereinstimmung und Allgemeinheit soll sich nicht erklären lassen, außer durch die Annahme einer „historischen Flut"? Ihr seid nicht nur unkritisch, sondern auch „inconsequent". Denn es ist „ein durchaus verwerfliches Bestreben [!], die Sintflutsagen auf einen historischen Kern zurückführen, sie so zu sagen in verkümmerter [?] Gestalt retten zu wollen". Ich will nicht in Abrede stellen, daß „als eigentlicher Herd, in welchem die Sintflutsage sich entwickelte [?], die semitische Welt im engern Sinne zurückbleibt: und in der That finden wir in ihr nicht nur die ausführlichsten, sondern augenscheinlich auch die ältesten Ausbildungen dieses Mythus". Aber „die Aufzeichnungen, welche auf uns gekommen sind, reichen nicht so weit, als man [?] oft geglaubt hat. Die Zeit, wo Moses gelebt, wird ins 16. Jahrhundert v. Chr. versetzt; die mosaischen Schriften sind aber jedenfalls [!] viel später aufgezeichnet". Kurz, eure ganze Sintflutgeschichte ist nichts als eine Sage oder ein Mythus, was für mich einerlei ist. Und wollt ihr wissen, wie ich mir einen Mythus im Gegensatz zu einem historischen Factum ungefähr vorstelle, so will ich euch das klar machen an einem allbekannten Beispiele. „Ist es doch eine — trotz alledem und alledem [!!] — anerkannte Wahrheit, daß die Tellsage nur den Kampf der erwachenden Natur, in deren Vorkämpfer man unschwer eine menschlich umgestaltete Ableitung oder sogenannte Hypostase des Donnergottes erkennen kann, gegen den durch den ebenso mythischen Landvogt Grißler — Geßler — repräsentirten Winter darstellt."

Was werden die „unkritischen Historiker" zu solchen Ergebnissen „unbefangener Prüfung" von seiten des Halle'schen Geologie-Professors sagen? Am besten nichts, oder höchstens ein mitleidiges „Sutor ne ultra crepidam!" Denn „ohne andauerndes Studium aller Nebenzweige des weiten Feldes der Geologie [ebenso wie der Geschichte] ist es unmöglich, den erforderlichen Ueberblick über dasselbe zu gewinnen." Dieses sein abwehrendes Dictum scheint der Universitäts-Professor nach kaum zwei Jahren schon wieder vergessen zu haben, oder der Volksschriftsteller rechnet auf die Beschränktheit „der großen

Masse", speciell der Leser der „Natur", denen man alles mögliche bieten dürfe unter der Vorspiegelung, man werde sie aus einer sehr bedauerlichen Rathlosigkeit einer „wichtigen" Frage gegenüber endlich erlösen.

Doch der Herr Professor besteigt auch seinen eigenen Lehrstuhl, und da ist er natürlich „zu Hause". Dem Historiker gelang es, den historischen Kern der „Sintflutsage" auf Null zu reduciren. Diesen Kern übernimmt nun der Geologe und drückt ihm vollends den Stempel der „Unglaublichkeit" und „Unmöglichkeit" auf. Denn nunmehr „greift die Naturwissenschaft, und vor allem die Geologie, in die Untersuchung über die Sintflutfrage mächtig ein. Sie zeigt, daß selbst die möglichst weit getriebenen Abschwächungen [?] der Ueberlieferungen einen unglaublichen, unmöglichen Kern zurücklassen." Beweis?

Erstens hat mein Wiener College, Professor Süß, der leider „mit einer merkwürdigen Inconsequenz" eine „historische Flut" nicht nur für möglich, sondern für historisch erwiesen hält, eben diese „historische Flut" geologisch zu erklären versucht. Aber an seinem Versuch läßt sich allerlei herumtüpfeln, wie wir das den unkritischen Historikern gegenüber mit der nöthigen Vorsicht gethan haben, weshalb wir es hier, wo die Geologie eingreift, besser bleiben lassen.

Zweitens ist der (nota bene: niemals ernst genommene) Erklärungsversuch des bekannten Genfer Professors C. Vogt, der merkwürdigerweise an ähnlicher „Inconsequenz" laborirt, wie Professor Süß, jedenfalls unzulänglich, um nicht zu sagen total verfehlt.

Drittens (man vergesse nicht, daß es sich um geologische Beweise gegen die Möglichkeit einer Sintflut handelt): „Daß vollends die der Erzählung von der Errettung Noahs und seiner Familie angehängte Stammtafel des Menschengeschlechtes irgend eine reelle Bedeutung haben könnte, wird heutzutage bereits so allgemein in Abrede gestellt, daß es überflüssig erscheint, diesen Punkt noch ausführlich zu erörtern." Ja freilich, in hohem Grade überflüssig! Es fehlt nur noch der Schluß.

„Wir gelangen daher mit Hilfe einer unbefangenen Prüfung [!] vom geologischen Standpunkte zu keinem andern Ergebnisse, als zu dem, welches die vergleichende Mythologie [!] uns bot: . . . nirgends hat es ein ‚Natur-Ereigniß' gegeben, das unter dem Namen Sintflut bekannt geworden wäre [!]; die Sintflutsagen sind ohne Ausnahme ein Erzeugniß des dichtenden Volksgeistes, welcher seine wesentlichsten und beliebtesten Gegenstände, den Kampf der Dunkelheit und des Winters gegen Licht und Wärme, auf ganze Weltalter [?] übertrug und in jener Form episch zu gestalten wußte."

Wir würden dem Verfasser gerne behilflich sein in seinem „beliebtesten Gegenstande", im Kampf der Dunkelheit gegen das Licht, oder vielmehr des Lichtes gegen die Dunkelheit, wenn wir mehr Aussicht auf Erfolg hätten, als gegenwärtig, nachdem uns diese seine Ergüsse bekannt geworden. Sie sind danach angethan, daß die Frage erlaubt sein dürfte, ob überhaupt ein Universitätsprofessor sich ein gröberes „unkritisches Verfahren" und eine verwegenere „Inconsequenz" könne zu Schulden kommen lassen, als hier zu

Tage treten. Und einem solchen Elaborat öffnet das Organ des „Deutschen Humboldt-Vereins" seine Spalten! Nun ja, die unverkennbare Tendenz mag immerhin mit dem Programm der „Natur" übereinstimmen. Allein schließlich sollten Vermessenheit und Unverstand doch ihre Grenzen haben.

Die schöne Albigenserin. Ein Blümchen aus der „Deutschen Rundschau". Zwischen Kaiser Friedrichs Tagebuch und einem Memoirenbruchstück des Herzogs Ernst II. zu Sachsen-Coburg-Gotha steht in der berühmt gewordenen Octobernummer der „Deutschen Rundschau" eine Erzählung mit dem vielversprechenden Titel: „Die Albigenserin" von Konrad Mähly. Wer dieser Herr Mähly ist, der sich als Belletrist zwischen Kaiser und Herzog drängt, das wissen wir nicht: die verschwenderische Fülle von beschreibenden Beiwörtern und eine ins Abenteuerliche rankende Phantasie lassen auf eine außerordentliche Frische des Verfassers schließen. Die Erklärung des Nibelungenliedes ist an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Er weiß von Ute, der Mutter Kriemhilds, schwärmt für jung Siegfried und erblickt in der Krümmung des Rheines bei Worms „eine gleißende Zauberschlange". Dabei hat er das tiefe, volle Gemüth eines modernen Culturpaukers, haßt und verachtet das Mönchsthum und alles, was damit zusammenhängt, und bedauert die Jugend, die mönchischer Grausamkeit zum Opfer fällt, mit himmlischer Liebe und Barmherzigkeit. Um sie zu retten, schreibt er Geschichten und läßt eine schöne Albigenserin ins Kloster kommen. Zwischen all der haute-politique des Rundschauheftes nimmt sich das wirklich rührend aus: die schlichte Erzählung gibt eine entscheidende Lösung der Ordensfrage, wenn sich genug Albigenser und Albigenserinnen finden, um sämmtliche Novizen aus den Klöstern zu locken.

Da ist ein junger Mönch im Kloster Lorsch, der betet nicht und arbeitet nicht, sondern schaut zum Fenster hinaus. So stellt sich Hr. Mähly den Anfang des religiösen Lebens vor. Nach einer ungemein zarten Andeutung ist der arme junge Mönch ein uneheliches Kind des Abtes Ratpert und einer Gräfin von Calw, und ist von der ehebrecherischen Mutter ins Kloster gesteckt, um für ihre Schuld zu büßen. Es hat das den Vortheil, daß sich nun die Gegend um Lorsch beschreiben läßt und daß man sich ordentlich entrüsten kann, sowohl gegen die Mutter als gegen den Abt, gegen das Ordensleben und gegen das Mittelalter überhaupt.

Die Entrüstung gewinnt einen guten Fortgang, indem der junge Mönch sich plötzlich niederkniet und einen Todtenkopf anstarrt, „den der Abt zur büßenden Betrachtung vor seinem Betschemel aufgestellt hatte". Er hält das aber nicht lange aus. Statt Bußgesinnungen erwachen in ihm Glaubenszweifel an der Existenz eines ewigen Lebens. Es wird ihm „in der Stickluft der Zelle" zu enge (NB.: obwohl das Fenster offen steht!). Er beugt sich also zum Fenster hinaus in den Blumengarten — und siehe da! eine Passionsblume und ein Schmetterling „bestätigen ihm die Wahrheit der christlichen Lehre". Er wirft sich nun in seiner Zelle zur Erde nieder und betet heiß und inständig. Es ist auch die höchste Zeit. Denn der Abt ist im Anzuge.

Und mit diesem Abt ist nicht zu spaßen. Er ist schlimmer als ein Kosackenhäuptling.

Man weiß, daß schon die alten Römer und ebenso die Schulmeister des Mittelalters nicht so zimpferlich waren wie unsere heutigen Pädagogen. Die Ruthe wurde viel gebraucht, und nicht ohne Nutzen. Ihre Anwendung galt in den Klosterschulen, in welchen schon Kinder Zutritt fanden, als etwas Selbstverständliches, und auch ganz junge Mönche konnte noch Ruthenstrafe treffen (Regula S. Benedicti c. 30; cf. c. 70, c. 37). Davon hat nun Herr Mähly etwas läuten hören, es sich aber nicht beikommen lassen, die alten Ordensvorschriften näher zu studiren und jene Regeln zu lesen, in welchen Liebe und Vernunft die Anwendung leiblicher Züchtigung aufs weiseste beschränken. Aus der Ruthe macht er, um größern Effect zu erzielen, einen Stock, und bringt nun mittelst Prügelmultiplication folgende Scene zwischen Sohn und Vater, Noviz und Abt zu Stande:

Während der Mönch bußfertig auf seinem Angesichte lag, öffnete sich hinter ihm die Thüre seiner Zelle, und die hohe Gestalt des Abtes Ratpert erschien unter derselben, mit breiten Schultern die schmale Pforte völlig ausfüllend. Die harten Züge des mächtigen Mannes und seine stechenden Augen nahmen einen mildern Ausdruck an, als er den Novizen in Staub und Asche Buße thun sah für die Vergehen, um derentwillen er ihn auf seine Zelle verbannt hatte.

„Pax tecum!“ redete er den an der Erde liegenden Bruder an. „Erhebe dich von der Erde, Bruder Gottschalk, dein Richter ist gekommen, die Verstrickungen deiner Sünde mit milder Hand zu lösen.“ Die Worte klangen freundlicher, als man sie aus diesem Munde zu hören gewohnt war. Der Angeredete erhob sich jedoch nur so weit, um, auf ein Knie geneigt, den Spruch des Gestrengen in Demuth zu vernehmen.

„Wie sagt die Regel, deren Satzungen du gebrochen hast?“ fragte der Abt. Der Novize neigte demüthig sein Haupt, dann sprach er leise: „Wer den Löffel ergreift, ohne das Kreuz darüber zu schlagen, wer die Lampe anzündet, ohne sie zu segnen, wer mit den Zähnen den Abendmahlskelch berührt (!), wer beim Beginne der Psalmodie hustet, wer laut spricht, wer bei dem Essen etwas sagt, was nicht einem Bruder nothwendig ist, der soll mit sechs Stockschlägen gezüchtigt werden.“

„Welche aber werden zwanzig Streiche erhalten?“ forschte der Abt mit finsterer Miene.

„Wer sich einem Vorwurf gegenüber entschuldigt oder vertheidigt. Wer nicht sofort sagt: ‚es ist meine Schuld‘; ‚es reut mich‘; wer der Behauptung eines ältern Bruders widerspricht, der soll mit zwanzig Schlägen gezüchtigt werden.“

„Welche aber werden fünfzig Schläge erhalten?“ fuhr der Abt unerbittlich fort.

Der junge Mönch erbleichte, und eine aufsteigende (?) Thräne zitterte in seiner Stimme (!), als er erwiederte: „Wer eine Frau ohne Zeugen oder einen Laien ohne Befehl anredet, der soll mit fünfzig Schlägen gezüchtigt werden.“

„Gut,“ erwiederte der Abt. „Wie viel Schläge also hast du verdient, wenn du die Vergehungen dieser Woche zusammenzählst?“

„Wer kann wissen, wie oft er fehle! Herr, verzeihe mir meine verborgenen Fehler!“ stammelte der Jüngling.

„Keine Ausreden!“ sagte der Abt mit einem Anflug von Spott. Es machte ihm Freude, den des Käfigs noch ungewohnten Vogel zu ängsten. „Wie steht die Rechnung?“

„Meiner Sünden sind mehr als Haare auf meinem Haupte," erwiederte Gottschalk mit einem Ausdruck der Verzweiflung, der selbst den im Quälen seiner Mönche grau gewordenen Klosterfürsten weicher stimmte.

„Nun," versetzte der Abt milder, „ich sehe mit Freude, daß dein Trotz gebrochen ist. Ich hätte dich müssen zu Tode peitschen lassen, wenn ich den Wortlaut der Regel an dir hätte vollziehen sollen. Aber ich will dem Gerechten des Evangeliums gleichen, der seinem Bruder siebzigmal siebenmal vergibt. Heute nach der Messe lege dich vor die Stufen des Heiligen (?) und sprich still fünfzig Ave Maria und fünfzig Paternoster, so will ich strengere Buße dir erlassen. Aber hüte dich, daß du nicht in deinen alten Trotz zurückfallest."

Der Novize ergriff die Hand des Abtes und drückte seine kalten Lippen auf dieselbe. Dieser machte mit der andern das Zeichen des Kreuzes über ihn und verließ dann die Zelle.

Das hohe Kothurnpathos dieser Scene hat seine Komik. Einzelne Leser werden schon herausfühlen, daß Herr Mähly eher darauf eingerichtet wäre, Alkibiades und seinen Hund zu beschreiben, als das Ordensleben in einem Benediktinerkloster. Manche werden seine Darstellung indes ernst und tragisch nehmen, und da kann man sich denn doch die Frage stellen: ist es recht und schön und billig, eine solch unwürdige Fratze von einem noch existirenden Orden zu entwerfen, dem Deutschland seit mehr als einem Jahrtausend einen beträchtlichen Theil seiner Civilisation, seiner Wissenschaft, seiner materiellen Cultur dankt, abgesehen von dem religiösen Segen, den die Söhne des heiligen Benedikt über alle Gaue Deutschlands verbreitet haben? Ihre Regel der Demuth, der Liebe, der Selbstaufopferung für eine Regel zu erklären, nach der tyrannische Vorgesetzte ihre Untergebenen mir nichts dir nichts — und zwar nach dem Wortlaute der Regel — „mit Stockschlägen" zu Tode peitschen lassen können: das ist ein Ausbruch von Thümmelei, der sich in höflichem oder parlamentarischem Deutsch nicht mit dem vollen, gebührenden Namen bezeichnen läßt. Schon aus bloßer Rücksicht auf Anstand und Geschichte hätte Herr Rodenberg einen solchen Exceß von Schülerhaftigkeit von seiner Revue fernehalten sollen.

Mit dem kindischen Unterfangen, das katholische Ordensleben und den katholischen Gottesdienst als Theaterdecoration und Ausstattungsmaterial für eine Liebesgeschichte auszunützen, geht die landläufige Unkenntniß dieser Dinge Hand in Hand. Herr Mähly will die Messe schildern, nach welcher Gottschalk seine fünfzig Paternoster und Ave beten soll (er weiß nicht einmal, daß wir Katholiken das Paternoster gemeiniglich vor dem Ave beten, wie sich das eigentlich von selbst versteht!). Bei dieser Messe geht es nun folgendermaßen zu:

„In der Sakristei, nach der Gottschalk nunmehr eilte, fand er den Abt Ratpert, der sich soeben die Hände gewaschen hatte, und unwillig, daß sein Ministrant so lange ausgeblieben, sich die einzelnen Meßgewänder unter Gebeten selbst anlegte. Im Begriffe, das heilige Amt zu versehen, strafte er den säumigen Novizen nur durch Stirnrunzeln (diesmal doch nicht mit sechs bis fünfzig Stockschlägen!). Gottschalk selbst warf sich rasch den weißen Chorrock über und ergriff das Räucherfaß, denn

draußen präludirte Bruder Anselm bereits auf der Orgel. Zitternd und aufgeregt folgte er dem Abte zum Altare. ‚Introibo ad altare Dei', intonirte Ratpert mit rauher Stimme, und Gottschalk sang mit unsicherem zitterndem Tone den Antiphon (!). Der Abt sprach dann das Sündenbekenntniß, und andächtig wiederholte die ganze Klostergemeinde das ‚mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa', indem jeder andächtig an seine Brust schlug. Als nun der Ministrant (!) die Absolutionsformel (!) verkündigen sollte, stockte die heilige Handlung. Schon mehrmals hatten die älteren Brüder mißbilligende Blicke nach Gottschalk an den Altar gesendet, denn bei ihm war heute offenbar eine große Zerstreuung eingetreten. Zweimal hatte er mit einem falschen Antiphon geantwortet, jetzt blieb ihm das Wort völlig aus. Sein besonderer Gönner, der alte Propst, ein Greis mit milden Zügen, flüsterte ihm die Eingangsworte zu: ‚Misereatur tui omnipotens Deus'; aber Gottschalks Auge hing starr an dem bleichen Antlitz des fremden bulgarischen Mönchs, und plötzlich schrie er kreischend mit einer fremden Stimme gleich einem Besessenen: ‚Es ist Lüge, alles ist Lüge!' und schleuderte das silberne Weihrauchgefäß von sich, daß es die Stufen des Chors hinabrollte und noch in das Schiff der Kirche weiterkugelte."

Der Abt greift in hell auflodernden Jähzorne nach den schweren eisernen Leuchtern auf dem Altare, um Gottschalk todtzuschlagen, was jedoch glücklich von dem sanften alten Propste verhindert wird.

Das ist die Missa solemnis des Herrn Mähly. Die schweren Leuchter gestalten dieselbe zu einem geradezu lebensgefährlichen Gottesdienste. Jeder katholische Schulknabe hätte dem biedern Dichter sagen können, daß der Ministrant nicht hinter dem Priester zur Sacristei hinausgeht, daß das sogen. Staffelgebet „Introibo etc." nicht gesungen, sondern leise gebetet wird, daß der Priester zuerst das Confiteor betet, worauf ihm dann der Ministrant leise mit dem „Misereatur etc." antwortet, daß aber der Ministrant nie eine Absolutionsformel zu verkündigen hat. Verschiedene „Antiphonen" gibt es im Staffelgebet nicht; Antiphonen werden auch nicht beantwortet, sondern höchstens weitergebetet; Gottschalk konnte also nicht „zweimal mit einem falschen Antiphon antworten". Was Herr Mähly „Räucherfaß" nennt, hat im Deutschen nun einmal den terminus technicus „Rauchfaß". Heilige Gewänder zur heiligen Messe gibt es mehrere, wie Humerale, Albe, Manipel, Stola; aber „Meßgewand" heißt nur das große, meist gestickte Obergewand, das lateinisch Casula oder Planeta genannt wird und von dem schon Rabanus Maurus sagt: „Supremum omnium indumentorum est." Da Luther die heilige Messe für den ärgsten Götzendienst erklärt hat, so möchten wir es Herrn Mähly gar nicht zumuthen, die Riten derselben näher zu studiren und zu beschreiben. Wir fänden es natürlicher, daß ein Protestant sich damit nichts zu schaffen machte. Wenn er nun aber einmal eine Messe beschreiben will, dann studire er dieselbe doch wenigstens mit soviel Gewissenhaftigkeit, wie Ebers etwa den Schmuck und die Ceremonien der ägyptischen Priester. Denn es ist doch schließlich lächerlich, über jeden Togenstreifen der alten Römer und jede Frisur der griechischen Damen unterrichtet zu sein, die erhabenen Ceremonien eines Opferdienstes aber nicht zu kennen, zu dessen Verherrlichung einst die Münster und Dome Deutschlands

gebaut worden sind, den heute noch über 200 Millionen Menschen, und unter ihnen 16 Millionen deutscher Reichsbürger, unter Schutz und Gutheißung der Reichsverfassung, als das Centrum ihres Cultus, als das Heiligste und Ehrwürdigste auf Erden verehren!

Was den jungen Gottschalk mit dem klösterlichen Leben überworfen, ist nicht so sehr sein lebhaftes Naturell und der Mangel eigentlichen Berufs als die Zureden des bulgarischen Mönches Bogumil — eines verkappten Albigenfers, der sich mit einer jungen Albigenserin unter Mönchsverkleidung ins Kloster geschlichen hat, um, wie die Albigenserin sehr artig sagt, „den Mönchen die Köpfe zu verdrehen". Aus welchem der zahllosen Ritter-, Räuber-, Kloster- und Schelmenromane der guten alten Zeit von Vulpius & Cie. Herr Mähly diese reizende Verwicklung herübergenommen, darüber wollen wir keine Untersuchung anstellen; aber jeder, der Dostojewskijs „Bruder Karamasow" gelesen, wird in der letzten Kraftstelle des zweiten Kapitelchens ein sehr kostenfreies, aber bedeutend verschlechtertes Anleihen aus diesem Romane erkennen. Aus dem „Großinquisitor" Dostojewskijs hat Mähly nämlich mit etwas Zusatz von Mehl und Wasser den Mönch Arialdus geknetet, der im Kloster als Besessener gilt, aber thatsächlich ein Albigenser ist. Der tolle Schwärmer bildet sich ein, der leibhaftige Christus zu sein; um die Scene malerischer zu gestalten, leiht ihm Herr Mähly einen Christuskopf. Mit diesem Mönche wird Gottschalk in demselben „unterirdischen Kerker" zusammengesperrt, und so bietet sich die Gelegenheit, die wahnwitzigen Tiraden auszubeuten, welche Dostojewskij dem Großinquisitor in den Mund legt: wie Christus nämlich die drei Versuchungen des Teufels — Brod zu schaffen, Zeichen zu thun, durch ihn nach Weltherrschaft zu streben, abgelehnt, die Kirche aber gerade diese drei Mittel adoptirt habe, um das angebliche Reich Christi auf Erden aufzurichten.

Abgeschrieben hat Herr Mähly nicht, aber — nach Vorlage gedichtet, wie man aus der folgenden Parallele sehen kann:

Vorlage:	Dichtung:
Christus erscheint in Sevilla, am Tage nach einer Ketzerverbrennung.	Mönch Arialb hält sich für Christus vor einer Ketzerverbrennung.
Christus trifft mit dem Cardinal-Großinquisitor zusammen.	Mönch Arialb, der vermeintliche Christus, trifft mit dem Bischof von Worms zusammen.
Der Großinquisitor tadelt Christus, daß er den Antrag des Versuchers von sich abgewiesen, vor ihm niederzuknieen und aus seinen Händen die Weltherrschaft anzunehmen. Nur durch Streben nach der Weltherrschaft könne die Kirche das Heil der Menschheit realisiren.	Arialb, der vermeintliche Christus, tadelt den Bischof, daß die Kirche von Kaiser Constantin die Weltherrschaft übernommen. Ihm sei durch jenen Herrscher (d. h. den verkappten Dämon) die Weltherrschaft angetragen worden, er habe sie aber von sich gewiesen.
Der Großinquisitor verspottet Christus, daß er sich nicht von den Zinnen des Tempels herabgestürzt habe; er wäre un-	Arialb verspottet den Bischof, daß er und die Seinigen behaupteten, Wunder zu thun; das komme nur vom Satan

fehlbar unten zerschellt. Er habe aber kläglich mißkannt, daß „Wunder und Zeichen" doch nöthig seien, um die Masse zu lenken.

Der Großinquisitor tadelt Christus, daß er nicht „aus Steinen Brod gemacht". Das wäre die Grundbedingung gewesen, um die Menschen zu gewinnen und auf immer an sich zu ketten.

Der Großinquisitor besucht Christus im Kerker.

Der Cardinal-Großinquisitor, „ein fast neunzigjähriger Greis, hoch und aufrecht, mit verdorrtem Antlitz, mit eingefallenen Augen, aus denen aber ein Glanz wie Feuerfunken leuchtet . . ." „herein schreitet langsam er selbst, eine Kerze in der Hand . . ." „Er ist allein, hinter ihm schließt sich die Thür. Er bleibt am Eingange stehen, und lange, ein oder zwei Minuten lang, betrachtet er sein Antlitz. Schließlich tritt er leise heran, stellt die Kerze auf den Tisch und spricht zu ihm:"

Der Großinquisitor:

„Bist du es? . . . Warum bist du gekommen, uns zu stören? Denn uns zu stören bist du gekommen, und du weißt das selbst. . . . Du bist gegangen und hast das Werk uns überlassen. . . . Schon seit Jahrhunderten aber stehen wir nicht zu dir, sondern zu ihm (deinem einstigen Versucher), schon seit acht Jahrhunderten. Gerade acht Jahrhunderte sind es her, daß wir das von ihm annahmen, was du mit Unwillen zurückgewiesen hast, jene letzte Gabe, die er dir anbot, indem er dir alle Reiche der Erde wies: wir nahmen von ihm Rom und Cäsars Schwert an und haben uns fast zu irdischen Königen proclamirt, zu den einzigen Königen, wiewohl wir bis heute nicht dazu gelangt sind, unsere Sache zu vollem Abschluß zu bringen. . . . Aber wir werden am Ziele anlangen, wir werden Cäsaren werden, und dann werden wir das Glück der Menschen in der ganzen Welt erdenken."

her. Er (videlicet Christus) habe den Satan mit dieser Versuchung von sich gewiesen, als derselbe ihn aufgefordert habe, sich von der Zinne des Tempels herabzustürzen.

Arialdo verhöhnt den Bischof, der vor seinem Palast eine Menge von Bettlern, Krüppeln und verwahrlostem Volk speisen läßt. „Auch das hat euch der gelehrt, der zu mir sprach: Befiehl, daß diese Steine Brod werden!"

Der Bischof besucht Arialdo im Kerker.

„Da weckte mich Lichtschein" (erzählt Arialdo). „Unwillig öffne ich die Augen, und wen glaubst du, daß ich sah? Das dicke, runde Gesicht des Bischofs. Ganz allein hatte er sich zu mir gestohlen. Er steckte seine Fackel in den eisernen Ring und betrachtete mich lange. Dann sagte er:"

Der Bischof:

„Du bist es, Herr! Ich wußte es vom ersten Augenblick. Aber warum bist du jetzt gerade wiedergekommen, eben da wir daran sind, die ganze Welt deinem Namen zu unterwerfen? Du solltest ja erst kommen, wenn allen Völkern dein Name ausgerichtet ist. Noch ist es zu früh. Wir sind eben dabei, alle Könige und Fürsten deiner Kirche zu unterwerfen; schon fangen sie an, ihre Kronen von deinem Stellvertreter zu Lehen zu nehmen. Die Heiden bekehren sich und die Juden zittern. Alles geht gut, also störe uns nicht. Wir haben dein Reich fast fertig, warum willst du also zur Unzeit dazwischen treten?"

„Du hast nicht einmal ein Recht, irgend etwas zu dem hinzuzufügen, was du früher bereits gesagt hast. Warum bist du gekommen, uns zu stören?"

„Aber morgen werde ich dich verbrennen. . . . Denn wenn jemand unsere Scheiterhaufen verdient hat, so bist du es. Morgen verbrenne ich dich. Dixi."

„Wer hieß dich wiederkommen und unsere Arbeit stören? Du hast gar kein Recht, wieder abzuändern, was du selbst geboten."

„Kreuzigen werden wir dich nicht, aber als Ketzer lasse ich dich verbrennen."

Bei Dostojewskij hat die wunderliche Fiction, trotz ihres lästerlichen Beigeschmacks, wenigstens den Charakter der Originalität: sie wird lediglich als Fiction vorgebracht und ist dadurch motivirt, daß sie Iwan Karamasow, d. h. einen modernen Aufklärling und Nihilisten kennzeichnen soll, und das thut sie treffend. Um sechs Jahrhunderte zurückdatirt, ist sie aber weder originell, geistreich, charakteristisch, sondern bloßer Anachronismus und Stümperei. Die kräftige Phraseologie Dostojewskij's ist dabei jämmerlich verwässert. Aus einem gespenstisch-magern Großinquisitor aber einen dicken Bischof zu machen: soll das deutsche Kunst sein?

Auf die russische Anregung hin dampft indes die Phantasie des Herrn Mähly fröhlich ins Blaue. Gottschalk wird noch in derselben Nacht geweckt und entkömmt mit Bogumil, dem verrückten Arialb, und dem „jungen Mönch" aus dem Kloster. Es folgt aber gleich Alarm. Mönchsgestalten, Klosterknechte, Bauern sind hinter den Flüchtigen her. Sie werden versprengt. Gottschalk mit dem Knaben verbirgt sich für den Rest der Nacht im Walde. Obwohl der Knabe „in dem taghellen Mondschein eine weiche, weiße Hand zeigte, an der ein Ring erglänzte" und obwohl er „statt eines geschorenen Mönchshauptes lange Locken" trug, und obwohl er im Traum zu Gottschalk lispelt: „Ich habe dich lieb", und obwohl am Morgen „ein mädchenhaft rundes Antlitz aus der schwarzen Umhüllung hervorragte": merkt der biedere Gottschalk nichts. Der junge Fant mahnt ihn jedoch, die Kutte mit Rittertracht zu vertauschen, und gibt ihm ein paar Goldstücke dazu, wobei unter der Kutte bunte Pagenkleider sich zeigen. Am Rhein legt der Knabe die Kutte ab und trennt sich von Gottschalk, verlangt ihn aber in Worms wieder zu sehen. Allein zieht deshalb Gottschalk in Worms ein, kauft sich eine Junkertracht und bummelt nun etliche Tage herum, um den schönen Pagen wieder zu finden. Er findet ihn auch endlich wieder, aber als glänzende Edeldame im Rosengarten zu Worms. Mirsotrava — so heißt die Albigenserin — läßt ihn zu sich auf ein einsames Landgut am Rhein kommen, erlaubt ihm, sie Mirsotraut (ungemein rührend!) zu nennen und bald wieder aufzusuchen. Wiederholt rudert er im Nachen dahin, findet aber jedesmal das Landgut verlassen. Endlich klärt sich die Sache. Im Dom ist Ketzergericht. Da donnert der Bischof, genau in der Sprache des Reformators Knox:

„Wo ist der Eifer Mosis, der 23000 Götzendiener erschlug an einem Tage; wo ist der Eifer des Pinehas, der den Juden und die Midianiterin an einem Eisen spießte; wo ist der Eifer des Elias, der 450 Baalspriester am Bache Kison mit dem Schwerte schlachtete?"

Es ist schrecklich, so etwas zu lesen! Denn so redet ein katholischer Bischof, und noch gibt es katholische Bischöfe in Deutschland, ja ihrer 25, die Weihbischöfe nicht mitgerechnet. Wenn jeder derselben einmal täglich 23 000 „Ketzer" vertilgt, was soll aus den armen deutschen Protestanten werden? Der Leichenverbrennungsapparat in Gotha wird dann wohl ein Ketzer-Crematorium werden, und Herr Mähly gut thun, sich vorsichtshalber als Heizer dabei zu melden!

Da der Häresiarch Arialb und sein Genosse Bogumil durch Flucht dem Feuertod entronnen sind, so werden ihre Anhänger, die alte Frau Einbede, Mirsotrauts Haushälterin, und ihr Mohr, zum Tode durch den Strang verurtheilt, sie selbst ebenfalls, wenn nicht ein Ritter sich findet, der im Zweikampfe ihre Unschuld beweist.

Auf dem Altare verlöscht eine Kerze nach der andern und die „Orgel wimmert" — zwei Seiten lang — zu all den Flüchen des Bischofs und der Mönche. Es ist eine gutgestimmte Orgel.

Mirsotrava verlangt Gottschalk zu ihrem Ritter und wirft ihm zu diesem Zweck den Armensünderstrick hin, welchen sie um den Hals trägt. Er nimmt die Einladung an, wünscht aber sofort mit ihr verlobt zu werden, und der mitleidige Propst aus Lorsch, der mit sämmtlichen Mönchen anwesend ist, hat nichts Eiligeres zu thun, als seinen eben entlaufenen Novizen und die verdächtige Person sofort einzusegnen. Wir haben hier eine noch unpatentirte neue Erfindung: „Ketzergericht mit Hochzeit", vor uns. Neu, wie diese Erfindung, ist auch die Hochzeit ohne Aufgebot und Brautexamen: nouvelle spécialité des mariages!

„Der Prior neigte nachdenklich sein Haupt. Dann sagte er: ‚Möge das wunderthätige (!!) heilige Sacrament ihren Glauben stärken und den bösen Samen ersticken, falls er noch in den Falten ihres Herzens nisten sollte.'"

„Nach diesen Worten winkte der Propst seine Mönche herbei, die das seltsame Paar zum Altare geleiteten. Wie im Traume kniete Gottschalk Hand in Hand mit der heißgeliebten fremden Verfolgten zu den Füßen des Propstes. Er hörte die Rede des heiligen Mannes, das Ja seiner Erwählten — und küßte vor allen Mönchen die schöne Ketzerin auf ihren bleichen Mund."

Das ist der Ritus des Herrn Mähly für eine katholische Ehe.

Gottschalk besteht den Zweikampf siegreich. Mirsotrava wird für unschuldig erklärt. Das Paar schwelgt in einem Himmel von Roman-Glückseligkeit und läßt sich im „goldenen Mainz" im Hause des Kaufmanns Corvino nieder. Das gefällt nun Gottschalk nicht recht. Er sieht sich in ein Getriebe von geheimer Verschwörung versetzt, das unter der Maske einer großen Handelsfirma — Rhein auf, Rhein ab — die Propaganda der albigensischen Ketzerei besorgt. Ketzer zu werden, hat er keine Lust, läßt sich aber doch dazu herbei, als militärische Bedeckung die Waarensendungen von Mainz nach Metz zu begleiten. Das geht eine Weile, aber da das junge Paar im Wichtigsten uneins ist, und Mirsotrava vergeblich sucht, ihren liebsten blauäugigen Gimpel zu ihrer Ketzerei zu bekehren, so wandelt sich die Romanliebe bald in Ab-

neigung und Hader um. Er hört von all den Greueln, welche die Albigenser an ihrem Ketzersabbath treiben sollen. Er hört, daß Mirsotraut vor ihm schon vier Männern angehört habe. Er belauscht Bogumil, Mirsotraut und ihren Vater Arialb, wie sie eben die Scheidung seiner Ehe berathen. Er will die beiden Männer festnehmen und dem Ketzergericht überliefern, um dann allein mit seiner Gattin zu leben. Allein Bogumil durchbohrt ihn vom Rücken her mit einem Dolch, und die vermeintliche Leiche wird durchs Fenster in den Rhein geworfen.

Die Mönche prügeln die Leute zu todt, die Ketzer erstechen sie von hinten. Wer soll da noch helfen? — — Wie muß Herr Rodenberg gelächelt haben, als er las, wie Herr Mähly nun zu den Juden seine Zuflucht nimmt! Nicht Herr Stöcker, nicht der evangelische Bund kann der schwergequälten Menschheit Rettung bringen! An das Haus des jüdischen Tröblers Aaron treibt der Leib des vermeintlich Todten. Die alte Lea zieht ihn heraus und bringt ihn zu Bett. Unter ihrer Pflege lebt Gottschalk wieder auf. Doch ehe er gänzlich hergestellt ist muß er eine Scene schauen, so herzzerreißend, daß ihn ein Blutsturz befällt.

Nicht ein einfacher Bischof, sondern der Erzbischof-Primas, der Vorläufer Dalbergs, hat sich jetzt gegen die Ketzer erhoben. Vierhundert hat er in seine Gewalt bekommen, und sie werden der Stadt gegenüber gemeinsam verbrannt.

„Vierhundert Ketzer auf einmal,
Es ist ein gräßlicher Skandal!"

„Voraus schritten Mönche in schwarzen Kutten (also nochmals Benediktiner!), die Gesichter bis zum Munde, der den Bußpsalm sang, von einem Tuch verhängt, aus dem durch zwei Schlitze die Augen unheimlich hervorfunkelten." Die Männer tragen eine Art Narrentracht, die Weiber weiße Bußhemden. Arialb und Bogumil sind natürlich darunter, und Mirsotrava schließt den Zug. Der Unsinn erreicht hier seinen Gipfelpunkt. Das Fensterchen, an dem Gottschalk sitzt, ist das einzige an der ganzen Mainzer Stadtmauer, das an diesem Tage offen steht — Credat Judaeus Apella: und so grüßt Mirsotrava den von ihr verrathenen Gottschalk zum letztenmal. Gottschalk fühlt noch den Dolchstich im Rücken, den er der niederträchtigen Mirsotrava dankt, und doch ist er von seinen Liebes-Eseleien noch nicht geheilt. Er bekommt einen Blutsturz und wird nun vorläufig Gegenstand der Medicin.

Nach geraumer Zeit endlich hergestellt, will Gottschalk zurück ins Kloster, um seine eigene Schuld zu büßen (das begriffe sich allenfalls), aber auch um für die „schöne Ketzerin" zu beten, „für ihre große und doch so verlorene Seele"! (Das ist schon tief gedacht!) Abt Ratpert ist indes gestorben, und so ist niemand, der ihn todtschlägt; der milde Propst ist zur Abtswürde gelangt, und dieser ist gescheit genug, ein solches Subject nicht noch einmal ins Kloster aufzunehmen. Er schickt ihn als Dienstmann des Klosters mit einem Kreuzzug ins Gelobte Land.

Auch da kann es sich Herr Mähly nicht versagen, noch einmal vom „Grabeshauch“ und „Kellergeruch“ des Klosters zu faseln, und der Schlußbericht über Gottschalk lautet: „Nachdem er die trübe Möncherei hinter sich hatte und die schleichende Ketzerei, ward er von Stund an ein Mann und füllte die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten.“

Ein tiefergreifender, aber doch nicht völlig befriedigender Schluß! Der von den Mönchen zerschlagene, von den Ketzern erstochene, von Mirsotrava verrathene deutsche Biederjüngling hätte — nach so viel Leiden — doch mindestens eine Anstellung bei Kaiser Friedrich II., dem Hohenstaufen, und eine mohammedanische Braut verdient. Daß er ein Mann geworden, läßt sich nach so viel vorausgegangenen Kindereien kaum glauben, und was den Ruhm seiner Thaten betrifft, so ist man nur allzusehr zu der Furcht berechtigt, daß er bei nächster Gelegenheit, wie bei der skandalösen Messe, mit dem Rufe herausplatzen wird: „Es ist Lüge! Alles ist Lüge!“

Papst und Kirchenstaat.

„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ [1] „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ [2]

Diese Worte sprach vor fast zweitausend Jahren der menschgewordene Gott, und in der schöpferischen Kraft dieser Worte wurde hineingestellt in den Strom der Zeit und Vergänglichkeit jener Fels, welcher Gottes Kirche trägt. Jahrhunderte, fast Jahrtausende fluteten über ihn hin; Völker und Geschlechter wogten an ihm vorüber; Weltherrschaften und Reiche standen neben ihm auf: dahin ist alles. Nur todte Erinnerungen ihres Bestehens haben sie zurückgelassen. Dieser Fels aber steht; denn die Kraft des lebendigen Gottes wohnt in ihm, und die Verheißung des Welterlösers bildet sein Fundament.

Staunenswerthe, nie genug zu bewundernde Thatsache: auf den Trümmern der stolzen altheidnischen Roma erhebt sich das Rom der Päpste, und an Stelle des Cäsarenthrones tritt der Stuhl Petri. Nachfolger eines armen galiläischen Fischers treten in das Erbe der Imperatoren. Die Grenzen des Reiches, über welches sie die Herrschaft führen, umspannen den Erdball; zu ihren Unterthanen gehören Könige und Kaiser; auf ihr Wort lauschen die Völker, und während die ältesten Königsgeschlechter hinsinken in den Moder des Grabes, wandelt das Papstthum in wahrhaft überirdischer Unveränderlichkeit durch den Wechsel der Jahrtausende. Wie eine goldene Kette zieht sich durch die Weltgeschichte die Geschichte des römischen Stuhles und seiner Inhaber. Christus, der ewige Hohepriester, ist das erste Glied dieser Kette, und Christus, der verklärte, der triumphirende Christus, wird auch das letzte Glied derselben bilden, an jenem Zeitpunkt, von welchem der Apostel schreibt: „Danach das Ende: wenn Christus übergeben haben wird das Reich an Gott und den

[1] Matth. 16, 16. [2] Joh. 21, 16.

Vater, wenn er abgethan haben wird jegliche Herrschaft und Gewalt und Macht.“ [1] Bis dahin werden aber auch die folgenden Worte, wie von Christus, so auch von seinem Stellvertreter, in Erfüllung gehen: „Er aber muß herrschen, bis er legt alle seine Feinde unter seine Füße.“ [2]

Also ein Herrscher ist der Papst. Freilich diese Eigenschaft wird ihm gerade in unserer Zeit auf das lebhafteste abgesprochen. Unser autoritätsloses Jahrhundert, welches Throne stürzt und Herrscher meuchelt, welches, stolz auf seine materiellen Errungenschaften, den unbotmäßigen Nacken nicht beugen will unter das gottgewollte Joch des Gehorsams, dieses Jahrhundert hat sich auch vergriffen am Papst. Was Gewalt und List, Revolution von oben und Revolution von unten zu erreichen vermochten, das ist thatsächlich erreicht worden: das Oberhaupt der katholischen Kirche, der vornehmste Souverän der Welt, weil einzig unter allen von Christus dem Herrn persönlich mit den Herrscherrechten bekleidet, ist seines irdischen Besitzes beraubt.

Schon allein vom Standpunkt des menschlichen Rechtes und einer rein weltlichen Politik ist diese Beraubung eine Vergewaltigung, wie die Geschichte keine ungerechtere, keine verderblichere kennt. Ein buchstäblich tausendjähriges Reich, gegründet auf die lautersten Titel, ist, ohne auch nur einen Schein und Schatten von Grund, der Gewalt zum Opfer gefallen. Mit dem widerrechtlichen Sturz dieses Thrones, des nach Ursprung und Zweck legitimsten von allen, und der stillschweigenden Hinnahme dieses Frevels von seiten anderer Staatsgewalten, haben diese Fürstenstühle selbst den Rechtsboden, auf welchem auch sie ruhen, gleichsam preisgegeben und haben ihr Fortbestehen abhängig gemacht von der Gewalt, nicht mehr von der Unantastbarkeit des Rechtes.

Doch nicht allein diese Verletzung menschlichen Rechtes und die damit heraufbeschworene Gefahr für alle und jede Legitimität ist es, welche die Katholiken des Erdkreises fort und fort Einsprache erheben läßt gegen den zu Rom geschaffenen Zustand. Nein, die volle, auch äußerlich gewährleistete Unabhängigkeit des Papstes — und das ist die Bedeutung des Kirchenstaates — hat tiefere Wurzeln. Der Versuch ihrer Zerstörung ist ein Angriff auf ein Recht weit höherer Ordnung. Hierin liegt der eigentliche Frevel, welcher am Papst als weltlichem Herrscher begangen worden ist; hierin liegt der innerste Grund der steigenden Entrüstung der katholischen Welt; hierin endlich liegt die unverjährbare Berechtigung auf

[1] 1 Kor. 15, 24. [2] 1 Kor. 15, 25.

Zurückforderung des Geraubten. Das Papstthum mit allem, was aus seiner Stellung und Aufgabe nothwendig folgt, ist eben wesentlich der übernatürlichen Ordnung angehörig. Von einem Menschen verwaltet und für Menschen bestimmt, fließt sein Ursprung und seine Lebenskraft aus unmittelbar göttlicher Quelle. Nur von diesem Standpunkt aus läßt es sich richtig beurtheilen, und auch nur von diesem Standpunkt aus kann die Verbindung zwischen Papst und Kirchenstaat in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden.

Wo ein Herrscher, dort ist ein Reich. Und weil jeder Herrscher des Reiches wegen da ist, so bestimmen sich seine Befugnisse und Pflichten aus dem Charakter des Reiches, über welches er gesetzt ist.

Welches ist nun das Reich, das Herrschergebiet des Papstes? Es ist die von Jesus Christus gestiftete Kirche. Ihre Einrichtung muß uns also zunächst beschäftigen, natürlich nur insofern, als durch sie die Gesammtstellung ihres Hauptes, des Papstes, bestimmt wird, als sie für ihn gewisse Rechte wesentlich verlangt. Unter diesen Rechten steht aber obenan das unveräußerliche, weil göttliche Recht auf wahre Souveränität, d. h. das Recht auf die vollendetste Unabhängigkeit von jeder irdischen Macht und Gewalt[1]. Diese Souveränität bildet die nothwendige Voraussetzung für die Forderung territorialer Selbständigkeit. Der Anspruch auf den Kirchenstaat steht also in Verbindung mit einem der wesentlichsten Rechte des Papstthums überhaupt. Die Begründung der päpstlichen Souveränität aus dem Wesen der Kirche ist unsere nächste Aufgabe. Wir müssen hier etwas weiter ausholen, um für die späteren Folgerungen eine feste Basis zu gewinnen.

I.

Die Kirche Christi ist allgemein gefaßt das Reich Christi auf Erden. Ziel und Zweck dieses Reiches ist ganz der gleiche, welchen Christus selbst hatte, als er Mensch wurde. „Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich euch“[2], sprach er zu seinen Aposteln. Oder mit anderen Worten: Zweck der Kirche ist, die Menschen aller Zeiten und aller Völker

[1] Gewöhnlich versteht man unter „Souveränität“ die unabhängige Jurisdictionsgewalt über andere; bloße Unabhängigkeit scheint also nicht gleichbedeutend mit Souveränität. In vorliegendem Falle sind wir aber berechtigt, die beiden Ausdrücke zu vertauschen. Denn wenn vom Papst als Papst die Rede ist, so handelt es sich ja stets um das Haupt der Kirche; für dieses aber ist der Besitz einer Jurisdictionsgewalt wesentliche Voraussetzung.

[2] Joh. 20, 21.

nach der von Christus festgesetzten Ordnung ihrer letzten ewigen Bestimmung zuzuführen. Diese umfassende Allgemeinheit des Zweckes, welcher seine Grenzen findet einzig in den Grenzen der Welt und der Menschheit, ist klar und scharf hervorgehoben in den Abschiedsworten des Heilandes: „Gegeben ist mir alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Gehet denn hin und lehret alle Völker . . . und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ [1] „Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer glaubt und getauft worden ist, wird selig werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ [2] In diesen Worten ist die Idee und, weil es göttliche Worte sind, auch die Verwirklichung des allumfassenden, einen, unvergänglichen Weltreiches Christi ausgesprochen. Es ist ein Reich, welches Christus gegründet, das gehört wesentlich zum Begriff der Kirche. Kein Ausdruck kehrt mit Bezug auf das Erlösungswerk des Herrn häufiger in der Heiligen Schrift wieder, als die Bezeichnung „Reich“. Schon der Engel verkündet es Maria: „Und es wird ihm Gott der Herr den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen im Hause Jakob in Ewigkeit und seines Reiches wird kein Ende sein.“ [3] Johannes weist auf die Nähe des „Himmelreiches“ [4] hin, und Christus selbst bezeichnet es geradezu als seine Lebensaufgabe, dieses Reich zu errichten und auszubreiten. „Auch den anderen Städten muß ich als frohe Botschaft bringen das Reich Gottes, weil ich dazu gesendet worden bin.“ [5] Christus hat also nicht etwa nur Gnadenmittel auf die Erde herabgebracht, damit jeder einzelne in beliebiger, freier Benützung dieser Mittel sein Heil sichere, sondern die durch ihn gewirkte Erlösung, fortdauernd in seiner Kirche bis zum Ende der Zeiten, ist ein organisch gegliedertes Ganze, mit Ueber- und Unterordnung, mit Rechten und Pflichten, Verfassung und Gesetz, Oberen und Untergebenen. Ohne dieses alles ist ja auch ein Reich für und unter Menschen gar nicht denkbar. Uebrigens, bliebe auch nur der mindeste Zweifel über den Charakter der Kirche als eines eigentlichen und wahren Reiches, ein weiterer Blick in die Evangelien würde diesen Zweifel beseitigen.

Vom Beginne seiner Thätigkeit an sammelte Christus eine Schaar von Zwölfen um sich [6]. Diese Zwölf sonderte er ab, nicht nur von der Menge der Gläubigen, sondern auch von jenen „anderen 72 Jüngern“ [7],

---

[1] Matth. 28, 18—20. [2] Marc. 16, 15. 16. [3] Luc. 1, 32. 33.
[4] Matth. 3, 2. [5] Luc. 4, 43. [6] Marc. 3, 14. Luc. 6, 13. [7] Luc. 10, 1.

welche er aus seinen übrigen Anhängern zu besonderer Dienstleistung ausgeschieden hatte. Diesen Zwölfen allein gab er den Namen Apostel[1], und nur wer zu ihnen gehörte, erhielt die mit diesem Amtsnamen verbundene Gewalt[2]. Diesen Aposteln gab Christus die Sendung[3], ihnen ertheilte er den Auftrag, die Völker zu lehren, sie zu taufen, sie anzuhalten, alle seine Vorschriften zu beobachten[4]. Er bekleidete diese Apostel mit seiner eigenen Autorität[5]; er rüstete sie aus mit der Gewalt, zu binden und zu lösen[6], die Sünden zu behalten oder zu vergeben[7], aus der Kirchengemeinschaft auszuschließen und in dieselbe wieder aufzunehmen[8]. Naturnothwendig mußte aber durch Ausübung dieser apostolischen Gewalt von der einen Seite und durch die Unterwerfung unter dieselbe auf der andern Seite eine Scheidung und Gliederung sich vollziehen in solche, welche befehlen, und solche, welche gehorchen, und zwar beides nach fest bestimmten Gesetzen[9]. Was ist das aber anders, als die Gründung eines Reiches? Denn auch das Territorium, auf welchem sich dieser Bau erheben sollte, fehlte nicht, nämlich die ganze weite Welt.

Also mitten in die bestehende Staatenordnung hinein sehen wir den Gottmenschen, kraft göttlicher Gewalt und Macht, sein neues Reich errichten, zwar ein Reich, seinem Hauptzweck und seinen wesentlichen Grundformen nach überirdisch, aber doch ein Reich, in welchem Menschen Träger der Autorität, in welchem Menschen Ausüber des Gehorsams sein sollten. Und welche unter den Menschen? etwa solche, die noch keiner staatlichen Gemeinschaft angehörten, oder solche, die durch den Eintritt in sein Reich die frühere staatliche Gemeinschaft verlassen mußten? Gewiß nicht. Nach Christi Willen und Bestimmung war dieses Reich für alle; in gleicher Weise für Herren wie Diener, für Fürsten wie Unterthanen.

Als der Herr die Worte sprach, durch welche er, mit Berufung auf seine absolute göttliche Herrschaft, Plan und Zweck dieses Reiches erklärte: „Gehet hin und lehret alle Völker", da überschaute sein allsehendes Auge die Welt, und nicht bloß die damalige, sondern die Welt bis zu ihrem Ende. Da sah er Monarchien und Republiken, die patriarchalische Verfassung kleiner Stämme und die verwickelten Staatseinrichtungen großer Staaten. Er sah Erb- und Wahlreiche, Kaiser und Präsidenten, Kammern und Parlamente. Er sah diese nach innen und außen so verschieden-

[1] Luc. 6, 13. [2] Apg. 1, 21—25. [3] Joh. 20, 21.
[4] Matth. 28, 18—20. [5] Joh. 20, 21. [6] Matth. 18, 18.
[7] Joh. 20, 23. [8] Matth. 18, 17. 18. 1 Kor. 5, 3—5.
[9] Matth. 28, 20.

artigen staatlichen Verbände theils geeint, theils entzweit, heute in friedlichem Bund, morgen in blutigem Krieg. Und diese ganz unermeßlichen Verschiedenheiten, diese sich befeindenden Interessen, diese oft schneidenden Gegensätze in Charakter, Sprache und Sitte, kurz alle Nationen der ganzen Welt, so wie sie waren, sind und jemals sein werden, ohne Verlust ihrer berechtigten Eigenthümlichkeiten, ohne Preisgebung oder auch nur Schmälerung ihrer politischen Selbständigkeit und gesellschaftlichen Gliederung: dies alles sollte zusammengefaßt werden in einen Organismus, in ein Reich. Welch ein Plan! Und, setzen wir gleich hinzu, welche Ausführung dieses Planes! Nehmen wir allein den gegenwärtigen Bestand dieses Reiches: 220 Millionen Menschen, in zahllosen Staaten, in allen Welttheilen lebend. Und zu diesen Zahlen kommen die vergangenen Jahrhunderte mit ihren ungezählten Menschenmassen, mit ihren Hunderten längst verschwundener Reiche; kommt die Zukunft, je nach der Zeit, welche ihr noch bemessen, mit Milliarden von Menschen, mit stets neuen politischen Gebilden. Hier haben wir die Erfüllung dessen, was vor Jahrtausenden schon die Propheten des Alten Bundes verkündeten: das weltumspannende Messiasreich. „Es werden sich zurückerinnern und zu dem Herrn bekehren der Erde Enden, und vor ihm werden sich anbetend neigen alle Heidenstämme. Ist ja des Herrn das Königthum und herrscht er auch über die Heiden.“ [1] „O Gott, gib dein Gericht dem König, deine Gerechtigkeit dem Königssohn. Aufgehen wird in dessen Tagen die Gerechtigkeit und Friedensfülle, bis der Mond vernichtet wird. Vom Meere bis zum Meere wird seine Herrschaft reichen, vom Strom bis an des Erdballs Grenzen.“ [2] „In den Tagen dieser Reiche wird errichten der Gott des Himmels ein Reich, welches in Ewigkeit nicht wird zerstört werden, und dessen Herrschaft nicht wird gegeben werden einem andern Volke.“ [3] Dieses Messiasreich ist jenes Bild, welches Michäas schaute: „Und es wird sein der Berg des Hauses des Herrn gefestet auf der Berge Gipfel. Und zu ihm werden Völker strömen. Und es werden eilen viele Völker und sagen: Kommt, laßt uns hinangehen zum Berge des Herrn und zum Hause des Gottes Jakobs. Denn von Sion wird ausgehen Gesetz und des Herrn Wort von Jerusalem.“ [4]

In der That nur ein göttlicher Verstand, nur eine göttliche Kraft vermochte einem solchen Reiche die Verfassung zu geben; aber, diese Ver-

---

[1] Ps. 21, 28. 29. [2] Ps. 71, 2. 7. 8. [3] Dan. 2, 44.
[4] Mich. 4, 1. 2. Is. 2, 2. 3.

fassung einmal vorausgesetzt, sieht auch unsere menschliche Vernunft, daß für dieses Reich die vollendetste Unabhängigkeit von jeder staatlichen Gewalt Grundbedingung des Bestandes ist. Eine Einrichtung, welche in der denkbar mannigfachsten Umgebung, in den denkbar verschiedensten Verhältnissen, mitten im beständigen Wechsel und Fluß der Menschen unverändert ist und sein soll, muß ihrer innersten Natur nach von allem, was sie umgibt, ganz und gar unabhängig sein. Das leuchtet ein. Doch mit dieser flüchtigen Andeutung der Unabhängigkeit der Kirche dürfen wir uns hier nicht begnügen. Sie ist für die Frage, welche uns beschäftigt, von grundlegender Bedeutung.

Zunächst ist hier, wie bei allem, was die Kirche betrifft, der in der Heiligen Schrift zum Ausdruck gelangte Wille Christi zu befragen. Hat er, der göttliche Stifter, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Staate für seine Kirche gewollt, so besitzt sie dieselbe auch. Und jeder Versuch einer Verkürzung dieser Freiheit ist ein Angriff auf die von Gott festgesetzte Ordnung.

Schon in den mehrfach angeführten Worten des Herrn: „Gegeben ist mir alle Gewalt im Himmel und auf Erden; gehet denn hin und lehret alle Völker", liegt dieses Recht auf souveräne Unabhängigkeit unzweideutig ausgesprochen. Ohne jegliche Erwähnung der kaiserlichen Regierung zu Rom oder irgend eines andern der damaligen Machthaber, mit alleiniger Berufung auf seine eigene göttliche Macht und Gewalt, sendet Christus die Apostel in alle Welt, d. h. in alle Staaten. Er trägt ihnen auf, durch Verkündigung seiner Lehre, durch Einführung seines Gesetzes Fürsten wie Unterthanen dieser Staaten und dadurch die Staaten selbst seinem Reiche einzugliedern. Und dieser Auftrag, verbunden mit der ihm entsprechenden Gewalt, ist gegeben für immer, also für alle Nachfolger der Apostel, in Bezug auf alle Nachfolger der damaligen Staaten. „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis zum Ende der Welt."[1] Die Vollziehung dieses Auftrages wäre aber ganz und gar unmöglich, der Auftrag selbst somit widersinnig gewesen, wenn nicht zu gleicher Zeit den beauftragten Aposteln völlige Unabhängigkeit von jeder staatlichen Gewalt verliehen worden wäre.

Es befand sich ja die entstehende Kirche ausschließlich heidnischen, nicht christlichen Staaten gegenüber. Ist es aber da nicht Widersinn, anzunehmen, derartigen Staatsgewalten habe Christus einen bestimmenden

[1] Matth. 28, 20.

Einfluß auf Gründung und Leitung seiner Kirche vorbehalten wollen? Keine einzige derselben hätte es jemals freiwillig zugegeben, daß ihre Unterthanen dem Christenthum unterworfen würden. Durch eine solche Unterwerfung wären ja die meisten ihrer Einrichtungen und Gesetze, so viele ihrer angemaßten Gewalten wie mit einem Schlage vernichtet worden. Das feierliche „Gehet und lehret" des Gottmenschen würde sich also ohne diese Unabhängigkeit als ein nichtiges Wort, als ein gehalt- und machtloser Wunsch herausstellen. Alle Staatsgewalten ohne Ausnahme hätten sich das Wort der obersten jüdischen Behörde angeeignet, wodurch dieselbe den Aposteln die Ausbreitung der Kirche untersagen wollte: „Ernstlich hatten wir euch geboten, nicht zu lehren auf diesen Namen hin"[1], und wenn diesem Gebot der irdischen Gewalt eine rechtlich bindende Kraft zugekommen wäre, so gäbe es bis zur heutigen Stunde noch keine Kirche Christi. Aber wie damals die Apostel in klarer Erkenntniß ihrer vollen Unabhängigkeit diese Einmischung zurückwiesen mit dem Ausspruch: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen"[2], so hat auch die Kirche aller spätern Zeit durch Wort und That ihre Unabhängigkeit bekundet und sich ausgebreitet und gefestigt trotz staatlicher Verbote und gegen dieselben.

Ferner bezweckte der Herr bei Aussendung der Apostel, nicht nur die Menschen in den Staaten, sondern auch die Staaten selbst, d. h. die Staatsgewalten, seinem Gesetz zu unterwerfen, sie christlich zu machen. Ja, Christus mußte diesen Willen haben wegen des Zweckes, den er bei Gründung seiner Kirche verfolgte. Die irdischen Verhältnisse und Dinge sind ja Mittel für die Menschen, ihr ewiges Ziel zu erreichen. Die Sorge für dieses letztere übergab Christus der neugegründeten Kirche; als Lenker und Leiter der ersteren beließ er die Staatsgewalt. Christus mußte also wollen, daß diese irdischen Angelegenheiten, welche dem Staate unterstellt blieben, so geleitet würden, wie sie ihrer Bestimmung, Mittel zum ewigen Ziele zu sein, auch wirklich entsprächen, und zwar in jener Weise entsprächen, welche er innerhalb des Rahmens der Kirche festgesetzt hatte. Was heißt dies aber anders, als festsetzen, daß der Leiter selbst, nämlich die Staatsgewalt, christlich sei? Denn nur ein christlicher Staat kann sich zu der Auffassung bekennen, daß das Irdische dem übernatürlichen Ziele des Menschen dienstbar sein muß; und nur ein christlicher Staat wird das alleinige Recht der Kirche anerkennen, Führerin zu diesem Ziele zu sein. Wie konnte somit Christus wollen, daß die Staats-

[1] Apg. 5, 28. [2] Ebd. 5, 29.

gewalten als solche sein Gesetz auf sich nähmen, und zu gleicher Zeit wollen, daß es ihnen rechtlich überlassen bliebe, dies Gesetz und diese Kirche von sich zu weisen? Noch viel weniger aber konnte es der Wille des Herrn sein, einer Staatsgewalt das Recht zu gewähren, nach Unterwerfung unter das christliche Gesetz sich über dasselbe zu stellen und es von sich abhängig zu machen. Wer ein Gesetz zu befolgen und einer Einrichtung sich anzupassen hat, welche nicht von ihm herrühren, der kann doch nicht über diesem Gesetz und über dieser Einrichtung stehen. Beide sind seinem Einfluß entzogen, sind von ihm unabhängig. Mit einem Wort, der christliche Charakter einer Regierung kann vernünftigerweise nur die Folge haben, daß dieselbe dem concreten Christenthum, d. h. der Kirche Jesu Christi untergeordnet sei.

Fast noch klarer, weil mehr berechnet auf die ausdrückliche Hervorhebung der Unabhängigkeit der Kirche, drückt sich ihr Stifter an einer andern Stelle aus: „Wahrlich, ich sage euch, was immer ihr gebunden haben werdet auf Erden, das wird auch gebunden sein im Himmel; und was immer ihr gelöst haben werdet auf Erden, das wird auch gelöst sein im Himmel.“[1] Diese Worte aus göttlichem Mund müssen Wahrheit enthalten. Sie müssen auch wahr bleiben, solange es eine Kirche gibt, welche durch diesen Ausspruch die Binde- und Lösegewalt überkommen hat. Niemand, der noch in Christus den Gottmenschen erkennt, kann daran zweifeln. Allein, wäre die kirchliche Gewalt von der staatlichen abhängig: diese großartige Verheißung des Herrn, dieser Freibrief, ausgestellt von der göttlichen Wahrhaftigkeit und Allmacht selbst, würde bei der ersten Gelegenheit sich als ein werthloses Stück Papier erweisen. Gott selbst müßte ihn widerrufen. Ein Beispiel mag dies zeigen. Die nach der Voraussetzung abhängige Kirche erläßt ein Gesetz; der Staat, als über ihr stehend, hebt es auf. Weil nun diese Aufhebung von der rechtmäßigen Gewalt ausgegangen, so wäre Gott verpflichtet, sie anzuerkennen. Also falsch wäre, was Christus gesagt: „Was immer du binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein.“ Denn die Kirche hätte zwar gebunden, der Himmel aber, d. h. Gott, hätte gelöst.

Es besteht somit eine durchaus untrügliche Verbindung zwischen den Anordnungen der Kirche und deren Bestätigung durch Gott; und diese Verbindung schließt eben die kirchliche Unabhängigkeit ein. Denn keine Gewalt kann rechtlich binden, was Gott löst, und rechtlich lösen, was Gott

[1] Matth. 18, 18.

bindet. Gott hat sich aber durch Christus verpflichtet, zu binden, was die Kirche bindet, und zu lösen, was die Kirche löst; also kann auch keine Gewalt binden, was die Kirche löst, und lösen, was die Kirche bindet. Besagt dies nicht vollste Unabhängigkeit?

Was der ausgesprochene Wille des Stifters der Kirche so bestimmt hervorgehoben hat, das fordert nicht minder die Natur dieser Stiftung und ihr Zweck.

Die Natur einer jeden Gesellschaft wird bestimmt durch ihren Zweck. Zweck der Kirche ist, die Menschen ihrem letzten, ewigen Ziele, zu dessen Erreichung sie von Gott geschaffen sind, zuzuführen. Die Aufgabe der Kirche umfaßt also, wie das jenseitige, so auch das diesseitige Leben des Menschen, und zwar letzteres vorzugsweise. Ist ja doch das ganze irdische Leben, sind alle Verhältnisse und Vorkommnisse desselben nichts anderes als Vorbereitung und Mittel, um das jenseitige Ziel zu erlangen. Jene Anstalt also, welche nach Gottes Bestimmung die Menschheit in das andere Leben hinüberführen soll, muß, um ihre Aufgabe lösen zu können, auch das Recht besitzen, den Weg zu diesem Ziel zweckentsprechend zu regeln. Und weil diese Anstalt allein diesen Auftrag erhalten hat, so muß sie diese Regelung auch allein vornehmen können. Sie kann bei Ausübung ihrer Thätigkeit nie und nimmer einer rechtlichen Beeinflussung von seiten irgend einer andern Gewalt unterstehen.

Abermals ist das Ergebniß Unabhängigkeit für die Kirche, und zwar gefolgert aus ihrem Zweck. Doch die Betrachtung dieses Zweckes drängt mit logischer Unvermeidlichkeit einen gewaltigen Schritt über die bloße Unabhängigkeit hinaus.

Dieselben Menschen nämlich, welchen Gott ein letztes, ewiges Ziel vorgesteckt hat, und welche zur sichern Erreichung dieses Zieles in die von Christus gestiftete und organisirte Kirche eintreten sollen, diese Menschen sind zugleich, und zwar auch nach Gottes Willen, Glieder der verschiedenen auf der Erde bestehenden staatlichen Gemeinwesen. Diese beiden Gesellschaften, Kirche und Staat, durchdringen sich also, und zwar nicht bloß insofern sie die nämlichen Menschen in ihrem Verbande umschließen, sondern auch weil ihre Zwecke wesentliche Beziehungen zu einander haben. Allerdings findet die Thätigkeit des Staates ihren Abschluß in der Sorge für das zeitliche irdische Wohl; sie erstreckt sich nicht auf das ewige Heil der Menschen. Hierfür ist allein und unmittelbar die Kirche bestellt. Aber weil irdisches Leben und ewiges Ziel im Verhältniß von Mittel und Zweck, von Weg und Ziel zu einander stehen, so müssen auch jene zwei

Gewalten, welchen Gott die Sorge für beides übertragen hat, aufeinander hingeordnet, die eine muß der andern übergeordnet sein. Welche aber unter diesen zwei Gewalten den Vorrang besitzt, ist aus dem Vorhergehenden klar: er kann nur der Kirche gebühren.

Der höhere Zweck einer Gesellschaft erheischt nämlich auch deren höhere Stellung, und weil der Zweck der Kirche einfachhin der letzte und höchste ist, so ist auch ihre Stellung als Gesellschaft einfachhin die höchste. Daraus erwächst aber für den Staat eine Pflicht der Kirche gegenüber, und für die Kirche ein Recht gegenüber dem Staat. Der Staat hat die Pflicht, alles zu unterlassen, was dem höhern Zweck der Kirche hinderlich ist. Es steht aber der Kirche das Urtheil zu, inwieweit die zeitlichen und irdischen Angelegenheiten, über welche der Staat gesetzt ist, für ihren überirdischen Zweck nothwendig und nützlich sind; sie hat somit auch das Recht, hierüber Bestimmungen zu treffen, an welche der Staat sich zu halten hat. Das ist die sogen. indirecte Gewalt der Kirche über das Zeitliche. Es ist eine Gewalt. Denn, weil Gott der Kirche die Aufgabe übertragen hat, die Menschen zum letzten Ziele zu führen, und weil die irdischen Verhältnisse oft, sei es fördernd, sei es hemmend, auf die Erreichung dieses Zieles einwirken, so muß die Kirche auch die Macht besitzen, in solchen Fällen mit rechtlich bindender Gewalt aufzutreten. Diese Gewalt ist aber eine indirecte, weil von derselben das Zeitliche nur insofern betroffen wird, als es zum Ewigen in Beziehung tritt. Innerhalb der rein materiellen Sphäre bleibt die Staatsgewalt unabhängig und selbständig nach wie vor.

In der That hat also die Kirche Christi ein Verfügungsrecht über das Irdische, und in dieser indirecten Gewalt gipfelt gleichsam ihre Unabhängigkeit. Sie ist eben nichts anderes, als der concrete Ausdruck und die praktische Bethätigung der absoluten Nothwendigkeit, des absoluten Vorrangs jenes höchsten Zweckes, welchen die Kirche verfolgt: das ewige Heil der Menschheit. Wie nach den Worten des Erlösers der einzelne Mensch sich des Rechtes auf den Besitz und Gebrauch seiner eigenen Glieder begeben soll, wo der höhere Zweck es fordert[1], und wie er dadurch die Unterordnung seines leiblich irdischen Wohles unter das ewige zum Ausdruck bringt, so ist aus demselben Grund auch der Staat gehalten,

[1] Matth. 18, 8. Wenn aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, haue ihn ab und wirf ihn von dir. Denn besser ist es dir, in das Leben einzugehen verstümmelt oder lahm, als zwei Hände oder zwei Füße zu haben und in das ewige Feuer geworfen zu werden.

von seinen Rechten zu opfern, wenn die Kirche zur wirksamen Anstrebung ihres Zieles solch ein Opfer von ihm verlangt.

Neben dieser indirecten Gewalt, welche der Natur der Sache nach nur gelegentlich und vorübergehend sich äußert, besitzt aber die Kirche auch eine directe Macht über Irdisches und Zeitliches. Diese Macht ist das Recht auf den Besitz zeitlichen Gutes: ein Recht, welches vom ersten Beginn der Kirche sich bethätigte und bethätigen mußte; ein Recht, welches durch vollendete Unabhängigkeit vor aller nicht kirchlichen Beeinflussung geschützt ist und geschützt sein muß.

Das will man ja der Kirche gerne lassen: frei und selbständig zu sein im geistlichen, überirdischen Gebiet. Aber sobald sie gleichsam den Fuß setzt auf diese Erde, und zur Erreichung ihrer Ziele sich der irdischen Mittel bedient, da erklärt man sie der Hoheit des Staates für verfallen und will ihr zeitliches Gut, ihren irdischen Besitz seinen vermögens- und steuerrechtlichen Bestimmungen unterwerfen. Es ist dies eine Inconsequenz, welche zwar auf der Hand liegt, aber von Tausenden nicht beachtet wird.

Wohl liegt nämlich Ziel und Zweck der Kirche gänzlich außerhalb dieser materiellen Welt; überirdisch und geistlich sind auch viele ihrer Mittel. Allein da ihre Mitglieder Menschen sind, da sie selbst als sichtbar organisirtes Reich auf dieser Erde besteht und ihre Thätigkeit unter und für Menschen ausüben soll, so ist sie naturnothwendig angewiesen auf die Benutzung und deshalb auch auf den freien Besitz von irdischer Habe und irdischem Gut. Nicht zwar ist die Kirche Gottes ein Reich von dieser Welt, aber wesentlich ist sie ein Reich in dieser Welt und für diese Welt.

Ein doppeltes Leben ist also in der Kirche zu unterscheiden. Das eine ist ganz auf das Innere gerichtet, auf die Verbindung der einzelnen Menschen mit Gott, und in diesem Leben ist alles überirdisch, alles geistlich: Anfang, Ziel und Mittel. Das andere entspringt aus der gesellschaftlichen Natur der Kirche und ist auf Erhaltung der organischen Verbindung ihrer Mitglieder, der Menschen, gerichtet. Und zur Bethätigung dieses letztern Lebens bedarf die Kirche, so gut wie jede andere Gesellschaft, der irdischen, materiellen Mittel. Diese äußerlich sichtbare gesellschaftliche Natur gehört aber zum Wesen der Kirche, rührt von ihrem göttlichen Stifter her, nicht minder wie ihr überirdischer Zweck. Also ist auch das damit nothwendig verbundene Recht auf Besitz und Vermögen ein wesentlich göttliches Recht und kann in seiner Bethätigung nicht vom Staate abhängig sein. Diese Folgerung muß jeder zugeben, der die obigen Aus-

führungen aufmerksam gelesen. Dort sahen wir, daß Christus in dem Auftrag „Gehet und lehret alle Völker" sein Reich absolut unabhängig von aller Staatsgewalt errichtet hat. Wenn nun dieses Reich zu seinem irdischen Bestand, z. B. zur Ausübung des Cultus, zum Unterhalt der Beamten, zum Bau der kirchlichen Gebäude und Anstalten, irdischen Besitzes bedarf — und dieses Bedürfniß benöthigt keines Beweises —, so muß eben dieser Besitz auch ein unabhängiger sein. Abhängigkeit des zum Bestande nothwendigen Vermögens brächte ja Abhängigkeit des Reiches selber mit sich. Was die eine Hand gäbe, würde die andere wieder nehmen.

Das ist in ihren wesentlichen Zügen die Unabhängigkeit der Kirche Christi, eine Unabhängigkeit, welche nur ein Gott zu verleihen, nur ein Gott zu beschützen vermag. Nur mit solcher Unabhängigkeit bekleidet kann dieses Reich seinen Zweck erfüllen, seine Aufgabe lösen: zu sein die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Denn ohne diese Unabhängigkeit zerfällt sie nothwendig in so viele Einzelkirchen, als es Landesgrenzen und Staatsgewalten gibt; ohne diese Unabhängigkeit verliert sie den Zusammenhang mit ihrem apostolischen Ursprung, indem nicht mehr die Apostel und ihre Nachfolger, sondern die wechselnden Regierungsgewalten ihre Vorsteher sind; ohne sie wird sie aus der heiligen, vom Heiligen Geiste mit heiligender Kraft und Gnade geleiteten Heilsanstalt, eine Handhabe des Staates für seine rein materiellen, politischen und oft unheiligen Zwecke.

Das Wort des Apostels ist also gerechtfertigt: „Demnach, Brüder, sind wir nicht Söhne einer Magd, sondern einer Freien." [1]

Wenden wir jetzt den Blick vom Reich wieder auf den Herrscher in diesem Reich, auf den Papst. Die feste Grundlage für eine richtige Auffassung seiner Unabhängigkeit und Souveränität haben wir in der Unabhängigkeit und Souveränität der Kirche gewonnen.

II.

Ein Rückschluß vom Charakter eines Reiches auf die rechtlichen Eigenschaften seines Herrschers ist gestattet. Die allseitige, souveräne Unabhängigkeit des Reiches haben wir bewiesen. Daraus ergibt sich die unabweisbare Folgerung: also besitzt dieselbe Unabhängigkeit auch dessen Haupt; also ist der Papst wahrer Souverän. Er muß dies sein,

[1] Gal. 4, 31.

weil Christus seine Kirche, deren oberste Leitung er dem Papst übertragen, mit diesem königlichen Attribut souveräner Unabhängigkeit ausgestattet hat. Ist ja doch die Regierungsgewalt das formgebende Princip eines jeden Staates, einer jeden Gesellschaft. Wie nach dieser obersten Gewalt die staatlichen Verbände sich theilen in Monarchien und Republiken, so theilen sie sich auch nach demselben Princip in abhängige und unabhängige, in souveräne und suzeräne. Wer also, wie Christus der Herr, ein seinem Wesen nach unabhängiges, souveränes Reich ins Leben rufen wollte, der konnte nicht anders, als auch dessen obersten Leiter zum Souverän zu machen. Ein unabhängiges Reich mit einem abhängigen Herrscher ist ein Unding. Ist dem aber so, dann ist der Satz berechtigt: *Papst und Unterthan sind unvereinbare, wesentlich sich ausschließende Begriffe.*

Zu dieser höchsten und letzten Consequenz, zu dieser schärfsten und umfassendsten Formulirung der päpstlichen Unabhängigkeit werden wir geführt durch die *allgemeine* Betrachtung der Unabhängigkeit der Kirche. Es erübrigt, die Richtigkeit dieses Satzes *im einzelnen* zu zeigen, und zwar aus der Natur des Papstthums.

Zunächst ein Wort über die Tragweite dieser Erörterung.

Ein Beweis, welcher hergenommen wird aus der innersten Natur einer Sache, sieht völlig ab von allen Umständen, welche mit dem betreffenden Gegenstand vielleicht zufällig verbunden sind, welche aber fehlen können, ohne daß das Wesen der Sache eine Einbuße erleidet. Wenn wir also den Beweis erbringen für die souveräne Unabhängigkeit des Papstes aus der Natur der päpstlichen Würde, so wird dadurch diese Unabhängigkeit bewiesen für *jeden* Papst, für *alle* Zeiten. Daß der Papst unabhängig war und keinen weltlichen Obern über sich hatte, so lange er den Kirchenstaat besaß, ist klar. Da aber dieser weltliche Besitz nicht immer mit dem Papstthum verbunden war, so entspringt die aus ihm sich ergebende Unabhängigkeit nicht aus dem *Wesen* der päpstlichen Würde, sondern aus einer zunächst nur historischen Entwicklung. Die Schwierigkeit für die Anerkennung der Unabhängigkeit des Papstes entsteht durch die Betrachtung jener Zeiten, in welchen der Nachfolger Petri ohne irdische Herrscherrechte, in der größten Abhängigkeit von der weltlichen Obrigkeit lebte: die Zeit der ersten christlichen Jahrhunderte. Diese Schwierigkeit kann nur gehoben werden, indem man zeigt, daß das *Wesen* des Papstthums für seinen Träger die volle Unabhängigkeit von jeder irdischen Gewalt *rechtlich* erheischt. Alle Perioden der Geschichte, in

welchen der Papst diese Unabhängigkeit nicht besaß, bezeichnen also nur einen thatsächlichen, nicht einen rechtlichen Zustand.

Wie Gottes Weltregierung so manchmal zuläßt, daß durch die Blindheit und Verkehrtheit der Menschen ein Recht verletzt und unterdrückt wird, so hat dieselbe Vorsehung dies auch in der Geschichte des Papstthums zugelassen. Nur herrscht hier der Unterschied, daß, während bei anderen Rechtsverletzungen die Gründe für diese göttliche Zulassung uns oft unbekannt bleiben, bei Unterdrückung dieses päpstlichen Rechtes der Grund hell und strahlend sich zeigt. Denn könnte es einen mächtigern und überzeugendern Beweis für die Göttlichkeit des Papstthums und der Kirche geben, als ihr Wachsen und Erstarken ohne irdische Macht- und Hilfsmittel, als ihre Sieghaftigkeit trotz Verfolgung und Unterdrückung? Für jeden, welcher das Geschehen in der Welt- und Kirchengeschichte mit offenem Auge betrachtet, muß gerade diese Thatsache tief bedeutsam erscheinen: erst nachdem Papst und Kirche in blutigem, Jahrhunderte langem Kampfe, unterdrückt und vergewaltigt in fast allen ihren Rechten, ihre göttliche Existenzberechtigung erwiesen, erst dann treten sie auch äußerlich in die ihnen gebührende Machtstellung ein. Die göttliche Freiheit der Kirche begann durch die territoriale Selbständigkeit ihres Hauptes sichtbar und greifbar zu werden: es entstand der Kirchenstaat.

Wer möchte übrigens auch aus der Lage, in welcher sich die Kirche in den ersten Jahrhunderten befand, Folgerungen ziehen für das, was ihr rechtmäßig zukommt? oder aus den damaligen Umständen bestimmen, was ihr wesentlich gebühre, was nicht? Diese Lage war eben eine Zwangslage. Offenbar ist es aber, daß der göttliche Begründer der Kirche und des Papstthums solche Zustände nicht als die normalen und bleibenden für seine Schöpfung wollen konnte. Nein, die Erkenntniß vom Inhalt und Umfang der Rechte des Papstes, und besonders seiner Unabhängigkeit, wird nicht aus den wechselnden äußeren Verhältnissen, sondern aus dem innern Wesen des Papstthums gewonnen.

Wir haben oben die Kirche Gottes, den geistigen Bau, welchen Christus aufgeführt, uns vor Augen gestellt. Dieser Bau ist, wie wir sahen, ein lebendiger Organismus, ein Reich, welches die verschiedenartigsten irdischen Staaten und Regierungen nicht zwar in sich aufgehen läßt, wohl aber umschließt und zu einer höhern, überirdischen Gemeinschaft vereinigt. Die centrale Gewalt dieses Reiches, das Fundament dieses Baues, der Obere dieses gewaltigen Gemeinwesens ist der Papst: „Du

bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen."[1] Von ihm als Wirkursache rührt also alle Einheit, alle Festigkeit, aller Bestand dieses großen Hauses Gottes auf Erden. Jede Lebensäußerung dieses Riesenorganismus hat der Papst, mittelbar oder unmittelbar, zu leiten, und nur durch die Verbindung mit ihm lebt das einzelne Glied, lebt die Gesammtheit. Dieses Leben ist aber nicht ein rein geistliches, ein rein innerliches Gnadenleben, sondern es ist wesentlich und kraft göttlicher Anordnung auch ein äußerlich sichtbares, gesellschaftliches Leben. Auch dieses Leben und alles was zu ihm gehört, von der äußern Organisation bis zum irdischen Besitz, geht vom Papste aus, untersteht ihm in seiner ganzen Ausdehnung. Nehmen wir diese Ausdehnung materiell, so läßt sich ohne Uebertreibung sagen, daß es kaum ein Land, kaum einen Staat auf der Erdoberfläche gibt, in welchem dieses Leben sich nicht bethätigte. Also in allen Staaten, wo immer sich die Kirche findet, findet sich auch der Papst, seine Macht, sein Recht, seine Thätigkeit. Will man nun ihn unterordnen, abhängig machen von irgend einer Gewalt, so bleibt nur eine doppelte Annahme möglich. Entweder muß man sagen, jeder Fürst und jede Regierung sei berechtigt, den Papst als ihren Unterthan zu betrachten, oder aber, nur ein bestimmter Fürst und eine bestimmte Regierung besitze dieses Recht — zwei Annahmen, deren Ungereimtheit und Unmöglichkeit offen zu Tage liegen.

Im ersten Fall hätte der Papst nicht nur einen Obern, sondern viele tausend, nicht nur christliche, sondern auch heidnische, mohammedanische. Er hätte Obere, welche sich vielfach in größtem Mißtrauen, in erbittertster Feindschaft gegenüberständen. Er wäre in der einheitlichen Leitung der Kirche gebunden an tausend und noch mehr verschiedene Willen.

Im zweiten Fall würde dieser eine Fürst und diese eine Regierung durch ihren zu Recht bestehenden Einfluß auf den Papst auch der rechtliche Obere eines theils geringen, theils großen Bruchtheiles der Bevölkerung aller übrigen Staaten. Solch eine Regierung würde durch ihre Gewalt über den Papst ein Hoheitsrecht über die ganze Kirche erhalten. Das Amt also, welches dem Papste genommen, obwohl Christus der Herr es ihm übertragen, würde einer weltlichen Regierung in die Hand gelegt. Und, um die Unmöglichkeit dieser Voraussetzung gleichsam handgreiflich zu machen, welche Regierung und welcher Fürst unter den

[1] Matth. 16, 18.

vielen sollte denn dieses Recht ausüben, und von wem sollte die Bestimmung zur Ausübung ausgehen?

Man sieht, die innerste Natur der päpstlichen Würde, d. h. einer Herrscherbefugniß, welche sich erstreckt in alle politischen Gemeinwesen der ganzen Welt, schließt das Unterthanenverhältniß zu der Regierung irgend eines oder aller dieser Staaten nothwendig aus.

Aber, entgegnet man vielleicht, der Papst, d. h. jene Person, welche die päpstliche Würde bekleidet, ist nicht bloß Haupt der Kirche, sondern er ist auch, wie jeder andere, ein Mensch mit privatrechtlichen Beziehungen. In seiner Eigenschaft als Papst kann er nicht Unterthan sein, das geben wir gerne zu. Daraus folgt aber nicht, daß er auch als Privatmann keinen Obern anzuerkennen hat, um so weniger, als ja doch die irdische Obrigkeit und nicht die Kirche oder der Papst von Gott aufgestellt ist zur Leitung und Besorgung der zeitlichen, irdischen Verhältnisse. Derartig sind aber jene Beziehungen, in welche der Träger des Papstthums als Privatmann tritt; z. B. Verwaltung des eigenen Vermögens, Kauf und Verkauf der eigenen Güter u. s. w.

Und doch folgt die absolute Unabhängigkeit des Papstes auch in all diesen Beziehungen aus dem Wesen seiner Stellung als Haupt der freien Kirche Gottes.

Eingehend haben wir diese kirchliche Freiheit bewiesen, und gezeigt, daß ihre Bethätigung, ihre allseitige Durchführung wesentlich ein Recht des Papstes ist. Bei der Ausübung dieses Rechtes wird es aber oft vorkommen — die Geschichte liefert dafür zahlreiche Beweise —, daß der Papst den Uebergriffen einer Regierung entgegentreten muß, auch jener Regierung, welcher er, nach der Voraussetzung, in seinen privaten Beziehungen als Unterthan gegenüber stände. Würde in einem solchen Falle jeder Papst unter allen Umständen den Muth und die Charakterfestigkeit besitzen, mit dem Opfer seines eigenen Vortheils die Rechte und die Freiheit der Kirche zu vertheidigen? Würde nicht einem gewaltthätigen Fürsten und einer gewissenlosen Regierung auf diese Weise das Mittel in die Hand gegeben, einen Druck auf die Leitung der Kirche ihres Landes, ja der Gesammtkirche auszuüben? Freilich weist die Papstgeschichte heroische Beispiele der Standhaftigkeit gegen Gewalt und Bedrängniß auf. Aber Christus konnte die freie Bewegung, das freie Leben seiner Kirche nicht abhängig machen von der doch immer wandelbaren moralischen Stärke ihres Hauptes. Zudem ist es in den meisten Fällen weit leichter, augenblicklich angemaßter Gewalt sich zu widersetzen, als dem beständigen Einfluß einer

rechtmäßigen Obrigkeit gegenüber festzuhalten an der Pflicht, obwohl dieser Einfluß auf Verletzung der Pflicht gerichtet ist. Wäre der Papst im Gebrauch seiner rein persönlichen Freiheit gebunden durch eine über dieser persönlichen Freiheit stehende irdische Macht: mit psychologischer Nothwendigkeit würde auch seine — um uns so auszudrücken — päpstliche Freiheit in größere oder geringere Abhängigkeit gerathen. Es ist ja derselbe Mensch Papst und Privatmann. Die Pflichten des Papstes und die zeitlichen Interessen des Privatmanns begegnen sich also in derselben Person. In allen Fällen, in welchen der Papst, als Haupt der Kirche, eine Bestimmung zu erlassen hätte, welche jener Regierung mißliebig wäre, deren Unterthan er als Privatmann sein sollte, käme sonach sein irdischer Vortheil mit seiner überirdischen Pflicht in Streit. Jedesmal müßte er, um in diesem Kampf die Pflicht siegen zu lassen, auf Opfer, oft auf große Opfer gefaßt sein.

Oefter schon haben wir die Universalität des Reiches Christi und die Universalität seines sichtbaren Hauptes hervorgehoben. Wie die Kirche die Hürde ist für alle Völker, so ist der Papst der oberste Hirt aller Völker. Sein Wort muß von der gesammten Heerde aufgenommen werden wie der Zuruf eines guten Hirten. Es muß in die Herzen dringen ohne jegliche Beimischung von Mißtrauen oder Argwohn.

Und nun überschaue man einmal die Völker und Nationen in ihren politischen Gestaltungen. Die Nationen! Ist nicht dieses Wort fast gleichbedeutend geworden mit unversöhnlichem Gegensatz, mit erbitterter Feindschaft? Führen sie nicht mörderische Kriege gegeneinander, und wird nicht selbst der Friede unter ihnen zur Vorbereitung auf den Krieg, zur vertrauenslosen, wechselseitigen Ueberwachung? So ist es jetzt, so war es früher, so wird es sein. Lassen wir nun den Papst einmal Unterthan werden in einem dieser Länder: nicht Unterthan als Papst, gewiß nicht, nur Unterthan als Privatmann, dem Fürsten und den Gesetzen dieses Landes unterstellt in Bezug auf sein Vermögen, seinen Besitz; abhängig in der Regelung seiner zeitlichen Angelegenheiten wie jeder andere Bürger desselben Staates. Da tritt die Pflicht an ihn heran, unmittelbar einzugreifen in die kirchlichen Verhältnisse einer Nachbarnation, vielleicht während eines Krieges, welchen diese mit seinem, des Papstes, Landesherrn führt. Er muß mahnen, muß strafen. Mit welchen Gesinnungen wird da das Wort eines solchen Papst-Unterthans aufgenommen werden? Mit kindlichem Vertrauen, mit arglosser Bereitwilligkeit? Vielleicht. Aber liegt es nicht viel näher, zu fürchten, daß das gemahnte, das gestrafte

Volk in dem päpstlichen Mahner, dem Unterthan eines feindlichen Fürsten, ein politisches Werkzeug erblickt? Wie schnell wäre da nicht der Vorwand zum Ungehorsam gefunden! Der Papst war nicht frei in seinen Entschließungen, würde es heißen. Die Regierung, deren Untergebener er ist, unter deren Gesetzen seine persönliche Freiheit steht, hat diese ihre Stellung und Macht zu unrechtmäßigem Einfluß benutzt. Der Papst, in seiner Abhängigkeit, hat wider besseres Wissen und Wollen nachgegeben.

Und dies würde sich nicht einmal, sondern hundertmal wiederholen. Das Papstthum, diese seinem Wesen nach Frieden und Segen spendende Gewalt, diese heilende, ausgleichende, einigende Macht, würde mit seinem Träger als Unterthan zum Herd der Zwietracht unter Fürsten wie Völkern. Seine der Bestimmung nach freie Thätigkeit als Haupt der Kirche wäre durch die Abhängigkeit als Privatmann gelähmt und wirkungslos.

Ganz gut, erwiedert man uns; die Stellung des Papstes als Unterthan kann freilich von nachtheiligen Folgen für die Kirche begleitet sein. Aber diese schlechten Folgen entstehen aus der Verkehrtheit der Fürsten und Regierungen, welche ihre an sich berechtigte Gewalt über den Papst zu unberechtigtem Einfluß mißbrauchen. Gute Regierungsgewalten — und warum sollte es deren nicht geben? — handeln nicht so. Unter ihnen bliebe also der Papst, wenn auch Unterthan als Privatmann, so doch freier Souverän als Haupt der Kirche. Ein *begrifflicher* Gegensatz, d. h. ein Gegensatz, welcher immer und überall vorhanden ist, besteht also doch nicht zwischen Papst und Unterthan.

Was gehört denn eigentlich zum Begriff eines Unterthans? Doch wohl vor allem, daß der Betreffende, durch den Willen und die Bestimmungen eines andern wirklich gebunden ist. Wer ein ihm innewohnendes, unverlierbares Recht besitzt, jeden gegen ihn erlassenen Befehl, jedes gegen ihn gerichtete Gesetz aufzuheben und rechtlich unwirksam zu machen, bei dem fehlt die allererste und allernothwendigste Voraussetzung zum Unterthan. Thatsächlich mag ein solcher unter der Botmäßigkeit eines andern sich befinden, oder sich auch freiwillig in dieselbe begeben; aber da es von ihm abhängt, jeden Augenblick nach eigenem Gutdünken dieses rein thatsächliche Verhältniß zu lösen, so kann von einem Unterthanenverhältniß nicht die Rede sein.

Mit einer derartigen Befugniß ist nun der Papst ausgestattet, eben weil er Papst ist. Als solcher hat er nämlich, und zwar wesentlich und

unveräußerlich, alle jene Rechte, welche für das Bestehen der Kirche nothwendig und nützlich sind. Vor allem besitzt er also die Gewalt, dasjenige wirksam abzuhalten, wodurch eine freie, ungehinderte, einheitliche Leitung der Kirche beständig gefährdet, meistens unmöglich würde. Ob und wann aber diese Gefahr und diese Unmöglichkeit eintritt, kann natürlich niemand anders bestimmen, als der Papst selbst; denn ihm allein ist die oberste Hirtensorge für die Kirche übertragen. Daß aus der Beschränkung der persönlichen Freiheit des Papstes Uebelstände entstehen *können*, haben wir soeben gesehen. Es mag also die Regierung, zu deren Unterthan man ihn als Privatmann machen will, ihre Oberhoheit noch so gerecht, noch so unparteiisch ausüben; es mögen also durch diese gerechte Handhabung jene Mißstände für die Kirche thatsächlich vermieden werden: möglich bleiben sie. Und eben weil sie fortwährend möglich bleiben und jeden Augenblick wirklich werden können, muß auch der Papst beständig dasjenige Mittel besitzen, durch welches allein diese schlimmen Folgen wirksam verhindert und schon in ihrem Ursprung ertödtet werden. Dieses Mittel aber ist das ständige, ihm innewohnende Recht, jeden auf Hemmung seiner nöthigen Freiheit gerichteten Act als unwirksam zu erklären.

Ueberdies wäre ja diese loyale Handhabung der Oberhoheit über den Papst von seiten einer Regierung rein zufällig, wechselnd wie der Wechsel von Personen und Systemen. Gegen den schädlichen Einfluß schwankender Verhältnisse kann aber eine unwandelbar bleibende Einrichtung nur durch ein ständiges Recht geschützt werden. Der freie Papst ist eine unwandelbare Einrichtung. Er soll bleiben Jahrhunderte, Jahrtausende lang, stets derselbe. Also trägt er auch in sich das ständige Recht, diese Freiheit bleibend sich zu wahren.

(Fortsetzung folgt.)

Paul von Hoensbroech S. J.

Die Astronomie in den letzten Jahrzehnten.

(Fortsetzung.)

Wie weit ist unsere Reise bisher gegangen, oder, um die Frage in die wissenschaftliche Sprache zu kleiden, welches ist die Parallaxe oder Verschiebung der Sonne am Himmelsgewölbe, wenn man sie gleichzeitig im Horizonte und im Mittelpunkte der Erde betrachtet? Diese Verschiebung ist offenbar ein kleiner Winkel, und zwar gerade derjenige Winkel, unter welchem uns der Erdhalbmesser, von der Sonne aus gesehen, erscheint. Man könnte ihn auch die „scheinbare Größe" des Erdradius nennen. Je kleiner die Erde von der Sonne aus gesehen erscheint, um so weiter ist sie von ihr entfernt, mit anderen Worten, je kleiner die Parallaxe der Sonne, um so größer ihre Entfernung. Aendert sich die Parallaxe nur um eine Zehntel-Bogensekunde, so macht das in der Entfernung nicht weniger als 200000 geographische Meilen, und die Hälfte dieses Betrages bildet auch heute noch die Unsicherheit in der Basislinie aller Messungen im Himmelsraume. Ueber keine einzelne Größe am ganzen Firmamente ist seit mehr als einem Jahrhundert mehr gerechnet worden, als über die Sonnenparallaxe, und doch besteht, so sonderbar dies auch klingen mag, der Fortschritt der letzten 30 Jahre eigentlich in einem Rückschritte, indem man auf die Parallaxe des letzten Jahrhunderts zurückkam. Ein Rückblick auf den Verlauf des Ideenstreites mag lehrreich sein.

Schon im Jahre 1862 schloß man aus Beobachtungen der Marsoppositionen auf einen Werth zwischen 8,90 und 9,00 Sekunden; Newcomb bestimmte ihn im Jahre 1867 zu 8,85, ein Werth, der heute noch dem Nautischen Almanach zu Grunde liegt, später aber aus Beobachtungen über die Geschwindigkeit des Lichtes zu 8,81 verbessert wurde; die Marsopposition im Jahre 1877, beobachtet von Gill auf der Himmelfahrts-Insel, gab mit Bestimmtheit 8,78; Nyren berechnete aus Newcombs und Michelsons Beobachtungen der Geschwindigkeit des Lichtes zwischen den Jahren 1877 und 1882, und aus der Constanten der Aberration zu Pulkowa, den Werth 8,79 fast bis auf eine Hundertstelsekunde genau; die belgische Expedition in Santiago (Chile) und San Antonio (Texas) fand unter Houzeau nach einer neuen Methode den Werth 8,91. Die Contactbeobachtungen und Photographien der letzten Venusdurchgänge

von 1874 und 1882 geben, soweit die Resultate veröffentlicht sind, alle Werthe zwischen 8,60 und 8,95, je nach dem Gewichte, das man durch Schätzung den einzelnen Beobachtungen beilegt. Die englischen Berichte sind erst 1887, also fünf Jahre nach dem letzten Venusdurchgange, erschienen und geben nach Stone den Werth 8,82. Die Ergebnisse der deutschen Heliometer-Beobachtungen beider Venusdurchgänge unterliegen noch der Bearbeitung im Rechnungsbureau der Commission zu Berlin und sollen später in sechs Bänden erscheinen.

Nur wenig geringere Werthe erhielten die Beobachter der beiden Venusdurchgänge im vorigen Jahrhundert. Pingré veröffentlichte in den Mém. de l'Acad. des Sciences 1770 den Werth 8,80, Hornsby in den Phil. Trans. 1771 den Werth 8,78, Maskelyne in Greenwich den Werth 8,72, P. Hell S. J. in den Wiener Ephemeriden 1773 und 1774 den Werth 8,70, und Laplace in seiner Exposition du Système du Monde (3. Aufl. S. 207) 1808 den Werth 8,75.

Eine bedeutende Verschlechterung der Parallaxe veranlaßte Lalande, nicht infolge eines Rechnungsfehlers, sondern eines Vorurtheils gegen die dänische Expedition in Lappland, durch deren Ausschluß er den Werth 8,50 berechnete und so die Entfernung der Sonne um mehr als eine halbe Million Meilen zu groß erhielt. Die „ihm eigene Heftigkeit" mag allerdings, wie Encke ihm nachrühmt, „für die Astronomie häufig wohlthätig" gewirkt haben; in dem gegenwärtigen Falle aber übte sie bis vor einigen dreißig Jahren auf alle einschlägigen Rechnungen einen schädlichen Einfluß aus. Planmann, Lexell und Encke ließen sich von ihm verleiten, die Wardhuser Beobachtung, die einzige, die im hohen Norden vollständig gelungen war, in ihren Resultaten zu vernachlässigen oder abzuschwächen, und kamen so bezüglich auf die drei Parallaxenwerthe 8,43, 8,63 und 8,58, anerkanntermaßen sämmtlich zu klein. Encke gibt uns selbst den Schlüssel zu seinem Mißgriff mit den Worten: „Unstreitig würde die große Basis von dem nördlichen Lappland bis zu Otaheite (im Stillen Ocean) eine höchst sichere Bestimmung der Parallaxe erlaubt haben, wenn nicht manche Umstände zusammentrafen, die ihr Gewicht bedeutend schwächten." Hätte er ihr Gewicht nicht geschwächt, so wäre sein Resultat der Wahrheit ebenso nahe gekommen, wie das von Pingré und Hornsby. Was half es ihm, seinen „wahrscheinlichen Fehler" nach allen Regeln der Kunst auf 37 Tausendstelsekunden zu berechnen, während sein *wahrer* Fehler vielleicht mehr als fünfmal so groß war? Seine umfangreiche Berechnung der beiden Venusdurchgänge des vorigen Jahrhunderts nach

der sogen. „Methode der kleinsten Quadrate" wird für immer eine Musterrechnung bleiben; ihr Fehlschlagen zeigt aber auch, wie richtig Hall in einer Besprechung der verschiedenen Kriterien zur Auswahl günstiger Beobachtungen sagt, eine unbefangene Abschätzung sei mehr werth, als alle Regeln der Kunst. Die Autorität Encke's verschaffte seiner Parallaxe während eines Zeitraums von dreißig Jahren den Ruf der bestbestimmten Größe im ganzen Sonnensysteme. Erst im Jahre 1854 wagte Hansen, gestützt auf seine Mondtheorie, einen Zweifel gegen die kleine Parallaxe auszusprechen, der sich dann mehr und mehr bestätigte, wie oben des nähern gezeigt wurde [1].

Nach dieser geschichtlichen Abschweifung über die Entfernung der Sonne wenden wir uns zu den physikalischen Eigenschaften derselben, und schließen uns, um auch die Beobachtungsmethode kennen zu lernen, einigen Finsterniß-Expeditionen als Begleiter an. Wir werden dabei bemerken, daß im letzten Jahrzehnt keine Erscheinung an der Sonne so viel studirt wurde, wie die noch immer geheimnißvolle Corona.

Die Sonnenfinsterniß vom Jahre 1878, beobachtet von Langley und Newcomb auf dem Pike's Peak und Creston, zeichnete sich aus durch eine nie gesehene Ausdehnung der Corona, nahezu 12 Sonnendurchmesser weit zu beiden Seiten der verdunkelten Scheibe, aber zugleich auch durch ihren viel mattern Glanz, im Zusammenhange, wie man meinte, mit dem damaligen Stillstande in der Sonnenfleckenthätigkeit. Alle Spectrallinien der Corona erschienen matt, besonders die charakteristische Linie K 1474 im Grün, die den solaren Ursprung der Corona schon im Jahre 1869 außer Zweifel gestellt hatte.

Berühmt ist die Finsterniß vom Jahre 1882 geworden, die von den englischen Astronomen Lockyer und Schuster, in Begleitung einiger französischer und italienischer Beobachter, bei Sohag am obern Nil beobachtet wurde. Außer dem besonders reichen Lichte der Corona im violetten Theile des Spectrums zeigten die Photographien nichts Besonderes, und die kaum 74 Sekunden dauernde Finsterniß würde nicht viel von sich reden machen, hätte sich nicht eine in ihrer Art einzig dastehende Erscheinung dabei zugetragen. Trepied hatte in seiner Zeichnung der Corona in einer Entfernung von einem Sonnendurchmesser vom Rande der Scheibe

[1] Die Verdächtigung der Wardhuser Beobachtung ist übrigens von Newcomb für eine „reine Fabel" erklärt worden. Vgl. hierüber diese Zeitschrift Bd. XXXIV. S. 552.

einen sonderbaren Strahl verzeichnet, den er eine Stunde später mit einer von Schusters Photographien verglich. Eine weitere Vergleichung der zuerst und zuletzt aufgenommenen Photographien soll sogar auf eine kleine Ortsbewegung hingedeutet haben, — kurz, man hatte einen Kometen erwischt, von dem man weder zuvor noch später je etwas gesehen hat. Zu Ehren des regierenden Khedive, der das wissenschaftliche Lager mit einem militärischen Cordon gegen die Eingeborenen geschützt hatte, wurde dem unbekannten Wanderer der Name Tewfik angehängt.

Unstreitig die bedeutendste Finsterniß war die vom 6. Mai 1883, wegen ihrer außerordentlich langen Dauer von 5 Minuten und 24 Sekunden. Zwei Monate vor der Finsterniß fuhren sechs Mitglieder der amerikanischen Abtheilung von New-York nach Panama und setzten über die Landenge auf der Eisenbahn, mit ihren zahlreichen Kisten voll Instrumenten, Handwerkszeug, Proviant und einer guten Ladung von Backsteinen, Cement und Zimmerholz. Zu Wasser ging es dann die Westküste von Colombia und Ecuador entlang bis nach Colon, der Hafenstadt von Lima, wo sie sich einen Tag lang von der zwanzigtägigen Reise erholten; von da fuhren sie genau westlich in den Stillen Ocean hinaus, eine Strecke von ungefähr tausend geographischen Meilen, also mehr als die Länge des Erdhalbmessers, ohne einen Strich Landes oder auch nur ein fernes Segel zu gewahren, eine dreißigtägige Fahrt auf einsamer hoher See.

Endlich erschien die Insel Carolina als ein niedriger grüner Strich am Horizont. Ohne jegliche Kenntniß der Insel segelte der Kapitän vorsichtig um die Küste herum bis zu einer Lagune auf der Südwestseite, wo der Giebel eines europäischen Hauses zwischen den Cocospalmen herausschaute. Die Erscheinung eines Eingeborenen mit einem Hunde auf dem weißen Strande gab eine augenblickliche Hoffnung auf glückliche Landung zwischen den gefährlichen Korallenriffen. Allein im Nu war jener verschwunden, und ein Officier hatte im Walfischboote seinen Weg durch die schäumende Brandung zu suchen. Er kehrte zurück mit der Meldung, es seien auf der Insel sieben Eingeborne und zwei Holzhäuser, und die Ausladung könne sofort beginnen. Den ganzen Tag mußten die „Blaujacken" im Wasser stehen, um die flachen Boote ans Land zu ziehen und die schweren Lasten über die Korallenriffe des seichten Ufers zu tragen, jede Kiste an den mit Stöcken bezeichneten Ort, nach einem schon auf dem Schiffe entworfenen Lagerungsplane.

Nie wird der Anführer der Expedition, Professor Holden, nach seiner eigenen Betheuerung, die erste Nachtruhe nach der Hitze des Landungs-

tages und nach langer Seefahrt vergessen, die er in der Hängematte auf der Veranda des Holzhauses genoß, geschützt vor dem Lichte des Vollmondes durch die langen Zweige der Cocosnuß- und Pandanus-Bäume, erfrischt durch den kühlen Wind von der offenen See und eingelullt durch das eintönige Geräusch der Brandung, das nur zeitweilig von dem schrillen Krächzen eines vorüberziehenden Seevogels unterbrochen wurde.

Die Insel Carolina liegt 150 Grad westlich von Greenwich und 10 Grad südlich vom Äquator, also gerade 7 Grad nördlich von der im vorigen Jahrhundert berühmt gewordenen Venus-Durchgangsstation Otaheite. Sie wurde erst im Jahre 1874 von dem Nordpolfahrer Kapitän Nares entdeckt. Das war alles, was man von dieser Koralleninsel wußte.

Noch waren zwei Wochen Zeit bis zur Finsterniß; aber schon am ersten Tage hatten Maurer und Zimmerleute die drei Zeltwarten für die Astronomen Holden, Hastings und Preston vollendet.

Um 6 Uhr desselben Abends erblickte man vom Ufer aus die Lichter des französischen Dampfers L'Éclaireur, der die Astronomen Janssen und Trouvelot von Meudon, Tacchini von Rom und Palisa von Wien brachte. Schon in Panama waren einige englische Photographen zu den Amerikanern gestoßen.

Das Zusammentreffen dieser Gelehrten von fünf Nationen, die sich längst dem Namen nach kannten, auf einer kleinen, unbekannten Koralleninsel inmitten des weiten Oceans, soll ein sehr herzliches gewesen sein. Die officielle Sprache der auf 51 Personen angewachsenen Bevölkerung der Insel war nunmehr die französische.

Die folgende Woche wurde benutzt zur Aufstellung der Instrumente, zur Bestimmung der geographischen Länge und Breite und gelegentlich zur Durchforschung des neuen südlichen Himmels. Während der letzten Woche vor der Finsterniß war jeden Tag Generalprobe nach dem entworfenen Programme, und zwei Tage vor dem großen Schauspiele war alles in Bereitschaft.

Die Beobachtungen am 6. Mai waren erfolgreich, nachdem eine Wolke um 10 Uhr vormittags, kurz vor dem Anfang der Finsterniß, sich verzogen hatte. Das Hauptaugenmerk der Amerikaner richtete sich auf den längst vermutheten intramercuriellen Planeten Vulkan und auf die Beobachtung der Corona mit Spectroscop und Polariscop, während An- und Austrittszeiten des Mondes als Nebensache betrachtet wurden.

Professor Holden hatte schon Monate zuvor eine Sternkarte von 20 Grad Länge und 5 Grad Breite rings um die zu verfinsternde Sonne

entworfen, auf welcher auch die Planeten Saturn und Neptun erschienen, und hatte alle Sterne derselben nach Ordnung und Größe auswendig gelernt. Mit einem sechszölligen Fernrohr (6 Zoll im Durchmesser) suchte er von Beginn bis Ende der Totalität die ganze Gegend ab, fand alle verzeichneten Sterne sechster Größe, außer den dreien zunächst der Sonne, aber keinen Stern siebenter Größe, ebenso keinen Gegenstand, der nicht auf der Karte verzeichnet war. Im französischen Lager wurde von Palisa und Trouvelot nach demselben Vulkan gefahndet, mit demselben negativen Ergebniß, nur daß letzterer gegen das Ende der Finsterniß einen rothen Stern sah, der später von Holden für alpha Arietis erklärt wurde.

Hier war es auch, wo Hastings, Professor an der Universität zu Baltimore, den Grund zu seiner neuen Theorie der Sonnencorona legte. Er sah nämlich die schon oben erwähnte Spectrallinie K 1474 im grünen Theile des Coronaspectrums sich mit der Bewegung des Mondes auf der östlichen Seite des Sonnenrandes verkürzen, auf der westlichen verlängern, als ob sie nicht der ruhenden Sonnenatmosphäre angehörte, sondern am Mondrande durch Beugung des Lichtes entstände. Hastings behauptete dann auf Grund dieser Beobachtung, die Corona gehöre gar nicht der Sonne an, sondern sei eine Beugungserscheinung am Mondrande, also eine optische Täuschung.

Dieser Schluß schien aber in Widerspruch zu stehen mit den gleichzeitigen Beobachtungen Janssens, der einen 6-Zöller und einen 8-Zöller mit acht photographischen Kammern ins Feld geführt hatte und feststellte, daß die Corona während der ganzen Finsterniß unverändert geblieben sei und viel reflectirtes Sonnenlicht enthalte, daß ferner der Hintergrund des Coronaspectrums aus dem vollständigen Sonnenspectrum mit allen Fraunhofer'schen Linien bestehe. Hastings findet diese Erscheinungen allerdings mit seiner Theorie im Einklange, sieht sich aber bis jetzt der Gelehrtenwelt vereinzelt gegenüber.

Die englischen Photographien der Corona zeigten diesmal nicht so viele helle Linien, wie das Jahr zuvor in Aegypten.

Gleich nach der Beobachtung wurden die Berichte verglichen und aus dem Gedächtnisse ergänzt, dann ging's ans Packen und Einschiffen, und in drei Tagen war die kleine Gelehrtenversammlung wieder unter Dampf und Segel, mit gemischten Gefühlen von Trauer und Freude zurückblickend auf die Kette von kleinen Koralleninseln rings um die zwei Meilen lange und eine halbe Meile breite Lagune.

Die Seereise der amerikanischen Abtheilung ging erst gerade nördlich über den Erdgleicher nach den Sandwich-Inseln, wo sie nach zwei Wochen anlangte und von wo ihrer noch eine achttägige unangenehme Fahrt bis Californien wartete. Am 11. Juni landete sie in San Francisco nach hunderttägiger Abwesenheit von den Vereinigten Staaten und nach Zurücklegung von 15000 englischen Meilen.

Nach diesem etwas ausführlicheren Bilde einer wissenschaftlichen Expedition können wir uns über die folgenden Finsternisse kürzer fassen.

Die beiden Finsternisse von 1885, die ringförmige am 16. März und die totale am 9. September, wurden nur von einigen Liebhabern der Astronomie beobachtet und lieferten keine neuen Ergebnisse.

Bedeutender war die Finsterniß am 29. August 1886, zu deren Beobachtung amerikanische, englische und italienische Astronomen sich auf der Insel Grenada in Westindien versammelt hatten. Die Corona zeigte wesentliche Unterschiede von der Erscheinung im Jahre 1883 und wurde in einer gewöhnlichen Camera mittelst Schnellplatten photographirt, auf welche die Bewegung der Sonne nicht störend wirkt.

Da diese Finsternis, obwohl etwas kürzer an Dauer, doch viel dunkler gewesen sein soll, als die oben beschriebene von 1883, so möge hier eine Zusammenstellung verschiedener Berichte folgen. Die Instrumente standen auf der Brustwehr der Festung, geschützt durch gespannte Taue und Polizei gegen etwa dreihundert Schwarze, die in schweigender Erwartung umherstanden. Gegen 8 Uhr morgens, als die totale Phase herannahte, wurden die Schatten schärfer, wie die des elektrischen Bogenlichtes, und Gras, Bäume und Leute nahmen eine gelbliche Färbung an. Die Sterne, besonders Morgenstern und Mercur, standen in vollem Glanze. Ein rosenfarbiger Hof bildete sich um die Sonne, wurde violett und ging schon acht Sekunden vor der Totalität in die glänzendweiße Corona über mit ihrem zarten, schleierartigen Gewebe, etwa einen Sonnendurchmesser breit nach allen Seiten. Eine bläuliche Färbung breitete sich jetzt aus über Gras und Mauern, offenbar die Contrastwirkung der gelben Sonnensichel; die Schatten der Leute und Gegenstände wurden matter, bis sie mit dem letzten Strahle der scheidenden Sonne verschwanden. Die Luft wurde nicht kälter, aber auf einmal sehr feucht. Die Dunkelheit brach plötzlich herein, als der aschgraue Mond die schmale Sonnensichel in Tropfen zerriß und schließlich verdeckte. Mauern und Hügel erschienen gelblichblau, wie in einer Mondlandschaft, und gleichsam in die Ferne gerückt. Die Leute sahen aus wie von der Gelbsucht befallen.

Die Hähne fingen an zu krähen, die Grillen zu zirpen, die Hunde zu heulen und die Vögel in den benachbarten Bäumen zu zwitschern wie in der frühen Morgendämmerung. Der Himmel färbte sich nahe der Corona violett, weiter davon dunkelblau.

Diese Beschreibung mag allerdings die Enttäuschung wieder auffrischen, von welcher die zahlreichen und gut ausgerüsteten Stationen in Norddeutschland und Rußland am 19. August 1887 betroffen wurden: eine Enttäuschung, die noch schmerzlicher wurde durch die begeisterten Berichte von seiten einiger begünstigter Stationen unweit des Uralgebirges. Herrn Khandrikoff war es beschieden, die totale Finsterniß, die er 25 Jahre früher zu seiner Doctordissertation gewählt hatte, auf dem Berge Blaghodat in ihrer ganzen Schönheit zu sehen, freilich nur ausgerüstet mit Sextant, Chronometer und einem $3^1/_2$zölligen Fernrohre, das aber hinreichte, große Protuberanzen nachzuweisen, trotzdem während der 11 vorausgehenden Tage nur wenige Sonnenflecke zu sehen waren. Von der Station Petrowsk berichtet Glasenapp, die beobachtete totale Sonnenfinsterniß mit ihrer Corona habe an Schönheit und Pracht alles übertroffen, was er je darüber gelesen oder gehört habe. Neue Kenntnisse scheinen die spärlichen Beobachtungen und Photographien dieser verunglückten Finsterniß uns nicht verschafft zu haben.

Es erübrigen noch einige Bemerkungen über historische Finsternisse. Schwarz legte der Wiener Akademie eine Berechnung zweier Sonnenfinsternisse aus den Jahren 648 und 661 v. Chr. vor. Die erstere war am Morgen des 6. April total und ist wahrscheinlich die in einem von Stobäus uns erhaltenen Fragmente des Archilochus erwähnte. (Florilegium, ex. 10). Die andere war am 27. Juni in Assyrien und Persien partial und ist wahrscheinlich der Gegenstand der folgenden Inschrift des Asurbanipal, auf welche Krall aufmerksam gemacht hatte: „Im Monate Tammuz war eine Finsterniß des Herrn des Tages, des Gottes des Lichts. Die untergehende Sonne hörte auf zu leuchten, und in gleicher Weise verschiebe ich den Beginn des Krieges gegen Elam . . ."

Ein Irrthum Keplers wurde auch berichtigt von P. Rieß S. J. (Das Geburtsjahr Christi, 1880, Ergänzungsheft 11 u. 12 S. 19) in Bezug auf eine von Josephus Flavius (Antiquitates Judaicae XVII, c. 6, n. 4) erwähnte Mondfinsterniß, die in Jerusalem sichtbar gewesen sein soll in der Nacht nach der grausamen Hinrichtung von vierzig Studirenden und ihrer beiden Lehrer durch Herodes, nur wenige Monate vor dem Tode des Tyrannen. Keplers Finsterniß vom Jahre 750 a. u. c. war aller-

dings in Jerusalem sichtbar, aber erst gegen 2 Uhr morgens den 13. März, und an Größe nur 6zöllig. P. Rieß zeigt dann, daß eine andere Finsterniß drei Jahre früher, nämlich am 9. bis 10. Januar des Jahres 753 a. u. c., in Jerusalem total, ja beinahe central und in ihrem ganzen Verlaufe sichtbar war, und berechnet ihre Elemente und Phasen aus den Tafeln von Delhambre, Oluffen und Hansen.

Alle bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete werden aber überholt von Oppolzers jüngst erschienenem „Canon der Finsternisse", der für den Zeitraum von 1207 v. Chr. bis 2161 n. Chr. nicht weniger als 8000 Sonnen- und 5200 Mondfinsternisse enthält, und zugleich mit Schrams Hilfstafeln dem Geschichtsforscher wie dem Astronomen unentbehrlich sein wird.

Eine merkwürdige Thatsache ergibt sich aus einem von Ginzel berechneten Verzeichniß der historischen partiellen Finsternisse seit dem Jahre 563 n. Chr. Da dieselben für die Beobachtungsorte ausnahmslos größer als 6zöllig sind, so scheint es, als habe man Sonnenfinsternisse, bei welchen weniger als die halbe Sonnenscheibe verfinstert war, in früheren Zeiten entweder nicht beachtet oder nicht aufgeschrieben.

Von den selten vorkommenden Finsternissen wenden wir uns nun zu jenen Beobachtungen physikalischer Eigenschaften der Sonne, welche an jedem heitern Tage angestellt werden können und deshalb auch, wie aus früheren Zeiten, so aus den letzten Jahren in großer Anzahl vorhanden sind. Die Ansichten über den Bau der Sonne aus den drei Hüllen oder Sphären, welche einen dunklen Kern umgeben, der Photosphäre, Chromosphäre und Atmosphäre, haben sich infolge dieser Beobachtungen nicht wesentlich geändert, wohl aber weiter entwickelt.

Die Photosphäre oder Leuchthülle mit ihren charakteristischen Sonnenflecken und Fackeln liefert erklärlicherweise mehr Beobachtungsmaterial, als die nur mit dem Spectroscop zugängliche Chromosphäre oder Farbenhülle mit den purpurrothen Protuberanzen, während die Beobachtung der vielleicht nicht ganz mit Recht so genannten Atmosphäre oder Dunsthülle, die sich in der Corona zeigt, außer der Zeit einer Finsterniß mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Die Frage nach dem Aggregatzustande des Kernes wird, als der Beobachtung entrückt, von Fachmännern gar nicht berührt.

Ueber die Leuchthülle gibt uns die Sonnenphotographie, die von Janssen zu großer Vollkommenheit gebracht wurde, neuen Aufschluß. Dieser Beobachter von Meudon schließt aus seinen Bildern, besonders des

großen Sonnenflecks vom Juni 1885, auf scharf begrenzte, kreisrunde, leuchtende Körner, welche die Sonne wie ein netzartiges Gewebe bedecken, dichter zusammengedrängt in den glänzenden Fackeln, kleiner und dunkler und weiter auseinanderliegend im Halb- und Kernschatten der Sonnenflecke; Körner, die einige Minuten lang ruhig bleiben, aber schon nach einer Viertelstunde gewaltigen Veränderungen unterliegen. Es gibt freilich hier, wie überall, Skeptiker, welche von Luftströmungen im Fernrohre und von der photographischen Platte reden.

Indem wir eine von Trouvelot vorausgesetzte faserige oder fadenartige Hülle unter der Photosphäre, also unmittelbar auf dem Sonnenkerne, die von ihm benannte Nematosphäre, welche die Entstehung der Sonnenflecke erklären soll, nur im Vorübergehen erwähnen, wenden wir uns zu den neuesten Ergebnissen Spörers über diese „Makeln" des Tagesgestirnes. Ein Ueberblick über das reiche Material dieses Gegenstandes mag von Interesse sein. Die älteren Beobachtungsreihen der Sonnenflecke sind die von Scheiner S. J. (1618—1627), Hevel (1642—1644), Plantade (1705—1726), Zucconi (1750), Staudach (1749—1799), Flaugergues (1794—1830) und Böhm (1833—1836); neuere Reihen wurden geliefert von Spörer, Tacchini, Wolf, Epstein, Braun S. J., Heis und vielen anderen.

Nach Spörer beginnt nun die Fleckenbildung in einem Gürtel beiderseits des Sonnenäquators in einer Breite von $\pm$ 30 Grad. Dieser Gürtel verengert sich allmählich, erreicht nach drei oder vier Jahren seine größte Fleckendichtigkeit in einer Breite von $\pm$ 16 Grad und löst sich auf in einer Breite von $\pm$ 9 Grad, etwa 12—14 Jahre nach seinem ersten Entstehen. Aber schon zwei oder drei Jahre vor dessen Verschwinden entsteht eine neue Fleckenzone in derselben Breite wie zuvor, so daß zur Zeit des Flecken-Minimums zwei Fleckengürtel vorhanden sind, ein verschwindender nahe am Aequator und ein entstehender in größerer Entfernung, welch letzterer dann nach derselben Phasenentwicklung einem dritten weicht, und so fort. Dieser seit 1854 gut ausgeprägte Kreislauf scheint aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Störung erlitten zu haben, und ist überhaupt noch weit entfernt, in seinen Ursachen erkannt zu sein.

Mit dieser periodischen Annäherung der Fleckenzonen gegen den Aequator ändert sich auch ihre heliocentrische Länge, indem ihre Rotationsgeschwindigkeit zunimmt, eine unseren Passatwinden gerade entgegengesetzte Erscheinung, aber durch Beobachtungen außer allen Zweifel gestellt. Größerer Deutlichkeit halber erlauben wir uns, die Formel für die täg-

liche Winkelgeschwindigkeit der Flecke zu erwähnen. Diese enthält außer einem constanten, allen Flecken gemeinschaftlichen Gliede noch ein veränderliches, das sich mit dem Cosinus der Breite ändert, also am Aequator am größten ist, während umgekehrt bei unseren Passatwinden am Aequator die kleinste Winkelgeschwindigkeit obwaltet. Diese Formel gibt die Umdrehungszeit der Flecke am Aequator zu 25,094 Tagen, aber 30 Grad darüber und darunter nahezu anderthalb Tage mehr. Es scheint eben, als ob die Flecke bei ihrem Entstehen in höheren Breiten aus großer Tiefe emporstiegen und so gegen die Umdrehung der Oberfläche zurückblieben, bei ihrer Wanderung gegen den Aequator aber, von den umliegenden Massen mitgerissen, ihre Bewegung beschleunigten. Außer dieser gemeinsamen Aenderung der Umlaufszeit hat aber jeder Fleck bei seinem Entstehen noch eigene Schwankungen, indem seine westliche oder vorausgehende Hälfte schneller läuft, gleichsam aus höheren Regionen in die Tiefe steigt, während sein östlicher oder nachfolgender sich auf der Höhe hält, getragen von den aus der Tiefe aufströmenden und deshalb zurückbleibenden Gasen. Erst wenn die Höhe oder Tiefe des Flecks und somit seine Rotation einigermaßen stationär geworden ist, läßt sich aus ihr die Umdrehungsdauer der Sonne bestimmen, nach den Formeln von Carrington, Faye, Tisserand, Braun S. J. oder Spörer. Für seine Leistungen auf dem Gebiete der Sonnenflecken erhielt Spörer im Jahre 1885 den Valz-Preis.

Mit dem Maximum der Sonnenflecke, das sich letztesmal um mehr als zwei Jahre verspätete und nach Wolf im November 1883 stattfand, scheint das der Protuberanzen und magnetischen Curven zusammenzufallen, nicht aber das der Fackeln, das heißt der baumartig verzweigten, grellen Lichtlinien, das auf October 1880, also drei Jahre früher, angesetzt wird.

Mit dem Studium der Chromosphäre, die eben nur dem Prisma zugänglich ist, geht das des Sonnenspectrums Hand in Hand. Systematische Beobachtungen werden angestellt in Greenwich, Stonyhurst, Meudon, Rom, Potsdam, Herany, O'Gyalla und anderen Orten. P. Perry veröffentlicht seit einiger Zeit die mittlere Höhe der Chromosphäre und der Protuberanzen, sowie die Ausdehnung und größte Höhe der letzteren für jedes Jahr. Trouvelot will auch „dunkle" Protuberanzen beobachtet haben durch den Contrast mit dem scharlachrothen Hintergrunde des Wasserstoffs in den umgebenden chromosphärischen Wolken.

In den Flecken ist das Spectrum im allgemeinen dunkler als auf dem übrigen Theil der Sonnenscheibe, und die Fraunhofer'schen Linien erscheinen verbreitert, was auf größere Abkühlung deuten soll. Young

konnte die hellen und dunklen Linien der Kernschatten auch auf den Höfen, ja über die Flecke hinaus beobachten, und fand sie auf allen Flecken gleich. Liveing und Dewar glaubten auf alle diese Beobachtungen die Ansicht gründen zu können, daß die Protuberanzen vulkanische Gasausbrüche, besonders von Wasserstoff, seien, und durch ihre Gewalt eine Lichtung oder Vertiefung in der leuchtenden Hülle verursachten, die dann infolge der stärkern Lichtabsorption in der mächtigen Gasschichte als dunkle Flecken erschienen. Spörer zeigte auch, daß diese Vertiefungen durchschnittlich nicht über 200 geographische Meilen betragen.

Wenn wir über die Chromosphäre nichts Bestimmteres wissen, so hat dies seinen Grund darin, daß die Spectralanalyse der Sonne überhaupt noch voll von Geheimnissen ist. Im Jahre 1877 meinte Draper in New-York, in der Sonne den Sauerstoff nachweisen zu können. Er sollte sich im photographischen Spectrum nicht als dunkle Linie, wie die anderen Elemente, sondern als helle, verschwommene Bande zeigen, ein Verhalten, das natürlich schwer zu begreifen ist und sich auch als optische Täuschung herausgestellt hat. Dagegen hat vor kurzem Janssen in Meudon ein gewisses Sauerstoff-Spectrum, welches aus einer Reihe von Banden besteht, als Bestandtheil des Sonnenspectrums nachgewiesen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit hat man jüngst auch das Vorhandensein von Cadmium, Wismuth, Silber, Lithium und Platin nachgewiesen.

Bis vor kurzem wußte man von einigen Linien im Sonnenspectrum, z. B. den mit A und B bezeichneten Banden, nicht, ob sie der Sonne oder der Erdatmosphäre angehörten. Egoroff entschied die Frage, indem er das Sonnenlicht durch eine mehr als 60 Fuß lange Röhre leitete, die an beiden Enden mit durchsichtigen Platten geschlossen und inwendig mit condensirtem Gas gefüllt war. Die stärkere Absorption zeigte, daß die fraglichen Linien vom Sauerstoff in der Erdatmosphäre herrühren.

Eine andere sinnreiche Probe über den Ursprung dieser Linien wurde unlängst von Cornu ausgeführt. Indem er das Sonnenbild vor dem Spalte des Spectroscops hin und her schwingen ließ, etwa zwei bis drei Mal in der Sekunde, sah er auf einen Blick den Unterschied zwischen den ruhenden tellurischen und den schwingenden solaren Linien.

Die kartographischen Darstellungen des Sonnenspectrums mit seinen unzählbaren Linien sind neuerdings zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Die Karten von Angstrom, Lockyer, Fievez und Vogel sind überholt von derjenigen von Thollon, der sich durch sein großes Schwefelkohlenstoff-Prisma den Lalande-Preis der französischen Akademie erwarb,

und neuerdings von der genauern Karte Rowlands in Baltimore, dessen Beugungsgitter dem Prisma in manchen Punkten überlegen ist.

Indem wir nun die Chromosphäre dem weitern Studium der Astronomen anheimstellen, vernehmen wir, was sie uns zu erzählen haben über die äußerste Hülle der Sonne, die wir oben Atmosphäre genannt haben, ohne jedoch dadurch über ihren Aggregatzustand entscheiden zu wollen.

Daß diese Atmosphäre sich bei Finsternissen als weißstrahlende Corona entschleiert, ist mehrfach erwähnt worden; allein diese Erscheinungen sind zu selten und von zu kurzer Dauer, als daß man nicht hätte versuchen sollen, sie zu allen Zeiten und an allen Orten zu sehen. Dies ist nun auch versucht worden, zuerst von Huggins im Jahre 1883 in dem vielbewölkten England, dann von Woods in der reinern Luft des 8500 Fuß hohen Riffel in der Schweiz, später am Cap der guten Hoffnung und endlich von Shearmen in Canada. Auf den erhaltenen Photographien zeigt sich allerdings ein Lichtschein, der an demselben Tage ziemlich constant bleibt und sich von Tag zu Tag ändert; allein auf Photographien von partiellen Finsternißphasen auf der Insel Grenada und am Cap war die theilweise Bedeckung dieses Scheines durch den Mond nicht erkenntlich, so daß Huggins, nach einem längern wissenschaftlichen Streite mit Pickering (in „Science“ und „Observatory“), selbst an seinem Erfolge zweifelt. Nichtsdestoweniger glaubt Wright in New-Haven die Corona gesehen zu haben, indem er die blauen und ultravioletten Strahlen durch gefärbte Medien isolirte, die Sonnenscheibe abblendete und die Corona auf einem fluorescirenden Schirme auffing. Alle Parteien jedoch gehen ehrenvoll aus dem Wettstreite hervor, indem sie sich sämmtlich über den Krakatoa beklagen, der ihnen die Luft getrübt und die Entscheidung unmöglich gemacht habe.

Mit Umgehung der verschiedenen Hypothesen über die Natur der Corona, von Gaswolken, Himmelsstaub, Steinregen, Kometenschweifen, Meteorschwärmen, Lichtbeugung u. s. w., vernehmen wir lieber von Huggins und Young die bestimmte Thatsache, daß das Spectrum der Corona mit seinen hellen und dunklen Linien große Analogie hat mit dem der Kometenschweife, ferner daß es auf drei Lichtarten hindeutet: reflectirtes Sonnenlicht, glühende Massen und leuchtende Gase. Ueber die Natur der charakteristischen Corona-Linien weiß man nur, daß sie mit keinen bekannten Stoffen übereinstimmen, wohl aber Aehnlichkeit zeigen mit den photographischen Spectra einiger Fixsterne, z. B. des hellsten Sternes im Adler.

Eine Vermuthung Raynards, daß die äußere Gestalt der Corona von der Häufigkeit der Sonnenflecke abhänge, wie die Photographien der letzten 30 Jahre zeigen sollen, wird von Wesley zurückgewiesen.

Somit hätten wir den Inhalt unseres heutigen Wissens über den Bau der Sonne in allgemeinen Umrissen gekennzeichnet.

Eine für uns Sterbliche weit interessantere Frage bildet eine andere physikalische Eigenschaft des Sonnenkörpers, welche der Beobachtung ebenfalls an jedem heitern Tage zugänglich ist, nämlich die Wärme. Das alte Sprichwort von der goldenen Mitte scheint sich auch hier zu bestätigen. Aus dem Newton'schen Abkühlungsgesetze schlossen P. Secchi und Ericson auf eine Sonnentemperatur von einigen Millionen Grad. Gestützt auf ein neues Gesetz von Dulong und Petit, brachten dann Crova und Violle diese Hitze herunter auf etwa 2000° C., so daß die Sonne nicht wärmer wäre, als einige irdische Glutöfen zusammengenommen. Ein Rückschlag ließ nicht lange auf sich warten, indem Rosetti aus Experimenten mit dem elektrischen Bogen und anderen Wärmequellen fand, daß obiges Gesetz für hohe Temperaturen nicht richtig ist, und aus der neuen Strahlungsformel von Stefan die Sonnenwärme wieder auf das fünffache ansetzte, nämlich auf 10 000 Centigrad. Einen nur wenig größern Werth von 13 230 Grad hatte Zöllner angenommen. Allein auch dieser Werth wurde von Michelson, mit Verwerfung des Stefan'schen Gesetzes, vervierfacht, so daß nach ihm die Temperatur der Photosphäre auf 50 000 Grad anzusetzen ist. Ob mit dieser Zahl die goldene Mitte erreicht ist, wer will das je erfahren?

Langley hat auch die Sonnenstrahlung mit seinem Bolometer (Ausstrahlungsmesser) secirt und die Wellenlänge im hellen und dunklen Theile des Wärmespectrums gemessen. In jenem fand er die größte Energie der Wärme mit der des Lichtes im Gelb zusammenfallend, in diesem entdeckte er mehrere kalte Stellen, gleichsam dunkle Linien, ähnlich den bekannten Fraunhofer'schen Linien, und fand auch die üblichen Formeln von Cauchy, Briot und Redtenbacher zur Berechnung der Wellenlängen an dieser Stelle unzureichend. Trat schon die große Aehnlichkeit zwischen den Licht- und Wärmestrahlen durch die kalten Absorptionslinien hervor, so bestätigte sie sich noch weiter durch die Wahrnehmung, daß in beiden Fällen die kurzen Wellen stärker absorbirt werden als die langen, daß wir also hier auf dem Grunde des Luftoceans von dem rothen Ende des Lichtspectrums und ebenso von dem dunklen Ende des Wärmespectrums verhältnißmäßig eine größere Menge erhalten als von den entgegengesetzten Enden. Eine noch unerklärte Ausnahme scheint obzuwalten an dem äußersten Ende des dunklen

Wärmespectrums jenseits der Wellenlänge des siedenden Wassers, wo die Sonnenstrahlen plötzlich abbrechen. Da Wärmewellen von so großer Länge vom Monde wie auch vom elektrischen Bogen ausgestrahlt werden, so sind sie ohne Zweifel auch auf der Sonne vorhanden, werden aber auf dem Wege zu uns irgendwo festgebannt. Infolge dieser neuen Entdeckungen erhielt dieser Forscher im Jahre 1885 die Draper-Medaille und vor einigen Jahren auch die freigewordene Directorstelle der Smithsonschen Stiftung in Washington.

Ein mehr populäres Interesse gewinnt die Wärmestrahlung der Sonne, wenn wir ihren Einfluß auf die Meteorologie unseres Erdballs betrachten. Die Kgl. Astronomische Gesellschaft veranlaßte eine Vergleichung der Sonnenflecken-Beobachtungen mit den Temperaturwechseln in Kew von 1856—1879 und zu Toronto (Canada) von 1844—1879, in der Voraussicht eines Zusammenhanges zwischen den periodischen Flecken-Maxima und Minima und den Schwankungen der Durchschnittswärme der Sonnenstrahlung: eine Vermuthung, die gerechtfertigt schien durch die Thatsache, daß die Wärmestrahlung großer Sonnenflecke nur etwa zwei Drittel derjenigen der Umgebung beträgt, während umgekehrt diejenige der hellen Fackeln bedeutend größer ist. Indessen erwies sich der vermeintliche Zusammenhang auf jeder Station sehr zweifelhaft, und auf beiden nicht einmal übereinstimmend. Auch die in Montpellier angestellten Intensitätsmessungen der Sonnenstrahlung scheinen mit dem gegenwärtigen Flecken-Minimum nicht gleichen Schritt zu halten. Aehnlich war das Ergebniß zwischen Gewitter und Regen und der Fleckenhäufigkeit. Einer Zunahme in einem Erdstriche entsprach eine Abnahme in einem andern.

Eine auffallende Einwirkung der Sonnenthätigkeit auf Stärke und Richtung der Winde glaubte Gould in Südamerika wahrgenommen zu haben; an anderen Orten jedoch kam man nicht zu demselben Ergebnisse.

So geht denn aus den bisherigen Beobachtungen hervor, daß der Kampf der Elemente auf der Sonnenoberfläche auf unsere Atmosphäre keinen merklichen Einfluß übt, ausgenommen vielleicht die Nordlichter und magnetischen Störungen.

Unsere letzte Frage über den Sonnenkörper betrifft seine Gestalt und Größe. Sollte man nicht erwarten, daß die Sonne ebenso gut, wie unsere Erde und der Planet Jupiter, infolge ihrer Achsendrehung eine Abplattung besitze? Sollte man nicht fürchten, daß die unaufhörliche Wärmeausstrahlung nach allen Richtungen der Himmelskugel allmählich ein Zusammenschrumpfen des allbelebenden Feuerballs zur Folge habe? Die

uns zu Gebote stehenden Beobachtungen bestehen theils in Durchgangsbeobachtungen der Sonnenscheibe durch die Fäden eines Meridianinstrumentes, theils in Photographien. Greenwich liefert die ersteren, Moskau die letzteren. Hilficker in Neuchatel hat nicht weniger als 3468 Transitbeobachtungen aus den letzten 20 Jahren verglichen und glaubt ein Schwanken des Sonnendurchmessers mit der Häufigkeit der Flecke gefunden zu haben, während Auwers aus Beobachtungen von sieben verschiedenen Sternwarten alle derartigen Schwankungen auf sogen. „persönliche Gleichungen" zurückführt und überhaupt das Transitinstrument, und um so mehr die Camera, zur Entscheidung dieser Fragen für incompetent erklärt.

Doch wenden wir unsern Blick jetzt von der Sonne ab, hinaus in die Planetenwelt.

(Fortsetzung folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Lehr- und Rede-Weisheit des Heilandes.

Redeweisheit ist stets von den Menschen als eine erhabene und göttliche Gabe, als das Siegel höherer Begabung angesehen und hochgepriesen worden. Redemacht ist in der That das Scepter, welches die Herrschaft über die Herzen führt, das Schwert, welches die Geisterschlachten schlägt und entscheidet; sie ist das Organ des höchsten Segens, des Heiles und der göttlichen Offenbarung geworden. Wunderbares wird gemeldet von Erfolgen, welche erzielt worden von redemächtigen Menschen und Verkündigern des göttlichen Wortes.

Alles aber verschwindet vor der Redemacht des hochgelobten Meisters, der einst „mächtig in Wort und That" (Luc. 24, 19) das Gelobte Land lehrend und predigend durchzog und das Volk mit sich riß, unser Herr und Heiland Jesus Christus. Er hatte alle Eigenschaften eines rechten Lehrers. Er trug die Berechtigung zum Lehren und als Einsatz des Wissens alle Schätze der Weisheit Gottes und endlich das volle Verfügungsrecht über die innere Gnade für seine Zuhörer vermittelst seiner gottmenschlichen Natur in sich. Er war der Lehrer aller Lehrer und Gott und Mensch in einer Person. So fehlte auch der Erfolg nicht. Alle Evangelisten sind einstimmig über die großartige Wirkung seiner Predigt im Volke.

Diese Wirkung aber verdankte der Heiland nicht bloß den außerordentlichen übernatürlichen Lehrmitteln, die ihm zu Gebote standen, sondern auch seiner mehr natürlichen Lehr- und Redeweisheit, welche der Gegenstand dieses kleinen Versuches sein soll.

Also ein Stück gottmenschlicher Rhetorik! Es ist dieses eine sehr anziehende Studie und ganz geeignet, den Heiland uns nahe zu bringen, uns auch mit der natürlichen Größe und Schönheit seines Geistes bekannt zu machen und uns mit Bewunderung und Liebe für seine Person zu erfüllen.

Für jeden nachhaltigen Rede-Erfolg ist nun nothwendig, daß der Redner sich an alle Vermögen seiner Zuhörer wende und sich derselben für seinen Zweck bemächtige. Der Gegenstand, für den er eintritt, muß leuchten, gefallen und den Willen einnehmen. Deshalb muß der Redner durch hohen und klaren Geist auf den Verstand der Zuhörer wirken; er muß ihre Phantasie und ihre Sinne fesseln und ihren Willen mächtig anregen. Das sind nun auch die charakteristischen Züge an der Lehr- und Redeweisheit Jesu.

I.

Durch vier herrliche Eigenschaften wirkte der Verstand des Heilandes bei seinen Lehrunterweisungen auf das Erkenntnißvermögen der Zuhörer.

Die erste Eigenschaft war die Klarheit. Es trug zu dieser Klarheit vor allem viel bei die außerordentliche Kürze und Bestimmtheit, in welche der Heiland seine Lehre faßte; ferner die Einfachheit, mit welcher er seine Gedanken und Wahrheiten darlegt und entwickelt. Während der Geist der Propheten vielfach unter der Größe der Offenbarungen, die ihnen zu theil wurden, zu erliegen scheint, mühsam mit dem Ausdruck ringt und nach Himmel und Erde auslangt, um würdige Bilder und Vergleiche zu finden, fließt die Rede des Heilandes mit einer Klarheit, Durchsichtigkeit und natürlichen Leichtigkeit, wie die Wasser einer heitern Quelle abfließen. Besonders aber kommt der Klarheit ein gewisser Zug der Universalität zu gute, welcher die Lehrweise des Heilandes auszeichnet. Er war Gesetzeslehrer in Israel, aber nicht bloß für Israel, sondern für alle Zeiten und die ganze Menschheit. Seine Glaubens- und Sittenlehre sollte die geistig-sittliche Grundlage der künftigen Weltzeit sein. Seine Lehrweise mußte daher den Charakter der Universalität tragen. Das finden wir wirklich. Er ist Sohn Abrahams, Sohn des Gelobten Landes und Prophet in Israel, und die israelitische Religion, das Land, das Volk, seine Geschichte und seine Sitten spiegeln sich in seinen Lehrvorträgen, aber ohne Störung

dieses Zuges der Universalität. Ein Vergleich mit einem beliebigen Hauptstück aus einem Propheten oder mit einem Bruchstück erhaltener rabbinischer Redeweisheit bestätigt dieses vollkommen. Der Heiland ist eben Gottmensch und Menschensohn, und so stellt auch seine Lehr- und Redeweise das schöne Ideal der reinen Menschheit dar.

Die zweite Eigenschaft des Verstandes, welche der Heiland bei seiner Lehrthätigkeit offenbarte, ist die Tiefe und Erhabenheit, mit welcher er seine Lehren vortrug. Hierher gehören vor allem so manche geistreiche Vergleiche, wie wenn er das Auge mit der Leuchte vergleicht und den innern Geist, die Absicht und Gesinnung das Auge der Seele nennt (Matth. 6, 22. Luc. 11, 34); dann tiefsinnige Wortspiele, wie: „Laß die Todten die Todten begraben" (Luc. 9, 60), „Elias (Johannes der Täufer) ist schon gekommen" (Matth. 17, 11. 12); das geheimnißvolle und treffende Wortspiel mit „Geist, Hauch und Gabe", um den Heiligen Geist zu bezeichnen (Joh. 3, 8; 4, 10); das sinnreiche Spielen mit „Schlaf und Tod" (Matth. 9, 24. Joh. 11, 11). Vor allem glorreich offenbart sich die Tiefe und Erhabenheit der Redeweisheit unseres Erlösers in dem Lehrvortrag, welcher die Verheißung der Eucharistie enthält (Joh. 6). An dem Worte „Brod" entwickelt er die erhabensten Offenbarungen über seine Natur, seine Lebensaufgabe, seine Bedeutung für die Menschheit, sein künftiges Dasein und Wirken in dem hochheiligen Sacramente. Es ist immer dieselbe Idee, aber welche Mannigfaltigkeit, welcher Wechsel und Reichthum in den Wahrheiten! In diesen Bereich gehören erhabene Stellen, die wahre Visionen sind und dem Geiste ganze Welten von Geheimnissen offenbaren. Die Worte, mit denen der Heiland die rückkehrenden Jünger empfängt: „Ich habe Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen sehen" ... „Ich preise dich, Vater, daß du dieses den Weisen verborgen, den Kleinen geoffenbart" ... „Alles ist mir übergeben vom Vater, und niemand weiß, wer der Vater ist, als der Sohn, und wer der Sohn, als der Vater und derjenige, welchem es der Sohn offenbaren will" (Luc. 10, 21. 22. Matth. 11, 25—30), diese wenigen Worte beleuchten gleich Blitzen das ganze Geheimniß der Auserwählung und seine Entwicklung von den Uranfängen in der Ewigkeit bis in die Tage des Menschensohnes und hinaus bis zum Abschluß der Weltzeit; und der lebendige Ausgang und Mittelpunkt dieser großartigen Entwicklung ist niemand anders als der Gottmensch, die Quelle aller natürlichen und übernatürlichen Gotteserkenntniß und alles Heiles. Ebenso sind die Worte des Heilandes vor Sichem bei dem Herankommen der Sichemiten (Joh. 4, 35) und später bei der Annäherung der

Heiden an Jesus im Tempel, im Augenblick, wo er denselben für immer verläßt (Joh. 12, 24. 25. 31. 32), ein herrlicher Ausblick in das unermeßliche Erntefeld der Kirche in der Heidenwelt und auf die Herrlichkeit der Heidenkirche selbst. Und wenn der Heiland bei dem Anschwellen der Verfolgung gegen ihn in die Worte ausbricht: „Feuer bin ich gekommen auf die Erde zu werfen", und: „Das Schwert bin ich gekommen zu bringen und nicht den Frieden" (Luc. 12, 49 f. Matth. 10, 34), dann ist auch das ein Ausblick in die sturmbewegte Zukunft des Christenthums, das sich durch Eisen und Blut die Wege in der Welt öffnen muß. — Manche dieser erhabenen Stellen sehen sich wie Prophezeiungen an. Wer sieht in den Adlern, die um das Aas kreisen (Luc. 17, 37. Matth. 24, 28), nicht auch die römischen Adler, die gegen Jerusalem und das unglückliche Volk heranziehen, und am Ende der Zeit die Engel des Gerichtes und die zeitlichen Strafgerichte, die ihr Rachewerk thun werden an der sündigen Welt? Die Worte in der Parabel vom Prasser, daß seine Brüder auch nicht glauben werden, wenn selbst Lazarus aus der Ewigkeit käme (Luc. 16, 31), können als geheimnißvolle Voraussagung angesehen werden des beharrlichen Unglaubens der Juden selbst bei der Auferweckung des Lazarus und bei der Auferstehung Christi. Der Ausspruch aber: „Zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen baue ich ihn wieder auf" (Joh. 2, 19), ist eine wahre Prophezeiung seines gewaltsamen Todes und seines Wiederauflebens. Wahrhaft grauenerregend aber ist die Prophezeiung des Herrn über den Untergang des Volkes, wenn er sagt, die letzten Dinge dieses Geschlechtes werden schlimmer sein als die ersten (Matth. 12, 45). Es ist damit der Augenblick bezeichnet, wo dieses Volk, nicht mehr irre geführt vom Teufel der Abgötterei, sondern gejagt von der ganzen Hölle des religiösen Fanatismus, wie ein Wahnsinniger gegen Gott und Menschen wüthend, sich in das zeitliche und ewige Verderben stürzt. — Worte aber, wie: „Ich bin der wahre Weinstock" (Joh. 15, 1), „Ich bin das Licht der Welt" (Joh. 8, 12), „Ich bin der lebendige Wasserquell" (Joh. 7, 37), „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh. 14, 6), „Ich bin die Auferstehung und das Leben" (Joh. 11, 25), konnten eben nur ausgesprochen werden von der ewigen, göttlichen Weisheit selbst. Es sind Lichtsonnen, die unermeßliche Gebiete des Lebens, der Wahrheit, der Schönheit und der Seligkeit erschließen und beleuchten; wahre Abgründe und endlose Tiefen, in welche das Auge hinabsehen und sich der Geist vertiefen kann, ohne ein Ende zu finden. Gott allein erfaßt ihre ganze Bedeutung und Tragweite.

Die dritte Eigenschaft des Verstandes, die aus der Lehrweisheit des Heilandes hervorleuchtet, ist die Schärfe und Schlagfertigkeit. Wie scharf und geistreich folgert er aus sonst unbeachteten Worten der Schrift die Unsterblichkeit der Seele (Matth. 22, 32) und seine eigene Gottheit (Matth. 22, 43)! Mit welcher Ueberlegenheit und Ruhe löst er die Redeschlingen, in welchen die abgefeimte Bosheit seiner Feinde ihn fangen wollte! Eine stehende Streitfrage war die Beobachtung der Sabbatruhe, und mit wie vielen schlagenden Beweisen widerlegt er ihre übertriebenen falschen Satzungen! Bald greift er auf den tiefsten und erhabensten Grund des Gesetzes zurück, auf die Ruhe Gottes nach dem Schaffen, an welche der Sabbat erinnern sollte, und beweist, daß Gottes Ruhen nicht ein absolutes Feiern von Thätigkeit ist, sondern ein stetes Wirken zu seiner Ehre und zum Heile der Menschen (Joh. 5, 17); bald schlägt er sie durch das Beispiel anerkannter Heiligen des Alten Bundes (Luc. 6, 3 f.), der Priester im Heiligthum (Matth. 12, 5), ja durch ihr eigenes Thun, indem sie am Sabbat beschneiden (Joh. 7, 22) und für ihre Hausthiere sorgen (Luc. 14, 5. Matth. 12, 12). — Besonders aber sind es drei Gelegenheiten, bei denen sich die Ueberlegenheit und Schlagfertigkeit seines Geistes herrlich offenbarte. Die erste war das Urtheil über die Ehebrecherin, wo der Heiland, da die Priester in der bösen Absicht, ihn zu verderben, den Urtheilsspruch in seine Hand legten, von dieser Einräumung Gebrauch machte, den Fall höchst weise und majestätisch nach höherem Recht als Richter aller, der Ankläger wie der Angeklagten, entscheidet und die unehrlichen Ankläger in großer Beschämung und Furcht abziehen ließ (Joh. 8, 7. 8). Die zweite Gelegenheit war die Vernehmung des Herrn durch die Abordnung des Hohen Rathes nach der zweiten Säuberung des Tempels, in wessen Gewalt nämlich und auf welches Recht hin er so Hausrecht übe im Tempel. Der Herr entzieht sich der Schlinge durch die Gegenfrage, ob die Sendung des Johannes von Gott gewesen sei oder nicht. Die Juden sahen die Gegenschlinge, wollten nicht antworten und zogen sich mit einer Lüge rathlos zurück. Die Frage des Heilandes nämlich war nicht müßig und gegenstandslos, sondern hing mit der Frage des Hohen Rathes auf das engste zusammen und enthielt in sich schon die Antwort des Herrn, aber die Juden sollten dieselbe selbst geben. War die Sendung des Johannes von Gott, so brauchten sie sich nur an das zu erinnern, was Johannes von ihm bezeugt hatte, und es bedurfte keiner weitern Antwort, in wessen Gewalt er den Tempel säubere (Matth. 21, 23—27). Die dritte Gelegenheit war die verfängliche Frage mit dem

Zinsgroschen. Der Heiland hält sich einfach an die thatsächlichen Zugeständnisse, welche die Pharisäer und Herodianer selbst ihm gaben. Indem sie sich der römischen Münzen bedienten, anerkannten sie des Kaisers thatsächliches Recht, als Landesherr Steuern zu erheben. Deshalb sagt er: „Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers, Gott, was Gottes ist" (Matth. 22, 15—21). — Gerade dieser Fall aber zeigt auch, wie die Controverse und Dialektik des Heilandes nicht bloß darin bestand, daß er schlagend und siegreich die Gegner aus dem Felde warf, sondern wie er ihre böswilligen und unausgesetzten Angriffe auch benutzte, um positiv zu belehren und große, wichtige Offenbarungen und Gesetze für alle Zeiten zu geben. So knüpfte er an den Vorwurf, er und seine Jünger hielten sich nicht an die Satzungen der Alten, die weittragende Belehrung über die Bedeutung und den Werth der äußeren Beobachtungen und Satzungen (Matth. 15, 10 f.). Der Vorwurf von seiten der Pharisäer und Johannesjünger, er leite seine Schüler nicht zum Gebete und zum Fasten an, sondern gehe mit ihnen zu Gelagen, wird ihm ein Anlaß, die richtigen Grundsätze über äußere Strenge in der Lebensart festzustellen (Luc. 5, 34—39). Der frivole Gewissensfall aber, mit dem die Sadducäer ihn versuchten, gab ihm Anlaß, einen herrlichen Aufschluß über die Beschaffenheit des künftigen Lebens zu geben (Luc. 20, 34—38), und die Frage der Pharisäer über den Scheidebrief benutzte er, um nicht bloß das Gesetz der Unauflöslichkeit der Ehe, sondern auch den Rath der evangelischen Jungfräulichkeit zu verkünden (Matth. 19, 3—12). Das ist nun gewiß eine fruchtbare, segenbringende, erhabene und göttliche Dialektik. Seine Lehre gewinnt so gerade wie die Offenbarungen des Alten Testamentes einen eigenthümlichen Charakter der Gegenwart und Thatsächlichkeit. Die Offenbarungen Gottes hängen immer mit Thatsachen zusammen. Und so ist das Alte wie das Neue Testament Gesetzbuch und Geschichte zugleich.

Besonders herrlich aber offenbart sich die vierte Eigenschaft des Verstandes in den Lehrvorträgen Jesu, nämlich der Reichthum und die Mannigfaltigkeit. Der Heiland bedient sich wiederholt derselben Gedanken, Bilder und Parabeln, aber in den wenigsten Fällen sind es ganz dieselben. Immer ist etwas neu daran; bald ist bei demselben Gleichniß und Bild der Zweck ein ganz anderer, bald sind für denselben Zweck die Bilder anders gewählt, bald endlich gesellen sich bei demselben Zweck und bei demselben Bilde neue Umstände dazu und machen das Ganze wieder neu. Einige Beispiele mögen die Behauptung nach ihrer dreifachen Beziehung erläutern.

Neu und verschieden dem Zwecke nach sind folgende sonst gleichartige Parabeln, Bilder und Sinnsprüche. Zweimal bedient sich der Herr der Parabel vom verlorenen Schäflein, das der Hirt zur Hürde zurückbringt, und von der verlorenen Drachme, welche von der armen Frau gesucht wird. Beide Male will der Herr uns eine Idee von der großen Güte und Barmherzigkeit Gottes gegen die Menschen und Sünder geben, aber zu verschiedenen Zwecken. Einmal soll die Größe dieser Barmherzigkeit Gottes ein Beweggrund sein, vom Aergernißgeben abzustehen (Matth. 18, 7—14); das andere Mal soll eben diese Barmherzigkeit Gottes sowohl die Zöllner zur Buße aufmuntern, als auch die harten Pharisäer von der Härte gegen diese Aermsten abbringen und ihr Herz in Liebe und Mitleid ihnen zuwenden nach dem Beispiele des Heilandes selbst (Luc. 15, 1—10). Von Winzern und Arbeitern im Weinberg ist auch an zwei Stellen die Rede, und in beiden ist mit dem Weinberge die Heilsanstalt Israel gemeint, aber der Zweck und die Umstände sind verschieden. Das erste Mal sind die Arbeiter einfache Taglöhner (Matth. 20, 1—16), das zweite Mal Erbpächter (Matth. 21, 33—41). Dort ist der Zweck, die absolute Freiheit Gottes in Erwählung ohne Eintrag der Gerechtigkeit zu zeigen und zu beleuchten; hier, die Wegnahme der Heilsanstalt von Israel und die Uebertragung derselben an die Heiden in Aussicht zu stellen. Dort sind die Juden bloß mittelbar und insofern gemeint, als ihr Neid und ihre Anmaßung in der Unzufriedenheit der erstberufenen Arbeiter gestreift wird; hier sind sie in erster Linie bezeichnet in dem Mißbrauch, den sie von der anvertrauten Heilsanstalt machen, und in dem Mordplane gegen den Heiland. Dort ist von keinem Ausschlusse von der wesentlichen Seligkeit die Rede; denn alle Arbeiter bekommen den Denar, sondern bloß von der Ausschließung von Vorzügen und Vergünstigungen; hier wird einfach zeitliches und ewiges Verderben angedroht. — Die Parabel vom Gastmahl trug der Heiland auch zweimal vor, aber Zweck und Umstände sind ganz verschieden. Bei der ersten (Luc. 14, 16—24) beabsichtigt der Heiland, zu zeigen, daß es nicht genug sei, nach dem himmlischen Gastmahl der Seligkeit Verlangen zu tragen, sondern man müsse auch den Bedingungen nachkommen und der Einladung in die Kirche folgen; dieser Einladung werden die Juden nicht Raum geben, und deshalb werden sie keinen Theil am ewigen Hochzeitsmahle haben, während die verachteten Zöllner und Heiden folgen und Tafelgenossen des himmlischen Reiches sein werden. In der zweiten Parabel (Matth. 22, 1—14) geht der Zweck nicht bloß auf die Juden, sondern auch auf die Heiden, die statt

der Juden gerufen werden. Auch sie müssen die Bedingungen zur Zulassung zum Reiche Gottes erfüllen, sonst werden auch sie hinausgewiesen, was an dem einen Gaste bewiesen wird, der kein hochzeitliches Kleid anhat. Auch bezüglich der Juden treten neue Umstände dazu: sie zeigen in dieser Parabel nicht bloß eine ablehnende Haltung gegen die ladenden Boten, sondern einen ganz feindlichen Geist und morden die Diener des Königs, und diesen Frevel büßen sie auch mit dem zeitlichen Untergang ihrer Stadt.

Eine ähnliche Verschiedenheit des Zweckes bei Gleichartigkeit der Bilder finden wir bei einzelnen Sinnsprüchen und Vergleichen. So ist „Sauerteig" als geistiger Gährungsstoff bald in schlimmem (Luc. 12, 1), bald in gutem Sinn (Luc. 13, 21) genommen. Das apostolische „Salz" bedeutet bald im allgemeinen die apostolische Kraft und Wirksamkeit durch den Besitz der übernatürlichen Weisheit und Heiligkeit (Matth. 5, 13), bald die Kraft der gänzlichen Lossagung und Selbstüberwindung (Luc. 14, 34). Der Vergleich mit dem „Balken im Auge" wird hier gebraucht als Beweggrund, andere nicht zu beurtheilen (Matth. 7, 1); dort, sich anderen nicht als Lehrer aufzudrängen und andere von Gebrechen heilen zu wollen, an denen man selbst leidet (Luc. 6, 39—42). Das Sprichwort: „Der Schüler ist nicht über dem Meister", gilt bald als Aufmunterung, das Kreuz dem göttlichen Meister nachzutragen (Matth. 10, 24), bald als Abmahnung, sich falschen Lehrern anzuschließen, weil man sonst gerade so verkehrt wird wie sie (Luc. 6, 40). Das Wort: „Es ist nichts so verborgen, daß es nicht an das Licht kommt", ist an einer Stelle gebraucht als Ermunterung, die Lehre Jesu muthig zu predigen und zu bekennen (Luc. 8, 17); an einer andern als Warnung, sich nicht den Pharisäern anzuschließen, weil ihre Heuchelei und Schlechtigkeit einst geoffenbart werde (Matth. 10, 26. Luc. 12, 2). Der „Widersacher" ist bald das Gewissen, das Anklage erheben wird (Luc. 12, 58), bald der Nächste, mit dem man sich im Leben nicht versöhnt hat (Matth. 5, 25). Anscheinend widersprechen sich die zwei Aussprüche: „Wer nicht gegen euch ist, ist für euch", und: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich." Das ist aber nicht der Fall, weil sie an einer Stelle von der Angehörigkeit zum Apostelcollegium gesagt sind (Marc. 9, 39), an der andern von der Angehörigkeit zum Reiche Christi überhaupt (Matth. 12, 30). Das Sprichwort: „Mit dem Maße ihr ausmeßt, wird euch eingemessen werden", findet seine Anwendung bald bei der Strafe (Matth. 7, 2), bald bei der Belohnung für geleistetes Gute (Luc. 6, 38), namentlich für das apostolische Wirken (Marc. 4, 24).

In all diesen Fällen ist dasselbe Bild und dieselbe Redensart in verschiedenem Sinne angewendet und zu verschiedenem Zwecke verwerthet. Im Gegentheil weiß der Heiland zum selben Zweck gar verschiedene Bilder zu finden und anzuwenden. Um die Pharisäer ihres Unverstandes bezüglich der Sabbatruhe zu überführen, bedient er sich manch schlagender Beweise gegen sie aus dem Privatleben, wie sie nämlich selbst sich kein Gewissen daraus machen, für ihre Hausthiere am Sabbat zu sorgen. Wiederholt kommt dieser Gedanke, aber stets in einem andern Bilde, zum Ausdruck. Bald ist es ein Schaf (Matth. 12, 11), bald ein Esel oder ein Ochs (Luc. 14, 5), der verunglückt und aus der Grube gezogen werden muß. Dann ist der Vergleichungspunkt nicht das Herausziehen, sondern das Lösen von der Raufe und das Führen zur Tränke, und zwar ganz entsprechend dem Falle mit der gekrümmten Frau, die der böse Feind gefesselt hatte und die der Heiland jetzt löst (Luc. 13, 15). Wenn von der wunderwirkenden Macht des Glaubens die Rede ist, so wird dieselbe bald gezeigt an einem Baume, der entwurzelt (Luc. 17, 6. Marc. 11, 23), bald an einem Berge, der versetzt und ins Meer gestürzt wird (Matth. 21, 21). Das Ausharren im Gebet behandelt der Herr in zwei Parabeln. Einmal ist es ein Mann, der durch Zudringlichkeit seinen Freund zum Verabfolgen von Brod mitten in der Nacht zwingt (Luc. 11, 8); ein anderes Mal ist es eine arme Wittwe, die durch ihre unablässigen Bitten einen Richter dahin bringt, daß er ihr Recht spricht (Luc. 18, 5). Wiederholt auch vergleicht der Herr die Pharisäer mit Gräbern; bald nennt er sie „verborgene" Gräber, und man hat beim Ueberschreiten keine Ahnung, daß man sich an ihnen verunreinigt (Luc. 11, 44), bald „aufgeputzte" Gräber, die mit ihrem äußern Schmuck den innern Unrath verbergen (Matth. 23, 27). Um zur Wachsamkeit aufzumuntern, bedient sich der Herr bald des Bildes vom Thürhüter (Luc. 12, 36), bald vom Hausvater, der sein Haus vor dem Diebe bewacht (Matth. 24, 43), bald von den Brautjungfern, die den Bräutigam erwarten (Matth. 25, 1), bald von dem Verwalter von Haus und Hof (Matth. 24, 45). Das eifrige Schaffen bis zum Tode wird uns empfohlen in den Parabeln von den beiden Beamten (Matth. 25, 14. Luc. 19, 12).

Gerade dieses letzte Beispiel endlich zeigt uns, wie der Heiland selbst bei demselben Zweck und demselben Bilde endlich doch eine Neuheit und Verschiedenheit anzubringen weiß durch Aenderung verschiedener Umstände. In einer Parabel ist es ein gewöhnlicher reicher Mann, der seine Talente zum Wuchern an seine Diener vertheilt und den eifrigen Diener nach Ver-

dienst und Eifer belohnt, den trägen Knecht aber durch Entziehung des Anvertrauten und positive Züchtigung bestraft (Matth. 25, 14—30). In der andern ist es ein edler Königssohn, der seinen Privatbesitz Untergebenen anvertraut; er belohnt den eifrigen Beamten nach Verdienst aus dem Staatsschatze durch Verleihung von Statthalterschaften; den lässigen und frechen Knecht straft er bloß durch Entziehung des anvertrauten Geldes, dagegen läßt er blutige Rache nehmen an der Partei des Volkes, die ihn nicht zum Fürsten haben wollte (Luc. 19, 11—28). Diese ganz neuen Umstände entsprechen genau der Lage, in welcher der Erlöser sich damals befand. Es war auf der letzten Reise nach Jerusalem, und Freund und Feind erwarteten die Errichtung seines Reiches mit ganz entgegengesetzten Gesinnungen. Er warnt die einen und die anderen. Die Seinen sollen sich nicht eiteln Hoffnungen hingeben; denn das Anbrechen seiner zeitlichen Herrschaft sei noch nicht gekommen; sie sollen vielmehr die Zeit benutzen zu eifrigem Wirken. Den Feinden gegenüber enthüllt er sich nunmehr in seiner königlichen Eigenschaft und droht immer deutlicher mit den äußersten Strafen.

So offenbart der Heiland durch seine Lehr- und Redeweisheit in aller Herrlichkeit die Tiefe, die Schärfe und den Reichthum seines mächtigen Verstandes. In aller Wahrheit kann man sagen: „Hier ist wirklich mehr als Salomon" (Matth. 12, 42). Im besondern gilt von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit seiner Bilder und Redeformen das Wort, das er selbst gesprochen: der Lehrkundige sei dem Hausvater gleich, der aus seinem Schatze hervorlange Neues und Altes (Matth. 13, 52). Der Schatz seiner Weisheit ist unerschöpflich, und unter seinem vielkundigen Geiste gewinnt alles, selbst das Alte, den Reiz der Neuheit.

II.

Die Lehren und Unterweisungen des Weltheilandes waren alle von einem hohen und mächtigen Geiste getragen; aber sie wiesen nicht bloß, wie die Bäume im Winter, das kahle und schmucklose Gezweige und Geäste wahrer, erhabener und vielseitiger Gedanken, sondern erfreuten auch durch das Blätter- und Blütenwerk eines edlen und schönen Redeschmucks. Christus begnügt sich nicht bloß mit dem durchaus Nothwendigen und spricht nicht bloß in abstracten Gedanken zum Verstande, sondern er führt aus, beschreibt, er spricht zur Phantasie und zu den Sinnen, alles leibt und lebt bei ihm. Offenbar kann man in seinen Reden und Parabeln nicht allem eine tiefere mystische Bedeutung geben, und deshalb bemerken die Ausleger mit Recht von manchem, es sei bloßer Redeschmuck — ein

Zeichen, daß dem Herrn die Schönheit des Ausdrucks nicht gleichgiltig war. Im besondern bedient er sich hierzu folgender Mittel.

Vor allem braucht der Erlöser kaum allgemeine Ausdrücke. Spricht er von der Thierwelt, so ist es bald ein Adler (Luc. 17, 37), bald ein Rabe (Luc. 12, 24) oder ein Sperling (Luc. 12, 6), ein Fuchs (Matth. 8, 20), ein Scorpion (Luc. 11, 11). Handelt er von Bäumen, Gesträuchen und Pflanzen, dann ist es entweder ein Maulbeer- (Luc. 17, 6) oder ein Feigenbaum (Luc. 13, 6), eine Senfstaude (Matth. 13, 31), Minze, Anis, Kümmel (Matth. 23, 23), Tollkorn (Matth. 13, 25). Ein hochgradiger Schmerz ist ihm Heulen und Zähneknirschen (Luc. 13, 28). Geld bezeichnet er mit Drachmen (Luc. 15, 8), Minen (Luc. 19, 13) und Talenten (Matth. 25, 15). Weltliche Bestrebungen sind ihm Freude an der Landwirthschaft, an vergnüglichem Familienglück und herrschaftlichem Landbesitz (Luc. 14, 18 f.). — Selbst auf anschauliche kleine Beschreibungen läßt er sich nicht selten ein von Vorgängen aus Natur und Menschenleben. So beschreibt er das Aufgehen der Saaten (Marc. 4, 26 f.), die unheimliche Sinnesart und das Gebahren der bösen Geister (Luc. 11, 21 f.), die Sorglosigkeit der Welt beim Hereinbrechen des Gerichtes (Luc. 17, 26 f. Matth. 24, 37 f.). Wie treffend schildert er den Geist der Zeitgenossen seines Volkes in dem Bilde launischer spielender Kinder (Matth. 11, 16 f.) und, wenngleich nur mit einem Worte, den Charakter des Herodes (Luc. 13, 32)! — In derselben Absicht bediente er sich wiederholt der Sprichwörter, dieser zur Phantasie sprechenden Weisheit des Volkes (Joh. 4, 37. Luc. 4, 23. 24; 5, 31. 39. Matth. 19, 24. 52; 23, 24. Marc. 4, 22; 24, 25).

Noch öfter zieht er die umgebende Natur, das Leben, die Sitten und die Geschichte seines Volkes heran, um durch diese Bilder seine Worte zu beleben. Die Raben und Lilien läßt er den Menschen Vertrauen auf die Vorsehung Gottes predigen (Luc. 12, 24. 27), das kleine Senfkorn soll die innere Kraft und die äußere Machtentfaltung der Kirche aus der Demuth uns deuten (Matth. 13, 31), der unfruchtbare und verfluchte Baum verkündet an den Thoren Jerusalems das Gericht der Stadt (Luc. 13, 6. Marc. 11, 31), die Füchse und Vögel sollen uns eine Idee von der Armuth des Herrn geben (Luc. 9, 58), das verwesende, aber in hundertfacher Frucht aufgehende Weizenkorn sinnbildet die wunderbare Wirksamkeit des Todes Jesu (Joh. 12, 24) und der Weinstock zumal das ganze Geheimniß unserer mystischen Lebensgemeinschaft mit dem Heilande (Joh. 15, 1 f.). — Als geschichtliche Bilder mit verschiedener An-

wendung gehen an uns vorüber Abiathar und David (Marc. 2, 25 f.), die Königin des Südens und Salomon (Matth. 12, 42), die Propheten Elias und Elisäus (Luc. 4, 25. 27), die eherne Schlange Mosis (Joh. 3, 14), die Sintflut und das Gericht an Sodoma (Matth. 24, 37; 11, 23). Auch geschichtliche Vorgänge aus der Zeit des öffentlichen Lehramtes finden Verwendung in den Lehren Jesu, wie der Mord der Galiläer im Tempel und das Unglück am Thurme Siloe (Luc. 13, 3 f.) und der Neubau der Prophetengräber (Matth. 23, 29). Was geht nicht alles aus den Sitten und Gewohnheiten des jüdischen Volkslebens in höherer Weise belehrend in den Vorträgen des Heilandes an unserem Geiste vorüber! Ein Bild aus dem Straßenleben einer orientalischen Stadt (Matth. 6, 2), eine Scene aus dem Rechtsverfahren (Matth. 18, 25. 30), Tafelgepflogenheiten (Luc. 11, 39), Hochzeitsfeierlichkeiten (Matth. 25, 1), Arbeitgeber und Arbeitslohn (Matth. 20, 1), das jährliche Aufputzen der Gräber (Matth. 23, 27), die kleinsten Dinge im Haushalte, wie der alte Fleck auf dem neuen Kleide und die Schläuche zum Aufbewahren des Weines (Luc. 5, 36. 37), die verrotteten Zustände in der Finanzwirthschaft der hohen Beamtenwelt (Luc. 16, 1), der tyrannische Geist des heidnischen Regimentes (Matth. 20, 25), die sybaritische und materialistische Lebensweisheit der Lebemänner Israels (Luc. 12, 16; 16, 19), Scenen aus dem Land- und Hirtenleben (Joh. 10, 3. 4), und endlich die herrlichen Festceremonien im Tempel (Joh. 7, 37; 8, 12). Die Fischerei wird Symbol des Apostolates (Marc. 1, 17), die Auslese nach dem Fischzuge und der Ernteabend Bild der Vergeltung beim Gericht am Abende der Weltzeit (Matth. 14, 40. 49). Besonders anschaulich sind die Pharisäer gemalt mit ihrer auffälligen Tracht (Matth. 23, 5), mit ihrem verfasteten Gesichte (Matth. 6, 16), ihren Schaustellungen im Tempel und an den Straßenecken als lebendige Gebetsmühlen (Matth. 6, 5), mit ihren Almosentrompeten (Matth. 6, 2) und ihrem unduldsamen, neidischen und verbissenen Geist (Luc. 15, 25). Ein unvergleichlich schönes Muster von Naturwahrheit in Personenzeichnung ist die Parabel vom barmherzigen Samariter (Luc. 10, 30). Selbst die tiefsten Geheimnisse im Schoße der heiligsten Dreifaltigkeit, die ewigen Ausgänge der göttlichen Personen weiß der Erlöser in anschaulichen, sinnlichen Bildern, dabei in bewunderungswürdiger Tiefe zu geben (Joh. 5, 19. 20. 30; 16, 13—15).

Zum Material dieser Anschaulichkeit in der Lehrmethode gehört nun auch die Parabelweisheit des Heilandes. Es ist anziehend und lohnend, etwas näher auf dieselbe einzugehen.

Was ist denn nur eine Parabel? Eine Parabel (Luc. 21, 29. Joh. 10, 6. Matth. 13, 36. Marc. 4, 34) ist bald ein sinnliches Bild, bald ein ganzer Vorgang, der aus der sichtbaren Natur und Menschenwelt genommen wird, um Uebersinnliches, Geistiges daran zu erklären und anschaulich zu machen.

Warum lehrte nun der Heiland in Parabeln? Erstens gehörte dieses zur morgenländischen Lehrweise und ist deren eigenthümlicher Vorzug. Wollte also der Heiland als Weiser und Gesetzlehrer auftreten, so mußte er sich auch in dieser Lehrweise erproben. Zweitens war dieses von ihm ausdrücklich vorhergesagt (Ps. 77, 2. Matth. 13, 35). Der Psalmist verkündet in dem Bilde der Verwerfung des Stammes Ephraim (Ps. 77, 67) und im Abfalle der zehn Stämme vom Hause Davids den künftigen Abfall Israels vom „Sohne Davids" und die Verwerfung des Volkes, welche freilich vor allem durch die Schuld des Volkes, dann aber auch dadurch herbeigeführt wurde, daß der Heiland seine Lehre unter dem Schleier von Parabeln vortrug (Luc. 8, 10. Marc. 4, 11 f. Matth. 13, 13 f.). Es gehörte also diese Lehrweise zu den geheimnißvollen Absichten und Veranstaltungen der göttlichen Vorsehung. — Drittens bot die Art und Weise, in Parabeln zu lehren, viele Vortheile sowohl für die Zuhörer als für den Vortragenden. Sie war sehr passend für die geistige Beschaffenheit von Zuhörern der verschiedensten Stände und Bildungsstufen. Weil die Parabelweisheit sehr einfach, volksthümlich, für Geist und Phantasie sehr fesselnd ist, paßt sie namentlich für Ungelehrte, ohne jedoch dem Gelehrten gleichgiltig zu sein. Ebenso entsprach sie dem sittlichen Stande seiner Zuhörerschaft. Für Gute und Wahrheitsliebende war sie ein Sporn zum Nachdenken und Suchen, für Schlechte und Ungläubige aber ein wahres Gericht, wie es der Heiland selbst mit dem Propheten andeutet, „damit sie hören und nicht hören, sehen und nicht sehen". Sie erhielten zu viel Licht, um sich in Wahrheit entschuldigen zu können, und zu wenig, um es nicht mit einigem Anschein zu thun. So verachteten sie es und blieben in ihrem sündhaften Unglauben (Marc. 4, 12. Matth. 13, 11. 12. 14. 15). Ueberhaupt eignet sich die Parabel trefflich, um einschneidende und lästige Wahrheiten schonender vorzutragen. So verkündete der Heiland sehr oft in Parabeln die Verwerfung des Volkes (Luc. 14, 24; 19, 27; 20, 19. Matth. 22, 7). Es lag ferner in dieser Lehrweise eine zarte und barmherzige Rücksicht gegen die Heiden, deren sich viele bei den Vorträgen in Galiläa einfanden und die leicht abgestoßen werden konnten durch eine offene Darlegung der Glaubens-

und Sittenlehre Jesu. Indessen sprach der Erlöser nicht immer in Parabeln, wie wir dieses ja in der Bergpredigt sehen, sondern bloß dann, wenn es die geistige oder sittliche Anlage der Zuhörer erheischte (Matth. 13, 34. Marc. 4, 33. 34). So war mit den Parabeln allen gedient, sowohl denen, die „draußen", als denen, die „drinnen" waren (Marc. 4, 11). Für den göttlichen Heiland selbst aber hatte die Weise, in Parabeln zu lehren, den Vortheil, daß sich sein herrlicher Geist in all seiner Tiefe, Schärfe, Feinheit, in seiner ganzen Anmuth und Liebenswürdigkeit offenbaren konnte. Daher der ausgiebige Gebrauch von dieser Lehrweise in seinen Vorträgen. Sachliche und geschichtliche Parabeln, selbst erfundene und bekannte (Matth. 13, 52), größere und kleinere, ausgeführte und gleichsam nur angedeutete treten darin auf, so daß manche seiner Lehrvorträge ein schönes und mannigfaltiges Muster von Teppichweberei oder Tapetenstickerei bieten, in dem das Hauptbild von einer Menge kleiner Miniaturstücke eingefaßt und umrahmt ist. Damit gewann er bei dem Volk und bei den Gelehrten an Ansehen und Beliebtheit. In der That kann seine Parabeln jedes Kind fassen, und der Verstand des Weisesten genügt nicht, um sie durchzudenken.

So zog der Herr alles, Land und Leute, Religion, Sitte und Geschichte, ja, die ganze Schöpfung in seine Lehrweise hinein; alles sollte ihm Ausdruck, Träger und Vermittler seiner Lehre und höhern Wahrheit sein. Er sprach zum Geiste durch die Sinne. Und das ist der rechte Weg. Die Sinne sind für den Menschen die Quelle und der Anfang der natürlichen Erkenntniß, und selbst für die übernatürliche Wahrheit und deren Erfassung sind sie nicht ohne Bedeutung. Die natürliche wie die übernatürliche Schöpfung sind das Werk derselben Hand und desselben Geistes, und beide Ordnungen sind Offenbarungen des Schöpfers und seiner Geheimnisse, und zwar so, daß die eine die andere vorbedeutet, trägt, erklärt und vervollständigt. Die geistige wie die übernatürliche Wahrheit ist in der sinnlichen und natürlichen durch gewisse Ansätze, Bilder und Spuren vorbereitet, und so gestalten sich die beiden Ordnungen der natürlichen und übernatürlichen Schöpfung zu einem Gesammtreiche der Wahrheit. Vor diesem herrlichen und unermeßlichen Reiche der Wahrheit stand nun der Heiland, und sein gewaltiger Geist übersah und umfaßte jeden Augenblick die vielfältigen Gebiete dieses Reiches, alle Beziehungen zwischen ihnen lagen offen und klar vor seinem Auge, und deshalb fand er sogleich für jedes übernatürliche Geheimniß das entsprechende Spiegelbild in der natürlichen Ordnung. Leicht, wie die Hand des Künst-

lers durch die Saiten gleitet und mit jedem Ton die entsprechende und verwandte Saite in Schwingung versetzt, so spielte der Geist des Herrn auf dem großen Saitenspiele der Wahrheit, Widerhall erweckend in allen verwandten Gebieten der Schöpfung. So offenbarte der Herr in den schlichten und einfachen Parabeln die Rathschlüsse Gottes „von Anbeginn (Matth. 13, 35) und die Geheimnisse des Himmelreiches" (Matth. 13, 11). Ja, die Parabeln sind nicht bloß Sittenlehren, sondern auch Prophezeiungen vom Reiche Gottes in der Zukunft der Kirche. Das Wesen, die Eigenschaften, die Einrichtungen und die Schicksale der Kirche sind in den Parabeln des Herrn niedergelegt und zur Schau gestellt, und in der katholischen Kirche allein finden sie ihre vollständige Erfüllung.

III.

Die geistliche Beredsamkeit, wie überhaupt jede wahre Beredsamkeit, geht vom Herzen aus und geht zum Herzen. Der Redner spricht zum Verstande und zur Phantasie, um den Willen zu bewegen. So war es auch beim Welterlöser. Ein charakteristischer Zug seiner Lehrweise ist die Salbung, oder die wohlthuende Wirkung der Rede auf den Willen, die ihn wie Oel durchdringt, ihn schmeidigt, lieblich anmuthet, sanft umfängt und zum Guten neigt. Es geschieht dieses, wenn der Redner nicht bloß hohen Verstand zeigt und zum Verstande spricht, sondern auch Herz und Gemüth offenbart und an das Gemüth der Zuhörer sich wendet. So setzt der Heiland stets ein edles, gutes und weises Herz bei den Zuhörern voraus und hat auch selbst ein gutes Herz und läßt es zu seinen Zuhörern sprechen. Seine Worte sind nicht Blitze, die leuchten und schrecken, sondern friedliche, freundliche Sonnenstrahlen, die das Auge sanft erleuchten und das Herz wohlthuend erwärmen. Seine Rede wirkt immer auf den Willen, und das auf verschiedene Art und Weise.

Vor allem geschieht es dadurch, daß er dem Willen nachhilft durch Beweggründe. Kaum stellt der Heiland eine Forderung an denselben, ohne ihm auch Beweggründe zu bieten. Diese Beweggründe nimmt er überall her, bald aus der natürlichen (Luc. 14, 8—11), bald aus der übernatürlichen Ordnung (Joh. 13, 34), bald von seiten Gottes (Matth. 5, 45. 48), bald vom Nebenmenschen (Matth. 18, 15), bald von seiten dessen, an den die Forderung ergeht (Matth. 6, 4). Hier ruft er unsere Vernunft an, dort unser edles und seligkeitsbedürftiges Herz. Das Hohle der kleinlichen Nergeleien, Künsteleien und gezwungenen Deutungen des Gesetzes bei den Pharisäern zurückweisend, erfaßt er selbst das Große, den Geist des Ge-

setzes, hebt immer das Vernunftgemäße, Naturentsprechende, Schöne, Erhabene und Trostvolle seiner Religion hervor und überläßt dann die Wahl unserem Herzen. Er lehrt stets, was wirklich fördert, ermuntert, wohlthut und erhebt. Deshalb drängt er auch stets das große Ziel, den Himmel, als Belohnung in den Vordergrund und spricht stets von dem herrlichen und ewigen Reiche, das uns für alles Gute erwartet, selbst für das Kleinste (Matth. 10, 42). Thue das, sagt er, und du wirst glücklich sein. Immer wiederholt er dies (Matth. 5, 3 f. Joh. 13, 17). Nur nothgedrungen greift er zu Drohungen und nur gegen die Unehrlichkeit und Unduldsamkeit ist er unversöhnlich (Matth. 23). Es gibt Lehrvorträge, die an Inhalt, Umfang und Steigerung wahre Muster rednerischer Anlagen sind, wie die Warnung vor der ungeordneten Sorge um die tägliche Nothdurft (Luc. 12, 22—31), die Aufforderung, mit ihm das Kreuz (Luc. 9, 23—27) und die Verfolgung zu tragen (Luc. 12, 4—12), und besonders die Rede gegen das Aergernisgeben (Matth. 18, 7—14).

Nicht selten sind jene Stellen, welche trotz ihrer Kürze rührendes und tiefes Pathos entwickeln. So der Augenblick, als die Verwandten des Erlösers in das Haus eindringen wollen, wo er, vom Volke und seinen Jüngern umgeben, lehrte, um ihn als überspannt mit sich nach Hause zu führen. Zum zweiten Male gemahnt, daß seine Mutter und seine Brüder draußen stehen, ruft er aus: „Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?“ Dann breitet er seine Arme aus und heftet seinen Blick auf die Apostel und die Umstehenden, und sagt: „Wer den Willen meines Vaters thut, der ist mir Mutter, Schwester und Bruder“ (Matth. 12, 46. Marc. 3, 31). — Wie eindringlich sind die Worte, mit denen der Heiland die großartige Vision abschließt, in welcher er Geheimnisse der göttlichen Vorerwählung entrollt und sich selbst zum Mittelpunkt und Ausgang dieser Vorerwählung hinstellt: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet mein Joch auf euch und lernet von mir; denn ich bin demüthig und sanftmüthig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Mein Joch ist süß und meine Bürde leicht“ (Matth. 11, 28 f.). Wer ist im Stande, die Tiefe und Innigkeit dieser Worte je auszudenken und auszuempfinden? — Ebenso ergreifend sind die Worte, mit denen der denkwürdige Tag in Capharnaum schließt, wo sich das eben noch so begeisterte Volk auf die Verheißung des größten Geheimnisses der Liebe in Unglauben von ihm wendet und einen schmerzlichen Riß der Trennung selbst unter die Jünger treibt. Mit bewegtem Herzen richtet sich der Heiland an die Apostel,

die ihn noch umstehen: „Wollet auch ihr mich verlassen?“ (Joh. 6, 68.) — Von erschütternder Wirkung ist auch die Ironie auf Jerusalem, als die Pharisäer Christus durch List dahin zu bringen suchten, Peräa zu verlassen und nach Judäa zu kommen, damit er dort in ihre Schlingen falle: „Allerdings geht es nicht an, daß ein Prophet stirbt außer Jerusalem“ (Luc. 13, 33); ebenso ergreifend die wiederholte Ansprache an die gottesmörderische Stadt: „Jerusalem, Jerusalem, das du die Propheten mordest und die steinigst, welche an dich gesendet sind! Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter den Flügeln birgt, und du hast nicht gewollt“ (Luc. 13, 34; 19, 42 f. Matth. 23, 37). Wie inhaltschwer ist das eine Wort an den Verräther: „Freund, mit einem Kusse verräthst du den Menschensohn?“ (Luc. 22, 48.)

Das herrlichste Beispiel rührenden und ergreifenden Pathos ist aber die Abschiedsrede. Drei Gemüthsbewegungen namentlich, ganz der Lage des Augenblicks entsprechend, kennzeichnen dieses Meisterwerk der Lehroffenbarung des Heilandes. Es ist erstens die Liebe und Herzlichkeit. Liebe begleitete alle Reden und Thaten Jesu. Hier aber bewirkt sie gleichsam einen gewaltsamen Durchbruch. Sie enthüllt sich offen, quillt frei und endlos, ergießt sich in die Herzen der Apostel und durch sie in die Herzen der Gläubigen und der ganzen Menschheit, und will sie, alle in sich fassend, zu einer großen Liebeseinigung mit dem Vater im Heiligen Geiste verbinden. Man fühlt in den abgebrochenen Sätzen des hoheprieſterlichen Gebetes gleichsam das Pochen und den Herzschlag der Liebe. Es ist wirklich das Sonnenlied der gottmenschlichen Liebe (Joh. 17, 20 f.). Die zweite Gemüthsbewegung ist die Wehmuth, die reiche, schmerzbewegte Stimmung wegen der nahen Trennung, wegen des herannahenden Leidens und bittern Todes; Wehmuth wegen der verhängnißvollen Rückwirkung, die sich in endlosen Leiden und Verfolgungen über die Seinen aller Zeiten entladen wird. Darüber ist sein Herz erschüttert, seine Stimme stockt, und nur mühsam bleibt er Herr seiner Bewegung (Joh. 13, 33; 15, 19 f.; 16, 16 f.). Aber immer siegt am Ende der Muth und die Trostseligkeit, und das ist der dritte Charakterzug der Rede. Ja, Trost fließt so reichlich, so wesenhaft, daß das Leid in die kräftigste Freude umschlägt: die Trostrede wird geradezu Kriegs- und Siegesruf (Joh. 14, 30; 16, 33), und die Apostel, getragen und gehoben von der Wahrheit und Klarheit des Trostes im Glauben, treten mit Zuversicht aus dem lichten Saal des Abendmahles den düsteren Gang nach Gethsemane an (Joh. 16, 29). So ist die Abschiedsrede nicht bloß der Höhepunkt der Offenbarung seines Geistes

und seiner Wahrheit, sondern auch das Meisterwerk der Beredsamkeit seines Herzens, eines wahren Menschenherzens, bewegt, wie das unsrige, von Freude, Furcht, Mitleid, Traurigkeit, Wehmuth, Muth, Liebe, zärtlicher Liebe und Freundschaft und allen Veränderungen und Wechseln des irdischen Gemüthslebens.

Freilich gab es auch noch andere Mittel, durch welche der Heiland auf den Willen seiner Zuhörer wirkte. Es war dieses vor allem die Hoheit und Abgeschlossenheit seines Charakters und die allseitige Consequenz: die Consequenz seines Geistes, die, wie die Wahrheit selbst, sich nie durch einen Widerspruch verläugnete, nie einen Widerruf erheischte, nie eine Unsicherheit, ein Schwanken, ein bloßes Vermuthen durchblicken ließ, oder nur halb Zutreffendes aussprach; die moralische Consequenz, welche die vollkommenste Uebereinstimmung des Lebens mit der Lehre und die höchste Heiligkeit, über allen Fehl und Tadel erhaben, darbot. Dazu kam die Auctorität, mit welcher er seine Lehre vortrug und sich selbst bezeugte. Es war nicht die Auctorität eines Weisen und Gesetzlehrers, die er beanspruchte, sondern die eines Gesetzgebers und unumschränkten Herrn des Gesetzes und der Religion. Er berief sich nie auf die Auctorität anderer Lehrer und führte nicht deren Meinungen an, wie dieses Gebrauch der jüdischen Gesetzlehrer war. Er selbst ist die Auctorität. Deshalb spricht er so oft: „Ich aber sage euch", und zwar als Vollender des alten Gesetzes (Matth. 5, 22. 28), ja, er nennt sich einfach Herrn des Gesetzes (Matth. 12, 8). Er deutet nicht bloß das Gesetz, sondern gibt Gesetz. Endlich trat hinzu die Macht der Wunder, die er mit der ausgesprochenen Absicht, seine Lehre zu bestätigen, vollführte auf allen Gebieten des Lebens; so unter anderem durch Erweise der Herzenskunde, durch welche er so oft überraschte, gewann und niederschlug (Joh. 1, 47. 48. Matth. 22, 18. Luc. 5, 22; 7, 40; 11, 17. 39). Das waren nun wohl Lehr- und Beweismittel, die sonst niemand anders zu Gebote standen, als ihm. Er war eben der wahre Lehrer, der eine und höchste Lehrer (Matth. 23, 10), Mensch und Gott in Einem.

Ein solcher Lehrer mußte Erfolg haben. Die Predigt Jesu bewirkte im ganzen Lande eine gewaltige Bewegung. Gleich bei seinem Auftreten wurde er von den Seinen als Meister begrüßt (Joh. 1, 38. 49), das Volk nannte ihn ständig so (Luc. 9, 38), und selbst die Pharisäer und Schriftgelehrten anerkannten ihn, obgleich er von keiner ihrer Schulen Unterricht genossen und amtliche Bevollmächtigung zum Lehren erhalten hatte, in der ehrenden Eigenschaft als Gesetzeslehrer (Joh. 3, 2; 8, 4.

Matth. 12, 38. Luc. 20, 21. 28. 39). Vom Volke wurde er hochgehalten und hochgepriesen (Luc. 4, 15). Es fühlte, daß da eine andere Kraft rede, als es bisher zu hören gewohnt war (Matth. 1, 22. 27; 7, 28. 29. Luc. 4, 32). Kein Haus und keine Synagoge genügte mehr für die anwachsende Zuhörermenge (Marc. 1, 27). Um ihn zu hören, verließen sie Haus und Hof, legten weite Wege zurück und folgten ihm in die Wüste (Marc. 1, 45; 6, 33), traten und stießen sich im Andrängen an ihn (Luc. 12, 1) und vergaßen auf Speise und Trank (Marc. 8, 2). Alles fühlte sich in seiner Nähe heimisch, ermuntert, getröstet und beglückt. Die Feinde konnten die Bewegung nicht aufhalten (Joh. 11, 48; 12, 19), vor seiner Redemacht verlernten sie allen Spott, mußten Zeugniß geben von der Schönheit, Anmuth, Wahrheit und Kraft seiner Worte (Luc. 4, 22. Joh. 7, 46), gaben endlich, immer und auf allen Gebieten geschlagen und vernichtet, den Redekampf mit ihm auf (Luc. 19, 48; 20, 40. Matth. 22, 46) und griffen zu anderen Waffen. Nur das Grab, meinten sie, könne diesen Mund stumm machen. Es muß in der That ein einziges Schauspiel gewesen sein, wenn der Heiland von dem majestätischen Sitze der „Hörner von Hittin", dem angeblichen Orte der Bergpredigt, einem zweihöckerigen Berge, dessen Einsenkung eine amphitheaterähnliche Niederung umschließt und die erhabenste und lieblichste Fernsicht auf vielgestaltige Gelände, den spiegelreinen See und die hinausliegenden Grenzgebiete von Ituräa, Decapolis und Peräa einerseits, anderseits auf die grüne Ebene von Zabulon mit dem majestätisch ansteigenden Felsrahmen des Libanon und Antilibanon darbot, vor unzähligem, in bunten Trachten malerisch gruppirtem Volke aus Idumäa, Judäa, aus den Ostjordanländern und selbst vor Karawanen aus Tyrus und Sidon, wenn der Herr, dasitzend in der Hoheit des Propheten und Gesetzgebers und zugleich in der freundlichen Milde der menschgewordenen ewigen Weisheit, das Gesetz des Neuen Bundes verkündete (Luc. 6, 17 f. Matth. 4, 25; 5, 1 f.); oder wenn er auf einem Schifflein im stillen, sanft kräuselnden See, in der lieblichen Bucht von Bethsaida, oder bei Capharnaum dem Volke, das in langer Reihe und berganſteigenden lieblichen Gruppen das Ufer säumte, die Geheimnisse des Himmelreiches an den Wundern und Schönheiten der umgebenden Natur auslegte (Matth. 13, 1. 2. Marc. 4, 1), während die sinkende Sonne vielleicht mit zitterndem Golde das üppig grünende Ufergelände und den See überflog, und die steilen Wände der Ostufer mit ihren wild gerissenen Schluchten in rothen, tiefblauen und violetten Lichtern in Luft und See widerstrahlten, und der majestätische Hermon aus duf-

tiger blauer Ferne mit seinem Schneegipfel in das liebliche Landschaftsbild hereinblickte. Das waren Schauspiele, gegen die an Schönheit, Würde und Bedeutung selbst die Gesetzgebung auf Sinai und die Verpflichtung des Volkes auf das Gesetz am Hebal zurücktraten; Schauspiele, von denen der Herr selbst sagt: „Selig die Augen, die sehen, was ihr sehet, und selig die Ohren, die hören, was ihr höret. Ich sage euch, viele Propheten und Könige verlangten zu sehen, was ihr sehet, sie haben es nicht gesehen; zu hören, was ihr höret, und sie haben es nicht zu hören bekommen" (Matth. 13, 16. 17. Luc. 10, 23. 24); Schauspiele, zu denen alle Nationen des Erdkreises hätten herbeieilen sollen. Wenn Gott in Person erscheint, um die Menschen zu belehren, so ist das gewiß eine Thatsache von unendlicher Tragweite, und wenn dieser Gott in so schöner, menschlicher Sprache redet, wer sollte ihn nicht hören und ihm beipflichten!

Und doch — wer sollte es glauben? — das Volk als solches hörte nicht auf seine Lehre und glaubte nicht. Der fruchtspendende Himmelssame des Wortes fiel, aber er fand im Gelobten Lande nicht den Boden. Da trug ihn der Heilige Geist im Sturme fort, und die Apostel streuten ihn auf die Heidenländer aus. Dort vollzog die Lehre Jesu ihre Sendung und vollführte die glücklichste und segensreichste aller Umwälzungen. Sie verdrängte das Heidenthum und schuf die christliche Welt, christlichen Glauben, christliche Wissenschaft, christliche Kunst, christliches Gesetz und christliche Gesittung und Bildung. Unter uns zweigen die Keime, die der Heiland lehrend ausstreute, auf in großen, herrlichen, segenspendenden Institutionen. Unter uns wirkt die Predigt des Heilandes fort, bekehrt Seelen, gibt Weisheit den Kleinen, erleuchtet die Augen und erfreut und beglückt Millionen Herzen durch ihre Schönheit und ihren Trost (Ps. 18, 8 f.). Wer kann aber die Schönheit dieser Lehre betrachten und an ihrem Troste sich freuen, ohne an das weise Herz zu denken, aus dem sie quoll; ohne die Lippen zu segnen, die sie mit so viel Anmuth und Kraft und Salbung verkündet; ohne von Staunen und liebender Bewunderung ergriffen zu sein für den großen und herrlichen Geist, der sich so wunderbar in ihr enthüllt und glorreich offenbart!

M. Meschler S. J.

Der Verfall der deutschen Volksliteratur und Kunst im 16. Jahrhundert[1].

Der lange mit Spannung erwartete VI. Band des Janssen'schen Geschichtswerkes ist erschienen. Wie der große Historiker seine Darstellung mit einem Culturgemälde des ausgehenden Mittelalters eröffnet hatte, so kehrt er hier — nach Darlegung der gesammten religiösen und politischen Entwicklung des 16. Jahrhunderts — wieder auf das Gebiet der Culturgeschichte zurück und beginnt das Gegenbild zu jenem Gemälde zu zeichnen, das in seiner urkundlichen Zuverlässigkeit und Fülle, Anschaulichkeit und Lebendigkeit, Allseitigkeit und faßlichen Gruppirung das Interesse aller Stände und Parteien erweckt und sein durchaus wissenschaftlich gehaltenes Werk zu einem über ganz Deutschland verbreiteten Volksbuch gemacht hat. Abgeschlossen ist dieses Gegenbild noch nicht, und niemand kann darum vernünftigerweise klagen, daß Licht und Schatten in dem Bilde nicht genugsam vertheilt seien. Die zwei vollendeten Hauptgruppen — Kunst und Volksliteratur — bilden indes schon jetzt ein abgerundetes, einigermaßen für sich stehendes Ganze, welches durch die bisherigen Bände genugsam vorbereitet ist und dieselben in interessantester Weise ergänzt. Daß diese beiden Abschnitte einen bedeutsamen Raum in einer Geschichte des deutschen Volkes beanspruchen, wird bei dem heutigen Interesse für Volks- und Culturgeschichte wohl niemand in Zweifel ziehen. Ueber den Umfang dieses Raumes mit dem Historiker zu rechten, scheint uns wenig angebracht, da das Streben nach gedrängter Kürze überall sichtlich hervortritt, die Darstellung überall das eigentlich Volksgeschichtliche hervorhebt und die religiös-politische Geschichte dadurch wesentlich ergänzt und vervollständigt wird.

Um Charakter, Tragweite und Bedeutung des neuen Bandes richtig und ohne Voreingenommenheit zu würdigen, muß man sich vor allem vergegenwärtigen, in wie großem Umfang die meisten deutschen Literatur-

[1] Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. VI. Bd.: Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch: Kunst- und Volksliteratur bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. gr. 8°. (XXXI u. 522 S.) Freiburg, Herder, 1888. *M.* 5; elegant geb. *M.* 6.20.

historiker bei der Schilderung dieser Periode sich von confessionellem Vorurtheil leiten und beirren ließen und wie sie dadurch eine objective Beurtheilung derselben unsäglich erschwert, ja Tausenden und Tausenden, die auf ihre Autorität schwören, nahezu unmöglich gemacht haben. Keinem von ihnen ist entgangen, daß die Glaubenstrennung den tiefsten Verfall der Volksliteratur, vorab der Poesie, herbeigeführt hat; aber anstatt das schlicht und recht einzugestehen, die Ursachen des Verfalls klar und deutlich zu zeigen, übertünchten sie das Jammerbild dieser herabgekommenen Literatur theils mit künstlichen Glanzgemälden von Luthers Verdiensten um Sprache und Bildung, theils mit gehaltlosen Schönfärbereien des Kirchenliedes, des Volksliedes, volksthümlicher Schriftsteller, wie Hans Sachs, aber auch der allerärgsten Verderber deutscher Bildung und deutschen Geschmacks, eines Hutten, Nicolaus Manuel, Fischart, Burchard Waldis u. s. w.

„Nie", so schreibt der als Hochmeister der deutschen Literaturgeschichte gefeierte Wilhelm Scherer, „ist in der deutschen oder in irgend einer andern Nation ein Mann erstanden, der mit solcher Wucht zu dem ganzen Volke zu reden wußte, wie Luther. Nie hat ein Schriftsteller mit seinen Schriften so große und so unmittelbare Wirkungen erzielt, wie Luther. Nie hat ein Professor die gelehrte Vornehmheit so gründlich verläugnet, wie Luther. Der Doctor der Theologie rief die deutsche Volksschule (!) ins Leben. Der hochgestiegene Bauernsohn gab den Bauern die göttlichen Quellen der Wahrheit hin. (Ja! so daß sie darauf den Bauernkrieg führten!) Der Mönch zerstörte die Möncherei, pries den Segen der Ehe und gründete das evangelische Pfarrhaus. Der Priester (!!) gab seinem vielverspotteten Stande die öffentliche Würde wieder. Der Diener der Kirche umfaßte mit warmer Liebe die Nation, aus der er hervorgegangen, und sagte: ‚Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen.' Daß er trotz Schule, Universität, Kloster und Katheder innerlich ein Mann des Volkes geblieben war, das machte ihn zum Helden des Volkes. Er hat nicht bloß, wie seine Verehrer sagten, die alten löblichen Deutschen von der römischen und babylonischen Gefangenschaft als der rechte Simson erlöst, *er hat auch sein Volk, das in Frivolität zu versinken drohte, zum Ernst und zu einer strengen Auffassung des Lebens zurückgerufen.*"[1]

[1] W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 3. Aufl. Berlin, Weidmann, 1885. S. 285.

Das steht nicht in einer Broschüre des Evangelischen Bundes zu lesen, nicht in einer Halle'schen oder Jenaer Kirchengeschichte, sondern in einer der angesehensten, verbreitetsten neueren Literaturgeschichten. Das wird auf den Gymnasien gelehrt und gelesen.

„Wir haben gesehen", sagt Gervinus, „wie schnell die erneuerte gnomische Poesie von den Meistersängern preisgegeben ward gegen die Bibel, die gegen die Pfaffen und Tyrannen des Tages eine willkommene Waffe war. Mit einer wahren Virtuosität griff man taktmäßig nach allem, was das Interesse, die Gefühle, den Geschmack der Gegenwart förderte, und unterstützte und ließ das Feindliche liegen (!!!); das Volk gab die beste, gesundeste Natur kund in der Art, wie es zu assimiliren und zu consumiren verstand in allerhand (!) Nahrung, die man ihm darbot. Das sittliche Bedürfniß war in dem Mittelstande und den unteren Klassen ungemein groß; dahin bezog man alles, und dahin auch die Poesie." [1]

„Solange der erste frische Lebensathem der reformatorischen Bewegung anhielt," so lehrt Adolf Stern in seiner eben erst vollendeten „Geschichte der Weltliteratur", „blieb jedoch auch die poetische Literatur aller Gebiete von einem echt schöpferischen Hauche belebt, und Luthers fröhliches und gesundes Lebensgefühl kehrte in den besten Dichtungen des Zeitalters gleichsam wieder." [2]

„Durch die wachsende Selbständigkeit des Volkes", versichert uns Kurz, „wurde dessen poetische Kraft mächtig angeregt, was sich in der Fülle von Volksliedern beurkundet, die in diesem Zeitraum auftauchen." [3] Von Nicolaus Manuel, einem der giftigsten und zotenhaftesten Pasquillanten, sagt er in seinem größern Werke: „Um Manuels Trefflichkeit zu würdigen, muß man seine Spiele nicht als Ganzes betrachten, sondern nur in ihren einzelnen Theilen ansehen, und dann wird man finden, daß alle Personen, Papst und Geistlichkeit, Ritter und Bauern, und wen er sonst noch vorführt, mit der lebendigsten Wahrheit (!) aufgefaßt und vortrefflich gezeichnet sind. Zudem steht ihm eine

[1] G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2. Aufl. Leipzig 1842. II, 303.

[2] Adolf Stern, Geschichte der Weltliteratur. Stuttgart, Rieger, 1887. S. 345.

[3] Heinrich Kurz, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 5. Aufl. Ueberarbeitet und erweitert von Emil Barthel. Leipzig, Teubner, 1878. S. 113.

reiche Quelle von Humor und Witz zu Gebot, die er mit Glück zu benutzen weiß und durch die kernhafte Sprache, deren er ganz Meister ist, oft die glücklichste Wirkung hervorbringt." [1]

Obwohl der nüchterne, bibliographische Gödeke in manchem Einzelurtheil die Schwächen und Schattenseiten dieser Literaturperiode nicht undeutlich durchblicken läßt, hält er sich doch im Interesse der „Reformation" für verpflichtet, in einer allgemeinen Uebersicht sie als eine relativ glänzende, nahezu tadellose hinzustellen. „Eine Menge älterer Männer", sagt er, „und eine Unzahl neuer Kämpfer trat für die Reformation ins Feld. Der ganze Meistergesang folgte dieser Richtung; in Dialogen und historischen Gedichten wurde das große Thema auf die Zeitereignisse ausgedeutet; eine kaum übersehbare Flut von Büchlein trug die reformatorische Lehre in die Schichten des Volkslebens. Die Fabel schien fast nur erfunden zu sein, um als polemische Waffe gehandhabt zu werden. Die großartigste Regsamkeit dichterischer Kräfte, die den Inhalt der Bibel und die reformatorischen Lehren zu verbreiten und zum Gemeingut zu machen bestrebt waren, entfaltete sich auf dem dramatischen Gebiet; überallhin drang das biblische Schauspiel und erweckte die Jugend und das Volk zum Kampfe. — Neben dem Biblischen ging die epische Tradition des Mittelalters her, die, wenn auch nicht so unmittelbar wie die biblische Dichtung zum Ausdruck der Reformation gemacht wurde, doch auch mehr oder minder die Farbe der Reformation annahm. — Alle Elemente der bewegenden Volksbildung umfaßte und beherrschte ein schlichter Mann des mittlern Bürgerstandes, der Schuhmacher Hans Sachs, dessen staunenswerthe Fruchtbarkeit fast alles dichterisch (!) darzustellen wußte, was bis dahin im deutschen Volke lebendig gewirkt hatte. Alterthum und neueste Zeit waren ihm gerecht, das Höchste war ihm nicht zu schwer, das Alltäglichste nicht zu gewöhnlich; er wußte allem mildes, poetisches Licht zu verleihen. Wahrer Dichter im vollsten Sinn (!!), verschmähte er, wie sein Jahrhundert, die mit Hilfe geschichtlicher Gelehrsamkeit wahrnehmbaren Unterschiede der Zeiten und Sitten; er sah und behandelte alles als Gegenstand und Begebenheit seiner Zeit und blieb deshalb immer, überall und bei allen verständlich." [2]

---

[1] Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. 6. Aufl. Leipzig, Teubner, 1873. II, 117.

[2] Karl Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Nach den Quellen. 2. Aufl. Dresden, Ehlermann, 1886. II, 2.

Einem Dichter wie Uhland mußte der Gegensatz der polemischen Reformationsreimerei zu der poetischen Blüte mittelalterlicher Poesie klar genug in die Augen springen; als Protestant glaubte indes auch er sie entschuldigen und beschönigen zu müssen.

„War gleich die Dichtkunst dieses Zeitraums nur das Werkzeug anderer Zwecke, so war doch dieses Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, funkenschlagende Waffe. Die Angelegenheiten, denen sie diente, waren in lebhafter Schwingung, in heftigem Kampf begriffen, und so erscheint auch sie kampfrüstig und schlagfertig. Sie ist oft mehr eine Fechtkunst als eine Redekunst, oder sie ist die Rede eines Predigers im Lager, der Gesang eines Landsknechtes. Ohne Zartheit und Anmuth, ist sie oft derb bis zur Roheit, ungeschliffen, wenn sie nicht Schärfe hätte; wo sie kunstreich sein will, wird sie steif und trocken; will sie sich zierlich geberden, wird sie ungelenk; hat sie Frieden, so wird sie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne frischer Volkslust offenbart sie ihre eigenthümlichen Tugenden: Kraft im Ernst und im Scherz, tüchtigen Witz, gesunden Welt- und Hausverstand.“[1]

Selbst Vilmar, der die Poesie des Mittelalters fast mit der Begeisterung eines Katholiken geschildert hat und in der Literatur des 16. Jahrhunderts im Grunde den Tod der deutschen Poesie erblickt, sucht sich über den eigentlichen Charakter dieser Epoche hinwegzutäuschen, indem er schreibt:

„Ihren nahen Tod nicht ahnend, treibt sich die deutsche Poesie in ihrem alten volksmäßigen Gewande noch einmal in der vollsten, heitersten Unbefangenheit, in fröhlicher Lust und Laune, die kaum jemals so lustig, neckisch und zügellos gewesen war, auf und ab in dem auch bereits seinem Untergang geweihten deutschen Reiche: unbekümmert um die tiefe Verachtung, welche von seiten der Gelehrten auf ihr lastete, unbekümmert um die Kälte und Gleichgiltigkeit, mit welcher die höheren Stände fast ohne Ausnahme ihr begegneten, sang die Poesie des Volkes selbstvergnügt ihre Weisen, reimte ihre Schwänke und ließ ihre Possen ausgehen in die Welt. Ist die alte Volkspoesie auch gestorben, um nicht wieder zu erstehen (?), so ist sie wenigstens eines heitern und fröhlichen Todes gestorben.“[2]

[1] Angeführt bei Adolf Stern a. a. O. S. 345.

[2] A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen National-Literatur. 6. Aufl. Marburg, Elwert, 1856. S. 347. 348.

Dieses völlig schiefe und irreführende Urtheil über die Literatur des 16. Jahrhunderts hat mit Vilmars Literaturgeschichte schon 1886 in zweiundzwanzig Auflagen durch ganz Deutschland unter Tausenden und Abertausenden von Katholiken wie Protestanten Aufnahme gefunden.

Wie durch die gelesensten Handbücher der Literatur, so wurde auch durch eine Menge von Monographien die Anschauung allgemein verbreitet, als habe das deutsche Volk mitten in den traurigen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts eine „ernste und strenge Lebensauffassung", „die beste, gesundeste Natur", „ernstes sittliches Bedürfniß", „schöpferischen poetischen Hauch", „poetische Kraft", „die großartigste Regsamkeit dichterischer Kräfte", „staunenswerthe Fruchtbarkeit", „wahre Poesie im vollsten Sinne", „Kraft in Ernst und Scherz", „tüchtigen Witz", „gesunden Welt- und Hausverstand", „die vollste, heiterste Unbefangenheit", „die fröhlichste Lust und Laune" bewahrt.

Ausgewählte Musterstücke in Chrestomathien stachen zwar gegen die Proben der mittelalterlichen und neuen Classiker sonderbar genug ab, schienen aber immerhin noch eine einigermaßen leidliche Stufe von Schwankdichtung, Didaktik, spießbürgerlicher Lyrik zu erreichen. Die Einleitungen bauschten die philiströse Biederkeit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Hans Sachs, wie die grenzenlose Wortfülle und Wortspielerei Fischarts zu charakteristischen Literaturphänomenen, zu bedeutsamen Leitfossilien der ganzen Periode auf. Einige lutherische Kirchenlieder und ein paar Volkslieder, Fabeln und Gnomen ergänzten das zwar nicht ansprechende, aber doch nicht allzu abstoßende Bild. Specialforscher mochten sich eingehender mit einzelnen Autoren beschäftigen, neuere Dichter, wie Göthe, selbst ihnen eine obligate Huldigung zollen: das große Publikum las sie kaum, sondern begnügte sich mit dem trostreichen Gedanken, daß es von Luther bis auf Göthe an vielen und fruchtbaren Dichtern nicht fehlte. Welche ungeheure Einbuße das deutsche Geistesleben durch die Glaubenstrennung litt, was für Abgründe von Verfall und Barbarei zwischen Luther und Göthe liegen, ist nie zum allgemeinen klaren Bewußtsein gekommen, bis Janssen in dem vorliegenden Band einmal den Schleier über dieser Periode gründlich gelüftet hat.

Das mit gewissenhaftester Sorgfalt aus den Quellen selbst geschöpfte und in ihren Redeweisen gezeichnete Bild ist nun freilich ein solches geworden, daß es jeden besserdenkenden Deutschen, sei er Protestant oder Katholik, mit tiefem Schmerz, mit unabweislichem Grauen, mit Ekel und Entsetzen erfüllen muß. Niemand wird diesen Band mit jenem freude-

vollen Genuß lesen können, den der I. Band des Werkes in allen Herzen erweckte. Wir stehen vor einem Abgrund von Geschmacklosigkeit, Haß Leidenschaft, Gift, Roheit, Lästerung, Schmutz, sittlicher Zersetzung und Verwilderung, Aberglaube und Dämonismus, wie ihn keine andere Periode des deutschen Geisteslebens — abgerechnet die sich unmittelbar anschließende des dreißigjährigen Krieges — aufzuweisen hat. Mancher wird sich entsetzt fragen: Aber mußten denn solche Zoten, solch unbeschreiblich widerliche Dinge in Erinnerung gebracht, in ihrer ganzen Blöße, ohne Euphemismus, schonungslos zur Schilderung herangezogen werden? Wir sagen unbedenklich: Ja! Gegen eine Schönfärberei, wie sie in der ganzen deutschen Literaturgeschichte üblich geworden, um auf Kosten der Wahrheit den Protestantismus zu glorificiren, gab und gibt es kein anderes Mittel. Hätte Janssen mehr geschont, hätte er bloß durch Band- und Seitenangaben auf die betreffenden Werke verwiesen, so hätten die meisten Katholiken diese wüsten Bücher ruhig liegen lassen, sich gutmüthig an die alte Tradition gehalten und gedacht: die Dinge werden so schlimm doch nicht gewesen sein; die Gegner der Kirche aber hätten diese Tradition aufs neue ausgebeutet, um allen Fortschritt der Neuzeit auf den Befreier Luther und sein Befreiungswerk zu bauen. Diese Dinge *mußten* einmal schwarz auf weiß, unverblümt zusammengestellt werden, um für eine wahre, objective Geschichtsauffassung Bahn zu brechen. Für die „reifere Jugend" läßt sich natürlich eine Zeit, die ganz und gar aus den Fugen gerathen, wahrheitsgetreu und vollständig nicht schildern, wie man auch das Privatleben Göthe's eingehender nicht für dieselbe beschreiben kann. Eltern und Erzieher werden sich bald bewußt werden, daß dieser Band nicht in die Hände der Jugend gehört. Das Schlimmste und Häßlichste hat Janssen allerdings nicht ausführlicher herbeigezogen, sondern nur angedeutet. Was er aber angeführt, das mußte er im Wesentlichen namhaft machen. Denn eine wissenschaftliche Geschichtsschreibung kann mit purgirten Autoren und purgirten Quellen nicht bestehen. So nützlich das Castigiren der Schriftsteller für pädagogische Zwecke sein mag, es hat denn doch seine Grenzen. Ein castigirter Göthe ist nicht Göthe mehr, ein castigirter Heine ist ein gerupftes Huhn. Tausende, die Luther und Göthe nur aus gewählten Stücken kennen und deshalb verehren, würden sich unwillig von diesen Geistesheroen abwenden, wenn sie dieselben *ganz* gelesen hätten. Wie die alten Apologeten des Christenthums der Wahrheit einen Dienst erwiesen, indem sie die schauderhafte Verkommenheit des antiken Heidenthums in unverschleierter Blöße zeigten, so

hat Janssen dem deutschen Volke einen nicht geringen Dienst geleistet, indem er sich von zimpferlichen Bedenken nicht beirren ließ, sondern die furchtbare Verwilderung, welche mit dem „neuen Evangelium" über das deutsche Volk hereinbrach, in ihrer ganzen Größe und abstoßenden Wirklichkeit zu zeichnen unternahm. Kein wahrheitsliebender Protestant wird hierin eine Feindseligkeit erblicken. Wie sehr Janssen das deutsche Volk liebt, spricht aus jedem Blatte seiner Geschichte. Weder ihm noch einem andern Katholiken wird es einfallen, die Protestanten von heute für die Greuel jener, Gott sei Dank, entlegenen Zeit verantwortlich zu machen oder sie deshalb geringer zu schätzen. Das düstere Zeitgemälde kann vielmehr nur alle Wohlgesinnten von hüben und drüben in der Ueberzeugung bestärken, daß religiöser Bürgerzwist und religiöspolitischer Umsturz die furchtbarsten Feinde einer Nation sind, und daß es im Interesse des Staates wie der Kirche, der Literatur wie der Kunst, der wahren Volksbildung wie des wahren Volksgeistes ist, den finstern Geist des Hasses und der Verneinung, der einst jene Literatur hervorrief, für immer von Deutschland fernzuhalten.

Nachdem Janssen in bewundernswürdigem Opfersinn sich der unerquicklichen Arbeit unterzogen hat, den langweiligen, abstoßenden, oft kaum lesbaren Literaturwust des 16. Jahrhunderts in seinem ganzen Umfang selbständig zu prüfen, wird es nunmehr ein Leichtes sein, seinen Resultaten eine Form zu geben, die man der Jugend und überhaupt jedermann darbieten kann, und sämmtliche Literaturgeschichten in Bezug auf diese Periode allmählich zu corrigiren. Wir müssen uns hier begnügen, einige der Hauptergebnisse summarisch aufzuzählen.

1. „Zu dem großartigen deutschen Kirchenliederschatz, der im Laufe der Zeit zu nahe 100 000 Nummern herangewachsen ist, unter denen man noch immer 7—800 Kernlieder (!) feststellen kann", wurde nicht, wie König (11. Aufl. S. 223) behauptet, „in der Reformationszeit der Grund gelegt", sondern Luther hatte, wie die Forschungen Bäumkers nachgewiesen haben, sich soviel deutsches und poetisches Gefühl bewahrt, daß er neben neun von ihm frei gedichteten Liedern zwölf ältere katholische Kirchenlieder in deutscher Sprache etwas überarbeitete und erweiterte, acht lateinische Kirchenlieder ins Deutsche übertrug, acht Psalmen und drei andere Bibelstellen bearbeitete (Janssen VI. 156 ff.). Die schönsten Kernlieder des „Kirchenliederschatzes", z. B. „Wir glauben all an einen Gott", „Vater Unser im Himmelreich", „Es ist ein Ros entsprungen", „Christ ist erstanden", „Freu dich, du werthe Christenheit",

„Christus fuhr gen Himmel", „Nun bitten wir den heil'gen Geist", stammen aus katholischer Zeit her. Das ist die Ursache, weshalb nach Wilhelm Wackernagel die Kirchenlieder Luthers noch „eine gesunde Kraft und Freudigkeit des Glaubens athmen", „die erste Blüte aber", nach Königs Geständniß (a. a. O.) „freilich schnell zu Grunde ging". „Da der neue Cultus im Wesentlichen auf die Predigt beschränkt wurde, so nahmen auch die neuen protestantischen kirchlichen Lieder, der Natur des Kirchengesangs wenig entsprechend, vorzugsweise einen lehrhaften Charakter an. Das Kirchenlied wurde mit dem Lehrgedichte verwechselt und gerieth, ohne allen lyrischen Schwung, in den Ton gereimter dogmatischer oder moralischer Predigten. Wirkliche Poesie kam dabei selten zu Wort." (S. 158.) Bartholomäus Ringwalt, dessen Dichtungen nach Kurz „von großem schaffendem Talente zeugen" und dessen „rein kirchliche Gesänge meist Umdichtungen von biblischen Stellen in fließender und reiner Sprache" sind, läßt die Gemeine in der Kirche singen:

„Für Hunds Apteckern uns bewar,
Die gute Zähn ausbrechen
Und von ihr alt verfälschte War
Fein wissen hoch zu sprechen,
Und führen doch vergifter Kraut,
Sein Schälk und Buben in der Haut,
Die Land und Leut betrigen.
Du Herr aus Gnaden selber flick
Dein allerliebst Gemeine . . ." (S. 162.)

Weder der handwerksmäßige Hans Sachs, noch der schimpfselige Fischart waren die Leute, um der religiösen Lyrik zu wahrer Weihe und Formschönheit zu verhelfen. Sachs singt oder besser gesagt holpert in einem seiner Psalmentöne also:

„Ueber die Gotlosen wird er
Strick, Feur, Schwefl regen thone,
Und Wind, des Ungewitters mer
Einschenkt er ihn zum Lone."

Fischart aber betet vor Tisch:

„Daß unser Herzen nicht beschweret
Mit Fressen, Saufen werden hie,
Sonder daß wir, wie dein Sohn lehret,
Sein Zukunft warten spat und frü." (VI. 165.)

Während Nic. Selnekker, Ben. Gletting, Paul Eber, Nic. Hermann, Phil. Nicolai, Martin Schalling und verschiedene andere wirklich fromme

und erbauliche Lieder verfaßten, ergoß sich eine ganze Flut von religiösen und Kirchenliedern in maßlosen Schmähungen wider das Papstthum, in endlosen Variationen zu dem „Te Deum" des Erasmus Alber (VI. 185):

„Dein Heiligkeit verfluchet ist,
Du Mensch der Sund und Widderchrist,
Dem Satan, deim Heubt, hengstu an,
Der nichts denn lügen und würgen kan . . .
Die ganze Rott der Bschornen all
Rhümen von dir mit großem Schal
Du Allerheiligster!
O Allerheiligster,
Viel heiliger bist denn der gekreuzigt Christ! . . .
Dein Rott lehrt, daß die Ablaßkist
Die Sund vergeb gwisser denn Christ.
Deins Götzendiensts und Abgötterei
Sind wir, Gott Lob, nun forthin frei.
Teglich, Bapstesel, wir fluchen dir
Und Christus Namen preisen wir. . . ."

Fast unbegreiflich ist es, wie Philipp Wackernagel, der fleißigste protestantische Hymnologe der Neuzeit, an solchen Liedern seine Freude haben und von ihnen behaupten konnte, „es seien zwar nicht immer Lieder im hohen Kirchenstil, wie es sich für das Gemeindegesangbuch ziemte", aber „immerdar Lieder großes Ernstes, oft grimmiges Ernstes, auch im Spott, wenn der Mensch der Sünde" — d. h. der Papst — „in seinen Verlarvungen und Verkleidungen dargestellt wird, furchtlos, wie es den Deutschen damals eigen war. Damals!" (Kirchenlied 3, XII.)

2. Die Reformation hat nicht, wie Prutz meinte, „einen neuen Frühling der Poesie heraufgeführt" (Vorlesungen 49), noch ist die Volkspoesie, wie Vilmar meinte, „wenigstens eines heitern und fröhlichen Todes gestorben". „Ein neuer Frühling der Poesie konnte nicht erblühen in einer Zeit, welche nur ein Bild des Aufruhrs, der Verwüstung und der Zerklüftung der Nation in verschiedene, einander feindlich sich gegenüberstehende Parteien darbietet. Haß, Neid und Eifersucht und wechselseitige Schmähung und Beschimpfung traten als herrschende Mächte in den Vordergrund des damaligen Lebens und brachten die fröhlichen Naturlaute und die tiefsten und edelsten Gefühle des menschlichen Herzens, aus welchen ehedem die Volksdichtung ‚wundersam geredet' hatte, zum Schweigen. Was als weltliches Lied noch geschaffen wurde, verfiel zumeist ins Grobe, Gewerkmäßige und Gemeine, besten Falls in jenen lehrhaften, unmittelbarer Gefühlsäußerungen baren Ton, welcher das wesentlichste

Kennzeichen auch der damaligen geistlichen Lieder war. In beiden Arten von Liedern wurde nicht selten mit unsäglicher Weitläufigkeit eine nur harte, ungefüge Prosa in Reime gebracht." (VI. 189. 190.) Zu den gröbsten Saufliedern gesellten sich ebenso grobe Soldatenlieder und noch schlimmere Buhllieder, „Venus-Kränzlein", „Venus-Glöcklein", „Neue amorische Gesänglein", „Musikalische Sträußlein von schönen wohlriechenden Blümlein, so im Venus-Garten gewachsen", „Güldener Venuspfeil", „Musikalische Wollust, allerhand newe, anmüthige amorosische Sachen" u. s. w. Fremde, erkünstelte Formen, welche die Dichter nicht zu bewältigen wußten, verkrüppelten zu der jammervollsten Geschmacklosigkeit und verdarben das gesunde Gefühl für heimische Form und Sprache. Neben den „süßlich amorosischen Freuden" erschienen massenhaft gereimte Neuigkeiten, gereimte Arzneibücher, gereimte Bauernpraktiken, gereimte Gesundheitsvorschriften, Wetterregeln, Anweisungen über das nöthige Hausgeschirr und das Zureiten von Pferden. Die massenhaft auftauchende Gelegenheitsdichtung war fast nur gereimte Prosa, ohne Idee, Geist und Witz, vielfach nach Küche und Keller duftend. Als Probe sind einige Strophen des bekannten Didaktikers und Predigers Bartholomäus Ringwalt angeführt, der bei einer Predigerhochzeit alle einzelnen Gäste in folgendem Stile besang:

„Der ehrlich Heinrich Meder ist
Ein Schöppe und Gastgeber,
Gar gern von jungen Hühnern ißt
Und von des Hechtes Leber."

„Der wohlgelahrt Herr Gorge Worst-
(Wie man ihn nennet) -macher
Itzund nach hohen Dingen forscht,
Ist niemands Widersacher."

Dem Bürgermeister zu Frankfurt a. d. Oder aber wünscht der „feine Beobachter", wie ihn Gödeke nennt:

„Gott halt ihn ja noch lange frisch,
Wie auch sein Kinder wollen,
Er schenkt mir oftmals Berger Fisch,
Wein, schwedisch Käs und Zscholten."

Der Kündorfer Prediger Johann Ebert dagegen besang „sieben christliche Personen zu Rohra", welche „unter währendem erschrecklichen Ungewitter durch eine urplötzliche Wassersnoth überfallen und neben unterschiedenen Gebäuden jämmerlich umgekommen", also:

„Claus Sturm, ein frommer Mann und Schneider,
Margreta, sein Eheweib, ach leider,
Anna, ihr Tochter, ungefähr
Von sechs Jahren, sodann noch mehr
Hanslein ihr Söhnlein, ungefähr
Von zwei Jahren, mußten halten her.
Solch vier Personen gar geschwind
Mit Haus und Hof ertrunken sind." (S. 198.)

Dieser reformatorischen Gelegenheitspoesie entsprach ungefähr die „privilegirte und professionirte hochfürstliche Hofpoesie", deren Vertreter im Dresdener Hofbuche übrigens unter dem „gemeinen Hofgesind" in Gesellschaft des Hackbrettschlägers, Löwenbändigers und Mäusefängers aufgeführt werden. (S. 199. 200.)

3. Der Meistergesang verkam einerseits in ödem, trostlosem Formalismus und gutmüthiger Pedanterie, andererseits in dem bittern, gehässigen Geiste der zeitgenössischen Polemik. Sein größter Vertreter, Hans Sachs, war ein treuherziger, gemüthlicher Biedermann, sehr empfänglich für poetische Stoffe, unermüdlich fleißig, solche aufzusuchen und in Reime zu bringen, doch ohne eigentliches schöpferisches Talent und ohne jenen Feinsinn für Schönheit der Sprache, des Ausdrucks und der Form, der schließlich jedes dichterische Werk mitbedingt. Von redlichem Gemüth und wackerer Gesinnung zeugen seine Mahnlieder gegen die Laster der Zeit, seine Klagen über die politische Lage, seine Türkenlieder u. s. w., aber seine Begeisterung für die ‚Wittenberger Nachtigall' riß ihn in die theologische Polemik gegen Papst und Papstthum hinein und verleitete ihn, katholische Lehren und Einrichtungen in der unwürdigsten, plattesten Weise zu verhöhnen. (S. 201—211.)

4. Wenn Wilhelm Scherer behauptet, „Luther habe sein Volk, das in Frivolität zu versinken drohte, zum Ernst und zu einer strengen Auffassung des Lebens zurückgerufen", so ist das eine der krassesten Unrichtigkeiten, die seine geistreich geschriebene Literaturgeschichte entstellen. Durch die aufreizenden Streitschriften Luthers und seiner Helfer gerade wurden Satire, Libell, Pasquill zum beherrschenden Element auch in der poetischen Literatur. Bei Sebastian Brant war die Satire noch von tiefem Lebensernst getragen und wußte Maß zu halten. Auch Thomas Murner, der größte katholische Satiriker, der Brant an Volksthümlichkeit, Erfindungsgabe, treffendem Witz und zündender Darstellung weit überragte, hat in vielen seiner Sittenschilderungen den Ernst und die Weihe seiner Ueberzeugung unwiderleglich bezeugt. Sein Klagelied „Von dem Unter-

gang des christlichen Glaubens" ist eines der ergreifendsten Zeitbilder der ganzen Periode:

„Das Evangeli frone
Das war ein frölich Mär,
Von Gott eroffnet schone
Zu Frid vom Himmel her;
Das hont sie jetz vergiftet
In Mort und Bitterkait,
Es ward zur Freud erstiftet,
Jetzt bringt es Herzelaid.

Ich kann mich nit beklagen
Ja über Gottes Wort,
Allain daß sie's vertragen
Und rinckeln auf ain Mort
Das Wort des ewigen Leben
Zu Aufrur und dem Dot,
Von Christo uns gegeben,
Das er aus Lieb erbot.

Es war seit Christus Tagen,
Sag ich bei meinem Aid,
Nie größer Not und Klagen,
Von Christen je gesait.
Des Glaubens Zierde schone
Die falt mit Macht dahin,
Im Kot liegt unsre Krone,
Es galt als Widersin."

Furchtbar roh und grob waren indes die Angriffe, welche auf die katholische Kirche und ihre Institutionen gemacht worden waren, und der schlagfertige Dichter, mit Geist und Witz wie mit der vielseitigsten Gelehrsamkeit ausgestattet, glaubte die Antwort in ähnlich derbem Stil nicht schuldig bleiben zu müssen. Sein Gedicht „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat" (1522), war die einschneidendste Satire, welche je gegen die gesammten Umsturzbestrebungen zu Tage kam. Parirt wurden seine Hiebe nicht, aber mit immer wachsender Grobheit und Roheit heimgezahlt, in einem Ton des Hasses und der Wuth, den die Katholiken nicht mehr erwiedern konnten. Von Hutten und Luther an ergoß sich ein Lästerstrom über die alte Kirche, wie ihn wohl keine andere Zeit erlebt hat. Alle Schimpfworte, aller Hohn, aller Spott, alle, auch die gemeinsten Scheltworte fluteten in ungedämmtem Schwall von Jahr zu Jahr immer wieder in neuen Güssen über alles dahin, was den Katholiken lieb und heilig war. Es schien, als wollte man die ganze katholische Vergangenheit und Zukunft in diesem Lästermeer ersäufen. Als

Hauptlästerer thaten sich hervor der ausgesprungene Franziskanermönch Burchard Waldis, der Prediger Thomas Kirchmair (Naogeorg), der Prediger Erasmus Alber; alle diese Lästerer übertraf jedoch durch seine Sprachgewandtheit und seine Leichtigkeit in Verarbeitung und Aneignung fremden Materials wie durch seine Schmähsucht und zotenhafte Komik der Jurist und Literat Johann Fischart, zuletzt Amtmann zu Forbach. Er wurde kaum 40 Jahre alt; da er aber schon mit 20 Jahren zu schimpfen begann, so gelang es ihm, in einer Unzahl von Versen Franziskaner und Dominikaner, Jesuiten und Weltpriester, Papstthum und Kirche, dann aber auch Juden und andersgesinnte Protestanten so mit Hohn und Spott zu bewerfen, wie es noch keiner vor ihm zu Stande gebracht. Er beherrschte Sprache und Ausdruck wie außer Luther kein Schriftsteller des Jahrhunderts, aber nicht wie Luther in urwüchsiger, volksthümlicher Kraft, sondern nur, wie Rabelais das Französische, in schrankenloser, wildwuchernder, vielfach verzerrter Ueppigkeit. Fast jeder Satz verrenkt sich unter dem Uebermaß dieser spielenden Schlinggewächse; keine Sprachform dient mehr ruhig und klar dem Ausdruck des Gedankens. Der gleich Sickingen und Hutten als Bannerträger moderner Freiheit verherrlichte Lästerer war von wahrem Freisinn und geistigem Scharfblick so weit entfernt, daß er sich zum Vertheidiger der schauerlichsten Verirrung jener Zeit, der Hexenprocesse, aufwarf, ja zur brutalsten und rechtswidrigsten Hexenverfolgung aufforderte und zu diesem Zweck das Werk des Franzosen Bodin De Daemonomania Magorum übersetzte. Zwei Jahre nachdem seine Uebersetzung zu Straßburg erschienen, wurden in dieser Stadt innerhalb vier Tagen 134 Hexen verbrannt! (S. 212—254.)

5. Der dramatischen Poesie war Luther nicht abgeneigt. Er empfahl sowohl die lateinische Schulkomödie als Komödien überhaupt als Erziehungsmittel, besonders aber für die weitesten Kreise biblische Stücke aus dem Alten Testament, erklärte sich dagegen wider die Passionsspiele als eine papistische Ueberlieferung. Die Folge dieser Anregung war, daß Deutschland mit biblischen Dramen reich gesegnet wurde. Hans Sachs allein verarbeitete mit handwerksmäßiger Schnellfertigkeit fast das ganze Alte Testament. Wenn man daran denkt, daß um diese Zeit ein Shakespeare und Lope de Vega lebten, wird man allerdings fast abgeschreckt, all diese gereimte Prosa von 5—10 Acten, darunter Lindwürmer von über 9000 Versen mit 100 redenden und 500 stummen Personen, ohne Verwicklung, ohne treffende Charakteristik, ohne poetischen Gehalt und ohne schöne Form Dramen zu nennen. Von eigentlicher dramatischer Kunst

waren kaum die primitivsten Begriffe vorhanden. Rebhuns „Susanna" ist noch eines der erträglichsten Stücke, obwohl das Verfängliche des Stoffes nicht überwunden wird. In den meisten anderen Stücken herrscht entweder solche Geschmacklosigkeit und Langeweile oder wird so gegen den gewöhnlichsten Anstand, Zucht und Sitte gesündigt, daß man sie ohne Ekel nicht lesen kann. Geschimpft wird da, wie es heute kaum ein angetrunkener Fuhrmann zu Stande brächte. (S. 255—277.)

6. Noch ungleich widerlicher gestaltete sich das eigentlich polemisch-satirische Schauspiel. Die Fastnachtsspiele des Nicolaus Manuel, seinen „Ablaßkrämer", seine „Krankheit und Testament der Messe" und sein „Barbali" muß man wenigstens aus Janssens Auszügen kennen lernen, um beurtheilen zu können, was Wilhelm Scherer (S. 305) unter „großartigen Tendenzdramen", „alles höchst dramatisch gedacht, lebendig und derb ausgeführt, von unvergleichlicher demagogischer Kraft", versteht, und was Robert Prölß „köstlichen Humor" und „anmuthende Gemüthlichkeit" nennt (Gesch. d. dram. Lit. u. Kunst in Deutschland. I, 40). „Die im ‚Barbali' mehreren Geistlichen in den Mund gelegten Reden gehören", wie Janssen völlig richtig bemerkt, „an Gemeinheit und Unfläterei zu dem Aergsten, was das Jahrhundert in dieser Art aufzuweisen hat." — Haß und Schmähsucht oder Gemeinheit und Unfläterei oder auch alles zugleich zeichnen ebenso die Stücke eines Hans von Rüte, eines Burchard Waldis, eines Thomas Kirchmair, eines Johannes Chryseus, eines Joachim Greff aus. Das ganze maßlose Geschimpfe, das die lutherische Kanzel entwürdigte, wurde auch auf die Bühne verpflanzt, um das Papstthum aus der Welt zu schelten. Ein einziges Stück, wie „Der verlorene Sohn" des Burchard Waldis, zeigt schon, wie diesem Dramatiker nicht nur die einfachsten Grundbegriffe der Kunst fehlten, sondern jede Spur christlicher Liebe, jeder Anstand, jede sittliche Bildung, jedes Schamgefühl. Und doch hat Gödeke (II. 449) den Muth gehabt, dieses Gemisch von Schimpfpredigt und Schandlibell ein „Mysterium" zu nennen und zu versichern, daß es „einen ungeahnten Blick in eine ungeahnte Welt eröffne" (S. 278—349).

7. Nichts beweist aber schlagender, wie tief Deutschland durch die Glaubenstrennung heruntergekommen war, als das weltliche Theater. Es handelt sich da nicht um die religiöse Frage, sondern um weltliche Bildung, Kunstsinn und Geschmack allein. Heute noch gehören englische und spanische Dramen jener Zeit zu den Blüten der Weltliteratur. Das episkopale England, das katholische Spanien hatten sich in den Stürmen

jener Zeit wenigstens die Erbschaft ihrer literarischen Bildung gerettet; aber in Deutschland ließen die ewig polternden Hetzprediger, die kirchenräuberischen Fürsten, die auf ihre Roheit stolzen Bürger der ewig reichsfeindlichen Städte nicht einmal das Theater zu einem menschenwürdigen Dasein gelangen. Die ganze feinere Bildung lag verwüstet darnieder. Eine Spießbürgerdramatik, wie sie Shakespeare als Gegensatz zur eigentlichen Poesie in seinem „Sommernachtstraum" mit unübertrefflicher Komik schilderte, machte sich durch Hans Sachs in mehr als hundert Stücken allen Ernstes als dramatische Kunst breit. Von einer künstlerischen Durcharbeitung keine Spur. Eine Woche oder auch ein paar Tage genügten vollauf, um ein Stück alter Chronik in 5 Acten reimweis plattzutreten. Ayrer dichtete seine Tragödie „Lazarus" (2000 Verse) in neun Tagen. Da und dort findet sich bei Sachs eine Oase von herzlicher Gemüthlichkeit, aber selten ohne ernüchternde Plattheit. Statt echter Tragik oder lebensprühender, urfröhlicher Komik überall nüchterne Lehrhaftigkeit und Biedermannsmoral, meist mit Hinneigung zum Derben, Ungeschlachten, Possenhaften und Niedrigen. Die Verschrobenheit protestantischer Schulmeister ging so weit, daß sie mit Stücken wie der „Schulteufel" und „Cornelius Relegatus" durch die gemeinste und zotenhafteste Schilderung der verkommenen Schuljugend dieselbe zu Zucht und Sitte zurückführen zu können vermeinten. „Die Welt ist ein Stall voller Buben und stinkender Böcke", seufzt einer dieser Pädagogen, Martin Hayneccius, der Verfasser des „Schulteufels". „Das Amt eines Lehrers zu führen," klagt er weiter, „den Stall des Augias oder, wie es Seneca nennt, die Cloake zu reinigen, das will einen Herkules haben, der nicht allein mit Gedanken und Worten, sondern auch mit der Hand, Muth und Herzen, ganzem Leibe und Kopf arbeite, da er wahrlich Stankes vollauf und Unsauberkeit, auch Verletzung seines Leibes Gesundheit oftmals empfindet." In diesen Worten ist die Grundnote dieser Dramatik angedeutet. Den Stallduft des Augias athmen sowohl die genannten Studentendramen, als Nicolaus Manuels Fastnachtsspiele „Von dem Elßlin" und vom „edeln Wein" und des Johannes Stricerius „Deutsche Schlemmer", ein Stück, das mit seinen abstoßenden Sauf- und Buhlscenen als „kindliches Gedicht", „ausdrücklich für die Schüler verfaßt", empfohlen wurde. Von den „englischen Commedianten" wurden einige Dramen Shakespeare's in ungefüger Sprache jämmerlich verballhornt; bluttriefende Schauerdramen anderer Autoren dagegen gelangten zu unverdienter allgemeiner Popularität. An ihnen schulten sich Jakob Ayrer und der Herzog Julius von Braunschweig. Es wurde auf der

Bühne nicht bloß gestochen und gehängt; auch Nasen- und Ohrenabschneiden wurde ein Hauptvergnügen. Eigentliche Mord- und Unzuchtsstücke überfluteten die Bretter mit unsagbarer Gemeinheit; das frivolste Spectakelwerk drängte jeden Rest von Kunstsinn zurück. Zwerge, Riesen, Ungeheuer, Gespenster wechselten mit den Schlächterhelden — und endlich zogen die Teufel selbst schaarenweise in hellen Haufen auf der Bühne ein (S. 349 bis 378).

8. Denselben Charakter wie das Theater trägt die Unterhaltungsliteratur. Eine wahre Flut der gemeinsten und unzüchtigsten Schriften überschwemmte die Buchläden: „Cento-Novelle", „Gartengesellschaft", „Rollwagen", „Cazopori", „Rast- und Nachtbüchlein" u. s. w. Ueber ihre große Verbreitung und ihre schädliche Wirkung führt Janssen das Zeugniß der Zeitgenossen Johann Fickler, Aegidius Albertinus und anderer an. Fickler erwähnt „vorderst unter solchen Büchern" auch die „Tischreden Luthers", „so voller unflätiger stinkender Bossen, unzüchtiger Wort und lahmer Fratzen sein, als auch in etlichen anderen seiner weltgeistlichen Schriften auf das unflätigste eingemischet" würden. Saufschriften und Schimpfschriften auf die Weiber entwickelten sich zu eigenen Literaturzweigen. In allem Ernst wurde disputirt, ob die Weiber wirklich Menschen seien. Ansätze zu einem ehrbar bürgerlichen Roman, wie sie Jörg Wickram versuchte, wurden in den höheren Ständen durch die Amadis-Romane verdrängt, die Sigmund Feyerabend zu Frankfurt in 24 Bänden (25 000 Seiten) in deutscher Uebersetzung erscheinen ließ. Jeder Band wurde einer fürstlichen Standesperson gewidmet, der XII., 1428 Seiten stark, nach Bobertags Urtheil „fast nur aus Zoten bestehend", der Freifrau Sibylle von Fleckenstein, geborenen Gräfin zu Hanau.

9. An die Unterhaltungsliteratur, welche auf gemeine Sinnlichkeit speculirte, reiht sich in erschreckender Fülle eine Wunder- und Schauerliteratur, wie sie kaum eine andere Zeit erlebt hat. Je mehr vom „wahren Glauben" und vom „Lichte" des Evangelii geredet wurde, desto mehr nahm der schauerlichste Aberglaube überhand. Schon Luther, Melanchthon, Simon Pauli und Christoph Irenäus machten sich mit „Mißgeburten", „Wundergeburten und Monstra" zu schaffen, und der Same des Aberglaubens fiel auf günstigen Boden. Ein „Wunderbuch" folgte dem andern; die ganze leblose Natur ward zum Wunder; des Himmels Kräfte begannen zu reden; es regnete Steine, Blut, Korn, Milch, Fleisch; Regenbogen und Winde mischten sich in die Zeitgeschichte; Wundersterne und Kometen sagten die furchtbarsten Katastrophen an; es ertönte schon die

höchste „Posaune", welche die Ankunft Christi verkündigte. Todte stiegen aus dem Geisterreich auf; Gespenster und Geister zeigten sich in Schaaren; Engel predigten Buße und förderten das neue Evangelium; neue Propheten sind in Sicht, und der Antichrist ist schon im Anzug. Als ob des „Schreckens und Schauers, des Entsetzens und Wehklagens" nicht genug gewesen wäre, wurden auch unzählige Berichte über die grausamsten Verbrechen, Martern und Hinrichtungen in Umlauf gesetzt, die Phantasie der Leser mit den schrecklichsten Vorstellungen von Mord, Grausamkeit und Unzucht erfüllt, die Kinder selbst zu den nie endenden Hinrichtungen hingeführt, um sie, wie man meinte, vom Verbrechen abzuschrecken.

„Nirgend nichts denn Furcht und Schrecken," predigte Leonhard Breitkopf am Charfreitag 1591, „Teufel und Gespenster, Unholde, Hexen, Mißgeburten, Erdbeben, Feuerzeichen am Himmel, dreiköpfige Gesichter in den Wolken und so viele andere Zeichen göttlichen Zornes. Deren ohngeachtet gehen alle Laster im Schwang, erschreckliche Mörder, Giftmischer nehmen zu mit jeglichem Jahr in allen Landen. Daneben treiben Höllenzwinger, Geisterklopfer und dergleichen Gelichters mehr ungescheut ihr Werk und verunehren und schänden das göttliche, geoffenbarte Wort. Wunderdoctoren schreiben Bücher und Scharteken für Gelehrte und gemeines Volk, andere ziehen umher als Goldmacher, betrügen Hoch und Niedrig, andere verbreiten den seltsamen Mißglauben, als könnten sie durch ihren eigenen Geist die Gestirne und andere Geister bezwingen und Menschen zu Tode bringen ohne äußerliches Werkzeug. Und solche geheime teuflische Künste gibt es viele und wird die ganze Welt damit betrogen, daß es wahrhaftiglich Zeit ist, der letzte Tag des Gerichts komme heran."

10. Die Krone der verwilderten Volksliteratur bildete endlich eine Unmasse von Schriften über Schwarzkunst, Zauberei und Teufelei, durch welche in gewissem Sinn das Dämonische selbst in unheimlichster Gestalt von dem Geistesleben Besitz nahm. Der Teufel wurde nicht bloß an die Wand gemalt, er beherrschte in weitem Umfange Phantasie, Verstand, alle Vorstellungen des Volkes. Von der durch Bibel und Ueberlieferung bezeugten Lehre Christi über Satan und sein Reich unterschied sich dieser Dämonenglaube nicht bloß durch den fast unbegrenzten Spielraum der Thätigkeit und Macht, die dem Feinde des Menschengeschlechts eingeräumt wurde, sondern auch durch die übertriebene Furcht, die sich dieser falschen Vorstellung beigesellte, und die ewig unruhige Beschäftigung mit ihm und der ihm untergebenen Dämonenwelt. Der Teufel war nicht mehr, wie St. Augustin ihn kennzeichnete, der an der Kette liegende

Hund, der niemanden anfallen kann, der sich ihm nicht freiwillig nähert; er war los, frei und ledig. Den freien Willen des Menschen hatte Luther in seiner Verblendung geläugnet, dafür aber den Satan freigegeben — und derselbe ließ ihm dafür sein ganzes Leben lang keine Ruhe mehr. Bei Tag und Nacht beschäftigte und quälte er ihn. In den harmlosesten Erscheinungen der Natur, in der Kirche und ihren Lehren und Einrichtungen, in fürstlicher Politik und wandelbarer Volkslaune, in Leiden und Krankheit, in aller Widerwärtigkeit des Lebens, in den Schrecken des Bauernkrieges, in der wachsenden Noth, Entsittlichung und Verwilderung, in all den naturgemäßen Folgen seiner eigenen Lehre sah er nicht mehr Gottes Strafe und Fügung, menschliche Verirrung und Schuld, Wirkungen des Naturgesetzes oder des freien Menschenwillens, sondern allüberall nur den — leidigen Teufel. Diese Teufelsfratze, die seine unruhige Phantasie beherrschte, drückte in zahllosen Wiederholungen des Teufelsnamens auch seinen Schriften ihren Stempel auf. Dieser Name ist ihm so geläufig, wie einem hl. Bernhard oder Bernardin der Name des Erlösers. Von ihm und seinen Freunden schreibt sich die Gewohnheit her, die verschiedenen Laster der Zeit unter einem Teufelsnamen zu verkörpern, und so ein Teufelsmagazin herzurichten, wie es kein anderes Volk besitzt. So schrieb Andreas Musculus einen Hosen-, einen Fluch- und einen Eheteufel, Matthäus Friedrich einen Saufteufel, Cyriacus Spangenberg einen Jagteufel, Albrecht von Blanckenberg einen Geiz- und einen Wucherteufel, Joachim Westphal einen Faulteufel und einen Hoffartsteufel, Ludwig Milichius einen Zauberteufel und einen Schrapteufel, das heißt Finanzteufel, Florian Daule einen Tanzteufel, Andreas Hoppenrod einen Hurenteufel, Jodocus Hocker eine Schrift unter dem Titel: „Der Teufel selbst". Zwanzig solcher Schriften wurden 1569 zu Frankfurt als Theatrum Diabolorum gesammelt, 1575 erschien das Theater in zweiter Auflage mit vier neuen Teufeln gemehrt, 1587 in dritter Auflage mit zehn neuen Teufeln, „als Kleider- und Kröeß-, Neidharts-, Schmeichel-, Pfarr- und Pfründbeschneider-, speculationischer, Lügen- und Läster-, Gerichts- und Procuratoren-, Bettel- und Gart-, sammt den Sacraments-Teufeln, so zuvor bei diesem Druck nie gesehen und ausgangen"; der letzte dieser Teufel, der Sacramentsteufel, wurde von dem Prediger Johann Schütz „mit seinen siebenunddreißig Adjuvanten beschrieben". Auf 1360 Seiten in Großfolio mit doppelten Columnen umfaßte das Werk in dieser neuen Auflage vierunddreißig Teufel. Noch nicht genug! Um dasselbe zu vervollständigen, schrieb der Mecklenburger Superintendent Andreas

Celichius 1595 ein eigenes Buch über die Besessenheit, „des Satans letzten Zornsturm". Unterdessen waren wandernde Quacksalber und Gaukler in der Volksphantasie schon längst zu Zauberern und Hexenmeistern geworden; Astrologie, Alchymie und Cabbala verwirrten die Köpfe mit dem tollsten Unsinn; der Lebensverlängerer Paracelsus ward wie ein Heros gefeiert; nun begannen alle Elemente von gespenstischen Wesen zu wimmeln: das Wasser von Nymphen, Nixen, Melosynen, Sirenen, die Erde von Gnomen, Sylphen, Kobolden und Zwergen, das Feuer von Vulcanalen und Salamandern; und das alles wurde nicht als harmlos poetische Träumerei erfaßt, sondern mit dem theologischen Teufelsaberglauben zum ernsthaftesten Wahne verquickt. Die Wundermedicin blühte; die geheime Kunst ward methodisch ausgebildet; Kalender und Planetenbücher brachten den astrologischen Aberwitz in die abgelegensten Bauernhöfe; Hausirer trugen die Traumbücher mit ihren tollen Einfällen im ganzen Lande herum und verkauften massenhaft Büchlein, „Zetteln und Pergamene" wider den Teufel, wider Ertrinken und Verbrennen, Zauberei und Hexerei. In diesem Wirrwarr gestaltete sich die Lehre vom Teufel zum riesigsten Volksaberglauben. Man beschrieb die Wohnungen der Teufel, die Künste, mit ihm zu verkehren, die Beschwörung derselben, die Fahrten mit dem Teufel. Die alten Magussagen vereinigten sich auf den Doctor Faust und erhielten in dem ältesten Faustbuch ein entschieden protestantisches Gepräge. Was aber Phantasie und Verstand unaufhörlich beschäftigte, das machte schließlich den Eindruck der Wirklichkeit. Schon von der Mitte des Jahrhunderts an häuften sich die Nachrichten über Besessenheit, Teufelsaustreibungen, Gespenster und Spücknisse. Der Teufel erscheint hier und dort leibhaftig, im Bauernhaus und im Fürstenpalast, vor Predigern und Theologen, Bauern und Fürsten. Hunderte behaupten, ihn gesehen zu haben, und beschreiben ihn genau. Hunderte glauben fest und steif, daß er lebendige Menschen entführte. Der Teufel wird zur ersten Großmacht der Literatur und Cultur, und so bereitet sich denn die schrecklichste Erscheinung der Zeit vor: Hexenwesen und Hexenverfolgung (S. 440—508).

Wir haben uns noch der Kunst zuzuwenden, welcher Janssen das erste Buch des vorliegenden Bandes gewidmet hat (S. 1—186). Auch hier hat es von protestantischer Seite nicht an mannigfachen Beschönigungen gefehlt, doch ist der Verfall der Kunst im 16. Jahrhundert im allgemeinen offener, klarer und von der Mehrheit der Fachschriftsteller zugegeben worden. Die Arbeit des Historikers war in dieser Hinsicht eine leichtere, während der Umfang der zu benützenden Fachliteratur freilich eine nicht

geringe Mühewaltung voraussetzt. Mit der Verwerfung des katholischen Gottesdienstes, des Meßopfers, der sichtbaren Kirche, der Heiligen-, Bilder- und Reliquienverehrung war die kirchliche Kunst im Princip eigentlich zerstört und vernichtet, und die Protestanten haben keinen Grund, auf den Rest kirchlicher Architektur, Bildnerei und Malerei stolz zu sein, welcher dem Bildersturm entgangen ist oder gegen die Quintessenz der protestantischen Lehre wie zufällig und willkürlich sich noch weiter entwickelt hat. Die Einzelheiten, welche Janssen über die Bilderstürmerei und den Verfall der religiösen Kunst gesammelt hat, vereinigen sich zu einem ergreifenden Bilde. Wie sich dieser Verfall ganz klar und deutlich auf Luther zurückführen läßt, so auch der schmachvolle Mißbrauch der Kunsttechnik im Dienste der confessionellen Polemik. Was Cranach und seinesgleichen leisteten, führte nothwendig zur schrecklichsten Entartung. Im Dienste des Hasses zeigte sich alsbald auch — wie in der Literatur — die häßlichste Pornographie. Ohne religiöse Ideale, ohne geistige Anregung, ohne jene Harmonie der Seele, welche Leben und Quelle aller wahren Kunst ist, suchten sich nun die Künstler auf allen Gebieten an fremdländischen — und in seltsamem Widerspruch zu ihrem Hasse gegen Rom — vorwiegend an italienischen Mustern Anregung und Inspiration. Doch für das Schöne, was Italien in kirchlicher und weltlicher Kunst in tausendjähriger naturgemäßer Entwicklung in den verschiedensten Stilarten hervorgebracht, fehlte das innere Verständniß, die Gleichartigkeit des nationalen Temperaments. Das Edelste und Beste, was unter dem Einfluß religiöser Gesinnung geschaffen worden war, sagte den von der Kirche getrennten Nordländern nicht mehr zu. Sie hielten sich an das Zufällige der äußern Formschönheit, zumeist an das Unvollkommenere, Niedrigere, Verfehlte, ja an die Auswüchse, denen die Kunst in Rom, Florenz und Venedig ebenso wenig entgangen ist, als anderswo. Die eigene nationaldeutsche Kunstüberlieferung ging darüber zu Grunde; sie wurde erst praktisch verlassen, dann auch theoretisch von Dürer, Rivius u. a. verworfen. Der kirchlichen Architektur war nicht nur ihre sacramentale Würde und Weihe, sondern auch das freigebige Zusammenwirken der Stände, die Gunst der Großen und die Begeisterung des Volkes entzogen. Die Malerei verlor das Verständniß für die großen christlichen Stoffe, wie für ernsten, strengen Stil und ideale Ziele. Die Bildnerei wurde von den Gestalten der christlichen Gottesstadt an die alten Götter des Olymps und allegorische Gestalten verwiesen. Von den vermeintlichen Fesseln der Kirche befreit, d. h. auf ihre eigene erhabene Selbständigkeit verzichtend, trat

die Kunst in den Dienst der Fürsten und Mächtigen, des höfischen Luxus und der bürgerlichen Prachtliebe. Den deutschen Mäcenaten aber fehlte jener feine classische Geschmack, jene künstlerische Bildung, welche die Mediceer und andere Gönner italienischer Kunst besessen. Das Fremde verschmolz sich nur schwer und unvollkommen mit dem deutschen Geist, und da dieser selbst in den schrecklichen Wirren der Zeit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr entartete, fiel die Kunst im weitesten Umfang wilder Zügellosigkeit, Regellosigkeit, Phantastik und Willkür anheim. Vorzugsweise an das Profane verwiesen, fanden die Kleinkunst und das Kunsthandwerk noch die liebevollste Pflege und Ausbildung. Die Glasmalerei sank, ebenso Kupferstich und Holzschnitt. In der Malerei drängte sich das Portrait vor, dann Conversationsstücke, Liebes-, Trunk- und Prügelscenen, blutige Jagdbilder, Stillleben, Landschaft. Die Historienmalerei büßte auch da, wo sich die alte Kirche in hartem Kampfe aufrecht hielt, vielfach die frühere Würde, Erhabenheit und Andacht ein. Wie die Literatur, so wurde auch die bildende Kunst immer mehr von dem um sich greifenden Geiste der Unlauterkeit angesteckt. Ein flacher Naturalismus begünstigte diese Richtung, und der Cultus des Nackten, schon von Cranach mit cynischem Behagen gepflegt, griff reißend um sich und steigerte die Scham- und Zuchtlosigkeit, aus der er hervorgegangen.

Auf keinem der Kunstgebiete fehlt es an Leistungen, die in ihrer Art sowohl Kunstsinn als Kunstfertigkeit bekunden; aber auf allen ist ein stetiges Sinken und Verfallen unverkennbar. In den Kunstsammlungen der Zeit herrscht nicht das Gefühl für das Schöne, sondern die von allem Geschmack abirrende Sucht nach dem Sonderbaren, Seltenen und Barocken. Nachdem der ganze Olymp in geschmackloser Verzerrung sich der Kunst bemächtigt hatte, wurden zuletzt auch die Hexen und die Teufel ein Lieblingsgegenstand der entarteten Malerei.

Auf dem Gebiete der Tonkunst ragen neben den Katholiken Orlandus Lassus, Arnold von Bruck, Leonhard Pamminger auch einige wackere Tonsetzer protestantischen Bekentnisses hervor, wie Johannes Eccard, Sethus Calvisius, Bartholomäus Gesius u. a.; doch schon bald nach dem Vollzug der Glaubenstrennung werden Klagen über Verweltlichung, Verfall und Verachtung der kirchlichen Tonkunst laut. In der Vorrede zum Wittenbergischen Gesangbüchlein von 1537 bemerkt Johann Walter, Luthers Freund und musikalischer Berather: „Es ist nicht Wunder, daß die Musica jetzt zur Zeit so gar veracht und verschmähet wird, sintemal auch andere Künste, die man doch haben soll und muß, so jämmerlich

von Jedermann schir für nichts gehalten werden." Auch das wird wieder dem Teufel zugeschrieben: „Dieweil man ihm von Gottes Gnaden die papistische Meß mit all ihrem Anhang umgestoßen, stößt er, so viel an ihm gelegen, alles, was Gott gefällt, wieder zu Boden."

Und doch war es gerade die katholische Kirche, welche dem Verfall der Kunst und Volksbildung in den trüben Wirren der Zeit noch einigermaßen Halt gebot. In einem ansehnlichen Theile Deutschlands erhielt sie die herrlichen Bauwerke, Bildwerke und Malereien der ältern Zeit. Ausbauten an gotischen Kirchen erfolgten noch bis an das Ende des Jahrhunderts. Julius von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg (1573—1618) baute und restaurirte in seinem Bisthum dreihundert Kirchen, wobei er bis 1609 deutsche Baumeister beschäftigte, erst 1609 einen Italiener. „Die Kirchen und Collegien, welche die Jesuiten selbst erbauten oder welche für sie errichtet wurden, entsprachen durchaus den übrigen Bauten jener Periode. Die für den Orden in München (1582—1597) erbaute St. Michaelskirche ist (nach Lübke's Ansicht) die gewaltigste kirchliche Schöpfung der sogenannten deutschen Renaissance. Auch die Jesuitenkirche in Koblenz (1609—1619) ist ein stattlicher kirchlicher Bau von technischer Tüchtigkeit" (S. 72. 75). An die altkölnische Malerschule schlossen sich noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Maler Anton von Worms und Bartholomäus Bruyn. Von letzterem stammt der 1534 vollendete Hochaltar in Xanten (S. 91). Prächtige Glasmalereien haben sich in St. Gudula zu Brüssel wie in den schweizerischen Klöstern Muri, Wettingen und Rathhausen erhalten (S. 92. 93). Als die Kunst ihr eigenes, nationales Gepräge verlor, Baumeister, Bildner und Maler ihre Vorbilder jenseits der Alpen zu suchen begannen, machten sich wohl auch in katholischen Kreisen große Mißstände geltend; doch hörte die Kunst deshalb nicht auf, dem Altar zu dienen, bewahrte als kirchliche Kunst wenigstens in ihren Stoffen und in ihrem Streben eine ideale, kirchliche Richtung, und vieles, was heute einen ernsten, an der ältern Kunst gebildeten Geschmack verletzen mag, störte durchaus nicht die Erbauung und den kirchlichen Sinn von Männern, die zwar im furchtbaren Kampfe der Zeit sich und ihre ganze Persönlichkeit dem Glauben weihten, aber nicht Muße fanden, über die Vollkommenheit der verschiedenen Stilarten sich eingehender zu unterrichten, die mit ganzer Seele an der Kirche ihrer Väter hingen, aber vielleicht eben, weil diese Kirche in ihrer Universalität nicht an die Kunstüberlieferungen eines einzelnen Landes gebunden war, der Kunst ihrer Väter nicht dieselbe Anhänglichkeit bewahrten. Daß,

mit wenigen Ausnahmen, die begabtesten Maler von Dürer bis Rubens sich nach und nach italienischen Einflüssen ergaben, läßt sich ohne die Annahme nicht erklären, daß die ihnen fremde Kunst nicht bloß einen sinnlichen, sondern auch einen wirklich ästhetischen, künstlerischen Zauber auf sie ausgeübt haben muß. Sonst hätten sie die Kunstrichtung, in welcher sie aufgewachsen waren oder welche sie wenigstens in bedeutenden Erscheinungen vor sich hatten, nicht verlassen. Ein Mangel an politischem und nationalem Selbstgefühl mag mitgewirkt haben, ebenso vielfach der Mangel einer tiefern persönlichen Frömmigkeit; auf dogmatisch kirchliche Ursachen dagegen ist diese Erscheinung der Kunstgeschichte nicht zurückzuführen. So sehr die gotische Architektur und die mit ihr verschwisterte mittelalterliche Bildnerei und Malerei aus christlichen Ideen und Inspirationen hervorgegangen war und ihnen entsprach, so war Italien doch durch mehr als tausendjährige Ueberlieferungen daran gewöhnt, auch andere, ältere Kunstformen dem Schmuck des profanen Lebens wie der Zierde des Heiligthums dienen zu sehen. Man war hier durchaus mit dem Gedanken vertraut, daß auch ursprünglich heidnische Kunstformen als spolia Aegypti zur Verherrlichung des Christenthums dienen und den Gedanken verkörpern könnten, der auf dem berühmten Obelisk des Petersplatzes ausgedrückt ist. Die neuere italienische Kunst war unter der Gönnerschaft der Päpste herangeblüht. „Unter Führung der bedeutendsten Künstler war sie während ihrer kurzen Blüte reich an Werken gediegener Pracht und vollendeter Technik." (S. 60.) Die begeistertsten Führer und Förderer der kirchlichen Reform sahen im Wesen derselben keinen Gegensatz zum Christenthum und erhoben sich selbst gegen ihre Auswüchse niemals mit dem ungezügelten Zorneseifer Savonarola's. Dies muß man mit in Rechnung ziehen, um zu begreifen, daß die gewaltige Reformbewegung, welche vom Trienter Concil ausging, keine analoge Kunstbewegung hervorrief, welche die mittelalterliche deutsche Kunst neu zu beleben strebte.

Was die Volksliteratur betrifft, so konnte sich die Kirche derselben nicht unmittelbar in demselben Umfang bemächtigen, wie die Neuerer. Die kirchliche Reform erheischte vor allem eine tüchtige ascetische, philosophische und theologische Heranbildung des Clerus für seine eigentliche priesterliche Aufgabe. Dem so gebildeten Clerus fiel dann nicht zunächst die Aufgabe zu, der poetischen oder unterhaltenden Literatur zu dienen, sondern durch religiösen Unterricht das Volk zu belehren, die Irrenden wieder zu gewinnen, die angegriffene Wahrheit zu vertheidigen. Seelsorge und apologetische Abwehr nahm die besten Kräfte in Anspruch.

Indem Luther Ascese und Philosophie verschmähte, die Theologie in deutscher Sprache demokratisch unter das Volk warf, erwarb er sich den Schein, für Leben und Sprache des Volkes mehr Liebe zu hegen, als die Vertreter der alten Kirche. Das war indes bloßer Schein. Wohin diese deutsche Volkstheologie mit der von ihr unzertrennbar verknüpften Polemik, Schauer- und Teufelsliteratur führte, zeigt der vorliegende Band in anschaulichster Weise. Konnte auf katholischer Seite mitten in dem tobenden Kampfe auch keine reiche poetische Literatur erblühen, so bezeugen doch liebliche Kirchenlieder (S. 173—175), daß der Quell wahrer Poesie nicht völlig versiegt war, und der folgende Band wird zweifellos nachweisen, wie der katholische Humanismus, wenn er auch seiner Schattenseiten nicht entbehrte, doch bildender und segensreicher auf das deutsche Volk wirkte, als die polternde und streitsüchtige Volksliteratur der Protestanten.

A. Baumgartner S. J.

Säculäquat oder statuarisch — das ist: Freimaurer oder Jesuit, oder: Der Kampf um den Niederwald.

Ein seltsamer Roman.

In dem „Literarischen Deutschland" von Adolf Hinrichsen lesen wir S. 50:

„Beyer, Conrad (Conrad Byr) wurde am 13. Juli 1834 zu Pommersfelden bei Bamberg geboren. Der Bildungsgang B.s nahm in Bayern seinen Ausgangspunkt (!), allwo besonders der Philologe Imhof großen Einfluß auf das Geistesleben des heranwachsenden Jünglings gewann. Zum Abschluß gelangten seine Studien in Leipzig, wo er auf naturwissenschaftlichen, philosophischen und belletristischen Gebieten gleichzeitig mit Brehm im Hause Professor Roßmäßlers Aufenthalt nahm (sic!). Hier entstand B.s erste fachwissenschaftliche Abhandlung: ‚Ueber die anatomischen und physiologischen Verhältnisse der vegetabilischen Zelle.' Ihr schloß sich die philosophische Schrift ‚Erziehung zur Vernunft' an. Beide Schriften fanden Beifall ... In Verfolgung des Planes, mit seinem durch religions-philosophische Schriften bekannt gewordenen Bruder ein internationales Erziehungsinstitut zu gründen, erprobte sich B. nach der Doctorpromotion in längerer Unterrichtsthätigkeit. Durch den plötzlichen Tod seines Bruders scheiterten die pädagogischen Absichten Conrad B.s. Er wandte sich anderen Plänen zu, hervorgerufen (?) durch den regen Verkehr mit Rückert. Eine erschöpfende Darstellung des Lebens dieses Dichters im Zusammenhang mit seinen Dichtungen zu liefern, dieser Entschluß reifte mehr und mehr zur Frucht heran. Seine biographischen und literarhistorischen Werke über Rückert, durch welche B. Begründer einer Rückertliteratur wurde, haben ihm die höchsten Auszeichnungen erworben. Im

Jahre 1870 zog B. nach Eisenach, um in frischer Lenzesluft (?) seine Gesundheit zu kräftigen. Dort entstanden mehrere Werke . . . ‚Zur deutschen Kircheneinigung, ein literarisch-philosophisches Zeitvotum' (bei Gelegenheit des Concils) . . ., außerdem mehrere anmuthige novellistische Skizzen und Erzählungen. Auch auf dramatischem Gebiete war B. thätig . . . Den schon früher herausgegebenen Dichtungen . . . reihten sich in Eisenach die patriotischen Lyriken (sic) . . . an . . . Ein volles Jahrzehnt weilte B. in Eisenach, dann zog er in den Süden. Inzwischen hatte es ihm an Auszeichnungen nicht gefehlt. Er erhielt den Titel eines Professors und Hofraths, viele höchste Orden, persönliche Anerkennung in Gestalt von Handschreiben, Bildern, Pretiosen: vom Kaiser, der Kaiserin, dem Großherzog von Weimar und vielen anderen Fürsten und Fürstinnen. Auch wurde B. Meister und Ehrenmitglied des freien deutschen Hochstiftes in Frankfurt am Main, Mitglied der preuß. Akademie der Wissenschaft in Erfurt, erstes und einziges Ehrenmitglied der Herdergesellschaft ꝛc.; mehrere seiner Werke wurden in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. Hervorzuheben wäre noch B.s ‚Deutsche Poetik', ein Werk, das wohl keinem Leser des ‚Literarischen Deutschland' fremd sein dürfte, so daß wir uns versagen können, näher darauf einzugehen. Auch auf dem humanen Gebiete freimaurerischer Literatur war B. thätig, wovon eine große Zahl von Abhandlungen in Zeitschriften zeugt, sowie die Schrift: ‚Rückert als Freimaurer und Dichter'; ferner die didaktische Dichtung: ‚Geist der Lehrlingsaufnahme'. Gegenwärtig weilt B. in Stuttgart, eifrig mit Neubearbeitung einzelner Schriften, besonders einer umfassenden (?) neuen Auflage der großen Rückertbiographie beschäftigt. Dort schrieb er auch einen culturgeschichtlichen Roman: Erzherzog Karl oder der Kampf um den Niederwald."

So die Biographie oder wohl besser Autobiographie.

In der Einleitung zum „Literar. Deutschland" sagt derselbe C. Beyer nach einem Ueberblick über die Entwicklung der deutschen Literatur: „Daher mußte in derselben Gegenwart (1870 ff.) nach langem Irrgange in der Fremde mit Naturnothwendigkeit die schon von Goethe sehnsüchtig gewünschte urdeutsche Metrik und Prosodik erstehen: eine deutsche Betonungslehre, deren wissenschaftlicher Ausbau in Anlehnung an Fr. Rückert mir (C. Beyer) vorbehalten war, und die in stolzer Befriedigung zum erstenmal den Satz proclamiren konnte: Das in der neuhochdeutschen Metrik zu beachtende Gesetz darf nur das der Accentqualität sein, welche musikalischer und logischer Natur ist; das Quantitätsprincip ist nicht mehr zu rehabilitiren. In dieser deutschen Betonungslehre, ferner in dem von mir geschaffenen, seither kaum dem Namen nach gekannten deutschen Vers- und Strophensystem durfte ich zum erstenmal die Befreiung von der überlebten, schablonenhaften Schulregel fordern, um im neu erstandenen Reiche auch in der Poesie die Befreiung vom Fremdenthum anzustreben. Nach dem Jahre 1870 mußte eine Wissenschaft der Poesie zeigen, daß Deutschland auch in der Poesie auf eigenen Füßen zu stehen und selbständig den Pegasus zu zügeln vermöge, sobald es einmal in den Sattel gesetzt sei; daß es ferner in seinen uralten Maßen schon alles besitze, was durch den Fremdencultus so lange gesucht, nicht gefunden werden konnte." (XIX.)

Warum wir diese beiden Stellen hier mittheilen? Zu unserer Rechtfertigung. Denn hoffentlich wird jeder Leser aus ihnen eine hohe Ansicht von dem Manne gewinnen, dem solche allerhöchste Anerkennungen von Kaiser und Kaiserin, Fürsten und Fürstinnen zu theil wurden; der auf humanem Gebiet freimaurerischer Literatur thätig war; der das epochemachende, bis dahin so unbekannte Grundgesetz deutscher Dichtung proclamiren durfte, durch das wir

erst eine freie deutsche Dichtung haben; der endlich mit einem Worte der Mann war, „Deutschland in den Sattel des Pegasus zu setzen", und es so lehrte, „auf eigenen Füßen zu stehen". In der That, man möchte auf C. Beyer ein großes Wort seines Romanes anwenden und ihn den „theuern, pyramidalen" Beyer nennen[1]. Einer so hohen Achtung vor dem Schreiber und seinen sonstigen Werken bedarf es aber, um überhaupt in einer ernstgemeinten Besprechung von dem vorliegenden Roman zu reden, dessen Titel bereits am Schluß der biographischen Notiz angedeutet wurde, auf dessen Erscheinen aber die Leser des „Literar. Deutschland" bis vor kurzem mit Sehnsucht warten mußten. Nun endlich liegt er vor uns, zwei stolze Bände in feiner Ausstattung und mächtiger Papierverschwendung, denn auf die X, 324 u. 298 S. kommen nicht weniger als 60 ganz leere, oder nur mit einer Ueberschrift oder einem vierzeiligen Motto bedruckte Seiten, zu geschweigen von dem Minnebrevier (227—276), dessen wenigste Blätter mehr als zur Hälfte bedruckt sind. Alles spricht für ein vornehmes Buch und es ist gut so — für das Buch selbst; denn dem Inhalt nach sollte man es gewiß nicht für die feinere Welt geschrieben glauben, da es auf einer bedenklich niedrigen Stufe jener Literatur steht, die man Colportage- oder Schauder-Romane nennt.

Hören wir das „Bruchstück eines Geleitsbriefes"! — „Wohl bot ich Dichtung und Erdichtetes; aber gewiß habe ich nichts gegeben, was nicht am Ende des vorigen Jahrhunderts möglich gewesen wäre. [Daß es verschiedene Arten der Möglichkeit gibt: logische, physische, moralische, geschichtliche, vergißt Beyer uns zu sagen.] Der dichterischen Conception drängte sich — zunächst aus der philosophischen, dann aber aus der poetischen Abwägung [also zuerst die Tendenz!] — jenes wunderbare (!) Material auf, welches der Fabel individuelles Leben, dem ganzen Kunstwerk [Lumpen sind bescheiden!] aber thatsächlichen Hintergrund und eine historisch (?) bedeutsame Grundlage zu verleihen vermochte. — Wenn ich das holde Vorrecht der Poesie, im Dienste der Wahrheit nach Gutdünken zu erfinden und zu gestalten, für den Dichter in Anspruch nahm, — und wenn ich meine theilweise pseudonymen Personen idealer auffaßte und schilderte, als die Wirklichkeit sie erscheinen lassen mochte, so geschah dies, weil ich durch poetische Zeichnung der Wirklichkeit in die lichten Höhen des Sittlichen und des Erhabenen leiten wollte. — Das ästhetisch Anmuthige und das Wahre suchte ich zu feiern, die Liebe und Treue strebte ich zu schildern, welche im Verein die Holdseligkeit wecken (?) und den Geist in eine

[1] Nächstens wird sich Herr Beyer auch noch rühmen, den Nürnberger Trichter erfunden zu haben. Oder wer hält sich ernst, wenn er in jener Musterpoetik nicht weniger als 90 Strophenformen mit Namen, wie: ‚Niggelers Traumstrophe', ‚Ganghorns Volksstrophe', ‚E. Albrechts Blumenstrophe', ‚Schmidt-Cabanis Strophe', ‚Geroks Strophe' u. s. w. findet, und der ehrsamen Handwerker- und Sangesmeister Nürnbergs denkt und ihrer 200—300 Töne: „Die zehnreimige Feilweise", „der achtzehnreimige Baumton", „Jörg Schillers Ton" u. s. w.? Man sieht, nichts Neues unter der Sonne, auch die naive Wichtigthuerei hat ihre Renaissance. Hat Beyer schon etwas von Opitz und seinem Büchlein „Die deutsche Poeterei" gehört?

reinere Sphäre beglückender Daseinsfreude zu erheben vermögen." — So das Bruchstück, das in der That das Wichtigste vergißt, von der eigentlichen Seele des Romans nichts verräth und besonders keinen Aufschluß darüber gibt, wie es mit der Wirklichkeit der Hauptpersonen, der „statuarischen Jesuiteneiferer", bestellt ist. Nun freilich, dafür ist ja das Buch da.

Der heutige Titel desselben lautet: „Erzherzogs Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald." Die Hauptsache in dem Titel ist die zweite Hälfte, und zwar handelt es sich um nichts mehr und nichts weniger als um die Frage: Soll der Niederwald, jene hochheilige Felsenhöhe am Rhein, am Schluß des Romans „das Stammhaus des Jesuitismus" diesseits der Berge tragen, oder soll er durch den Freimaurer Erzherzog Karl als Nationalheiligthum dem deutschen Volke erhalten und zum Wallfahrtsort des aufgeklärten Patriotismus geweiht werden? Man sieht: eine tiefbedeutsame Frage, reich an typischen Beziehungen und hochpoetisch. Wer möchte noch leben am Rhein und in Deutschland, wenn jenes Stückchen Fels oberhalb Rüdesheim statt der Kolossalstatue der Germania (dieses patriotische Kunstdenkmal in allen Ehren!) ein Jesuitenkloster trüge? Der Gedanke ist nicht auszudenken vor Schrecken und Schauder. Zur Erhöhung des Interesses verknüpft aber der Dichter mit dem localen Streitobject noch ein persönliches: die einstweilige Besitzerin des Niederwaldes, die junge Fürstin Elinor, die erdichtete Fürstin des erdichteten Ländchens Taunburg auf Tauneck, um die nicht minder Jesuit und Freimaurer ringen, die wirklich erst den Jesuiten, dann dem Erzherzog gesichert erscheint, um schließlich durch das Gift der Jesuiten als Braut des Freimaurers ins Grab zu sinken . . .

Wir zählen 1793. Nach der Schlacht von Neerwinden stattet Erzherzog Karl dem Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrück und dessen Nichte, der Fürstin Elinor auf Tauneck, einen Besuch ab, „und man durfte behaupten, daß hier ein einziger Strahl genügte, eine unauslöschliche Flamme anzuzünden" (I, 7). Zur Feier des Tages wird eine Rheinfahrt unternommen, zu der auch „der Jesuitenprovinzial Pirkheimer vom Fürsten Ludwig befohlen ward".

„Auch im Fürstenthum Nassau-Saarbrück wie auf der benachbarten Tauneck entfalteten die Jesuiten eine fieberhafte Thätigkeit. Auch hier wurden sie seit ihrer vor kurzem erfolgten Einwanderung die geheimnißvolle Triebfeder aller Verhältnisse... Einige Jesuiten kehrten unter dem Namen von Redemptoristen[1] nach Marienthal zurück...; die übrigen fanden Schutz und Aufnahme beim Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrück, der den Provinzial Pirkheimer zum Beichtiger und Rathgeber seiner zum Katholicismus übergetretenen Nichte Elinor von Taunburg ernannte. Als der Fürst dem Orden Jesu auch sein Residenzschloß diesseits (?) des Rheines einräumte, da bemühte sich Pirkheimer, durch bauliche Veränderungen [schon zu Lebzeiten des doch wohl in seinem Residenzschloß wohnenden Fürsten!] dasselbe zum Kloster umzugestalten und ihm ein möglichst düsteres Gepräge aufzudrücken. Und hierzu standen ihm die ganzen Ein-

[1] Das hat Beyer nicht erfunden. Es steht zu lesen im kleinen „Brockhaus" (1880) „Jesuiten" . . . „erfolgte 1847 auch ihre Vertreibung aus der Schweiz, während sie in Bayern und Oesterreich als Redemptoristen geduldet wurden."

nahmen von Marienthal, sowie reiche Ordensmittel zur Verfügung. So kam es, daß im Todesjahre des Fürsten Ludwig dessen ehemals so stilvolles Schloß wie ein düsteres, mittelalterliches Kloster sich darstellte. Man trat in dasselbe durch tunnelartige, massive (?) Thore, in denen man am lichten Tage den Hals brechen konnte, so dunkel war es in ihnen. Ein breiter, wassergefüllter Graben umgab das Gebäude und trennte es im Rücken vom Felsen, durch welchen der Provinzial einen unterirdischen Gang nach der Tauneck herstellen ließ. In der Nähe des Klosters, in der Putzgasse, erwarben die Jesuiten ausgedehnte Oekonomiegebäude mit Speichern und Kellern. Fürst Ludwig hatte ihnen nämlich viele Liegenschaften und Güter geschenkt, deren reiche Erträgnisse untergebracht werden mußten. Oft mehr als 14 Tage vor und nach Martini waren nöthig, um all das Einkommen an Zehntfrüchten in Keller und Speicher unterzubringen . . . Das nicht Unterzubringende wurde für billigen Preis nach Koblenz — im Weinjahr 1795 sogar nach Bremen verkauft, wo man im Rathskeller noch heute eine kleine Quantität 1794er rheinischen Jesuitenweines antreffen kann." [Den haben, die Thatsächlichkeit der Angabe angenommen, keinenfalls Jesuiten dahin verkauft.] (I, 102 ff.)

Dieser so ganz in den Händen der Jesuiten befindliche Ludwig von Nassau-Saarbrück „hatte einen kränkelnden, von der Gattin [auf der Jesuiten Geheiß] getrennt lebenden Sohn, dessen Lebensfaden die Parze — wie es schien — eben zu durchschneiden im Begriffe war" (I, 6). Auf Betreiben der Jesuiten war dann auch das Nassau-Saarbrück'sche Hausgesetz geändert, so daß die Nichte des Fürsten Ludwig diesem auf dem Thron folgen sollte. Die weiteren Pläne „des Ordens Jesu" soll uns Provinzial Pirkheimer in seiner Unterredung mit dem geheimnißvollen Jesuiten Congoja selbst entwickeln:

„. . . Trotz alledem aber ist man in Rom melancholisch und fürchtet für die Kirche.' — ‚Für den Orden!' corrigirte Congoja, ‚was übrigens dasselbe ist. Die Kirche ist das Haus, der Orden Jesu, — der Hausherr!' — ‚Bravo, bravo!' rief entzückt über diesen Vergleich der Provinzial, ‚er hat jetzt (1796!) beide Hausschlüssel. Allerdings sieht es trübe, ja fast düster aus. Was wir indes auf einer Seite verlieren, erobern wir doppelt auf der andern.' — ‚Wo denn?' — ‚In den Ländern des lutherischen Friedrich des Großen, der nach Aufhebung des Ordens demselben eine Zufluchtsstätte in seinen Staaten gewährte. Ferner besonders hier am Rheine, den man anstatt der seitherigen Benennung Pfaffengasse Deutschlands die Jesuitenstraße Europa's für die Folge nennen soll. Von unserer sicheren Veste aus, die wir als eine Zwingburg dort oben auf dem Niederwalde bald genug errichten wollen . . ., treffen wir den deutschen Protestantismus ins Herz. Das stolze Oesterreich wird trotz aller Kriegskunst dieses jesuitenfeindlichen Prinzen unterliegen; das revolutionäre katholische Frankreich muß — sofern wir nur die Infallibilität des Papstes zu decretiren vermögen [!] — auf unser Gebot Preußen niederwerfen und seinen, dem Orden Jesu zu gut kommenden Terrorismus über die Welt ausbreiten.' — ‚Was dann?' — ‚Dann, Bruder Congoja, dann krystallisiren wir von hier aus das Chaos; dann wird man den Orden in Rom nicht wie jetzt nur im geheimen protegiren; dann wird man ihm sein äußeres Ansehen zurückgeben — und die Welt wird katholisch, oder besser: jesuitisch sein. Der Jesuitenorden wird sodann wie vordem jede andere Meinung ausrotten — mittelst der Inquisition, zu welcher der unsterbliche Innocenz III. 1196 den Plan entwarf und die der unvergleichliche Gregor IX. zur Ausrottung der Ketzer einführte — durch Galgen, Schwert und Scheiterhaufen, in majorem Dei gloriam!

. . . ‚Die Hauptsache für uns ist fürs erste, daß wir uns die Regierungen dienstbar machen, um zu rechter Zeit eingreifen zu können. Belgien und Holland haben wir [?1797?]; dies Fürstenthümchen aber, das sich durch den baldigen Tod des auf unsere Veranlassung von seiner Gattin getrennt lebenden Prinzen Ludwig Karl von Nassau-Saarbrück bedeutend vergrößern muß, wird innerhalb eines Jahres mein sein, unwiderruflich mein, Bruder!‘ — ‚Wenn aber der Prinz Ludwig Karl euch nicht den Gefallen erzeigen sollte, zu sterben?‘ — ‚Dann gelangt das Ländchen der Fürstin [Elinor] doch in unsern Besitz. Uebrigens ist alles vorbereitet, um diesen Prinzen im gegebenen Augenblick bei Seite zu schieben ohne Aufsehen. Seine scheinbare Verschwendungssucht, sein Verkehr mit dem überspannten Dichter von Kotzebue [!], sein Einsiedleraufenthalt an menschenleeren Orten Bayerns, seine doppelsinnigen Aussprüche, seine Unvorsichtigkeiten im Leben, seine Trennung von der Gemahlin, seine sonderbaren mündlichen und schriftlichen Anordnungen geben in Summa ein erdrückendes Material für den Nachweis dauernder Regierungsunfähigkeit. Fürstin Elinor als seine Erbin tritt in seine Rechte ein und ich in den Besitz beider.‘ [1]

---

[1] Geschieht es, um kräftiger auf diesen Punkt der Jesuitenkunst zu insistiren, oder aus Erfindungsarmuth, oder um ein bekanntes Vorbild „tactvoller“ und vollständiger auszunutzen: — später, als Fürstin Elinor vergiftet und ihr Neffe, „der jugendliche Prinz Karl Ludwig Otto, als Thronfolger berufen war“, heißt es wieder: „Der Prinz war ein freidenkender, feinsinniger Mann mit excentrischen Neigungen, Wünschen und Bedürfnissen, weshalb die Jesuiten schon zu Elinors Zeiten das Gerücht verbreiteten, der Prinz habe einen Sparren zu viel, mit anderen Worten, er habe überspannte Vorstellungen, welche zu ungereimten Aeußerungen und Handlungen führten. Von jeher hatte er sich mit Künstlern aller Art umgeben und an diese namhafte Summen verschwendet, wie denn das Geld für ihn nur so viel Werth zu haben schien, als es ihm Mittel war, die Kunst zu fördern, werthvolle Gemälde und Bildsäulen anzukaufen, stilvolle Gebäude aufführen und fürstlich einrichten zu lassen und dergleichen mehr. Seine Anverwandten — mit Ausnahme des ihm ergebenen Vetters Grafen von Zedlitz — strebten deshalb danach, den verschwenderischen Prinzen von der Regierung auszuschließen. Auf ihre Veranlassung wurde er entmündigt und sogar als seelengestört erklärt, um unter Aufsicht eines Arztes in der Festungsstadt der Gesellschaft entzogen zu werden . . . Karl Ludwig Otto zeigte aber — seine überspannten Ansichten und seine Verschwendung abgerechnet — nichts weniger als Verrücktheit. Er wußte auch recht wohl, welche Stellung ihm nach dem Tode seiner Verwandten Elinor gebührt hätte. Mit feiner Berechnung suchte er die Maßnahmen seiner Verwandten zu durchkreuzen, indem er sich durchaus gefügig zeigte. Insgeheim verfaßte er mit seinem Vetter, dem Grafen von Zedlitz, einen Aufruf, welcher dazu bestimmt war, das Volk zum Aufstand zu veranlassen und die Regentschaft zu stürzen. [Leider fügt der Dichter nicht bei, daß der Aufruf in der Schweiz gedruckt wurde.] Kaum aber war dieser Aufruf bekannt geworden, als sich einer der nächstbetheiligten Agnaten mit dem kaum ausgewiesenen Jesuiten Congoja verbündete, der sofort mehrere Glieder seines Ordens in weltlicher Kleidung zur Unschädlichmachung des Prinzen an den Rhein sandte. Diese umschlichen den Prinzen auf Schritt und Tritt. Als er einst mit seinem Begleiter einen abendlichen Spaziergang längs des Stromes machte, überfielen, fesselten und erstickten sie beide und warfen die Leichen in den Rhein. Man fischte sie folgenden Tages bei St. Goar aus den Fluten, nachdem man ihre Kleider weit oben am Ufer entdeckt hatte. Allgemein nahm man nun an, daß beide beim Baden verunglückt seien, oder daß der Prinz durch die Vorspiegelung, an seichter Rhein-

‚. . . O wenn wir erst dies Grenzländchen am Rhein besitzen werden, um unsere Flagge frei und rücksichtslos entfalten zu können und einen unantastbaren Herd zu haben, der uns gestattet, unsere Wunderkarten nach eigenem Gutdünken zu mischen, — dann soll auch Kaiser Franz II. unsere Allmacht kennen lernen. Dann werden alle Soldaten Jesuiten sein; dann wollen wir auch in der Armee so viel Intriguen anzetteln, daß bald eine andere Regierung in Oesterreich ein jesuitenfreundliches Ruder [schönes Bild, das!] führen wird.‘ — ‚Aber wenn Oesterreich über Frankreich siegen sollte?‘ — ‚Siegen, sagst du? Lächerlich! Aber selbst im Falle eines Sieges über Frankreich, wie will uns Oesterreich in unserem Eigenthum an den Leib?‘ — ‚Es hebt den Orden auf kraft seiner Autorität als Vorort des heiligen römischen Reiches.‘ — ‚O du heiliges römisches Reich! So wahr du nur die drei kleinen Fehler besitzest, daß du niemals heilig, niemals römisch und niemals in deiner Vielköpfigkeit ein Reich gewesen warst — [es sollte polizeilich verboten werden, solche Meidinger selbst einem Jesuiten in den Mund zu legen], so wahr wird Franz II. uns gegenüber ohnmächtig sein. Aber selbst wenn er unsere Aufhebung auch hier durchsetzen sollte‘ — ‚Was dann?‘ wagte der aufmerksam zuhörende Congoja einzuwerfen. — ‚Was dann? So fragt solch kluger Mann? Wir werden Laien! Zehnmal Kleider, Staat und Religion wechseln, was thut's? Als Mohammedaner noch werden wir — Patres Jesu sein.‘ ‚Brav, sehr brav!‘ rief jetzt Congoja . . . und reichte dem Provinzial erfreut die Hand. ‚Du bist ein ganzer Mann!‘ sagte er ermuthigend, ‚ich folge dir von Herzen und unbedingt. Doch — wie willst du's machen?‘ Der Provinzial trat näher. Nach der Thür umblickend, sagte er im Flüsterton: ‚Ich bin der Fürstin Beichtvater. Sie ist jung, heißblütig, liebebedürftig. Verstanden?‘ Seine Augen glänzten lüstern. Sein graues Gesicht überzog sich mit dunkler Röthe . . . ‚Es gilt, den Oesterreicher aus ihrem Herzen zu verdrängen.‘ — ‚Und dich hineinzusetzen?‘ — ‚Bst, bst!‘ unterbrach Pirkheimer, indem er mit unterdrückter Stimme listig wie lüstern hinzufügte: ‚Halb bin ich drin; vielleicht mehr als halb.‘ — ‚Vortrefflich!‘ rief Congoja, während er sich zurückzuziehen suchte. ‚Dann hätten wir wirklich das Fürstenthum, wenn du sein anonymer Fürst bist‘“ (I, 132 ff.).

Bei der Thatsache, daß Erzherzog Karl ebenfalls die Fürstin und mit ihr das Fürstenthum für sich und die Freimaurerei erringen wollte, war der Kampf zwischen beiden unvermeidlich. Auf Seiten des Prinzen stehen natürlich seine männliche Schönheit, seine humane Freimaurerei, seine angenehme Unterhaltung, seine großartigen Thaten gegen die Franzosen. Ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, muß er die Jesuiten hassen, und so entwickelt sich — oder vielmehr es sollte sich künstlerisch im Herzen der Fürstin selbst ein Kampf entspinnen zwischen ihrer Achtung und Liebe zu den Jesuiten und zu

---

stelle ein Bad nehmen zu wollen, seinen Begleiter in den todbringenden Strom gelockt habe, um ihn und sich zu ertränken. Wenige Tage später erfolgte die Zurücknahme des gegen die Jesuiten gerichteten Verbannungsedictes“ (II, 219 ff.). Ob man wohl auch die Umgebung eines gewissen traurig berühmten Sees zeitig nach verkappten Jesuiten abgesucht hat? Die Aufschlüsse des Dichters über einen analogen Fall sollten doch die Polizei jenes Landes etwas nachdenklich machen . . . Vielleicht wollte eben auch der Dichter, dessen „Bildungsgang ja in Bayern seinen Ausgangspunkt nahm“, durch diese Denunciation sub rosa in echt nationaler Bildung seine Dankesschuld gegen jenen Ausgangspunkt abtragen.

deren Feind, dem Prinzen. Diese psychologische Seite sucht aber der Dichter dadurch zu umgehen, daß er die Fürstin eine Convertitin sein läßt, die eigentlich gar keine festen religiösen Grundsätze besitzt. Dadurch entsteht in ihrem Charakter eine haltlose Halbheit, die geradezu jede Sympathie für den schwärmenden Schöngeist im Keime erstickt. Prinz Karl thut übrigens auch zur eigentlichen Handlung nur sehr wenig. Zwischen zwei Schlachten kommt er wieder einmal rasch nach der Tauneck, erzählt von seinen Thaten, hält großartige Vorträge über Universalfrieden, freiwillige Krankenpflege u. s. w. und husch! ist er wieder fort. Da haben denn die Jesuiten leichtes Spiel. Von aller Unwahrscheinlichkeit in der Zeit- und Personenfrage des Romans abgesehen, möchte uns nun der Dichter folgende Geschichte erzählen:

Um zu Geld und Ansehen zu gelangen, sucht Pirkheimer ein Testament zu unterschlagen, damit infolge dessen ein früheres zu Gunsten der Jesuiten in Kraft trete. Diese Unterschlagung zu bewerkstelligen, ernennt er — oder setzt er durch, daß ein verkappter Jesuit zum Minister ernannt werde. Die Sache glückt; der eigentliche, rechtmäßige Erbe seines Vaters, Staatsrath Warandin, wird abgewiesen, verliert sein Amt und dazu noch seinen jüngsten Sohn, der „überwiesen" wird, die Regierungskasse erbrochen zu haben. Davon weiß die Fürstin nichts! und das in einem Miniaturländchen wie Tauneck! Und die Töchter Warandins sind ihre Gespielinnen und Hofdamen! Und die ganze Geschichte spielt sich unter ihrem Regiment, unter dem Ministerium Giering ab! Sie weiß aber keine Silbe davon, bis „ein (wie der humorvolle Dichter so elegant sagt) wiederum unvorsichtigerweise fallengelassener Brief" ihrer Hofdame Josepha ihr die ganze Abscheulichkeit der Jesuiten enthüllt. Eben, wo die Fürstin sich entschließt, über diese Angelegenheit sich Licht zu verschaffen, ist aber auch eine andere Intrigue der Jesuiten bis zum Entscheidungspunkt gediehen. Um nämlich den Erzherzog aus dem Herzen der Fürstin zu reißen, läßt der Provinzial Briefe aus dem Lager des Prinzen schreiben, welche den Tod des Erzherzogs und zweier Söhne des Staatsraths Warandins melden. Anfangs glaubt die Fürstin diese Nachrichten; auf „Ahnungen" hin sieht sie jedoch, daß das Ganze nur Lug und Trug der Jesuiten ist. Nachdem nun auch noch ein „Professus" ihr aus ihrem Cabinet zwei Liebesbriefe des Erzherzogs gestohlen, muß es zu einer Krisis kommen. Provinzial Pirkheimer ist des Glaubens, nach der Nachricht vom Tod des Erzherzogs seinen letzten Trumpf ausspielen zu können, und läßt sich daher bei der Fürstin zu einem Condolenzbesuch melden, bei dem er dann den ersten günstigen oder ungünstigen Moment benutzen will, der Fürstin vorzuschlagen, die Welt zu verlassen und in ein Kloster zu treten. Aber die Fürstin ist klüger und stellt sich, als glaube sie an den Tod des Geliebten, und geht auf die Rathschläge ein, um dadurch zu erkennen, wie weit Jesuitentücke reiche.

‚Du liebtest diesen Mann?' fragte Pirkheimer.

‚Ich habe ihn geliebt, bis ich seine Grundsätze kennen lernte,' erwiederte die schlaue Fürstin.

‚Dann — nicht — mehr?' unterbrach zögernd und ungläubig der abgefeimte Jesuit.

‚Er ist in die Fußstapfen dieser ungläubigen Freidenker getreten, die ja sein Onkel, der zweite österreichische Joseph, künstlich großzog. Niemand ahnte, wie schmerzlich mich seine frivole Verurtheilung der Jesuiten berührte, wie seine freigeistigen Worte mich als Fürstin, als Christin, — als Weib verletzten. Dafür hat Gottes unfehlbare, rächende Allgewalt ihn dahingestreckt. Beweinen kann ich den Gefallenen wohl, — doch er erntete den Lohn seiner Thaten und Gesinnungen. Er büßte, was er gesündigt. O wer doch Gottes allwaltende Vorsehung und Gerechtigkeit erkennen möchte!‘

‚Erhalten Sie ihren Gedanken diese fromme Richtung, geliebte Fürstin!‘ unterbrach Pirkheimer, indem er zugleich einen glühenden Kuß auf ihre weiche Hand preßte, ‚der Segen bleibt nicht aus.‘

‚O könnte mich Ihr Trost beleben, Ihr Rath meinen Pfad erhellen!‘ seufzte die Fürstin.

‚Was gedenkst du zu thun, meine Tochter?‘ forschte verschlagen Pirkheimer.

‚O wie mich diese schale Welt anwidert! Einsamkeit und stille Betrachtung allein vermögen mich noch zu erquicken. Meinen Sie nicht, mein Freund, es ließe sich ein so kleines und so blühendes Ländchen auch aus der Klosterzelle leiten?‘

‚Viel besser noch!‘ antwortete mit unvorsichtiger Hast und voll sichtlicher Freude der Provinzial, der sich wider Erwarten urplötzlich dem Ziele so nahe sah. ‚Viel besser noch,‘ wiederholte er, während er die Fürstin mit scheinbarer Rührung fixirte und ein Zug behaglicher Genugthuung auf seinem weinrothen Gesichte sich malte. [Wie geht das wohl, Rührung und Genugthuung zu gleicher Zeit?] ‚Nichts wird dann zwischen dich, meine Tochter, und den Geist der rechten, echten Fürsten-Einsicht treten.‘

‚Was thue ich, daß dem so sei?‘ fragte jetzt die listige Meisterin, während sie das kluge Haupt auf der Hand wiegte [?] und den katzenfreundlichen Jesuiten überlegen [!] musterte.

‚Die irdische Seite des Regiments müssen Sie gänzlich in die Hände Sr. Excellenz von Giering [des Jesuitenministers] legen . . . Wir hindern (so war sein Gedankengang) alle Belehrung, denn wir brauchen stummen Gehorsam. Wir hemmen die Entwicklung der freien Anlagen im Menschen, denn unsere Werkzeuge müssen willenlose Sklaven sein, die sich blindlings unserem Geiste unterwerfen. Wir verdammen die Zeitbildung, denn die Unmündigkeit und Unselbständigkeit verbürgt allein solche Werkzeuge, wie wir sie für unsere Ordensziele, für den gegen den Protestantismus zu führenden Kampf bis aufs Messer nöthig haben.‘

Die Fürstin schaute gedankenvoll vor sich hin. Dann fragte sie vorsichtig: ‚Und wie steht's denn mit dem Eid, den ich meinen Unterthanen bei meiner Thronbesteigung geschworen habe?‘

‚Der Orden, meine Tochter, entbindet und absolvirt nicht nur, sondern er rechnet zum Verdienste an, was du fürchtest. Ueberdies lehrt unsere heilige Constitution wörtlich: Wer nicht seine Eltern, seine Geschwister, seine Verwandten verläugnet, ja sie haßt, kann nicht mein Jünger sein.‘

Die Fürstin zuckte zusammen. Sie erschrak ob dieser Enthüllung[1]. Die letzten Schuppen fielen von ihren Augen. Sie wußte genug. Sie hatte den Jesuiten völlig durchschaut. Um rasch zu Ende zu kommen, wollte sie ihn auch entlarven. Vor ihm niederknieend, sprach sie: ‚Hier, Vater, Ihnen übergebe ich mich; durch Ihre Hand will in den Frieden ich mich retten, so wahr ich eine freie Fürstin bin.‘

[1] Daß diese schreckliche Stelle sich auch in einem andern Buche als den Constitutionen befindet, scheint Herr Byr nicht zu wissen. Vgl. Luc. 14, 26.

‚Es geschehe!‘ lispelte still vergnügt schmunzelnd der Jesuit. ‚Beschreite getrost den Weg zum Heile!‘ Wie zur Krönung seines Gebäudes legte er seine Hände segnend auf das Haupt der Fürstin, wobei er seine Linke streichelnd über ihre Wange gleiten ließ. Vertraulich flüsterte er: ‚Morgen um Mitternacht erwarte ich dich hier in deiner Hauskapelle, um dich durch den unterirdischen Gang nach der Filiale zu geleiten und dich ganz dem Orden Jesu zu vermählen.‘ Brünstig küßte er die Fürstin auf die Stirn. Durch langandauernden Händedruck schien er seine innige Zuneigung verrathen zu wollen. ‚Du sollst durch mich der Erde und des Himmels Wonne, die Seligkeit der ewigen Liebe kennen lernen,‘ lispelte er lüstern. Dann wandte er sich zum Gehen, indem er ausrief: ‚Mit dir sei Friede! Ave, pia anima!‘ . . . Er war so stolz auf seinen Erfolg, daß er sich plötzlich bezaubernd, einnehmend [schöne Steigerung!], unwiderstehlich erschien. Seine verschmitzten Augen öffneten sich weit in träumend phantastischer Sinnlichkeit.“ [Wie gehen die drei zusammen?!] (I, 284 ff.)

Was sagen unsere Leserinnen zu diesem weiblichen Ideale, die sich zu solchen Dingen hergibt und versteht, „um nach dem jesuitischen Grundsatze, daß der Zweck die Mittel heilige, den Provinzial geschickt auszuhorchen und seine Ansichten und Pläne zu erforschen?“ (I, 284.) Daß der Dichter seine Idealgestalt die ganze Erniedrigung des jungfräulichen Gefühls, die in dieser Heuchelscene liegt, nicht einmal empfinden läßt, spricht nicht gerade für sein Zartgefühl. Er sagt uns freilich: „Eine Zeitlang stand die Fürstin lauschend da, bis seine Tritte verhallt waren. Ihre Wangen glühten wie nie zuvor. In ihrem keuschen, jungfräulichen Busen tobte es gewaltig. Abscheu, Erbitterung, Zorn brachten ihr Blut zum Sieden und belebten das Verlangen nach Genugthuung. ‚Ha! dieser Wicht!‘ rief sie triumphirend.“ Das ist nicht die Stimmung einer „keuschen, jungfräulichen“ Fürstin nach einer solchen Scene. Vorausgesetzt, sie habe sich durch übermenschliche Anstrengung während der Anwesenheit des Provinzials aufrecht erhalten, nach dessen Verschwinden hätte sie weinen müssen vor Scham — über sich selbst. Eine Ohnmacht selbst wäre hier am Platze gewesen.

Sofort wird nun die Thür nach der Kapelle abgeschlossen, eine Stafette an Erzherzog Karl geschickt: „Wir lassen Kaiserliche Hoheit vor Pfaffenschlichen und vor den jesuitischen Krankenpflegern warnen, und wir hoffen, daß der Erzherzog umgehendst [!] melde, er sei gesund“ (I, 290).

I, 293—309 wohnen wir dann einem Trinkgelage der beiden Jesuiten Congoja und Pirkheimer bei, das doch schließlich einmal etwas Neues über die Jesuiten zu sagen hat; denn pokulirende Jesuiten sind noch ziemlich neu. Man erwartet den Minister von Giering, der endlich den Obern das von ihm unterschlagene Warandin'sche Testament ausliefern soll. Die Jesuiten haben nämlich außer den anderen ungezählten Dummheiten des Romans auch noch diejenige begangen, sich das Testament nicht sofort oder doch schon längst von ihrer „Creatur“ ausliefern zu lassen. Der Minister aber, als kluger Jesuit, will sich nicht blindlings der Hand seiner Obern überantworten und versucht auch nach kategorischem Befehl das Testament nicht abzugeben.

„Da erfaßte ihn aber auch schon die eiserne Hand des Provinzials und drückte ihn auf den Stuhl nieder: ‚Krähst du da hinaus, Rabe?‘ zischte mit Schlangenblick [!!]

der Provinzial, indem er sich drohend vor ihm aufpflanzte. ‚Haha! Wohin will denn das Männchen entfliehen, daß es unserm allmächtigen und allgegenwärtigen Arm unerreichbar wäre? Weißt du, Creatur, daß Vernichtung jeden trifft, der sich wider den Orden kehrt?‘ . . . ‚Verflucht!‘ seufzte geängstigt der Minister, dem auch noch eine verdächtige Bewegung des Provinzials das Blut erstarren machte. Dieser steckte nämlich etwas wie ein Dolchmesser zu sich . . . ‚Aber,‘ lallte angstbetroffen der Minister, ‚Assessor von Warandin wird reden!‘ — ‚Wenn er noch reden kann,‘ sagte Pirkheimer trocken. ‚Sein Mund wird vielleicht morgen schon — stumm sein. Man wird ihn als Selbstmörder aufheben.‘“ Diese Scene wird durch die Entdeckung unterbrochen, daß das Testament aus dem Zimmer des Ministers verschwunden ist. Der „Hund von Pförtner“, auch ein Jesuit, hat es gestohlen, um es den Warandins zuzustellen, bei denen er früher gedient hat. In dieser höchsten Gefahr entpuppt sich der geheimnißvolle Congoja als das, was er ist, der geheime Bevollmächtigte des Generals. Die nun folgende Scene ist zu wirksam, um sie nicht wörtlich zu geben: „‚Ruhe!‘ donnerte mit Stentorstimme Congoja dazwischen, ‚der Orden Jesu ist nicht zu entehren.‘ Aller Augen blieben auf Congoja gerichtet, der in Gegenwart des Provinzials wie ein Dictator aufzutreten wagte. Er schien plötzlich um Haupteslänge gewachsen zu sein. Auf seinen sonst so apathischen Zügen erschien felsenfeste Energie und eine Bedeutung, die keinen Zweifel über seine Vollmachten zuließ. Pirkheimer stand wie zermalmt da. Er war keines Wortes mächtig. Ein Schwindel ergriff sein Gehirn . . . Der Minister hatte sich im Getümmel bis an die Thüre gerettet, die er leider verschlossen fand. Bald sollte die entsetzlich peinliche Situation ihre Lösung finden. Congoja, dessen Züge einen boshaft triumphirenden Ausdruck angenommen hatten, riß mit gutgeführtem Schnitte eines Dolchmessers die Naht seines Unterkleides [!] auseinander und zog behutsam aus dem Futtertuche ein Schriftstück hervor, das er erst küßte, bevor er es entfaltete. Hierauf schob er den Provinzial Pirkheimer mit kühnem Griff von dem grünen Sessel hinweg und setzte sich darauf . . . Man mußte, um mit Beaumarchais zu sprechen, sich beeilen, zu lachen, um nicht über diese tragische Wendung menschlichen Geschickes in Thränen auszubrechen“ u. s. w. Hieran müssen wir gleich die Fortsetzung dieser Scene aus dem zweiten Bande (S. 192 ff.) reihen.

„‚Verflucht, es ist aus!‘ kreischte von blinder Furcht ergriffen Pirkheimer, indem er sich planlos [!] vom Sitze erhob. ‚Aus?‘ versetzte mit dem erbarmungslosen Blicke eines Henkers Congoja. ‚Aus? — Noch nicht! — Aber bald wird's aus sein!‘ Bei diesen Worten zog er aus dem Futtertuche[1] seines Gewandes ein Papier hervor. ‚Willst du hierauf einen Blick werfen?‘ gebot er mit schaurigem Ernste, während er ihm die Missive — eine solche war das Papier — vor die Augen hielt. ‚Auf diesen Passus!‘ setzte er — mit dem Finger nach einer Mittelzeile deutend — bezeichnend, kurz hinzu. ‚Heilige Maria, Mutter Gottes! Hilfe!‘ gurgelte in namenloser Angst Pirkheimer hervor, während er, von Entsetzen erfaßt, den nutzlosen Versuch zur Flucht machte. Congoja legte seine knöcherne Hand krallend auf Pirkheimers Schulter, so daß dieser hilflos neben dem Lehnstuhl zusammenbrach. ‚Du wirst die Güte haben, mein Theurer,‘ herrschte er eisig, während er die Missive in die Tasche steckte, ‚keinen Lärm zu machen. Was folgen muß, kann dir ja wohl nicht unklar sein. Setze dich auf den Stuhl da nieder, wie wenn du am Pulte studirtest.‘ — ‚Erbarmen! Mitleid!‘ schrie Pirkheimer lauter als zuvor. Dann sank er erschöpft in die Kniee. Sein Schreien und Wehklagen war bis in die äußersten Zellen gedrungen. ‚Um Gottes willen, haben Sie

[1] Später wird aus diesem unerschöpflichen Futtertuche noch ein drittes Schreiben aus Rom gezogen.

Erbarmen!' flehte er händeringend, daß es einen Stein hätte erweichen müssen. ‚Seien Sie ein Mensch, ein Christ; ich' — ‚Du wendest dich an eine falsche Adresse, Liebster!' unterbrach herzlos, unerbittlich Congoja . . . ‚Keine Umstände, Creatur! . . . Fahre wenigstens mit Anstand ab! Erinnere dich der Worte Achills an den Leben erflehenden Lykaon: Fahre hin, Freund; stirb auch du! Was jammerst du so? Auch Patroklus mußte sterben und war besser als du!' Hiermit packte er den Niedergeschmetterten, keiner Gegenwehr Fähigen am Kragen des schlotternden [!] Jesuitengewandes und stieß ihn unbarmherzig nach dem links vom Schreibtisch stehenden Lehnsessel. Pirkheimer fiel todtenbleich, einen angstkündenden Blick auf seinen furchtbaren Henker werfend, in den Sessel zurück, in welchem er so oft beim Glase Wein Stunden des Genusses durchschwelgt hatte und wo er heute zum allerletztenmal sitzen sollte als lebendige Illustration jenes Liedes, das man bei der Krönungsceremonie des Papstes spricht, wenn man ihn auf dem Tragsessel zu St. Peters Altar trägt und das also beginnt: Sic transit gloria mundi, d. i. So geht die Herrlichkeit der Welt dahin[1]. Pirkheimer bedeckte das Antlitz mit beiden Händen, und in herzzerreißenden Lauten bejammerte er sein Geschick. Verweisend sagte Congoja: ‚Du hast dies Land, diese Fürstin beherrschen und zugleich genießen wollen. Weil du in blinder Eitelkeit und gieriger Wollust zu viel gewollt, brachtest du die Jesuiten um ihr Gut, um ihren Leumund, um ihren Credit. Dafür lohnt dir der Orden mit ewiger Seligkeit.' Nunmehr zog er ein Fläschchen hervor, dessen Inhalt von dunkler Farbe war. Mit diesem trat er hinter den jammernden Pirkheimer, stützte sich auf dessen Stuhllehne und reichte es ihm zum Trinken. Als dieser nicht zugriff, drängte er mit den Worten: ‚Nur munter! Immer zu!' — ‚O ich bin ein großer Sünder,' seufzte Pirkheimer, während der Angstschweiß von seiner Stirne troff; ‚ein Elender bin ich, der sein verlorenes Leben beweint, das er einer schlechten Sache zu weihen gezwungen wurde.' — ‚Redensarten!' zürnte Congoja. ‚Vorwärts!' Noch einen letzten Versuch wagte Pirkheimer. Mit einem Jammerblicke, wie ihn die zitternde Gazelle dem furchtbaren Löwen lebenflehend entgegensenden mag, bat er: ‚Guter, lieber Bruder, denke — wie glücklich wir waren! Lasse mich nicht so elendiglich umkommen! O laß mich entfliehen! Statt Mörder werde mir Retter. Ich will dir's danken.' Congoja stampfte erzürnt mit dem Fuße. ‚Vorwärts! Memme! Willst du den Dolch?' — ‚Gott sei mir gnädig!' schluchzte Pirkheimer gefaßt, als er keine Rettung mehr sah. Dann ergriffen die bebenden Hände des Gebrochenen das Fläschchen. Congoja lenkte es vorsichtig an Pirkheimers Lippen und drückte es an dieselben, bis es ganz ausgetrunken war. ‚Glückliche Reise!' sagte er sodann, jede Miene seines Opfers diabolisch beobachtend. Das Gift wirkte augenblicklich. Pirkheimer verzog krampfhaft das Gesicht. Dann sank er in den Sessel zurück. Ein minutenlanges Schlagen mit Armen und Beinen. Dann war alles ruhig! Alles war vorbei."

Nach dieser Probe werden auch unsere Leser sagen „Alles ist vorbei!" Wir geben daher nur mehr kurz den Verlauf der Geschichte. Auf den Brief der Fürstin kommt der Erzherzog, der nur mit knapper Noth den Mordversuchen des Professus Emeritus Ignatius Schluf entgangen, schnell nach Tauneck,

[1] Man hätte bis zu diesem Roman wohl kühn einen Preis auf die Lösung der Frage setzen können, welch eine Gleichheit besteht zwischen einer Papstkrönung und einem Jesuiten, der sich vergiften soll? Und wie weiß der Dichter in einem einzigen indirecten Satz diese Beziehungen in kühnen Zügen vor unsern Blick zu zeichnen! Das kann nur der Meister.

wo unterdessen auch die ganze Erbschaftsangelegenheit der Warandin sich aufgeklärt hat. Die Jesuiten werden verbannt und die Verlobung der höchsten Herrschaften wird gefeiert. Dann muß der Erzherzog auf kurze Zeit noch einmal scheiden, nach dem Friedensschluß soll Hochzeit sein. „Nun, lieber Leser, erwartest du wohl, des Dichters Griffel werde dir ein fürstlich Hochzeitsfest schildern" u. s. w. (II, 209.) Aber dafür sind die Jesuiten nicht da. Einer ihrer Laienbrüder, der als Mundkoch bei der Fürstin dient, erhält Befehl und vergiftet die hohe Braut. Der Herzog hat das Nachsehen und citirt Shakespeare; die Jesuiten werden zurückgerufen. Der Roman stürmt dann noch durch die Schlachten der Befreiungskriege, plätschert durch „das Meer zarter Gefühle unseres Helden" und führt uns schließlich diesen Helden als glücklichen Bräutigam einer Elinor rediviva auf dem Niederwald vor, wo ein „freidenkender Priester" ihnen einen freien deutschen Gottesdienst hält. Doch weh, die Jesuiten! „Wie die Hunde verjagt man sie, aber wie die Wölfe schleichen sie sich wieder ein" (II, 290).

Das ist ein Theil des überreichen Inhaltes unserer Dichtung. Es fällt nicht leicht, einen klaren und kurzen Abriß der Ereignisse zu geben, da diese Ereignisse selbst nicht recht klar sind. Wie der Dichter ein neues Motiv braucht, erfindet er ein solches, unbekümmert, ob und wie es mit dem Vorhergehenden stimmt. Von der Geographie der beiden kleinen Ländchen, in der man sich selbst nach eifrigem Studium nicht zurechtfindet, wollen wir gar nicht reden; auch nicht von der Regierung der beiden Staaten nach Ludwigs Tode. Wie stimmt es z. B., um hier nur ein Hauptmotiv hervorzuheben, mit der Ernennung des Ministers von Giering und seiner Einmischung in den Proceß? Wir wären dem Dichter außerordentlich dankbar, wenn er uns die Aufeinanderfolge der vielen Thatsachen einmal ruhig und nackt aufzählen wollte. Doch genug über das Was des Romans; nicht minder beachtenswerth als der Inhalt ist nämlich das Wie, die Form des Kunstwerkes.

Gleich zu Anfang (I, 11) unterhalten sich die beiden Liebenden auf dem Rhein folgendermaßen: „‚Machen Sie nicht die Wahrnehmung, Prinz, daß der Strom von Biegung zu Biegung sich jeweilig in einen See zu verwandeln scheint? Und doch setzt er ruhelos den Lauf fort, indem er sich um die vorspringenden Bergpanzer windet. Er gleicht einem guten Romane, der auch immer neu sich ausbreitet, um stets neue Gesichtspunkte zu eröffnen.' — ‚Ein freundlicher Vergleich, Durchlaucht, den ich umkehren möchte[1]. Ein Vorzug des Romans ist jedenfalls die Anschaulichkeit' . . . ‚Man kann schön von scheinen wie von schauen ableiten; in dieser Hinsicht wäre schön, was angenehm erscheint, was angenehm anzuschauen ist, was freundlichen Schein gewährt, dessen Anschauen Freude erzeugt. Das Schöne müßte also das Wohlgefallen des zu richtigem Geschmack und zur ästhetischen Beurtheilung Befähigten erregen. Das dichterisch Schöne wäre die dichterische Idee in äußerer, sinnlicher Erscheinung.' — ‚Oder — wie ich es auffasse — die den Gesetzen unseres Empfindungslebens entsprechende Erscheinungsform des dichterischen Begriffs.' — ‚Nun ja, das unbedingt Maßvolle, dessen Gegensatz das Häßliche ist'" (11 ff.).

[1] Ein freundlicher Vergleich in der That, der sich umkehren läßt. Aber wie lautet dieser umgekehrte Vergleich? „Ein guter Roman gleicht dem Rhein bei Bingen?" Aber worin liegt denn das Neue dieser Umkehrung?

Diese Unterredung gibt den Ton des Ganzen in seiner verschrobenen, schulmeisterlichen Art, die von echter Poesie rein nichts hat. Der Dichter redet z. B. viel von Humor und läßt besonders seine Hauptpersonen gern „das Mahl mit Humor würzen". Leider bringt er uns keine Beispiele. Was er selbst in dieser Art leistet, scheint einer Begriffsverwechslung zwischen Humor und unfreiwilliger Komik zu entspringen. Meistens besteht der Humor in Wortspielen — „aber fragt mich nur nicht wie!"

In dem Augenblick, da Josepha „ein unaussprechliches Glück durchglühte, wie sie es noch nie empfunden hatte — und doch auch ein großes Weh", philosophirt sie also: „‚Warum konnte Hellmuth [ihr Geliebter] nicht bei ihren Eltern um sie werben? Warum sie nicht als sein Weib mit sich nehmen? — Die Verhältnisse! — O über diese unglückseligen Verhältnisse! — Wer mochte doch dieses Wort erfunden haben! Was verschulden nicht alles die Verhältnisse! Und doch existirte ein Verhältniß, ein so unendlich zartes, das zwei Herzen kettete — und die Verhältnisse wollten gerade dieses Verhältniß nicht gestatten!' Ein Thränenstrom machte sich Bahn und brachte ihrer gesteigerten Leidenschaft die beseligende Ruhe innerer Gewißheit [?] . . . ‚Welch himmlisches Gefühl! O es ist so unendlich wie der Himmel, wie die Unendlichkeit Gottes! schier endlos!'" (I, 204.)

Ein sonst sehr pathetisch angelegter Charakter ruft einmal bei einer Gelegenheit, wo niemand dergleichen erwartet, „in einem Anfluge von Humor: ‚Ihr Geister mit dem faden Aden-Ausklang, ihr Oreaden, Najaden und Dryaden, wollt ihr euren Spuk mit meinem Herzen treiben?'" (I, 163.) Nun wissen wir, was der Dichter unter einem Anflug von Humor versteht.

So wird also wohl auch die Reflexion des „polizeiwidrig häßlichen (163) Professus" Humor sein: „Also unweit Neuweiler steht augenblicklich der erzherzogliche Herr! Das ist ja eine köstliche Neuigkeit. In diesem neuen Weiler sollte ich ja neuerdings ebenfalls weilen" (I, 166).

Einmal hat der Erzherzog der Fürstin erzählt, wie leid es ihm gethan, daß die Franzosen die Hirschaider Brücken nicht passirt hätten, weil er sie sonst trefflich hätte bei Pommersfelden schlagen können. Darauf bemerkt die geistreiche Fürstin: „‚So hätte man in diesem Falle dem Feinde goldene Brücken bauen müssen.' — ‚O ja, Durchlaucht! Solche Brücken wären für mich Goldes werth gewesen.' — Schalkhaftes Lächeln umspielte den holden Mund der Fürstin" (I, 33). Nach solchem „Witz" kann man wohl schalkhaft lächeln.

II, 98 steht „ein Tintenfaß, dessen bis auf den Grund eingetrockneter Inhalt es müde geworden schien, stets die überflüssige Flüssigkeit zu spielen". Während man einen Jesuiten zum Tode führt, „meinte ein witziger Bauer: ‚Wer dereinst auf dessen Grab eine Distel pflanzen will, muß eine Leiter mitbringen und eine Schnur, um den Blumentopf festzubinden.' — ‚Wieso?' — ‚Weil er sein schuldbeladenes Haupt auf einen Galgen betten wird.' Schallendes Gelächter lohnte diesen Einfall". II, 25 ist eine Person in ihrem „Heim heute nicht daheim". Trifft der Dichter einmal eine gute Ader, so kann man ziemlich sicher sein, daß er sie zur Unzeit ausbeutet, wie z. B. die Erzählung des Lakais Lorenz.

Eine besondere Stärke entwickelt der Dichter in der Beschreibung von Damentoiletten. Ob die künstlerische Situation traurig oder lustig, feierlich oder spannend ist, was kümmert das einen Schriftsteller, der „Anschaulichkeit" trotz allem auf seine Fahne geschrieben hat!

In einer jener großartigen Unterhaltungen, bei der die Fürstin „sich Mühe gab, ihre Gemüthswallungen zu bemeistern und in seelenvollem Tone sprach: ‚Herzlich willkommen, Sie ersehnter Retter aus Not und Fahr!' fragte der Erzherzog theilnehmend: ‚Durchlaucht hatten doch nicht durch die fliehenden Franzosen zu leiden?' Dabei blieb sein verlegener Blick auf dem unbeschreiblichen Liebreize der Fürstin haften, deren höchst geschmackvolle Toilette die graziöse Figur in glänzendste Beleuchtung setzte." [Sehr schöne Wendung: eine geschmackvolle Toilette setzt eine graziöse Figur in glänzendste Beleuchtung. Wir rathen diesen Satz als Motto für Prospecte von Modeblättern an.]

„Ihre Robe bestand aus weißem Stoff [was für Stoff, sagt uns leider der Dichter hier nicht] und hatte eine Form, die man jenseits des Rheines Voile de religieuse [sic!], zu deutsch Nonnenkleid [?] nannte[1]. Sie war zu beiden Seiten aufgenommen und vorne an der Brust ausgeschnitten. Vom Gürtel fluteten Reihen kostbarer Spitzen herab. Die Aermel reichten bis an die Ellenbogen. Das reiche Haar war durch eine weiße Kamelie geschmückt und die linke Brust durch einen Stern von Brillanten." (I, 29).

Ein anderes Mal, und zwar in einer dramatisch sehr lebhaften Scene, wo man derlei am wenigsten erwartete, „befahl die Fürstin in förmlichem [!] Tone dem Ordonnanzofficier von Gilgenfeld, vorzutreten, der ehrerbietig vor der Thüre Posto gefaßt hatte, und der bei seiner zierlichen Figur und dem jugendlich schmalen, durch ein dünnflaumiges Schnurrbärtchen gezierten Gesicht mit dem dürftigen, in der Mitte gescheitelten, röthlichen Kopfhaare — ebenso die grüne Infanterie-Uniform mit den rothen Umschlägen und Gardelitzen von Gold, wie die glänzenden Epauletten und die stolze Schärpe [wäre ‚schneidige Schärpe' nicht noch besser?] nöthig hatte, um zu imponiren" (I, 148).

Wieder einmal, und zwar an einer Stelle, wo diese Beschreibung wie ein Sturzbad wirkt, heißt es: „Es trat ihr nämlich ganz verstört, mit verweinten Augen und geisterhaft bleichen Zügen in auffallend veränderter Toilette die Oberhofmeisterin Elma von Oedenwald entgegen. Die schöne Repräsentationsrobe von Paille-Moiré und violettem Sammet, welche die jugend-

[1] Das ist ebenfalls eine glückliche Eigenthümlichkeit unseres Dichters, daß er, der Citate so sehr liebt, gleich hinter jedes fremdländische Sätzchen die deutsche Uebersetzung gibt; z. B.: „Warum müssen gerade auf mich die Worte Beaumarchais' . . . Anwendung finden: Ma vie est un combat = Mein Leben ist ein Kampf"? (I, 55.) „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate, zu deutsch: Ihr, Eintretende, laßt hinter euch jede Hoffnung" (I, 108). S. 180 und 181 citirt die Fürstin drei Aussprüche in fremden Sprachen, verfehlt aber nicht, dahinter zu setzen: „zu deutsch" oder „das heißt"; zur Abwechslung spricht sie S. 186 das Zeichen: = ! S. 196 denkt der Secretär Leuchtlin bei sich: „Tout homme est homme et les moines surtout, zu deutsch: Mensch bleibt Mensch und ein Jesuit vorzüglich" u. s. w.

liche, kaum 26 Jahre zählende Dame noch gestern trug, hatte einem dunkeln Traueranzuge Platz gemacht. Ein schwarzer Kopfputz bedeckte noch zur Hälfte ihre edle, mittelhohe Stirne, die so alabasterweiß strahlte, wie das lieblich-ovale Gesichtchen. Die blonden Haarflechten waren im Gegensatz zur früheren Gewohnheit am Hinterhaupt aufgenommen" ꝛc. (I, 88).

Wirklich komisch wirkt die Beschreibungsmanie I, 219, wo ein Lakai von der sehr erregten Fürstin einen Befehl erhalten, sich sogar schon wegen seiner Saumseligkeit einen Verweis zugezogen hat, so daß er zusammenschreckt; dann aber, „ohne sich übrigens sehr zu beeilen, ließ er mechanisch die Geldrollen in seine Taschen gleiten. Dabei fiel sein Blick in den Seitenspiegel, aus dem ihm seine reichgalonnirte, scharlachrothe Livre mit den schmucken, goldenen Aufschlägen und Borten entgegenstrahlte. Seine ganze, immerhin stattliche Figur vom glattrasirten, vollen Gesichte bis zu den grauen, knapp anliegenden Gamaschen und den blank gewichsten Schuhen, seine kräftig gebauten Schultern und das vorgestellte stramme Bein schienen ihn an die eingebildete Wichtigkeit seiner Lakaienstellung zu erinnern. ‚Ach, Durchlaucht!' seufzte er, gravitätisch der Thüre zuschreitend, ‚hätte'" u. s. w.

Eine besonders erfreuliche Ausbeute für das Modejournal bietet natürlich die feierliche Verlobungsscene; II, 157 erscheint die Oberhofmeisterin „in geschmackvollem Repräsentationsgewande von schwarzer Seide mit langer Schleppe" ꝛc. Neben ihr „befand sich Valeska in sehr engem Kleide von grünem Sammet und kurzer Schleppe" u. s. w. Aber erst die Fürstin selbst! „Sie trug eine hellrothe Atlastunica, die sich vorne theilte, um ein mit Perlen und Fransen geziertes Tablier nach damaligem französischem Geschmacke sehen zu lassen. Die an ihrer schönen Gestalt niederfließende Robe hatte eine lange, silberdurchwirkte, blumenbelegte Schleppe. Oben war sie zur Verzierung des Décolleté mit echten Spitzen besetzt. Ihr weiches, reiches Seidenhaar" u. s. w. „In den Ohren" u. s. w. „In der Hand" u. s. w. Eine Seite weiter präsentirt sich Josepha: „Sie trug ein eng anliegendes, blaues Sammetkleid, das" u. s. w.

Zu guter Letzt wählen wir aus den vielen Modeblättern noch den „Jesuitenprovinzial" aus. Er ist ein Vierzigjähriger. „Die durchschimmernden Bartwurzeln gaben seinen Wangen eine bläuliche Färbung und seine mittelgroße gerade Nase verlieh ihm einen männlich kühnen Ausdruck, während andererseits der zusammengekniffene Mund mit den wulstigen Lippen [wie reimt sich das?] einen Anflug von sinnlicher Gutmüthigkeit zu verrathen schien. Er konnte bei alledem als ein schöner Mann gelten . . . mit den oft wollüstig und scharfblickenden Augen und dem interessanten, gewinnend bleichen Antlitz. Manchmal freilich strahlte auch eine helle Weinröthe auf den gut genährten Wangen[1]. Sein Haupt war heute [in seinem eigenen Empfangssalon!] mit einem breitkrämpigen Jesuitenhute bedeckt, gegen dessen Schwarz das Blond der kurz geschorenen Kopfhaare merklich abstach. Er trug einen langen, schwarzen Rock mit einer Reihe Knöpfe, schwarze Schuhe, seidene Strümpfe und schwarzseidene Beinkleider. Um den Leib hatte er eine dunkle, mit violetten Fransen

[1] S. 137 ist das bläulich-bleiche-weinrothe Gesicht zur Abwechslung ein „graues".

besetzte Schärpe geschlungen. Auf der Brust prangte an schwarzem Bande ein kleines, massives Goldkreuz" (I, 106).

Auf die Hüte der Personen scheint der Dichter seine besondere Aufmerksamkeit zu richten. Wie hier der Provinzial in seinem Zimmer den Hut trägt, der S. 123 bei einer Aufregung des Jesuiten „ins Wanken" geräth, so erscheint Minister von Giering „im schwarzen Cylinderhut" [im Jahre 1795!] (111.) Der Bruder Pörtner meldet einen Fremden, ohne vor seinem Obern „den schwarzen Castorhut" zu lüften, „der ihm zur Hälfte das Gesicht verdeckt". S. 146 erscheint Hellmuth vor der Fürstin im „rothen Käppi mit goldener Bräme"; der Professus S. 167 hat bis in das Cabinet der Fürstin seinen Hut mitgenommen, „mit dem er sich fächelt"; S. 281 erscheint auch der Provinzial zur Audienz, „in der Hand den großen Jesuitenhut, und war mit dem bekannten einreihigen, heute nur bis zur Hälfte zugeknöpften Ordensrocke bekleidet, der die stramm sitzenden seidenen Beinkleider und die an die ausgeprägten Waden eng anschließenden seidenen Strümpfe dem Blicke preisgab". II, 109 erscheint Felix zur Audienz: „er trug schwarzen Frack und schwarze Weste . . . In der linken Hand hielt er seinen Hut, in der rechten eine Papierrolle." Wenn nun bei solchen Anlässen der Besucher beide Hände nöthig hat, so setzt er natürlich vor der Fürstin den Hut nicht auf, sondern, wie der Dichter das ausdrücklich II, 135 bemerkt: „Vor sich hin hüstelnd setzte er seinen Hut behutsam zu Boden".

Wie von Toilettestücken der Hut, so ist von Arten des Sprechens „die berechnete" ein Liebling Byrs. I, 9 redet jemand „verschmitzt berechnend"; S. 117 „mit feiner Berechnung"; S. 118 „mit berechnetem Nachdruck"; S. 122 „mit Berechnung accentuirend"; S. 126 „mit berechneter Vorsicht und Schlauheit"; S. 173 „mit berechneter Verstellung"; S. 227 „mit schlauer Berechnung"; S. 277 „mit berechneter Resignation" — weitere Stellen haben wir nicht mehr „berechnet".

Auch gibt es ziemlich viele pathetische „Stunden" — „Augenblicke" — „Zeiten". „Es gibt Stunden . . . — Stunden, in welchen man sich über den geliebten Gegenstand so vergißt, daß man, durch das eigene Geräusch [!] zuweilen aufgeschreckt" u. s. w. „Es gibt Augenblicke, in denen man sich verlassen, allein, hilflos vorkommt . . . in solchen Lagen ist man Mensch und nichts als Mensch. Und hier darf man es sein." „Es gibt Zeiten im Leben, in denen eine Minute die Stunde aufwiegt." „Es gibt Augenblicke, in denen Mittheilung dem Herzen so nöthig ist, wie die Luft den Lungen." „Es gibt Augenblicke, in denen man aufjauchzen darf über das Glück, und in denen man sich einem idealen Bundesgenossen der Freude in die Arme werfen muß" u. s. w.

„Es ist ein eigen Ding um dieses kleine Herz in des Menschen Brust, ein eigen Ding um das, wofür man es verantwortlich macht. Mit Zagen und Beklemmung sucht man sich, mit bebender Scheu begrüßt man sich in Seligkeit, mit Wonnegefühlen schwimmt man im Anschauen des gesuchten Herzens; — und doch wagt keines der beiden den frohen, beseligenden Liebesgruß, solange nicht das inhaltreiche Wort ausgesprochen: ‚Ich liebe dich!'" (I, 59.) Ist das nicht tief und scharf beobachtend „im Anschauen des ge-

suchten Herzens" durch Weste und Rippen hindurch? Und wer hätte vor Byr die so einfache Wahrheit aussprechen können, daß man sich den Liebesgruß nicht bieten kann, solange man nicht gesagt: Ich liebe dich!? Man sieht, Byr ist Pfadfinder nicht bloß auf dem Gebiete der Metrik, sondern auch der Herzenskenntniß. So sagt er auch II, 282: „Es ist ein eigenartig Ding um des Menschen Herz! Wie erinnert es doch an die äußere Natur!" „Küsse sind Rosen auf perlendem Wein." „Sein Thun und Trachten hatten ja wirkungsvoll eingegriffen in die Speichen des mächtigen Rades der Geschicke, und es war so natürlich, daß er nicht bloß die fernliegende Zeit einer schicksalbestimmenden Geschichte an seinen prüfenden Blicken vorüberziehen ließ, sondern daß er sich selbst in den Kreis seiner Betrachtungen stellte und vor allem Labe für sein verwaistes Gemüth [!] aus den Erinnerungen zu schöpfen versuchte" (a. a. O.). Das erinnert ja an den „Heimatlosen im Herzen"!

Zur pathetischen Ausdrucksweise gehören auch jene geschraubten Wendungen, wie das oft wiederkehrende „er ließ sich also vernehmen" oder „dann ließ er sich also im Lehrton vernehmen"; besonders jene poetischen Umschreibungen: „die Himmelskönigin", „die ewige Lichtquelle", „die königliche Lebensspenderin", „das zwiefach gepriesene Himmelslicht" u. s. w. für Sonne; „die hastig vorbeihuschenden Segler der Lüfte" für Wolken; II, 282 scheinen sich Ruinen „trauernd dem melancholischen Spiegel des Rheines zu vermählen"; S. 219 „hatte würziges, warmes Frühlingswehen sich dem beglückten Thale vermählt"; der schwellende Frühling gibt Sonnenküsse; „Sonntagsstimmung überall! O, es war so schön, so majestätisch, so weltverknüpfend! schier endlos!" S. 173 ist von einem „ländlichen Fürstenhof" die Rede, wie man etwa von einer aufs Land gebauten Stadt redet; I, 15 hat sich „der Blick des Erzherzogs verfinstert, und er würde noch eine ganz andere Färbung angenommen haben, wenn der berechnende Pirkheimer" u. s. w. S. 19 stehen „sinnige Allegorien aus lebensvoller Bronce". S. 21 „tritt ein Lakai ein und meldet geziemend, daß das déjeûner dinatoire aufgetragen sei", und das am Abend! S. 22 sehen wir als Gartenschmuck „Fontainen und Cascaden, deren Wasserströme ganze Freitreppen überfluteten" (wohin diese Freitreppen wohl führten?); ebenda tanzen indigoblaue Libellen in langgedehnten Bewegungslinien und summen zartfüßige Immchen; S. 59 „schaukeln der Fürstin die Gewässer einen Flüstergruß von ihm entgegen"; S. 70 „vermählt sie ihrem Geiste den Inhalt eines Briefes"; S. 69 „erscheint ihr der Erzherzog plötzlich ähnlich, wie den Griechen die Schaar der Halbgötter, — diese von Zeus erschaffene vierte Menschenart"; S. 71 wird von einer „halbentkleideten Holdheit", ein andermal „von einer herzinnigen Holdheit" geredet; S. 77 ergibt sich jemand dem „pietätsvollen Cultus der Erinnerung" . . . II, 223 läßt „eine Amsel ihre herzwarmen, melodisch flötenden Klagetöne erschallen"; S. 268 stellt der Dichter die Frage: „Welch rührendes Bild ist doch eine theure, von den Aeußerungen anhänglicher, treuer Kindesinnigkeit umworbene Mutter! Das Herz öffnet sich weiter, das Blut strömt rascher!" [Wer malt das Bild?] Besonders wenn man sich erinnert, in welch „herzlichen Ausdrucksformen die Kindesinnigkeit ihr Mitgefühl um die frierende Mutter äußert" (S. 274).

Doch wir müßten ein gutes Theil des Buches abschreiben, wollten wir all das falsche Pathos dem Leser vorführen, das sich hier als Poesie breit macht. I, 312 „wischt sich Pirkheimer in der gewohnten Weise den Mund ab" — aber welches ist diese „gewohnte Weise"? Wir schlagen nach; S. 297 heißt es: „dann wischte er sich mit dem Handrücken den Mund" — S. 302 dagegen: „während er sich — diesmal mit der Innenfläche der Hand — den Mund wischte." Bei der Operation des Thränenzerdrückens ist der Dichter vorsichtiger, da weiß man jedesmal genau, wo man daran ist; I, 284 z. B. heißt es: „während er mit dem rechten Zeigefinger in den linken Augenwinkel griff und sich den Anschein gab, als wolle er eine Thräne zerdrücken"; II, 23 dagegen wischt sich jemand mit der flachen Hand den linken Augenwinkel trocken. Der linke Augenwinkel scheint daher für Thränen besonders wichtig zu sein.

Ein besonderer Freund ist der Dichter von „Blitzen" und „Nachtigallen", da er sie, unbekümmert um die Jahreszeit, nur so plötzlich erscheinen läßt, wenn er sie als Effect irgendwie nöthig hat, ob mit, ob ohne Donner, ob im Januar oder im August (vgl. I, 280; II, 38). Er ist überhaupt ein aufmerksamer Beobachter der Natur; so verfehlt er nicht, uns zu sagen, „daß die Lerche sich in concentrischen Kreisen emporhebt". Das erinnert uns daran, daß, wie es II, 29 heißt, „jede Entwicklung sich bekanntlich in der Spirale bewegt". Eine Seite später wagt der Dichter die Prophezeiung, daß, wenn alles nach seinem Willen geht, dereinst ein universeller Dichter singen wird:

„Ueberall, wo Menschen wohnen,
Ist des Menschen Vaterland,
Ja des ganzen Himmels Weite
Ueberwölbt der Menschheit Breite!"

Trotz vieler „verinnerlichenden Betrachtungen" und trotz der Einsicht, daß diese Verse „mit Ernst und Verstand begriffen sein wollen", können wir einen Sinn in die zwei letzten nicht bringen, es sei denn, sie wollten besagen, der Himmel wölbe sich über der von Menschen bewohnten Erde; das kann aber schon jeder particuläre Dichter von Adam bis Rob. Byr singen. Indes wundern dürfen wir uns nicht, wenn wir nicht befähigt sind, „etwas Verständiges auch nur zu verstehen", denn des Dichters Belehrung „setzt eine gewisse Fähigkeit zu abstractem und geschichtlich logischem Denken voraus" und wir kennen bloß ein einfach logisches Denken. Um Belehrung aber ist es dem Dichter bei diesem Roman vorzugsweise zu thun.

Es muthet freilich den Leser seltsam an, wenn z. B. gleich bei der ersten Unterredung der Erzherzog Karl seine „Liebe" also anredet: „Ich kenne diesen Dialog (Plato's Phädrus) zu wenig, Durchlaucht; ich meine nur zu wissen, daß er als Ausgangspunkt des Schönen (?) gerühmt wird. Bin ich im Rechte?" — „Gewiß, mein Prinz!" erwiedert die Fürstin, gibt dann ein Resumé des Dialogs und schließt: „O ich habe mir den Schluß des Phädrus gemerkt und sende ihn täglich als stilles Gebet zu den ewigen Sternen empor. Er lautet: Du lieber Pan, und ihr übrigen Götter, so viele ihr seid, verleihet

mir, schön zu werden im Innern; was ich auch Aeußeres habe, es soll mit dem Innern befreundet sein!" Da soll man wohl mit dem Erzherzog „erstaunt und entzückt sein von solcher Geistesbildung einer jugendlichen Fürstin" (I, 19). Später sagt die für Goethe nicht weniger als für „den Ausgangspunkt des Schönen" schwärmende Prinzeß zu ihren Hoffräulein: „Was enthält das Buch? (Hermann und Dorothea.) Gib mir den Inhalt in zwei Sätzen an!" und richtig, nun gibt uns der Verfasser der Poetik eine kunstgerechte Analyse von Goethe's kleinem Meisterwerk (I, 210 f.). Aber solche literarhistorische Digressionen (über Nibelungenlied u. s. w.) sind nichts gegen wichtigere Dinge. Nachdem Erzherzog Karl der Fürstin seine Thaten mit einer Datensicherheit und Genauigkeit erzählt hat, daß man nothgedrungen an die Geschichtsstunde eines Pensionates, oder vielmehr an die kriegswissenschaftlichen Werke des Erzherzogs erinnert wird, thut Elinor die kühne Frage: „Und die Grundsätze des Feldherrn, die den Erfolg bedingen? O lehren Sie mich dieselben!" Der Prinz schreckt freilich vor solcher Aufgabe mit der bescheidenen Frage zurück: „Ob ich dies vermag?" gibt sich dann aber doch Mühe, seiner „Liebe" und dem hochverehrten Publico eine Vorlesung über Taktik und Feldherrnkunst zu geben. Wir machen auf diese Abhandlung alle „Schlachtendenker von Beruf" (II, 182) und alle „schneidigen Schlachtenpraktiker" (II, 225), sowie alle, die es werden wollen, geziemend aufmerksam. „Mit Ernst und Verstand begriffen" (II, 33), wie der Verfasser so schön sagt, kann sie auch Frauen zu wahren Moltkes machen. Kein Wunder, daß die feingebildete Fürstin schon nach drei Seiten ihrem Lehrer eingesteht: „O, ich bekomme Achtung vor Ihrer Kriegskunst, Prinz!" als ob sie die bisher trotz aller Siege des Prinzen nicht gehabt. Im Verlauf der Auseinandersetzungen gleiten wir dann auf „das Franctireurthum", gegen das sich der Prinz ebenso wie gegen freiwillige Krankenpflege in längerer Rede und tiefer Begründung ausspricht — kurz, wer nach Lesung dieser Serie von Abhandlungen noch eine Kriegsakademie nöthig hat, dem ist nicht zu helfen. Aber wozu überhaupt noch Kriege? Man lese die Abhandlung der Fürstin (I, 90) über den Weltareopag zum ewigen Frieden, die gerade an der Stelle, wo sie steht, wie eine Faust auf ein Auge paßt. Da jedoch dieser Weltfriede die Hauptidee des Romans oder wenigstens eine der Hauptideen zu sein scheint, kommt Byr im zweiten Bande noch einmal, und zwar gründlich, darauf zurück. Er läßt eine Volksversammlung berufen und einen Philosophen auftreten, der „ein sichtlich vielbenütztes Exemplar einer vor kurzem erschienenen, aufsehenerregenden Schrift des Königsberger Denkers Immanuel Kant aus der Tasche zog, die den Titel trug: ‚Zum ewigen Frieden'. Unter Zugrundelegung der in dieser dargelegten Ansichten sprach er sich gegen den Krieg aus" (II, 11—23!). Dann wird zwar die Versammlung geschlossen, aber der Disput dauert noch fort (26—29) und schließlich wird an den Philosophen von einem Bauern, dem rothen Louis, das Ansinnen gestellt, ihm zu erklären, „was es mit der Weltgeschichte und mit der Philosophie für eine Bewandtniß habe" (29). Dagegen ist doch die Bitte der Fürstin um ein bischen Unterricht in der Taktik die reinste Bescheidenheit. Aber der Philosoph hat Furcht

vor nichts: „Meinetwegen," sagt er. „Ich will mich überwinden und auf die Gefahr hin, wieder einmal mißverstanden zu werden, wenigstens noch an zwei Sätze erinnern, die selbst für den Alltagsverstand nicht allzu hoch sein dürften. Sie sind geschichtlich und daher auch für die Philosophie der Beschränktheit vorhanden" (30). Und nun geht's weiter über Schießpulver, Buchdruckerkunst, über die „willenlose, menschheitknechtende, aus allen Winkeln hervorzischelnde Gesellschaft der Jesuiten", über den dritten großen „Culturfactor", den Dampf, den lenkbaren Luftballon, Dampfschiffe und Eisenbahnen (natürlich prophetisch!), über den Weltpostverein und schließlich noch über die Weltuniversalsprache mit einem leisen Hieb gegen das „Mixtum-Compositum" Leibnizens! — „Ein seltener Mensch, dieser Philosoph!" so mag man mit Recht sagen, besonders wenn man bedenkt: „Er hat nur eine kleine Rente, die er von seinem begüterten Verwandten François Dinan erhält, dem nämlichen, der mich heute zuerst begrüßte und mir in seinem glatten Französisch erzählte, wie er nach der Schlacht bei Würzburg seine Rettung aus den Händen deutscher Franctireurs keinem Geringeren als dem Erzherzoge Karl in Person zu danken hatte." Diese Aufschlüsse gibt sich eine Hauptperson des Romans in einem Monolog! (II, 36), was doch gewiß sehr natürlich klingt. Solche Kunstgriffe aber, den Leser alles wissen zu lassen, wann es eben für das Verständniß nöthig ist, sind bei Byr etwas sehr Gewöhnliches.

Es gibt gewiß noch andere philosophisch-historische Excurse in dem Buch, deren wir uns augenblicklich nicht mehr erinnern; einen jedoch dürfen wir nicht unbeachtet lassen, da er, nach classischem Muster gedacht, nichts weniger als eine Art Profession de foi du Vicaire Savoyard, diesmal von einem frühern Erzieher der Fürstin geschrieben, ist und 16 [!] sehr eng gedruckte Seiten umfaßt. Der wesentlich scharf gegliederte Inhalt ist folgender: I. Alles ist Entwicklung. II. Geschichtliche und philosophische Argumente. III. Nothwendigkeit einer neuen Gesellschaftsform. IV. Die neue Gesellschaftsform. V. Erziehung zur Wahrheit nach psychologischen Erwägungen. VI. Leitende Gesichtspunkte für Erziehung zur Wahrheit. Ein Canon der Methodik im Entwurfe. VII. Die zehn Gebote der Wahrheitsreligion. VIII. Schluß dieses Canons und des Tagebuches. Nach Lesung dieser Abhandlung weiß die Fürstin nicht, was sie glauben soll: „Atheismus!! Brr! Mich schaudert!... An was soll man sich anklammern? — Halt! ich hab's! An den Gott der Wahrheit!... O mein theurer, pyramidaler Charitas!... ich will dich in deiner grandiosen Tiefe verstehen lernen! Ja, ich will in den Geist deines classischen Zukunftsprogrammes, das in der Geschichte der Philosophie einen Höhepunkt bilden wird, einzudringen versuchen — durch wiederholtes Lesen. Ich will dich auswendig lernen. Wie beglückt mich dein Glaube!" (264.)

Was da die arme Fürstin auswendig lernen muß, um sich über „die säculäquate, temporäre Bildung" ihres Jahrhunderts (247) und die „statuarische" Jesuitenlehre zu erheben, können wir hier wohl übergehen. „Luther, ‚der deutsche Grobian'... hat uns aus Aegypten geführt und durch das Rothe Meer, aber er hat uns in der Wüste sitzen lassen und Israel nicht in

das Gelobte Land gebracht. Und heute ... nach mehr denn dritthalb hundert Jahren ist der rettende Josua noch nicht erschienen. Aber er wird erscheinen, wenn wir Ernst machen mit der Erziehung zur Wahrheit" (259). Natürlich weiß der Leser nun, daß dieser Josua endlich in Charitas-Byr erschienen und das „Tagebuch" sein Evangelium ist[1].

Alles in allem wird man vernünftigerweise von einem Roman nicht mehr Belehrung verlangen können, als dieser sie bietet. Religion und Philosophie, Krieg und Frieden, Literatur- und Weltgeschichte, alles in zwei Bänden, und dabei noch die unterhaltenden Mordgeschichten der Jesuiten mit geheimen Gängen, Erbschleichereien und Mentalreservationen, Gift und Geistestyrannei! Daneben dann die Freimaurerei in der ganzen bengalischen Beleuchtung des Patriotismus und Kosmopolitismus — wahrlich, mehr kann selbst ein Conrad Byr auf einmal für den Preis nicht geben. Wir persönlich sind ihm indes noch für manche andere Auskunft über Dinge dankbar, die uns sehr nahe angehen. I, 101 heißt es: „Wer in den Regeln des Jesuitenordens unter dem Titel Formulae scribendi (vgl. Instit. 2, 11, S. 123 ff.[2]) die Entwicklung z. B. nur des 8. Abschnittes der Constitutionen verfolgt, erschrickt geradezu über die Menge von Briefen, Berichten, Registern, Plänen, die in den Archiven dieser Gesellschaft aufbewahrt sind. Im Centralhause zu Rom befinden sich nach Versicherung eines Augenzeugen ungeheure Register, in welchen die Namen aller Jesuiten, ihrer Verbrüderten und aller angesehenen Leute, Freunde wie Feinde, stehen, mit denen die Jesuiten je zu thun hatten. In diese Register werden Thatsachen in Bezug auf das Leben jedes Individuums eingetragen. Sie bilden die riesenhafteste biographische Sammlung, die jemals veranstaltet wurde. Die Aufführung einer leichtsinnigen Frau, die verborgenen Fehler eines Staatsmannes werden mit gleich kalter Parteilichkeit [ist etwa zu lesen Unparteilichkeit?] darin erzählt. Hat der Orden nöthig, auf jemand zu wirken, so öffnet er das Buch und erhält daraus unmittelbare [?] Kenntniß von dessen Leben, Charakter, Eigenschaften, Plänen und Verbindungen. Leichtlich ersieht man hieraus auch, welche unermeßlichen Kräfte, ja, welche über den Erdball reichende Allgewalt die Regierung dieser Gesellschaft erwarb, so daß beispielsweise der Ordensgeneral [welcher?] zum Herzoge von Brissac [welchem?] stolz sagen konnte: ‚Von dieser Zelle aus, gnädiger Herr, beherrsche ich nicht allein Paris, sondern auch China, nicht allein China, sondern die ganze Welt, ohne daß jemand weiß, wie es zugeht.' Das ist actenmäßig und jeder kann ähnliches in den sogenannten ‚Constitutionen der Jesuiten' (lateinischer Text nach der Prager Ausgabe S. 476 ff. Paulin. [sic!] Paris) nachlesen und noch mehr dazu." Nun gestehen wir, die Prager Ausgabe recht wohl zu kennen, in derselben aber ähnliche Enthüllungen nicht gefunden zu haben, woraus deutlich hervorgeht, daß meine Obern mich und meine Mitbrüder ganz schmachvoll hintergehen und uns den

[1] C. Beyer schrieb eine „Erziehung zur Vernunft", die wohl so ziemlich auf diese „Erziehung zur Wahrheit" hinauskommen wird.

[2] Etwas genauere Art des Citirens wäre erwünscht.

wahren Text der Constitutionen vorenthalten, die bei Paulin in Paris, wie der Verfasser citirt, in bekannter Weise edirt wurden.

Ein anderes Citat ist ebenfalls ganz überraschend. Bei Franke, Geschichte der Halle'schen Reform, S. 235 und 237, sollen sich Nachrichten über „den weltberühmten Reliquienschrein" finden, „den die Jesuiten aus der Stiftskirche in Halle erworben hatten", und der nun in der Empfangshalle des Jesuitenprovinzials Pirkheimer stand. Darin sollen sich unter anderem befunden haben „zwei Ellen vom Posaunenschall am Berge Sinai in einer Glasröhre". „Diesen Schrank konnte nur zu Gesicht bekommen, wer sich durch reiche Spenden für das Missionswerk der Redemptoristen des Anblicks solch seltener Reliquien würdig gemacht hatte. Es [das Würdigmachen?] geschah dies mit demselben Ceremoniell, mit welchem beispielsweise in der Kirche San Pietro in vincoli zu Rom die Ketten des hl. Petrus bis auf den heutigen Tag den Blicken der Andächtigen vermittelt werden." [Den Ausdruck „Ketten den Blicken vermitteln" thut man wohl gut, als Abwechslung mit dem gebräuchlicheren: „den Anblick der Ketten vermitteln", sich anzumerken.] Wer ist im Stande, dem Schreiber dieser Zeilen eine Ausgabe jenes Franke'schen Buches zu leihen, die „jenen weltberühmten" Schrein mit den Jesuiten in gedachter Weise oder überhaupt in geschichtliche Beziehung bringt? Daß Franke von einem Schreine der Art berichtet, ist ja wahr, das thut auch der Katholik Woker; von den Jesuiten aber kann dabei doch keine Rede sein.

Weitere Mittheilungen über die Jesuiten, z. B. auch über den Globus mit den betreffenden rothgemalten Gebieten, fanden wir bereits bei einem ältern französischen Auctor, einem gewissen Herrn Eugen Sue, den wir zu unserem Leidwesen nirgends bei Byr citirt finden, obwohl besonders ein bekanntes Werk des Franzosen dem Deutschen viel Studien hätte ersparen können, da letzterer einfach hätte abzuschreiben brauchen, was er jetzt *vielleicht* mit vieler Mühe aus hundert zerstreuten Quellen zusammenlesen mußte. Freilich ist dafür sein Werk auch wieder eine um so werthvollere, weil offenbar unabhängige Stimme für die Wahrheit des — „ewigen Juden". Eine jedenfalls neue Enthüllung bringt der deutsche Dichter I, 121. Eben ist Provinzial Pirkheimer daran, das „Excellenzchen" von Giering zu instruiren; „da wurde plötzlich dreimal so scharf an die Thüre geklopft, daß der öde Raum erdröhnte und die Jesuiten das Pochen in den allerletzten Zellen des Convicts vernommen haben mußten. Das war kein gewöhnliches Klopfen! [Wahrhaftig, Herr Byr, da sagen Sie eine Wahrheit, der keiner zu widersprechen wagt; ja freilich, so ein Pochen war kein gewöhnliches Klopfen!] Das war jenes, allen Jesuiten bekannte, beunruhigende Zeichen, dessen sich nur Abgesandte des Papstes oder höhere Würdenträger oder endlich die zur Ueberwachung des Ordens abgeschickten, furchteinflößenden Jesuiten bedienen durften. Pirkheimer schrak [denn auch] sichtlich zusammen." Ein Wort, Herr Byr! Seit mehr denn 25 Jahren Jesuit, lebten wir in Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland, haben aber nie, glauben können Sie es, niemals jenes „nicht gewöhnliche Klopfen" gehört, obwohl Abgesandte des

Papstes, höhere Würdenträger und furchteinflößende Jesuiten [welcher Jesuit flößte nicht Furcht ein?] in das jeweilig von uns bewohnte Haus traten. Ja noch mehr, meine Obern haben, wiederum „in berechneter" Weise jedenfalls, unterlassen, mich dieses Zeichen auch nur zu lehren. Und das versichere ich „auf mein Gelübde" (unter welcher Formel selbst ein Jesuit Glauben verdient, vgl. I, 129; die also so viel besagt, als wenn ein Lieutenant etwas „Auf Ehre" versichert). Uebrigens erlaube ich mir doch in diesem Falle gelinde Zweifel, ob Herr Byr von seinem „Augenzeugen" oder von der Ausgabe Paulin-Paris richtig informirt ist. Es will mich nämlich unmaßgeblich bedünken, daß es nicht sehr klug wäre, wenn geheime Abgesandte, die also unerkannt bleiben sollen, sich so lärmend ankündigen; das wäre etwa, wie wenn der geheime Polizist einen Federbusch auf dem Kopf trüge, um sich als geheime Polizei zu legitimiren. Ich unterwerfe mich jedoch blindlings den actenmäßigen Darstellungen Byrs.

So wäre ja noch manches aus dem äußerst interessanten Buch hervorzuheben, z. B. die geschichtliche Ungeheuerlichkeit eines mit römischem General und vollständigem Regierungsapparat ausgestatteten Jesuitenordens um 1797; oder die eine oder andere nicht gerade „volksthümlich-keusche" Scene u. s. w.; indes wird das Gesagte genügen, jeden vernünftigen Leser in den Stand zu setzen, selbständig über das Werk zu urtheilen; unverwüstlich unvernünftigen Lesern, die sich bis heute noch nicht über Jesuitismus und Logik wie Aesthetik aufgeklärt haben, würde auch eine erneute Darlegung der geschichtlichen Thatsachen nicht helfen.

Wohl aber setzen wir zur Erheiterung aller Unparteiischen die nachfolgenden Sätze aus der Ankündigung des Romans hierher, wie sie nach dem Zeugniß der Verlagsbuchhandlung der Feder eines „erfahrensten Nestors" der Kunstkritik entflossen ist: „Schon angesichts seiner classischen Stilform, seiner volksthümlichen keuschen Ausdrucksweise, seiner brillanten Fabel, Handlung und Charakterschilderung, wie im Hinblick auf künstlerisch vollendeten Aufbau dürfte dieser Roman einen allerersten Platz im Bereiche der belletristischen Literatur beanspruchen. Der Roman verdient aber auch sonst eine auszeichnende Stellung, weil er, wie kaum ein zweiter, wahr macht, was des Verfassers ‚Deutsche Poetik' II, 366 fordert: ‚Die Grundlage eines gesunden Romans muß Sittlichkeit sein ...' Der Verfasser, welchem auf den Gebieten der Biographie, des Culturbildes, der Historie, der Philosophie, namentlich aber der Poetik und der Dichtkunst eine hervorragende Ehrenstellung in der Literatur längst eingeräumt ist, hat in dieser Kunstleistung einen deutsch-nationalen Muster-Roman geschaffen, den die sachkundige Kritik als eine Dichterthat preisen wird.... Seine hochinteressante Handlung ... entlarvt die planvolle Findigkeit des Jesuitismus.... Dabei illustrirt sie das Geheimniß der Kriegskunst eines der genialsten Feldherren seiner Zeit.... Einzelne Gedichte sind geradezu von Goethe'scher Schönheit und Vollendung." In diesem Tone geht es weiter. „Am Ende", so sagt ein geistreicher Referent, „kommen böse Menschen noch gar auf die Vermuthung, daß Herr C. Beyer, alias Byr, und jener ‚erfahrenste Nestor der Kunstkritik', welcher die An-

kündigung verfaßt hat, eine und dieselbe Person ist." Wir lassen diesen Verdacht, der jedenfalls kein grundloser ist, auf sich beruhen, meinen aber, daß — ja wie sollen wir es nur zugleich verständlich und höflich ausdrücken? — nun, daß man künftig noch mit mehr Grund als bisher alle Waschzettel und Ankündigungen und Kritiken, deren Verfasser nicht mit vollem Namen unterschrieben oder sonst kennbar sind, in den Papierkorb wandern läßt. Selbst katholikenfeindlichen Blättern war diese Kraftleistung doch zu arg. Nur die „Frankfurter Zeitung" fand den Byr'schen Roman, besonders die Jesuiten-Scenen, sehr anziehend, eine Thatsache, die uns bei diesem Blatt wirklich sehr wunder nahm, weil der Ungeschmack wenigstens bei der Redaction dieses Blattes sonst keinen Rückhalt findet. Aber die Jesuitenfurcht!

„Die Jesuiten sind an allem Unheil schuld!" sagt (II, 18) der Dichter durch den Mund seines Helden, und „der Philosoph" bestätigt dies: „Leider ist es so." Jedenfalls glauben wir hinzufügen zu sollen, daß die Jesuiten wenigstens an diesem Roman schuld sind, denn nur die Jesuitenfurcht des Autors hat ihm die Feder in die Hand gedrückt zu diesem Werk. „Wie kein zweiter hatte er diese verbissene Jesuitengesellschaft mit ihren eisernen Gesetzen und ihren eisigen Zielen kennen gelernt. Darum haßte er sie aber auch, wie kein zweiter, mit einer Leidenschaft, die kaum einer Steigerung fähig war." Aber er hat „Glauben an die Fortentwicklung der Menschheit". Er weiß: „Für die Dauer läßt sich das Licht der Vernunft nicht von der Finsterniß in den Hintergrund dunkeln. [? Man denke sich ein in den Hintergrund gedunkeltes Licht! O diese Jesuitenfinsterniß!] Nicht zur Verthierung, nicht zur Sklaverei im Dienste der Jesuiten hat der ewige Weltenvater seine Menschen ins Dasein gerufen." Darum läßt Byr seinen Helden auch prophezeien: „Einst wird kommen der Tag, an welchem ein einsichtiger und mächtiger Herrscher Alldeutschlands meine unersetzliche Martyrin [Elinor] rächen und diese ganz verderbliche Brut aus Deutschland treiben wird" (II, 217).

Wenn man solche Romane liest, ist man bisweilen versucht, in die geistreiche Vierzeile des Verfassers — wenigstens soweit dieser selbst und sein Werk in Betracht kommt — einzustimmen:

„Die Welt hat seit Lojola reich erfahren,
Daß fortschrittmordend seiner Jünger Hand,
Daß weiter rückwärts kam in wenig Jahren
Als vorwärts seit der Schöpfung der Verstand" (I, 98).

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Die dogmatische Theologie, das ist, die Lehre von Gott in seinem Sein und Leben. Im Sinne der katholischen Kirche dargestellt von Dr. **J. H. Oswald**, Professor am Königl. Lyceum Hosianum zu Braunsberg. 8°. I. Bd.: Gottes Dasein, Wesen und Eigenschaften. 283 S. II. Bd.: Die Trinitätslehre. 226 S. Paderborn, Schöningh, 1887 und 1888. Preis: *M.* 3.20 und *M.* 2.80.

Der hochw. Herr Verfasser begann, wie er in der Vorrede des ersten Bandes sagt, im Jahre 1855 den dogmatischen Cursus, welchen das vorstehende Werk zum Abschlusse bringt, mit der Sacramentenlehre. An diese „reihten sich zunächst die umliegenden Partien der Dogmatik: die Lehre von der Vollendung, die Eschatologie und die Lehre von der Heiligung, d. h. von der Gnade und Rechtfertigung, natürlich genug an. Nachdem ich so einmal den rückgängigen Lauf betreten, lag es mir nahe, auf diesem zu beharren, und die Lehre von der Erlösung, darauf die Lehre von der Erschaffung, letztere in drei Monographien: Engellehre, religiöse Urgeschichte und Schöpfungstheorie, folgen zu lassen. Es blieb dann endlich die Lehre von Gott an sich, welche ich als dogmatische Theologie bezeichne, allein noch übrig[1]. So kommt also, was nach systematischer Behandlung das erste hätte sein sollen, zuletzt zur Darstellung." Mit dem vorliegenden Werke will der Verfasser seine literarische Thätigkeit abschließen, und von den zahlreichen Freunden, mit denen er in seinen Schriften nach seiner Art wie in gemüthlicher Unterhaltung verkehrte, nimmt er in der Vorrede des zweiten Bandes rührend Abschied.

Die Lehre über Gott an sich nennt der Verfasser „die dogmatische Theologie" — ganz richtig, wenn das Wort „Theologie" nur nach seiner Etymologie, aber nicht bezeichnend, wenn es zugleich nach dem Sprachgebrauche erklärt wird. Nach diesem besagt es die Lehre über Gott und seine Werke.

Der Lehre über Gott geht eine längere Einleitung (S. 1—40) über Begriff, Quellen, Aufgabe und Eintheilung der Dogmatik voraus. Die einzelnen Gegenstände, welche dann in der Lehre über Gott behandelt werden, brauchen wir unseren Lesern nicht namhaft zu machen. Einiges, was sonst

[1] In der Dogmatik sollte übrigens auch die Lehre von den Tugenden, wenigstens von den göttlichen Tugenden, behandelt werden, die manche sehr schwierige Punkte enthält und außerhalb der Dogmatik nirgends genügend erörtert werden kann.

wohl zu diesem Theile der Dogmatik gezogen wird, wurde vom Verfasser schon anderswo erörtert: die Lehre von der Anschauung Gottes in der Eschatologie, die von der Prädestination in der Gnadenlehre. Bei den Scholastikern ist es herkömmlich, letztern Gegenstand in der Lehre über Gott an sich zu behandeln, was sich aus praktischen Gründen empfiehlt, theoretisch aber nicht, da sich ja ebenso die Prädestination wie Erschaffung und Heiligung auf das Wirken Gottes nach außen bezieht. Auch die Beweise für das Dasein Gottes hat der Verfasser übergangen. Er sagt hierüber: „Die Dogmatik ist berechtigt, eine solche (Theorie der rationellen Beweise für Gottes Dasein) aufzunehmen, nicht jedoch verpflichtet. Berechtigt, denn eine Theorie der Vernunftbeweise für Gottes Dasein kann immerhin als der rationelle Theil ihrer Aufgabe betrachtet werden, um die Vernunftgemäßheit des Glaubens an den existirenden Gott darzuthun. Da aber das Dasein Gottes auch ein praeambulum fidei ist, so wird es damit andererseits als Lehrsatz der natürlichen Religion gekennzeichnet und gehört als solcher nicht in die eigentliche (specielle) Dogmatik, sondern gehört der Philosophie an" (S. 46). Dem stimmen wir bei und glauben, daß, wenn nicht besondere Gründe für Behandlung der Gottesbeweise in der Theologie vorliegen, diese auszuscheiden sei.

Dem Verfasser der uns vorliegenden Schrift ist es mit Recht oft nachgerühmt worden, daß er in seinen Schriften mit dem Leser in lebendigen Verkehr tritt. Es ist dies in der That ein hoher Vorzug, welcher auch das Werk, das wir besprechen, auszeichnet. Als Schatten folgt demselben indessen eine gewisse Breite. Oft sind Erklärungen, die in ein paar kurzen Worten treffend gegeben werden könnten, länger ausgeführt, wodurch der Hauptpunkt zuweilen nicht genügend hervorgehoben erscheint. Schon S. 154 f. wurde die an sich einfache Frage angeregt, ob Gott das Unmögliche, „das in seinen Begriffsmerkmalen mit innerem Widerspruche Behaftete", erkenne, und später (S. 194 f.) wird ihr eine ganze Seite gewidmet, und hier wird gesagt, daß die Theologen sie zu verneinen pflegen. Allerdings; denn was ist einfacher, als die Wahrheit, daß Gott gewisse Begriffsmomente, welche der geschaffene Verstand aus Mangel an Einsicht zu einem Begriffe zusammenfügen möchte, als unvereinbar miteinander erkennt? Dieses hat wohl nie ein Theologe geläugnet. — Ueber die Möglichkeit der Zulassung der Sünde durch Gott, den Allheiligen, finden wir eine längere Auseinandersetzung (S. 239 bis 245), die manches Bemerkenswerthe enthält. Doch hätten wir schärfere Betonung des Kernpunktes gewünscht. Die Freiheit zum Bösen scheint nämlich der Verfasser wie eine von Gott dem Menschen auf den Weg gegebene Zuthat zu betrachten. Er nennt sie (S. 227) geradezu „ein Anhängsel der menschlichen Freiheit für das diesseitige Lebensstadium . . ., welches . . . bei den Seligen im Himmel ausfällt." Damit hätte er sich freilich die Beantwortung der Frage bedeutend erschwert, da bei dieser Auffassung Gott als ein tentator malorum erschiene. Man muß zur Lösung der Schwierigkeit gerade dieses betonen, daß die Freiheit der Wahl zwischen Gut und Bös etwas dem Menschen und dem freien Geschöpfe überhaupt von Natur Eigenes, und daß Gott durch seine Heiligkeit nicht verpflichtet ist, die Bethätigung dieser natur-

gemäßen Freiheit nach der einen Seite hin zu hindern. Es genügt, daß er den Menschen erschaffe nicht zum Mißbrauche, sondern zum rechten Gebrauche seiner Freiheit, daß er ihn zur Meidung der Sünde durch Darlegung seines Willens, durch Androhung von Strafen für das Böse, Verheißung von Belohnung für das Gute und durch andere innere und äußere Anregungen bewege und die Mittel dazu verleihe. Dann kommt die Sünde nur auf Rechnung des Menschen, und die Heiligkeit Gottes wird von ihr nicht befleckt. Der Verfasser läßt diese und ähnliche Gedanken freilich nicht unberührt (S. 239. 241); aber er berührt sie auch nur und geht gleich zu anderen sich einstellenden Bedenken und zu weiteren, zum Theil trefflichen Betrachtungen über, und fragt zum Schlusse: „Ist der Leser nun befriedigt und beruhigt?" und fügt hinzu: „Dafür will ich nicht eintreten. Ich verkenne nicht, daß noch ein Rest von Schwierigkeit erübrigt, an den sich das Bedenken immer wieder anlehnen kann." Wir glauben aber, daß sich diese und ähnliche Fragen in einer ganz befriedigenden Weise lösen lassen.

Der hochwürdige, sehr verdiente Verfasser glaubt, für neue Werke nicht mehr Kraft und Frische zu besitzen. Aber wenigstens, das ist unser Wunsch, möge er uns noch mit manchen neuen Auflagen seiner früheren Werke erfreuen. Da und dort trifft das prüfende Auge des Schriftstellers immer wieder Partien, welche durch genauere Fassung, gesteigerte Präcision des Ausdrucks oder allseitige Erwägung der Idee gewinnen und so das Werk selbst jener Vollendung näher führen, welche von dem ersten Entwurfe an als Ziel vorschwebte. Aus diesem Grunde und zu diesem Zwecke möge es uns gestattet sein, noch einige Sätze zu bezeichnen, welche uns weniger glücklich gewählt scheinen.

So möchte gleich der erste Satz (S. 1) Mißverständnisse hervorrufen, da die katholische Dogmatik sicher nicht „die wissenschaftliche Begründung ihres Inhaltes" „zur Voraussetzung" nimmt. Auch die Erklärung von dogma implicitum (S. 8) ist ungewöhnlich und nach unserer Ansicht nicht ganz treffend. Auch S. 11 bedürfte einzelnes genauerer Fassung. Warum sollten „die sogen. Revelationen einzelner Heiligen keine Glaubensgewißheit begründen" können (S. 14), sobald deren göttlicher Charakter über jeden vernünftigen Zweifel erhaben ist? Unrichtig ist wohl, wenn für die Persönlichkeit actuelles Bewußtsein, für die Geistigkeit potenzielles gefordert wird (S. 72; vgl. II, S. 4). Bei Anwendung dieses Satzes auf das Geheimniß der Dreifaltigkeit und Menschwerdung muß man sich in Acht nehmen, um verhängnißvollen Irrthümern auszuweichen. Ist es genau ausgedrückt, wenn vom reinen Geist überhaupt gesagt wird: „Wo die Gegenstände seines Erkennens und Wollens sind, da ist er örtlich gegenwärtig"? Also könnte der Mensch auf Erden nicht von einem Engel im Himmel erkannt und geliebt sein? Bei Eintheilung des göttlichen Wissens (S. 156) ist das Mögliche aus Versehen nicht zum objectum necessarium gerechnet, wohl geschieht es später (S. 182). Das S. 193 über den Molinismus Gesagte beruht zum Theil auf Mißverständniß des Systems. S. 227 wird die libertas contrarietatis zu eng gefaßt und darum Gott abgesprochen.

Im zweiten Bande (S. 128 ff.) entwickelt der Verfasser zur Lösung metaphysischer Bedenken gegen das Trinitätsdogma einige Ideen, die eigenthümlich lauten und kaum allgemeine Billigung finden werden. So wenn er glaubt, die Zahlen

müßten bei Gott „im transcendenten Sinne genommen werden, darum nothwendig anderer Währung sein als im Endlichen". Ebenso der Satz: „Damit Dinge gezählt werden, dazu gehört offenbar, daß sie auseinander, getrennt, discret seien". Zählen wir denn nicht mit Fug und Recht drei Personen in Gott? Zu S. 199 sei bemerkt, daß aus dem Satze: opera ad extra indivisa sunt seu communia, nicht folgt: opera ad intra divisa sunt seu personalia.

Unter den speculativen Theilen hat uns die Erörterung des Unterschiedes zwischen Zeugung und Hauchung (II, S. 149 ff.) am besten gefallen. Weit glücklicher aber, als auf dem Gebiete der Speculation, ist der Verfasser in der positiven Theologie. Sehr gut ist die Darstellung der Trinitätslehre nach den Offenbarungsquellen, welche den Haupttheil des zweiten Bandes ausmacht. Zuerst wird die Frage trefflich erörtert, inwieweit die Trinitätslehre im Alten Bunde bekannt war. Dann folgt die eingehende und schöne Darlegung der Trinitätslehre nach den neutestamentlichen Schriften und der kirchlichen Tradition. **Th. Granderath** S. J.

Theologischer Jahresbericht. Unter Mitwirkung von Benrath, Böhringer, Dreyer, Ehlers, Furrer, Hasenclever, Holtzmann, Kind, Lüdemann, Marbach, Nippold, Siegfried, Werner, Woltersdorf herausgegeben von **R. A. Lipsius.** Siebenter Band, enthaltend die Literatur des Jahres 1887. 558 S. Lex.-8°. Leipzig, Reichardt, 1888. Preis: *M.* 10.

Der „Theologische Jahresbericht", dessen neuester Band uns zur Besprechung vorliegt, ist ein ganz ähnliches Unternehmen, wie die 1880 ins Leben gerufenen „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft", über die bereits früher in diesen Blättern (Bd. XXV, S. 559 ff.) Mittheilung gemacht wurde. Der den beiden Unternehmen gemeinsame Grundgedanke, die literarischen Erzeugnisse eines jeden Jahres auf den betreffenden Gebieten mit jeweiliger kurzer Charakteristik vorzuführen, empfiehlt sich so sehr durch sich selber, daß es darüber keiner weitern Bemerkung bedarf. Es kann sich demgemäß nur fragen, ob die Ausführung dieses Gedankens sich so gestaltet habe, daß sie den dabei zu erhebenden Anforderungen thatsächlich entspricht. Den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft" konnte eine gewisse Anerkennung gezollt werden, wenn auch zugleich eine Reihe von Wünschen der Redaction unterbreitet werden mußte. In einer so glücklichen Lage sind wir hier nicht. Freilich darf zugestanden werden, daß der „Theologische Jahresbericht", seitdem nach Pünjers Tode die Leitung an Professor Lipsius übergegangen ist, eine größere Reichhaltigkeit aufzuweisen hat, so daß Hoffnung vorhanden ist, mit der Zeit werde eine relative Vollständigkeit erzielt werden. Auch verdient es Lob, daß diejenigen Schriften, welche den einzelnen Referenten nur dem Titel nach bekannt waren, mit einem Kreuzchen bezeichnet sind, wobei man allerdings das Bedauern nicht unterdrücken kann, daß deren Zahl eine so ungemein große ist.

Von den Mängeln und Schwächen des Buches, auf die man bei näherem Eingehen auf Anordnung und Inhalt stößt, mögen die folgenden namhaft gemacht werden.

Die 15 Abtheilungen, in welche der Stoff vertheilt ist, sind nicht scharf geschieden; die nothwendige Folge davon sind unliebsame Wiederholungen. So heißt, um ein Beispiel anzuführen, eine Abtheilung: „Kirchengeschichte seit 1700 und Allgemeines", eine andere: „Interconfessionelles"; ganz selbstverständlich muß es da zu Wiederholungen kommen.

Wenn ferner wichtige Werke nicht selten bloß dem Titel nach angeführt oder mit wenigen Worten abgethan werden, während manchen recht unbedeutenden oder doch minder wichtigen Preßerzeugnissen eine eingehendere Besprechung gewidmet wird, so darf auch dieser Fehler, eben weil er so ungebührlich stark hervortritt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Bei einer sorgsamen Redaction ließe sich auch hier im großen Ganzen gewiß das Richtige erreichen, ohne daß dem subjectiven Ermessen der Mitarbeiter in dieser Beziehung zu enge Schranken zu ziehen wären.

Ein Buch wie das in Rede stehende muß sich als Frucht sorgfältiger Arbeit ausweisen, sonst wird es unmöglich auf jene Zuverlässigkeit Anspruch erheben können, welche den Hauptwerth solcher Nachschlagebücher ausmacht. Im vorliegenden Bande unseres „Jahresberichtes" fehlt es aber nicht an Referaten, welche durchaus den Eindruck flüchtiger Arbeit machen. Wir nennen insbesondere das Referat über „Kirchliche Kunst". In demselben charakterisirt Pastor Hasenclever Liells Buch über die Darstellungen der allerseligsten Jungfrau dahin: „Es ist die eingehendste und umfassendste Darstellung des Gegenstandes, die wir bis jetzt besitzen, unzweifelhaft eine anerkennenswerthe, durchaus gründliche Leistung." Nachdem dann in einigen Zeilen der Inhalt summarisch angegeben, heißt es plötzlich: „Wissenschaftliche Bedeutung hat das Buch nur insofern, als auf dem streng römischen Standpunkt — wo die Forschung eben bestimmte Ergebnisse haben muß, wollen die Bücher nicht das Schicksal von Kraus' Kirchengeschichte theilen — von Wissenschaft die Rede sein kann. Aber selbst auf diesem Standpunkt bedeutet das Buch einen entschiedenen Rückschritt, denn wenn die Katakombenforschung wieder so, wie es hier geschieht, in ausgesprochener apologetischer Tendenz verwerthet werden soll, dann wird diese Forschung auf den alten Standpunkt von De Rossi zurückgeschraubt. Wollten wir auf einzelnes eingehen, so müßte man ein ganzes Buch schreiben." Und wenige Zeilen vorher war das Buch noch eine „durchaus gründliche Leistung"!

Ein unumgängliches Erforderniß für eine jede Berichterstattung, insbesondere aber für eine wissenschaftliche, ist ruhige Objectivität. Einen kleinen Vorgeschmack, wie es beim „Theologischen Jahresbericht" mit dieser Eigenschaft bestellt ist, haben bereits die eben angeführten Worte Hasenclevers gegeben. In der That zeigt sich gerade in diesem hochwichtigen Punkte die größte Schwäche des Buches. Allerdings soll nicht verkannt werden, daß bei Besprechung protestantischer Werke, auch wenn sie einen von dem der Referenten verschiedenen Standpunkt vertreten, sich wiederholt das Bestreben bemerkbar macht, auch der abweichenden Meinung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Freilich trifft dies auch hier nicht immer zu; ja es wird stellenweise auch

gegenüber protestantischen Preßerzeugnissen ein Ton angeschlagen, welcher, um das Mindeste zu sagen, einem wissenschaftlichen Referate nicht ansteht. Die Referenten des Jahrbuches huldigen in theologischer Beziehung der sogen. liberalen Richtung. Um so mehr fällt es auf, wenn sie gegen andere Richtungen im Polterton vorangehen. Zur Wahrung des eigenen Standpunktes ist das doch fürwahr nicht nothwendig, am wenigsten in einem Buche, welches der Wissenschaft dienen will. Ueber die Vertretung, welche der Kleist-Hammerstein'sche Antrag in der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung findet, läßt sich z. B. Herr Pfarrer Woltersdorf folgendermaßen aus: „Man spricht fortwährend von Selbständigkeit der Kirche, doch gemeint ist nur die ausschließliche Herrschaft der eigenen dogmatischen Richtung in der Kirche. Man kämpft mit hochtönenden Worten für die Freiheit, welche ‚nirgend berechtigter ist, als in der Kirche, auf dem Gebiete der Religion, die nur in der Luft der Freiheit gedeiht'; doch gemeint ist die Freiheit der ‚heiligen Intoleranz' gegen alles, was man auf seinem engen Standpunkte für ‚Unglauben' achtet. Wie weit man dabei den Umkreis dieses Unglaubens zieht, ergibt die Behauptung, daß ‚mit wenigen Ausnahmen der akademisch gebildete Deutsche dem christlichen Glauben entfremdet ist'. Welch eine Kirche also, die unser Volk von diesen Bauleuten zu erwarten hätte!"

Aber wie steht es mit der Ruhe und Objectivität erst bei der Besprechung katholischer Schriften? Charakteristisch ist, daß nicht etwa bloß von dem einen oder andern Mitarbeiter, sondern von dem Herausgeber selbst eigentliche Invectiven, ja förmliche Beschimpfungen katholischer Schriftsteller nicht vermieden werden. Professor Lipsius wirft dem Cardinal Manning einfachhin „Seelenfängerei" vor. Da darf es uns nicht wundern, wenn Professor Siegfried den P. Knabenbauer gelegentlich als „jesuitischen Ketzerrichter" einführt, dessen Commentar zum Isaias aber als ein von ihm nicht gelesenes Buch bezeichnet, oder wenn Consistorialrath Ehlers bei Besprechung der deutschen Ausgabe von Chaignons „Der Priester am Altare" ausruft: „Wo bleibt da die Heilige Schrift? und wo die Vernunft?" Damit hängen zusammen die Zornesausbrüche der Referenten, wenn sie irgendwo auf ein Lob der Katholiken stoßen, welches von einer Seite ausgeht, von der sie es nicht erwartet hätten. Garnisonsprediger Kind läßt sich z. B. bei Besprechung von Buchners „Kamerun" also vernehmen: „Sein abfälliges Urtheil über die bisherige Mission in Kamerun scheint berechtigt zu sein, unverantwortlich aber ist es, daß er die evangelische Mission überhaupt, besonders die englische, verdammt, die katholische dagegen in den Himmel hebt. ‚Sehr viel anders lauten die Urtheile, die man ebenso allgemein auf der ganzen Erde über die Wirksamkeit der katholisch-französischen, meistentheils dem Jesuitenorden angehörenden Missionen vernimmt. Ueber den selbstlosen, opferwilligen Eifer dieser wahren Apostel der christlichen Liebe herrscht allenthalben nur das größte Lob, und die Erfolge derselben sind bei ungleich geringeren Mitteln viel größer als die der gemästeten englischen Bonzen.' Die Germania wird sich darüber freuen, andere werden in solchen Bemerkungen nur eine unglaubliche Oberflächlichkeit und Unwissenheit erkennen."

Um endlich die Objectivität des „Theologischen Jahresberichtes" in ihr volles Licht zu setzen, dürfte die eine Thatsache genügen, daß zu den Mitarbeitern auch — Professor Nippold zählt. Wir wollen hier kein Wort verlieren über die bisherige „wissenschaftliche" und publicistische Thätigkeit eines Mannes, der Schulter an Schulter mit Thümmel den Kampf gegen Rom führt. Doch eben diese Thätigkeit macht es für einen jeden, der dieselbe kennt, ganz zweifellos, daß ein solcher Mann seine Natur auch dann nicht verläugnen werde, wenn er als Mitarbeiter eines Unternehmens aufzutreten hat, für welches Ruhe und Sachlichkeit das oberste Gesetz bilden muß. Die Redaction des „Theologischen Jahresberichtes", welche Nippold als Mitarbeiter wählte oder doch zuließ, kann sich deshalb der Verantwortung für dessen Leistungen nicht wohl entziehen, wie sehr sie auch betonen mag, daß für die einzelnen Beiträge nur die Mitarbeiter selbst verantwortlich seien. Schon die Ueberschriften, welche Nippold bringt, passen in einen wissenschaftlichen Bericht wie eine Faust aufs Auge. Man glaubt, eine jener auf tiefstem Niveau stehenden Hetzschriften vor sich zu haben, wie die jüngste Zeit deren so manche gebracht, wenn man auch nur der Reihe nach die folgenden Titel liest: „Die Fortdauer des vaticanischen Eroberungskrieges" (als Gesammttitel für die katholische Literatur). „a. Die infallibilistische Geschichtschreibung." „b. Die infallibilistische Philosophie." „c. Die infallibilistische Naturforschung." „d. Die infallibilistische Jurisprudenz." „e. Die jesuitische Pädagogik." „f. Die jesuitischen Classiker." „g. Die Flugschriftencyklen der ‚ecclesia militans'." „h. Die Einschmuggelung neujesuitischer Weltanschauung in belletristischem Gewande." [1] Was alles an Büchertiteln und an bitteren, zornigen, ehrenrührigen Bemerkungen unter diesen Ueberschriften zusammengetragen wird, davon kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der das ganze „Referat" selbst gelesen hat. Schon aus diesem Grunde können wir es unterlassen, auf das Detail näher einzugehen. Uebrigens hat die katholische Tagespresse bereits begonnen, diese Nippold'sche Leistung näher zu beleuchten, indem sie dem erweiterten Abdruck des „Referates" in der Schrift „Katholisch oder Jesuitisch?" die gebührende Abfertigung zu theil werden läßt (vgl. Kölnische Volkszeitung, 30. Dec. 1888). Nur Eines wollen wir Herrn Nippold hier bezeugen: für die Heiterkeitserfolge bei katholischen Lesern hat er in der ausgiebigsten Weise

[1] Wenn unter dieser Rubrik an erster Stelle die von Professor Joseph Kürschner herausgegebene 7. Auflage von Pierers Conversationslexikon angeführt wird, so ist in diesem Verfahren nur ein Echo jener maßlosen Unduldsamkeit zu erkennen, die sich in dem bereits früher (Bd. XXXV, S. 96 ff.) gekennzeichneten Artikel der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" Luft machte. Es gereicht uns indessen zur Genugthuung, daß Herr Professor Kürschner sich in dem löblichen Bestreben, alles die Katholiken Beleidigende nach Kräften fern zu halten, durchaus nicht beirren läßt. Dafür bürgt das in jüngster Zeit von ihm herausgegebene „Quartlexikon", das bei verhältnißmäßig sehr niedrigem Preise (*M.* 10) eine solche Fülle des Wissenswerthen in Wort und Bild bietet, daß wir nicht anstehen, es in dieser Beziehung eine Musterleistung der Lexikographie zu nennen. Wir gedenken übrigens noch auf dasselbe zurückzukommen.

gesorgt. Köstlich ist z. B. die Art und Weise, wie er mit Aufbietung seines ganzen Scharfsinnes zwischen dem bei Herder in Freiburg erschienenen „Jahrbuch der Naturwissenschaften" und dem bösen „Jesuitismus" eine Verbindung herzustellen bemüht ist. Er spricht zunächst die Ansicht aus, daß „auch hier das Einzelproduct mit einem consequenten System zusammenhängt, von dem es nur ein einzelnes Glied bildet". Dies nachzuweisen, erscheint nun selbst Herrn Nippold nicht so ganz leicht. Indessen er fühlt sich doch der Aufgabe gewachsen; er schreibt:

„Es gehört freilich eine gewisse Vertrautheit mit der jesuitischen Methode dazu, um die mit dem naturwissenschaftlichen Jahrbuch verfolgten Endzwecke klar zu erkennen. Dasselbe präsentirt sich ja auf den ersten Blick ebenso unschuldig, wie die so ostensibel zur Schau getragene ‚Objectivität' der Janssen'schen ‚Geschichte des deutschen Volkes'. So wenig wie bei dieser ‚Geschichte des deutschen Volkes', ist in dem Titel des ‚Jahrbuchs der Naturwissenschaften' irgendwie von der Confession der Herausgeber die Rede. In der harmlosesten Weise orientirt die Vorrede über die Nothwendigkeit eines die ungeheuern Fortschritte der Naturwissenschaften übersichtlich zusammenfassenden Jahresberichtes. Das Inhaltsverzeichniß führt die einzelnen Disciplinen, mit der Physik (mit den Unterabtheilungen Schall, Licht, Wärme, Elektricität) beginnend, im Einzelnen vor. Chemie und chemische Technologie und Mechanik, Zoologie und Botanik und Mineralogie, Anthropologie und Urgeschichte ꝛc., nicht minder die Länder- und Völkerkunde gehen insgesammt an unseren Augen vorüber. Und nirgends ein tendenziös-confessionelles Wörtchen. Auch über ‚Handel und Industrie', ‚Verkehr und Verkehrsmittel' finden wir äußerst geschickt componirte Rubriken. Und kann die naturwissenschaftliche ‚Objectivität' weiter getrieben werden, als daß die Todtenschau alles andere verzeichnet, nur nicht den Confessionsstand der Gestorbenen? Kann es überhaupt etwas geben, was weniger mit confessionellen Dingen zu thun hat? Vergleichen wir dann ferner die Namen der ‚Fachmänner', die unter der Redaction des Dr. Max Wildermann die einzelnen Gebiete behandeln, so finden wir zwar keine in der naturwissenschaftlichen Welt berühmte Namen; aber es fehlt denselben eben wegen ihrer Unberühmtheit zugleich jeder kirchliche Beigeschmack. Höchstens kann es auffallen, daß 4 von den 13 uns nach Münster i. W. weisen, während daneben Freising, Lüdinghausen, Opladen, Metz, Malmedy in der kirchlichen Geographie ebenfalls eine gewisse Rolle spielen. Um aber ja jeden Verdacht anderer Absichten auszuschließen, hat die Verlagshandlung in wirklich rührender Weise dafür gesorgt, daß keiner der mit ihrem sonstigen Vertrieb nicht bekannten Leser von demselben irgendwie behelligt wird." Hier folgt ein Gedankenstrich; dann aber kommt der entscheidende Schlag: „Es ist wirklich Schade, daß gerade derselbe Verlag zugleich eine so völlig andere Bedeutung gewonnen hat, und daß, von seinen theologisch-kirchlichen Werken ganz abgesehen, speciell seine naturwissenschaftliche Branche neben dem ‚Jahrbuch' noch ganz andere Werke aufweist, die selber diesem Letztern den ersten Leserkreis zu sichern bestimmt waren. Obenan stehen unter diesen Werken wieder die der gleichen von Belgien und Holland aus die neue Eroberung Deutschlands vorbereitenden Jesuiten", u. s. w.

Und jetzt geht's her über alle möglichen Schriftsteller, von denen Herr Nippold annimmt, daß sie bei protestantischen Lesern schon genug im Geruche des Jesuitismus ständen, unter anderm Schriftsteller, die nicht nur dem „Jahrbuch der Naturwissenschaften", ja den Naturwissenschaften überhaupt durchaus

fern stehen, sondern die auch (und das ist bei der Nippold'schen Beweisführung das Heiterste) niemals im Herder'schen Verlage eine Schrift haben erscheinen lassen. Zorn macht blind — und häufig lächerlich. Man sollte wirklich glauben, nicht Nicolai, sondern Herr Nippold habe dem Dichter vorgeschwebt bei der bekannten Charakteristik:

„Er schnobert, was er schnobern kann,
Er spürt nach Jesuiten."

Und eine solche Jesuitenriecherei darf sich im „Theologischen Jahresbericht" breit machen?

Das Mitgetheilte dürfte genügen, um zu zeigen, welcher Geist und welcher Ton in diesem unter der Flagge der „Wissenschaft" segelnden Buch sich geltend macht. Fassen wir das Gesagte zusammen, so können wir nur sagen: der vorliegende Band des Jahresberichtes weist so beträchtliche Schwächen und Mängel auf, daß er auch den nothwendigsten und wichtigsten Anforderungen nicht gerecht wird. Jeder unbefangene Protestant, so will uns scheinen, wird nicht anders urtheilen können. Welche Stellung wird aber die protestantische Kritik thatsächlich einnehmen? Lesen wir, was bereits in Zarncke's Literarischem Centralblatt (Jahrg. 1888, Nr. 42) über eben diesen Band des Jahresberichtes gesagt wurde, so müssen wir allerdings unsere etwaigen Hoffnungen wohl auf das bescheidenste Maß herabstimmen. Man höre und staune: „Das seit Jahren rühmlichst bekannte, jedem auf Fühlung mit der Wissenschaft bedachten Theologen, jedem Bearbeiter eines Grenzgebietes der Theologie und jedem um wissenschaftliche Orientirung besorgten Buchhändler unentbehrliche Werk selbstverläugnenden Fleißes, vollendeter Sachkenntniß und einer auch von wissenschaftlichen Gegnern vielfach und rückhaltlos anerkannten Unparteilichkeit erscheint diesmal wieder in ganz vorzüglicher Ausführung." O Unparteilichkeit!! Weiter kann man da nichts sagen. **Aug. Langhorst** S. J.

Die christliche Erziehung. Dargestellt im Auftrag des hl. Karl Borromäus von **Cardinal Silvio Antoniano.** Aus dem Italienischen übersetzt von **F. X. Kunz.** XVIII u. 446 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 5.

Vorstehendes Werk bildet das erste Glied einer Bibliothek der Pädagogik, welche in deutscher Sprache die bedeutendsten Schriften katholischer Verfasser über Erziehung enthalten soll, von den ältesten Zeiten der Kirche angefangen bis auf unsere Tage. Alljährlich sollen zwei bis drei Bände erscheinen, jeder ein abgeschlossenes Ganze und einzeln käuflich.

Es ist ein schönes Beginnen, das letzte bedeutende Unternehmen des verewigten Benjamin Herder, der damit sein verdienstreiches Leben in wahrhaft würdiger Weise krönte. Von den in Berlin herauskommenden Monumenta Germaniae paedagogica unterscheidet es sich vielfach. Während diese der strengen Wissenschaft dienen, die Sprache der Verfasser beibehalten und, wie der Titel schon sagt, nur das deutsche Schulwesen im Auge haben, verfolgt unsere Sammlung mehr praktische Zwecke, ist auf die weitesten Kreise

berechnet, bringt die fremdsprachlichen Sachen in Uebersetzung und entnimmt, wie sie alle Jahrhunderte von Gründung der Kirche an umschließt, die ihrem Plan entsprechenden Bücher allen Völkern ohne Unterschied. Durch diese Allgemeinheit wird sie besonders verdienstvoll und zeitgemäß. Gerade jetzt, wo so manche Staaten die Kirche als ein Hinderniß der Bildung aus den Schulen, höheren wie niederen, gänzlich verdrängen möchten und theilweise wirklich verdrängt haben, führt unser Unternehmen durchaus passend die Kirche vor, wie sie durch hervorragende Vertreter ihrer Anschauungen in Zeiten, wo von jenen Staaten noch keine Ahnung lebte, bereits an der Erziehung der Völker arbeitete; wie sie in den verschiedensten Verhältnissen der Staatenbildung, das übernatürliche ewige Ziel der Menschheit unverrückt festhaltend als Hauptsache, die sämmtlichen geistigen Güter der natürlichen Ordnung eifrig förderte, innerlich überzeugt von ihrem hohen Werthe, ihrer naturgemäßen Nothwendigkeit in der vom Schöpfer gewollten Ordnung und Entwickelung der Dinge, gleich weit entfernt sowohl von der Unterschätzung derselben durch rohe Barbarei, als auch von der Ueberschätzung durch ein einseitiges Gelehrtenthum.

Wenn die Befürchtung ausgesprochen ist, es möchte nun auch auf pädagogischem Gebiete der interconfessionelle Friede gestört werden, so ist es jedenfalls ein eigenthümlicher Friede, der die Klarstellung des eigentlichen Thatbestandes zu scheuen hat. Manche Vorurtheile freilich werden fallen müssen; manches, was als neue Weisheit gilt, wird schon als Besitzthum vergangener Jahrhunderte erkannt werden: aber eine derartige Aufklärung über unbekannte oder verkannte Thatsachen und Verhältnisse kann doch jedem Wahrheitsfreunde nur willkommen sein.

Mit Ehren wird die Bibliothek eröffnet durch den Cardinal Silvio Antoniano. Eine vom Herausgeber fleißig gearbeitete Lebensbeschreibung zeigt uns denselben als einen Mann, in dem sich vorzügliches Talent mit seltenem Fleiße, gründliche Wissenschaft mit reifer Erfahrung, vielseitige Bildung mit der tiefsten Frömmigkeit und Tugend paarten. Dieser ausgezeichnete Kirchenfürst war es, der, selber im Innersten von der Wichtigkeit einer guten Erziehung durchdrungen und angeeifert durch den gottbegeisterten Förderer der christlichen Schulen, seinen Freund, den hl. Karl Borromäus, das uns vorliegende Buch schrieb. Dasselbe erschien zu Verona 1584 in italienischer Sprache, vielempfohlen und vielgelesen in der damaligen Zeit, auch heutzutage durchaus der Empfehlung und Lesung werth.

Das Werk zerfällt in drei Theile. Der erste befaßt sich mit der Erziehung der Eltern selbst, mit ihrer Bildung zu Erziehern der Kinder im allgemeinen; der dritte Theil beschäftigt sich mit dem Kinde und den aus seiner Natur sich ergebenden Grundsätzen der Erziehung im einzelnen; in der Mitte steht als Hauptsache der zweite Theil mit dem „eisernen Bestande", dem ewig unveräußerlichen Schatz der heiligen Wahrheiten, die jedes Leben, das der Eltern sowohl, als das der Kinder, regeln müssen, ohne die es nur Verziehung, keine wahre Erziehung gibt. Darum findet sich in demselben neben vielem anderen eine bündige Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der zehn Gebote, der heiligen Sacramente und des Vaterunser

— die nöthige Grundlage des Erkennens, die untrügliche Richtschnur des Wollens, die unerschöpfte Kraft des Handelns.

Im Anfange des ersten Buches behandelt der Verfasser die Würde und Heiligkeit der Ehe. Warum, erklärt er im 12. Kapitel:

„Indem ich mit Hilfe der göttlichen Gnade daran gehe, die Mittel und Wege zu zeigen, wie man die Kinder christlich erziehen könne, erinnere ich mich der Worte des hl. Augustinus, daß die Kinder die Früchte der Ehe seien. Wenn nun, wie der Heiland selber sagt, ein guter Baum gute Früchte bringt, so darf man auch von einer guten und heiligen Ehe mit Grund gute Kinder erwarten: nicht zwar, als ob dies eine absolut nothwendige Folge sei; denn nicht selten haben ja gute Eltern ungerathene Kinder und umgekehrt; aber ich rede hier von dem, was voraussichtlich und gemeiniglich zu geschehen pflegt. . . . Gibt doch jedermann zu, daß in allen Dingen der gute Anfang von der größten Wichtigkeit und daß eine gute Ehe das Fundament ist, auf welchem die Hoffnung einer heiligen Kindererziehung und einer glücklichen Zukunft beruht."

Unter den zahlreichen Pflichten des Familienvaters ragt an Wichtigkeit hervor die Pflicht, seine Kinder gut und christlich zu erziehen (Kap. 4):

„Niemand bilde sich ein, daß er nur einen kleinen Fehler beginge, wenn er in der Erfüllung dieser Pflicht nachlässig wäre; im Gegentheil, er würde eine sehr schwere Sünde begehen und zwar eine Sünde gegen sich selbst, gegen seine Kinder, gegen sein Haus und seine Nachkommen, eine Sünde gegen das Vaterland, gegen die Heiligen im Himmel und endlich gegen den allmächtigen Gott" u. s. w.

Wem obliegt die Sorge für die Erziehung der Kinder, dem Vater oder der Mutter? (Kap. 45.)

„Es pflegt häufig zu geschehen, wenn eine Arbeit mehreren Personen übertragen ist, daß dann die eine auf die andere schaut und dieser das meiste zu thun überläßt, und so zuletzt, statt daß gemeinsam etwas gethan wird, gar nichts geschieht. . . . Die Erziehung der Kinder obliegt dem Vater und der Mutter gemeinsam. Wenn diese in der Leitung aller häuslichen Angelegenheiten einig sein müssen, so müssen sie es noch viel mehr in dieser sein, welche von allen die wichtigste ist. Doch muß bemerkt werden, daß je nach dem Alter und Geschlecht der Kinder der größere Theil des Erziehungsgeschäftes bald dem Vater, bald der Mutter zufällt. . . ."

Wichtig ist das Beispiel der Eltern und der Hausgenossen, weil die Kinder zuerst hauptsächlich aus Nachahmungstrieb handeln (Kap. 48 u. 49). Man muß sich dem Alter und der Fassungskraft der Kinder anbequemen (Kap. 58). Die Lehrweise des Vaters ist verschieden von der des Lehrers (Buch II, Kap. 6). In Bezug auf die Ausschmückung der Wohnung mit Gemälden heißt es dort im 42. Kap. unter anderm:

„Man erstaunt, wenn man bisweilen in die Paläste und Häuser der Christen eintritt. Wohin man auch die Augen wendet, nirgends ein Zeichen, daß es die Wohnung eines Christen sei, ja bisweilen meint man eher, in der Wohnung eines Heiden sich zu befinden.

Es ist dem Christen nicht verboten, schöne Häuser und Weinberge und Gärten zu besitzen, wie es seinem Stande angemessen ist; allein es wäre andererseits auch nur gerecht, daß in jedem Hause die christliche Tugend und Frömmigkeit erglänzte. . . .

Wenn man das Gold und die Edelsteine, welche doch nichts weiter sind als verwesliche Erde, unter so vielen Schlüsseln verwahrt und den Augen der andern fern und verborgen hält, um wie viel mehr ist da der Vater verpflichtet, die gleiche Sorgfalt anzuwenden, um die Reinheit eines Sohnes und einer Tochter zu bewahren, damit der Teufel sie nicht raube! Ich will damit sagen, daß man in einer Sache von so großer Wichtigkeit, wie das Seelenheil der Kinder ist, nicht vorsichtig genug sein könne."

Kap. 43 berührt eine vielbesprochene Frage unserer Zeit.

„Es ist nothwendig, daß zwischen der weltlichen und der geistlichen Obrigkeit in Bezug auf die öffentliche Erziehung, wie alle anderen Fragen der allgemeinen Wohlfahrt, die größte Einigkeit und Eintracht herrsche. Die weltliche Gewalt möge sich erinnern, daß sie der kirchlichen Behörde Hilfe und Beistand zu leisten hat, gerade wie die linke Hand mit der rechten bei all ihren Verrichtungen zusammenwirkt zum Wohle des ganzen Körpers. Je mehr die weltliche Gewalt mit der geistlichen zusammengeht, je mehr sie dieselbe unterstützt und begünstigt, um so mehr trägt sie bei zur Erhaltung des Staates. Denn indem die kirchliche Gewalt ihre Autorität und ihre geistlichen Mittel gebraucht, um, ihrer Bestimmung gemäß, gute Christen heranzubilden, erzieht sie nothwendigerweise zugleich auch gute Bürger, wie sie der Staat bedarf. In der heiligen, römisch-katholischen Kirche . . . sind eben der gute Bürger und der gute Mensch ein und dasselbe. Darum befinden sich diejenigen in einem schweren Irrthum, welche diese beiden so innig verbundenen Dinge von einander trennen und meinen, auf anderem Wege und durch andere Mittel gute Bürger heranbilden zu können, als die, durch welche man gute Christen erzieht. Mag da die menschliche Klugheit sagen, was sie will, es ist und bleibt unmöglich, hienieden wahren Frieden und wahre Ruhe zu begründen durch dasjenige, was dem ewigen Frieden und der ewigen Glückseligkeit entgegengesetzt ist."

Kap. 75 zeigt in eingehender und anschaulicher Weise, daß und wie man die Kinder von Jugend auf an Bescheidenheit und Höflichkeit im gewöhnlichen Umgange gewöhnen solle. Vortrefflich ist ferner, was der Verfasser im dritten Buche (Kap. 2, 4 ff.) über die dem Kindesalter eigenen Fehler und die dagegen anzuwendenden Mittel, insbesondere die Strafen, sagt. Es berührt die Frage eines der wichtigsten Kapitel der Pädagogik, und daher ist es von Interesse, die Ansichten eines so hervorragenden Mannes kennen zu lernen.

„Die mehr allgemeinen und gewöhnlichen Mittel zur Bekämpfung der Jugendfehler bestehen hauptsächlich in der Gottesfurcht, in der Ehrerbietung gegen Eltern und Lehrer, welche die Stellvertreter der Eltern sind, in löblichen Beschäftigungen, im guten häuslichen Beispiele, im Umgange mit tugendhaften Menschen und nöthigenfalls auch in der Ruthe. Da dieses letztere Mittel besonders für das Kindesalter sich eignet, so glaube ich bei demselben einen Augenblick verweilen zu müssen.

Um im Staate die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, werden bald Belohnungen bald Strafen angewendet: jene, um zur Tugend zu ermuntern, diese, um vom Laster abzuschrecken. Ganz dasselbe nun ist auch zur guten Leitung der Familie, die gleichsam ein Staat im kleinen ist, nothwendig. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Vater, die Obrigkeit des Hauses, das Recht und die Pflicht habe, die Kinder bisweilen mit der Ruthe zu züchtigen, sei es, um sie vom Bösen abzuhalten, sei es, um sie zum Guten anzutreiben. Die Heilige Schrift lehrt dasselbe an

verschiedenen Stellen ... Auch die Erfahrung lehrt zur Genüge, daß die körperliche Züchtigung der Kinder unter gewissen Umständen und bei bedeutenderen Fehlern sehr heilsam ist. Nichtsdestoweniger gibt es Eltern, die in ihrer Nachsicht so weit gehen, daß sie nicht nur selbst ihre Kinder nicht strafen, sondern auch nicht dulden wollen, daß die Lehrer oder andere denselben auch nur die geringste Züchtigung ertheilen ... Die Heilige Schrift zeigt uns in dem traurigen Ende des Hohenpriesters Heli und seiner beiden Söhne, welch furchtbare Folgen eine verzärtelnde Erziehung nach sich zu ziehen pflegt ... ‚Es wurde', sagt der hl. Chrysostomus, ‚die zu große Nachsicht und Milde dieses Hohenpriesters die Ursache seines eigenen Verderbens und desjenigen seiner Söhne.'

Es gibt dagegen auch Väter, die infolge ihrer heftigen und aufbrausenden Gemüthsart leicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Der kleinste Fehler, den ihre Kinder begehen, kann sie derart in Zorn versetzen, daß sie mit Schlägen über dieselben herfallen, als ob es Thiere wären. ...

Wenn man sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, ein Kind mit der Ruthe zu züchtigen, so soll es mit Maß geschehen; auch muß man dem Kinde zu verstehen geben, warum es gezüchtigt wird, damit es erkenne, daß die Strafe nicht eine ungerechte, sondern eine verdiente ist. Eltern und Lehrer sollen bedenken, daß die Strafen gleichsam Arzneimittel sind. Wie man die letztern nur zur rechten Zeit und mit Maß anwenden darf, weil sie sonst mehr schaden als nützen würden, so soll man auch nicht zu häufig und stets mit Ueberlegung zu körperlichen Züchtigungen greifen. Die Kinder pflegen meistens aus Unwissenheit oder Schwachheit zu sündigen, und es wäre daher nicht billig, sie derart zu züchtigen, daß es den Anschein gewänne, man wolle mehr seinen Zorn an ihnen auslassen als sie zurechtweisen. Muß der Arzt bisweilen Feuer oder Eisen anwenden, so thut er es mit der größten Behutsamkeit und nicht mit Zorn und Unwillen, sondern unter Bezeugung tiefen Mitleids für den Kranken und mit dem aufrichtigen Wunsche diesen zu heilen ... Wie der zu häufige Gebrauch scharfer Medicinen dem Körper schädlich ist, so bringt die zu häufige Anwendung körperlicher Züchtigungen der Seele Schaden: sie macht sie knechtisch und muthlos. ...

Ich wünsche daher, daß die Eltern so selten als möglich körperliche Züchtigungen anwenden, besonders bei edel angelegten und offenen Naturen. Auch muß man wohl beachten, daß die häuslichen Strafen nicht ganz denselben Zweck haben wie diejenigen, welche die Obrigkeit ertheilt. Letzterer genügt es, durch dieselben das Recht und die öffentliche Ruhe zu wahren, während die Eltern beim Strafen vorzugsweise das beabsichtigen, daß ihr Kind innerlich gebessert und umgewandelt, ihm Liebe zur Tugend und Haß gegen die Sünde eingeflößt werde. Die Furcht Gottes, die Erkenntniß der Schönheit der Tugend und der Häßlichkeit des Lasters sind die wirksamsten Mittel zur guten Erziehung der Jugend, und manchmal schmerzen die Vorwürfe des Gewissens, wenn man es zu wecken versteht, die Seele mehr als die Ruthe den Leib. Endlich muß die Ehrfurcht gegen die Eltern der Sporn und Zügel sein, der erforderlichenfalls das Kind zum Guten antreibt und vom Bösen zurückhält. Ein Kind sollte vor seinem Vater eine solche Ehrfurcht haben, daß ihm schon ein ernster Blick, eine unzufriedene Miene desselben als eine empfindliche Strafe erschiene, und daß es die größte Freude und den süßesten Lohn darin fände, den Vater vergnügt und zufrieden zu sehen. ..."

Auch was über Schulen, Lehrer und deren Verhältniß zu den Eltern gesagt wird, verdient alle Anerkennung (Kap. 26 ff.). Der Verfasser beginnt

mit dem Ausspruche des hl. Augustinus, wonach die schwierigen und dornenvollen Regeln der Grammatik dazu erfunden zu sein scheinen, um die Mühen und Schmerzen der Kinder Adams zu vermehren. Nachdem er dann einige Methoden erwähnt hat, fährt er fort:

„Ich meinerseits bin der Ansicht, daß die Anfänge einer jeden Kunst und Wissenschaft Mühe und Schwierigkeiten, folglich auch Beschwerden verursachen, welche aber bei der Gewöhnung durch öftere Uebung sich immer mehr vermindern und zuletzt ganz verschwinden, ja sogar in Lust und Freude sich verwandeln.

„Die Kinder müssen daher, es geschehe nun gern oder ungern, diese steilen und dornigen Pfade betreten, wenn sie es im Wissen und Können zu etwas bringen wollen. Dagegen wird der kluge und verständige Lehrer ihnen dieselben möglichst zu ebnen und zu erleichtern suchen, indem er sich mit den besten und bewährtesten Methoden vertraut macht, seinen Unterricht geduldig der kindlichen Fassungskraft anbequemt und vor den Kleinen nicht aus thörichter Eitelkeit den Gelehrten spielen will. Auch sollen Lehrer und Eltern sich ernstlichst Mühe geben, den Kindern den Schulbesuch lieb und angenehm zu machen ... Es ist eine heilige Pflicht der Familienväter, die möglichste Sorgfalt und Vorsicht anzuwenden, um gute Lehrer zu bekommen ... Man richte bei dem zu Wählenden sein Augenmerk in erster Linie auf die Tugend und erst in zweiter auf die Wissenschaft ... Hat der Familienvater aber einen tüchtigen Lehrer gewählt, so muß er ihm volle Gewalt über seine Kinder einräumen und ihnen sagen, daß sie dem Lehrer gerade so wie ihm selbst zu gehorchen haben. Ihren kleinen Klagen über denselben schenke er niemals Gehör ... Das Kind soll wissen, daß es bei den Eltern keine Zuflucht und kein Tribunal findet, wo es gegen die Urtheile und Verfügungen des Lehrers appelliren kann; dann wird es sich an Gehorsam gewöhnen und, wie man zu sagen pflegt, aus der Noth eine Tugend machen lernen ... Der Lehrer seinerseits behandle die Kinder so, daß er von ihnen nicht weniger geliebt als gefürchtet wird ... Sollte der Vater sich einmal in die Nothwendigkeit versetzt finden, dem Lehrer Vorstellungen zu machen, so thue er dies ja nicht in Gegenwart der Kinder ... Der Beruf des Lehrers ist ein sehr ehrenvoller. Oder kann es wohl eine edlere Aufgabe geben, als das Fundament zu legen zu dem herrlichen Gebäude der Wissenschaft und Tugend, das während des ganzen spätern Lebens aufgeführt werden soll? ..."

Ist beim Unterricht die Benutzung der heidnischen Classiker zulässig oder nicht? (Kap. 37 ff.)

„Aus wichtigen Gründen sind manche einsichtsvolle Männer der Ansicht, man solle den Kindern die Schriften der Heiden nicht in die Hände geben ... Dessenungeachtet läßt sich nicht läugnen, daß das Lesen der heidnischen Schriftsteller, wenn es mit Vorsicht geschieht, mannigfachen Nutzen gewähren kann. Wir lesen in der Heiligen Schrift, daß Moses und Daniel in den Wissenschaften der Aegypter und Babylonier sehr bewandert waren. Auch unsere heiligen Lehrer, diese glänzenden Leuchten der Kirche, lasen die heidnischen Dichter, Redner und Historiker und studirten die Werke der heidnischen Philosophen. Aber sie lasen dieselben nicht ohne Prüfung und Auswahl und billigten nicht alles ohne Unterschied ... Da das natürliche Licht der Vernunft und der Erkenntniß ein Geschenk Gottes ist, so kommen auch alle Wahrheiten, welche die Dichter, Philosophen und andere Schriftsteller des Heidenthums in ihren Schriften aussprechen, indem sie die Tugend loben, das Laster tadeln oder die wunderbaren Werke und Erscheinungen der Natur behandeln, von Gott, der Quelle

aller Wahrheit. Alle diese Wahrheiten können wir uns zueignen als etwas, das uns gehört ... So sollen wir das Gold der Weisheit, das Silber der Beredsamkeit und all das Schöne und Gute, das in den heidnischen Schriftstellern sich findet, ausbeuten und zum Dienste Gottes und zum Wohl des Nächsten benutzen."

Doch soll daneben auch das eine oder andere christliche Buch gelesen werden (Kap. 41).

Für die Sprache verlangt das 44. Kap.

„Jene edle Einfachheit und Natürlichkeit, welche zwar den rednerischen Schmuck nicht ausschließt, wohl aber den falschen Glanz und die widerliche Effecthascherei verpönt. Obwohl es bei geist- und phantasievollen Jünglingen kein übles Zeichen ist, wenn ihr Stil an einer gewissen Ueberfülle von rhetorischen Blumen und Floskeln leidet, so muß doch der Lehrer diesen allzu üppigen Wuchs nach und nach immer mehr beschneiden, damit ihre Sprache und Schrift allmählich das Gepräge männlicher Kraft und Reife erlange. Mit Recht tadelte ein berühmter Redner einen schon älteren Mann, der in seinen Reden noch ganz derselbe war, wie er als Jüngling gewesen, indem er sagte: Remanebat idem, sed non decebat idem, d. h. er blieb der nämliche, aber es schickte sich für ihn nicht mehr das nämliche."

Viel Beherzigenswerthes ist noch in den Abschnitten über die standesgemäße Bildung (Kap. 45), die wohlgeordnete Erholung der Kinder (Kap. 48 ff.), sowie über die einzelnen Stände enthalten. Durch das ganze Buch hin findet sich manches, das völlig nur für die Verhältnisse und Zeiten paßte, in denen der Verfasser schrieb; doch gewährt auch dieses oft einen nicht uninteressanten Einblick in die eigenthümlichen Anschauungen und Sitten des 16. Jahrhunderts in Italien.

Nach der wörtlichen Anführung so vieler Stellen bedarf es keiner besondern Empfehlung des Werkes mehr. Eltern, Lehrer, Geistliche werden darin einen väterlich treuen Freund und Rathgeber von der größten Kenntniß und Erfahrung finden, der aber, bei aller Entschiedenheit im wesentlichen, maßvoll und bescheiden stets gern den Umständen die gebührende Rechnung trägt.

R. van Acken S. J.

Daniel von Soest. Ein westfälischer Satiriker des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben und erläutert von **Franz Jostes.** XII u. 404 S. gr. 8°. Paderborn, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 8.

Es ist dies der erste Band eines im großen Stile geplanten Unternehmens, das den Titel führt: „Quellen und Untersuchungen zur Geschichte, Kultur und Literatur Westfalens. Herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens." Das Werk soll ein Quellenwerk sein, „Untersuchungen" nach Ausweis des Prospectes nur insoweit zugelassen werden, als sie sich über „solches Quellenmaterial verbreiten, das seiner Natur nach nicht selbst wiedergegeben werden kann, wie das bei einer mehr oder minder großen Gruppe von Baudenkmälern, bei der Entwicklung des westfälischen Bücherdrucks u. s. w. der Fall ist". Arbeiten lediglich darstellenden Inhalts sollen unbedingt ausgeschlossen bleiben.

Vorliegender Band ist einem Satiriker gewidmet, von dem bisher nur die Geschichtschreibung, die Literarhistorik aber so gut wie gar nicht Notiz genommen. Und doch ist die Literaturgeschichte, wie bei allen Völkern, so namentlich bei uns nicht gerade überreich an guten Satiren. Der deutsche Charakter scheint bei der ihm angeborenen Gutmüthigkeit trotz seines Hinneigens zum Didaktischen unter gewöhnlichen Umständen dem Gedeihen dieses Zweiges des Lehrgedichtes nicht gerade günstig zu sein. Er will in irgend einer Weise gedrückt und getreten sein, damit die innere elektrische Spannung sich in satirischem Unwetter entlade. So sehen wir denn, daß die Satire gerade in der häßlichsten Periode der deutschen Geschichte, in den fried- und freudelosen Tagen des bittersten religiösen und socialen Parteihaders, den wir gewohnt sind mit dem Namen der Reformation zu bezeichnen, ihre kräftigsten Blüten treibt. Daß sie Kind ihrer Zeit ist und also die Zeichen derselben an sich trägt, gereicht ihr freilich an sich nicht zur Empfehlung; man wird sich aber aus dem soeben berührten Grunde damit abfinden müssen, da nur die Wahl zu bleiben scheint: Sit ut est, aut non sit.

Schon unter dieser Rücksicht allein wäre eine Ausgabe Daniels, nachdem die ungenügende Schmitzsche Ausgabe vom Jahre 1848 den Dichter der Vergessenheit nicht zu entreißen vermocht hatte, vollauf berechtigt gewesen. Es tritt aber ein anderer, noch wichtigerer Umstand hinzu, daß nämlich die Satiren Daniels von bedeutendem historischen Werthe sind für die innere politische und Culturgeschichte Westfalens; sind sie doch nicht der uninteressanteste Auftritt in dem wenig erbaulichen Schauspiele, das die Einführung der kirchlichen Neuerungen in eine der reichsten und mächtigsten Städte Westfalens uns bietet. So ist denn auch bei Jostes der Historiker Daniel mehr als der Poet zu seinem Rechte gekommen. Es ergibt sich das schon aus der bloßen Aufzählung des Begleitwerkes, das die Satiren in dieser Ausgabe erklärend umgibt. Es folgt nämlich auf eine sehr lesenswerte Einleitung von 79 Seiten zunächst der „Bericht des Rathsprotokollbuches über die Einführung der Reformation in Soest" (S. 81—111). Nach dem Abdrucke der beiden Satiren „Ein gemeine bicht" (S. 111) und „Ein dialogon" (S. 233), des „Apologeticon", einer Schutzschrift Daniels für seine Satiren an den Rath von Soest (S. 287) und des „leedgin van der ketter namen" (S. 306), womit das eigentliche Corpus der Veröffentlichung schließt, finden wir anhangsweise noch eine ganze Reihe Briefe und Actenstücke zur Geschichte Soests zwischen den Jahren 1531 und 1535 mitgetheilt, nämlich 1) Anträge und Beschlüsse, die kirchlichen und socialen Verhältnisse betreffend; 2) Briefe, zwischen dem Rathe und der altgläubigen Geistlichkeit gewechselt; 3) Briefe entwichener Magistratspersonen; 4) vermischte Briefe. Den Beschluß bilden sehr lehrreiche Ausführungen über die sprachliche (mundartliche) Seite der Satiren, ein Glossar und Personenregister. Fügt man hinzu, was sich bei dem Herausgeber nach seinen früheren Arbeiten von selbst versteht und auch der flüchtigste Augenschein bestätigt, daß alles mit hingebender Sorgfalt gearbeitet ist, so dürfte der Leser dieses Referates hinlänglich über Zweck, Inhalt und Anlage der verdienstlichen Arbeit orientirt sein.

Nur auf einen Punkt muß noch in besonderer Weise hingewiesen werden. Der Name Daniel von Soest ist ein Pseudonym. Schon der Rath von Soest beschäftigte sich unmittelbar nach Erscheinen der Satiren mit Auflösung desselben: vergeblich. Schwieriger ist die Frage: Wer war Daniel von Soest? Jostes beschäftigt sich mit derselben S. 57 ff. der Einleitung und sucht wahrscheinlich zu machen, daß der Kölner Scholaster und spätere Cardinal Johannes Gropper der Verfasser sei. Und in der That läßt sich nicht läugnen, daß er ein nicht zu verachtendes Beweismaterial zusammengetragen. Mehr als eine dringende Vermuthung nimmt auch Jostes für seine Aufstellung nicht in Anspruch; zur Sicherheit könnte dieselbe wohl nur durch einen „glücklichen Fund" gemacht werden; ist Gropper wirklich der Verfasser, dann ist die Hoffnung auf einen solchen wohl nicht ausgeschlossen.

G. M. Dreves S. J.

1. **Den Weg entlang.** Gedichte von **Wilhelm Kreiten** S. J. VII u. 560 S. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 4.50; geb. *M.* 6.

2. **Stimmen der Vorzeit.** Deutsche Sagen und Geschichten von **Guido Maria Dreves** S. J. 304 S. 16°. Paderborn, Junfermann, 1889. Preis: *M.* 2.75; geb. *M.* 4.

1. Man wird unwillkürlich voraussetzen, daß P. Kreiten an seinen Gedichten selbst zu allererst eine strenge Kritik geübt habe, und das finden wir bei deren näherer Prüfung auch bestätigt. Sie sind nach Form und Anlage so gefeilt und abgerundet, daß nicht leicht ein erheblicher Anstoß möglich ist. In der kritischen Umsicht des Dichters wird wohl auch eine bei lyrischen Poesieen nicht eben häufige Erscheinung ihren Grund haben: die Form drängt sich nicht dem Inhalt vor, das Laubwerk von Bild und Reim verhüllt nicht allzu üppig den schüchternen Gedanken; vielmehr überwächst die schöne Frucht bald die Blüte, wie man leicht empfindet, wenn man der Entwicklung eines längeren der vorliegenden Gedichte aufmerksam folgt. Wohl ist alles auch äußerlich durchweg künstlerisch ausgestaltet und von Reimprosa gar nichts zu entdecken; aber man vergißt über dem Lesen die sinnliche Erscheinung des rasch und mächtig fortschreitenden Gedankens.

Die Sammlung ist in fünf Bücher abgetheilt, von denen wir die drei mittleren: „Natur", „Menschenleben", „Geschichten" zuerst ins Auge fassen. Die Mehrzahl dieser Gedichte tritt ziemlich bescheiden auf, indem eine Einzelidee von wirklich poetischem Werth in schöner Bildersprache und mit geschickter Handhabung von Wort und Vers zum Ausdruck gebracht wird; wir nennen als Belege: „Frohes Wandern", „Vergebens", „Der Lenz", „Der Verbannte", alle ebenso einfach wie sinnvoll. Doch nicht nur viel Gutes und Tadelloses, auch manches Hervorstechende und geradezu Vortreffliche finden wir hier. So ist z. B. die „Wüstensage" vorzüglich nach Erfindung und Ausführung, voll objectiver Ruhe und nichtsdestoweniger im tiefsten Grunde von gewaltigen Affekten durchschauert. Aehnliches gilt von „St. Catharina" und vom „Priestertod"; die rührende und tief empfundene Klage um der „Mutter Tod"

ist eine wahre Zierde der ganzen Sammlung. Diejenigen Empfindungen, welche der Dichter am glücklichsten und wirksamsten darstellt, sind: stille Wehmuth, tiefe Trauer und ergreifender Schauder. Als herrliche Proben dafür dürfen „Die Kranke im Herbst", „Im Parke von Tervueren" und „Der Grubenbach" gelten. Doch finden wir auch das Liebliche und Heitere, beispielsweise in den gut durchgeführten Erzählungen von der „hl. Cäcilia". und im „Wolf von Gubbio" vertreten.

Das Buch der „Andacht" und das der „Sprüche" machen sich schon durch ihren Umfang bemerkbar; sie bezeichnen uns aber auch die eigentlichen Charakterzüge der Kreiten'schen Muse. Ueberaus herzlich und fromm singt das erstere die verschiedensten Stimmungen des gläubigen Herzens aus, vor allem die an Gott allein sich klammernde Liebe, das willensstarke und langmüthige Vertrauen, endlich die freudige Geduld in schweren Leiden. Es ist ein rechtes poetisches Trostbüchlein, ein warmes Kreuzlied voll der Sehnsucht nach dem Lande der Verheißung, dem der Sänger sich noch allzu fern weiß. Man braucht nur aufzuschlagen, um alsbald einzelne Lieder von seltener Innigkeit in vollkommen künstlerischer Fassung zu entdecken. Erkennen wir nun hier den Priestersänger, so deutet das letzte, sehr ausgedehnte Buch wieder bestimmt auf den im Dichter nicht erstorbenen Kritiker hin. Die etwas ausgeführten Sprüche dieser Abtheilung sind meist epigrammatisch zugespitzt und von sehr glücklicher Wirkung; viele erweitern sich zu gedankenreichen Stammbuchblättern. Uebrigens enthalten auch die früheren Bücher gar manche Gedichte, in denen das Bedeutsame und Sinnvolle in ähnlicher Weise zur Geltung kommt, die Darstellung eine ähnliche, zum Ende drängende Raschheit offenbart und das Ganze in einen knappen Sinnspruch ausläuft. Dahin gehören unter andern „Das Förstermal", „Das Lied von der Tanne", „Das Glück", „Der Liebe Klagen". So hat also die nicht häufige Thatsache, daß in P. Kreiten der scharfsinnige Kritiker mit dem wahren Dichter einen Freundschaftsbund geschlossen hat, auch den Gedichten ihr eigenartiges Gepräge aufgedrückt. Eine besondere Zierde des in hübschem Einband sich darstellenden Buches bildet die sinnige Originalzeichnung des Altmeisters E. von Steinle: der fahrende Sängerknabe vor dem Muttergottesbild.

Kleine Ausstellungen zu machen, wird man uns billig erlassen; wir wollen nur einen bescheidenen Wunsch äußern. Es müßte, so will uns bedünken, einem gedankenreichen Dichter wie P. Kreiten leicht werden, lyrische Empfindungen etwas *allseitiger* poetisch durchzuführen; das Talent könnte sich alsdann auf *breiterer Grundlage* glücklicher entfalten. Man wirft es ja den lyrischen Dichtern überhaupt nicht ohne Grund vor, daß sie sich die Arbeit hie und da zu leicht machen. In der That verliert der Ausdruck der Gemüthsempfindung durch nichts mehr an seiner Wirkung, als wenn er allzu flüchtig vorübergeht und an einem vereinzelten kleinen Gedanken haftet. Dauernden Werth gewinnt er hingegen vornehmlich dadurch, daß sich Ideen und Affekte mannigfaltiger Art und Farbe zu einem kunstvollen Ganzen verbinden und durchschlingen; der bleibende Eindruck dieses Ganzen regt dann immer wieder von selbst an, auf das einmal Gelesene zurückzukommen. Nach

Aristoteles muß die Schönheit eine gewisse „Größe" haben; nicht mit Recht spricht sich die Lyrik so leicht von dieser Regel frei. Indessen ist die besprochene Sammlung so reichhaltig (560 S.), daß sie für jeden Geschmack sehr viel Schönes bietet, und wir wissen nicht, ob alle Leser denken und fühlen wie wir. Für alle aber, dessen sind wir gewiß, ist, was der Dichter „den Weg entlang" ernst und heiter und würdig gesungen, eine volle Bestätigung der Wahrheit (S. 547):

Nicht Wortgetön, nicht Blumenbildgepränge,
Nicht Phantasierausch ist die Poesie —
Ein Echo ist sie himmlischer Gesänge,
Das Erdenmißklang löst in Harmonie.

2. Derselbe Dichter, welcher jüngst nicht ohne Zagen die Davidsharfe stimmte, um uns die schönen religiösen Lieder zu singen (Kränze ums Kirchenjahr. Geistliche Lieder von Guido Maria Dreves. Paderborn, Junfermann), greift hier fest und zuversichtlich in die Saiten der „rheinischen Ritterharfe", um vaterländische Geschichten und Sagen in Balladenform zu erzählen. Wir erkennen es freudig an, daß die doppelte Leistung ein echtes, angestammtes Dichtertalent bekundet. Liebevolle Beschäftigung mit dem guten Alten in Geschichte und Dichtung hat beide Werke eingegeben; beide sind ein glücklicher Versuch, den gesunden Volkston wiederzugewinnen, den wir im geistlichen Liede fast verloren und in der Ballade nicht immer rein bewahrt haben. Erinnern wir uns noch an die Bemühungen des P. Dreves um die Hymnenpoesie des Mittelalters und die Erneuerung des Kirchengesanges, so sehen wir ihn durchgehends neue Bahnen mit anerkennenswerther Kühnheit betreten, wozu wir von Herzen Glück wünschen. Was nun näher die vorliegenden „Stimmen der Vorzeit" anlangt, so werden die großen Hoffnungen, welche ein poetisches Sagenbuch für das deutsche Volk, selbst bei einem geringen Umfange, auf den ersten Blick erweckt, bei näherer Prüfung nicht getäuscht.

Die warme Vaterlandsliebe, die aus diesen Gedichten spricht, ist keineswegs jene einseitige Begeisterung, welche das Schöne der Fremde herabsetzen möchte — nur ganz nebenher fällt ein Streiflicht auf andere Nationen —, hier waltet vielmehr nichts als die reine, herzliche Freude an den sinnvollen Geschichten und Mären aus der Vorzeit unseres Volkes. Es sind dieselben auch nicht etwa von dem reflectirenden Verstande nach Ideenschablonen zurechtgeschnitten; nein, es kommt lediglich jenes poetische Interesse zur Geltung, welches das Volk selbst bei solchen Erzählungen begeistert. Die wohlige Lust an Muth und Kraft, Geschick und Glück, Natursinn und Sangeskunst beseelt die Gedichte von „Fiedel und Schwert". In „Alphorn und Triton" findet das behagliche Staunen Ausdruck, welches die Wunder der Bergeshöhe und der Wassertiefe erregten. Die „Geisterstimmen" durchzittert der wohlthuende Schauder vor unbegriffenen Mächten, während „Orgelton und Glockenklang" aus dem Reich der frommen Legende versöhnend herübertönen. Es war zu

erwarten, daß der Dichter seine engere Heimat, das gefeierte Hamburg mit der nächsten nordischen Nachbarschaft, den thaten- und sagenreichen Nord- und Ostseeküsten, nicht vergessen werde. Der Ton der volksthümlichen Ballade konnte begreiflicherweise in einer so reichen Sammlung nicht immer gleich glücklich getroffen werden; allein im Ganzen verdient das Geschick des Dichters große Anerkennung und Bewunderung; es setzt eine innige Vertrautheit mit dem Sagenschatze, den bunten Schöpfungen jener Orte und Personen goldig umspinnenden Volksphantasie, und ein empfängliches Dichtergemüth voraus. Mitunter wäre wohl eine weitere Ausgestaltung der Handlungen, Charaktere, Ortsverhältnisse und Ideen erwünscht; aber eine ansehnliche Reihe von diesen Balladen dürften gewiß, was Gehalt und Anlage betrifft, einen Platz in Mustersammlungen verdienen. Beispielsweise nennen wir gleich die beiden ersten, den „Schenk von Nidegg", der uns nach Haus Blyenbeck versetzt, und „Jost II. von Baumbach", einen Fiedler ähnlich dem alten Volker; ferner seien erwähnt „Des Sängers Grab", wo unseres Walthers Testament zu Gunsten der befiederten Sänger würdig bedacht wird, „Der Affe auf dem Münchener Schloß", eine schaurig-heitere Geschichte, „Vineta", die Stadt auf dem Meeresgrund, „Seekönig Gottfried", den einmal nach Rheinwein gelüstete. Insbesondere weisen wir noch auf die trefflich gelungene Wiedergabe der Legende von „Sankt Kümmernis" oder Liberata hin, jener Virgo fortis, deren Verehrung im Süden nicht geringer ist, als in Holland und Belgien, und sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet hat. Die Erzählung der meist recht munteren Geschichten ist frisch und lebhaft, kräftig und anschaulich, wie es der Ballade zukommt. Die Sprache im einzelnen offenbart eine mehr als gewöhnliche Leichtigkeit und Gewandtheit; ob freilich gewisse, nicht eben zahlreiche, Eigenheiten und Freiheiten in Vers und Wort alle Leser befriedigen werden, wagen wir nicht zu entscheiden, uns sind manche statthaft und löblich, andere unzulässig erschienen. An einzelnen Stellen vermißten wir die Feile und unverdrossene Durcharbeitung des ersten Entwurfes. Auch dem Dichter spendet nur das mit Sorgfalt und Mühe bebaute Erdreich edle Frucht. Wir schließen mit dem Wunsche, daß der wohlgemuthe Harfner, der mit gleicher Theilnahme an der Nogat und am Rhein, in Holstein und in der Schweiz den örtlichen Sagen seinen Dichtermund leiht, auch an jeder Thüre, an die er klopft, freundlichen Einlaß und Willkomm finden möge.

G. Gietmann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die angebliche Intoleranz der katholischen Kirchendisciplin, beleuchtet von Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. 20 S. 8°. Einsiedeln, Benziger, 1888. Preis: 15 *Pf.*, per Dutzend *M.* 1.50.

Ein für die weitesten Kreise überaus zeitgemäßes bischöfliches Wort! Kurz und gediegen, in lichtvoller Klarheit, würdevoller Ruhe und gewinnender Milde weist der Verfasser die landläufigen Anklagen zurück, welche gegen die vermeintliche Unduldsamkeit der katholischen Kirchendisciplin erhoben zu werden pflegen. Unbesprochen läßt er, und mit Recht, die Beschuldigungen, welche sich auf „Inquisition und Ketzerverfolgung" beziehen, da diese der Vergangenheit angehören und deshalb nicht von praktischem Belang sind; unbesprochen bleiben ebenso gewisse Anklagen über die sogen. „hierarchischen Uebergriffe der Kirche", welche eine eigene weitläufige kirchenpolitische Discussion erfordern würden. Die Erörterung beschränkt sich vielmehr auf Punkte, die fast alltäglich in gemischten Gegenden Anstoß erregen und gegen die katholische Kirche ausgebeutet werden, nämlich: 1) die Zurückweisung akatholischer Pathen, 2) die Zurückweisung von den Sacramenten, 3) die kirchlichen Ehevorschriften, namentlich bezüglich der gemischten Ehen, 4) die Ablehnung und Bekämpfung der confessionslosen Schule, 5) die Schutzmaßregeln der Kirche für die Heilighaltung ihres Gottesdienstes und ihrer kirchlichen Gebäude, 6) die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses, 7) die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche. Treffend wird nachgewiesen, daß die Kirche bei ihren Verfügungen nicht willkürlich, sondern durchaus ihrem Glauben und ihren Grundsätzen gemäß verfährt, daß jedes feste religiöse Bekenntniß zu ähnlichen praktischen Schlüssen führen muß und daß, vom rein menschlichen Standpunkt aus, die Kirche als geordnete Gesellschaft nicht anders handeln kann, ohne sich selbst aufzugeben. Schon Zinzendorf hat anerkannt, daß die Katholiken, trotz der unerbittlichen Folgerichtigkeit der kirchlichen Lehre, weit mehr Duldung üben, als die Protestanten. „Sie führen wohl das Anathema gegen die Gegner im Munde und im Panier, haben aber oft viel Billigkeit in praxi; wir Protestanten führen libertatem im Munde und auf dem Schilde, aber es gibt unter uns in der Praxis — das sage ich mit Weinen — wahre Gewissenshenker." — In Bezug auf die confessionslose Schule verweist der hohe Verfasser auf eine früher von ihm veröffentlichte Schrift: „Christus und die Volkserziehung" (St. Gallen, Köppel, 1886, 77 S. 8°), welche die Schulfrage bei gedrängtester Kürze überaus eingehend und gründlich bespricht. Beide Schriften eignen sich zur Massenverbreitung und werden durch solche großen Nutzen stiften.

Die biblische Zeitrechnung vom Auszuge aus Aegypten bis zum Beginne der babylonischen Gefangenschaft, mit Berücksichtigung der Resultate der Assyriologie und Aegyptologie. Inaugural-Dissertation von Karl Lederer, Dr. theol. 180 S. 8°. Speier, Kleeberger, 1888. Preis: *M.* 2.

Die Arbeit will über den gegenwärtigen Stand der Untersuchungen auf biblisch chronologischem Gebiete orientiren und thut dies auch in vorzüglicher Weise. Die Darstellung schreitet klar und stetig voran. Der Bibel wird unter den Quellen die

erste Stelle gewahrt, dabei jedoch das einschlägige Material aus anderweitigen, namentlich assyrischen Quellen sorgfältig zusammengestellt und gesichtet. Zuerst wird die Zahl von 480 Jahren (3 Kön. 6, 1) vom Auszug bis zum Tempelbau festgestellt. Die meisten Schwierigkeiten, welche zwischen der Chronologie der Könige von Juda und Israel sich ergeben, werden durch den Hinweis ausgeglichen, daß für erstere ein kirchliches, mit dem Monat Nisan, für letztere ein bürgerliches, mit Tisri beginnendes Jahr in Anwendung kam. 722 v. Chr. steht als Jahr der Eroberung Samaria's fest: von diesem Datum auf- und abwärts bietet der assyrische Eponymen-Canon eine sichere Stütze, zeigt aber auch unabweisbar die Nothwendigkeit einer Zurechtlegung, gelegentlich Correctur biblischer Daten. Hierbei geht aber der Verfasser höchst besonnen zu Werke: „Zahlenänderungen mögen hie und da als nöthig erachtet werden; sie als einziges Auskunftsmittel zu betrachten, wäre falsch. Zwischenregierungen können vorkommen, aber alles durch sie ordnen zu wollen, geht nicht an. Gerade so verhält es sich mit Neben- oder Gegenregierungen. Unseres Erachtens muß man in jedem einzelnen Falle die vorhandenen Quellen auf ihren Werth und Inhalt prüfen. Das am besten begründete Resultat muß uns willkommen sein, mag es durch Zwischen-, Gegen- oder Mitregierung oder durch nothwendige Zahlenänderungen zu Stande gebracht worden sein." Auf solchem Wege gelangt man in strittigen Punkten jedenfalls zum zeitweilig bestbegründeten Resultat, sollte dasselbe auch späterhin durch neuere Entdeckungen überholt werden.

Eiflia sacra oder **Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen etc. der Eifel.** Bearbeitet von Karl Schorn, Landgerichts-Kammerpräsident a. D. 2 Bände mit 768 u. 695 S. gr. 8°. Bonn, Hanstein, 1887 und 1888. Lieferung 1—23 zu je *M.* 1.

Eine gerechte Beurtheilung des Werkes wird durch die in dem Vorwort angegebenen Umstände erleichtert. Der Verfasser entschloß sich, als er nach zurückgelegtem 65. Lebensjahre und 45 Dienstjahren aus seinem Amte ausgetreten war, die gewonnene Muße mit Bearbeitung der Klöster der Eifel in nützlicher Weise auszufüllen. „Es galt ihm, eine möglichst vollständige Zusammenstellung des urkundlichen Materials zu geben, und die vielfach erforderliche kritische Durchforschung desselben — wozu ihm Zeit und Kräfte mangelten — weiteren Forschungen zu überlassen." Es handelt sich um „ein Sammelwerk, das nicht von einem Fachgelehrten ausgeht, sondern von einem Geschichts- und Kunstfreunde, der unter Aufwand von Zeit, Mühe und nicht unbedeutenden Opfern in uneigennütziger Weise" dasselbe vollendete, und gewiß ein Recht hat auf jene „gütige Nachsicht für manche Mängel", um welche sein Verfasser bittet. Leider sind die „Mängel" in der „allgemeinen Geschichte derjenigen geistlichen Orden, welche in der Eifel vertreten waren", so groß, daß diese „allgemeine Geschichte" dem Buche nicht zur Zierde gereicht. Beispielsweise sind für den „Franziskaner- und Minoritenorden" am Kopfe des Abschnittes als „Specialquellen" angegeben: „Thode, Der hl. Franziskus und die Renaissance". Das ist alles! Bei Behandlung der „allgemeinen Geschichte" vieler Orden wird als „Quelle" citirt: „Rettberg, Kirchengeschichte" und „Kraus, Kirchengeschichte", die doch zweifellos bestenfalls als Hilfsmittel zweiten oder dritten Ranges bezeichnet werden können. Montalemberts großes Werk ist nicht erwähnt. Bei Besprechung des Ordens der Jesuiten tritt eine Unkenntniß der Quellen und der Geschichte an den Tag, welche bei einem Manne, dessen Buch an vielen Stellen Fleiß, ernste Quellenforschung und wohlwollende Gesinnung gegen katholische Orden beweist, Verwunderung erregen muß. Man vernimmt dort unter anderem, daß der Orden

seinen Namen „der Jesuskirche" verdankt, welche ihm zu Rom eingeräumt ward, daß mehrere weibliche Klöster sich mit den Jesuiten affiliirt haben und daß die christlichen Schulbrüder dem Orden der Jesuiten angehören. Doch, wie bemerkt, der Verfasser verdient aus vielen Gründen die erbetene „Nachsicht für manche Mängel", um so mehr, weil der größere Theil seiner Arbeit, die Specialgeschichte der Eifeler Klöster, eine anerkennungswerthe Leistung ist, welche späteren Forschern nützliche Dienste leisten wird und viel unbekanntes Material in übersichtlicher Art bietet. Die Geschichte von ungefähr hundert Klöstern, Stiftern und Hospitälern ist durch Auszüge aus gedruckten Werken und oft schwer zugänglichen Handschriften und Urkunden wesentlich bereichert, so daß der Verfasser in der That, wie er beabsichtigte, in seiner Muße in nützlicher und dankenswerther Art die Provinzialforschung gefördert hat.

Die kirchenrechtlichen Anschauungen des heiligen Ambrosius, Bischofs von Mailand, und seiner Zeit. Inaugural-Dissertation von Wilhelm Balkenhol, Gymnasial-Oberlehrer in Bochum (Westfalen). 113 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1888.

Eine sehr fleißige, auf eingehendem Studium der Schriften des großen Kirchenvaters beruhende Arbeit. In sieben Kapiteln gibt der Verfasser eine übersichtliche Darstellung der kirchenrechtlichen Grundsätze der damaligen Zeit. In der Abhandlung „Abstufungen innerhalb der Hierarchie" oder auch im Kapitel „Besetzung der Bischofsstühle" wäre eine Berücksichtigung und Erläuterung der bekannten Aeußerungen des hl. Hieronymus über die alexandrinischen Bischofswahlen und über die Gleichheit zwischen „Bischöfen" und „Priestern" wohl am Platze gewesen. Viel Werthvolles findet sich in dem Schlußkapitel: „Kirche und Staat". Wäre als Fundort für die zahlreichen Anführungen stets auch zugleich die weitverbreitete Ausgabe von Migne angeführt worden, so hätte dies in den Augen mancher Leser den Werth der Schrift noch erhöht.

Manuale Theologiae Moralis in usum praesertim examinandorum, auctore Benedicto Melata S. T. D. VIII et 288 p. 18°. Romae, ex typographia Tiberina, 1888. Preis: *Frcs.* 3.

Auf so wenig Seiten unter verhältnißmäßig großem Druck den Stoff aus dem ganzen Gebiet der Moraltheologie zusammenzudrängen, erfordert nicht geringes Geschick und praktischen Tact in der Auswahl des Stoffes. Vorliegendes Buch bietet kurz und klar die Definitionen, die Principien und die Hauptfragen aus dem umfangreichen Gebiete der praktischen Theologie, und eignet sich trefflich dazu, daß ein Theologe nach vollbrachten weitläufigeren Studien in kurzer Zeit sich einen Gesammtblick über den ganzen Studienstoff verschaffe und an der Hand eines Leitfadens das Erlernte leicht dem Gedächtniß wieder vorführe. Der Titel bestimmt es auch vorzüglich für Examinanden. Nicht als Ersatz eines größern Handbuches, wohl aber als bequemes Repetitorium kann es dienen. In der Behandlung der Sacramentenlehre ist das Büchlein selbst auch verhältnißmäßig gar karg; weit vollständiger in der Behandlung des Dekalogs. Für die in der Gegenwart wichtigeren Einzelfragen hat der Verfasser sich trotz aller Kürze ein offenes Auge bewahrt. Die Anlehnung an die Lehre anerkannter Autoren bürgt für die Zuverlässigkeit der Lehrpunkte und Entscheidungen, welche zur Sprache kommen.

Beichtunterricht zur Vorbereitung der Schulkinder auf den ersten Empfang des heiligen Bußsacramentes. (In engem Anschluß an den Deharbeschen Katechismus.) Von Dr. Wilh. Esser. 47 S. 12°. Breslau, Görlich & Coch (Gustav Wolff), 1888. Preis: 15 *Pf.*

Das Büchlein enthält in Katechismusform einen klaren und gründlichen Unterricht über alles, was einem Kinde beim Empfang des heiligen Bußsacramentes zu wissen noth thut. Nachdem in zwei kürzeren Abschnitten das Wichtigere aus der Lehre über die Gnade und über die Sünde vorausgeschickt ist, folgt im dritten Abschnitt zunächst einiges über die Sacramente im allgemeinen und dann der genauere Unterricht über das heilige Bußsacrament. Den Schluß bildet ein doppelter Anhang. Der erste gibt eine praktische Anweisung zum Beichten, der zweite zählt zehn Fälle auf, in denen die Beichte ungiltig und unwürdig sein könnte. Es scheint bei der Ausarbeitung einer der größeren Deharbeschen Katechismen zu Grunde gelegt worden zu sein, wobei zwar manche dem Bedürfniß von Erstbeichtenden nicht entsprechende Fragen übergangen, dafür aber eine Reihe neuer, theils überleitender, theils erklärender Fragen ergänzend eingeschoben wurden. Dadurch hat sich ein Umfang von 132 Fragen ergeben, der als Memorirstoff beim ersten Beichtunterricht sich selbst unter den günstigsten Umständen nicht gerade leicht bewältigen lassen dürfte. Der verständige Katechet wird daher beim Gebrauche wohl eine Auswahl zu treffen haben, wobei der Grundsatz leitend sein muß, daß man die Kleinen um so besser unterrichtet, je mehr man den Lernstoff aufs allernothwendigste beschränkt. Einige kleine Ungenauigkeiten, die sich eingeschlichen haben, sind praktisch von geringer Bedeutung.

Das Büchlein von den Elternpflichten. Von J. Deutz, kath. Pfarrer und Dechant in Kirchrath. 144 S. 16°. Donauwörth, Auer, 1888. Preis: 75 *Pf.*

Der hochw. Verfasser möchte durch sein Werklein etwas dazu beitragen, daß dem Wunsche unseres Heiligen Vaters in der Encyklika Humanum genus bezüglich der christlichen Kindererziehung entsprochen werde. Er will „den christlichen Eltern wohlmeinend ihre Pflichten erklären und ihnen praktische Anleitung bieten, um dieselben zweckmäßig auszuüben". In klarer, allgemein verständlicher und doch edler Sprache handelt der Verfasser zu diesem Zwecke in vier Kapiteln 1) von den allgemeinen Pflichten (Selbstachtung; Achtung des Kindes, Liebe der Eltern zu ihrem Kinde); 2) von den Pflichten der Eltern in Bezug auf den Leib (Ernährung, Kleidung, standesgemäße Versorgung); 3) von den Pflichten in Bezug auf die Seele (Erziehung, Ausbildung des Verstandes, Vervollkommnung des Willens, Charakter); 4) von den Mitteln der Erziehung (Strafe, Belohnung, Beschäftigung, Wachsamkeit, gutes Beispiel, Gebet). Eine erschöpfende Pädagogik des Hauses mit psychologischer Vertiefung und neuen Gesichtspunkten hat der Verfasser jedenfalls nicht schreiben wollen; wohl aber, das ersieht man auf jeder Seite, lag dem praktischen Seelsorger daran, den unerfahrenen jungen Eheleuten einen Leitfaden für ihre schweren und wichtigen Pflichten an die Hand zu geben; und dieser Zweck scheint uns erreicht. Mancher Geistliche wird daher dem Verfasser für diese Hilfe dankbar sein und das Büchlein gern als praktische Gabe jungen Paaren mit in den neuen Hausstand geben.

L'éducation intellectuelle de la femme chrétienne. Conférence par l'abbé P. Dadolle, professeur aux facultés catholiques de Lyon. 87 p. 16°. Lyon, Vitte et Perrussel, 1888. Preis: *Fr.* 1.

Ein von bestem Geiste beseelter, mit Fleiß und Sachkenntniß gearbeiteter Vortrag, veranlaßt durch die in Frankreich vom Katholikenhaß so zahlreich hervorgerufenen,

von der Regierung unterstützten Lyceen für die zeitgemäße, d. h. glaubenslose Bildung der reifern weiblichen Jugend, damit der civilisirte Neuheide in der emancipirten Neuheidin ein seiner würdiges Gespons finde. Dagegen zeigt der Redner, was die Kirche für die Hebung und Veredlung der Frau gethan, wie es lange vor Freidenkerei und Loge und ohne dieselbe katholische Frauen von der höchsten Bildung gab. Dann erörtert er die Wichtigkeit der Geistesentwicklung für das weibliche Geschlecht in verschiedenen Beziehungen und endet, indem er als harmonischen Abschluß der Gesammtbildung auch für die Frauenwelt das Studium der Philosophie empfiehlt. Die Ausführungen des Redners enthalten viel Schönes und Begründetes. Indes glauben wir, daß im ganzen eine standesgemäß mehr oder weniger umfassende tüchtige Schulbildung in den gewöhnlichen Fächern, dazu aber eine sichere und gründliche Kenntniß der gesammten Religionslehre, sowie eine in Missionen oder Exercitien bisweilen erneuerte und vertiefte Beherzigung der ewigen Heilswahrheiten die beste, vollkommen ausreichende Philosophie sein wird, wodurch die christliche Gattin und Mutter in allen Lebenslagen Licht und Kraft erhält zur freudigen und würdigen Ausfüllung des ihr von der Vorsehung angewiesenen Platzes. Ausnahmen bleiben hier wie überall Ausnahmen.

Margaretha, die Mutter von Dom Johannes Bosco. Ein Lebensbild, gezeichnet von einem Priester der Genossenschaft Dom Bosco's. Ins Deutsche übertragen von einem katholischen Priester. 174 S. 8°. Aachen, Schweitzer, 1888. Preis: geb. *M.* 1.

Wir haben lange kein Lebensbild gesehen, das uns gleich dem vorliegenden der allerweitesten Verbreitung besonders unter dem Volke und auf dem Lande werth erschiene. Es wird uns hier in einfacher, treuer Art eine Dienerin Gottes unserer Tage vorgeführt, die aus den allergewöhnlichsten Verhältnissen, dem kleinen Bauernstande, hervorgeht, und sich in ihnen als Jungfrau, Mutter und Wittwe ohne jedes Außergewöhnliche in Werken der Abtödtung, des Gebetes und dergleichen entwickelt, kurz eine Bauersfrau voll Herz, Verstand und Frömmigkeit, die berufen war, an dem großartigen Werke ihres Sohnes den Hauptantheil zu nehmen. In Gegenwart dieser Frau und ihres Lebens verstummen alle Entschuldigungen und Ausflüchte; so wie Margaretha Bosco kann und soll mit der Gnade Gottes jede Frau aus dem Volke denken und handeln. Man ist versucht, bei diesem Charakterbild immer und immer wieder zu sagen: Das ist das Muster des geheiligten Bauernstandes — das ist die wirkliche, von allen nachzuahmende Heiligkeit des vom Glauben erleuchteten gesunden Menschenverstandes und des gesunden, vom Feuer christlicher Liebe entzündeten Herzens. Wir sind deshalb dem Uebersetzer, der sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt hat, außerordentlich dankbar für seine Mühe, und wünschen dem Büchlein hauptsächlich wegen seines innern Gehaltes, dann aber auch wegen des guten Zweckes (Unterstützung armer, verwahrloster Kinder) die weiteste Verbreitung.

Der Ernst des Lebens. Christlicher Wegweiser für Männer und Jünglinge. Von P. Clem. de Laage S. J. Autorisirte Uebersetzung. XVI u. 328 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 2.70.

Die ewigen Wahrheiten und die Hauptlehren des Evangeliums sind in einer Reihe von Erwägungen auf eine Weise dargelegt, die fast an die Nachfolge Christi des gottseligen Thomas von Kempen erinnert. Die einzelnen Erwägungen, von ungleicher Länge zwar, überschreiten durchgängig nicht den Umfang von $1^1/_2$—2 Seiten, sind manchmal noch kürzer. Sie sind vielfach in die Form einer Ansprache oder

vielmehr einer Unterredung zwischen Gott und der Seele gekleidet, und fließen in einem so schlichten und ruhigen Ton dahin, daß man sich sagen muß, der Verfasser habe absichtlich jeden stärkern Affect vermieden, und habe die vorgelegten Wahrheiten durch ihr eigenes Gewicht in die Seele des Lesers wollen eindringen lassen. Darum gerade eignen sie sich recht zu einer betrachtenden Lesung oder zu einer, fast möchte man sagen tropfenweisen Verkostung ihres Inhaltes. — Die Uebersetzung ist im allgemeinen der Sache angepaßt, einfach und fließend. Nur hätten die zu zahlreich vorkommenden Fremdwörter, wie Purgatorium, Project u. dgl., wohl vermieden werden können. Und wenn S. 292 als erste Pflicht der Eltern hingestellt wird, „das Erbe ihrer Kinder zu mehren", so wissen wir nicht, ob das auf Rechnung des Verfassers oder des Uebersetzers zu setzen ist; gutheißen können wir den Ausdruck nicht.

Das gottselige Leben. Nach den vier Büchern von der Nachfolge Christi mit Beibehaltung aller Worte des Verfassers systematisch dargestellt von P. Georg Heser S. J., und neu bearbeitet von P. Jakob Brucker S. J., nebst den gewöhnlichen Andachtsübungen. Mit Erlaubniß der Obern. XXI u. 508 S. 16°. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler, 1889. Preis: *M.* 3.

Der hl. Franz von Sales verfuhr nicht grundlos, wenn er für seinen eigenen täglichen Gebrauch als geistliche Lesung dem Büchlein „Scupoli, Der geistliche Kampf" den Vorzug gab vor der „Nachfolge Christi"; ersteres bot ihm eine mehr systematische Behandlung des geistlichen Lebens. Zwar hat das Beispiel jenes großen Heiligen es dennoch nicht vermocht, dem Büchlein von der Nachfolge Christi den ersten Platz unter den ascetischen und mystischen Schriften streitig zu machen: aber eine strenge Systematisirung des ganzen Inhaltes dürfte doch das goldene Büchlein manchem Leser noch schätzenswerther machen, obwohl natürlich unter jeder solchen Bearbeitung der eigentliche und ursprüngliche Charakter des Buches zurücktritt. Vor 200 Jahren schon hat P. Heser S. J. eine solche Systematisirung versucht; sie wurde erst nach seinem Tode durch fremde Hand zum Druck befördert. Dieses längst vergriffene und vergessene Büchlein ist nunmehr in einer Neubearbeitung unserer Zeit zugänglich gemacht. — Der ganze Inhalt der „Nachfolge Christi" ist in drei Theile, den Weg der Reinigung, den der Erleuchtung und den der Vereinigung gruppirt. Die Verlagshandlung hat für eine feine Ausstattung gesorgt, die das vorliegende Werk den anderen Erzeugnissen des Huttler'schen Instituts ebenbürtig zur Seite stellt.

Kleine Heiligen-Legende in täglichen Lesungen und Betrachtungen von P. Grosez S. J. Von Friedrich Hense, Doctor der Theologie. Zwei Bände. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. XIX u. 569, IX u. 641 S. 12°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 6.

Ueber die zahlreichen, in den verschiedenen Ländern Europa's veranstalteten Ausgaben und Uebersetzungen des Journal des Saints von P. Grosez S. J. haben wir bereits bei Ankündigung der neuen Rütjes'schen Bearbeitung geredet (Bd. XXXI, S. 580). Herr Dr. Hense, der die ascetische Literatur u. a. durch das vorzügliche Werk über „Die Versuchungen" (vgl. Bd. XXVIII, S. 441) bereichert hat, ließ es sich angelegen sein, das Grosez'sche Buch den Bedürfnissen des deutschen Lesers anzupassen und es ihm möglichst mundgerecht zu machen. Schon die erste Auflage gestaltete sich zu einer durchgreifenden Umarbeitung aus, und bereits in ihr wurde den

deutschen Heiligen eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet. Bei der jetzt vorliegenden zweiten Auflage hat der Herr Verfasser „besondern Fleiß auf die Verbesserung und Vervollkommnung des sprachlichen Ausdrucks verwandt, um durch eine gefälligere Form den Inhalt selbst anziehender zu machen". Auch sonst weist die neue Auflage manche Verbesserungen auf. Möge das gediegene Erbauungsbuch, das jetzt schon über 200 Jahre seine Wirksamkeit ausübt, auch in dieser seiner vervollkommneten Gestalt recht viel zur Heiligung der Seelen beitragen!

Die Abenteuer des Johannes Reusch. Culturgeschichtlicher Roman aus der Wende des Mittelalters. Von H. Kerner. 280 S. 8°. Köln, Bachem, 1889. Preis: *M.* 3.50.

Dieser Roman ist eine ganz anerkennenswerthe Leistung, ein gelungener Versuch, aus einzelnen erhaltenen Strichen eines Planes Grund- und Aufriß des Ganzen zu ergänzen und als Bauwerk neu aufzuführen. Von dem Anfertiger der Weltkarte in der römischen Ausgabe des Ptolemäus von 1508, Johannes Reusch von Deventer, ist geschichtlich nur sehr wenig überliefert; um so freiern Spielraum hat die Phantasie, mit Hilfe genauer Kenntniß damaliger Culturverhältnisse die einzelnen bekannten Punkte zu verbinden und dann in das so erzielte Kartennetz — um uns eines hier angebrachten Bildes zu bedienen — die damals bekannte Welt der Sitten, Kenntnisse und Irrungen einzutragen. Dies ist dem Verfasser denn auch wohl gelungen. Vagantenthum, Hexenwahn, Aufschwung der mathematischen und geographischen Kenntnisse, Kloster und Welt, Schule und Handel, untergehendes Mittelalter, werdende Neuzeit, Gutes und Schlimmes: alles bringt M. Johann Reusch in seiner fingirten Autobiographie zur Sprache und zwar immer in lebensvoller und selbsterlebter Weise. Wir begleiten ihn als armen Schafhirten, als noch ärmern Schützen, angehenden gepreßten Junker, Adoptivsohn M. Behaims und Lieblingsschüler des Regiomontanus, als Magister in Köln, Gefangenen des Martinsklosters, Angeklagten der Inquisition und Flüchtling, Entdeckungsreisenden und Robinson, schließlich als Kartenzeichner und Chronisten durch Deutschland, Ungarn, Niederland, Spanien, Portugal, Afrika, Rom nach Köln zurück, wo er Ruhe und Glück findet von allen Irrfahrten. Daß der Verfasser ein Rheinländer ist, leuchtet besonders an einer Stelle seines Buches sehr stark hervor, und als objectiver Referent können wir zu diesen Auslassungen seines Helden gegen die Westfalen nur sagen: „Wir belassen das in seinen Würden." Gewundert hat es uns, daß der Verfasser nicht einen Schritt weiter ging in seiner Restaurationsarbeit und auch dem sprachlichen Ausdruck jener von ihm geschilderten Zeit mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, wie etwa P. Spillmann dies noch jüngst in seiner Novelle „Das Paradieszimmer" mit ebensoviel Glück als Erfolg gethan hat.

Gemischte Gesellschaft. Novellen von M. Herbert. 299 S. 8°. Köln, Bachem, 1889. Preis: *M.* 4.

Einen neuen Band M. Herberts öffnet der Berichterstatter immer mit der frohen Erwartung eines künstlerischen Genusses, und mag auch nicht alles gleichmäßig auf derselben Höhe stehen, er ist jedenfalls sicher, das eine oder andere zu finden, das weit über das tägliche Mittelmaß hinausragt. Auch in der „Gemischten Gesellschaft" sieht er diese Erwartung nicht getäuscht, und wenn auch ein Fortschritt gegen frühere Werke nicht zu spüren ist, so bleibt doch genug der gewohnten Vorzüge, um die Zeit nicht bedauern zu lassen, die man in dieser „Gesellschaft" verbracht hat. — Am wenigsten Eindruck trotz sehr schöner Einzelheiten hat uns das längste Stück der Sammlung, „An Isabell", gemacht. Es liegt eine solche Dämpfung der innewohnenden Kraft über

dem Ganzen, daß sie häufig — wenigstens unserm Gefühl nach — einer Lähmung gleichkommt. Auch wird zu viel reflectirt und zwar nicht immer neu und nicht immer einleuchtend wahr. — Abgesehen von der zweifelhaften Bereicherung der deutschen Sprache im Titel „Glücksvorübergang" ist die zweite Novellette ein ganz treffliches Seelenbildchen voll tiefer Wahrheit des Gedankens und packender Schlichtheit des Ausdruckes. — „Das Kuckucksei" und das spätere „Der Goldhahn" sind zwei anmuthige Gesellschaftssatiren aus der Vogelwelt. — Sehr schön und rührend ist wieder „Die Geschichte von den Engelsflügeln", ebenso wie „Die Botin" und „Konrad Niemanns Mutter". In solchen „einfachen Erzählungen" aus dem „Armen-Kinder-Leben", wie uns Andersen und Sara Hutzler deren so herrliche geschrieben, liegt auch eine besondere Stärke M. Herberts. — „Levins Rheinfahrt" trägt wieder einen ganz andern Charakter. Das Stück wäre sehr schön, wenn es anders, versöhnlicher abschlösse. Das ist keine künstlerische Läuterung, und mag es im Leben auch tausendmal so gehen, die Kunst soll das Leben verklären. Der Leser hat für den Helden doch zu viel Interesse gefaßt, um frohen Auges die erkannten guten Seiten desselben einem unwiderruflichen Untergang entgegengehen zu sehen. — „Refugium peccatorum" bietet uns diese poetische Läuterung schon bedeutend mehr, ja durch diese Läuterung kommt der ganze Realismus der Erzählung erst zu seiner packenden Wirkung. — „Der Mönch Telemach" ist eine in dieser Gesellschaft wirklich fremdartig anmuthende Martyrergeschichte und berichtet uns die Schicksale jenes heiligen Mönches, der den Gladiatorenkämpfen Roms durch seinen Heldentod auf immer ein Ziel setzte. Mit dieser Legende klingt das Buch, das im ganzen einen ernsten Ton anschlägt, weihevoll und fromm aus. Wenn die „Gemischte Gesellschaft" weniger sich der fremden Sprachen bediente, so wäre das jedenfalls ein Vorzug. Um „Levins Rheinfahrt" zu verstehen, muß der Leser deutsch, französisch, englisch und italienisch kennen; zu verwundern ist fast, daß nicht auch Stellen aus Calderon und Tegner, Turgenjew und Mickiewicz in der Ursprache angeführt werden. Das ist schon mehr Manier als Eigenthümlichkeit.

Agnes Erlenau. Novelle von Emma von Brandis-Zelion. 148 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 1.60.

In einfacher und anziehender Weise schildert uns die Dichterin die Geschichte eines eigenthümlichen Mädchens, das nach mancherlei Unglück und Entbehrung zur Erkenntniß des wahren Lebens und zum reinsten Glück gelangt. Die Erzählung schließt sich würdig der „Leonie" derselben Verfasserin an und bildet eine empfehlenswerthe Lectüre für junge Damen.

Sein letzter Wille. Erzählung von M. Ludolff. 320 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 3.

Was eigentlich der Titel zu der Erzählung soll, tritt kaum genügend hervor. Diese besagt uns, wie zwei, die als Adoptivgeschwister zusammen aufwuchsen, zuerst auseinander gingen, wie dann der eine Theil eine harte Schule durchzumachen hatte und schließlich, zu besserer Einsicht gekommen, den Freund der Kindheit und in ihm das Glück wiederfindet. Die Geschichte ist ruhig und ziemlich interessant erzählt, ohne besonders aufregende Zwischenfälle, aber auch ohne langweilige Lückenbüßer. Eines müssen wir indes bei dieser Gelegenheit wieder einmal aussprechen: es kommt unsern Erzählerinnen immer mehr die Ehrfurcht vor der deutschen Sprache abhanden. Wenn wir schon bei der heutigen Frauenliteratur von vorneherein auf charakteristischen Stil durchgehends verzichten müssen, so sollten doch gerade die Schriftstellerinnen eine besondere Ehre in einem glatten, feinen und schönen Stil suchen — vor allem die Fremdwörter ver-

meiden. Nun aber finden wir auf den ersten 50 Seiten dieser Erzählung folgende Ausdrücke: factisch, quasi, Ränsel (?), Imbis (?), vehementer, sympatisch (?), concentrirte, direct, impulsiv, fröhlige (?), imponirte, graciöse, momentan, en miniature, fahsionable, illusorisch, Junkers (Plural von Junker) u. s. w., und zwar nicht als charakteristische Ausdrücke in Gesprächen, sondern als „Schmuck" von Schilderungen und Berichten der Dichterin selbst. Ist denn wirklich ein so schreiendes Bedürfniß nach immer neuen Erzählungen, daß man sich nicht mehr die Zeit geben kann, die einzelnen Arbeiten genau durchzusehen und durchzufeilen? Macht uns überhaupt die Uebermenge an Mittelgut nicht schließlich täglich ärmer an Achtung und Empfänglichkeit für wahre Kunst?

Verhandlungen der XXXV. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands zu Freiburg im Breisgau, vom 2. bis 6. Sept. 1888. Herausgegeben von dem Lokal-Comité zu Freiburg im Breisgau. LXVI u. 429 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 4.

Es will uns bedünken, daß die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, wie große und segensreiche Erfolge sie auch stets aufzuweisen haben, doch eine noch ausgedehntere und nachhaltigere Wirksamkeit auszuüben berufen seien. Insbesondere sollten unseres Erachtens die herrlichen, im vollsten Sinne des Wortes zeitgemäßen Reden wirklich Gemeingut des ganzen katholischen Volkes werden. Dazu genügen aber die Zeitungsberichte und die mehr oder minder gedrängten Auszüge, in denen die Tagespresse die meisten Reden bringt, ganz und gar nicht. Eines der besten Mittel, jenen Zweck wenigstens annähernd zu erreichen, liegt unstreitig in der möglichst weiten Verbreitung des jeweiligen stenographischen Berichtes. Derselbe bringt im Wortlaut die in den öffentlichen Versammlungen gehaltenen Reden, außerdem aber auch die Verhandlungen der geschlossenen Sitzungen, sowie alle Mittheilungen und Actenstücke, welche geeignet sind, den ganzen Verlauf der Versammlung in einem vollständigen, wahrheitsgetreuen Bilde vorzuführen. — Der diesjährige Bericht verdient eine besondere Beachtung schon wegen der zahlreichen vorzüglichen Reden, welche sowohl durch die höchst glücklich gewählten Themata, wie auch durch die meisterhafte rednerische Behandlung einen Glanzpunkt in der Geschichte der Katholikenversammlungen bilden. Daß gerade dieſem Berichte eine große Verbreitung im badischen Lande zu wünschen ist, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Katholischer Sortiments-Katalog. Eine Auswahl von vorzüglichen Werken. 205 S. 8°. Herausgeber und Verleger H. Korff in München, 1888.

In einem kurzen Vorwort betont der Herausgeber dieses Kataloges mit Recht: „Ein möglichst vollständiger, systematisch geordneter Katalog der neueren katholischen Literatur hat sich schon seit langer Zeit als ein fühlbares Bedürfniß herausgestellt." Diesem Bedürfnisse ist nunmehr abgeholfen, da in dem vorliegenden Kataloge die mühsame Aufgabe mit anerkennenswerthem Erfolge gelöst ist. Der Herausgeber verdient den Dank des gesammten katholischen Lesepublikums, insbesondere aber den des hochwürdigen Clerus. Mehr als die Hälfte des Kataloges nimmt nämlich die katholische Theologie ein. Die Abtheilungen „Theologie (mit allen ihren Unterabtheilungen) und Philosophie" weisen nur katholische Autoren auf. In den übrigen Abtheilungen finden sich auch Werke protestantischer Verfasser, welche, wie der Herausgeber sagt, „entweder Empfehlung verdienen, oder für bestimmte Kreise theils zum Studium, theils zum praktischen Gebrauch unentbehrlich sind". Der Katalog verbreitet sich über die Literatur vom Jahre 1870 an, einige ältere Werke abgerechnet,

und er bleibt auf die bei deutschen Verlegern erschienenen Werke beschränkt. Die systematische Gliederung empfiehlt sich durch Klarheit und Uebersichtlichkeit. Den Büchertiteln ist jedesmal der Ladenpreis des brochirten und, wenn ein Originaleinband existirt, auch des gebundenen Exemplars beigefügt. Der Herausgeber beabsichtigt, alle zwei bis drei Jahre den Katalog durch Nachträge zu ergänzen.

48 religiöse Bilder in Farbendruck. Freiburg, Herder, 1887. Preis: *M.* 1.

Series Ignatiana. Zwölf nach authentischen Vorlagen bearbeitete Bildnisse und Wahlsprüche von Heiligen und Seligen aus der Gesellschaft Jesu. M.-Gladbach, Kühlen, 1888. Preis: 80 *Pf.*

Sehr erfreulich ist der rege Wetteifer, womit man in neuester Zeit auf allen Seiten versucht, gute Heiligenbildchen herzustellen. Die beiden oben angezeigten Sammlungen beweisen, daß der Fortschritt unläugbar ist. Sie suchen ihn auf verschiedenen Wegen. Die Herder'schen Bilder schließen sich an das System der besten alten Muster, dem der colorirten Holzschnitte, wobei eine gute Zeichnung die Hauptsache bildet, die Farbe aber zur schärfern Hervorhebung nur leicht aufgetragen ist. Einzelne mögen in Zeichnung oder Farbengebung berechtigten Ausstellungen nicht entgehen, der Preis mag noch zu hoch erscheinen, aber das System ist vortrefflich, und dieser Versuch verspricht im ganzen und großen solche Erfolge, daß im Laufe der Zeit weitere Vervollkommnung und Befriedigung aller billigen Ansprüche nicht ausbleiben kann. Mechanisch hergestellte Volksbildchen sollen keine Miniaturen sein. Der Versuch, sie so herzustellen, daß sie den Miniaturen nahe kommen, wird zu großen Kosten, zu überhohen Preisen führen und kann zuletzt doch unkünstlerische Bilder liefern, weil eben die rasch fördernde Maschine den Leistungen der sorgsam arbeitenden Hand eines Künstlers nie gleichzukommen vermag. Es handelt sich hauptsächlich darum, für möglichst billigen Preis kräftige, volksthümliche Bildchen zu erhalten, die der Katechet ohne zu großen Kostenaufwand in freigebiger Weise den Kindern vertheile, um dieselben nicht nur zu belohnen, sondern auch durch dieses wichtige Anschauungsmittel zu belehren und zu bilden. In dieser Hinsicht verdient die Herder'sche Sammlung warme Anerkennung und Lob.

Die neue „Series" von Kühlen ahmt die von Obpacher in München gelieferten nach. Ihre „Bildnisse" sind nach guten, älteren „Porträts" der Heiligen und Seligen wiedergegeben und von gotisirendem Rankenwerk umrahmt, das sich auch um die gut ausgewählten, inhaltsreichen Sprüche zieht, welche einen Kerngedanken des Dargestellten vorführen. Die Farben der sorgfältig ausgewählten Bildchen sind zu einer angenehmen Harmonie gestimmt; ihr buntes, reichlich verwendetes und zierlich gezeichnetes Beiwerk bildet einen leichten Rahmen, welcher das Gleichgewicht zwischen den auf Gold gedruckten, meist dunkel gekleideten Heiligenfiguren und den auf weißem Grund stehenden Sprüchen in glücklicher Art vermittelt. Die Verlagshandlung verdient für ihre neueste Series Lob und Anerkennung. Möge sie auf der eingeschlagenen Bahn weiter schreiten, dann werden wir im Laufe der Zeit zu stilgerechten, kräftigen, der Jugend und dem Volk nützlichen und doch nicht theuren bunten Heiligenbildchen kommen.

Photographie des für die Remigiuskirche zu Bonn von Professor Karl Müller gemalten Altarbildes. Halb-Imperialformat auf Chinapapier. Größe: 50 : 65 cm. Photographische Gesellschaft in Berlin. Preis: *M.* 9.

Das Altarbild besteht aus einem Mittelstück und zwei Seitenflügeln. In der Mitte steht der Heiland in hoher Gestalt zwischen den neben dem Tisch knieenden Jüngern von Emmaus; an den Seiten findet man die heiligen Antonius von Padua

mit Gertrud, und Elisabeth mit Vincenz von Paul. Karl Müller ist einer der letzten hervorragenden Vertreter des Aufschwunges, welchen die religiöse Malerei in unserer Zeit gewonnen hatte. Sein hier in trefflicher Weise wiedergegebenes Gemälde verbindet schöne Composition, richtige Zeichnung und reiche Farbenwirkung zu künstlerischer Vollendung. Der sinnige Charakter des Kunstwerkes leuchtet auch noch aus den dunkeln Tönen der Photographie heraus. Je seltener man in unseren Tagen Gemälde entstehen sieht, welche aus einer lebendigen Glaubensüberzeugung hervorwachsen, desto freudigere Theilnahme verdient ein solches Werk. Die Figur Christi glänzt im Widerschein seiner Gottheit, sie ist weder durch groben Naturalismus entwürdigt, noch durch übertriebenen Spiritualismus verflüchtigt. In den Figuren der Jünger von Emmaus ist die Ueberraschung über die Offenbarung des Erstandenen mit demüthiger Anbetung, in den vier Heiligen der Flügel dagegen mehr die hingebende Liebe an den Herrn versinnbildet. Die Photographie wird einen schönen Zimmerschmuck bieten und verdient alle Beachtung.

Miscellen.

Eine Illustration zur Encyklika „Libertas" aus dem liberalen Lager liefert der bekannte Professor der Nationalökonomie Emile de Laveleye. Obwohl er im allgemeinen hochliberalen Ideen huldigt, läßt er doch in einem unlängst in der englischen Zeitschrift „The Contemporary Review" veröffentlichten Artikel der sogenannten „unabhängigen Moral" die schärfste Verurtheilung angedeihen. In diesem Artikel, den er „Die Zukunft der Religion" betitelt, heißt es u. a.: „Wir müssen uns die äußerst wichtige Frage stellen, die eine sehr klare und bestimmte Antwort erheischt: Kann die civilisirte Gesellschaft auf die Dauer bestehen ohne Religion? Ist eine Sittlichkeit ohne Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele wahre Sittlichkeit, da sie doch nur sich gründet auf ein unbestimmtes, schwankendes Gefühl von Gut und Böse, ohne etwas praktisch Wirksames, das in uns das Bewußtsein unserer eigenen Schwäche wach rufen könnte, und ohne irgend ein Streben nach einem Ideal von Wahrheit und Gerechtigkeit; kurz, ist die menschliche Natur noch fähig, sich in richtigen Grenzen zu halten und das hohe Ziel ihres Berufs zu erfüllen, wenn sie allein, ohne Hilfe all' ihren niedrigen, irdischen Trieben überlassen ist? .... Und was würde aus unserer modernen Gesellschaft werden, die doch thatsächlich sich gründet auf die Achtung von Recht, wenn das Bewußtsein der Pflicht und jeder Begriff von Gerechtigkeit verschwinden würde? Würde der Atheismus allgemein, würde er überall gelehrt und angenommen, müßte er uns dann nicht unwiderruflich zurückschleudern in den Barbarismus vorgeschichtlicher Jahrtausende? ....

„Noch ernster ist die andere Seite der Frage: daß nämlich nicht selten zugleich mit Religion auch die Sittlichkeit schwindet. Sie hat eben keine Grundlage, keinen festen Halt mehr im menschlichen Geiste. Wissenschaft, erniedrigt zur einfachen Wahrnehmung materieller Thatsachen, kann uns nur sagen, was ist, nicht, was sein soll. Gibt es jenseits der greifbar sinnlichen Welt kein Ideal von Recht und Gerechtigkeit, wie kann ich mich nach ihm bilden? Ist der Mensch nichts weiter, als eigenthümlich zusammengesetzte Materie, wie kann eine solche Masse von Kohlen-, Stick- und Sauerstoffatomen Pflichten zu erfüllen haben? Welche Pflichten hat denn der Löwe zu erfüllen oder die Molluske, die Seepflanze, der fallende Stein oder der Sturmwind? Der Materialismus wird nie im Stande sein, den Sittengesetzen eine Grundlage zu geben. Ich kann mir Sittlichkeit denken ohne eine der besonderen Formen von Gottesverehrung, nicht aber ohne allen Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele. Halte ich nicht fest an diesen beiden Wahrheiten, dann gibt es nichts mehr, das mich vernünftigerweise hindern könnte, meine Lust und meinen Nutzen zu suchen auch auf Kosten des Wohles anderer. Gewiß, ich würde mich wenig bedenken, andere meinem Vortheil zu opfern; aber mich selbst für andere opfern, weshalb sollte ich das? zu welchem Zweck?

„Ist wirklich mit diesem Leben alles zu Ende, weshalb soll ich dann noch mein Leben im Dienste meiner Mitmenschen oder meines Vaterlandes aufs Spiel setzen? Was denn könnte ich erwarten als Lohn für ein so großes Opfer? Achtung, Ehre, die Dankbarkeit der Nachwelt: was kann mir das alles bedeuten, wenn ich nicht mehr bin? Nicht einmal etwas davon wissen werde ich. Solche Ideen mögen alsdann noch eine Macht haben über Menschen, die in irgend einem religiösen Glauben oder unter dem Einfluß geistiger Anschauungen aufgewachsen sind und die somit trotz allem eine Neigung für geistige Ideen bewahrt haben. Rede aber einem praktischen, folgerichtigen Materialisten davon, und er wird darob die Achsel zucken, wobei er von seinem Standpunkt aus in vollem Recht ist.

„Im ‚Prediger' spricht der Läugner eines zukünftigen Lebens also: ‚Ein lebender Hund ist besser als ein todter Löwe.' ‚Es wissen die Lebenden, daß sie sterben müssen, aber die Todten wissen nichts, noch kann ihnen etwas frommen; sogar ihr Andenken ist dahin.' ‚Deshalb trank ich in tiefen Zügen aus dem Becher der Freude; denn nichts ist besser für den Menschen, als zu essen, zu trinken und sich zu erfreuen.' Aehnlich spricht Horaz, Epikurs Schüler; er sagt: ‚Lasset uns genießen des Lebens und leeren den Becher der Lust, bevor Alter und Tod uns umfangen.'

„Der Atheist wird, will er consequent sein, sein Leben nicht in Gefahr bringen zur Vertheidigung von Vaterland oder Mitmenschen. Denn ist zugleich mit dem Leben alles zu Ende, warum sollte er eben das opfern, wodurch er den Genuß alles übrigen erlangt? Eine derartige Selbstverläugnung wäre reinste Thorheit, und das Opfer, das er bringt, ein vollendeter Selbstbetrug. Die Läugnung der Geistigkeit der Seele vernichtet alle vernünftigen Beweggründe zum Rechten und Guten. Kann ich mich bereichern und dabei dem Strafcodex entgehen, warum sollte ich dies nicht? Des Goldes Glanz

läßt den Menschen bald einen Flecken auf seinem sittlichen Charakter vergessen. Ich sehe keinen vernünftigen Grund, mich irgend einer ungebührlichen Handlung, eines Vertrauensbruches, ja eines Diebstahles zu enthalten, sofern er nur unbestraft bleibt, mir dagegen Nutzen bringt. Was gibt es denn außerhalb der Religion, das fähig wäre, gute Neigungen zu ermuthigen, bösen zu widerstehen? Freilich, man sagt uns: Zweierlei gibt es, Ehre und Gewissen. Aber Ehre ist ein Gefühl, das entsprang in einer Gesellschaft von durchaus geistiger Richtung und das in einer andern Atmosphäre nicht einmal Bestand haben könnte. In einem dem Materialismus anheimgefallenen Lande findet es sich kaum, oder muß, sollte es sich zufällig finden, alsbald verschwinden, da es daselbst keinen Boden hat, in dem es sich einwurzeln könnte. Lege in die eine Wagschale alle Freuden des Lebens, in die andere Ehre, d. h. das Verlangen nach des Mitmenschen Achtung: ohne allen Zweifel würde die Mehrzahl der Menschen sich entscheiden für ersteres. Die Genugthuung, welche uns anderer Achtung gibt, existirt lediglich in der Einbildung; die Lust des Reichthums hingegen, mag er noch so zweifelhaften Ursprungs sein, wirkt auf die Sinne und findet einen starken Halt im fleischlichen Theile des Menschen. Handle ich schlecht, und sagst du mir, ich sei entehrt, so fühle ich freilich diese Anklage als eine Last, der ich mich nicht entwinden kann. Gehe ich aber außer Landes, so schüttle ich mit dem Staub meiner Füße auch die Schande ab, und finde anderswo neue Lust und neues Vergnügen, ja sogar Achtung, sofern mir Mittel zu Gebote stehen, sie zu erkaufen. Ein vergnügungssüchtiger Mensch kümmert sich dazu wenig um anderer Achtung, wenn er nur in allem seine Lust und Bequemlichkeit findet. Er kann sehr wohl in Lust leben und dabei ganz vergessen, daß er verachtet ist.

„Doch das Gewissen, sagt man dagegen, hat das gar nichts zu bedeuten? Gewiß, eine starke Macht ist das Gewissen, aber losgelöst von jedem Begriff von Gott, d. h. von einem absoluten Urbild des Guten und des Bösen, wie schwankend und schwach ist es! Existirt nichts als Materie, dann sind Gut und Böse, Recht und Unrecht rein relative Begriffe; oder genau zu sprechen, sie verlieren jede Bedeutung und, wie für das Thier, bleibt nur eines übrig, der Genuß des Augenblicks. Dazu wird das Gewissen sehr schnell verkehrt oder stirbt ab, wenn kein religiöses Bewußtsein es lebendig erhält. Glaubst du, der Schurke, der sich bereicherte mit dem Raub seiner Opfer und der schwelgt im Genusse alles dessen, was heutzutage das Kapital einem Menschen bereiten kann, wird viel zu leiden haben von Gewissensbissen? Nichts als eine leere Phrase ist das, ein eitles, rhetorisches Bild. Mitten in den Geschäften und Vergnügungen, die sein ganzes Leben ausfüllen, hat er keine Zeit, Gewissensbisse zu fühlen. Mit einem solchen Menschen hat das Gewissen nichts zu thun; nicht einmal Muße hat er, ihm Audienz zu geben. . . .

„Das Studium der Wirklichkeit lehrt uns Wahrheiten, die nie in Frage gestellt werden können. Gleich jedem organisirten oder vielmehr lebenden Wesen mit Einschluß der Pflanzenwelt verfolgt auch der Mensch sein eigenes Wohlbefinden. Selbstliebe ist das Grundprincip der Erhaltung der Art; ohne diesen Instinct, der alle anderen beherrscht, würde dieselbe zu Grunde

gehen. Deshalb ist es eine positive Täuschung, vom Menschen zu erwarten, daß er auch nur einen geringen Bruchtheil von Lust aufgeben soll, um das zu thun, was Pflicht heißt, vorausgesetzt, er habe kein weiteres persönliches Interesse daran, viel weniger aber noch, wenn es gegen sein Interesse verstößt. Immer lebt im Menschen, mehr oder weniger versteckt, das thierische Element mit seinen sinnlichen Neigungen und Lüsten. Um diese zu besiegen und sich unterwürfig zu halten, muß er entweder Religion besitzen oder eine Art geistiger Philosophie, damit diese ihn bewegen, ein Interesse an geistigen Dingen zu nehmen, und damit sie sein Leben und Handeln bestimmen. Der Mensch strebt nach Glück, wie der fallende Stein nach der Erde, mit derselben Nothwendigkeit des Naturgesetzes. Deshalb ist es mehr als fruchtlos, uneigennützige Pflicht oder ‚quietistische' Liebe zur Gerechtigkeit einzuschärfen. Wohl aber ist es andererseits möglich, dem Menschen die Aussicht auf ein ewiges Glück zu eröffnen; dieses läßt ihn dann sein irdisches Loos verachten, ja befähigt ihn sogar, nöthigenfalls sein Leben mit Freuden hinzugeben.

„Es gibt viele Atheisten, die unter die besten und größten Männer ihrer Zeit gerechnet werden: ein Helvetius z. B., so menschenfreundlich, so voll guter Werke, und James Mill, ein Bild der Sittlichkeit, stoisch, kalt und rein, wie eine antike Marmorstatue. Aber solche Ausnahmsmenschen waren gleichsam von Haus aus Philosophen, den gewöhnlichen sinnlichen Versuchungen nicht ausgesetzt, dazu gebildet durch christliche Erziehung inmitten einer christlichen Gesellschaft. In all unserm persönlichen Handeln überwiegt der Einfluß der Ansichten und Meinungen unserer Mitmenschen den der eigenen Persönlichkeit. Aber stellen wir uns einmal ein Volk vor, aus dessen Mitte die Religion vollständig verbannt wurde! Sittlichkeit, ja der bloße Begriff von Opfer und Pflicht wäre mit ihr verschwunden. . . .

„Also kurz gefaßt: Ohne Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele muß jedes Sittengesetz seiner Grundlage entbehren, mithin die gesellschaftliche Ordnung, die doch auf den Grundsätzen von Recht und Gerechtigkeit ruht, auf untergrabene Fundamente gestellt sein. Würde alle religiöse Ueberzeugung vollständig schwinden, so wäre der Rückfall zur überwundenen Barbarei unvermeidlich. Es ist eine unläugbare Thatsache, daß die Religion allenthalben die Führerin war in der Entwicklung der Civilisation. Soll also die Civilisation nicht zu Grunde gehen, so muß die Religion in irgend einer Gestaltung fortfahren, die Regeln des sittlichen Verhaltens zu geben und zugleich die nothwendige Anregung zur Erfüllung der Pflicht."

Ueber die Grundsätze, welche bei Restaurationen von Kirchen zu beobachten sind, veröffentlicht das „Königliche Institut britischer Architekten" zu London eine neue, erweiterte Ausgabe seiner 1864 verfaßten Anweisung. In derselben sind sehr gesunde und allgemein beachtenswerthe Ansichten niedergelegt. Ein Auszug ist hier um so mehr berechtigt, weil er die in dieser Zeitschrift 1881 (Bd. XXI, S. 53 ff.) im Artikel „Ueber Restauration der Kirchen" und im Schlußwort des 37. Ergänzungsheftes ausgesprochenen Sätze

in erfreulicher Weise bestätigt. Heben wir die wichtigeren Stellen aus, um sie frei geordnet unseren Lesern mitzutheilen:

Es kann nicht genug betont werden, daß bei Behandlung alter Kirchen oder anderer Gebäude die Absicht nicht einfach dahin gehen sollte, sie wiederum in guten Stand zu setzen, sondern auch, sie als authentische Beispiele der alten Kunstthätigkeit unserer Gegend zu erhalten. Jedes alte Gebäude hat historischen Werth. Man sollte sich daran erinnern, daß dieser Werth verloren geht, wenn dessen echte Form zerstört wird.

Die Pflicht aller, denen die Sorge um alte Gebäude obliegt, geht demnach nicht sowohl dahin, dasjenige, was übrig blieb, zu erneuern, als es zu erhalten. Sie bezieht sich auf jeden Theil des ursprünglichen Werkes, das irgendwie erhalten werden kann. Man muß festhalten, daß Restaurationsarbeiten nur insofern Werth oder Bedeutung haben, als sie die alte Anlage erhalten helfen. Man wird solchen neuen Arbeiten nur dann Beachtung schenken, wenn alte Reste bleiben, die darthun, daß das Restaurirte sich treu dem Alten anschloß.

Bei der Erneuerung von Gegenständen aus Stein soll unter keinen Umständen ein Abkratzen oder Abschaben der Oberfläche stattfinden. Man muß an der allgemeinen Regel festhalten, neues Steinwerk dürfe dem ursprünglichen nur so eingefügt werden, daß es sich augenscheinlich als Erneuerung der alten Anlage darthut und sich als nothwendig ausweist. Wo Mauerwerk beschädigt oder verfallen ist, braucht es darum nicht nothwendigerweise vollständig neu errichtet zu werden. Man soll nur jene Theile herausnehmen, welche vollständig verdorben sind, und dieselben mit Steinen gleicher Art, aber mit den besten dieser Art, erneuern.

Man muß ein wachsames Auge darauf richten, daß persönliche Liebhabereien für oder gegen besondere Eigenthümlichkeiten oder Stile sich nicht geltend machen. Besonders soll man sich vor dem oft aufgestellten Satz hüten, daß eine restaurirte Kirche von allen Gegenständen gesäubert werden müsse, die nach einer bevorzugten Periode entstanden seien. Solche schwärmerischen Ansichten sind im höchsten Grade gefährlich. Sie haben manche restaurirte Kirche zu einem werthlos gemachten geschichtlichen Denkmal herabgewürdigt. Viele Gegenden sind durch rasches und ungeschicktes Vorgehen ihrer alten Denkmäler beraubt worden. Nichts soll darum entfernt werden ohne den leitenden Beistand eines (archäologisch gebildeten) Architekten, welcher vorher die Kirche selbst gesehen hat. Werke von künstlerischem oder geschichtlichem Werthe, die oft einer Erhaltung durchaus würdig sind, sollen grundsätzlich nicht weggeschafft werden.

Bei allen Kirchenrestaurationen muß das Hauptstreben freilich dahin gehen, jener neueren Zuthaten sich zu entledigen, welche ohne Rücksicht auf die Architektur hineingebracht wurden. Wer restaurirt, darf aber dennoch nicht rein idealen Vorstellungen nachgehen. Er muß die Leistungen *jedes Jahrhunderts* mit so viel Achtung behandeln, als die Erneuerung und *Benutzung* des Gebäudes erlaubt. Wo neuere Monumente gute, ältere Werke entstellen, sollen sie zwar entfernt, aber doch an einer Stelle wieder aufgerichtet werden, wo sie nicht mehr störend wirken.

Die erfolgreiche Erhaltung und Instandsetzung eines alten Werkes hängt größtentheils von dem Bauführer ab, dem der Architekt die Ausführung der Arbeiten überläßt. Man wähle darum zum Bauführer einen Mann aus, welcher die Anweisungen des Architekten gewissenhaft berücksichtigt.

Alterthumsfreunde, Archäologen und Geschichtsforscher, welche die Gegend kennen, werden immer der guten Sache einen Dienst leisten, wenn sie mit Aufmerksamkeit den Arbeiten folgen, welche man an alten Bauten vornimmt. Ihre vernünftigen Vorstellungen werden einem Baumeister, dem Liebe zur Sache innewohnt, immer willkommen sein. Wer ohne Uebereilung vorangeht, wird oft unersetzlichen Mißgriffen vorbeugen.

Dr. A. Reichensperger, der verdiente Nestor der katholischen Kunstforschung in Deutschland, hat diese Grundsätze in beredter und warmer Weise immer wieder ausgesprochen. Möchten sie allgemeine Anerkennung und Befolgung finden.

Christlicher Frühling.

Wie ein Garten, vergleichbar den italienischen Kreuzweganlagen, umgibt die heilige Fastenzeit mit ihren sechs Sonntagen gleich Stationen das glorreiche Grab des Herrn. Quinquagesima mit der ernsten Inschrift: „Sieh, wir ziehen hinauf gen Jerusalem, und es wird alles erfüllt werden, was durch die Propheten geschrieben ist von dem Menschensohne" (Luc. 18, 3), ist das Portal des Gartens. Die Station des ersten Sonntags zeigt uns den öden und unheimlichen Berg Quarantania, wo der Heiland einsam fastet, betet und mit dem bösen Feinde kämpft — ein rechtes Fastenbild; es gibt den Grundton und den Charakter der ganzen Zeit. Das Geheimniß des zweiten Sonntags wird auch auf einem heiligen Berge begangen, nämlich auf dem Thabor. Die Strahlen seiner Verklärung gießen mildes, ermunterndes Licht auf die niedern Wege des irdischen Wirkens und Leidens und hellen den dunkeln Ausgang des Herrn in Jerusalem und auch unsere Leidens- und Sterbensstunde in dem Lichte der seligen Ewigkeit auf. Nach einer unerquicklichen Kampfesscene mit den Pharisäern, welche der dritte Sonntag uns malt, führt die Station des vierten Sonntags uns wieder zu einem Berge, zur grünen grasreichen Halde des Berges der Brodvermehrung. Es ist die Mitte und der Höhepunkt der Fastenzeit, und von seinem Gipfel geht ein liebliches stilles Freuen durch die ganze Christenheit. Die Liturgie des Sonntags ist zusammengewebt aus Worten des Trostpropheten und aus dem Wallfahrtspsalm, den die Jerusalemspilger auf dem Wege zur Stätte der Osterfeier anstimmten und sangen (Ps. 83). Sie klingt wie ein Gruß an die heilige Stadt, deren Zinnen gleichsam schon von ferne winken.

Warum begeht nun die Kirche mitten in der Fastenzeit die Erinnerung an das Wunder der Brodvermehrung? Vor allem mag ein Grund in der Absicht liegen, den Ernst der Vorbereitung auf das Osterfest durch liebliche und anmuthige Geheimnisse zu mildern, die Ermüdeten von Fasten

und Abbruch zu ermuntern durch die Hilfe und Tröstung Gottes, die in dem Geheimnisse der Brodvermehrung einen so schlagenden und herzerfreuenden Ausdruck finden. Deshalb heißt der Sonntag ja Lätare. Der zweite und sachliche Grund ist, weil die erste Brodvermehrung wirklich in die Zeit der nächsten Vorbereitung auf das Osterfest fiel. Der hl. Johannes bemerkt es ausdrücklich, daß Ostern nahe war (Joh. 6, 4), und das hohe Gras am Abhange der Hochebene, wo das Wunder stattfand, deutet auf das Wiedererstandensein der Natur hin (Joh. 6, 10). Selbst die zweite Brodvermehrung muß in die nächste Zeit nach Ostern gefallen sein; denn zwischen der ersten und zweiten Brodvermehrung führt das Evangelium nur die Missionsreise des Heilandes nach Tyrus und Sidon auf, die sich leicht in zwei bis drei Wochen ausführen ließ. Von Sidon und von den außergaliläischen Landestheilen kehrte der Herr durch das Gebiet der Zehnstädte an den See Tiberias zurück (Matth. 15, 29. Marc. 7, 31). — Selbst der Ort ist für beide Wunder wahrscheinlich derselbe. Am nordöstlichen Rande des Sees, unweit dem Jordansübergang und der Stadt Bethsaida (Julias), bildeten die Höhenzüge durch ihr Zurücktreten vom See, ganz entsprechend der Ebene Genesareth auf der Westseite des Sees, eine kleine Ebene, die durch drei Bäche durchschnitten und von vielen Oleanderwäldchen bestanden ist, welche jetzt im Frühling in der schönsten Blüte prangten. Hinter der Ebene erheben sich die Höhen, an deren Ansteig der Heiland mit dem Volke saß und das Wunder wirkte im Anblick des palmenbedeckten Seeufers.

Es drängt sich nun die Frage auf, weshalb der Heiland zweimal das Wunder der Brodvermehrung wirkte, und gerade um die Osterzeit. Gewiß war die nächste Ursache die plötzliche zweimalige Noth des Volkes, das sich hier ohne Nahrung sah (Marc. 8, 1). Aber sicher lagen auch andere und tiefere Gründe vor. Ohne Zweifel wollte sich der Heiland als den wahren Messias, der bekanntlich ein wunderbares Brod geben sollte (Joh. 6, 30. 31), ausweisen und zwar durch eine wiederholte Brodvermehrung, um zu zeigen, daß die Macht, dieses Wunder zu wirken, ihm eigne. Der Hauptgrund aber war: er wollte vorbereiten auf das heiligste Altarssacrament, dessen Verheißung zwischen die erste und zweite Brodvermehrung fällt (Joh. 6, 35 f.) und dessen Einsetzung nach einem Jahre am folgenden Osterfeste vollzogen werden sollte. Deshalb bringt auch der hl. Johannes die Brodvermehrung und das Wandeln über dem Wasser mit der Verheißung der Eucharistie in Verbindung. Beide Wunder sind, jedes auf seine Weise, die höchst erhabene und that-

sächliche Einleitung zu dem Wunder der Eucharistie, sowie auch das Manna ein Vorbild der Brodvermehrung und Eucharistie war. Der Heiland wollte sein drittes Osterfest in Galiläa feiern, weil der gesteigerte Haß und die Wuth seiner Feinde ihm Jerusalem jetzt schon verschloß (Joh. 7, 7. 8. Luc. 9, 51), und diese Feier sollte die Vorfeier seines vierten und letzten Osterfestes sein. In der That bilden die Begebnisse dieses dritten Osterfestes in Galiläa mit der Brodvermehrung, der Verheißung der Eucharistie, mit dem Aufwallen der Volksgunst, die ihn zum König ausrufen will, und mit dem sofortigen Abfall dieses Volkes und vieler Jünger ein treffendes Spiegelbild des vierten, kommenden Osterfestes.

Der Erlöser wollte also durch die Brodvermehrung vorbereiten auf die Eucharistie. Diesen Gedanken und diese Absicht macht sich nun die Kirche zu eigen, wenn sie uns das Wunder der Brodvermehrung mitten in der Fastenzeit vorführt. Sie will auch unsere Gedanken allmählich hinlenken auf die christliche Osterfeier, die durch den Empfang des heiligen Altarssacramentes begangen wird. Und das bietet Gelegenheit, an der Hand des Geheimnisses der Brodvermehrung einige Gedanken auszuführen über die Eucharistie als Communion. Beide Geheimnisse, die Brodvermehrung und die Eucharistie als Sacrament, kommen in drei Stücken überein: erstens in dem Beweggrunde, zweitens in dem beiderseitigen Wunder selbst und drittens in den Wirkungen.

I.

Den ersten Zug der Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zwischen beiden Geheimnissen bildet der Beweggrund, der beiden zu Grunde lag.

Bei der Brodvermehrung war offenbar der Beweggrund Wohlwollen, Güte und Mitleid mit dem Volke, das eine so rührende Anhänglichkeit gegen den Heiland bewies und infolge dessen in große zeitliche Noth gerieth. Die Aufregung über die Enthauptung Johannes des Täufers und über die Wunder, welche die Apostel auf ihrer ersten Missionsreise gewirkt hatten, war so groß, daß der Heiland es für räthlich fand, Galiläa, das Gebiet des Herodes Antipas, für einige Zeit zu verlassen. Er schiffte sich deshalb wirklich vom westlichen Ufer nach der Ostseite des Sees ein, wo die Herrschaft des Herodes Philippus mehr Sicherheit bot. Das Volk, das den Herrn zu Schiffe steigen und ostwärts steuern sah, wollte aber nicht von ihm lassen und setzte sich längs des Sees auf dem Landwege in Bewegung und erreichte in hellen Schaaren um das nördliche Ufer herum noch vor dem Heilande die Ebene in der Nähe der Stadt Beth-

saida (Matth. 14, 13. 14. Marc. 6, 33. 34). Gerührt von diesem Schauspiele, gab sich der Herr ans Lehren den ganzen Tag bis zum Abende, so daß die Apostel ihn mahnten das Volk zu entlassen, damit es Unterkunft und Beköstigung suche in der Nachbarschaft. Auf die Zumuthung des Herrn, sie selbst sollten das Volk beköstigen, und auf den verzweiflungsvollen Bescheid der Apostel, dazu reiche ihr Vorrath nicht aus, wenn sie nicht in den nächsten Ortschaften sich um Brod umsähen, wirkte nun der Heiland das Wunder der Brodvermehrung (Matth. 14, 16. Marc. 6, 37). — Noch deutlicher sprach der Heiland selbst bei der zweiten Brodvermehrung diesen Beweggrund des Mitleids aus. Auf dem Zuge durch das Zehnstädtegebiet von Sidon her hatte sich dem Herrn eine große Volksmenge angeschlossen und ihn bis an den See begleitet. Da bildete sich ein wahres Volkslager, zu dem alles menschliche Elend seine Zuzüge geschickt hatte. Kranke aller Art, Stumme, Blinde, Lahme waren da. Man warf die Kranken, sei es aus Erschöpfung, sei es aus Hast und Eilfertigkeit wegen des Gedränges, nur so hin vor die Füße des Herrn. Der Herr heilte sie alle, und das Volk war außer sich vor Staunen und Dank zu Gott, als es die Geheilten unter sich wandeln sah (Matth. 15, 30. 31). Heilungen und Lehrvorträge dauerten so Tage lang (Matth. 15, 32) und natürlicherweise stellte sich Mangel an Lebensmitteln ein (Matth. 15, 32. Marc. 8, 2). Da rief der Herr die Apostel zusammen und sagte: Mich erbarmt des Volkes; drei Tage lang schon halten sie bei mir aus und haben nichts zu essen (Matth. 15, 32. Marc. 8, 2). Und da wirkte er zum zweiten Male das Wunder der Brodvermehrung. Also Güte, Mitleid und Barmherzigkeit war es, was das Wunder bewirkte, und zwar zuvorkommende Barmherzigkeit; denn Christus kommt zuvor und legt den Aposteln das Wunder nahe (Matth. 14, 16. Marc. 6, 37); allwissende Barmherzigkeit, er weiß genau, wie lange die einzelnen bei ihm sind und wie weit sie nach Hause haben (Matth. 15, 32. Marc. 8, 3); es ist eine Alles umfassende Barmherzigkeit und Güte, die nicht bloß der Seele, sondern auch dem Leibe Gutes erweist (Matth. 14, 32. Marc. 8, 3).

Dieses ganze Volk nun in der einsamen Gegend am See ohne Nahrung, mit den vielen Lahmen, Blinden, Presthaften, Ermüdeten und Hungernden, geradeso wie einst das Volk Israel in der „großen schrecklichen Wüste" (Deut. 8, 15. 16) sind nur ein Bild der Welt und der ganzen Menschheit in dieser Welt bezüglich ihrer geistlichen Bedürfnisse. Nicht bloß der Leib, sondern auch die Seele will leben. Die Speise nun,

die zu Grunde geht (Joh. 6, 27), kann die Seele nicht sättigen. Wenn also der Herr nicht hilft, erliegen wir auf dem Wege; denn weit her kommen wir alle und weit hin gehen wir. Doch der barmherzige Gott, der Erbarmer, hat den Seinen Speise gegeben (Ps. 110, 5) in dem heiligen Altarssacramente, dessen Vorbild das Manna und die Brodvermehrung ist. So war es denn ebenfalls die Güte und Barmherzigkeit Gottes, welche die Eucharistie zur Nahrung unserer Seele einsetzte und verordnete.

Und das führt uns jetzt näher auf die innere Begründung der Eucharistie als Sacrament und Communion ein. Die Sacramente sind Organe zur Mittheilung der Gnade an die Menschheit. Die Gnade selbst ist die Vermittlung des übernatürlichen Lebens Gottes an das Geschöpf. Deshalb ist nun die Eucharistie das erhabenste und vornehmste Sacrament, das Ziel, das Siegel und die Krone aller Sacramente, weil sie nicht bloß eine geschaffene Mittheilung der Aehnlichkeit mit Gott, sondern in Wahrheit und Wirklichkeit Gott selber in Christus mittheilt. Das Wunderbare und Erhabene dieses Sacramentes ist, daß Christus, Gott selbst, da ist zur Nahrung unserer Seele. So hoch und erhaben diese Thatsache ist, so steht sie doch nicht unvermittelt in unserer Religion da. Im Gegentheil: alle Theile laufen in ihrer übernatürlichen Entwicklung in diese höchst glorreiche Spitze aus oder weisen auf dieselbe zurück. Schon in der natürlichen Ordnung ist es dieselbe schöpferische Macht, die das Dasein gibt und die Erhaltung und Bethätigung des Lebens bewirkt. Die Religion selbst deutet ja hin auf Mittheilung von Seiten Gottes an den Menschen und Wiedergabe des Menschen an Gott und schließt so die höchste Gabe Gottes an den Menschen und die wirkliche Vereinigung des Menschen mit Gott in ihrem Rahmen ein. Schon das Heidenthum und Judenthum kannten eine Communion in dem Genusse des Geopferten. Genuß des Opferfleisches war eine Ergänzung des Opfers von Seiten der Gottheit und das gnädige Heranziehen des Menschen zur Vereinigung mit ihr. Mit der Menschwerdung erst war die Idee, das Vorbild und der Grund der Eucharistie als Communion gegeben. Die Communion ist wie eine Erweiterung, Einführung und Vollendung der Menschwerdung, vollzogen in dem Maßstab der Möglichkeit in jeder einzelnen Menschennatur. Das Geheimniß der Gnade ferner, das übernatürliche Leben ist ein Leben in Christus. Durch die Gnade wird Christus in uns geboren und fängt Christus in uns zu leben an und zwar in allseitiger, höchst wahrer und kraftvoller Weise. Die Gnade ist nichts als

das geschaffene Abbild der göttlichen Sohnschaft in uns. Wenn nun das übernatürliche Gnadenleben ein Leben in Christus ist, so ist es entsprechend, daß übernatürliches Leben auch durch übernatürliche Nahrung und das christliche Leben durch Christus selbst erhalten und gefördert wird. Das Leben wird ja nur genährt durch Aufnahme gleichartiger Stoffe.

Endlich deutet, wie der Anfang, so auch die Vollendung und das Ziel des übernatürlichen Lebens auf die Communion hin. Das Ziel des übernatürlichen Lebens ist der Himmel durch die unmittelbare Anschauung und den wirklichen Besitz und Genuß Gottes, die herrlichste und glorreichste Entfaltung aller wundervollen Keime und Anlagen, die im Gnadenleben hienieden schlummern. Ein so hohes und herrliches Ziel muß schon hienieden eine würdige Vorbereitung und Anbahnung finden, und wenn der Gottmensch selbst der Beginn und das Ende des Gnadenlebens ist, dann ist es auch entsprechend, daß er die Mitte einnehme und selber das schöne Mittel sei. Das Alles geschieht nun in der heiligen Communion. Da ist Christus wirklich selbst das kostbare Mittel der Ernährung. Die Communion ist der wahrhafteste Besitz Gottes hienieden und ein höchst glorreiches Vorspiel der seligen Vereinigung mit Gott im Himmel. Essen, Genießen ist ein Sinnbild der Liebe und Vereinigung. Weil es außer der hypostatischen Vereinigung in Christus und außer der beseligenden Vereinigung mit Gott im Himmel keine innigere Vereinigung mit der Gottheit gibt als die, welche die genossene Speise mit unserm Wesen eingeht, deshalb hat Christus sich selbst in den Strom, der unser leibliches Leben nährt, hineingeworfen und hat dieses heilige Sacrament nach Art eines Speisegenusses eingerichtet[1]. So stehen alle Geheimnisse unserer Religion mit der Communion im schönsten Einklange und finden in ihr ihre glorreiche Erweiterung, Ergänzung oder Vollendung. Güte, Mitleid und Barmherzigkeit war der Beweggrund der Brodvermehrung. Bei der Communion ist es auch Wohlwollen und Barmherzigkeit und noch unendlich viel mehr. Die Güte und Barmherzigkeit geht hier in Liebe über. Um bloß gütig und barmherzig zu sein, bedurfte es der Einsetzung des Altarssacramentes oder der Communion nicht. Die Eucharistie als Sacrament ist nicht bloß ein Almosen an unsere Schwäche und Bedürftigkeit, sondern das Unterpfand und der glänzende Beweis der großmüthigsten und überschwänglichsten Liebe. Da er die Seinen liebte, hat er sie bis zum Ende geliebt (Joh. 13, 1).

---

[1] Oswald, Sacramente. I. Bd. 2. Abschn. 1. Hauptst. § 11.

II.

Der zweite Vergleichungspunkt zwischen der Eucharistie und den beiden Brodvermehrungen ist das Wunder selbst, und zwar erstens dem Gegenstande seiner Bewirkung und zweitens der Art und Weise nach, wie die Bewirkung zu Stande kam.

In beiden Brodvermehrungen ist Brod und zwar ein wunderbares Brod unmittelbare Wirkung des Wunders, so wie auch das Manna, das ältere Vorbild der Communion, ein wunderbares Brod war und deshalb Himmelsbrod, Brod der Engel, genannt wurde (Ps. 77, 24. 25. Weish. 16, 20. Exod. 16, 4. Num. 11, 9). Das Eigenthümliche am Wunder der Brodvermehrung also war, daß es gleich dem Wunder des Manna und dem Wunder in Kana die Substanz der Dinge berührte und deshalb ein absolutes Wunder darstellte, nicht aber in dem Sinne, daß die Substanz des Brodes hervorgebracht wurde. Der Heiland schuf bei der Brodvermehrung kein neues Brod. Was all die Tausende vom Ersten bis zum Letzten genossen, waren die sieben und die fünf Brode und Fischlein, die schon vor dem Wunder vorhanden waren. Der Gegenstand oder das Ergebniß des Wunders war somit keine Erschaffung oder Verwandlung, sondern nur eine Vermehrung der Substanz des Brodes. Das Wunder setzt also schon Vorhandenes voraus, behält und vermehrt es bloß.

Bezüglich der Art und Weise aber, wie das Wunder der Brodvermehrung vollführt wurde, ist als erster Umstand bemerkenswerth die Einfachheit und Unscheinbarkeit. Statt der feierlichen Ankündigung bei dem Mannawunder (Exod. 16, 6) finden wir, außer der vertraulichen Berathung mit den Aposteln, die nur die natürliche Unmöglichkeit einer Speisung unter diesen Umständen beleuchten soll, kein Wort, keine Andeutung des Wunders (Matth. 14, 16. 17; 15, 32. 33. Marc. 6, 36. 37; 8, 3. 4. 5. Luc. 9, 19. Joh. 6, 5—9). Und ebenso still und ohne Auffälligkeit vollzieht sich das Wunder selbst. Der Segensspruch, der es einleitet, sieht und hört sich an wie das Tischgebet, das jeder fromme Familienvater der Speisung seiner Kinder vorausschickt (Matth. 14, 19; 15, 36. Marc. 6, 41; 8, 6. Luc. 9, 16. Joh. 6, 11). Der zweite Umstand bei dem Wunder der Brodvermehrung ist, daß sich der Herr bei demselben der Mithilfe der Apostel bedient, nicht bloß insofern als er sie berath, durch sie das Volk in Tischgesellschaften ordnet, sondern durch sie das wunderbare Brod vertheilen läßt (Matth. 14, 19; 15, 36. Marc. 6, 41; 8, 6. Luc. 9, 14. 15. 16. Joh. 6, 10). Ja, manche Schrifterklärer nehmen mit vieler Wahrscheinlichkeit an, das Brod habe sich

in den Händen der Apostel vermehrt, oder die Vermehrung des Brodes habe in den Händen des Herrn begonnen und habe sich fortgesetzt in den Händen der Apostel. Der dritte Umstand bei der Brodvermehrung war, daß die Spendung des wunderbaren Brodes mit großer Freigebigkeit und königlicher Großmuth vollführt wurde. Zweimal wirkt der Herr das große Wunder und beide Male für eine große Menge des Volkes aus allen Altern und Geschlechtern (Matth. 14, 21; 15, 38). Für Alle, ohne Ausnahme, wurde das Wunder gewirkt, für Gläubige und Ungläubige, für Sünder und Gerechte, Eifrige und Laue, für Dankbare und Undankbare. Das wunderbare Brod wurde gereicht in großer Fülle, so daß jeder nach Bedürfniß nehmen konnte (Joh. 6, 11) und so, daß alle gesättigt wurden (Matth. 14, 20; 15, 37. Marc. 6, 42; 6, 8) und die Ueberbleibsel unverhältnißmäßig die Menge der ursprünglichen Brode übertrafen (Matth. 14, 20; 15, 37).

Alles dieses bietet nun ebenso viele Vergleichungspunkte mit dem heiligsten Altarssacramente und zwar zum unvergleichlichen Vortheile des letztern. Hier ist das Brod nach den Worten der Verheißung und Einsetzung (Joh. 6, 35. 48. 51. 56. Matth. 26, 26. 28) nichts weniger als Christus selbst, sein Leib und sein Blut unter den Gestalten des Brodes und Weines, wie er selbst sagt, das wahre Himmelsbrod, das vom Himmel steigt und die Seelen mit Unsterblichkeit und Wonne sättigt. Infolge dessen ist das Wunder hier viel größer, weil es nicht bloß Vervielfältigung der Substanz, nämlich des Leibes und Blutes Christi ist, sondern vor allem eine Wesenswandlung, indem an die Stelle der Brodsubstanz die Substanz des Leibes Christi tritt. Es vereint daher dieses Wunder die Herrlichkeit der Wunder von Kana, der Brodvermehrung und des Manna und zwar in einem unendlichen Grade. Wie bei der Brodvermehrung alle die Tausende von denselben Broden aßen, so genießen im Altarssacrament alle denselben Leib Christi, und wie dort das Wunder an Vorhandenes anknüpfte, so wird auch bei der eucharistischen Wesenswandlung schon vorhandenes Brod in den Leib Christi verwandelt und bleiben vom Brode wenigstens die vorhandenen Gestalten.

Ebenso entsprechen die Umstände, unter denen die Eucharistie vollzogen wird, denen der Brodvermehrung. Vor allem entspricht die Einfachheit und Unauffälligkeit. Die einfache Ceremonie der Vollziehung des Sacramentes scheint ganz vom Muster des Ritus bei der Brodvermehrung abgesehen zu sein, wenn nicht vielmehr dieser als Vorbild von jener als seiner Vollendung den Charakter erhalten hat (Matth. 14, 15;

26, 26). Ja, das Wunder der Brodvermehrung hatte an und für sich noch mehr Auffälligkeit. Jeder der Tausende konnte es sehen und mit Händen greifen, und am Ende standen die Körbe voll Ueberbleibsel als sichtbare und beredte Zeugen da. Die eucharistische Verwandlung dagegen ist für niemand wahrnehmbar. Ein Stücklein Brod, ein Tröpflein Wein und einige leise hingehauchte Worte sind die ganze sinnenfällige Vorrichtung des großen Wunders, und das geheimnißvolle Walten dieser Vorrichtung bringt nicht die geringste Veränderung in die sinnlich wahrnehmbare Umgebung. Die Blumen hauchen wie eben noch still ihre süßen Düfte aus, die Lichter auf dem Altare flimmern wie sonst, und die Sonnenstrahlen weben die gewohnten Lichtkreise um die Gestalten: anscheinbar ist nichts geschehen. Und doch ist das Größte und Wunderbarste, ja, Unbegreifliches ist geschehen. Alles liegt anbetend auf den Knieen vor diesen Gestalten, die anzubeten Alles vor einigen Augenblicken noch als einen greulichen Götzendienst verabscheut hätte. Aber gerade dadurch erzeigt sich das eucharistische Wunder als ein höheres; denn wenn es dieses nicht wäre, hätte keine Nothwendigkeit bestanden, es durch ein sichtbares Wunder vorzubereiten und einzuleiten. Gerade durch die Unauffälligkeit behauptet es seinen höhern Rang als geistiges Wunder. Die Eucharistie ist andererseits das Sacrament der Huld und Menschenfreundlichkeit, in welchem der Herr, um sich mit uns inniger zu vereinigen, sich nicht bloß des Glanzes seiner Gottheit und der strahlenden himmlischen Begleitung, sondern selbst der sichtbaren Majestät seiner Menschheit begibt. Nie und nimmer könnte er unser Herz zu seiner wirklichen Wohnung machen, wenn er sich nicht in die Gestalten des Brodes hüllte. So klein sind wir Menschen hier auf Erden, daß der Herr sich um so mehr erniedrigen muß, je mehr er sich mit uns vereinigen will. Wie eine Mutter sich kindlich zum Kind herabbeugen, kindlich mit ihm denken und sprechen, Kind mit dem Kinde werden muß, wenn sie sich ihm mittheilen und von ihm verstanden sein will, so der Herr der Majestät uns Menschenkindern gegenüber.

Noch viel wahrer und wirksamer vollzieht sich der zweite Umstand, der in dem Mitwirken von menschlichen Ursachen bei Vollziehung des eucharistischen Wunders besteht. Was die Apostel bei der Brodvermehrung thaten, war nur ein schwaches Vorbild der Wirksamkeit, welche das katholische Priesterthum bei der Vollziehung der heiligen Eucharistie ausübt. Dort wie hier wirkt eigentlich die Macht des Herrn das Wunder. Jetzt aber tritt das Wort des Priesters als wirksame Ursache bei Vollziehung der Eucharistie ein, während die Apostel bei der Brodvermehrung mehr das

Amt der Diakone übten. Nur durch die Hände des Priesterthums kommt der Welt der eucharistische Heiland. Beiden, dem Heiland und dem Priester, verdankt sie in Wahrheit die Eucharistie. Es ist dieses ein weiterer Schritt der Annäherung des Heilandes an die Menschheit, ein übergroßer Vortheil für uns. Vor allem ist es ein Vortheil der Ehre, indem so viele Menschensöhne zu Organen der gottmenschlichen Thätigkeit erhoben werden und in dem Glanze dieser ganz göttlichen Würde erstrahlen, dann ein Vortheil der Leichtigkeit, an den heiligen Geheimnissen theilzunehmen. In dieser, wie in manch anderer Beziehung brauchen wir in unserer Armuth, in unserem Hunger und unserer irdischen Geplagtheit nicht wie das Judenvolk dem Heilande von Gegend zu Gegend nachzuziehen. In jedem Priester begegnet uns der Heiland, jede Kirche und jede Kapelle verwandelt er in weit höherem Sinne in den Berg der Brodvermehrung.

Daher kommt es, daß auch der dritte Umstand, der das Wunder der Brodvermehrung begleitete, hier, und zwar in erhöhtem Maße, eintritt. Hier in der Eucharistie offenbart erst recht der Heiland alle Eigenschaften seines königlichen Charakters, seine Weisheit, seine vorsorgende und alles umfassende Liebe, seine Großmuth und Freigebigkeit. Es ist ein alter, aber wahrer und stets beherzigenswerther Gedanke, daß es schon übergenug an Huld und Gnade wäre, wenn der Herr nur einmal im Leben eines jeden Christen, oder nur einmal im Jahre und nur an einem Orte der Welt in der heiligen Communion sich mittheilte und zwar nur frommen und eifrigen Christen. Nun ist aber der Heiland an unzähligen Orten, ja, überall und jedem theilt er sich mit, so oft er will, er mag in Liebe und Eifer oder Lauheit und Gefühllosigkeit kommen und ohne rechte Dankbarkeit von dannen gehen. So übertrifft denn das Wunder der Eucharistie an Ausdehnung, Tragweite und jeglichem Erweis der Macht und Güte die Brodvermehrung und selbst die Spendung des Manna. Es ist die Eucharistie so recht das große Gastmahl, dessen Festgenosse die ganze Menschheit, dessen Dauer und Ort die ganze Erde und die ganze Weltzeit und dessen wahrhaft königliches, nein göttliches Gericht nichts Geringeres ist als der heilige Leib und das heilige Blut Christi. „Nehmet hin und esset, dieses ist mein Leib (Matth. 26, 26)." Er nennt zwar bloß seinen Leib und sein Blut. Aber gibt er uns damit nicht Alles, seine Seele, seine Menschheit, seine Gnade, seine Verdienste, alles, was er gethan und gelitten von der Krippe bis zum Kreuze, seinen Himmel und seine Gottheit? Alles wird unser in einem Augenblicke, wir können es mit unseren Händen fassen und in unser Herz legen. So spricht auch der Bräutigam

zu seiner erwählten Braut: „Nimm diesen Ring.“ Und mit ihm gibt er seine Schätze, seine Titel, seine Würden und seine Person. Unser Herz wird durch die heilige Communion der lebendige Thron der Gottheit. Wer begreift die Schätze und Reichthümer, mit denen uns eine einzige heilige Communion überhäuft?

III.

Es erübrigt jetzt noch der dritte Vergleichungspunkt der Brodvermehrung mit der Eucharistie, nämlich die Wirkungen beider.

Die unmittelbare und materielle Wirkung der Brodvermehrung war, daß alle, die gegenwärtig waren und dem Brode zusprachen, gesättigt wurden, wie dieses von den Evangelisten bemerkt wird (Matth. 14, 20; 15, 37. Marc. 6, 42; 8, 8. Luc. 9, 17). Es war dieses eben der wahrhaftige Beweis der Brodvermehrung. — Diese materielle Wirkung zog nun natürlicherweise auch eine moralische nach sich und zwar eine große und außerordentliche, weil das Wunder so auffällig war, weil es sich längere Zeit fortsetzte und an jedem, der von dem Brode genoß, erneuerte. Unter dem Eindruck dieses Wunders, das natürlicherweise an die Speisung des Volkes durch Manna unter Moses erinnerte, wurden sogleich Stimmen laut, ob der Heiland nicht der große versprochene Prophet, der Messias, sei, der kommen sollte. Die Galiläer, aus denen wohl die Mehrzahl der wunderbar Gespeisten bestehen mochte, sehr beweglich und erregbar von Natur aus, verfielen sogleich auf den Plan, den Heiland einfach als König Israels auszurufen (Joh. 6, 14). In diesem Beginnen sprach sich offenbar Dank, Anhänglichkeit, hohe Begeisterung für die Person Jesu aus, dessen königlicher Charakter sich so glorreich geoffenbart hatte. Die Gesinnung war berechtigt durch die Ursache, aus welcher sie stammte, nämlich aus der Ueberzeugung oder Ahnung seiner messianischen Würde; aber unrichtig war es, daß die Männer sich das Reich des Messias als ein zeitliches dachten und es mit Gewalt zum Durchbruch bringen wollten. Es vermischte sich da Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Dank und Eigensucht, Glaube und Unglaube, wie der Heiland selbst am folgenden Tage in Capharnaum es ihnen vorhielt (Joh. 6, 26. 27. 34). Sobald ihre Anhänglichkeit eine Probe bestehen sollte, fielen sie doch ab (Joh. 6, 42. 53). Es war dieses nur ein Nachspiel der Wirkungen, welche das Mannawunder beim Volke in der Wüste gehabt, und ein Vorläufer der Wirkungen der heiligen Eucharistie.

Um nun die Wirkungen der Communion einigermaßen zu zeichnen, muß als Grundwahrheit festgehalten werden, daß die Communion eine wirkliche Vereinigung mit Christus ist in Form eines Speisegenusses. Dieses zeichnet klar die Stellung und Aufgabe der Eucharistie in dem herrlichen System der Sacramente. Alle Sacramente haben das Gnadenleben, dessen Mittheilung, Erhaltung, Förderung und Entwicklung zum Zweck. Die Taufe und die Buße geben das Gnadenleben, die Firmung verleiht ihm die Reife, die Eucharistie ist seine Nahrung. Was also die materielle Speise unserem leiblichen Leben ist, das soll die Eucharistie dem Gnadenleben sein. Wie die leibliche Nahrung unser zeitliches Leben erhält, ersetzt, entwickelt, stärkt und erhöht, so wirkt auch die Eucharistie auf das gesammte Seelenleben, um so mehr, da die Speise hier nichts Geringeres als Christus selbst ist, die Quelle und der Urheber aller Gnade. Vom göttlichen Heiland selbst wird die Eucharistie immer hingestellt als das Sacrament des Lebens. Ich bin das Brod des Lebens (Joh. 6, 35. 48. 50. 51. 52. 55). Wer dieses Brod ißt, wird nicht sterben (Joh. 6, 50), er wird das Leben haben (Joh. 6, 52) und ewiges Leben haben (Joh. 6, 55. 59), er wird in mir bleiben und ich in ihm (Joh. 6, 57). Das ist nun nicht so zu verstehen, als ob die Eucharistie das Leben erst gebe, dafür sind andere Sacramente da. Dieses Sacrament ist wegen seines Inhaltes von solcher Würdigkeit und Erhabenheit, daß es das Leben zum Empfange schon voraussetzt. Es ist ja gerade wegen dieser Würdigkeit einigermaßen das Ziel der Sacramente und des Menschen selbst und deshalb thut es nicht einfach die Dienste eines nothwendigen Mittels, sondern übt Wirkungen höherer Ordnung am Gnadenleben.

Dieser Wirkungen sind nun im besondern zwei. Erstens schützt und erhält es das Gnadenleben gegen die Sünde, welche der Tod des übernatürlichen Lebens ist. Die läßliche Sünde, welche nur eine Schwächung des Gnadenlebens ist, wird durch das Sacrament geradezu und regelmäßig vernichtet nach dem Ausspruche der Trienter Kirchenversammlung (Sess. XIII, c. 1); die schwere Sünde aber hält es fern, indem es schützt und stärkt gegen äußere Versuchungen, und noch tiefer und wirksamer, indem es die Begierlichkeit, die Wurzel der Sünde in uns, angreift und unschädlich macht. Es ist allgemeine Lehre der Väter und Geistesleherer und ein anerkannter Erfahrungssatz, daß dem öftern und würdigen Empfang des heiligen Altarssacramentes keine Leidenschaft und keine Versuchung widersteht. Es wird dieses sehr verschieden erklärt. Einige halten es für eine mittelbare Wirkung der Vermehrung und Kräftigung der Liebe und

des höhern Gnadenlebens; andere meinen, es komme von den Gefühlen der lieblichen Andacht, die oft den Empfang der heiligen Communion begleiten und durch die unsere niedere Sinnlichkeit inne werde, es gebe auch beim Heiland köstliche Freuden und Wonne für uns, und so werde der Heißhunger nach irdischen Freuden gestillt und dem Uebersinnlichen zugewendet; wieder andere nehmen einen unmittelbaren Einfluß des Sacramentes auf unsere niederen Vermögen der Seele und des Leibes an; es dämpfe deren Reizbarkeit und Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke und Genüsse, es erwecke im Gegentheil Ruhe, Nüchternheit, Vernünftigkeit, keuschen und jungfräulichen Sinn in unserem Wesen, namentlich durch die heiligen Gedanken und Vorstellungen, die in unserer Phantasie erregt werden. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, all dieser Segen sei Wirkung einer Reihe von wirklichen Gnaden, welche durch den Empfang der heiligen Communion für uns flüssig werden, Gnaden nicht bloß beim Empfange des Sacramentes, sondern Gnaden, auf die wir ein Recht erhalten durch den Empfang und die uns später bei Gelegenheit, zur Zeit des Kampfes und der Versuchung zukommen, Gnaden der Erleuchtung, der Kräftigung, des Schutzes, selbst der Abwehr von Gefahren und lockenden Gelegenheiten, in denen wir vielleicht fielen, Gnaden, so viele Gnaden, daß man sie eine ganze Vorsehung nennen kann[1].

Wir sind längst von der Communionbank fort, Stunden und Tage liegen schon zwischen dem Empfange der Communion, und sieh, noch wetterleuchtet es in unserm Geiste und in unserm Herzen von heiligen Gedanken und Entschlüssen; wenn eine Versuchung kommt, prallt sie, wie von Stahl, von unserem Willen ab, und naht sich etwas Verführerisches, so geht es ohne Eindruck vorüber. Das sind die Wirkungen der heiligen Communion, um das Gnadenleben zu schützen. Man kann die Communion füglich vergleichen mit der Wolkensäule, die wie ein verständiges Wesen das Volk Israel bei seinem Zuge schützte, des Tages sich schirmend über das Lager ausbreitete und nachts wie ein Leuchtthurm dastand, dem Zuge voran ins Meer schreitet, die Wasser theilt, dann stille steht, das Volk vorüberziehen läßt und sich als schützende Nachhut an das Ende des Zuges stellt gegen den nachstürmenden Pharao. Es ist gewiß, daß durch kein anderes Mittel uns so viele Gnaden zufließen, als durch die heilige Communion. Sie ist es, wodurch die Gnaden der Auserwählung namentlich zur Verwendung gelangen. In dieser Wahrheit liegt die Er-

[1] Suarez, Euch. disp. 64. sect. 1.

klärung der Worte des Herrn: „Wer mein Fleisch nicht ißt und mein Blut nicht trinkt, wird das Leben nicht haben" (Joh. 6, 54), und die Begründung des kirchlichen Gebotes, einmal wenigstens im Jahre um die österliche Zeit den Leib des Herrn zu empfangen. Es ist nämlich die Communion so wichtig für die Erhaltung des Gnadenlebens, daß ihr Empfang eine moralische Nothwendigkeit genannt werden kann, um in der Gnade zu verharren. Es reiht sich hier auch ein sehr tröstlicher Gedanke für Seelen an, die sich über die Giltigkeit ihrer Communionen ängstigen, wenn sie aus denselben keine namhafte Frucht zu ziehen scheinen. Wenn wir auch keinen andern Nutzen aus der Communion zögen, als daß wir uns lange Zeit in der heiligmachenden Gnade erhalten, so ist das die erste und eigentliche Frucht, für welche das Sacrament eingesetzt ist und eine so große und herrliche Wirkung, daß wir Gott nie genug danken können, wenn wir erwägen, wie schwach und wie vielen Versuchungen wir ausgesetzt sind, und wie kostbar und erhaben der Stand der heiligmachenden Gnade ist[1].

Zweitens erhält die Communion nicht bloß das Gnadenleben, sondern vermehrt und stärkt es auch. Diese Wirkung hat das Altarssacrament mit manchen anderen Sacramenten gemein, aber die Art und Weise ist eigenthümlich, wie das Altarssacrament die Vermehrung der heiligmachenden Gnade bewirkt, nämlich durch die Vermehrung der Liebe. Die Liebe ist die höchste und erhabenste Tugend und die Trieb- und Grundkraft des Willens und des ganzen geistigen und geistlichen Lebens. Die Liebe erhöhen heißt das ganze Gnadenleben kräftigen. Es entspricht diese erhabene Wirkung durchaus der Vortrefflichkeit dieses Sacramentes und folgt ganz natürlich aus dem Wesen und der Eigenthümlichkeit desselben, weil es eben die wahrste und innigste Vereinigung mit Christus ist. Nach dem hl. Thomas bewirkt dieses Sacrament ferner deshalb besonders Liebe, weil es eine Erinnerung an das bittere Leiden und den Tod Jesu ist, und nichts rührt so die Liebe, wie freiwilliges, liebendes Leiden. Endlich offenbart in diesem Sacramente der Herr so glorreich die ganzen Schätze seiner Liebe und spricht seine Liebe zu uns mit so mächtiger Stimme, daß nichts unsere Gegenliebe zu gewinnen im Stande ist, wenn nicht dieses hochheilige Sacrament, der Brennpunkt aller Veranstaltungen der Liebe des Gottmenschen. Das ist also die schöne Frucht dieses Sacramentes, die Liebe.

---

[1] Suarez, Euch. disp. 63. sect. 6.

Wo aber die Liebe ist, da sind auch die Wirkungen der Liebe. Da ist vor allem Friede und Ruhe. Die Seele hat das Gut gefunden, das sie sucht. Sie ruht am Herzen Jesu, ihrem letzten Ziele. Was will sie mehr? Oft nimmt dieser Friede den Charakter einer gewissen Sättigung und eines edlen Selbstgefühles an. Wie unsere Natur nach leiblicher Sättigung durch keinen Anblick von Speisen, auch der köstlichsten, zum Verlangen angeregt wird, so geht auch das Herz unberührt an allen Genüssen der Welt vorüber, und weder Gewinn noch Verlust zeitlicher Güter schreckt es aus seiner Ruhe auf. Es kennt eben Besseres und weiß, welcher Güter es gewürdigt wurde. So verleiht die Communion wirklich christlich adeligen Sinn. — Wo die Liebe ist, ist auch zweitens die Freude, dieses Gefühl der Zufriedenheit und Wonniglichkeit an dem erlangten Gute. Wenn schon das Blut der edlen Rebe des Menschen Herz erfreut, um wie viel mehr der Becher des Heiles und der Unsterblichkeit? Die Sacramente der Buße und des Frohnleichnams sind die rechten Trostbrunnen der Welt und namentlich das Altarssacrament, weil es ein Speisen an himmlischen Tischen und die Erneuerung und Vollziehung der Freundschaft und Liebe mit Jesus ist. — Wo endlich Liebe ist, da ist auch Muth, Entschlossenheit und Starkmuth, um Großes zu unternehmen und zu leiden, Gleichmuth und Unerschrockenheit in Opfern und Gefahren und unersättlicher Durst, etwas zu thun zur Ehre Gottes und zur Mehrung des Reiches Christi. Mit einem Worte: es vollzieht sich nach und nach durch die heilige Communion jene innige Vereinigung, jene geistige Verähnlichung, man möchte sagen Vergöttlichung, welche der Herr selbst als die höchste und edelste Frucht des Sacramentes hinstellt, wenn er sagt: „Wie mich der lebendige Vater gesendet und ich lebe um des Vaters willen, so wird auch der, welcher mich genießt, um meinetwillen leben" (Joh. 6, 58), oder mit anderen Worten: Wie ich ein göttliches Leben aus dem Vater habe und es meiner Menschheit mitgetheilt habe, so wird auch derjenige, welcher mich in dem Sacramente genießt, meines göttlichen Lebens theilhaft werden, der wird nicht bloß das Bild meiner göttlichen Sohnschaft in sich haben, sondern nach und nach denken, urtheilen, fühlen und handeln wie ich, nicht er wird mehr leben, sondern ich in ihm (Gal. 2, 20), und ich werde alles in ihm sein. Das ist gewiß der Höhepunkt der christlichen Vollkommenheit.

An dieser Umwandlung in Christus und an dieser erhabenen Gottförmigkeit nimmt nicht bloß der Einzelne, sondern die ganze Kirche durch die Eucharistie theil. Die Schwungkraft der Liebe und das Uebermaß

des Opfers, wie es sich in der Fülle der christlichen Nächstenliebe, in der Uebernahme des Ordensstandes und in der Herrlichkeit des Martyrthums offenbart, sind nur Strahlen der eucharistischen Sonne[1]. Nirgends sonst finden sie sich, weil es nirgends sonst eine Eucharistie gibt. Es ist die Eucharistie die stets gegenwärtige, nimmer ruhende, immer geschäftige und an allen Enden der Erde arbeitende, an sich ziehende und verähnlichende Gottesmacht der Kirche. Durch die Eucharistie ist Christus so recht der wahre und große Weinstock, der die Ausgestaltungen der Menschheit als ebenso viele eingesenkte Zweige trägt, sie mit dem Safte der Kraft seines göttlichen Lebens durchdringt und mit einem Himmel und Erde erfreuenden Reichthum an Früchten des ewigen Lebens bedeckt. Durch Wesen und Wirkung ist die Eucharistie nicht bloß Vorbereitung, sondern Vorgenuß des seligen Himmels. Der Himmel ist der wahre und wirkliche Besitz Gottes, die Eucharistie auch. Der Himmel ist beseligende Liebe, die Eucharistie auch; der Himmel ist Friede, Freude, Wonne, die Eucharistie auch; der Himmel ist unwandelbare Ruhe, die Eucharistie auch; der Himmel ist Unsterblichkeit, die Eucharistie auch, selbst in unsern sterblichen Leib senkt sie den Samen der Unsterblichkeit. Der Himmel ist freudiges, nimmer ruhendes und Gott verherrlichendes Wirken und Schaffen, die Eucharistie nicht weniger.

Das ist die Brodvermehrung und die Communion, Bild und Ebenbild, Vorbild und Wirklichkeit. Das dritte und vierte Osterfest beging der Heiland durch die eucharistische Feier und Vorfeier. So hält es auch die Kirche. Sie feiert ihr Osterfest durch die Entrichtung und den Empfang der Eucharistie. Dieselbe ist auch wirklich das christliche Osterfest (1 Cor. 5, 7) und der Beginn des geistlichen Frühlings in der Welt. Die Natur, vom linden Hauche des Frühlings berührt, erwacht aus dem Winterschlafe und ersteht zu neuem Leben. Sonne und Wind, Licht und Luft schaffen an allen Enden, den Graus des Winters in einer neuen Fülle von Grün und Blumen zu begraben und die Herrlichkeit eines neuen Lebens über der Erde heraufzuführen. Mit der Osterzeit fängt es auch an zu leben und zu grünen in den stillen Gründen der Seelen. Manch altes, winterliches Grab sprengt beim Erklingen der Osterglocken die Siegel des Schlummers und des Todes, und die Himmelsklarheit des Auferstandenen durchleuchtet es. Wie die Verheerung eines grausigen Bergsturzes unter dem steten und stillen Wirken der Natur verschwindet und in frisches,

[1] Oswald, Sacramente. I. Bd. 2. Abschn. 4. Hauptst. § 14.

grünendes Leben sich umkleidet, so geht auch der Greuel der Sünde unter in dem Sieg und Segen des belebenden Sacramentes. Die Wüste fängt wieder an zu blühen wie eine Lilie. So ist es allenthalben in der Christenheit. Ostern ist immer das jährliche Vorspiel der großen Auferstehung. Vor dem Geiste des Lebens, der von allen Winden weht, erheben sich Todte — ein Heer, groß und gewaltig (Ez. 37, 10) — und wandeln in neuem Leben. Werden diese Erstandenen leben und sich nicht wieder zum Tode niederlegen? Sie werden leben, wenn sie nicht vergessen, vom Brode des Lebens zu genießen. „Wer dieses Brod ißt, wird leben in Ewigkeit" (Joh. 6, 59).

M. Meschler S. J.

Der Darwinismus in der Chemie.

(Schluß.)

Von demjenigen Naturforscher, dem es gelänge, alle physikalischen und chemischen Naturvorgänge einheitlich auf einfache mechanische Grundvorgänge zurückzuführen, der es verstände, alle die wechselvollen Erscheinungen im Stoffreiche als die von den jedesmaligen Umständen bedingten Variationen einiger wenigen allgemeinen Bewegungsarten darzustellen und die überall giltigen Variationsgesetze zu ermitteln, von dem würde man mit Fug und Recht behaupten können, er habe den „Stein der Weisen" gefunden. Denn er hätte in der That den Grund-, Eck- und Schlußstein zu jenem wissenschaftlichen Einheitsbau gefunden, auf den, als ihr Endziel, das Sinnen und Trachten der heutigen Gelehrten auf dem Gebiete der Naturforschung gerichtet ist. Bislang waren wir freilich der Ansicht, die Forschungen auf den einzelnen Gebietstheilen seien noch nicht so weit gediehen, daß jemand mit Aussicht auf Erfolg den Versuch wagen würde, die Erfahrungsthatsachen aller Gebietstheile einheitlich erklären zu wollen. Bei naturgemäßer Entwicklung müßte ja, so scheint uns, diese Erklärung auf die Erkenntniß des Einzelnen sich stützen. Solange das Einzelne aber in Dunkel sich hüllt, fehlt der Erklärung die objective Beleuchtung und kann sie in ihren subjectiven Aufstellungen über das Gebiet des bloß Möglichen nicht hinauskommen. Mit solch einer reinen Möglichkeit dürfte aber dem positiv gesinnten Naturforscher wenig gedient sein. Wohl hat die heutige Technik in den experimentellen Forschungsmethoden eine Ver-

feinerung, Genauigkeit und Vervollkommnung erreicht, welche den Uneingeweihten in Erstaunen setzt, wohl ist hierdurch dem Auge ein tieferer Einblick ins kleinste Detail der Naturdinge eröffnet worden: aber die geistige Einsicht in dieselben hat damit nicht gleichen Schritt gehalten. Vielfach haben leider die verbesserten Forschungsmittel dazu geführt, nur das Unpassende der bisherigen Erklärungen erkennen zu lassen, ohne einer bessern Deutung die Wege zu bahnen.

Herr Professor Lindemann in Königsberg scheint anderer Ansicht zu sein. Wenigstens hat er thatsächlich den Versuch einer solchen allumfassenden, einheitlichen Erklärung gewagt und ihn in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg (XXIX. Jahrgang, 1888) veröffentlicht[1]. Gewiß haben sich schon manche Forscher mit dem Plane eines derartigen Versuches getragen, einige wenige — unter ihnen muß an erster Stelle Sir William Thomson genannt werden — haben auch allen Ernstes daran gearbeitet. Unseres Wissens ist es jedoch bis heute keinem gelungen, etwas Ganzes und voll Abgerundetes, so wie es uns Herr Lindemann bietet, fertig zu stellen. Es ist übrigens auch nur diese Fertigstellung, welche letzterer als sein Verdienst in Anspruch nehmen kann. Denn den Grundgedanken seines Erklärungsversuches, dessen erste allgemeine mathematische Durcharbeitung, sowie dessen Anwendung auf die Lichterscheinungen lieferten ihm als nahezu reife Frucht die Vorarbeiten des eben erwähnten englischen, genialen und kühnen Forschers, welcher, überaus bewandert in Mathematik, Physik und Chemie, in der Praxis wie in der Theorie gleich geschickt zu arbeiten versteht und durch seine Erfolge die englische Regierung veranlaßte, ihm das Adelsdiplom zuzuerkennen. Schon seit vielen Jahren müht sich dieser Gelehrte damit ab, eine Vorstellung über die letzten Stofftheilchen zu gewinnen, die ihm gestatten soll, mit Hilfe der mathematischen Mechanik allein sämmtliche Naturerscheinungen einheitlich zu erklären. Erst versuchte er es mit „Kastenatomen", dann mit „Atomwirbeln" und endlich mit „Schalenatomen". Die auf letztere gebaute Molekulartheorie entwickelte er in Vorträgen zu Southport und Montreal, sowie in Vorlesungen, die er 1884 an der John Hopkins' University in Baltimore hielt und nachher drucken ließ. Herr Lindemann, der Gelegenheit hatte, wiederholt mit Herrn Thomson zusammenzutreffen, ließ sich für dessen Ansichten gewinnen. Er glaubt ver-

[1] Der im Buchhandel erschienene Sonderabdruck führt den Titel: „Ueber Molekularphysik. Versuch einer einheitlichen dynamischen Behandlung der physikalischen und chemischen Kräfte von Prof. Dr. F. Lindemann."

mittelst einiger Aenderungen in ihrer mathematischen Behandlung die Schwierigkeiten beseitigen zu können, welche Herrn Thomson bei ihrer Anwendung auf besondere Vorgänge sich entgegenstellten, und hofft so, den Passe-partout zur wissenschaftlichen Erschließung aller chemischen und physikalischen Fragen gefunden zu haben. Dabei kommt er aber auch zur Einsicht, daß die Chemie, wenn man überhaupt noch von Chemie reden darf — auf Darwins Sätze sich stütze. Dieses ist der Grund, weshalb unser Thema mit diesen weit ausschweifenden Erörterungen sich befassen muß. Der Leser wird nebenbei gleichzeitig einen Einblick in die Richtung und Ziele der heutigen „exacten Wissenschaft" gewinnen.

Suchen wir zunächst in aller Kürze die Grundlagen und den Gang der Lindemann'schen Erklärung zu skizziren.

In der materiellen Welt haben wir nur mit drei Factoren zu rechnen, mit Atomen, Lichtäther und Bewegungsenergie. — Jedes Atom ist ein Massensystem, bestehend aus einem festen Kern und concentrischen Kugelschalen, welche durch elastische Kräfte zusammengehalten werden und gegeneinander verschiebbar sind. Im weitern Verlauf wird dann zwischen einzelnen Atomen und den Molekeln als Atomverbindungen unterschieden. Letztere werden definirt als „Combinationen von zwei oder mehreren Atomen, deren äußerste Schalen dicht aneinander liegen". Atome und Molekeln schwimmen in dem alles erfüllenden Lichtäther. Dieser aber wird — entgegen den gewöhnlichen Vorstellungen — als überall gleich dicht und gleich elastisch vorausgesetzt. Mit den Atomen oder Molekeln verkehrt der Aether, je nach deren Bewegungszuständen, wie ein Doppelwesen. Sehr schnellen Schwingungen der Atom- oder Molekelschalen gegenüber verhält er sich wie ein vollkommen elastischer Körper, der mitschwingen kann; in Bezug auf verhältnißmäßig langsame Bewegungen der Atome und Molekeln aber, wie sie beispielsweise die moderne Gastheorie in den Gasen annimmt, wäre der Aether einer vollkommenen reibungslosen Flüssigkeit gleichzuachten, welche Atomen und Molekeln freie Bewegung gestattet, ohne selbst daran theilzunehmen. — So lauten die wenigen, durch ihre Einfachheit sich empfehlenden Voraussetzungen, auf welchen nun die Theorie mit Hilfe der Mathematik und Mechanik aufgebaut werden soll.

Nach der weitern Annahme, die Atomdurchmesser seien verschwindend klein gegen die Länge der Lichtwellen, schafft sich Herr Lindemann eine feste Operationsbasis durch Herleitung zweier grundlegenden Sätze. Erstens: Einem jeden Atome kommen ebenso viele „kritische Perioden" zu, als es

Kugelschalen hat. Unter „kritischen Perioden" sind aber jene elastischen Schwingungen zu verstehen, welche die einzelnen Kugelschalen wegen ihrer Gestalt und Spannung selbst anzunehmen im Stande sind und welche sich im Innern des Atomes abspielen können, ohne daß sie sofort auf den Aether übertragen zu werden brauchten. Sie sind ein Analogon zu den Tönen, auf welche die Saiten eines Musikinstrumentes gestimmt sind. Zweitens: Wenn Schwingungen des Aethers (Licht- oder Wärmestrahlen) von „kritischer Schwingungszeit" ein Atom treffen, so geben sie einen großen Theil ihrer Energie an die Kugelschalen desselben ab, sie werden „aufgesaugt", und die fortschreitenden Aetherschwingungen werden zu stehenden Schwingungen im Atom, die Aetherbewegung wird zur innern Atombewegung. Aus diesen beiden Sätzen ergibt sich an erster Stelle wie von selbst die Erklärung für die Absorptionserscheinungen des Lichtes durch Körpersubstanzen und umgekehrt für das Ausstrahlen von Licht aus Stoffen. Die kritischen Perioden bestimmen in dem einen wie in dem andern Falle die charakteristischen Linien im Absorptions- oder Emissionsspectrum.

Hierauf wendet sich Herr Lindemann zur Untersuchung, wie die Brechungserscheinungen oder die Vorgänge der Strahlenablenkung beim Uebergange des Lichtes aus einem Mittel in ein anderes bei seinen Voraussetzungen sich gestalten müssen. Er schlägt sich geschickt die mathematische Brücke zu Gesetzesausdrücken, zu denen auch Herr v. Helmholtz in letzter Zeit auf einem andern, weniger geraden Wege theoretisch sich durchgearbeitet hat, zu Ausdrücken, die aber auch den Erfahrungsergebnissen im allgemeinen sich gut anpassen. Ebenso glücklich weiß er die Bestimmungsgleichungen abzuleiten, welche auf Grund ganz anderer Anschauungen Sellmeyer, v. Helmholtz, Lommel und Ketteler für die Zurückwerfung und Zerstreuung des Lichtes aufgestellt haben, wieder Gesetzesformeln, welche durch die Erfahrung hinreichend bestätigt werden. Gleiches gilt für die Gesetze der Doppelbrechung und der Spectralerscheinungen leuchtender Körper. Beim Vergleiche der Spectren der Elemente mit den Spectren der aus ihnen gebildeten chemischen Verbindungen ergibt die Theorie übereinstimmend mit der Beobachtung, „daß die Spectren chemischer Verbindungen nicht aus discreten Linien bestehen, sondern aus hellen säulenförmigen Banden", und daß die aus zwei Atomen gebildeten Molekeln, weil ihnen mehr kritische Perioden zukommen, beim Leuchten auch mehr Spectralfarben darbieten als die einzelnen Atome. Nachdem Herr Lindemann schließlich noch die Fluorescenz, d. i. die Fähigkeit gewisser Sub-

ſtanzen, infolge der Belichtung ein anderes Licht auszuſenden, als ſie durch Beſtrahlung empfangen haben, durch die ſchwingenden Schalenatome erklärlich gefunden, hat er die Anwendbarkeit ſeines Erklärungsprincipes auf die Grunderſcheinungen des Lichtes, ſoweit ſie nur ihren allgemeinen Umriſſen nach ins Auge gefaßt werden, dargethan.

Die Wärmeerſcheinungen fügen ſich ebenſo glatt. Es wird zunächſt darauf hingewieſen, wie die Schwingungsenergie der Kugelſchalen wegen ihrer Anordnung über eine beſtimmte Grenze hinaus nicht anwachſen könne. Wenn daher mehr Energie, als der Maximalwerth der innern Schwingungsenergie beträgt, an das Atom oder die Molekel übertragen wird, ſo muß der Schwerpunkt des ganzen Atomes oder der ganzen Molekel verſchoben werden; dieſe gerathen in fortſchreitende Bewegung. Damit iſt aber eine annehmbare Erklärung der fundamentalſten Erſcheinungen der Wärmelehre angebahnt. Da nämlich zufolge der heutigen Wärmetheorie die Temperaturwärme oder die fühlbare Körperwärme in die fortſchreitende Bewegung der Atome oder Molekeln zu verlegen iſt, wird aus Obigem leicht begreiflich, wie durch Licht- und Wärmeſtrahlen im Aether die Temperatur der Körper geſteigert werden, und wie umgekehrt die Temperaturwärme Leuchten und Wärmeſtrahlung im Gefolge haben kann. Auf dieſem Wege glaubt Herr Lindemann einen beſſern Einblick in das Dulong'ſche Geſetz über die Atomwärmen eröffnen und manche andere dunkle Punkte bezüglich der Wärmeerſcheinungen aufhellen zu können.

Beſondere Beachtung verdient die Art und Weiſe, wie die verwickelten chemiſchen Vorgänge der Theorie untergeordnet werden. Eine chemiſche Verbindung aus zweierlei Atomen, z. B. aus Waſſerſtoff- und Chlor-Atomen, ſoll nur dadurch zu Stande kommen, daß die Atome bei ihrem Zuſammenſtoße einen Theil der Energie ihrer innern Schwingungsbewegung in Energie fortſchreitender Bewegung oder in Temperaturwärme umſetzen. Die entſtehende Verbindung wird um ſo feſter und beſtändiger, je größer der Betrag der verwandelten innern Schwingungsenergie iſt. Herr Lindemann möge uns dieſen Vorgang bei Bildung der Salzſäure oder des Chlorwaſſerſtoffgaſes mit ſeinen eigenen Worten erläutern:

„Das Chlorwaſſerſtoffgas entſteht aus Chlorgas und Waſſerſtoffgas unter Einwirkung von Licht, und es wird dabei eine beträchtliche Menge Wärme frei. Dies erklärt ſich auf folgende Weiſe: Sowohl Chlor als Waſſerſtoff zeigen ſtarke, helle Linien im blauen Theile des Spectrums, der Waſſerſtoff überdies im ultravioletten Theile. Die entſprechenden kritiſchen Schwingungen werden alſo durch auffallendes Licht leicht erregt, und dadurch wird

die innere Energie der Atome unserer beiden Elemente stark vergrößert. Stellen wir uns nun vor, daß ein Wasserstoff- und ein Chloratom sich auf ihren Wegen begegnen, so werden sie eine gewisse, wenn auch außerordentlich kurze Zeit in Berührung bleiben. Für diese kurze Zeit kann der mechanische Satz über die relative Bewegung um den Schwerpunkt angewandt werden, da während der gemeinsamen geradlinigen Bewegung der beiden Atome keine äußeren Kräfte wirken. Vorausgesetzt also, daß die Energie des aus beiden Atomen zu bildenden Moleküls kleiner ist, als die Summe der Energien der beiden einzelnen Atome unter den obwaltenden Verhältnissen (d. h. daß die kritischen Schwingungen des Moleküls für die Einwirkung des Lichtes weniger empfänglich sind, als diejenigen der einzelnen Atome), so müssen die Kugelschalen der Atome nunmehr die resultirenden Schwingungen ausführen, welche dem Moleküle nach unserer mathematischen Ableitung zukommen: Chlor und Wasserstoff müssen sich zu Chlorwasserstoff verbinden. Hierbei kann natürlich keine Energie verloren gehen, sondern die Differenz der innern Energie des Moleküls und derjenigen der einzelnen Atome kommt der fortschreitenden Bewegung des Moleküls zu gute und wird als Wärmeentwicklung beobachtet."

Die Gestalt der aus zwei aneinander liegenden Atomen gebildeten Molekel stellt sich Herr Lindemann in Form eines verlängerten Rotationsellipsoides vor; die aus den Kugelschalen der Atome sich ergebenden inneren Schwingungen der Molekeln erfolgen demnach auf concentrischen Ellipsoidschalen. — Das Entstehen chemischer Verbindungen würde also nur davon abhängen, ob die jedesmaligen resultirenden Molekelschwingungen „unter den obwaltenden Verhältnissen eine geringere Energie ergeben als die Schwingungen der einzelnen Atome". Eigener chemischer Kräfte, einer „chemischen Verwandtschaft" der Atome bedarf man fürder nicht mehr, alles kommt nur „von den obwaltenden Verhältnissen". Damit hätten wir aber den darwinistischen Zufall voll und ganz in der Chemie!

„Eine chemische Art kommt aus ähnlichen Gründen zu Stande, wie die Aenderung einer ‚Art' nach der Darwin'schen Theorie der ‚Anpassung' und ‚natürlichen Zuchtwahl'. Eine Art ändert sich, wenn sie dadurch geänderten natürlichen Existenzbedingungen sich besser zu fügen vermag. So vereinigen sich zwei Atome zu einem Moleküle, wenn sie vereinigt unter besseren (bequemeren) Bedingungen existiren können, den gegebenen äußeren Einflüssen weniger ausgesetzt sind, als vorher in getrenntem Zustande. Bei Bildung der chemischen Verbindung sind besondere Verwandtschaften ebenso wenig thätig, wie bei Aenderung der Art Willensacte der betreffenden Individuen."

Schließlich werden die elektrischen und magnetischen Erscheinungen in den Kreis der Theorie eingefügt. Um eine bestimmte, feste Grundlage für die mathematischen Operationen zu gewinnen, mußte vorab der Vor-

stellung über das Wesen der Elektricität eine faßbare Gestaltung gegeben werden. Herr Lindemann erklärt die elektrischen Erscheinungen für solche, die, ähnlich den Lichterscheinungen, auf elastische Schwingungen im Aether und in den Körpertheilchen zurückzuführen sind. Das Eigenthümliche derselben rührt nur daher, daß die Wellenlängen sehr klein sind; denn ihnen gegenüber müssen hier die Durchmesser der Atome für groß gelten. Wie bei den Lichtstrahlen findet auch hier eine Uebertragung der Schwingungen vom Aether auf die Atome der Molekeln statt, und umgekehrt. Diese Vorstellungsweise ist nicht ganz neu, da auch schon andere, besonders Lorenz und Maxwell, in ihren elektrischen Lichttheorien eine ähnliche Parallelisirung zwischen Licht und Elektricität angestrebt haben und im Princip demselben Grundgedanken Ausdruck gaben, von dem Herr Lindemann ausgeht. In der Durchführung dieses Gedankens im einzelnen weicht jedoch letzterer von den ersteren wesentlich ab.

Auf diesen hypothetischen Unterbau wird das Gebäude der gesammten Elektricitätslehre gewandt und gefällig hingestellt. Wie im Handumdrehen springen die hauptsächlichsten, erfahrungsgemäß festgestellten Eigenthümlichkeiten der elektrischen Vorgänge und ihre Gesetze aus den mathematischen Formeln heraus. In manche bislang ganz dunkle Begriffe und Vorstellungen scheint plötzlich Licht zu kommen, sie gewinnen bestimmte Fassung, einheitliches Gepräge und verrathen innige Verwandtschaft mit den sonstigen physikalischen Auffassungen. Die Atome halten — wie bezüglich der Licht- und Wärmeschwingungen — so auch unter den elektrischen, welche vom Aether an sie herankommen, „kritische" Auslese; auch hier kann die auf das Atom übertragbare Energie, sei es, daß wir nur eine kritische Periode desselben oder alle insgesammt ins Auge fassen, ein bestimmtes Maximum nicht übersteigen. Mit Verwendung des Satzes der Hydrodynamik: „Die Bewegung eines in eine Flüssigkeit getauchten Körpers erfolgt in der Richtung, in welcher die Energie der Flüssigkeit bei dieser Bewegung abnimmt", und unter gewissen Voraussetzungen lassen sich die elektrische Anziehung und Abstoßung und das diese Wirkungen beherrschende Coulomb'sche Gesetz herleiten. Zwischen zwei elektrischen Theilchen erfolgt Anziehung, wenn die elektrischen Schwingungen des dazwischen liegenden Aethers bei der gegenseitigen Annäherung der Theilchen durch Absorption vermindert, Abstoßung aber, wenn das Gegentheil eintreten würde. Da eine Absorption elektrischer Energie nur bei Molekeln möglich ist, die das relative oder absolute Maximum elektrischer Energie noch nicht erlangt haben, so wirken zwei elektrisch erregte Theilchen nur dann anziehend,

falls unter den obwaltenden Umständen in einem von ihnen die elektrische Energie noch wachsen kann. Das eine noch Elektricität aufsaugende Theilchen wäre negativ, das andere positiv elektrisch. Sind beide Theilchen unter den gegebenen Bedingungen einer Steigerung der elektrischen Energie nicht mehr fähig, so stoßen sie sich gegenseitig ab. — Während so die elektrostatischen Wirkungen mit den Vorgängen bei der Wärmestrahlung in nahe Berührung gebracht werden, wird die Fortleitung der Elektricität in Metallen der Wärmeleitung an die Seite gestellt.

„Wir nennen", so erklärt uns Herr Lindemann, „einen Körper elektrisch leitend, wenn seine Moleküle infolge besonders günstiger Werthe ihrer kritischen Perioden und anderer Constanten gegen elektrische Energie so empfänglich sind, daß das Maximum der innern elektrischen Energie sehr leicht erreicht wird und daß infolgedessen der Schwerpunkt des Moleküls außerordentlich kleine Oscillationen ausführt, die sich von Molekül zu Molekül im leitenden Metall fortpflanzen und ihrerseits wieder im Innern jedes Moleküls elektrische Energie erregen, genau wie oben die größeren als Wärme empfundenen Schwingungen der Moleküle dazu dienen konnten, die innere Energie der letzteren bis zum Leuchten zu steigern. Beeinflußt wird natürlich die Leitung durch die elektrische Strahlung von Molekül zu Molekül. Körper, für deren Moleküle das Maximum der innern elektrischen Energie schwerer erreicht wird, oder deren innere Schwingungen schwerer durch Stöße erregt werden, sind Nichtleiter."

Diese Vorstellung über Leitung mathematisch weiter entwickelnd, findet Herr Lindemann für die Fortleitung der Elektricität eine Geschwindigkeit, die gleich der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes ist, für die elektrodynamische Einwirkung der Stromelemente aufeinander aber einen mathematischen Ausdruck, der das Weber'sche Grundgesetz in einer Form enthält, auf welche die von v. Helmholtz gemachten Einwürfe nicht anwendbar sind. Auf das Doppler'sche Princip sich stützend, gelangt er ferner zu einem neuen Satz, demzufolge ein leicht elektrisirbarer Stoff, mit hinreichend großer Geschwindigkeit einer Lichtquelle genähert, elektrisch erregt werden müßte, und zwar um so mehr, als ultraviolette Strahlen in dem Lichte vorhanden sind. Umgekehrt müßte ein Stofftheilchen, wenn es sich vom Ausgangspunkt einer elektrischen Erregung mit großer Geschwindigkeit entfernt, leuchtend werden. Dabei würde dieses „elektrische Leuchten" zuerst mit bläulichem Scheine stattfinden, um dann bei wachsender Geschwindigkeit ins Röthliche überzugehen. Beispiele für solches elektrisches Leuchten will Herr Lindemann im elektrischen Glimmlicht, im Aufleuchten der Geißler'schen Röhren, im Nordlicht und im Lichte der Kometen finden.

Etwas verwickelter gestalten sich seine weiteren Auseinandersetzungen über die elektromagnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichtes und die Erklärung des Magnetismus und Diamagnetismus. Wir sehen deshalb von einer Besprechung dieser Ableitungen ab, da sie ohnedies in Kürze sich nicht leicht allen verständlich darlegen ließen und das Mitgetheilte vollauf genügen kann, über die neue Theorie und die Art ihrer Durchführung einen Begriff zu geben.

Zu einer eingehenden sachlichen Prüfung so hochgelehrter Ausführungen, wie sie die Lindemann'sche „Molekularphysik" bietet, ist hier nicht der Ort. Ueber den Erklärungsversuch, inwiefern derselbe alle Zweige der Physik und Chemie einheitlich umfassen will, mögen einige wenige allgemeine Bemerkungen genügen.

Fürs erste scheint die wissenschaftliche Solidität der neuen Theorie, was Entwicklung und Begründung betrifft, trotz des hochmathematischen Apparates manches zu wünschen übrig zu lassen. Eine mit subjectiver Willkür zurecht gelegte allgemeine Vorstellung wird geistreich und gewandt, freilich hie und da mit etwas Zwang, einer Reihe allgemeiner Forschungsergebnisse angepaßt. Gleich der Ausgangspunkt ist willkürlich gewählt. Denn die kernhaltigen schaligen Atome kommen uns vor wie Hagelkörner, die aus heiterem wolkenleerem Himmel fallen. Wir wüßten wahrlich nicht, welche Thatsachen so gebaute Atome verlangten, noch auch, weshalb wenigstens derartig gedachte Atome in bessere Uebereinstimmung mit den thatsächlichen Verhältnissen zu bringen sein sollten, als anders construirte, etwa Atome, welche aus bestimmt geordneten Massenpunktgruppen bestehen. Diese Ausstellung trifft in noch höherem Grade die ellipsoidischen Molekeln. Darin hat Herr Lindemann allerdings wohl Recht, wenn er das Flickwerk von Aetherhüllen um die Atome fallen läßt und den überall gleichen Aether in unmittelbare Wechselwirkung mit der Atommasse bringt. Auch können wir ihm nur beistimmen, wenn er die Atome nicht mehr als einheitlich feste, innerlich unverschiebbare Klümpchen einführt, sondern als innerlich gegliederte, gesetzmäßig bewegliche Massensysteme, und wenn er den Schwerpunkt der Erklärung physischer Vorgänge in eine bestimmte Constitution der Atome verlegt. Beides entspricht den experimentell festgestellten Thatsachen und scheint vom heutigen Stand der Wissenschaft geradezu gefordert zu werden. Jedoch hierin bietet seine Theorie nichts Neues mehr. Andere haben schon vor ihm auf diesen Standpunkt sich gestellt, er hat insbesondere die Ideen Sir William Thomsons zu den seinigen gemacht. Muß deshalb auch die Annahme einer

bestimmten innern Ausgliederung der Atome als eine berechtigte angesehen werden, so ist doch die Art und Weise ihrer Vorstellung nicht schlechthin unserem Gutdünken überlassen. Sie muß sowohl nach den im Atome selbst, als nach den zwischen den Atomen und dem Aether sich abspielenden Bewegungen, soweit diese aus der Erfahrung sich erkennen lassen, zugeschnitten werden, nicht aber umgekehrt. Gibt die positive Erfahrung, wie dieses im vorliegenden Fall leider zugestanden werden kann, hierüber keinen genügenden Aufschluß, so darf man es mit einer bestimmten, subjectiv festgestellten Annahme allerdings versuchen. Aber selbst auch dann soll nicht bloße Willkür die Annahme regeln, man hat vielmehr mit den einfachsten, mit den am wahrscheinlichsten das Richtige treffenden Vorstellungen den Anfang zu machen, und soll diese zum vorneherein nicht weiter in enge subjective Formen einzwängen, als es nöthig ist. Diesen Bedingungen scheinen uns aber so künstliche Gebilde wie die kernhaltigen, schaligen Atomkugeln und Molekelellipsoide nicht zu entsprechen. — Zu weite Willkür und Mangel an Motivirung bekunden dann noch manche Punkte in der weitern Ausarbeitung des Grundgedankens: so die Auffassung der chemischen Veränderungen, die Verlegung des elektrischen Zustandes in minimale, elastische Transversalschwingungen, die Erklärung der Drehung der Polarisationsebene des Lichtes durch den elektrischen Strom u. a. m.

Die vorgebrachten Bemerkungen sollen nur dazu dienen, den Werth der Grundlagen der neuen Theorie in wahrem Lichte erscheinen zu lassen. Es liegt uns aber nichts ferner, als damit einen Tadel über den Versuch einer Erklärung auf solchen Grundlagen erheben zu wollen. Wir geben im Gegentheil gerne zu, daß in solch einem willkürlichen Aufgreifen einer allgemeinen Idee und in ihrer probeweisen Anpassung an die thatsächlichen Verhältnisse in Wirklichkeit schon mehr als einmal der Schritt zur Auffindung einer guten Theorie gelegen hat. Es kann nur lobend anerkannt werden, wenn Herr Lindemann kühn einen großen Wurf gewagt und gewandt ausgeführt hat, selbst für den Fall, daß sich schließlich herausstellen sollte, derselbe sei nicht glücklich gewesen und habe sein Ziel verfehlt. Ob glücklich oder unglücklich, jedenfalls wird er anregend und fördernd auf unsere theoretischen Kenntnisse einwirken.

Ueber dieses „glücklich" oder „unglücklich" hält es schwer sich ein festes Urtheil zu bilden. Nur ein eingehender Vergleich der theoretischen Folgerungen mit den Erfahrungsergebnissen kann hierbei zur Entscheidung führen. Gerade dieser Vergleich hat aber im vorliegenden Falle seine

besondern Haken, weil Herr Lindemann es verschmäht hat, seine abstracten Deductionen in die wünschenswerthe Fühlung mit den greifbaren Forschungsthatsachen zu bringen. Es ist verhältnißmäßig leicht, die Möglichkeit einer einheitlichen Theorie für alle Naturvorgänge in groben Umrissen anzudeuten; ganz beträchtlichen Schwierigkeiten begegnet man aber, wenn man eine solche Theorie in ihrer Anwendung auf die einzelnen concreten Erscheinungen sowohl den qualitativen als quantitativen Elementen nach weiter entwickeln soll, und noch schwerer fällt es, den Nachweis dafür zu liefern, daß die Theorie mit keiner bekannten Thatsache im Widerspruch stehe. Nur die Klarlegung der letzten beiden Punkte kann jedoch einerseits die Brauchbarkeit, andererseits die dermalige Richtigkeit der Theorie außer Zweifel setzen. Da nun Herr Lindemann auf den ersten Punkt sich beschränkt hat, die letzten beiden Punkte aber seinen Lesern überläßt, so gleicht sein „Versuch" dem ersten Entwurf zu einem Gemälde, welchen der Künstler mit ein paar Kohlenstrichen auf einen Carton wirft; das fertige Gemälde wäre erst noch zu liefern. Mag nun auch der Phantasie des Künstlers aus den wenigen schwarzen Linien heraus schon das gesammte farbenbunte Detail des zu schaffenden Bildes entgegenschimmern, einem gewöhnlichen Beschauer wird es kaum möglich sein, vermittelst des thatsächlich Gebotenen sich eine zutreffende Vorstellung vom zukünftigen Gemälde zu machen. Indem wir uns der „Molekularphysik" gegenüber in der Lage eines solchen gewöhnlichen Beschauers befinden, so wollen wir nicht so unbescheiden sein, kurzweg über dieselbe den Stab zu brechen, wiewohl uns schon in der Kohlenskizze gar manches verzeichnet dünkt. Zum Beweise für letzteres nur das Folgende.

Wenn die chemischen Verbindungen, wie Herr Lindemann es will, zu Stande kämen, dann würden chemische Umwandlungen mit Energie-Absorption nicht vorkommen. Solche Umwandlungen, die sogenannten „endothermischen", zählen aber nach Hunderten. Ein Eingehen auf die Ergebnisse der neueren Thermochemie mit ihren „constanten Wärmetönungen" hätte ihn gewiß stutzig gemacht. Es muß überhaupt, so will uns scheinen, als ein verfehltes Beginnen bezeichnet werden, die Erklärung der chemischen Verwandlungen im allgemeinen nur zweien der einfachsten Vorgänge so obenhin anzupassen. Hätte Herr Lindemann statt der Salzsäure das Chlorsilber zum Stützpunkt seiner Theorie gewählt, dann würde er wohl zu entgegengesetzten Folgerungen gelangt sein. Während dort das Licht die Verbindung zwischen Chlor und Wasserstoff unter Wärmeentbindung einleitet, bringt es eine Trennung zwischen Chlor und Silber

hervor unter Wärmeverschluckung. Die chemischen Verbindungsvorgänge zeigen eine Reihe von nahen Berührungspunkten mit den Wirkungen der Cohäsion und Adhäsion. Diese letzteren aber werfen auf das Lindemann'sche Erklärungsprincip für die Verbindung von Stofftheilchen ein höchst ungünstiges Licht. Warum hat er in der „Molekularphysik" diese unter dem Namen der „Molekularwirkungen" bekannten Erscheinungen mit keinem Worte erwähnt? Wenn wir auch nur die hervorstechendsten Thatsachen der Chemie vor unserem Geiste vorüberziehen lassen, so drängt sich uns unabweisbar der Gedanke auf, Herr Lindemann habe die Sache viel zu leicht genommen[1]. So einfach, wie er es darstellt, liegen die Dinge gewiß nicht. Den verwickelten chemischen Thatsachen gegenüber muthet uns seine schlichte einfache Deutung der chemischen Verbindungen und Zersetzungen komisch an. Und sehen wir auf das ausdrucksvolle, scharfe Gepräge der Elementaratome hin, das mit aller Bestimmtheit tiefere, noch nicht aufgeklärte Gesetzmäßigkeiten in ihrem Bau bekundet, sehen wir hin auf das gesetzlich wohlgeordnete, vielfach und mannigfaltig verknotete Gefüge der Molekeln, so wie die Structurchemie dasselbe uns für die organischen Substanzen offen gelegt hat, so bieten uns dafür schalige Atomkugeln und Molekelellipsoide noch lange keine ausreichende Erklärung.

So glatt und gefällig ferner Herr Lindemann uns auch das Bild der Elektricität zu skizziren weiß, so uneben und unbefriedigend wird diese Skizze, wenn man sich daran macht, sie zum vollen Bilde zu ergänzen. Ein solcher Unterschied der negativen und positiven Elektricität, wie ihn die Thatsachen darthun, ist in der Lindemann'schen Elektricität nicht zu finden. Dem entsprechend führen denn auch die Neutralisationsvorgänge zwischen beiden Electricitäten zu recht bedenklichen Schwierigkeiten. Das gleichzeitige Erscheinen von positiver und negativer Elektricität, sei es bei ihrer Hervorbringung durch Reibung, sei es bei Berührung heterogener

---

[1] Hätte Herr Lindemann die interessanten Untersuchungen E. Pringsheims (1887) über die Bildung der Salzsäure durch Belichtung zu Rathe gezogen, dann würde er sich davon überzeugt haben, daß nicht einmal für so überaus einfache chemische Processe seine Voraussetzungen zutreffen. Die Salzsäure bildet sich gar nicht so, wie er es annimmt. — Die mathematisch-theoretische Behandlung der chemischen Vorgänge ist in den letzten Jahren wiederholt durch ausgezeichnete Forscher auf verschiedenen Wegen versucht worden. Wir erwähnen hier nur die Arbeiten der Herren G. Lemoine, W. C. Wittwer, H. v. Helmholtz, J. H. van 't Hoff, H. Le Chatelier, M. Plank. Sie alle beweisen, wie schwer es hält, den hier zu lösenden Fragen von einem einheitlichen mechanischen Gesichtspunkte aus beizukommen, sobald man den verwickelten Thatsachen nach Gebühr Rechnung tragen will.

Leiter, läßt seine Theorie ganz unverständlich. Bestände die Elektricität nur in elastischen Schwingungen, so könnte doch wohl nie eine elektrische Ladung nur auf der äußern Oberfläche einer hohlen Metallkugel sich einstellen, wie dieses immer der Fall ist. Das Faraday'sche Gesetz, welches sämmtliche chemischen Vorgänge im elektrischen Strome beherrscht, steht mit den Lindemann'schen Ausführungen im Widerspruche. Wenn die Absorption der elektrischen Schwingungen des Aethers durch die Atome Anziehung und Abstoßung hervorrufen muß, warum zeigt sich nichts Aehnliches bei der Absorption der Lichtstrahlen durch die Atome? So ließen sich noch andere Bedenken gegen die Elektricitätserklärung vorbringen. Mit dem Magnetismus steht es nicht besser.

Wo die Wärmeerscheinungen besprochen werden, wird das Dulong'sche Gesetz über die Atomwärmen als Stütze der neuen Theorie benützt. Wir erblicken in diesem Gesetze umgekehrt einen scharfen Gegner der neuen Theorie. Diesem Gesetze zufolge sind in festen Stoffen nicht die Molekeln, sondern die einzelnen Atome, als Ganzes genommen, die Träger der durch die Temperatur angezeigten kinetischen Energie der fortschreitenden Bewegung, eine Folgerung, die mit den Auffassungen des Verfassers nichts weniger als im Einklange steht.

Wenn wir auf der einen Seite in dem Lindemann'schen Erklärungsversuche gesunde neue Ideen und den Fortschritt der Wissenschaft fördernde Ausführungen lobend anerkennen zu müssen glauben, so dürfen wir doch auch andererseits im Hinblick auf die eben erwähnten und ähnliche Bedenken nicht unterlassen, Vorsicht und Zurückhaltung bezüglich einzelner Punkte anzuempfehlen. — Was speciell die Anwendung der Theorie auf die Chemie und den dabei geltend gemachten Darwinismus anbelangt, so sehen wir uns leider zu schärferer Kritik herausgefordert.

Wie wir oben sahen, soll die neue Theorie jede chemische Verwandtschaft beseitigen und jeden innern Unterschied zwischen Physik und Chemie wegräumen. Statt der bisherigen Affinitätsgesetze sollen fortan die Sätze Darwins über die „Aenderung der Art" regelnd in die Stoffwandlungsvorgänge eingreifen. Eine tiefgreifende und folgenschwere Verschiebung der bisherigen Begriffe! Mit Recht hätte man erwarten können, Herr Lindemann würde, bevor er sich zu so kühnen Folgerungen verstieg, über die Berechtigung derselben sich gründlich unterrichtet haben. Nichts von alledem. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie wenig stichhaltig sich seine chemischen Erklärungen im Lichte der concreten Thatsachen herausstellen. Diese chemischen Thatsachen hätte er aber doch an erster Stelle

genauer studiren müssen, wenn er mit dem Plane sich trug, der Chemie und den Chemikern den Krieg auf Vernichtung zu erklären. Ja, hat er auch nur über die „chemische Verwandtschaft" sich genau orientirt, ehe er es wagte, sie in Acht und Aberacht zu erklären? Wir bezweifeln es; jedenfalls hat er von dem, was man sich darunter zu denken hat, keine klaren Begriffe.

Unter der „chemischen Verwandtschaft" oder „Affinität" im allgemeinen hat man sich nichts anderes vorzustellen, als einen bestimmten, specifischen Einfluß der Elementaratome auf den Verlauf der chemischen Verwandlungen. Ein solcher, von der Natur der Atome abhängiger Einfluß würde aber auch dann noch bestehen bleiben, wenn die Erklärungen Lindemanns richtig wären. Er behauptet ja selbst einen solchen Einfluß an mehreren Stellen in der bestimmtesten Weise. Oder was soll es anderes bedeuten, wenn er an diesen Stellen die Werthe der betreffenden Energieverhältnisse von den „Atomconstanten" abhängig macht? Damit räumt er offenbar einen von der bleibenden Constitution der Atome bedingten und insofern „constanten" Einfluß der Atome auf die physikalischen wie chemischen Vorgänge ein. Noch mehr; in eben dem Satze, in welchem er das Verwerfungsurtheil über die „chemische Verwandtschaft" fällt, behauptet er gleichzeitig, ohne es zu ahnen, ihr Existenzrecht. Er sagt: „Man wird eben zwei Elemente einander verwandt nennen, wenn die resultirende Schwingung des Moleküls unter den obwaltenden Verhältnissen eine geringere Energie ergibt, als die Schwingungen der einzelnen Atome." Woher kommt es denn, daß unter den obwaltenden Verhältnissen eine geringere Energie sich ergibt? An erster Stelle doch nur von dem Einfluß der bestimmten Constitution der Atome, von der chemischen Verwandtschaft in richtig verstandenem Sinne. Was soll man also bei sothaner Sachlage von dem schon an und für sich schiefen Machtspruche halten: „Bei Bildung der chemischen Verbindung sind besondere Verwandtschaften ebenso wenig thätig, wie bei Aenderung der Art Willensacte der betreffenden Individuen"?

Neben dem besprochenen allgemeinen Sinne hat der Ausdruck „chemische Verwandtschaft" indessen noch eine bestimmtere Bedeutung. Er bezeichnet die zweifache Art und Weise, in der sich die chemische Verwandtschaft bei der Verbindung der Atome zu äußern pflegt. So genommen umfaßt sie das, was die Chemiker „Bindestärke" (Verbindungsintensität oder Affinität im engern Sinne) und „Bindewerthigkeit" nennen. Beide Begriffe haben objectiven Werth, sie entsprechen wirklichen, durch

die Erfahrung bestimmbaren Größenverhältnissen. Kein Machtspruch kann sie deshalb beseitigen, solange die Thatsachen, auf denen sie beruhen, bestehen bleiben. Wie man sich diese beiden Aeußerungen der Verwandtschaft erklären solle, das ist eine andere Frage; ihre Lösung berührt aber das Vorhandensein dieser Aeußerungen nicht im mindesten. Hätte Herr Lindemann hierüber sich besser unterrichtet, dann würde er gefunden haben, daß die Chemiker schon längst dahin sich ausgesprochen, die Bindestärke hänge — abgesehen von der Atomconstitution — nur noch von den Energieverhältnissen in und außer den Atomen ab, also im Grunde genau dasselbe, was auch Herr Lindemann will. Er würde dann nicht unnütz sich bemüht haben, gegen das Nebelgebilde einer chemischen Verwandtschaft eine Lanze zu brechen, das bei unklaren Begriffen nur die neckische Phantasie ihm vorgaukelte. — Von der Bindewerthigkeit der Atome glauben hervorragende Chemiker, sie von der bestimmten äußern Gestalt oder von einer jeder Atomart eigenen innern Ausgliederung der Masse ableiten zu müssen. Diese Seite der Verwandtschaft scheint für Herrn Lindemann gar nicht zu existiren. Wenigstens nehmen seine Erklärungen auf sie keine Rücksicht und berührt er sie auch dort, wo ihre Erwähnung geboten schien, wie bei den elektrolytischen Vorgängen, mit keiner Silbe. — Die chemische Verwandtschaft verbliebe somit in ihrem alten Rechte und wird es bleiben, solange es specifisch verschiedene Atome gibt.

Wie konnte nun aber Herr Lindemann den unglücklichen Einfall haben, bei dieser Gelegenheit von einer Verwandlung der Art zu reden und zwar nach Darwinischem Muster? Es handelt sich ja hier — auch wenn wir seine Erklärung annehmen — nirgendwo um eine Aenderung der Art der Atome; denn nur von der kann die Rede sein. Durch das Zusammentreten zweier Atome zu einem Doppelatom oder durch das Auseinandergehen zweier beisammen gelegener Atome wird doch ihre Art nicht geändert! Abgesehen von der Ungereimtheit, die schon an und für sich darin liegt, in der Chemie von „natürlicher Zuchtwahl" und von „Aenderung der Art durch Anpassung" im Sinne Darwins zu reden, entbehrt hier der darwinistische Excurs eines jeden sachlichen Fundamentes. Geradezu heiter stimmt es, diese darwinistischen Zauberformeln zwischen hochmathematische Ableitungen sich verirren zu sehen.

Ein Darwin in der Chemie zu werden, hat somit auch Herr Lindemann wenig Aussicht. Sollte er aber auf dem rechten Wege sein, jener Newton zu werden, nach welchem Herr Du Bois-Reymond am 29. Juni 1882 in der Leibniz-Sitzung der K. preußischen Akademie der Wissenschaften mit

dem Blicke eines Propheten ausschaute? jener Newton, welcher Chemie wie Physik zu der einen „Wissenschaft im höchsten Sinne, im Sinne nämlich des zur mathematischen Mechanik gediehenen Naturerkennens" vollendend dereinst emporführen soll; welcher es ermöglichen wird, „die Spannkräfte, Geschwindigkeiten, labilen und stabilen Gleichgewichtslagen der materiellen Theilchen ursächlich in der Art zu durchschauen, wie die Bewegungen der Gestirne"? Ebenso wenig. Herr Du Bois-Reymond hat mit richtigem Blick die Hauptschwierigkeit, welche einem solchen Vermechanisiren aller chemischen und physischen Erscheinungen hindernd in den Weg tritt, klar erkannt und deutlich bezeichnet. Sie liegt in den verschiedenen, den Atomen inhärirenden Qualitäten. Solche specifische Eigenthümlichkeiten darf die „eine höchste Wissenschaft" nicht als gegeben hinnehmen, sie darf nur eine Materie, eine Kraft, eine Art der Aenderung im Sinne der reinen Mechanik anerkennen. Sie hat alle Erscheinungen nur als Specialfälle irgend eines allgemeinen mechanischen Bewegungsvorganges durch Aenderung der Verhältnisse der Größe und der Lage darzustellen. Sie rechnet nur mehr mit veränderlichen Quantitäten und muß das, was wir heute für Qualitäten halten, als Quantitäten auffassen lehren. So und zwar nicht übel der Altmeister unter den deutschen Forschern. Herr Lindemann hat leider dessen Wink nicht beachtet.

Einer solchen Vollendung der exacten Wissenschaften, meint Herr Du Bois-Reymond, stehen wir heute überhaupt noch „rathlos" gegenüber. „Sicher aber ist das Mittel, diese Umwandlung anzubahnen, neben dem fernern Ausbau der Structurchemie die eifrige Bestellung des Arbeitsfeldes der physikalischen Chemie in etwas weiterem Sinne. Mathematische, physische und optische Krystallographie; die Lehre von Brechung und Zerstreuung, natürliche und magnetische Circumpolarisation des Lichtes; Spectralanalyse; Thermochemie mit mechanischer Gastheorie und Dissociationslehre; Elektrochemie, da denn doch der elektrochemische Dualismus besteht; endlich die Lehre der Diffusion, wozu wir Absorption und Lösung rechnen: dies alles und noch manches andere muß sich zum möglichst vollständigen Bilde der Molekularvorgänge verbinden, ehe daran zu denken ist, daß, wie die Alchimisten es nannten, ‚das große Werk' gelinge."

Aus solcher Arbeit werden der Chemie und Physik allerdings reiche, schöne Früchte erwachsen. Ob sie aber dem geträumten Ziele näher bringen werden? Wir glauben es nicht. Die specifischen Qualitäten werden sich eben nie zu bloßen Quantitäten machen lassen. In ihnen liegen

die festen Normen der Naturgesetze, jene Normen, welche die Hand des Schöpfers jedem Atome auf die Stirne geschrieben, damit sie deren Bahnen regeln und alle in gegenseitige Harmonie bringen, damit die Gesammtheit der geschaffenen Atome, gesetzmäßig sich entwickelnd, ändernd und bewegend, jene staunenswerthe sich folgende und gleichzeitige Weltordnung im Universum sichtbar darstelle, die ohne Unterlaß den Geist des betrachtenden Menschen zum Lobe des allweisen, allmächtigen, allgütigen Schöpfers auffordern soll. Sie werden so zu jenem von Gott gestimmten Saitenspiel, von dem das Buch der Weisheit redet: „In se enim elementa dum convertuntur, sicut in organo qualitatis sonus immutatur et omnia sonum suum custodiunt.“ Sap. 19, 17.

L. Dressel S. J.

Papst und Kirchenstaat.

(Fortsetzung.)

Die souveräne Unabhängigkeit des Papstes von aller weltlichen Oberhoheit ist ein Ausfluß, eine nothwendige Folgerung aus der indirecten Gewalt, welche der Kirche über das Zeitliche gebührt. Die Rechte der Kirche und ihre Interessen gehen, im Widerstreit, den Rechten des Staates und seinen Interessen vor: das Zeitliche, Irdische muß dem Ewigen, Ueberirdischen weichen. Wer aber soll dieses Recht der Kirche bethätigen? Es kommt ihr zu als Gesellschaft, als höchster, vollkommenster Gesellschaft. Als solche ist sie jedoch in ihren Lebensäußerungen gebunden an die von Christus ihr gegebenen Organe. Das Hauptorgan ist der Papst. In ihm, dem Mittelpunkt der gesammten Kirche, muß also diese höchste, intensivste Bethätigung ihres gesellschaftlichen Lebens, dieses ganz göttliche Recht, zum vollendetsten Ausdruck gelangen. Es muß in der Person des Papstes gleichsam verkörpert sein.

Kein Fürst, keine Macht dieser Erde darf die Hand legen können auf ihn, darf zu ihm sprechen können: Du bist mein, ich habe ein Recht auf dich. Und wenn ein Machthaber es thäte, wenn er eigenmächtig die Grenzen der persönlichen Freiheit des Papstes abstecken, ihn als Unterthanen behandeln wollte, dann darf der Papst ihm antworten: Gerade

jener Freiheit, welche du mir nehmen willst, benöthige ich zur Leitung der Kirche. Ich, der Stellvertreter des Gottmenschen Jesus Christus, der Monarch seines Weltreiches, kann dein Unterthan nicht sein. Jeder Versuch, mich dazu zu machen, ist null und nichtig; denn er schädigt das Interesse der Kirche. Zur Wahrung dieses Interesses ist einst zu mir gesagt worden: „Was immer du gebunden haben wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was immer du gelöst haben wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gelöst sein." Auf diese Worte aus göttlichem Munde, voll göttlicher Kraft, stütze ich mich jetzt; von dem Recht, welches durch sie mir verliehen, mache ich jetzt Gebrauch. Du willst zum Schaden der mir anvertrauten Kirche mich binden, und ich, zum Wohle dieser Kirche, löse diese Fessel.

In der That, was könnte es Ungeziemenderes geben, als einen Papst als Unterthan?

Er, der große Völkerhirte, bekleidet mit einer Macht, deren Ursprung unmittelbar göttlich, deren Zweck überirdisch; allumfassend nach Zeit und Raum, unabänderlich nach Form und Inhalt, Himmel und Erde buchstäblich umspannend. Und der Träger dieser Gewalt sollte der Gewalt einer irdischen Regierung unterworfen sein? Jener Fels, von welchem die vieltausendjährige Brandung des gewaltigen Zeitenmeeres auch nicht ein Stäubchen abzulösen vermag, sollte selbst hin und her geschoben werden durch das seichte, wechselnde Wellenspiel aufeinanderfolgender Staatenbildungen, unstäter Regierungen? Jener Riese, welcher in göttlicher Kraft durch die Geschichte schreitet, unaufhaltsam, stetig; dessen Fuß nicht strauchelte, nicht ausglitt im Blutbad der römischen Cäsaren; dessen Schritt nicht zögerte, da sein Weg ihn führte durch das Dunkel der Grüfte, über die Arena der Gladiatoren, entgegen den Fluten der Völkerwanderung, dem aufsteigenden Halbmond; der nach Gottes Willen und Bestimmung an der Spitze der Menschheit, als ihr Führer, einherwandelt der ewigen Heimat zu: sein Pfad sollte eingeengt sein durch polizeiliche Maßregeln? Jener Fürst, dessen Thron fast Jahrtausende steht, dessen wunderbarer Stammbaum hinaufreicht bis zum menschgewordenen Gott, er sollte abhängig sein von Eintagsregierungen, die das Merkmal der Vergänglichkeit auf der Stirne tragen? Jener Vater und Hirt endlich, dem der Herr die Seelen anvertraute, der zu einer großen Gottesfamilie die Menschen vereinigen soll, aus dessen Mund untrügliche Wahrheit quillt, durch dessen Hand des Himmels Gnadengeschenke gehen, ihm sollten seine Söhne und Kinder Gesetze vorschreiben?

Man verstehe uns recht. Nichts liegt uns ferner als eine Herabsetzung der weltlichen Gewalt. Nein, in der Majestät des Thrones verehren gewiß auch wir ein Amt von Gottes Gnaden. Aber es ist und bleibt ein Amt bloß für diese Zeitlichkeit, nur für die weltlichen Interessen. Es ist der irdische Mensch, welcher seinem Fürsten und Herrn in Treue ergeben ist; es ist das irdische Wohl, welches er unter dem Schutze seiner Regierung sucht. Das Papstthum aber, als der Hüter des ewigen, unsterblichen Menschen, der Menschenseele, umfaßt in seiner Sorge mit der Erde auch den Himmel; und deshalb ist seine Größe, seine Würde über jede andere erhaben.

So wahr sind diese Erwägungen, daß sowohl der Haß der heidnischen, als auch die Liebe und Verehrung der christlich gewordenen Welt unwillkürlich für sie Zeugniß ablegen.

Als der Kampf des Heidenthums gegen die Kirche tobte, da war sie und ihr Haupt geächtet, vogelfrei. Ausgestoßen aus dem staatlichen Verband, hörte der Papst Jahrhunderte lang den Ruf: Tolle, tolle! Hinweg mit ihm! Nicht als Unterthan galt der Papst dem Imperator, sondern als Feind.

Es sank die Götterwelt in den Moder des Grabes, und die verfolgte Kirche stieg auf aus der Gruft. In der Kaiserkrone erglänzte das Kreuz. Doch die kreuzgeschmückte Krone neigte sich vor dem Nachfolger des ans Kreuz geschlagenen Petrus. Die irdische Majestät verließ die Reichshauptstadt; Roms Bischof begann dort zu herrschen. Nicht als Unterthan galt der Papst dem Erben des Augustus, sondern als Stellvertreter Gottes[1].

Höher stieg die Sonne des Christenthums am Himmel des Staaten- und Völkerlebens. Mächtig drangen ihre Strahlen in die Herzen der Menschen; belebende Wärme gossen sie aus über die politisch zertrümmerte Welt. Unter der Schuttmasse des gestürzten Römerreiches begann es sich zu regen, der erstorbene Riesenleib erstand zu neuem Leben. Und wer war es, der aus den Trümmern die verloren geglaubte Krone hervorzog? der sie erst auf ein fränkisches, dann dauernd auf ein deutsches Haupt setzte, und so der Begründer wurde des heiligen römischen Reiches deutscher

[1] Natürlich wollen wir damit nicht sagen, Constantin habe mit bewußter Rücksichtnahme auf den römischen Bischof seine Residenz verlegt. Die Thatsache der Verlegung besteht, und wir sind berechtigt, in ihr die besondere Leitung Gottes zu erblicken; wie denn auch Sozomenus die Gründung Constantinopels auf ausdrückliche Weisung Gottes zurückführt (Hist. eccles. II, 3. Migne 67, 937).

Nation? Es war die Kirche, es war der Papst. „Die Initiative dazu konnte nur von der Kirche ausgehen. . . . Der Papst allein war es, der die Erneuerung ins Werk setzen konnte.“ [1] Am Grabe Petri vollzog sich die weltgeschichtliche That. Ueber der Asche des Fischers salbte sein Nachfolger den Kaiser: Leo krönte Karl.

Da ziehen sie vorüber an unserm Auge, jene Heldengestalten, der große Karl, der große Otto, der heilige Heinrich. In ihrer Hand ruhte die Herrschaft des Abendlandes, in ihrem Herzen die Liebe und Ehrfurcht zur Kirche. Es sind „die ergebenen Vertheidiger, die demüthigen Helfer dieser heiligen Kirche“, „die treuen Söhne“ des Papstes [2]. *Nicht als Unterthan galt der Papst dem Kaiser, sondern als Vater.*

Kein leeres Wort war es, daß diese großen Herrscher sich als Söhne des Bischofs von Rom unterschrieben; es ist keine nichtssagende Höflichkeit, wenn noch heute katholische Fürsten diese Benennung beibehalten. Ein thatsächliches, gottgewolltes Verhältniß findet in diesem Ausdruck seine richtige Bezeichnung. Der Papst ist wirklich der Hirt und Vater der Könige, auch über sie stehen ihm die Rechte eines Vaters zu. Oder gehören etwa die Großen dieser Welt, Kaiser und Könige, nicht zur Heerde Christi? Dachte der Herr etwa nicht auch an sie, als er sprach: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“? [3] Wer dies behaupten wollte, schlösse ja die Fürsten aus von der Hürde Christi. Doch ein gekrönter König möge uns Antwort geben auf diese Fragen.

Als im Jahre 1162 König Ludwig VII. von Frankreich zu Lovigennes mit Barbarossa's Kanzler, Reinald von Dassel, zusammentraf, und letzterer gegen die Autorität des Papstes Alexander III. sich äußerte, entgegnete der König: „Ich wundere mich, daß ein so kluger Mann wie Ihr so widersprechende und fabelhafte Dinge vorbringt. *Hat Petrus nicht alle Schafe zu weiden erhalten? Gehören die Könige und Prälaten nicht zur christlichen Heerde?*“ [4]

Christi Worte waren aber gerichtet an Petrus und seine Nachfolger, die römischen Päpste. Keineswegs widerstreitet es also der irdischen Majestät, sich als Sohn dem Papst zu unterwerfen; wohl aber wäre es der von Christus festgesetzten Ordnung zuwider, wollte der Sohn über den Vater herrschen.

---

[1] Wilhelm Arnold, Fränkische Zeit. Gotha 1881. I. Bd. S. 292. 293.

[2] Mon. Germ. LL. S. II. p. 53; Jaffé, Monumenta Carolina. p. 341. An letzter Stelle nennt sich Karl d. Gr. Papst Hadrian I. gegenüber sechsmal dessen Sohn. [3] Joh. 21, 16. 17.

[4] Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. II. Bd. 2. Aufl. S. 155.

Man täusche sich auch nicht über die Tragweite dieses Ausspruches Christi. Gewiß ist durch denselben der Papst zum Seelenhirten der Völker und Fürsten bestellt; es ist ihm die höchste geistliche Gewalt über alle Glieder der Kirche Christi verliehen worden. Aber eben dadurch hat er auch die Sorge und die Aufsicht überkommen über das Seelenheil und alles, was dieses unmittelbar fördert und hindert. Eine schwere Pflichtverletzung, der Mißbrauch eines wichtigen Amtes gehört aber, weil schwere Sünde, ohne Zweifel zu jenen Handlungen des Menschen, welche unmittelbar das Heil seiner Seele gefährden. Welches Amt ist nun wichtiger, als das Amt eines Königs? Was ist verderblicher, als der Mißbrauch der Herrschergewalt? Ein Fürst, welcher in wichtigen Dingen seine Gewalt mißbraucht, macht sich einer schweren Sünde schuldig, setzt also, soviel an ihm liegt, sein ewiges Heil aufs Spiel. Hat er nun niemand, der ihn warnen, niemand, der sein Unrecht ihm vorhalten und ihn mit Nachdruck auf den Weg der Pflicht zurückweisen darf? Gewiß nicht. Als zur Heerde Christi gehörig, muß er der Stimme des obersten Hirten folgen; der Papst hat ein Recht auf seinen Gehorsam.

Nehmen wir dazu den geistlichen Schaden für die Unterthanen, welcher unvermeidlich aus der Mißregierung eines Fürsten entsteht. Durch das schlechte Beispiel der Großen gehen viele Seelen zu Grunde; die allzu materielle Richtung einer Regierungsgewalt erstickt das geistliche Leben des Volkes, trübt sein Auge für das überirdische Ziel. Es sind die Lämmer Christi, welchen auf diese Weise Gefahr droht. „Weide meine Lämmer!“ ist dem Papst gesagt worden. Dieser Hirt muß sich jetzt erheben und seine Heerde schützen. Der Papst als Vater tritt entgegen dem König als Sohn. Unvereinbar ist aber eine solche Stellung mit dem Unterthanenverhältniß.

Wie treffend ist nicht diese schöne Beziehung zwischen Papst und Fürst, Hirtenstab und Königsscepter ausgedrückt in so manchen Aussprüchen großer Männer der christlichen Vorzeit! Da schreibt der heilige Papst Gelasius an den oströmischen Kaiser Anastasius: „Durch zwei Gewalten, o erhabener Kaiser, wird diese Welt geleitet: durch das geheiligte Ansehen der Päpste und durch die fürstliche Macht. Doch schwerer als diese letztere ist die Amtslast der Bischöfe, da sie im Gericht auch für die Könige Rechenschaft abzulegen haben. Denn du weißt, geliebter Sohn, daß trotz deiner erhabenen Würde du dennoch in Demuth dein Haupt zu beugen hast vor jenem, welchem die Sorge für die göttlichen, überirdischen Dinge anvertraut ist. . . . Und wenn es geziemend ist, daß die

Gläubigen den Bischöfen sich unterwerfen, um wie viel mehr dann jenem, welchen Gott selbst allen Bischöfen vorgesetzt hat.“ [1] Gregor d. Gr. sagt dem Kaiser Mauritius: „Dazu ist die Herrschergewalt von Gott dir gegeben, daß der Pfad zum Himmel erweitert werde, daß das irdische Reich dem himmlischen Dienste leiste. . . . Christus wird mir sagen: . . . Ich habe dich zum Vater der Kaiser gemacht.“ [2]

Und niemand fand diese Worte anmaßend, weder der Kaiser, an welchen sie gerichtet waren, noch das Volk, welches sie vernahm.

Alles, was wir bisher vom Papste gesagt haben, findet seine Rechtfertigung und Erklärung in dem Wesen der Kirche, welche er zu leiten berufen ist.

Wer die Thatsache zugesteht — und nur ein Thor kann sie läugnen —, daß es auf der Welt eine klar und fest organisirte Gesellschaft von 200 bis 300 Millionen Menschen gibt, welche in unerschütterlicher Uebereinstimmung einen Einzigen als ihr Haupt, ihren Lenker und Leiter anerkennen: den Papst zu Rom; wer zugibt, daß diese Gesellschaft gerade in den bedeutendsten und größten politischen Gemeinwesen ihre Glieder nach Millionen zählt, in geschlossener Ordnung, unter hierarchischer Führung: der muß auch zugeben, daß der Papst niemandes Unterthan sein kann.

Dieser Eine stellt ja eine Macht dar, wie eine ähnliche die Menschheit nicht kennt: „Die Kirche, verkörpert in ihrem Haupte, dem Papst, ist die erste moralische und intellectuelle Macht der Welt.“ [3] Freilich ist diese Macht zunächst eine geistliche, moralische. Aber wie die Seele auf den Leib, so wirkt, wenngleich indirect, dennoch mit Nothwendigkeit, diese geistliche Macht auch auf das äußere, bürgerliche und politische Leben ihrer Untergebenen.

Ein Katholik, ein Unterthan des Papstes, ist immer und überall wesentlich ein anderer Staatsbürger, als ein Heide oder Mohammedaner. Ein Katholik, ein Unterthan des Papstes, ist gegebenen Falls auch ein anderer Staatsbürger als ein Protestant oder jeder andere Christ, der aber nicht im Papst sein Oberhaupt erblickt. Denn, sollte eine Regierung etwas befehlen, was der Papst als unerlaubt verwirft, dann spricht ein katholischer Staatsbürger: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Und wenn dieser Staat 10, 15, 20 Millionen Katholiken inner-

[1] Thiel, Epistolae Rom. Pontif. genuinae. I. p. 351; Jaffé, Regesta n. 632 (Ed. II). [2] Migne 77, 663. 664.

[3] E. M. de Vogüé, Affaires de Rome (Revue des deux Mondes 1887. p. 849).

halb seiner Grenzen hat, dann stößt er bei 10, 15, 20 Millionen seiner Unterthanen auf diesen, nicht rebellischen aber unbeugsamen Widerstand. Fast alle Reiche der Welt sind nun thatsächlich diesem gewaltigen Einfluß des römischen Bischofs unterworfen, das eine mehr, das andere weniger. Und in den europäischen Staaten zieht sich dieser Einfluß durch alle Schichten der Bevölkerung, von der untersten bis zur obersten, von der Hütte bis zum Thron, von der Amtsstube des Stadtschreibers bis zum Sessel des Ministers.

Unbequem mag diese Thatsache erscheinen; sie mag dem Nichtkatholiken, dem Ungläubigen als gefahrbringend und verderblich sich darstellen, aber sie besteht, groß und mächtig, wie keine zweite, und es muß mit ihr gerechnet werden. Aus der Welt schaffen läßt sie sich auch nicht. Zu dieser Einsicht sollte man nach zweitausendjähriger Erfahrung endlich gekommen sein. Nur eine Folgerung, aber eine gebieterische, nothwendige, fließt aus diesem gegebenen Zustand der Dinge, aus diesem eisernen Bestand des Völker- und Staatenlebens: dieser Papst, der Beherrscher von 220 Millionen Menschen, muß frei, muß gänzlich unabhängig sein von jedem politischen Einfluß. Das Interesse für die politische Selbständigkeit und Ruhe des eigenen Landes zwingt auch dem nichtkatholischen, dem ungläubigen Staatsmann das Geständniß ab: Der Bischof von Rom ist ein geborener Souverän.

Für ein katholisches Herz sind diese Wahrheiten ein Triumph, sie niederzuschreiben eine Freude. Unser Papst steht da, emporgehoben über die gesammte Menschheit. Und zur Anerkennung dieser Erhöhung bedarf es nicht etwa des Glaubens, den wir Katholiken bekennen; nicht der „römische" Standpunkt ist erforderlich, um diese Wahrheit zuzugeben, sondern jeder, Freund wie Feind, Katholik wie Protestant, Staatsminister wie Theologe, greift sie mit Händen. Wer unter den weltlichen Machthabern kann behaupten: Die Aufrechthaltung meiner Souveränität liegt im Interesse der ganzen Welt; selbst meine Feinde müssen sie wünschen, müssen für sie arbeiten, müssen bekennen, daß ich nichts anderes als ein Souverän sein kann? Kein Kaiser und kein König wird dies jemals zu sagen vermögen.

„Die katholische Lehre und die politische Einsicht stimmen überein in der Bejahung der Frage von der Nothwendigkeit der päpstlichen Souveränität. Vom religiösen Standpunkt aus ist es wesentlich, daß der Papst ein Souverän sei. Vom politischen Standpunkt aus ist es nothwendig, daß das Oberhaupt von 200 Millionen Katholiken niemandem unterwürfig sei,

daß es unter keiner andern Macht stehe, und daß die erhabene Hand, welche die Seelen leitet, durch kein Band gehindert werde, sich über die menschlichen Leidenschaften zu erheben. Wäre der Papst kein unabhängiger Souverän, so würde er ein Franzose, Oesterreicher, Spanier oder Italiener sein, und dieser nationale Titel müßte ihm den Charakter des allgemeinen Priesterthums rauben. Der Heilige Stuhl bliebe nur noch die Stütze eines Thrones in Paris, Wien oder Madrid. Rußland, England und Preußen wie Frankreich und Oesterreich haben ein Interesse daran, daß der erhabene Repräsentant der katholischen Einheit niemandem unterworfen sei. . . . Die Bedingung des Ruhmes der Päpste ist, selbständig und nur von Gott abhängig zu sein." [1] „Die Freiheit des Papstes ist ein Interesse aller Staaten, die eine namhafte Anzahl katholischer Unterthanen besitzen." [2] „Die volle Souveränität des Papstes ist durch das internationale Recht Europa's anerkannt und hat durch die Aenderung der territorialen Verhältnisse keinen Abbruch erlitten." [3] „Ist es nicht das größte gesellschaftliche System, welches sich im Papstthum auf eine allumfassende Weise darstellt? Eine sich durch alle Gliederungen dieses politisch unbegrenzbaren Körpers verbreitende Demokratie, eine streng geregelte Aristokratie, eine erblose Absolutie, welche doch wieder auf demokratischem Grunde ruht. In den unermeßlichen geistlichen Kreis, welcher den Himmel, die Erde und die Hölle umspannt, eintheilt und regelt, mit einer Politik und Phantasie zugleich, deren Gedanke schwindelerregend ist, hat sich der Papst als Mittelpunkt gestellt, in der Regel ein schwacher Greis. . . . Wohl kann derjenige eines staunenden Gefühls sich nicht erwehren, der vor jenen Priestergestalten in St. Peter steht und sich vorstellt, welche Gewalt die Uebereinstimmung des Menschengeschlechtes seit so vielen Jahrhunderten und in ununterbrochener Folge diesen Greisen zuerkannt hat. . . . Sie stiegen auf aus dem Dunkel der Gewöhnlichkeit, nicht wie die Könige, welche im Purpur geboren werden, sondern viele von ihnen waren in Armuth und Niedrigkeit geboren, und dennoch küßten ihnen erbliche Könige und Kaiser die Füße und nannten sich Vasallen ihrer Gnade. Sie waren noch gestern ungekannt und unbeachtet, und heute schon lenkten sie die Zügel der Weltgeschichte und entschieden den Gang der Völkerschicksale. In der Kutte des Bettlers oder des Einsiedlers

[1] Laguéronnière, Le Pape et le Congrès. Paris 1860.

[2] Friedrich Böttcher, Italien und das Papstthum (Unsere Zeit, 1887. S. 683).

[3] Anklageschrift gegen den Geheimen Justizrath Professor Dr. F. H. Geffcken vom Ober-Reichsanwalt Tessendorff (Kgl. Preuß. Staatsanzeiger, 16. Jan. 1889).

stiegen sie auf den Thron der Erde, und die Welt nahm daran kein Wunder. Nicht Stamm noch Nation gab die Entscheidung: ob sie Griechen oder Syrer, Deutsche oder Spanier, Franzosen, Engländer oder Italiener waren, man wußte es kaum, denn alle Nationen gehorchten ihnen. Und wie sie auf den Thron gekommen waren, ohne ihre Berufung geahnt zu haben, stiegen sie wieder davon herab. . . . In der Stunde des Todes kannte keiner von ihnen seinen Nachfolger, und doch war ihr Wahlreich, das zufälligste von der Welt, so unerschütterlich wie die göttliche Nothwendigkeit. Was sie aussprachen, war ein Weltgesetz. . . . Sie konnten Krieg und Frieden verkünden, Reiche stiften und zerstören. Länder und Meere, die doch nicht die ihren waren, verschenkten sie; und noch zu entdeckende Küsten theilten sie, die nichts besaßen, unter die Fürsten, als wäre dieser Planet ihr Eigenthum. Ihr Federstrich über die Weltkarte ward eine Grenzmarke für Völker und Könige." [1]

Auch nur aus dieser eigenartigen Stellung des Papstes, dessen Souveränität, nach Recht und Nothwendigkeit, jene aller übrigen Fürsten überragt, läßt sich die Auffassung des Mittelalters erklären, „daß dem Kaiser seine höchste weltliche Gewalt von Gott, vermittelst Petri Nachfolger, nämlich des Bischofs von Rom, übertragen werde" [2]. „Die Kirche zog den Staat zu sich empor . . . Der Kaiser (Karl d. Gr.) empfing die Würde aus apostolischer Vollmacht. Ihn überwältigte der feierliche Augenblick. In den geheiligten Räumen der Kirche, umgeben von der jauchzenden Menge, konnte er unmöglich das Kaiserthum ausschlagen, das ihm am Grabe des hl. Petrus von dessen Nachfolger übertragen wurde." [3] Freilich blieb diese Auffassung oft genug bloß eine ideale; aber sie bestand und gelangte beim Einzug Kaiser Heinrichs II. zu sinnreicher Darstellung: „An der Spitze der Menge schritt, umgeben von zahlreicher Geistlichkeit, der Papst. Er trug die goldene, mit kostbaren Edelsteinen besetzte und mit einem Kreuz geschmückte Kugel, welche er für den zukünftigen Kaiser hatte anfertigen lassen: ein Symbol der Herrschaft über die Welt, die dieser alsbald empfangen, die er aber nur als würdiger Streiter Christi führen sollte. In dem Augenblick, wo die beiden Züge aufeinander trafen, erfolgte die Ueberreichung des Geschenks. Mit freudigem Antlitz

[1] Gregorovius, Die Grabdenkmäler der Päpste. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1881. S. 3—6. Es ist fast überflüssig, zu bemerken, daß wir nicht alle einzelnen hier ausgedrückten Auffassungen des Verfassers theilen.

[2] Heinrich Leo, Geschichte von Italien. Hamburg 1829. I. Bd. S. 234.

[3] Arnold a. a. O. S. 294. 299.

nahm Heinrich dasselbe entgegen, blickte es aufmerksam an und sprach dann, zum Papst gewendet, also: ‚Gar sinnreich, o Heiliger Vater, hast du dies bereiten lassen; eine treffliche Lehre hast du mir gegeben, indem du in einem Bilde meiner Regierung zeigst, nach welchen Grundsätzen sie sich zu richten habe.‘“ [1]

Nichts anderes endlich als das Bewußtsein dieser Stellung liegt den Worten Innocenz’ II. zu Grunde, welche er betreffs der Wahl König Lothars von Supplinburg an die deutschen Bischöfe richtete: „Unser Vorgänger seligen Andenkens, Papst Honorius, hat zur Erhaltung der kirchlichen Einheit, und um den Zustand des Reichs zu bessern, *mit apostolischer Vollmacht bestätigt*, was ihr in Bezug auf Lothar gethan habt, und zur Empfangnahme der Kaiserwürde *hat er ihn zu diesem apostolischen Stuhl berufen*.“ [2] Die weltliche Macht vom Kreuze überragt; der Kaiser auch in seiner Herrscherwürde ein Sohn des Papstes! Es war jene goldene Zeit, von welcher Dante sang:

„Rom, das der Welt erschlossen Heil und Gnade,
Besaß zwei Sonnen einst, die zeigten beide,
Des Weltreichs wie des Gottesreiches Pfade.“ [3]

Diese Thatsache fordert eine Erklärung. Als Gregorovius die oben angeführten Worte schrieb, stellte er sich die Frage: „Woher entsprang diese räthselhafte Gewalt eines schwachen und sterblichen Menschen, welche in der Geschichte nie zuvor erschienen war, noch je wieder erscheinen wird?“ Und selbst dieser bittere Widersacher des Papstthums muß die Antwort geben: „Sie wurzelt im Monotheismus und in der Theokratie des Christenthums, welches das Menschengeschlecht als eine einige christliche Republik begriffen hat. In deren Mittelpunkt hat sich der Papst gestellt. Als Haupt der allgemeinen Kirche, welche alle Stämme und Völker in eine Familie Gottes zusammenfassen soll, als heilspendenden Vater der Menschheit haben ihn die christlichen Nationen anerkannt und verehrt“ (a. a. O. S. 8) [4].

---

[1] Jahrbücher der deutschen Geschichte. Heinrich II. von Siegfried Hirsch. Berlin 1864. II. Bd. S. 424.

[2] Jaffé, Regesta I. n. 7413 (Ed. II).

[3] Das Fegfeuer. XVI, 106.

[4] In der ersten Auflage desselben Werkes (1857) antwortet der berühmte Geschichtsforscher auf die gleiche Frage mit folgender wahrhaft nichtssagenden Phrase: „Es lebt in der Menschheit eine tiefe, ursprüngliche, ich möchte sagen elementarische Sehnsucht nach der Einheit.“

Ja, nur die Kraft Gottes ist es, welche den Papst zu dem gemacht hat, was er ist. Durch das Wort Jesu Christi: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen", wurde dieser Eine emporgehoben aus dem Menschenmeer und gemacht zum unsterblichen, unabsetzbaren Souverän.

Merkwürdig! Fast nichts sollte den göttlichen Ursprung und die göttliche Lebenskraft einer auf dieser Erde bestehenden und von Menschen verwalteten Einrichtung so nahe legen, als ihre dauernde Unveränderlichkeit. Und doch, dies Siegel der Göttlichkeit auf der Stirn des unwandelbaren Papstes wird übersehen.

Aber lassen wir das. Für einen andern Zweck haben wir das göttliche Recht des souveränen Papstthums hier betont.

Dieser gewaltige Monarch, welcher fast in allen Staaten seine Unterthanen besitzt; dieses sein Reich, welches die anderen umschließt und vor dessen Interessen alles zurücktreten muß: sind es nicht drohende Gefahren für die gesellschaftliche Gestaltung der Menschheit? Ist nicht dieser fremde Machthaber, mit seiner unantastbaren Souveränität, mit seiner Erhabenheit über alle Fürsten der Welt, mit seinem Einspruchsrecht für gewisse Staats- und Regierungsacte, eine erdrückende Last, ein wahrer Spott auf jede staatliche Selbständigkeit? Der Staat ist älter als die Kirche, und die Könige sind älter als der Papst. Der neue Souverän kann die älteren aus ihrem guten Recht nicht vertreiben, und unerträglich scheint es, daß durch den Eintritt in die Kirche ein Staat geschmälert werde in seinen Hoheitsrechten.

Wie Nebel vor der Sonne, so verschwinden diese und ähnliche Einwürfe vor der Wahrheit, daß Gottes Wille das Papstthum ins Leben gerufen hat und erhält.

Der Staat und die staatliche Gewalt verdanken ihren Ursprung und die Rechte, welche sie besitzen, Gott: „Durch mich regieren Könige .... durch mich herrschen Fürsten."[1] Wer will es nun dem allmächtigen Gott, dem König der Könige, wehren, neben den von ihm gegründeten Herrschersitzen weltlicher Fürsten einen andern erhabeneren Thron aufzurichten und den Inhaber dieses Thrones mit Gerechtsamen auszustatten, welche keine Unterordnung dulden? Und wenn dieser selbe Gott Einen unter den Menschen zum Mittelpunkt macht der ganzen Menschheit und ihm ein Amt überträgt, welches alle anderen als sich übergeordnet anzu-

[1] Spr. 8, 15. 16.

erkennen haben, heißt das etwa Unordnung bringen in die gesellschaftliche Gestaltung des Menschengeschlechts? Freilich, hätten Staat und Kirche entgegengesetzte Zwecke, oder wären die Zwecke dieser beiden Gesellschaften auch nur ohne Beziehung zu einander, dann könnte man allerdings von Unordnung reden. Da aber diese Scheidung nicht vorhanden, sondern Papst und König berufen sind, dieselben Menschen demselben Ziele zuzuführen, wenngleich auf verschiedene Weise, so ist es nur der rechten Ordnung entsprechend, daß die weltliche Gewalt, als vorbereitende Hilfsmacht bei Anstrebung dieses Zieles, von der Kirche abhängig sei. „Wer ein Amt verwaltet, welches selbst wieder einem höhern Ziele untergeordnet ist, hat darauf zu achten, daß seine Thätigkeit diesem höhern Ziele auch entspricht. Da nun Zweck des gegenwärtigen Lebens die ewige Seligkeit ist, so gehört es zur Aufgabe eines Königs, das Leben seiner Unterthanen so zu leiten, daß dies Ziel erreicht werde. . . . Stets hat aber derjenige, welchem die Sorge für das letzte Ziel anvertraut ist, ein Hoheitsrecht über jene, welche nur mittelbar für dieses Ziel arbeiten." [1]

Uebrigens ist diese Stellung des Papstthums die Verwirklichung eines wahrhaft göttlichen Gedankens.

In der zerklüfteten Menschheit steht der Papst da als lebendiger Mittel- und Einigungspunkt. Um ihn, als um ihren Vater und Lehrer, soll die Welt sich schaaren. Im Verkehr mit ihm, in den Beziehungen zu ihm sollen, wie beim einzelnen, so bei ganzen Völkern verschwinden die Unterschiede der Sprache, der Abstammung, der Sitte: jene klaffenden Risse, welche das Menschengeschlecht durchfurchen, oft unausfüllbar, unüberbrückbar. Der Papst ist das sichtbare Haupt des Gottesreiches auf Erden, dessen unsichtbarer Herr und König Christus ist; jenes einigen und einen Reiches, von welchem der Apostel schreibt: „Da ist nicht Jude, nicht Grieche, ist nicht Sklave noch Freier, ist nicht Mann noch Weib; denn ihr alle seid Einer in Christus Jesus." [2] Der Papst ist der Grundstein, auf welchem ein göttlicher Baumeister ein göttliches Gebäude errichtete: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen." Dieser Bau umschloß und umschließt in seinen Mauern die mächtigsten Reiche der Erde; unter seinem schützenden Dache stehen die ältesten Königsstühle, in seinen unermeßlichen Hallen finden sich zusammen die Völker.

---

[1] De regimine principum. Lib. I. c. 14. 15.

[2] Gal. 3, 28.

Und die Einheit dieser Mannigfaltigkeit geht aus von dem einen Stein: „Siehe, ich lege in Sions Grundfesten einen Stein, einen bewährten Stein, einen kostbaren Eckstein, in der Grundfeste fest gegründet.“ [1] Hier im Papstthum hat sich das Wort des Herrn erfüllt: „Auch noch andere Schafe habe ich, welche nicht aus diesem Schafstall (d. h. nicht aus dem Hause Israel) sind; auch sie muß ich herzuführen, und auf meine Stimme werden sie hören, und es wird sein Eine Heerde und Ein Hirt“ [2]. Christus hat diese Erde verlassen; in eigener Person, sichtbar hat er also nicht die anderen Völker in seine Hürde geführt. Aber er hat einen Stellvertreter eingesetzt, und dessen Stimme haben die Völker gehört; um ihn haben sie sich geschaart, er ist ihr Hirt geworden: der römische Papst.

Was in begeisterten Worten der große hl. Augustinus von der Kirche sagt, das können wir mit vollem Recht auf ihr Oberhaupt anwenden: „Du einest die Bürger den Bürgern, die Völker den Völkern, ja das ganze Menschengeschlecht verbindest du, im Andenken an die ersten Stammeltern, nicht bloß in äußerer Gemeinschaft, sondern in Brüderlichkeit. Du lehrst die Könige Sorge tragen für die Völker; du mahnst die Völker zum Gehorsam gegen die Könige.“ [3]

Aber die Anerkennung der Göttlichkeit des Papstthums ist ja eine ausschließlich katholische Auffassung; Millionen und Millionen theilen sie nicht. Leider. Doch an der Richtigkeit dieser Auffassung ändert dies nichts. Es ist und bleibt der Papst das Werk Gottes; es ist und bleibt seine centrale, alles überragende und alles einigende Stellung der Wille Gottes. Jene aber, welche in den römischen Bischöfen nicht den göttlichen Charakter erblicken, verweisen wir mit den oben gehörten Einwürfen auf die Geschichte.

Seit zwei Jahrtausenden steht das Papstthum im Vordergrund der Weltgeschichte. In dieser langen Zeit hat es Jahrhunderte gegeben, in welchen sein Vorrang thatsächlich die großartigste Anerkennung fand, in denen wirklich „der Federstrich des Papstes über die Weltkarte eine Grenzmarke ward für Völker und Könige“. Es hatten „die Päpste die Macht, kriegerische Fürsten zu unterwerfen, sie abzusetzen und sie zu entthronen. Es standen gekrönte Könige barfuß und im Kleide des armen Sünders vor ihrer Thüre, und Kaiser hielten den Steigbügel ihres Zelters“ (Gregorovius a. a. O. S. 5). Die Päpste vertheilten Königskronen,

[1] Is. 28, 16. [2] Joh. 10, 16.

[3] De moribus ecclesiae catholicae. Lib. I. c. 30. n. 63 (Migne 32, 1336).

mächtige Herrscher schwuren ihnen den Lehnseid und stellten ihr Schwert ihnen unbedingt zur Verfügung [1].

Welch eine Gelegenheit, zu gewinnen an irdischer Macht, an Länderbesitz, an Scepter und Kronen! Welch eine Versuchung, maßlose Herrschergelüste ungemessen zu befriedigen!

Es fällt uns nicht ein, alle einzelnen politischen Handlungen der Päpste vertheidigen zu wollen; auch sie waren Menschen. Aber die Gesammtgeschichte dieser päpstlichen Weltenbeherrscher ist eine Geschichte des Segens für die Menschheit, des lautersten Strebens, Glück und Frieden, Gesittung und Wohlfahrt unter den Nationen zu fördern. „Daß das christliche Europa die barbarischen Völker gesittigt, sie aus dem Zustande der Wildheit zu menschenwürdigem Leben, vom Aberglauben zur Wahrheit geführt hat; daß es die anstürmenden Mohammedaner siegreich zurückgeschlagen; daß es an der Spitze der Civilisation steht und allen anderen Völkern stets Führerin war und Lehrerin in allem, was das menschliche Leben edelt und verschönert; daß von ihm nach allen Richtungen hin echte Freiheit ausging; daß es so viele Anstalten hervorrief zur Linderung des menschlichen Elendes: dies Alles verdankt es ohne Widerrede der Religion," sagt Leo XIII. [2], und die Geschichte setzt hinzu: und dem Papste.

Was Calixtus II. an Kaiser Heinrich V. schrieb, war und blieb der Grundzug der päpstlichen Weltherrschaft, ein Grundzug, welcher sie von jeder andern rein irdischen Macht unterscheidet: „Die Kirche, Heinrich,

---

[1] Papst Zacharias verlieh Pipin die Königskrone (751); Leo III. und Johann XII. verliehen Karl d. Gr. (800) und Otto d. Gr. (962) die Kaiserkrone. Sylvester II. erhob Ungarn zum Königreich (1035), daher der Titel „apostolisches Königreich". Sancho I. von Portugal versprach Papst Innocenz III. Tribut und gab sein Reich in den besondern Schutz des Apostolischen Stuhles; ebenso erklärte (1204) König Peter II. von Aragonien sein Reich dem Römischen Stuhle zinsbar, und schwur dem Papste Treue und Gehorsam. König Johann von England wurde von Innocenz III. entsetzt, legte daraufhin selbst die Krone nieder und empfing sie wieder aus den Händen des Papstes, welchem er den Lehenseid leistete (1213). Gregor VII. entthronte Heinrich IV. von Deutschland; dieser suchte zu Canossa Lossprechung vom Bann (1077), und damit Wiedereinsetzung in die königlichen Rechte. Innocenz IV. setzte Kaiser Friedrich II. ab (1245). Wilhelm von Hochburgund und Amadäus von Savoyen gelobten dem Papst Alexander II., ihre Waffen zum Schutz der römischen Kirche zu ergreifen, wann und wo es der Papst verlangen würde (Giesebrecht, Deutsche Kaiserzeit, III. Bd. S. 213. 3. Aufl.). Kaiser Friedrich Barbarossa hielt Papst Hadrian IV. im Lager zu Viterbo (1155) beim Absteigen den Steigbügel. — Dies sind einige wenige Beispiele für die Machtstellung des Papstthums.

[2] Rundschreiben vom 1. November 1885 (Immortale Dei).

sucht nicht, von deinem Rechte sich etwas anzueignen. Weder nach königlichem noch nach kaiserlichem Glanze streben wir." [1] Die halbe Welt lag den Päpsten zu Füßen — und mit einem kleinen Fleckchen Erde begnügten sie sich. Keinen Zoll breit Land suchten sie dem hinzuzufügen, was Gottes Vorsehung ihnen überwiesen hatte. Wäre der Papst-König nicht das Oberhaupt der gehaßten katholischen Kirche, die Welt würde nicht müde, seine Selbstlosigkeit zu bewundern.

Gefahr für die politische Selbständigkeit der Staaten, hereinbrechende Unordnung und erdrückende Alleinherrschaft in der christlichen Welt können also nicht aufgeführt werden gegen die souveräne Weltmachtstellung des Papstes. Gottes Wille und das Zeugniß der Geschichte machen solche Einreden verstummen.

Aber sind die Worte und das Verhalten Christi nicht auch der Ausdruck des göttlichen Willens? Sind sie nicht gerade in unserer Frage allein maßgebend? Und wenn dem so ist, hat nicht Christus der Herr selbst jede irdische Souveränität für sich und seine Kirche von sich gewiesen; ja, hat er nicht sich und seinen dereinstigen Stellvertreter, Petrus, ausdrücklich der weltlichen Macht unterworfen?

Der Heiland sprach vor Pilatus die bekannten Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Schon früher haben wir den richtigen Sinn dieses Satzes hervorgehoben und fügen hier nur noch die kurzen Worte des hl. Augustin hinzu, mit welchen derselbe jene so oft wiederholte Einrede abweist, welche man auf Grund dieses Ausspruches gegen die gesellschaftliche Natur, gegen die Sichtbarkeit und Unabhängigkeit der Kirche macht: „Christus sagt nicht: Mein Reich ist nicht in dieser Welt, sondern: es ist nicht von dieser Welt. Hier in dieser Welt ist nämlich sein Reich bis zum Ende der Zeiten." [2]

Es ist ein anderer Vorgang im Leben des Herrn, an welchen obige Fragen vorzugsweise angeknüpft werden: die Entrichtung der Steuer durch Christus für sich und Petrus. Als nämlich die Steuereinnehmer den Petrus fragten: „Bezahlt euer Meister nicht die Doppeldrachme?" antwortete dieser: „Ja." Da nun der Apostel nach dieser Antwort zu Jesus trat, sprach der Herr zu ihm: „Was dünket dir, Simon, von wem nehmen die Könige der Erde Abgabe oder Zoll? von ihren Söhnen oder von anderen?" Und er sagte: „Von anderen." Da sprach zu ihm Jesus:

---

[1] Jaffé, Regesta I. n. 6950 (Ed. II).

[2] In Ev. Joh. tract. 115 (Migne 35, 1939).

„Also sind die Söhne frei. Damit wir sie aber nicht ärgern, gehe ans Meer, wirf die Angel aus, und den ersten Fisch, welcher aufsteigt, nimm; und wenn du seinen Mund öffnest, wirst du einen Stater (ein Vierdrachmenstück) finden. Diesen nimm und gib ihn für mich und dich.“ [1]

Auf den ersten Blick tritt hervor, wie wenig diese Stelle als Einrede benutzt werden kann; besagt sie doch das Gegentheil von dem, was man aus ihr folgern will. Petrus hatte bejaht, daß sein Meister Steuer entrichte; Christus aber belehrt ihn eines Bessern: Wenn die Söhne irdischer Fürsten frei sind von solchen Abgaben, um wie viel mehr dann ich, der Sohn des Königs der Könige! Allerdings entrichtet er die Steuer, aber nur, um jenen kein Aergerniß zu geben, welche ihn in seiner göttlichen Würde noch nicht anerkannten. Und — ein Umstand, welcher höchst bemerkenswerth ist — er entnimmt die geforderte Doppeldrachme nicht der gemeinschaftlichen Kasse, welche er mit seinen Aposteln führte, sondern er beschafft sie durch ein Wunder seiner Allmacht. Es ist, als ob es unserm Herrn nicht genug schien, seine Unabhängigkeit wenn auch mit noch so deutlichen Worten hervorgehoben zu haben; nein, handgreiflich gleichsam wollte er seinen Jüngern zu verstehen geben, daß jenes Geld, welches ihnen zum gemeinsamen Lebensunterhalt diente — das Urbild des Kirchenvermögens, wie der hl. Augustin sich ausdrückt [2] —, durchaus keinen staatlichen Steuergesetzen unterworfen sei.

Hiermit ist aber die Bedeutung dieser Worte Christi nicht erschöpft. „Gib für mich und dich,“ spricht der Herr. Petrus wird hier, wie auch sonst, auf eine ganz besondere Weise ausgezeichnet. Für ihn allein unter den Aposteln entrichtet Christus vermittelst eines Wunders die Steuer. Diese Bevorzugung erkennen die übrigen Jünger unzweideutig an; denn unmittelbar nach diesem Vorgang stellen sie die Frage an Christus: „Wer wohl ist der Größere im Himmelreich?“ [3] Daß es Petrus sein könne, ist ihnen durch das soeben Geschehene nahegelegt worden. „Was bedeutet diese plötzliche Frage der Apostel?“ fragt der hl. Hieronymus und antwortet: „Weil sie sahen, daß für Petrus und für den Herrn dieselbe Steuer entrichtet worden, so schlossen sie, Petrus sei den anderen vorgezogen, da er in der Steuerentrichtung dem Herrn gleich-

---

[1] Matth. 17, 23—26.

[2] In Ev. Joh. tract. 62, n. 5: Habebat ergo et Dominus loculos. . . . Tunc primum ecclesiasticae pecuniae forma est instituta (Migne 35, 1803).

[3] Matth. 18, 1.

gestellt wurde." [1] Aehnlich äußern sich Augustinus [2] und Chrysostomus [3]. Letzterer sieht sogar in den Worten: „Gib für mich und dich" eine gleiche Auszeichnung für die Person des Petrus, wie in dem Ausspruch: „Selig bist du, Simon, Sohn des Jonas" u. s. w. Wie aber Christus für sich selbst die Steuer nur zahlt, um kein Aergerniß zu geben, nicht weil er dazu verpflichtet war, so auch für Petrus: „damit wir sie nicht ärgern". Christus dehnt also hier jene Freiheit und Unabhängigkeit, welche er als Gottessohn von Natur besaß, auch auf Petrus aus, nicht zwar, weil bei letzterem irgendwie der gleiche Grund für diese Ausnahmsstellung vorhanden gewesen wäre, sondern weil es so sein gottmenschlicher, allerhöchster Wille war. Es ist ein Privileg, welches Petrus erhält. Nur in der Stellung, welche dieser Apostel künftighin in der Kirche zu bekleiden hatte, kann aber dies Privileg seine Begründung finden. Und da diese Stellung nicht eine rein persönliche war, sondern übergehen sollte auf Nachfolger, so ging auf diese Nachfolger auch das mit der Stellung verbundene Privileg über: auch die römischen Päpste sind durch Christi Willen von irdischer Steuer und irdischer Abgabe frei.

Diese oft gebrauchten Worte Christi enthalten also so wenig eine Unterwerfung der Kirche und ihres sichtbaren Hauptes unter die weltliche Macht, daß vielmehr kirchliche und päpstliche Unabhängigkeit klar und scharf in diesem Ausspruch hervortreten.

Zurückschauend auf das bisher Gesagte, sehen wir, daß die Kirche wirklich frei, der Papst wirklich souverän ist. Freund und Feind erkennen die Nothwendigkeit der päpstlichen Souveränität an, sind einig in dem Urtheil, daß in des Papstes Hand eine Macht gelegt ist, welche eindringt in das innerste Heiligthum der Gewissen und für welche die gewaltigen Schranken der Nationalität und der politischen Verschiedenheiten nicht bestehen.

Dieser Souverän hatte einen weltlichen Besitz; er ist ihm genommen. Bedurfte er dieses Besitzes? und bedarf er seiner auch jetzt noch? Diese Fragen sind noch zu beantworten.

(Schluß folgt.)

Paul von Hoensbroech S. J.

---

[1] In Ev. Matth. lib. III. c. 18 (Migne 26, 128).

[2] Questiones N. et V. Testam. qu. 75 (Migne 35, 2270).

[3] Hom. 59 in Matth. (Migne 58, 567. 568).

Benjamin Herder und sein Verlag.

Seit achtzehn Jahren sind die Leser unserer Zeitschrift gewöhnt, auf dem Titel jedes Heftes den Namen eines Mannes zu lesen, der zwar im großen öffentlichen Leben der Gegenwart kein Aufsehen erregte, aber Jahr für Jahr nicht nur unsere rothen Hefte, sondern viele Tausende von katholischen Büchern, Broschüren, Nummern von Lieferungswerken und Zeitschriften, Blättern und Bildern still und anspruchslos hinaus in die Oeffentlichkeit begleitete. Fast jedes Kind kennt diesen Namen aus den Biblischen Geschichten und Jugendschriften, die über ganz Deutschland verbreitet sind. Der reifern Jugend ist er durch die trefflichsten Schulbücher und Unterhaltungsschriften geläufig. Mit dem Namen „Alban Stolz" ist er in die entlegensten Gebirgshütten und einsamsten Heidedörfchen gedrungen; mit dem Kirchenlexikon von „Wetzer und Welte" hat er die Runde durch die ganze Gelehrtenwelt Europa's gemacht; in vielsprachigen religiösen Unterrichtsschriften, gelehrten lateinischen Werken und in hochbedeutsamen Publicationen, welche in allen Hauptsprachen Uebersetzer fanden, hat er sich übers Weltmeer in die fernsten Länder verbreitet. Das ganze katholische Deutschland hat deshalb getrauert, als sich die Kunde verbreitete, daß am 10. November v. J. der Führer und Inhaber des großen buchhändlerischen Hauses, Benjamin Herder, gestorben sei. Fast alle katholischen Gelehrten und Schriftsteller Deutschlands hatten mit ihm in Verkehr gestanden, und wenn auch von Millionen, zu denen sein Name gedrungen, verhältnißmäßig wenige ihn persönlich kannten, so verbreitete sich doch mit Blitzesschnelle die allgemeine Ueberzeugung, daß die katholische Sache an dem Dahingeschiedenen einen ihrer verdienstvollsten, edelsten und uneigennützigsten Vorkämpfer verloren habe. Der Dank und die Liebe von Tausenden begleiteten ihn zur letzten Ruhestatt, und die große Sache, der er sein Leben gewidmet, wird sein Andenken der kommenden Generation überliefern.

Die materialistische Ausbeutung der Presse hat in den letzten Jahrzehnten derartig um sich gegriffen, daß eine solch allgemeine Trauer in manchen Kreisen Verwunderung, ja Zweifel erregt haben muß. Bald sehen wir Buchhändler und Schriftsteller als eigennützige Verbündete, um sich auf Kosten des lesesüchtigen, ja lesewüthigen Publicums zu bereichern; bald sehen wir sie als feindliche Mächte einander gegenüberstehen, um

aus dem zu erhoffenden Gewinn sich gegenseitig den Löwenantheil abzupressen. Es gibt Preßorgane, welche die schriftstellerische Thätigkeit nicht viel besser als rohe Faustarbeit, mechanische Leistung, bloße Waare abschätzen. Es gibt andere Preßorgane, welche, den socialistischen Agitationsblättern gleich, den schnöden Geiz der „Arbeitgeber" zu entschleiern und die „leidenden, darbenden Fachgenossen" zum Bunde gegen das sie unterdrückende Kapital zu schaaren suchen. Hat dieser traurige Kampf aller gegen alle auch bis jetzt nur begrenzte Kreise des deutschen Schriftthums angesteckt, so hat die ideale Auffassung der Presse, unter dem Hauche des materialistischen Zeitgeistes, doch in viel weiteren Kreisen eine große Einbuße erlitten, und es wirkt darum wahrhaft wohlthuend, Blick und Erinnerung auf einen Mann zu richten, der die geschäftliche Technik des Buchhandels in seiner ganzen neuern Entwicklung völlig beherrschte, der aber von jenen traurigen Verirrungen des Zeitgeistes völlig unberührt blieb, seine geschäftliche Tüchtigkeit den höchsten und edelsten Zielen unterordnete, und von diesen geleitet, der Kirche und in ihr der Menschheit die unschätzbarsten Dienste geleistet hat.

I.

Die Gründung des Herder'schen Verlags reicht in den Anfang des Jahrhunderts zurück, in jene Zeit, wo unter dem Anprall der großen Revolution das alte Deutsche Reich unrettbar seiner Auflösung verfiel, die geistlichen Kurfürsten Krone, Macht und Lande verloren, die ehrwürdigsten Stifte und Klöster, darunter Jahrhunderte alte Mittelpunkte deutscher Bildung, untergingen, die bischöfliche Gewalt fast jedes Ansehen und jeden Einfluß eingebüßt hatte, die katholische Wissenschaft fast überall mit den seichten Theorien der Revolution durchsäuert war, manche Protestanten schon siegestrunken dem völligen Untergang katholischen Lebens und katholischer Organisation in Deutschland entgegensahen. Unbekümmert um Papst und Kirche, schaffte der Generalvikar Freiherr von Wessenberg in Konstanz Feiertage und Vigilien ab, befreite vom Breviergebete, löste feierliche Gelübde und führte deutschen Gottesdienst und deutsche Messe ein. Durch diese auflösenden Reformen, welche folgerichtig zu vollständiger Protestantisirung führen mußten, entstand im weiten Umfang der Diöcese Konstanz ein so heilloser Wirrwarr, daß am 23. Juli 1811 der protestantische König von Württemberg sich für verpflichtet hielt, mit seiner Autorität für die lateinische Kirchensprache beim Gottesdienst und für die kirchliche Liturgie einzutreten, und daß das Jahr darauf Dalberg selbst, der ver-

hängnißvolle Führer des aufgeklärten Katholicismus, in einem Hirtenbriefe die Bemühungen des protestantischen Königs unterstützte. Im Heimatlande des Wessenberg'schen Urchristenthums — wer sollte es glauben? — und zur Zeit der eigentlichen Hochblüte desselben ist die Verlagshandlung entstanden, deren Name einst mit jenem der kirchlichen Wissenschaft sich so enge verbinden sollte. In Meersburg, dem Sitze des bischöflich Konstanzischen Seminars, gründete Bartholomäus Herder (geb. zu Rottweil den 22. August 1774) seine Buchhandlung, deren Sitz später nach Konstanz selbst und erst 1810 nach Freiburg im Breisgau verlegt wurde.

Bartholomäus Herder war ein ebenso wackerer Katholik als tüchtiger Geschäftsmann, allein in den Ideen der Aufklärungsperiode aufgewachsen, unter denen nahezu der gesammte Clerus mehr oder weniger litt, und stand darum dem Gedanken fern, seinem Geschäfte in der Stadt und Diöcese Wessenbergs, und gleichsam unter dessen Augen, einen Charakter zu geben, welcher die Richtung des mächtigen Generalvikars bekämpft hätte. In Freiburg führte er das Geschäft bis zu seinem Tode, 11. März 1839, ernst und ruhig weiter. Der Catalog weist aus diesen ersten vier Jahrzehnten eine große Mannigfaltigkeit auf: juristische, medicinische, naturwissenschaftliche, theologische Werke, Tagespublicistik, Schulbücher, Gebet- und Erbauungsbücher u. s. w. Etwas sonderbar für den heutigen Pädagogen tönt der Titel eines 1817 verlegten Büchleins: „Kurzgefaßter Naturkatechismus oder Unterricht über alles, was sich von der Natur, dem Menschen und dem sittlich Guten aus der Vernunft wissen läßt, als Vorarbeitung zur geoffenbarten Religionslehre, zum Gebrauche aller Katecheten und Schullehrer, besonders der Schuljugend, als Lesebuch zum Behuf der Religion." Karoline Pichler verlegte bei Herder 1815 ein Schriftchen „Ueber die Nationalkleidung für teutsche Frauen", J. G. Pahl 1811—1815 seine „Herda, Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte", J. K. Khünl 1815 seine „Christlich patriotischen Reden zur Bekämpfung des bösen und Stärkung des guten Zeitgeistes", L. A. Haßler seine katechetischen Bücher und Predigten und sein fünfbändiges „Homiletisches Repertorium zu Betrachtungen, zunächst für katholische Prediger, dann auch für Prediger und Christen der drei Confessionen, welche nach religiöser sittlicher Erbauung streben" (1806—1821) u. s. w. Der bekannte Exeget J. L. Hug ist in dem Catalog mit einem größeren Werk „Untersuchungen über den Mythos der berühmteren Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen", dann mit kleineren Abhandlungen, Gedächtnißreden und dgl. vertreten. Als einer der bedeutendsten

und für die ganze Zeit auch bezeichnendsten Verlagsartikel dürfte wohl Rottecks „Allgemeine Weltgeschichte vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten, für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet", zu betrachten sein, die zuerst 1813 bis 1818, später 1838 und 1839, neun Bände stark, in 13. Auflage erschien. Gleichzeitig wurden von Rotteck einige Reden, darunter die Gedächtnißrede auf Joh. Georg Jacobi, bei dessen akademischer Todtenfeier in der Hauptkirche zu Freiburg am 16. November 1814 gehalten, in Verlag genommen. Es ist hierbei wohl nicht ohne Interesse, an die Parallele zu erinnern, welche noch in einem Aufsatz von 1884 (in den „Grenzboten") G. Weber zwischen Rottecks Weltgeschichte und Janssens „Geschichte des deutschen Volkes" gezogen hat. „Vor zwei Menschenaltern", sagt er, „war die Rotteck'sche Weltgeschichte das Evangelium des gebildeten liberalen Mittelstandes. Sie hatte eine Verbreitung, der die Geschichte des deutschen Volkes von Janssen nicht von ferne gleichkommt, und übte einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung. Auch das Rotteck'sche Geschichtswerk verfolgte eine bewußte Tendenz: es verkündete eine freisinnige Lebensanschauung auf politischem und religiösem Gebiete. Aber es war der Ausdruck einer kräftigen, männlichen Ueberzeugung, der Erguß einer freien Seele; es kam von Herzen und ging darum zu Herzen, es bedurfte keiner künstlichen Hebel, keiner Reclame und Posaunenstöße, ja es mußte stets gegen zahlreiche und mächtige Widersacher kämpfen. Auch das Rotteck'sche Buch stellte die Tendenz über die historische Treue, auch es betrachtete nicht selten die Vergangenheit im Lichte moderner Zeitbildung; aber diese Zeitbildung war eine menschlich freie und gesunde, es wehte ein Geist darin, der dem Leser zuzurufen schien: Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte! Wohl ist das Rotteck'sche Buch heute vergessen und verschwunden, weil die echte, wahre Geschichtschreibung [natürlich: Webers selbst, Ranke & Cie.!], die keine Nebenzwecke verfolgt, sich in weitere Kreise Bahn gebrochen hat. Aber schwerlich wird die Janssen'sche Geschichte eine so lange Lebensdauer erzielen. Sie ist ein Product des Culturkampfes und das Organ ihrer lautesten Rufer und Heißsporne: sie ist durchweht von einem clericalen knechtischen Geiste und dient dem Jesuitismus als Bahnbrecher. Aber über das ehrliche deutsche Volk wird einst wieder ein Tag der Versöhnung und Aufklärung hereinbrechen, dann werden die finsteren Gestalten und ihre Organe verschwinden."

Wir brauchen den Werth dieser Prophezeiung unseren Lesern ebenso wenig zu erklären, als die herben Ausfälle auf Janssens Geschichte des

deutschen Volkes. Was wir hier hervorheben wollen, ist lediglich der Umstand, daß beide Werke, „das Evangelium des gebildeten liberalen Mittelstandes" und „das Product des Culturkampfes, der Bahnbrecher des Jesuitismus" — allerdings in sehr verschiedener Zeit — aus demselben Verlag hervorgegangen sind. Das bedeutet, woran der biedere Georg Weber wohl kaum gedacht hat, eine Eroberung — eine Bekehrung. Daß Bartholomäus Herder an dem Werke Rottecks keinen Anstoß nahm, erklärt sich aus den damaligen Zeitverhältnissen zur Genüge. Die alte liberale Schule zählte eine Menge redlicher, tüchtiger, ehrenwerther Männer, welche die volle Lehre und Verfassung der Kirche nie ordentlich kennen gelernt hatten und deshalb die Vorurtheile des Zeitgeistes nicht zu überwinden im Stande waren. Einem Geschäftsmann war das noch viel weniger zu verargen als einem Gelehrten, den wahres Studium weit leichter der Wahrheit näher bringen konnte. In gewissem Sinn hat Rotteck selbst wider Willen mithelfen müssen, einem Janssen die Wege zu bereiten. Denn es liegt auf der Hand, daß eine so bedeutsame Publication wie seine Weltgeschichte nicht ohne materiell günstigen Einfluß auf die Verlagshandlung blieb. Ihr Ruf hob sich fast um dieselbe Zeit durch große kartographische Unternehmungen, besonders eine 1836 ausgegebene amtliche topographische Karte des Rheinstroms längs der badisch-französischen Grenze, in 19 Blättern (Maßstab 1 : 20000), welche später der deutschen Armee im Kriege von 1870/71 die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Der vortreffliche Stich und Druck veranlaßte den damaligen Geniehauptmann (später General-Feldmarschall) von Moltke, dem Verlag von Herder auch seine türkische Kartenaufnahme zur Ausführung zu übergeben. An diese Leistungen reihte sich dann der Wörl'sche Atlas von Central-Europa in 60 Blättern (1 : 500000) und von Südwest-Deutschland und dem Alpenlande in 48 Karten (1 : 200000), Karten von Baden in 4 Karten (1 : 135000) und zahlreiche andere kartographische Werke. Durch sie ward die Verlagshandlung weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt und geachtet. Daß sie aber Rotteck der Westermann'schen Buchhandlung überließ und ihren eigenen Weltruf in erster Linie der Kirche und ihren Interessen zur Verfügung stellte, das war vorzugsweise das Verdienst ihres zweiten Hauptes, Benjamin Herders.

II.

Benjamin Herder (geb. 31. Juli 1818 zu Freiburg i. B.) war erst 21 Jahre alt, als ihn im Juni 1839 der rasch nacheinander erfolgte

Tod beider Eltern zugleich mit seinem zwei Jahre ältern Bruder Karl Raphael an die Spitze des schon sehr ausgedehnten Geschäftes berief. Sein Vater hatte ihn jedoch nicht bloß für das Technische desselben herangezogen, sondern ihm am Gymnasium und an der Universität eine treffliche höhere Ausbildung zu theil werden lassen. Diese vervollständigte er durch die vielseitigste Lectüre, sowie durch Reisen in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, England und Italien. Noch mit dreißig Jahren lernte er eifrig Englisch und Italienisch. Ausgerüstet mit solchen reichen und vielseitigen Kenntnissen, aber noch weit mehr ausgezeichnet durch tiefen Ernst und Religiosität, faßte er den Plan, der Verlagshandlung seines Vaters eine entschieden höhere, idealere Aufgabe zu stellen, als jene, welche bloß in der Förderung allgemein menschlichen Wissens liegt. Wie dieses erst durch Religion und Kirche seine volle Würde und Weihe erhält und zum segensreichsten Wirken befähigt wird, so sollte auch die Thätigkeit seines Verlags künftig in erster Linie diesem erhabenen Ziele dienen. Er beschloß deshalb, unter den Verlagsartikeln eine strengere Auswahl zu treffen und die äußere Blüte des Verlags nur insoweit anzustreben, als dieselbe dadurch im Stande sein würde, katholische Lehre und Wissenschaft, katholisches Leben und Streben im weitesten Umfang zu fördern. Die Zeit selbst kam einem solchen großen Plane in mannigfacher Hinsicht günstig und fördernd entgegen, wenn auch die Uebermacht des protestantischen und liberalen Buchhandels, der Mangel an Einheit und Organisation unter den neu erwachten katholischen Kräften die Ausführung mannigfach erschwerten und ungewöhnliche Anstrengungen erforderten. Namentlich Theologie und Philosophie, welche eigentlich für die ganze übrige Wissenschaft maßgebend sein sollten, rissen sich, trotz der Tüchtigkeit und dem guten Willen ihrer Repräsentanten, nur langsam von dem Einfluß los, den die rationalistische Aufklärung, die Philosophie eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel und die protestantische Kritik auf den verschiedensten Gebieten über sie gewonnen hatte.

Diese Uebergangsperiode bezeichnen die in mancher Hinsicht hochverdienten Theologen J. B. Hirscher und F. A. Staudenmaier. Die Hauptwerke des erstern, die Lehre vom Ablaß und die bekannte Moral, erschienen nicht bei Herder, sondern bei Laupp in Tübingen; dagegen verlegte Herder eine beträchtliche Anzahl seiner kleineren Schriften vom Jahre 1842 an. Sein „Katechismus" wurde bis 1860 wiederholt neu gedruckt und sein „Leben Maria's" erlebte 1865 eine fünfte Auflage. Von Staudenmaier verlegte Herder dessen Hauptwerk, „Die christliche Dogmatik", die

1844—1852 in vier Bänden erschien, und die schöne Schrift „Ueber das Wesen der katholischen Kirche", 1845. Ungleich bedeutender als solche Einzelwerke war der Plan, die katholischen Gelehrten Deutschlands zur Herausgabe einer umfassenden katholischen Encyklopädie, des „Kirchenlexikons", zu vereinigen, und so ein Werk zu schaffen, das der Regeneration der kirchlichen Wissenschaft im weitesten Umfange zur Grundlage dienen könnte. Der Name „Encyklopädie" ist für die gesammte Aufklärungsperiode sprichwörtlich geworden. Die große französische Encyklopädie war in der That die verheerendste und zerstörendste Angriffsmaschine gewesen, welche der Unglaube zum Sturz der alten Wissenschaft angewandt hatte. Auf ihr ruhten die zahlreichen ähnlichen Nachschlagebücher, durch welche die Aufklärung alle Fachwissenschaften und die ganze öffentliche Anschauungsweise vergiftete. Dem Geiste und der Methode der alten speculativen wie positiven Theologie entsprach eine solche Behandlungsweise allerdings weniger, und doch gab es kein naturgemäßeres Mittel, den Zauber der Encyklopädie wirksam zu bekämpfen, als ein Gegenlexikon, in der Form jenem gleich, in Gründlichkeit und sachlichem Werthe ihm überlegen. Es galt, in der modernen, von der Revolution geschaffenen Form die alte, erprobte Lehre der Kirche wieder zur Geltung zu bringen und die neuen Fortschritte aller Hilfswissenschaften ihm dienstbar zu machen. Die äußeren Schwierigkeiten waren ungeheure. Herder mußte selbst ganz Deutschland bereisen, um Mitarbeiter zu gewinnen. Es gelang ihm nicht, die Leitung an einem Orte zu vereinigen. Wetzer wohnte in Freiburg, Welte in Tübingen. Nur eine unermüdliche, weitläufige Correspondenz konnte die endlos neu auftauchenden Hindernisse und Verzögerungen überwinden. Die technische Ausführung war mit nicht geringeren Schwierigkeiten verknüpft. Zu allem trat noch die Revolution von 1848 störend dazwischen. Herder ließ indes den Muth nicht sinken. Von dem schon im Beginn der vierziger Jahre geplanten Werke erschien 1845 der I. Band, 1848 der II., 1849 der III. u. s. w. Im Jahre 1860 wurde es vollendet. Einige Jahre später war es in 10 000 Exemplaren durch die ganze civilisirte Welt verbreitet. Die Aufgabe war glänzend gelöst, wenn auch gerade die philosophischen und dogmatischen Artikel nur eine allmähliche Rückkehr zur alten Lehre der Schule bezeichnen und deshalb dem heutigen Stand der kirchlichen Wissenschaft nur mehr annähernd entsprechen. Als charakteristisch mögen zwei Separatabdrücke gelten: der Artikel „Rom", verfaßt von Friedrich Hurter, und der Artikel „Luther", verfaßt von Döllinger, letzterer ein wenigstens so scharfes Charakterbild, als es

Janssens Geschichtswerk enthält, merkwürdigerweise von den Protestanten heute kaum mehr beachtet. Noch ehe das Lexikon aber vollendet war, begann von 1855 an einer seiner hervorragendsten historischen Mitarbeiter, der jetzige Bischof von Hefele, seine classische „Conciliengeschichte" in demselben Verlag zu veröffentlichen, welcher sich längst die allgemeine Hochachtung der Gelehrten erworben hatte. Daran reihten sich ausgezeichnete historische Monographien von Jörg und Floß und Mone's für die Hymnographie grundlegende Sammlung.

Während das „Kirchenlexikon" die Theologie in neuen Fluß brachte, trat fast gleichzeitig einer der größten Volksschriftsteller auf, den Deutschland je gehabt hat. Es war Herders vieljähriger Nachbar und Freund — Alban Stolz. Mit der „Mixtur gegen Todesangst" 1843 beginnen seine berühmten Kalender, die bis heute dem Volke neu, lieb und unübertroffen geblieben sind. Es folgte 1844 „Das Menschengewächs", 1845 und 1846 das „Vaterunser", 1847 „Essig und Oel" (die zehn Gebote), dann nach zehnjähriger Unterbrechung 1858 „Der unendliche Gruß", 1859 „Das Bilderbuch Gottes", 1864 „Das ABC für große Leute". Nicht in Tausenden, sondern in Hunderttausenden von Exemplaren hat sich diese katholische Volkstheologie über ganz Deutschland hin verbreitet und unermeßlich viel zur Hebung des Glaubenslebens beigetragen. Durch sie ist die große theologische Firma zugleich eine der volksthümlichsten geworden. Durch die Hirtenbriefe und Denkschriften des glorreichen Erzbischofs Hermann von Vicari, die Broschüren und Sendschreiben des ritterlichen Freiherrn von Andlaw, die meisterlichen zeitgemäßen Publicationen der Professoren Buß und Zell betheiligte sie sich dann auch an dem kräftigen Wiederaufleben des katholischen Geistes im Großherzogthum Baden und an dem segensreichen Kampf, den diese wackeren Vorkämpfer muthig und standhaft gegen die übermächtige liberale Staatsgewalt bestanden.

Wir können nicht auf alle Erscheinungen eingehen, durch welche sich der Herder'sche Verlag in den sechziger Jahren erweiterte. Beispielsweise erinnert sei an das bändereiche Werk des seligen Bischofs Räß über „Die Convertiten seit der Reformation", an Hettingers „Apologie des Christenthums", das „Spanische", „Die hl. Elisabeth" und andere Schriften von Alban Stolz, die ersten historischen Werke Johannes Janssens, Meisters „Kirchenlied", Lämmers „Conversionsschrift" und werthvolle historische Forschungen, Hergenröthers „Kirchenstaat", Greiths „Deutsche Mystik" und „Altirische Kirche", Hagemanns „Römische Kirche", Schäzlers „Dogma von der Menschwerdung", Dreves' „Hamburger Missionsannalen". Die

trefflichen katechetischen Arbeiten J. Schusters, schon um 1846 begonnen, entwickelten sich in erfreulichster Weise; gemeinsam mit Bumüller verfaßte der gewandte Pädagoge eine Reihe anderer tüchtiger Lesebücher für die Jugend; allerliebste Jugendschriften von Isabella Braun und J. A. Pflanz, nebst der köstlichen Unterhaltungszeitschrift „Sonntagsfreude" (1863 bis 1866), bildeten den Ansatz einer ebenso belehrenden als angenehmen Jugendliteratur; mit Bumüllers „Weltgeschichte" war die allgemeine Grundlage für eine ganze Reihe populärer Geschichtsdarstellungen in katholischem Sinne gegeben; mit den Literaturgeschichten von Lindemann und Brugier faßte der Herder'sche Verlag auch auf dem Gebiete der Literatur festen Fuß, und wenn sich in diesen Werken auch noch eine gewisse Abhängigkeit von den bisher fast ausschließlich herrschenden protestantischen Lehrbüchern geltend macht, so war der erste Schritt zu katholischer Selbständigkeit doch gethan. Man konnte, das war damit klar gestellt, ein recht gründliches, reichhaltiges und auch schönes Handbuch der Literatur schreiben, ohne gerade den Doctor Martin Luther als den größten Wohlthäter Deutschlands zu verherrlichen und ohne mit dem alten grobkörnigen Joh. Heinrich Voß über die Romantiker zu schelten. Man konnte die deutschen Classiker herausgeben, ohne gerade jedes ihrer Werke für einen unbezahlbaren Diamanten zu halten und ohne sich jedes Urtheil darüber von protestantischen Autoritäten vorsagen zu lassen. Wenn sich einzelne Protestanten dadurch verletzt fühlten, so war das ihre Sache. Je ängstlicher sie jeden katholischen Luftzug von sich absperrten, desto mehr Grund hätten sie gehabt, es ganz natürlich zu finden, daß die Katholiken, wenn auch noch so geduldig und friedfertig, sich doch nicht vollständig in ihr Schlepptau nehmen lassen wollten.

Wie kaum ein anderer Verlag, war der Herder'sche ein Muster jenes unbeugsamen passiven Widerstandes, den die Katholiken in einem confessionell gemischten Lande dem Protestantismus nicht bloß, ohne Verletzung der Liebe, entgegensetzen dürfen, sondern geradezu entgegensetzen müssen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben und von den Protestanten unbarmherzig meistern lassen wollen. Die erbittertsten Feinde der Kirche werden Mühe haben, aus dem Herder'schen Catalog eine Reihe Schriften zusammenzustellen, die man gerechterweise als herbe Angriffe, gehässige Polemik, feindselige Aeußerungen gegen die Bekenner des Protestantismus bezeichnen könnte. Doch wie die Verlagshandlung im allgemeinen die Werke protestantischer Autoren Verlegern derselben Confession überließ, so hat sie ohne Unterlaß Werke übernommen, welche auf allen Gebieten

das katholische Bewußtsein stärkten, läuterten, unabhängig machten, in edler Form und Sprache, mit innerer Kraft und Würde sachlich vertheidigten und zur Geltung zu bringen suchten. Das war es, was dem Gegner Achtung einflößte, die katholischen Schriftsteller immer mehr zu Herder hindrängte und seine Firma zu einem Vereinigungspunkte ihrer Bestrebungen machte. Leute, die jede katholische Meinungsäußerung schon für eine Herausforderung ansehen und in Janssens Geschichte ein bloßes Product des Culturkampfes, einen „Bahnbrecher des Jesuitismus" erblicken, werden diesen Charakterzug allerdings wohl kaum zu würdigen wissen und noch weniger beachten, daß die erste Serie der Laacher Stimmen von 1866—1869 — die Schriften der PP. Rieß, Roh, Schneemann, Rattinger und Meyer über den Syllabus — gegen den bisherigen Charakter des Herder'schen Verlags gar nicht abstach, noch ein neues Entwicklungsstadium desselben bezeichnete. Durch Benjamin Herder war der Verlag längst ein durch und durch katholischer geworden, und die neuen geschäftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, in welche er zu den Jesuiten trat, entsprachen schlicht und einfach eben dieser Ueberlieferung und dem Streben, auf dem sich seine ganze bisherige Thätigkeit bewegt hatte.

III.

So kam die Zeit des vaticanischen Concils heran. Sie war für einzelne Kreise des katholischen Deutschlands eine kritische, nicht so für den Herder'schen Verlag. Von Freiburg aus erhielt die Januspartei die schlagfertigen, entscheidenden Antworten aus der Feder des hochverdienten jetzigen Cardinals Hergenröther: den Anti-Janus schon 1869, dann 1870 die zwei Kritiken der Döllinger'schen Manifeste dieses Jahres, 1872 endlich das gewaltige Werk „Katholische Kirche und christlicher Staat", das den neuen Febronianismus mit erschöpfender Gründlichkeit zurückschlug. An dieses monumentale Werk schlossen sich im Lauf jener Jahre die zwölf Laacher Hefte über das ökumenische Concil, zwei praktische Ausgaben der vaticanischen Beschlüsse, und die Collectio Lacensis. Der frühere Standpunkt der Verlagshandlung fand in diesen Veröffentlichungen seinen deutlichen Ausdruck. Das Concil hatte nichts daran zu ändern. Wohl aber sollte nun die bisherige Entwicklung des Verlags jetzt erst zu ihrer vollsten Blüte gelangen. Die theologische, die ascetische, die historische, die geographische Bibliothek bezeichnen jede für sich einen ausgedehnten Kreis bedeutender Leistungen. Neue Jugendschriften gruppirten sich zu einer umfassenderen Sammlung, während eine stattliche Reihe von bedeutsamen

Monographien nach und nach alle Zweige der Literaturgeschichte in Angriff nahmen. All das überragte aber an Bedeutung das Janssen'sche Werk, das zum erstenmal katholisches Wissen und katholische Geschichtsanschauungen im großen Maßstab unter der staunenden protestantischen Lesewelt verbreitete, und die neue Auflage des „Kirchenlexikons", das, die früheren Leistungen harmonisch erweiternd, sich in hohem Maße die Achtung der protestantischen Gelehrtenwelt eroberte. Hettingers apologetische Thätigkeit dauerte unermüdlich fort und fand an den Schriften des gelehrten Dominikaners Weiß und anderer die erfreulichste Bundesgenossenschaft. Durch die „Katholischen Missionen" erhielt die Betheiligung Deutschlands am großen Missionswerk der Kirche ihren würdigen Ausdruck; durch die „Literarische Rundschau" erweiterte sich das Forum der katholischen Kritik in einer wohlthätigen Weise; durch das „Naturwissenschaftliche Jahrbuch" und das „Staatslexikon" erhielten auch diese Zweige des Wissens bedeutsame Stützpunkte zu regerer Entwicklung in katholischem Sinne, und in den „Stimmen" fanden auch die aus Deutschland ausgewiesenen Jesuiten die Gelegenheit, Zeit und Kraft den Katholiken ihrer Heimat zu widmen. Doch die Cataloge der letzten zwanzig Jahre sind unsern Lesern noch in lebendigster Erinnerung. Besonders der stattliche Auswahl-Catalog von 1885 gibt ein anschauliches Bild von dem mächtigen Aufschwung, den das katholische Geistesleben unter dem belebenden Frühlingshauche des vaticanischen Concils und unter den Stürmen der Culturkampfsperiode gewonnen hat. Es waren keine Herbststürme, welche blühendes Leben zerstörten, sondern Frühlingsstürme, welche auf allen Gebieten knospendes Leben zur Entfaltung brachten.

Niemand hat demüthiger und dankbarer in dieser Wendung der Dinge das gnädige Walten und Wirken der Vorsehung anerkannt, als Benjamin Herder. Menschlicherweise hätte die Staatsgewalt mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Muth des katholischen Volkes brechen und theilweise durch Gewaltmittel, theils durch die Uebermacht der kirchenfeindlichen Wissenschaft und Presse das katholische Geistesleben niederdrücken müssen. Gott hat geholfen, und das katholische Volk hat mit seiner Gnade treu und fest, unter den schwierigsten Umständen zu seiner Kirche gestanden. Statt sich entmuthigen zu lassen, haben die katholischen Schriftsteller und Gelehrten in freudigerem Wetteifer, in schönerer Eintracht, mit unermüdlicherem Fleiße als je sich um das Banner der Kirche geschaart und mitten im schwersten Kampfe sich wenigstens die wissenschaftliche Achtung billig denkender Protestanten erworben. Sie zu unterstützen, stand die Herder'sche

Verlagshandlung nicht allein da; im Norden wie im Süden Deutschlands erstand auch in dieser Hinsicht ein edler und thatkräftiger Wettstreit. Das Vertrauen aber, das hierbei in vorzüglichstem Maße sich Herder zuwandte, haben auch seine Fachgenossen völlig zu würdigen gewußt. Es war nicht das Ergebniß ehrgeizigen Strebens, sondern unermüdlicher, unverdrossener und planmäßiger Thätigkeit. Nur die consequenten Anstrengungen vieler Jahrzehnte hatten das möglich gemacht. Unter unsäglichen Mühen hatte Benjamin Herder in den fünfziger Jahren die katholischen Gelehrten in ganz Deutschland aufgesucht, um sie zu einem großen gemeinsamen Unternehmen zu gewinnen; jetzt suchten sie von selbst ihn auf und fanden durch seine geschäftliche Organisation die mächtigste Förderung einzelner wie gemeinsamer Unternehmungen.

Der Mann, der, ohne es anzustreben, der Freund oder wenigstens geschäftliche Mitarbeiter und Berather fast aller hervorragenden katholischen Gelehrten wurde und oft manche derselben in freundschaftlicher Geselligkeit um sich vereinigte, war ein stiller, ernster, anspruchsloser Mann. Eine tiefe Religiosität beherrschte sein ganzes Sinnen und Denken, sowie den kleinen Familienkreis, den er am 30. Juli 1863 durch seine Ehe mit Emilie Streber, einer Tochter des berühmten Münchener Numismatikers, begründete. Den echt katholischen Geist, den sein Verlag in so vielen religiösen Werken predigte, übte und pflegte er zunächst in seinem eigenen Privatleben durch wahre Frömmigkeit, Pflichttreue, Wohlthätigkeit und gute Werke aller Art. Wie er seine zahlreichen Angestellten in beruflicher Tüchtigkeit heranzuschulen bemüht war, so lag ihm vor allem daran, ihnen sanft und mild seine eigene religiöse Gesinnung einzuflößen. Der Geist der Gerechtigkeit, der Ordnung und Liebe waltete in seinem ausgedehnten Geschäfte, wie in seiner persönlichen Thätigkeit. Von einem Manne, der ihm nahe stand, hörten wir, daß Benjamin Herder einst alles Ernstes daran dachte, allem Irdischen Lebewohl zu sagen und in der Verborgenheit eines Ordenshauses still und geräuschlos Gott zu dienen, und daß nur der Rath eines geistlichen Freundes ihn in diesem Plane erschütterte. Derselbe glaubte, daß er als Buchhändler den höchsten Interessen der Religion weit segensreicher dienen würde, wenn er an dem mühsamen Posten ausharrte, auf den ihn nun einmal Gott gestellt. Das hat Herder denn gethan, aber im Sinne und Geist eines Mannes, der Gott das Ganzopfer seines Lebens und seiner Persönlichkeit zu weihen bereit war. Er pflegte nicht nur täglich den Segen Gottes auf seine eigene Thätigkeit herabzurufen, er pflegte auch für die Schriftsteller zu beten, mit welchen

er in Verbindung stand, und ihre Arbeit Gott anzuempfehlen. In tiefer Verehrung schloß er sich jederzeit den kirchlichen Autoritäten an, mit wahrer Liebe hing er an den verschiedenen religiösen Orden, deren wissenschaftliche Vertreter sich in seinem Verlage begegneten. Großmüthig unterstützte er junge Talente, von denen er Förderung der katholischen Presse erwartete; soviel als möglich nahm er auch Werke in seinen Verlag, die — ihres monographisch beschränkten Stoffes halber — geringen oder keinen geschäftlichen Vortheil, eher sogar Risico in Aussicht stellten, aber als werthvolle Bereicherungen der Wissenschaft das katholische Geistesleben zu heben geeignet schienen.

Da der unermüdliche Mann es nicht unterließ, persönlich von allen wichtigeren Unternehmungen seines Verlages Kenntniß zu nehmen und über die technische Ausführung selbst zu verhandeln, so war es unausbleiblich, daß er, zumal nach tüchtiger Vorbildung, die vielseitigsten Kenntnisse, und zwar in ungewöhnlichem Grade, sich zu eigen machen mußte. Diese erweiterte er noch beständig durch die mannigfaltigste Lectüre und Umschau auf allen literarischen Gebieten. Verschiedener Sprachen mächtig und nicht weniger fein gebildet, unterstützte ihn auch seine edle Gattin in diesem steten geistigen Wachsthum. Von flacher, moderner Schöngeisterei waren beide gleich weit entfernt, für alles Hohe und Edle in Wissenschaft, Kunst und Literatur gleich empfänglich. In manchen der wichtigsten Unternehmungen, wie beim „Kirchenlexikon", ergriff Herder selbst die Initiative; die „Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" ging ganz aus dem mächtigen Interesse hervor, das er selbst für diesen Zweig des Wissens hegte; zahlreiche Publicationen danken ihren Ursprung seiner Anregung, seinem Scharfblick, seinem Unternehmungsgeist; andere hat er wenigstens großmüthig unterstützt und gefördert; der gesammte Verlag aber dankt seiner Sorgfalt, seiner Gewissenhaftigkeit und der Weite seines Blickes eine Ausstattung, welche über die katholischen Kreise hinaus Lob und Anerkennung gefunden hat.

„Von gewinnender Persönlichkeit," so urtheilt das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel (Nr. 280, 3. December 1888), „in Geschäften talentvoll, prompt und gewissenhaft, gelang es Benjamin Herder, seinen Verlag nach allen Seiten auszudehnen und ihn mit vielen angesehenen und gangbaren Werken zu bereichern. Aber er druckte, wenn es galt, einer guten Sache zu dienen, gern auch Bücher, bei denen man nicht auf die Kosten kommen konnte. Treu und anhänglich, wie er war, sind ihm aus vielen Autoren und Buchhändlern Freunde erstanden.

„Für die Heranbildung tüchtiger Zöglinge im eigenen Hause blieb Benjamin Herder durch sein ganzes Leben persönlich bemüht. Von seiner edlen und ernsten Stirn leuchtete oft die Sonne eines heitern, freundlichen und theilnahmsvollen Sinnes; immer selbstlos, wußte er anderen Opfer zu bringen; ein dreißigjähriges, qualvolles Leiden (Gesichtsschmerz) hatte ihn gelehrt, zu leiden und zu schweigen.

„Was Benjamin Herder als Buchhändler geleistet, zeigt sein Verlagscatalog und zeigen die Zweigniederlassungen seiner Firma (in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.); als Mensch gereichte er unserem Stande in jedem Betracht zur Ehre, und diese ist ihm in reichem Maße erwiesen worden, soviel er sie auch dankend ablehnen mochte."

Daß das Geheimniß dieses tadellosen Lebens, dieser Geduld im Leiden, dieser Pflichttreue und anspruchslosen Demuth eine tiefernste, christliche Gesinnung war, haben Freunde, die ihn seit Jahren kannten, ebenso schön als beredt bei seinem Tode hervorgehoben. Die Andacht zum Gekreuzigten hob ihn über alle Leiden empor und ließ ihn aller eitlen Ehre demüthig aus dem Wege gehen; seine Liebe zur Kirche verlieh ihm mitten unter all' diesen Leiden einen unbesieglichen Muth und Unternehmungsgeist und gab zugleich seinem ganzen Leben und Streben das Gepräge vollster Einheit und Harmonie. A. Baumgartner S. J.

Wie man „Probleme" löst, von denen man nichts versteht, oder „Dahiel, der Convertit".

Ein Roman in drei Bänden von Richard Voß.

Wir hatten in diesen Blättern wiederholt Gelegenheit, auf „poetische" Versuche im liberalen Lager hinzuweisen, welche es sich zur Aufgabe stellten, katholisches Ordensleben entweder ausführlich zu behandeln, oder doch wenigstens in den Kreis der Darstellung einzubeziehen. Unlängst war es der Benediktinerorden, dann wieder die Gesellschaft Jesu, welche sich so mußten „verarbeiten" lassen. Aber die Jesuiten sind doch auf die Dauer etwas verbraucht, sie sind auf Rob. Byr gekommen, und Leute, die literarisch etwas auf sich halten, müssen schon nach anderem „Material" suchen. So handelt es sich denn heute zum Unterschied auch einmal um den Orden des hl. Franziskus und zwar nicht um die seit Schiller literarisch gut beleumundeten Kapuziner, sondern um die echten Franziskaner — R. Voß'scher Observanz.

„Voß' Roman ist die Geschichte eines Juden, der um die Zeit, als seine Stammesgenossen im römischen Kirchenstaat [wie auch anderswo] noch wie die Ausgestoßenen im Ghetto hausen mußten [d. h. gegen Ende des letzten Jahrhunderts], zum Katholicismus bekehrt, Mönch und Priester wird, von einem Gläubigen weiterhin zum Zweifler, von einem Zweifler zum Fanatiker wird, um schließlich als Atheist, mit Gott und der Welt zerfallen, im Kampfe gegen die Menschheit, gegen die bestehende Ordnung [als Räuber und Selbstmörder] zu sterben. Wie man sieht, ein gewaltiges Problem. Sich ein solches zu stellen, hätte kaum ein lebender Poet sonst gewagt und wagen können. Abgesehen selbst davon, daß Richard Voß als der beste Kenner italienischen Lebens unter unseren jüngeren Poeten gelten muß, ... bedurfte es auch noch der ganzen packenden Gewalt der Sprache, des fortreißenden, stürmischen Temperamentes, welche Voß eigen sind, um sich an die Ausgestaltung eines so erschütternden Seelengemäldes zu wagen, welches schon durch seine Wahl allein auf das starke Selbstbewußtsein des vor nichts zurückschreckenden und nach dem Höchsten greifenden Genies einen Rückschluß zuläßt."

In diesen Worten des Referenten der „Frankfurter Zeitung", welche den Roman einer Besprechung im Feuilleton sogar ihrer Wochenausgabe für werth hält, ist die Natur der Aufgabe durchaus richtig getroffen. Unvollständig ist die Aufzählung der Dinge, welche Voß zur Inangriffnahme eines solchen Stoffes befähigten, und der anderen Dinge, auf welche die Uebernahme solch einer Aufgabe einen Rückschluß zuläßt. Richard Voß konnte sich nämlich eine solche Aufgabe nur stellen, weil ihm die allerelementarste Kenntniß der katholischen Kirche, ihrer Lehre, Gebräuche und Einrichtungen abgeht. Er mag zwanzig Jahre in Rom und der Campagna geweilt und Volksstudien gemacht haben, er hat nur halbe Beobachtungen, die ja gewöhnlich ganz falsche sind, gesammelt, er hat Anomalien bemerkt, das Normale kennt er nicht, er hat einen Blinden gesehen, und läugnet die Sehkraft der Augen, er mag Gregorovius auswendig wissen, in einen katholischen Katechismus hat er keinen Blick gethan, ehe er über katholische Dogmen schrieb und sich an ein Problem wagte, das bei Beachtung der Thatsachen einfachhin als ein typisches nicht einmal gestellt werden konnte.

Man wird von uns keine ausführliche Analyse des Romans, keine vollständige Aufzählung auch seiner starken ästhetischen und sittlichen Schwächen verlangen; nur dafür wollen wir einen hoffentlich erdrückenden Beweis erbringen, daß R. Voß mit großem „Selbstbewußtsein" über Dinge schreibt, von denen er wenigstens wissen sollte, daß er sie nicht gelernt hat.

Worauf beruht die Conversion des Juden zum Katholicismus, also doch der ganze Roman?

Der Judenknabe hat seine Eltern um die Hand eines Mägdleins gefragt, und diese ist ihm abgeschlagen worden. Nun entspinnt sich zwischen ihm und dem P. Eustachius, einem sehr anziehend und vertrauenerweckend geschilderten Franziskanermönch, der längst das Herz des Judenknaben gewonnen, folgende Unterredung, die uns der Jude berichtet:

„Eustachius: ‚Nun hat die Welt für dich nur noch eine Hoffnung.' — Jude: ‚Welche ist diese?' — ‚Diese einzige Hoffnung für dich ist der

Glaube aller Entsagenden: das Christenthum.' — ‚Wehe mir, meine Hoffnung war todt.' Ich stöhnte laut auf. — ‚Für die Zeit hast du deiner Myrrha entsagt, aber für die Ewigkeit kannst du ihrer theilhaftig werden.' — ‚Für die Ewigkeit?' — ‚Für die Ewigkeit könnt ihr beide, du und sie, im Paradiese zusammen selig sein.' — ‚Wie kann das geschehen?' — Wiederum seine Antwort: ‚Durch das Christenthum.' — Wiederum als meine Antwort ein Stöhnen. Bruder Eustachius fuhr fort: ‚Du weißt, daß die Juden verdammt sind.' — ‚Ich weiß es. Ihr sagt es uns in jeder Predigt und ich glaube Euch. Aber es ist furchtbar.' — ‚Alle Juden sind verdammt.' — ‚Ich sehe es; ich sehe es jeden Tag, jede Stunde. Sie sind verdammt, so lange sie athmen und leben — alle sind sie verdammt.' — ‚Sie werden es auch nach dem Tode sein, sie werden es in Ewigkeit sein.' — ‚In Ewigkeit alle verdammt —' ein Schauer lief durch mein Gebein. Der Priester sprach weiter: ‚In Ewigkeit verdammt — du, dein Freund Mose, dein Vater und deine Mutter; in Ewigkeit verdammt Myrrha, in Ewigkeit verdammt alle Juden. Alle Juden verdammt zu ewiger Feuerqual, verdammt zu ewiger Verzweiflung.' — . . . ‚Und warum werden alle Juden in Ewigkeit verdammt?' — ‚Ihres Judenthums wegen.' — ‚Kann das sein?' — ‚Zweifelst du?' — ‚Nein. Denn Ihr sagt es und Euch glaube ich.' Und ich fühlte ein solches Mitleid mit dem Jammer der Menschen — der Juden — in mir, daß ich davon halb entgeistert wurde. Und zugleich überkam mich ein solches Verlangen, zu retten, zu helfen, zu erlösen . . . Ich dachte an alle Juden, und ich empfand plötzlich eine Liebe zu meinem in Ewigkeit verdammten Volke, wie ich sie vorher niemals empfunden . . . Und meine Liebe, meine Sehnsucht wuchsen riesengroß.

‚Sage mir', begann der Mönch von neuem, ‚sage mir: wenn deine Myrrha, von der du im Leben getrennt bist, einstmals aus dem Leben scheidet, so ist sie todt und sie bleibt todt — denn es gibt für die Juden nichts anderes. Deine Myrrha stirbt, wird begraben, Würmer fressen ihren Leib, gänzliche Verwesung zerstört sie, sie wird Staub zu Staube. Nichts bleibt übrig von deiner Myrrha. Nichts von ihrer zärtlichen Gestalt, nichts von ihrer süßen Stimme, nichts von ihrer zärtlichen Seele. Du hörst mich?'

Ob ich ihn hörte . . .

‚Und du bist von Myrrha getrennt. O du Unseliger! Nichts kann dich mit Myrrha mehr vereinigen.' — ‚Nichts.' — ‚Selig wir Christen! Muß ein Christ von dem Weibe seiner Liebe lassen, so findet er es in jenem Leben wieder . . . es ersteht des Christen todter Leib vom Tod. Verklärten Leibes, seligen Geistes lebt nach dem Tode der Christ mit seiner Geliebten. O ihr Armen, ihr Unseligen, ihr — ich rede in der Sprache eures Glaubens — ihr Verdammten!' — Gott wie ward mir! Der Jude lebt und leidet und stirbt und ist verdammt — verdammt zu ewigem Tode. Der Christ lebt und leidet und stirbt und steht auf vom Tode und findet die ewige Seligkeit. Die ewige Seligkeit mit seinen Geliebten . . . Ich könnte mit Myrrha die ewige Seligkeit gewinnen, wenn ich kein Jude wäre. Aber auch darauf wollte ich verzichten, ewig wollte ich auf Myrrha verzichten, wenn nur sie nicht auf ewig

verdammt würde. Und meine Eltern — und Mose ... alle Juden. — Mit aufgehobenen Händen rief ich den Christen an, als schrie ich zu Gott empor: ‚Rette sie!' Er antwortete: ‚Das kann ich nicht, denn ich bin kein Jude.' — ‚Also ein Jude kann sie retten?' — ‚Ein Jude kann ihnen helfen.' — ‚Kann ich es?' — ‚Du.' — ‚Wie, wie?' — ‚Werde Christ.' — ‚Alsdann würde ich mir selbst helfen, würde ich mich selbst retten! Alsdann würde ich allein selig werden — selig in alle Ewigkeit; indessen sie verdammt bleiben — verdammt in Ewigkeit.' — ‚Werde ein Mönch, werde, was ich bin — ein Priester.' — ‚Bleiben sie alsdann nicht verdammt, werden sie alsdann mit mir selig?' — ‚Du kannst sie als Priester von der Verdammniß losbitten von Gott. Als seinen Diener hört er dich. Und bist du sein getreuer, sein eifriger, sein gehorsamer Diener, so erhört er dich. Denn es ist Gott die Liebe, die Gnade und die Barmherzigkeit.' Da war das Wunder meiner Bekehrung an mir vollbracht" (I, 198 ff.).

Jedes katholische Schulkind wird über solchen Unsinn lachen, der sich als Kirchenlehre hier breit macht und später nur zum Theil als persönlicher Betrug des frommen Bruders Eustachius offenbart, welcher hierin im Gehorsam gegen seinen „Abt" [1] handelt. Aber abgesehen davon, was ist das für ein Held für einen so „problematischen" Roman, wie R. Voß ihn unternimmt! Wer sich durch solche Gründe bekehren läßt, ist entweder verrückt oder er ist nicht Jude gewesen und wird nie Christ sein. Der Roman freilich beweist, daß das entweder — oder nicht am Platz ist, denn der Convertit ist eben alles drei: verrückt, nicht Jude und nicht Christ. Was sich während des Romans in ihm entwickelt, ist einzig die Verrücktheit, die nach Chamäleonsart je nach den Umständen und der Umgebung eine andere Färbung annimmt. Mit einem so wenig „problematischen" weil ganz entschieden untauglichen Charakter ist es aber schon künstlerisch unmöglich, ein so großartig sich ankündigendes „Problem" lösen zu wollen. Gesteht der Jude doch selber: „Ich verstand nichts, aber ich glaubte an alles" (I, 210), auch daß eine Messe „die Seele

[1] Franziskaner haben keinen Abt. Das ist zwar nur eine Kleinigkeit, allein, würde es wohl einem Novellisten einfallen, von einem Admiral der Cavallerie zu sprechen, wenn auch Admiral an sich ebenso Befehlshaber, wie Abbas an sich Vater heißt? Das ist gegen den „Lokalton". Schreibt jemand über Zeus und Apollo oder Isiskuh und ägyptische Katze und schlägt dabei irgendwie neben all den gelehrten Philologen-Kleinkram, den die „heutige Bildung" erfordert, so geht ein Hohngeschrei über fehlende Sachkenntniß, über Mangel an culturhistorischen Vorstudien durch die Reihen der gebildeten Kritiker: die krasseste Unwissenheit in katholischen Dingen müssen wir uns jedoch jahraus jahrein ruhig gefallen lassen. Das sind Nebensachen, Quisquilien, mittelalterlicher Krimskrams — was schert das unsere Gebildeten, die den Ritus der Eleusinischen Geheimnisse wie Oberbonzen am Schnürchen haben, ob eine Todtenmesse in Gold oder Schwarz gelesen, ob das Deus te laudamus oder das Te Deum laudamus gesungen wird u. s. w. Und wirklich, gegen all den übrigen landläufigen Wider- und Aberssinn, der gegen die katholische Kirche von diesen „Dichtern" geschrieben wird, sind das auch nur Kleinigkeiten. Aber ist die Kirche denn nicht soviel Studium werth, als der Cult des mexikanischen Huitzilipochtli, vulgo Vitzliputzli?

eines Verdammten von ihren Qualen erlöst" (ebd.). Sofort nach der Unterredung führt der Mönch den Judenjüngling in die Katakomben und läßt ihn dort nachmittags [!] einer Messe beiwohnen; von da gehts direct zum Franziskanerkloster. Hier sieht Dahiel das große Kreuz: „Ach Gott — Jesus Christus hatte ihnen (den Juden) vergeben, aber die Kirche vergab ihnen nicht! Jesus Christus hatte für sie um Gnade gebeten, aber die Kirche bat für sie um Verdammniß — Jesus Christus hatte sie nicht erlöst, aber — aber ich glaubte, daß *ich* sie würde erlösen können!" (I, 216.) — Durch Bruder Eustachius sollte Dahiel auf Befehl des Abtes „auf das Christenthum vorbereitet werden und darauf das Sacrament der Taufe empfangen. Zugleich sollte das Jahr meines Noviziates beginnen". „So verging ein Jahr, dessen größten Theil ich der Ordensregel gemäß als Novize in tiefem Schweigen verbrachte. Alsdann rückte das Fest der Ostern heran . . . es wurde bestimmt, ich sollte über mein junges Christenthum ein Prüfung ablegen, öffentlich vor dem Bischof[1], vor vielen Priestern und allem Volk." Dieses öffentliche Examen hat statt am Charfreitag, nachdem um die Mittagsstunde der Abt in großem Ornat Hochamt gehalten, während die Mönche das „Deus, te laudamus" singen. Nach demselben erhebt sich „der Bischof" und verkündet den Ruhm des Convertiten: er sei so stark im Glauben befunden worden, „daß er nicht allein des Sacramentes der Taufe theilhaftig werden, sondern auch sogleich die erste Weihe empfangen — das erste Gelübde ablegen könne" (252). Was das für eine Weihe und ein Gelübde sein mag? „Am folgenden Sabbath dann wurde der Jude in der Synagoge von seinen Stammesgenossen verflucht, am heiligen Sonntag (also Ostern) in der Laterankirche getauft." [Man pflegt das sonst am Charsamstag zu thun.] „Ich schwur ab die jüdische Religion, sagte mich los von meinen Eltern und meinem Volke, nahm das Christenthum an und sprach das christliche Glaubensbekenntniß. — — Als sie [die heilige Handlung, die der Dichter vorsichtiger Weise nicht beschreibt] vollbracht war, begaben wir uns aus dem Baptisterium in die Basilika, woselbst ich sogleich mit vielen anderen Christen die Weihen empfing [er muß also inzwischen noch stärker im Glauben geworden sein]. Man legte mich und die anderen jeden in einen Sarg, man sang über uns die Todtenklage [das ist recht: Charfreitag Tedeum, Ostersonntag Miserere! Voßischer Ritus!], man erklärte uns für die Welt gestorben. Dabei erloschen die vielen Kerzen, die um die vielen Todten brannten. Alsdann begann eine herrliche Jubelmusik und vielstimmiger Jubelgesang und alle, die gestorben waren, erstanden vom Tode, ich als Bruder Angelikus . . . Auch das Haupt ward mir geschoren und mit der Tonsur verziert [? man setzt die Tonsur wohl auf das geschorene Haupt], diesem Symbol der Dornenkrone. Alsdann leistete ich das (?) Gelübde. Darauf lag ich mit den anderen eine Zeit lang am Boden mit dem ganzen Leibe, das Antlitz gegen die Steine gedrückt. Nachdem auch alle die anderen Ceremonien (?) beendet, zogen die Mönche von St. Bonaventura in ihr Kloster zurück . . . Ich fühlte mich nun erst gänzlich als ein neuer

[1] *Der* Bischof von Rom ist der Papst.

Mensch: unsäglich glaubensvoll, zuversichtlich und hoffnungsreich, zugleich unsäglich freudig und doch wiederum unsäglich beruhigt, denn: nicht allein Christus und ich waren an diesem hochheiligen Tage vom Tode auferstanden, sondern auch meine Eltern, Mose, Myrrha und viele andere Juden. Hosianna, Hosianna" (255). Trotz seiner Stärke im Christenthum weiß er also immer noch nicht, daß P. Eustachius ihn belogen hat. Und was wäre geschehen, wenn der Examinator des „jungen Christenthums" ihn nun gerade über diese Punkte gefragt hätte? Oder war auch der Bischof im geheimen Betrugsbunde?

Hier unterbricht der Dichter das Tagebuch seiner Hauptperson, um uns zu versichern, daß diese nur Selbsterlebtes berichte: „Er hat nirgends übertrieben", „ja man muß dem guten Angelikus die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in seinen Mittheilungen, die von so unerhörten Dingen handeln, eine ruhige und würdige Haltung bewahrt hat. Er berichtet eben!" (257.) Der „Bericht" hatte angehoben: „. . . ich hieß einstmals Dahiel und stamme von ungläubigen Eltern. Es ist mein Vater — verflucht sei er! — ich setze diese christliche Formel auf Geheiß des hochwürdigen Abtes Evaristus hinter den Namen meines unchristlichen Erzeugers — mein Vater ist der Rabbiner Simeon Sarfadi; und es gebar mich Hannah Sarfadi — verflucht sei sie! — eine Frau, die mich heiß geliebt hat, wie auch mein Vater . . . Aber verfluchen werden sie mich nicht, wie ich doch thun soll nach dem Gebot des hochwürdigen Abtes" (I, 33). Da muß man sich in der That mit dem Dichter „erst besinnen, daß über Dinge berichtet wird, die dem jüngstvergangenen Jahrhundert angehört haben." Aber verfolgen wir den „Bericht des Erlebten" weiter „bis zum Ende des Dramas [Räuber, Mörder, Selbstmörder, Judenmörder!], welches die Consequenz des Anfangs ist" (I, 259).

Am Abend des Ostersonntags ist Angelikus Zeuge einer geheimen, aber sehr lauten Unterhaltung zwischen dem Abt und P. Eustachius, aus welcher er endlich entnimmt, daß er von dem lieben Bruder Eustachius betrogen, daß dieser ihn bekehrt hat, nicht um seine jüdische Seele zu retten, sondern weil der Jüngling mit einer so überaus wohlklingenden Stimme begabt war. Er sollte dem Kloster durch seinen Gesang zum Ruhme gereichen. Alles andere von dem Erretten der Juden war eitel Lug. Als Eustachius sich entfernt hat, tritt Angelikus zum Abt und fragt, wie er denn die Juden erlösen könne. ‚Wenn du sie zum Christenthum bekehrst.' — ‚Durch anderes nicht?' — ‚Nein.' . . . Am andern Morgen im Klostergarten tritt Eustachius zu Angelikus. ‚Eustachius, gib mir meinen Vater und meine Mutter wieder.' — ‚Ich kann nicht.' — ‚Eustachius, gib mir meinen Freund und meine Geliebte wieder.' — ‚Ich kann nicht.' — ‚Eustachius, gib mir meinen Glauben und meinen Gott wieder . . denn du hast mir alles genommen.' — ‚Alles, alles, aber zurückgeben kann ich dir nichts!' — ‚Nichts, nichts.' — ‚Dahiel! Dahiel!' . . „Dort, wo der Mönch stand, sah ich nur einen purpurfarbenen Glanz. Vielleicht, daß, hätte ich ihm in jenem Augenblick ins Gesicht geschaut, das Schreckliche, das geschehen sollte, ungeschehen geblieben wäre; wenigstens wäre er nicht ohne meine Vergebung ein ungehorsamer Diener seines Gottes geworden . . . Da ich erst am vergangenen Tage Christ geworden,

in der nämlichen Stunde bereits die ersten Weihen empfangen, so hatte ich nicht sogleich, wie es sonst Brauch ist, mit den übrigen Geweihten an der heiligen Communion theilgenommen, sondern ich sollte einen Tag später zum ersten Male als junger Christ beichten, um darauf in der Klosterkirche gemeinsam mit sämmtlichen Brüdern und Vätern (!) den Leib des Herrn zu genießen . . . Als ich mich im Beichtstuhl befand . . ., that ich gleichsam in vollem Gleichmuth das Geständniß: ‚Ich bekenne, daß ich nicht glaube.' Nun hatte ich vor kaum 24 Stunden öffentlich das Glaubensbekenntniß abgelegt, war darauf sogleich getauft, gefirmt und geweiht worden, hatte darauf sogleich der Welt entsagt und mich dem Himmel angelobt, vermeinte also nichts anderes, als daß sich jetzt etwas Schreckliches mit mir begeben müsse, ich auch nimmermehr zur Vereinigung mit dem Herrn könnte zugelassen werden. Doch es geschah nichts dergleichen. Der Hochwürdige ließ es daran genug sein, mich väterlich zu ermahnen, mir streng ins Gewissen zu reden und mir im übrigen eine gelinde Pönitenz aufzuerlegen. Alsdann absolvirte er mich. Ich hätte nun leichteren Herzens werden können, wurde jedoch jählings von einer noch tiefern Traurigkeit und Ermattung aller Sinne befallen, also, daß ich mir zu jener Stunde den Tod wünschte, auch diesen erlangt haben würde, wenn nicht immerfort etwas in mir geschrieen hätte: ‚Du mußt glauben, glauben, glauben!' So blieb ich denn leben" (II, 9 ff.).

Haben wir Recht, wenn wir den Charakter des Helden für ungeeignet halten, durch seine Entwicklung zur Lösung jenes gewaltigen Problems beizutragen? Was hätte ein vernünftiger Mensch nach jener Entdeckung des Betrugs gethan? Vor dem öffentlichen Protest gegen das Ungeheuerliche hätte ihn doch höchstens die Furcht vor den Mönchen, der Polizei des Papstes oder vor sonst etwas zurückhalten können — innerlich aber hätte er, nachdem ihm solche Schuppen von den Augen gefallen, mit sich einig sein müssen, die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, aus der Höhle des Betrugs zu entweichen oder künftighin lustig „mit den Wölfen zu heulen". Und warum, wenn P. Eustachius nun einmal so weit war, als der Dichter ihn schildert, warum denn nicht ihn als ehrlichen Mann seinen jungen Freund über die ganze Verlogenheit des Christenthums aufklären lassen? Aber nein, dafür geht er hin und stürzt sich vom tarpejischen Felsen herab. Da er abends nicht zur gewöhnlichen Zeit zurück ist, wird Angelikus mit noch einem Bruder ausgeschickt, ihn zu suchen. Diese finden den Zerschmetterten, vom Volk umgeben. „Das Gesicht war gar nicht entstellt, aber es lag darauf kein Friede, keine Versöhnung, sondern ein solcher Ausdruck von Haß, zugleich von Hohn und Triumph, daß ich voller Entsetzen die Leuchte abwandte, damit die Menge dieses fürchterliche Todtenantlitz nicht sehe. Nun entdeckten sie einen großen weißen Zettel, welcher an einem Strick — dem Gürtel des Mönches — um des Todten Hals hing." Angelikus zerreißt ihn und steckt die Fetzen sorgsam ein. (Das Volk unterhält sich über die Sache wie über etwas Alltägliches und macht seine Witze über die wahrscheinliche Ursache des Sturzes — natürlich Liebesabenteuer . . .) „Als die Menge endlich aus dem Heiligthume gesperrt war, wollten die Mönche den Leichnam ihres Bruders in die Klosterkirche bringen; aber der hochwürdige

Abt gebot, daß man ihn, der sich selbst ums Leben gebracht, auf den Hof niederlege. Dieses nun wäre nicht das Schlimmste gewesen .. indessen etwas in mir schrie dagegen. Ich trat also zu dem Hochwürdigen heran und sagte mit unterdrückter Stimme, demüthigen Tones: Hochwürdiger Vater! .. lasset den Leichnam . . . in der Kirche niederlegen. Denn wisset: es hat der Bruder vor seinem Ende aufgeschrieben, weswegen er solche Todsünde begehe; und er hat die Schrift um seinen Nacken gehängt . . . Diejenigen nun, die den Todten gefunden, begehrten von mir, ich sollte ihnen die lateinische Schrift lesen, was ich nicht gethan habe, sondern ich habe die Schrift in Stücke zerrissen. Das lobte der Hochwürdige . . . wandte sich von mir ab und — der Leichnam wurde in die Kirche getragen und daselbst vor dem Hochaltar niedergelegt." Dann werden die Exequien gehalten und zwar abends nach dem Angelus. Als sich darauf die übrigen entfernt hatten, blieb Angelikus und hielt die Todtenwache. „Nun erhob ich mich, holte die Fetzen des zerrissenen Schriftstückes aus meinem Gewande hervor, glättete sie und paßte die Theile aneinander. Alsdann legte ich sie wieder auf die Brust des Todten, stellte mich davor und las die fremden Worte mit lauter Stimme ab, daß es schaurig durch die Wölbungen der Kirche klang [!]: Nach dem Tode des Bruders Bartolomeo, den ich auf Geheiß des Abtes der Kirche zugeführt, ward mir, dem Franziskanermönch Eustachius, geboten, den jüdischen Jüngling Dahiel Sarfadi zum Christenthum zu bekehren und der Kirche zuzuführen, was ich auch beides vollbracht habe. Dieser schändlichen Thaten willen und damit ich nicht zum drittenmale solchen christlichen Gehorsam leisten muß, verurtheile ich mich selber zum Tode. Ich vollziehe dieses Urtheil an mir, ohne vorher communicirt und gebeichtet zu haben, sterbe demnach eines unbußfertigen Todes. Also enden möge jeder, welcher der Kirche Christi Gehorsam leistet, wie ich gethan. Amen. Diese fürchterliche Schrift las ich immerfort mit lauter Stimme ab, als ob es eines meiner Gebete wäre, hielt auch dabei die Hände gefaltet. Plötzlich vernahm ich hinter mir die Stimme des hochwürdigen Abtes: ‚Bruder Angelikus, welche Gotteslästerungen betest du da?' Ich wandte mich um nach dem Hochwürdigen, grüßte ihn mit Ehrfurcht und erwiederte voll Demuth: ‚Ich lese, was der Bruder Eustachius auf dem Herzen hat.' Da wurde der Hochwürdige bleich .. trat hinzu, riß die Schrift von dem Leichnam fort, verbrannte die Stücke, nahm die Asche und streute sie über den Gestorbenen, dabei sprechend: ‚Wie ich diese Asche auf deinen Leichnam werfe, also schleudere ich auf deine Seele den Fluch, der dich scheidet von der Gnade Gottes und dich übergibt ewiger Verdammniß'" (II, 18 ff.).

„Es bewies sich an mir, daß das Christenthum ein Glaube für die Mühseligen und Beladenen ist. Weil ich nicht wußte, wohin mit mir, so überließ ich mich gänzlich meinem Gott, der sicherlich für mich einen Ausweg finden würde. Und weil in meinem Gemüth ein unsäglicher Jammer und Kampf waren, so überkam mich eine gewaltige Sehnsucht nach Frieden. Um Frieden zu finden, dafür ist nun das Kloster ein guter Ort — nämlich wenn man fleißig betet und sonst eifrig dem Heil seiner Seele lebt. Darüber vergeht einem Mönche das Denken, wodurch wiederum eine glück-

selige Dumpfheit entsteht, welche für den christlichen Geist die beste Verfassung ist, um das vornehmste Gebot eines Mönches zu erfüllen und der Kirche, ohne zu denken, in allem zu gehorsamen.

„Ich habe es seitdem oft bedacht, nämlich, daß der Bruder Eustachius nur deshalb zu solchem Ende gelangte, weil er gehorsam, aber dabei voller Gedanken war; darum soll heute und alle Tage meines Lebens mein vornehmstes Gebet lauten: ‚*Schütze mich, Herr, vor Gedanken! denn sie sind die Sünde und das Uebel und die Versuchung*'" (II, 33).

Erkläre einer das Räthsel dieses Menschen Dahiel anders als durch vollste Verrücktheit, die jetzt nicht mehr weiß, was sie vor einer halben Stunde gesagt, gethan, geglaubt hat! Und doch: „Diese ganze Bekehrungsgeschichte ist mit vollendeter Meisterschaft und in wahrhaft ergreifender Weise erzählt. Alles geht folgerichtig und lückenlos vor sich" (Frankfurter Zeitung). „Voß findet für die wachsende Enttäuschung, Skeptik und Verzweiflung des Convertiten, der nicht mehr zurück *kann* ... die erschütterndsten Töne" (ebd.). Warum „nicht zurück *kann*"? Hat er die Verlogenheit des christlichen Glaubens eingesehen, was hindert ihn dann, wieder Jude zu werden? Warum soll er nicht mehr zurück*können*? Wer hält ihn? Er geht jeden Tag, sogar ganze Nächte (!!) aus, in der Stadt, in der Campagna — wer hindert ihn, die Kutte von sich zu werfen, aus dem Kirchenstaat auszuwandern? Nein, das ganze „Gethu" ist reinste Flunkerei, um den Mönchen eins zu versetzen, die nicht denken — wobei der Verfasser denn leider nur selbst zu sehr in diese „Hauptmönchtugend" verfällt und sich das logische Denken abgewöhnt. Aber was kann man dem heutigen Publikum nicht alles bieten — je dümmer, um so „meisterhafter", wenn's nur gegen Pfaff und Kutte geht.

Von dem „Gesang", dessentwegen der Jude „der Kirche zugeführt" war, hören wir nichts mehr; dafür muß der junge, schöne und interessante Mönch betteln gehen, natürlich bei den Frauen zumeist, im Gehorsam. Hier spricht der Verfasser nun so cynisch gemeine Insinuationen aus, daß wir nur ein ganz einfaches „Pfui!" dafür haben. Jedes weitere Wort würde uns reuen.

Nach einiger Zeit, die er so zugebracht, soll Angelikus Priester werden. Er geht zu seinem Abt und erklärt ihm, es sei ihm dies unmöglich; der Abt aber wird ungemüthlich und donnert ihm entgegen: „‚Der Christ, der ein Jude gewesen, hat der Kirche unbedingten Gehorsam gelobt, und deswegen — —' Indessen ich fiel dem Hochwürdigen abermals in die Rede: ‚Und also muß der Christ, der ein Jude gewesen, der Kirche Gehorsam leisten. Und also wird der Christ, der in seinem Herzen ein Jude geblieben, ein christlicher Priester werden.' Ich fand mich ab mit Gott. Darin hatte ich bereits große Uebung erlangt. ... Ich fragte den Herrn, ob etwa er mein nächster Vorgesetzter sei? Darauf mußte mir der Herr zugeben, daß er zu meinem nächsten Vorgesetzten den Abt bestellt. Nun hatte ich gewonnenes Spiel. Ich sagte dem Herrn gerade heraus: ‚Ja, wenn das so ist, warum hast du mir keinen andern zum Abt gegeben? Nun hast du dich der Macht über mich begeben und also nichts mehr darein zu reden: der Abt befiehlt und ich gehorche dem Abt. Das Schlimme und Schlechte, das daraus entsteht, kümmert mich nicht, und es kümmert mich

nicht, daß es eine Sünde gegen dich und den Heiligen Geist ist. Sieh zu, wie du mit mir fertig wirst. Es wird ein falscher Priester aus mir werden, aber du hast es nicht anders gewollt. Ich habe keinen Theil daran'" (II, 259 ff.), wie überhaupt Narren nicht verantwortlich sind.

Kaum Priester, sollte Angelikus seinen früheren Stammesgenossen die übliche Monatspredigt halten. Zum Aeußersten gebracht, beschwört er aber die versammelten Juden, dem Glauben ihrer Väter treu zu bleiben, was ihm natürlich von seiten des Abtes und der Kirche eine schwere Buße einträgt. Er wird in ein Felsenkloster des öden Sabinergebirges verbannt, wo er auf Geheiß seines neuen Abtes seine Lebensgeschichte niederschreiben soll. „‚Schreibe die Geschichte deiner Bekehrung nieder. Ich will die Schrift nach Rom senden, als Beweis deiner Reue, deiner Unterwerfung, deines Gehorsams. Schreibe also!' Und ich schrieb ... ich heuchelte und log." Aber auf die Dauer hat der Büßer sich frei geschrieben: „Alles habe ich der Wahrheit gemäß aufgezeichnet. Nur daß ich meine Eltern segne, statt ihnen zu fluchen, daß ich die Juden liebe, statt sie zu hassen, daß ich den jüdischen Glauben, den Glauben meiner Väter für göttlicher halte als den christlichen. Gleich werde ich dem Abt Evaristus diese Bekenntnißschrift abgeben. Der Abt Evaristus wird sie prüfen, der Abt Evaristus wird sie verdammen. Ich erwarte meine Strafe, ich kenne sie: die Felsenhöhle; aber — —" (II, 280).

Und richtig, der widerspänstige Mönch wird in die Felsengrotte verbannt. „Die Schilderungen dieses Höhlenlebens sind grauenvoll. Hier feiert denn Voß' ausschweifende Phantasie wieder einmal ihre Orgien. Eine gewisse Wollust in der Erfindung und Ausmalung unbarmherziger Gräßlichkeiten läßt sich überhaupt bei dem Dichter nicht verkennen. Auch der Stil wird allmählich zerhackt, eine wilde wüste Phantastik nimmt wieder stellenweise von dem Dichter Besitz" (Frankfurter Zeitung). Es ist einfach der wüste wilde Traum eines halbverhungerten Narren, der sich als psychologische Entwicklung spreizt. Weil Angelikus an die christliche Religion nicht glauben will, sitzt er in der Höhle. Er will sich daraus nicht befreien lassen, weil dies nur auf Kosten des Glaubensbekenntnisses geschehen könnte, und doch, was sagt er endlich: „Ich will an mich glauben, daß ich zu großen Dingen zum Heil des jüdischen Volkes berufen bin. Es losbitten von seinen Sünden kann ich nicht; es zu erlösen von seiner Verdammniß vermag ich nicht; ihm zu ewigen Gütern zu verhelfen, liegt nicht in meiner Macht. Was also kann mein Geist vollbringen für das jüdische Volk?" (III, 20.) Das sagt sich ein Mensch, der Jude ist! Und was will er thun? Es ist gar zu schön: „Heute fiel es mir ein: Papst Anaklet II. war eines Juden Enkel. Papst Anaklet II. war einer der schlimmsten Feinde Israels. Und er besaß doch die Macht, das Volk der Verdammten auf Erden und im Himmel zu erlösen, dem Volk der Verdammten auf Erden Gutes zu thun und — was mehr ist! — das Volk der Verdammten im Leben hoch zu erheben.... Ein Convertit wird Papst, und dieser Papst — Juble, Israel, und jauchze!" (II, 27.)

Und so wird Dahiel nun ein großer Heiliger, kehrt ins Kloster zurück, Heuchler oder Fanatiker? Beides, und über alles Narr! Er wird Abt, nach-

dem er seinen Vorgänger gemordet, und gewährt als solcher den aus Rom vertriebenen Juden zwar in der Nähe des Klosters eine Baustätte, läßt sie aber bei eintretender Wassersnoth verdursten, wenn sie ihren Glauben nicht abschwören wollen u. s. w. u. s. w.

Wir müßten das halbe Buch ausschreiben, wenn wir all die seltsamen, verschrobenen, krassen und insgesammt gehässig falschen Ansichten über Kirche, Klöster, Ceremonien u. s. w. anführen wollten. Nur noch einige „Blumen" aus dem Schluß des dritten Bandes zum Beweise, daß dieselbe Unwissenheit und „Objectivität des Berichtes" bis zum Ende des Werkes Stand hält. Was alles sonst in dem zweiten und dritten Bande enthalten, gehört zum Theil in ein Buch Zola's älterer Richtung, zum Theil in das Tagebuch eines Irrenarztes. „Wahrlich, die Kirche Christi thut wohl, wenn sie ihren Dienern als erstes und vornehmstes Gebot das Geheiß gibt: du sollst nicht denken!" (III, 188.) — Dem Abt (Angelikus) ist eingefallen, die kranke Myrrha könne noch nicht todt sein. Er will hin und sie zur Christin machen. Das fällt ihm spät abends ein, und er wundert sich selbst: „Daß mir das nicht früher eingefallen war!" „Ich ging den Weg wieder zurück . . . erreichte das Kloster, begab mich heimlich in die Kirche, nahm das Allerheiligste, nahm das geweihte Oel, die Hostie und die Stola und eilte u. s. w." (III, 258). Er weiß aber nicht, wo sie wohnt; „von Hütte zu Hütte ging ich (im Judendorf), denn ich mußte die Wohnung Judäa's aufsuchen und mochte an keinem Hause anklopfen, darnach zu fragen. Ich hatte die Stola umgethan und hielt das allerheiligste Sacrament mit beiden Händen umschlossen. So stand ich im Sturm vor jeder Hütte und spähte nach dem sterbenden Weibe, dessen unsterbliche Seele zu retten ich Verlangen trug" (S. 260). Zuerst wollte er ihr sagen: „Bekenne dich zu meinem Glauben, damit wir, die wir im Leben getrennt waren, im Tode miteinander selig werden"; würde sie darauf nicht eingehen, „so will ich denn, der ich ein Priester der christlichen Kirche bin, die Unthat begehen und dich in herzlicher Liebe küssen, damit wir zusammen zu ewigen Qualen verdammt werden" (S. 258). S. 267 ist der „Großmeister" des Ordens gestorben, und der Jude, welcher es ja schon zum „Abt" gebracht, meint auf gewisse Anzeichen hin, es wäre nicht unmöglich, daß „ein heiliges Concilium ihn zu dieser Würde erhebe" . . . Um sich zu empfehlen, macht er eifrigen Gebrauch von der ihm durch die eben (Ende des 18. Jahrhunderts!) wieder errichtete Inquisition verliehenen Vollmacht gegen die Juden; an der Spitze seiner Mönche läßt er die Bewohner des Judendorfes in den Abgrund stürzen und wirft ihnen noch das Kreuz nach (S. 279) — nachdem er aber vorher seine Myrrha heimlich in die Sacristei gebracht und ihr dort „heiligen Wein" eingeflößt hat (S. 269). Und nun der Schluß: „Kurze Zeit nach diesen Ereignissen durchlief den Kirchenstaat die Kunde von schrecklichen Dingen, die sich im Sabinergebirge zugetragen hatten: von dem Abt eines Franziskanerklosters, der, ein jüdischer Convertit, beim Volk im Ruf eines großen Heiligen gestanden hatte, und der in Rom zu hohen Würden und Ehren ausersehen war. Dieser Mann enthüllte sich plötzlich als einer der scheußlichsten Verbrecher seiner Zeit. Er sollte ein Weib, welches darüber

irrsinnig geworden, zum Morde ihres Kindes angestiftet, seinen Vorgänger in der Abtswürde umgebracht, und eine junge Ebräerin als seine Geliebte im Kloster verborgen haben. Der Gefangenschaft und Untersuchung entzog sich der Angeklagte, wider den seine eigenen Mönche zeugten, durch die Flucht. Trotzdem für seine Einbringung ein hoher Preis ausgesetzt wurde, verfolgte man ihn vergebens; vermuthlich hatte er sich in die wilden Wälder an der Küste gerettet. Später tauchte ein Gerücht auf, der ehemalige Abt und Heilige befände sich unter der Bande, welche der berüchtigte Bandit Terenzio anführte... Dieses Gerücht bestätigte sich. Denn als die Bande durch ein ebräisches Weib Namens Judäa verrathen ward, befand sich unter denen, die mit der Wuth von wilden Thieren um ihre Freiheit kämpften, der Convertit. Er war der einzige, dem es gelang, zu entrinnen; doch von Blutverlust erschöpft, kam er nicht weit. Die päpstlichen Soldaten fanden ihn in einem Dickicht, wo er sich selbst getödtet hatte, — erwürgt mit einer Strähne goldenen Frauenhaares[1]. Als man ihn auf der Steppe einscharrte, kam ein Weib herbei, von großer Schönheit, aber jammervoll elend, das auf keine Frage Antwort gab. Die Soldaten hatten Mitleid mit ihr und ließen sie auf dem Grabe des Priesters und Räubers, um dessen Seele Myrrha indessen nicht betete. Sie wußte: der blutige Todte, der unter den gelben Schollen lag, hatte an keinen Himmel und an keine Hölle geglaubt; und sein Glaube war ihr Glaube. So mußte es kommen: zuerst ein Gläubiger und Idealist, Schwärmer und Convertit — dann Zweifler und Fanatiker, zuletzt Atheist, Mörder und Selbstmörder. Das war das Ende eines Lebens, welches schön und gut begonnen hatte. Ende."

Was sagt der Leser zu diesem Epitaph: „So mußte es kommen"? Also alle Gläubigen und Idealisten müssen nothwendig Mörder und Selbstmörder werden!

Und wie sagt der Dichter am Schlusse seines ersten Bandes? „Wie viele Tausende von den Tausenden und Abertausenden, die dem Gottessohn nachwandeln, passiren diese Stationen: der Gläubige, der Zweifler, der Fanatiker und Zelot — ohne jemals zu einem Golgotha [?] zu gelangen; denn sie verderben zu Tausenden als Lügner und betrogene Betrüger, als Heuchler und falsche Priester, als Schwärmer, Fanatiker, Wahnsinnige ... Kann doch die Geschichte dieses Einen für die Geschichte von Tausenden gelten" (I, 259).

Also doch nicht jeder Gläubige und Idealist muß Mörder und Selbstmörder werden, nur viele Tausende thun das ...

---

[1] Wie der fromme junge Mönch diese Strähne vom Altar der Kirche gestohlen, wohin sie eine von ihm „bekehrte" Buhlerin als Zeichen der Buße hingeopfert, wie er sie dann immer auf dem Herzen getragen, das ist des weitern gar herzrührend und Trauer um den armen Dichter erweckend im Buche ausführlich zu lesen. Es war dieselbe Buhlerin, die er später zur Mörderin machte, nachdem sie von Anfang an ebenso verrückt war, wie er selbst.

Der hirnverbrannten Theorien sind denn doch sogar dem Kritiker des Voß'schen Werkes in den „Blättern für literarische Unterhaltung" zu viele und zu starke. „Wie eine Insel", sagt er, „so ragt es aus der trüben Hochfluth deutscher Leihbibliotheksromane empor, aber es ist dennoch weder menschlich noch künstlerisch gelungen; es ist voller poetischer Züge [?], aber noch lange keine Dichtung; es enthält viel des Anziehenden und noch mehr des Abstoßenden; es ist so finster, grausam gräßlich und craß, daß der letzte Eindruck ein unangenehmer und ärgerlicher ist ..., weniger wegen der angedeuteten Eigenschaften, als wegen der innern Unwahrheit. ... Alles ist auf der einen Seite Unglück, auf der andern ist alles Schuld; Liebe und Leiden sind bei den Juden, Haß und Verbrechen bei den Christen. So will es der Verfasser mit anscheinender Absichtlichkeit. Er ging zu weit und verletzte. ... (Der Held) war im Herzen niemals Christ, immer Jude [?]; für uns aber bleibt er, und das ist das Schlimmste, eine psychologische Unbegreiflichkeit. Die vielfachen Umwandlungen im Charakter Dahiels versteht man nicht; die letzte Frucht kann nicht aus den Keimen hervorgehen, die in der Brust dieses Jammermenschen liegen.... So aber wenden wir uns theilnahmslos von dem Convertiten ab und müssen beinahe glauben, der Verfasser wollte darstellen, daß auch das Reinste verfault, wenn es das Christenthum berührt. Diese Auffassung ist gewiß Irrthum, aber der Verfasser trägt selbst die Schuld daran."

Ob es so sicher ist, daß jene Auffassung nicht wirklich die vom Dichter beabsichtigte war? Zweifelsohne war es seine ausgesprochene Absicht, zu zeigen, daß auch das Edelste verdirbt, sobald es mit den Mönchen, dem Priesterthum, der Kirche im engern Sinne in Berührung kommt. Der ganze Roman, der ja weiter nichts ist als die Bekenntnisse eines Mönches, bildet den Commentar zu den Worten des Klosterpächters (II, 223 ff.): „Seht diese junge Saat, wie kräftig sie dasteht, reiche Ernte versprechend — gleicht sie nicht einem jungen Menschenkind, darin das Leben herrlich aufgeht? Da ereignet es sich, daß jene Seele der Kirche verfällt, daß aus einem tüchtigen Menschen ein Priester und Mönch wird. Nun schaut euch jene Seele nach einiger Zeit, etwa nach zehn Jahren wieder an. Ich sage euch, ihr werdet sie wiederfinden so abgestorben, so bar aller Fruchtbarkeit und Nützlichkeit, wie eben dieser wüste und wilde Acker es ist: die Kirche hat aus dem fetten Boden alle Kraft gesogen und den Acker um seine ganze Ertragsfähigkeit gebracht...." Und freilich, sieht es in den Klöstern so aus, wie der objectiv berichtende Bruder Angelikus z. B. II, 35 ff. schildert und wie der ganze Roman voraussetzt, so drückt der Klosterpächter sich noch gelinde aus.

Doch wozu noch lange und überflüssige Proben beibringen? Wir wollten ja nur darthun, daß zur Lösung eines Problems vor allem Verständniß der in Betracht kommenden Thatsachen und Zustände von nöthen ist, daß man über Dinge nicht schreiben soll, von denen man nichts versteht, und daß R. Voß in der That „ein starkes Selbstbewußtsein" zeigt, wenn er sich an die Lösung einer Aufgabe machte und diese Lösung mit solcher unbefangenen Kühnheit dem Publikum vorlegt, ohne zu wissen, was dasjenige eigentlich sei, worüber er schrieb. Wir hatten schon bei einer andern Gelegenheit die bescheidene Mei-

nung ausgesprochen, man solle in geschichtlichen oder belletristischen Arbeiten nicht über katholische Dinge schreiben, bevor man sich über diese Dinge wenigstens aus katholischen Quellen Belehrung und Aufklärung geschöpft. Darauf erwiederte ein Gelehrter, Clas Humbert, er wolle den Vorwurf gegen die Angegriffenen nicht zurückweisen: „ich muß das ihnen selbst überlassen, weil ich ihre Unkenntniß (von katholischen Dingen) theile, und es mir an Zeit, Lust und Gelegenheit fehlt, dem abzuhelfen.“ [1] So derb werden andere das nicht herausſagen, aber sie werden, trotzdem sie „die Unkenntniß theilen“, wohlgemuth fortfahren über Katholisches zu schreiben, zu dichten und zu schmähen.

Wozu dieser neue Roman? Meint der Dichter etwa, das deutsche Publikum für die Juden zu gewinnen? Das wird ihm auf diese Weise nicht gelingen; die „Blätter für literarische Unterhaltung“ beweisen das klar genug. Will er die Mönche so verächtlich und gehässig machen, daß sie nie mehr Deutschlands Grenzen überschreiten dürfen? — Schreibs zu den anderen! Die Ehrfurcht und Liebe des katholischen Volkes für die armen, seeleneifrigen Söhne des großen hl. Franziskus wird ein Richard Voß nicht ertödten. Ueber die Poesie hinaus scheint uns indes bei Ankündigung des Romans die Verlagshandlung zu gehen, wenn sie schreibt: „Dieses Buch enthält die Lebensbeschreibung eines Abtes, eines getauften Juden, welcher als der Letzte einem vom italienischen Staat aufgehobenen Franziskanerkloster vorstand und gründet sich auf Factisches.“

W. Kreiten S. J.

---

[1] Allgemeine deutsche Universitäts-Zeitung. Jahrg. 1887. S. 374.

Recensionen.

Lehrbuch der Apologetik. Erster Band: Von der Religion überhaupt. Zweiter Band: Von der geoffenbarten Religion. Von Dr. C. **Gutberlet**, Professor am bischöflichen Seminar zu Fulda. 256 u. 323 S. 8°. Münster, Theissing, 1888. Preis: *M.* 7.

Auf die Gesichtspunkte, nach denen das vorliegende Lehrbuch der Apologetik zu beurtheilen ist, macht der um die philosophische und apologetische Literatur hochverdiente Herr Verfasser in der Vorrede zum ersten Bande selber aufmerksam. Nachdem er in der liebenswürdigsten Bescheidenheit hervorgehoben, daß sein Lehrbuch sich mit jenen vorzüglichen apologetischen Werken, die das katholische Deutschland bereits besitze, durchaus nicht in einen Wettstreit einlassen wolle, da die Ziele desselben wie die ganze Anlage sich wesentlich von ihnen unterschieden, versichert er, daß es ihm vor allem darum zu thun gewesen, in dieser Schrift das niederzulegen, was seit langer Zeit sein Innerstes aufs intensivste beschäftigt habe. „Der große Abfall unserer gebildeten Welt von der christlichen Weltanschauung ist nicht spurlos an meiner religiösen Ueberzeugung vorüber gegangen, sondern hat auf das mächtigste auf meine wissenschaftlichen Bestrebungen und Studien eingewirkt. Es war mir dringendste Angelegenheit, das, was ich als das einzig Nothwendige erkannt und verehrt, auf solche Grundlagen zu stützen, welche auch den verfänglichsten Angriffen einer von Gott abgefallenen Wissenschaft Stand zu halten vermögen." Demgemäß war es nicht die Absicht des hochw. Herrn Verfassers, alle Lehren, mit welchen die Apologetik sich zu beschäftigen pflegt, ausnahmslos oder gar alle in verhältnißmäßig gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Da es ihm vielmehr in erster Linie darum zu thun war, die Angriffe des modernen Unglaubens zurückzuschlagen, so sah er es als seine Hauptaufgabe an, vor allem jene Wahrheiten zu begründen und zu vertheidigen, gegen welche die von Gott abgefallene Wissenschaft mit Vorliebe ihre Waffen richtet.

Wie sehr diese Gesichtspunkte für die Auswahl des Stoffes maßgebend waren, glaubt der Verfasser selbst noch bestimmter hervorheben zu sollen, wenn er sagt: „Was die alte Apologetik als bewiesen in der Philosophie voraussetzte und darum compendiarisch behandelte: Gott und Unsterblichkeit, überhaupt die Wahrheiten der natürlichen Religion, das wird jetzt von dem Zeitgeiste zum vorzüglichsten Zielpunkte der Angriffe gemacht. Auf den Nachweis dieser Wahrheiten habe ich darum den Hauptnachdruck gelegt und ihm einen ganzen

Band gewidmet ... Es ist darum dieser erste Band vorwiegend philosophisch gehalten und finden sich darin ausführliche Untersuchungen, welche kaum in eine Apologetik zu gehören scheinen." Während demnach der erste Band nur „von der Religion überhaupt" handelt, beschäftigt sich der zweite Band mit der Lehre „von der geoffenbarten Religion". Dabei ist zu beachten, daß auch der zweite Band über die sogenannte demonstratio christiana nicht hinausgehen will, so daß die demonstratio catholica nicht zur Behandlung kommt. Der Verfasser sagt darüber: „Apologetik ist wesentlich Vertheidigung. Die Apologetik macht also diejenigen Punkte des Glaubens und der Religion zum vorzüglichsten Gegenstande der wissenschaftlichen Behandlung, welche am stärksten angegriffen werden. Nun ist es klar, daß in unserer Zeit die Controversen mit den Häretikern sehr in den Hintergrund getreten sind, dagegen der Zeitgeist vor allem die Fundamente der natürlichen Religion, Gott und Unsterblichkeit, zu untergraben sucht. Wer also die Offenbarung vertheidigen will, muß vor allem mit der größten Sorgfalt die natürliche Religion sichern. Das würde nun freilich nicht hindern, in die Apologetik, welche Beweise bringen muß, die für alle Zeiten Geltung haben, auch die demonstratio catholica aufzunehmen. Jedoch ist dieselbe so regelrechter Bestandtheil einer jeden Dogmatik, daß es unzweckmäßig erscheint, bei der großen Zahl vorzüglicher dogmatischer Handbücher auch in einer Apologetik die Tractate von der Kirche, vom Papste u. s. w. wieder zu behandeln" (I, 5). Der letzte Satz dürfte, zumal wenn er eine principielle Bedeutung beanspruchen wollte, wohl auf Widerspruch stoßen. Wie nämlich die Entwicklungsgeschichte der Apologetik zeigt, hat man sich schon seit geraumer Zeit daran gewöhnt, die Lehre von der Kirche als einen wesentlichen Bestandtheil der katholischen Apologetik zu betrachten, so daß sie sich aus derselben wohl nicht mehr wird verdrängen lassen. Und es ist ja auch mit dem Nachweise, daß die christliche Religion die wahre sei, thatsächlich erst die Hälfte des Weges bis zur vollen Wahrheit zurückgelegt. Dieser Anschauung hat auch der Verfasser selbst, trotzdem er die demonstratio catholica ausschließen wollte, dennoch insofern wieder Rechnung getragen, als er wenigstens *einen* Paragraphen des zweiten Bandes (S. 261—280), unter dem Titel: „Das Werk Jesu Christi", dem Nachweise widmet, daß die katholische Kirche die von Christus gestiftete Heilsanstalt ist. Aber es dürfen unseres Erachtens gleichfalls die Lehren von der Verfassung der Kirche (insbesondere vom Primat), sowie von den Glaubensquellen auch in heutiger Zeit Anspruch auf Berücksichtigung erheben, jedenfalls dann, wenn ein vollständiger Lehrcurs der Apologetik gegeben werden soll.

Die Gliederung des ganzen Werkes gestaltet sich folgendermaßen. Der erste Band umfaßt drei Abschnitte, deren erster *das Wesen der Religion* erklärt, während der zweite, die *Existenz der Religion* betitelt, aus der geschichtlichen Gestaltung der Religion ihre objective Wahrheit und Berechtigung nachweist (vergleichende Religionswissenschaft), und der dritte als *speculative Grundlegung der Religion* sich mit der Religionsphilosophie im engern Sinne beschäftigt. Der zweite Band behandelt, gleichfalls in drei Abschnitten, die *Theorie der Offenbarung*, die *Existenz*

der Offenbarung und das Verhältniß der Vernunft zum Glauben.

Im einzelnen sei zunächst hervorgehoben, daß die eingehende Berücksichtigung der vergleichenden Religionswissenschaft (I, 35—114; II, 49—58. 131—145) als ein Hauptverdienst des an Vorzügen reichen Werkes zu betrachten ist. Je mehr gerade diese Wissenschaft, welche in der jüngsten Zeit einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat, im Sinne des Unglaubens gegen Offenbarung und Christenthum ausgebeutet wird, um so nothwendiger ist es, daß auch die Apologetik mit deren Untersuchungen und Resultaten sich befasse. Herr Professor Gutberlet beschränkt sich indessen durchaus nicht auf bloße Abwehr jener Angriffe, sondern entlehnt auch der neuen Wissenschaft kräftige Waffen zur Vertheidigung der Grundwahrheiten der Religion. — Die Entwicklung der Beweise für das Dasein Gottes (I, 120—166) zeichnet sich nicht nur durch Schärfe der Speculation und dialektische Gewandtheit aus, sondern bekundet auch die große Vertrautheit des Verfassers mit den modernen Naturwissenschaften. Die Ausführung der fünf Beweise erhält dadurch einen besondern Werth, daß der Verfasser es sich angelegen sein läßt, die einzelnen Beweise nicht zu früh abzubrechen. Innerhalb eines Beweises macht er nämlich nicht dann schon Halt, wenn der Beweis bis zu irgend einer Seite der Thätigkeit bezw. des Wesens Gottes vorgeschritten ist, sondern sein Bemühen geht dahin, einen jeden der Beweise bis dorthin fortzuführen, wo der wirkliche Gottesbegriff in ausreichender Weise hervortritt[1]. — Den Darwinismus nennt der Verfasser „das mächtigste Bollwerk, das die neuere

[1] Vgl. Philosophisches Jahrbuch. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet und Dr. Jos. Pohle, Professoren an der philosophisch-theologischen Lehranstalt in Fulda. Fulda, 1888. Bd. I. Heft 4. S. 372 f. Hier bespricht der Verfasser selbst dieses sein Verfahren. — Gern benutzen wir die dargebotene Gelegenheit, die vorzügliche Zeitschrift unsern Lesern aufs wärmste zu empfehlen. Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, daß die Kenntniß und Würdigung der christlichen Philosophie für alle gebildeten Katholiken heutzutage von überaus großer Wichtigkeit ist. Gerade diese Ueberzeugung war der Grund, weshalb die Görres-Gesellschaft schon seit einer Reihe von Jahren die Gründung einer philosophischen Zeitschrift plante und sie zu Beginn des vorigen Jahres ins Leben treten ließ. Die Richtung, welche das „Jahrbuch" verfolgt, ist aus folgendem Satze des Programms ersichtlich: „Indem die Mitarbeiter des ‚Philosophischen Jahrbuches', der Mahnung Leo's XIII. (in der Encyklika ‚Aeterni Patris' vom 4. August 1879) folgend, an den großen Wahrheiten festhalten, welche die christlichen Schulen der Vorzeit im Anschluß an die griechischen Meister zu wissenschaftlicher Erkenntniß gebracht haben, werden sie mit den alten Problemen der Philosophie auch jene ins Auge fassen, welche aus den neueren Fortschritten der Wissenschaften erwachsen sind, um beide in einer den Ansprüchen der Gegenwart entsprechenden Form zu behandeln." Weiter ausgeführt wird die der Zeitschrift zu Grunde liegende Idee in dem ausgezeichneten Eröffnungsartikel Professor Gutberlets: „Die Aufgabe der christlichen Philosophie in der Gegenwart". Jetzt legt bereits der vollendete erste Jahrgang mit seinem reichen und gediegenen Inhalte Zeugniß dafür ab, daß mit der Verwirklichung des höchst zeitgemäßen Programmes voller Ernst gemacht ist.

Zeit dem Gottesglauben entgegensetzen zu können geglaubt hat", und dementsprechend berücksichtigt er denselben eingehend (I, 166—197). Indem er die von den Gegnern (insbesondere Spitzer) vorgebrachten Gründe einer Prüfung unterzieht, gelangt er schließlich zu dem Resultate: Die Abstammungslehre in ihrer darwinistischen Fassung ist durchaus unhaltbar. — Die Ausführungen über die moralische Nothwendigkeit der Offenbarung (II, 24 bis 62) beleuchten diese Frage unter mannigfachen Rücksichten: Nothwendigkeit der Offenbarung, bewiesen aus der moralischen Unfähigkeit des Menschen, die Wahrheiten der natürlichen Religion vollkommen zu erkennen, bewiesen aus der Unzulänglichkeit der natürlichen Ethik, bewiesen aus der Unbestimmtheit des Cultus. Geschichtlicher Beweis für die Nothwendigkeit der Offenbarung. Von der Philosophie war kein Heil zu erwarten. Haben Religionsstifter die christliche Offenbarung überflüssig gemacht? Die ganze Frage wird indessen von vornherein einer gewissen Beschränkung unterworfen, insofern die Nothwendigkeit der Offenbarung nur behauptet werden soll „für eine vollkommene und gewisse Erkenntniß aller religiösen Wahrheiten und Vorschriften der natürlichen Ordnung". Unerörtert bleibt die weitere Frage, ob Gott es hätte zulassen können, daß die Menschheit auf einen so geringen Besitz moralischer Erkenntniß, wie die wenigen Wahrheiten dieser Ordnung es sind, welche sie aus sich allein mit Sicherheit zu erkennen vermag, beschränkt geblieben wäre. Zu S. 60 f. ist zu bemerken, daß die sententia communis der Theologen, gestützt auf die Lehre des hl. Paulus und die Entscheidungen der Kirche, zur Erreichung des Heils den Glauben im eigentlichen Sinne fordert. — Die Bedeutung der äußeren Kriterien der Offenbarung und ihr Verhältniß zu den inneren wird in sehr zutreffender und lichtvoller Weise dargelegt (II, 68—76). — Bei der Behandlung der Wunder und Weissagungen finden auch die Einwürfe, welche den sogenannten „Grenzgebieten" entnommen werden, eine besondere Berücksichtigung (II, 98—102. 119—131. 207—209). Ahnungen, Spiritismus, thierischer Magnetismus, das transscendentale Subject Du Prels, das magische Ich Perty's, der vierdimensionale Raum, das Gedankenlesen u. ähnl. kommen da zur Sprache. — Die messianischen Weissagungen konnten selbstverständlich in einem kurz gefaßten Lehrbuch der Apologetik nicht mit der an sich wohl wünschenswerthen Ausführlichkeit behandelt werden. Der Verfasser begrenzt seine Aufgabe dahin: „Wir werden, zumal weil wir den Hauptbeweis für die christliche Offenbarung nicht in den Weissagungen, sondern in den Wundern finden, nicht eine eingehende exegetische Darstellung der messianischen Weissagungen geben, wie sie zur vollständigen Widerlegung des Unglaubens nöthig wäre, sondern uns begnügen, den Juden gegenüber zu zeigen, daß die Prophezeiungen, welche ohne großen exegetisch-kritischen Apparat sich als messianische unmittelbar darstellen und als solche von der Synagoge vor Christus anerkannt wurden, in Jesus von Nazareth ihre Erfüllung gefunden haben" (II, 186). — Das Wunder der Auferstehung des Herrn wird insbesondere gegen die Betrugs-, die Scheintod- und die Visionenhypothese vertheidigt (II, 212—220). — Im letzten Abschnitte (Verhältniß der Vernunft zum Glauben) ist auch der analysis fidei ein Paragraph gewidmet (II, 297

bis 312). Des Suarez Ansicht, „deren Zirkelschluß auf den ersten Blick einleuchtet", wird zurückgewiesen. „Die Gründe," heißt es da u. a., „welche Suarez zu dieser Meinung verleiteten, sind schwach. Der eigentliche Hauptgrund, den er freilich nicht ausdrücklich ausspricht, ist der, welcher überhaupt bei den späteren Theologen so viele wunderliche Theorien erzeugt hat, daß nämlich der göttliche Glaube sich lediglich und ganz unmittelbar auf Gott stützen müsse, was für ein außergöttliches Wesen rein unmöglich ist." Mehr neigt der Verfasser der Lugo'schen Erklärungsweise zu. Jedoch der Lugo und Suarez gemeinsamen Voraussetzung tritt er entgegen und citirt dabei P. Kleutgens Worte: „So viel ist gewiß, die neue Scholastik hat durch den Satz, daß Gott auch als Gegenstand der Erkenntniß letzter Grund der Fürwahrhaltung der Offenbarung sein müsse, der Theologie eine Aufgabe gestellt, an deren Lösung sie Jahrhunderte hindurch sich vergeblich abgemüht hat." Er selbst faßt seine Meinung über diesen Punkt also zusammen: „Es ist nicht bewiesen und läßt sich nicht beweisen, daß der Glaube, um theologische Tugend zu sein, mit Ausschluß alles Geschöpflichen sich auf Gott allein stützen müsse. Wir können, zumal in diesem Leben, nur durch Geschöpfliches Göttliches erkennen. Wer also eine unmittelbare Erkenntniß des Göttlichen im Glauben verlangt, macht denselben unmöglich. Die älteren Scholastiker haben diese Forderung nie gestellt; die neueren haben durch ihre mehrhundertjährigen, auf Grundlage dieser Forderungen vergeblichen Bemühungen hinlänglich bewiesen, daß mit ihr kein Glaube möglich ist." Und er macht hierzu die Anmerkung: „Ich glaube nicht den Intentionen des seligen, von mir sehr hochverehrten P. Kleutgen entgegen zu handeln, wenn ich eine briefliche Aeußerung an mich über diesen Punkt veröffentliche. Er erklärte mir, die ältere Scholastik habe diese Schwierigkeit nicht gekannt, und meinen in einer Kritik über seine Beilagen ausgesprochenen Gedanken über die neuscholastische Forderung habe er sich nur nicht auszusprechen gewagt." Auf die anderen Erklärungen, durch die der Verfasser die Theorie Lugo's umzugestalten bezw. weiterzuführen sich bemüht, können wir hier nicht näher eingehen.

Die Darstellung der Schrift ist durchweg einfach, klar und leicht verständlich, also einem „Lehrbuch" durchaus angemessen. Fremdwörter hätten hie und da durch deutsche Ausdrücke ersetzt werden können. Warum z. B. von „Factícität der Ereignisse" reden, statt Thatsächlichkeit zu sagen? Auch die übrigen Ausstellungen, die wir zu machen hätten — sie sind fast alle nur von ganz untergeordneter Bedeutung —, beziehen sich größtentheils auf die Darstellung. Bei einer Durchsicht des Werkes behufs weiterer Auflagen dürfte der Herr Verfasser insbesondere folgenden Stellen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden haben: I, 16 ff. 36 (Tiele ist Holländer), 115 f. 138. 140 ff.; II, 62. 260.

Das Buch trägt an der Stirne die Widmung: „Festschrift der theologisch-philosophischen Lehranstalt zu Fulda zur Feier des fünfzigjährigen Priesterjubiläums Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII." Die theologisch-philosophische Lehranstalt zu Fulda können wir zu dieser Festschrift nur beglückwünschen. Dem gelehrten Herrn Verfasser aber wird das katholische Deutschland für die werthvolle Bereicherung der apologetischen Literatur aufrichtigen Dank wissen.

Aug. Langhorst S. J.

Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. Zweite Auflage, fortgesetzt von Dr. **Kaulen.** gr. 8°. Bd. II: Basilianer—Censuren 2110 Sp. Bd. III: Census—Duguet 2110 Sp. Bd. IV: Duisburg—Fußwaschung 2148 Sp. Bd. V: Gaal—Himmel 2112 Sp. Freiburg, Herder, 1883—1888. Preis: pro Bd. *M.* 11; geb. *M.* 13.40.

Ein Kirchenlexikon soll nicht einfachhin über die wichtigsten Punkte der theologischen Disciplinen, Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, Pastoraltheologie, die nöthigen Aufschlüsse geben, nebst kurzen Biographien der bedeutendsten Männer, sondern das gesammte kirchliche Leben und Wissen umfassen, eine bibliotheca maxima, die sich der einzelne in höchst seltenen Fällen anschaffen kann, ersetzen. Es soll dasselbe nicht nur dem durch anderweitige Geschäfte so sehr in Anspruch genommenen Seelsorgsgeistlichen in allen seinen Zweifeln kurze und gründliche Belehrung bieten, sondern auch ein Führer sein für den Fachgelehrten und dadurch, daß es die neuesten Resultate der Wissenschaft kurz und bündig gibt und denselben mit den besten Hilfsmitteln für ein gründlicheres Studium irgend eines Gegenstandes bekannt macht, die Bahn weisen.

Dieses hohe Ideal hat dem verdienten Herausgeber beständig vorgeschwebt. Jeder unbefangene Beurtheiler der bis jetzt erschienenen Bände muß demselben zu besonderm Danke verpflichtet sein; denn nur seiner Sorgfalt und Opferwilligkeit können wir es beimessen, daß durchweg der einheitliche Charakter gewahrt wird. Ein anderer nicht zu unterschätzender Vortheil des großen Unternehmens ist der katholische, d. h. allgemeine und allseitige Charakter desselben; denn wo möglich hat der Herausgeber in Artikeln über fremde Länder wenn nicht eingeborne Schriftsteller zum Wort kommen lassen, so doch Specialforscher, die mit den Verhältnissen vertraut sind. Abgesehen von dem kirchlichen, echt katholischen Geist, der alle Mitarbeiter beseelt, und der schon seiner Natur nach zur milden Beurtheilung fremder Verhältnisse und Ansichten führt, hat die praktische Erfahrung und Vertrautheit der Bearbeiter mit den Ländern und Leuten, über die sie schrieben, vor vielen Irrthümern und Verkehrtheiten bewahrt.

Die erste Auflage war ein „magnum opus", eine großartige Leistung. Seitdem hat man jedoch auf dem Gebiete der Geschichte, der Alterthumskunde, der Exegese so gewaltige Fortschritte gemacht, daß viele Artikel der ältern Auflage unbrauchbar geworden. Mit großer Pietät wurden in der Neubearbeitung die wirklich guten und gediegenen Artikel einfach herübergenommen und, wo nöthig, ergänzt, während besonders viele dogmatische Artikel einfach durch neue ersetzt wurden. Schon der Name der Gelehrten, welche Beiträge geliefert, ist Bürgschaft, daß wir nicht flüchtig geschriebene lückenhafte Skizzen, sondern bei aller Kürze bis zu einem gewissen Grade erschöpfende Darstellungen vor uns haben. Wir wollen hier kurz einige Hauptartikel namhaft machen. Von dem verewigten Dr. J. Scheeben, einem ebenso tiefen als geistreichen Dogmatiker, sind die Artikel Glauben, Glaubensregel, Empfängniß Mariä, Concilien verfaßt. Unsere besten Dogmatiker sind fast alle vertreten: Heinrich, Berlage, Schmid, Morgott, Simar. Wichtige Artikel in der Moraltheologie

sind behandelt von Pruner, Lehmkuhl, Heuser, Wirthmüller, Wildt. Selbst Lipsius im „Theologischen Jahresbericht" hat anerkannt, daß die kirchenrechtlichen Artikel des Lexikons ausgezeichnet sind. Es sind vor allen zu nennen die von Scherer und Laurin, Maas, von Kober, Hergenröther, Vering.

Viele von Welte geschriebene Artikel über Exegese konnten einfachhin wieder abgedruckt werden, andere waren einer theilweisen Ergänzung bedürftig. Dieselbe wurde meistens von dem Herausgeber geliefert, von dem neben sehr zahlreichen und gründlichen Artikeln über Exegese auch noch andere Artikel herrühren. Professor Schanz verdanken wir die gründlichen Artikel Exegese, Chronologie ꝛc., auch historische Artikel, wie Copernikus, Galileo Galilei. Der tüchtige Artikel Hermeneutik ist von Kihn gearbeitet. Der Herausgeber hat gut daran gethan, daß er der Exegese nicht den unverhältnißmäßig großen Raum überlassen hat, den die exegetischen Artikel in Herzogs Realencyklopädie einnehmen. Denn alles Wesentliche findet sich in den weit knapperen und präciseren Artikeln des Kirchenlexikons. Dieses behandelt, wie schon der Recensent des ersten Bandes in Bd. XXIV, S. 75 dieser Blätter nachgewiesen hat, nicht bloß viele katholische Persönlichkeiten, welche in dem protestantischen Werke fehlen, sondern es orientirt auch über protestantische Gelehrte, protestantische Zustände, Lehren, Secten den Leser viel besser und schneller, als die viel umfangreichere protestantische Encyklopädie, in der manche Artikel Torsos geblieben sind, d. h. bis zu einer gewissen Periode fortgeführt sind und dann plötzlich abbrechen. Die geschichtlichen Artikel waren die Stärke der ersten Ausgabe, während die eigentlich biographischen Artikel oft recht stiefmütterlich bedacht waren. Die neue Ausgabe braucht in Bezug auf den Reichthum der biographischen Artikel den Vergleich mit keinem ähnlichen Unternehmen zu scheuen. Wenn auch hie und da in den Verweisungen auf die Literatur ein minder wichtiges Buch statt des Hauptwerkes genannt wird, und die allerneuesten ausländischen Publicationen nicht erwähnt sind, so ist doch der bibliographische Theil im katholischen Lexikon weit besser besorgt als im protestantischen.

In den historischen Artikeln sind fast alle namhaften Forscher vertreten. Was besonders erfreulich ist, ist, daß die alten und neuen Orden würdig vertreten sind. Sie behandeln sehr oft die Geschichte ihres Ordens oder schildern die großen Männer, die ihrer Genossenschaft angehört haben. Manche Ereignisse werden ins rechte Licht gerückt, manche Charaktere werden zum ersten Male gewürdigt, weil die Aufgabe Specialforschern anvertraut worden ist. Jedermann wird es billigen, daß Männer wie Geissel, Dieringer, Deutinger, die der Neuzeit angehören, eingehender geschildert wurden, ebenso daß das Literarhistorische mehr als in der ersten Auflage zu seinem Rechte gekommen ist.

Nach dem Gesagten ist es klar, daß, wer den Stand der heutigen Forschung kennen will, sich die zweite Ausgabe des Kirchenlexikons anschaffen muß. Der Verleger hat es der katholischen Geistlichkeit möglich gemacht, die schon herausgegebenen Bände lieferungsweise zu beziehen. Schreitet auch das Werk nicht so rasch voran, wie mancher wohl wünschen möchte, so wollen wir uns doch gerne gedulden, sofern das Werk, wie bisher, an innerm Werthe nichts einbüßt, sondern stetig zunimmt. A. Zimmermann S. J.

Aphorismen über Predigt und Prediger. Von Dr. **Franz Hettinger.** XVI u. 534 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 4.

„Eine durch länger als ein Menschenalter hindurch fortgesetzte Thätigkeit im Predigtamte, sowie der Beruf als Lehrer der geistlichen Beredsamkeit hat mit besonderer Liebe diesem Zweige der Seelsorge meine Aufmerksamkeit zugewendet. Da habe ich denn erfahren, an mir selbst am allermeisten, daß der Prediger nie auslernt. Was ich so durch Betrachtung der alten Meister, sowie durch das Anhören geistesmächtiger Prediger des In- und Auslandes gelernt, durch Erfahrung gewonnen und bei den Uebungen mit Predigtamtscandidaten erprobt habe, wollte ich in dieser freieren Form von Aphorismen aussprechen."

So hat Dr. Hettinger selbst in dem Vorwort Zweck und Eigenart seines Buches angegeben. Skizziren wir kurz dessen Inhalt. Schon gleich das erste Kapitel „Kann man predigen lehren und lernen?" ist in Anbetracht der Geringschätzung, welcher der homiletische Unterricht vielfach begegnet, durchaus zeitgemäß. Mitunter mögen freilich die Lehrer der Beredsamkeit selbst die Schuld an der Verachtung tragen, welche ihr Fach trifft. Das wird von Hettinger auch unumwunden zugestanden. Im 2., 3. und 4. Abschnitte nämlich forscht er nach den Ursachen, warum der Unterricht in der Homiletik mitunter ohne Frucht bleibt. Es sind vorzüglich drei: derselbe findet nicht immer statt in der rechten Weise, nicht durch den rechten Mann, nicht zur rechten Zeit. Die beiden ersten Gründe liegen auf Seite des Lehrers, den dritten aber haben andere zu verantworten. Bei dieser Gelegenheit spricht sich der Verfasser sehr entschieden gegen die Verdrängung der rhetorischen Bildung von den Gymnasien aus. „Was durch mehr als ein Jahrtausend nach dem Vorgange der Antike als ein wesentliches Bildungsmittel unserer Jugend betrachtet und gelehrt wurde, hat man unter den hohlsten, nichtssagendsten Vorwänden gestrichen." Aehnlich hatte schon vor Jahren P. Kleutgen geklagt in seiner geistvollen, auch heute noch lesenswerthen Schrift „Ueber die alten und neuen Schulen", und es freut uns aufrichtig, daß ein Mann von der Bedeutung Hettingers aufs neue diese Klage erhebt. Es mögen ja Mißbräuche in dem früheren Systeme vorgekommen sein. Aber konnten diese einen Grund abgeben, ein so wichtiges, dem jugendlichen Alter so angemessenes Bildungselement gänzlich fallen zu lassen? Unsere Gymnasien sollen ja nicht philologische Fachschulen sein, sondern die gemeinsame Grundlage für die gebildeten Stände überhaupt legen. Wie wichtig ist aber nicht, zumal in einer Zeit der Parlamente und Vereine, eine tüchtige rednerische Schulung nicht nur für den künftigen Priester, sondern auch für den Staatsmann, den Rechtsanwalt, den akademischen Lehrer, ja für jeden, der auf höhere Bildung Anspruch macht! So lange jedoch die Rhetorik auf unseren Lehranstalten wie bisher vernachlässigt wird, hat der Lehrer der Homiletik — denn mit dieser haben wir uns hier zu beschäftigen — doppelte Arbeit: er muß das früher Versäumte, soweit es jetzt noch geschehen kann, nachholen und daneben sein eigenes Feld bestellen. Kein Wunder, wenn da der Erfolg nicht immer seiner Anstrengung entspricht.

Nachdem der Verfasser so Nothwendigkeit und Bedingungen eines fruchtbaren homiletischen Unterrichtes erörtert, wendet er sich im Folgenden dem tiefgreifenden Unterschiede zwischen katholischer und protestantischer Predigt zu. Jeder katholische Priester wird unbedingt den Satz unterschreiben, „daß der Einfluß protestantischer Predigten auf die katholische Kanzel ein höchst verderblicher sein muß." In vergangenen Zeiten mochte dieser oder jener sich soweit vergessen, daß er bei protestantischen Predigern in die Schule ging, heutzutage wird sich nicht leicht einer dazu versucht fühlen. Wir haben andere und bessere Lehrmeister und sind nicht genöthigt, auswärts betteln zu gehen. Da sind es vor allem die Kirchenväter und, von ihren Schätzen bereichert, die großen katholischen Kanzelredner der späteren Zeiten, welche dem Verkündiger des göttlichen Wortes Muster und Vorbild sein können. Das Muster aller Muster aber, das „Urbild des apostolischen Predigers" bleibt Christus der Herr selbst. Ja, was ist im tiefsten Grunde die christliche Predigt anders als eine Entfaltung und Erklärung seines Wortes und seiner Wahrheit?

Aber nicht nur Ideal des Predigers ist Jesus Christus, er ist auch der vorzüglichste Gegenstand seiner Predigt. Das wird jedem Leser dieser Aphorismen so recht klar, wenn er aufmerksam erwägt, was ihr Verfasser nach den beiden Kapiteln über „Musterpredigten und ihre Bedeutung" in dem Abschnitte „Text und Perikope" in ganz vortrefflicher Weise auseinandersetzt. Wir müssen es uns leider versagen, die schönsten Stellen hier auszuheben; auch an den folgenden Anweisungen über einen nützlichen Gebrauch der Topik können wir nur flüchtig vorübereilen. Manchen werden diese Winke recht willkommen sein, nicht minder jene über „die Heilige Schrift", diese ergiebigste Fundstätte für den Prediger. Wie viele Brücken und Krücken würden bei fortgesetztem liebevollem Studium der heiligen Bücher nicht überflüssig gemacht! Wie warm und lebensvoll strömte nicht die Rede aus dem Munde, wenn Geist und Herz sich zuerst an diesen ewig frischen Quellen gelabt hätten!

Und braucht es noch weiterer Anregung, nun dann haben wir sie ja in der herrlichen Liturgie unserer Kirche. Was Hettinger hierüber geschrieben, gehört zu dem Schönsten in diesem an Schönheiten so reichen Buche. „Es ist", heißt es unter anderm, „ein zweites Evangelium, sichtbar und lebendig in den heiligen Personen, Orten, Zeiten, Handlungen, welches die Kirche den Gläubigen vor Augen stellt; ähnlich den Bildern in der Biblia Pauperum im Mittelalter stehen in den Handlungen, Weihungen, Gebeten, Uebungen der Liturgie alle Lehren des Christenthums, alle Geheimnisse unseres Glaubens, die mächtigsten Gesetze des christlichen Ethos vor uns da, klingen aus Gebet und Gesang wieder, erscheinen plastisch in den heiligen Gewändern, Gebräuchen, Bauten, Orten, Zeiten, bis zu der scheinbar unbedeutendsten Bewegung des Priesters beim heiligen Opfer in der Kniebeugung, Händefaltung, Segenspendung. Und alle Begehrungen und Bedürfnisse der christlichen Seele, alle Bedrängnisse unseres Herzens, alle Sehnsucht unseres Geistes, alle Empfindungen heiliger Liebe, alle Seufzer der Zerknirschung und Reue finden ihren rechten, würdigen, vollständigen, kirchlich geweihten Ausdruck in unserer Liturgie. Es ist der Hauch Gottes, der aus ihr weht, das Werk des Heiligen Geistes,

der die Kirche in ihrem Aufbaue geleitet hat; es sind die großen Gedanken der großen Beter, die in ihr uns aufbewahrt sind, die einst in den Katakomben gesungen wurden, die in den hehren Hallen der altchristlichen Basiliken erklangen, von denen gestärkt und ermuthigt die Märtyrer in den Tod gegangen sind. Welcher Priester hätte nicht diese Erfahrung gemacht? Man mag auch das Beste lesen, was die neuere Zeit auf dem Gebiete der Gebets- und ascetischen Literatur hervorgebracht hat — wie verschwindet es gegenüber dem Geiste, der Salbung, der Einfachheit bei aller Tiefe, der Kindlichkeit bei aller Großheit, selbst der formellen Schönheit der kirchlichen Gebete gegenüber, die man classisch nennen müßte, wollte man dieses für andere Gebiete gebrauchte Wort auf sie anwenden . . . Wer hat es nicht schon erfahren, wenn er auf Reisen, mitten im Gewühle großer Städte, wenn fremde Laute an sein Ohr schlagen und er sich recht vereinsamt fühlt, wie wohl es ihm ward, wenn er dann sein Brevier aufschlug! Da ist es uns, als träten wir in eine stille, heilige Kapelle. Die Stimmen der Welt verhallen, der Lärm des Tages schweigt, heilige Ruhe zieht ein in unsere Seele, und die längst bekannten, großen, erhabenen Gebete der Kirche schaffen in uns und um uns eine höhere Heimat, ein Heiligthum, aus dem wir dann gelabt, gesammelt und neu gestärkt wieder in die Welt zurückkehren."

Ganz gewiß, das sind schöne Worte und wahre Worte. Glücklich, wer mit dem verständnißvollen Auge des Verfassers die erhabene Größe unserer Liturgie zu betrachten versteht. Nicht nur ein reicher Quell fruchtbarer Ideen, auch wahre und warme Empfindungen werden ihm aus solcher Betrachtung entgegenströmen, und in diesen erkennt ja schon Cicero das tiefste Geheimniß echter Beredsamkeit.

Von den Quellen führt nunmehr das Buch zu der Technik der Rede. Die Kapitel „Einheit und Gliederung, Eingang und Schluß der Predigt, Stil des Predigers" geben darüber hinreichenden Aufschluß. In sachgemäßer Reihenfolge schließt sich eine ziemlich eingehende Erörterung über Vortrag und Geberde an. Wer bedenkt, von welcher Bedeutung ein guter Vortrag für den Erfolg der Rede ist, und wie sehr derselbe auf den meisten Schulen vernachlässigt wird, kann es nur billigen, wenn die Aphorismen dieser Seite der Beredsamkeit eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenken.

Damit finden die Betrachtungen über die geistliche Rede *im allgemeinen* ihren Abschluß. Es folgen Erörterungen über die *einzelnen* Predigtarten. Die Frage, ob „Grabreden — oder nicht", wird — von Ausnahmsfällen abgesehen — im verneinenden Sinne beantwortet. Das Schlußkapitel „Von der Studierstube zur Kanzel" empfiehlt gewissenhafte Vorbereitung der Predigt. Anfänger werden mit Recht aufgefordert, dieselbe ganz zu schreiben und auswendig zu lernen; Fortgeschrittene mögen sich mit einer mehr oder weniger ausführlichen Skizze begnügen oder es auch bei sorgfältigem Nachdenken bewenden lassen; niemand aber steige unvorbereitet auf die Kanzel. „Extemporiren, Improvisiren, wie man solches Treiben euphemistisch nennt, heißt die Kanzel entwürdigen, das Wort Gottes vernachlässigen, die Gemeinde schädigen, Untreue üben am heiligen Amt."

Wir haben versucht, einen, wenn auch nur dürftigen Ueberblick über den reichen Inhalt dieser Aphorismen zu geben. Hoffen wir, daß mancher Leser dieser Zeitschrift dadurch angeregt, das Buch selbst in die Hand nimmt, um darin in reicher, lebensvoller Ausführung das entfaltet zu sehen, was wir an dieser Stelle nur in schattenhaften Umrissen andeuten konnten. Kein verständiger Mann wird sich durch etwaige Meinungsverschiedenheiten im einzelnen [1] die Freude am Ganzen stören lassen. Die schöne, edle Darstellung bietet neben der Belehrung auch einen ästhetischen Genuß. Was aber die Hauptsache ist, kein Prediger wird Hettingers Aphorismen aus der Hand legen, ohne sich aufs neue für die Erhabenheit des apostolischen Amtes begeistert zu haben, und das ist ganz gewiß für den Leser ein wahrer, dauernder Gewinn und für den Verfasser ein reicher Lohn. Die Predigt ist ja in allen Zeiten von dem größten Einfluß auf die Ausbreitung und Erhaltung des Reiches Gottes auf Erden; jetzt aber, da so viele Hände niederreißen, müssen die Männer, welchen in erster Linie die ewigen Interessen anvertraut sind, alles Talent und alle Kraft aufbieten, das Werk des Welterlösers zu vertheidigen. C. Rade S. J.

Der Clerus und die Kirchenmusik. Von P. **Lambert Karner** O. S. B. 215 S. 8°. Wien, St.-Norbertus-Buch- und Kunstdruckerei, 1889.

Ein äußerst verdienstliches, zeitgemäßes und höchst interessant geschriebenes Schriftchen, das jenseits wie diesseits der schwarz-gelben Grenzpfähle von allen jenen gelesen werden sollte, an deren Adresse es sich wendet. Es zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste ist die kürzeste: „Kirchenmusik und Liturgie"; sie führt noch einmal die wichtigsten in Betracht kommenden liturgischen Vorschriften auf und berührt die gegentheiligen — Gepflogenheiten. Es gehört ein gewisser Muth dazu, wenn man sich vergegenwärtigt, wie oft und mit welcher Deutlichkeit diese Vorschriften von hoher und höchster Stelle eingeschärft sind und daneben den praktischen Erfolg beobachtet, der vielfach erreicht ist.

[1] Verstehen wir das S. 467 Gesagte recht, so will der Verfasser Laster nie zum Gegenstande der Predigt gewählt sehen. Die Vertreter der entgegengesetzten Anschauung könnten sich demgegenüber nicht nur auf innere Gründe berufen, sondern auch auf das Beispiel der Kirchenväter und der besten Prediger späterer Zeit, den vom Verfasser so hochgeschätzten Bossuet nicht ausgenommen. — Der S. 249 angeführten Vorschrift des Trienter Concils (Sess. IV) möchten in der Volkspredigt wohl auch jene gerecht werden, welche eine getreue Uebersetzung der Vulgata geben; durch eine solche scheint die Authenticität des kirchlich approbirten Vulgata-Textes thatsächlich anerkannt zu werden. — S. 291 f. beschäftigt sich der Verfasser mit dem Grunde, der die Alten veranlaßt haben mochte, den Hauptsatz in ihren Reden häufig nicht auszusprechen. Fenelons Erklärung wird mit Recht abgewiesen; wir glauben indeß, daß auch die vom Verfasser gegebene nicht für alle Fälle ausreicht. Thema und Zweck konnten bekannt sein, ohne daß damit schon an und für sich ein bestimmter Hauptsatz festgestellt war. — Außer dem S. 314 angedeuteten Falle können es unseres Erachtens auch noch andere geben, welche eine formelle Eintheilung der Predigt weniger räthlich erscheinen lassen.

So kann man wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß in Deutschland, wo es doch mit der Kirchenmusik besser steht, als in irgend einem andern Lande, auf ein lateinisches Amt deren fünf und zehn deutsche kommen. Sonst sagte man wohl: Roma locuta, causa — finita. Da bleibt kein anderes Mittel, als immer und immer obsecra und increpa.

Der zweite Theil ist der umfangreichste: „Die Musik im Dienste der Kirche"; er ist auch der wichtigste. Denn der Feind ist in Oesterreich, für welches das Buch zunächst geschrieben, wesentlich das instrumentirte Amt, das in diesem Theil im Vordergrund der Discussion steht. Hier feiert denn auch der Humor des Verfassers seine schönsten Triumphe. Difficile est satiram non scribere. Köstlich versteht es der Verfasser, Ton- in Schriftsprache zu übersetzen und ein mitgetheiltes Horrendum zu exegesiren. Ich kann es mir nicht versagen, einige Proben mitzutheilen; denn ich möchte dem Büchlein Leser gewinnen und glaube das nicht besser thun zu können, als wenn ich ihnen einen kleinen Vorgeschmack dessen gebe, was sie erwartet. So glossirt z. B. P. Karner das Tantum ergo von Bock, das in großer Partitur dem Werke beigegeben, also:

„Tantum ergo in C à 4 vocibus, 2 Violino, 2 Clarinetto, 2 Marschintrompetten, 2 Clarino, 2 Corno, Viola et Tympano, Organo et Violone. Auctore Bock. — Wohl spricht die Composition für sich selbst, aber es sei mir gestattet, auf die Feinheiten derselben etwas näher einzugehen. — Ein elegantes Flügelhorn-Solo mit zarter, tiefdurchdachter Violin- und Hornbegleitung, wozu der Bombardon als Baß den Grund anpustet, bildet die Einleitung, die mit einem Kraftschlage des ganzen Orchesters abschließt. Und nun wiederholt das Soloquartett des Gesanges mit gefühlvollem Vortrage, in etwas variirt, das gegebene Thema, welches die Clarinetten mit einer ätherisch klingenden Figur begleiten. Die Dissonanz zum Beginne c, e, g, h, c löst sich wunderbar auf und die kleinen contrapunktischen Böcklein, die Herrn Bock begleiten, verleihen dem Ganzen das entsprechende haut goût. Im darauf folgenden Tutti tritt nun die volle Kraft des Orchesters — vier Trompetten! — in Geltung, es leisten tutti quanti aus allen Leibeskräften ihr Möglichstes und bringen die Heiligkeit des ‚Veneremur' und die kräftige Wirkung des ‚sit et benedictio' mit Begeisterung zum Ausdrucke. Doch überaus schön und tiefergreifend ist, nachdem nun der Sturm sich gelegt, der dem Frühlingshauche gleichende zweite Theil des Flügelhorn-Solo. Die schmeichelnde Violinfigur, das Wiegen der Clarinetten, mit der plötzlich, einer leuchtenden Rakete gleich emporsteigenden Figur des ersten Clarinettes, das nahezu geisterhafte beharrliche Tuten der Hörner, das Eingreifen des Gesangsquartettes, das mit dem du didl du dum, du didl dum dum dum — praestet fides — dudl didl dum dum, du didl dum dum dum — supplementum — den heiligen Text in wahrhaft classischer Interpretation zum Ausdruck bringt; die feine Dissonanz in ‚sensuum', die in dem hinsterbenden ‚defectui' der Männerstimmen ihre Auflösung findet, das alles rechtfertigt die Ansicht, daß Herr Bock uns in dieser Composition ein classisches Repertoirestück unserer Kirchenchöre hinterlassen hat. Und in der That! Dieses Tantum ergo ist ein sehr beliebtes und wird oft ‚gemacht'."

Dieser ganze Theil kann als eine Blütenlese von Musterbeispielen mit entsprechenden Würdigungen bezeichnet werden. P. Karner geht ein ganzes Hochamt durch, wie es „gemacht" wird, und zieht bei jedem Theile ein oder

das andere Muster aus dem (ehemaligen) Repertoire seiner Kirche zur Illustration des Gesagten heran. Ganz nach dem Leben ist leider auch die folgende Schilderung:

„Das Tantum ergo ist vorüber und es beginnen nun die Vorbereitungen zur Messe. Der Organist präludirt, in vielen Fällen frage nur nicht, wie! Ist er musikalisch gebildet, so kommen die verschiedensten Reminiscenzen, ja selbst ganze Stücke aus diversen Liedern aufs Tapet; ist er weniger ausgebildet, so kommt er in alle möglichen und unmöglichen Tonarten hinein und läßt dabei seiner freien Phantasie vollen Lauf — gewöhnlich immer dasselbe Einerlei —, denn nach Vorlagen zu spielen, das wäre ja eine Selbsterniedrigung vor den übrigen Chorvirtuosen. Doch das Schönste ist noch nicht erwähnt. Während der Organist präludirt, stimmen die Violinisten oder üben schwierige Passagen und die Bläser begleiten ebenfalls nach freier Phantasie das Präludium und zeigen ihre Kunstfertigkeit, daß sie dazu den richtigen Ton erwischen — manchmal gehts auch daneben —, die Sänger und Sängerinnen unterhalten sich mit jokosen Gesprächen — und so gestaltet sich die Einleitung zum Kyrie, während der Celebrant Misereatur vestri omnipotens Deus betet, zu einer Ouverture, ähnlich derjenigen, von der Daniel 3, 10 geschrieben steht, ‚daß jedermann, der den Schall der Trompeten, der Pfeifen, der Zithern, der Sambuken, der Symphonien und allerlei Musikspiel höret, niederfalle und anbete das goldene Bild'."

Zum Gloria von Reuman, das man allerdings sehen muß, um es für möglich zu halten, bemerkt der Verfasser: „Wieder ertönt das Gloria und mit gesteigerter Begeisterung fällt abermals das Orchester ein und in dulci jubilo ‚arbeiten' sie nun alle darauf los und schreien pax, ubi non est pax! Viermal nacheinander ruft der Chor, verstärkt durch die Orchesterschläge: Pax, pax! — Hört man das, so denkt man wahrhaftig eher an die ‚wilde Jagd', die am nächtlichen Himmel dahinstürmt, als an die Friedensbotschaft der Engel in der heiligen Nacht!" (S. 41.) Vgl. ferner S. 46, 63, 70, 71.

Ich hatte mir noch eine ganze Reihe ähnlicher, zum Theil noch besserer Saft- und Kraftproben notirt, die ich zum Besten geben wollte, aber ich sehe, daß der Ueberfluß hier die Quelle der Armuth wird. Es wird nichts übrig bleiben, als daß sich jeder Leser, der sich sei es für Kirchenmusik oder für Culturgeschichte irgendwie sehr oder irgendwie wenig interessirt, das Büchlein selber beschafft und selber liest. Ich bitte ihn dann ja zu beachten das Cantate Domino S. 70, mit der schönen Exegese S. 75, das Mozart'sche Jesu corona virginum, dessen Originaltext:

Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht.
Die süßen Triebe mitzufühlen,
Ist dann der Weiber erste Pflicht.

Die mit alt-niederländischer Malertreue gegebene Schilderung S. 81 muß sich hier schon ein Plätzchen erobern: „Wenn der Herr Bürgermeister sein Namensfest feiert, ertönt als Gratulation: ‚Das ist der Tag des Herrn'. Wenn bei einer Fahnenweihe die Frau Patroneß einen Nagel einschlägt, erschallt durch die Luft: ‚Das ist der Tag des Herrn'. Wenn ein Gründungsfest gefeiert wird, erklingt in hellem Klang: ‚Das ist der Tag des Herrn'.

Wenn ein Jubilant sein Jubiläum begeht, rührt zu Thränen: ‚Das ist der Tag des Herrn'. Wenn eine ‚Kaiser-Joseph-Feier' stattfindet, singt der ∴ Brüder geweihter Chor: ‚Das ist der Tag des Herrn'. Wenn der Bischof seine Diöcese bereist, entzückt ihn allerwärts im abendlichen Ständchen: ‚Das ist der Tag des Herrn', und begeht die katholische Kirche z. B. das heilige Osterfest, so hört man auch da zum Offertorium: ‚Das ist der Tag des Herrn'." Dr. Witt bemerkt zu dieser Stelle (in Nr. 10 der „Fliegenden Blätter"), er kenne einen Bischof, der stets auf die Frage, ob der Gesangverein ihm eine Serenade bringen dürfe, erwiedert habe: „Ja, wenn ‚der Tag des Herrn' nicht dabei ist." Als Analogie zu dem Osteroffertor schließe ich hier die Notiz (Musica sacra Nr. 11) an: „In einer andern süddeutschen Diöcese blies die Blechmusik beim Einzuge des Bischofs in die Pfarrkirche zu R. das Lied: ‚Jetzt kommt der Stoffel'; — ein geistreicher Ersatz für den ‚Tag des Herrn' einerseits und das vom Cäremoniale für den Fall vorgesehene Ecce sacerdos magnus." — Verwandt ist folgende Silhouette (S. 101):

„Der größte Feier- und Festtag im Jahre ist unstreitig der Kirchtag ... Daß da immer auch eine große Messe aufgeführt wird, daß nicht selten die ‚Harmonie' zum Offertorium irgend ein Andante religioso ohne Gesang zum Besten gibt, ist selbstverständlich... Geht der Priester zum Altare, so empfängt ihn ein Marsch; das Amt selbst wird durch einen Tusch verunstaltet und ‚wenn der Pfarrer nach dem Amte durch die Kirche ‚ins Einweichen' geht, wird immer ein fescher Marsch geblasen'. — Das Amt ist vorüber und es kommt die Mittagszeit. Nun kommen die Musikanten multo vino servientes, um dem Herrn Pfarrer ihre Aufwartung zu machen, und siehe da! dasselbe Andante religioso, das in der Kirche als Offertorium gegolten, es dient jetzt als Tafelmusik. — Es kommt der Abend und derselbe Marsch, der in der Kirche dem Hochamte voranging, eröffnet die Tanzmusik. — Es kommt die Nacht: ein Bursche läßt seine Dulcinea hochleben. Und siehe da, derselbe Tusch, der in der Kirche zum Gloria in excelsis Deo ertönte, er dient jetzt zur Verherrlichung des Bacchus und der Venus. — Es kommt der Morgen und einer, ‚der es thun kann', läßt sich nun ‚nach Hause blasen', und wieder siehe da! derselbe Marsch, der den Herrn Pfarrer vom Altare in die Sakristei geleitet, er gibt nun auch einem Besoffenen das Geleite."

Ich lasse das übrige weg; denn die Sache ist selbstredend: Res clamat ad Dominum; Marsch, Tusch, Andante haben den Weg zu ihren rechten Herren zurückgenommen.

Der dritte Theil ist dem Volksgesang gewidmet. Hier kommt zunächst das deutsche Amt vors Messer, das nach Melodie und Text gehörig gewürdigt wird. Dieser Schmarotzer hat nicht nur den vorschriftsmäßigen liturgischen Gesang überwuchert und erstickt, sondern auch den Volksgesang. Hier kann Referent, was Oesterreich angeht, aus eigener Erfahrung sprechen. Monatelang hörte er, wie in einer benachbarten Kirche Tag für Tag das Amt begann: „Hier liegt vor deiner Majestät". Die schmackhafteste Kost wird aber zum Ekel, wenn sie täglich wiederkehrt. Eines Tages wollte ich mich überzeugen, wie denn der Gesang in der Kirche beschaffen sei, und wartete das Amt ab. Wie war ich überrascht! Es sang überhaupt niemand, die Orgel allein führte die Messe auf. Kein Wunder, wenn das tägliche Einerlei seit

des kaiserlichen Sakristans Tagen bis heute dem Volk zum Ueberdruß geworden. An einem andern Orte wurden sonntäglich drei Aemter gehalten; das erste: „Hier liegt" gesungen bei schwacher Betheiligung des Volkes; das zweite: „Hier liegt" von Priester und Orgel allein ausgeführt; das dritte endlich liturgisch richtig und mit würdiger Musik. An einer dritten Stelle sangen die Gymnasiasten seit Josephi des Zweiten Tagen an jedem Sonntag: „Hier liegt"; ich war Zeuge der Berathung, ob man nicht abwechslungshalber auch einmal die andere Messe: „Wir werfen uns darnieder" üben solle. Diese zweite Jammermesse analysirt Karner köstlich auf S. 151 u. f.

Schließen wir. P. Karner hat sich bereits früher einen Namen gemacht durch mehrere Schriften und Aufsätze, die den gemeinsamen Titel tragen: „Künstliche Höhlen in Nieder-Oesterreich"[1]. Es ist somit leicht erklärlich, daß der unermüdliche Höhlenforscher auch einmal in die „Kunst-Höhle" der österreichischen Kirchenmusik eintreten wollte. Und allerdings hat er allerlei seltene Nachtfalter ans unangenehme Tageslicht gebracht. Mögen sie ihm nicht allzu böse sein!

G. M. Dreves S. J.

Dänemark. Geschichte und Beschreibung, Literatur und Kunst, sociale und ökonomische Verhältnisse. Von **H. Weitemeyer.** VII u. 333 S. 8°. Kopenhagen, Höst, 1889. Preis: *M.* 5.50.

„Ein Buch, welches nicht den Zweck hat, etwas Neues zu sagen, und doch den Anspruch erhebt, etwas wirklich Neues zu sein; ein Buch, welches über Dänemark und dänische Verhältnisse handelt und von Dänen aus dänischer Gemüths- und Denkart herausgeschrieben ist und sich doch nicht der dänischen Sprache bedient, mit diesen wenigen Worten ist eigentlich alles gesagt" (S. V). Unterstützt von namhaften Gelehrten hat der Herausgeber seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Bis jetzt sind wir auf kein ähnliches Buch gestoßen, das in gleich objectiver und doch patriotischer Sprache vaterländische Geschichte, Geographie, Kunst und Literatur dem Auslande geschildert hätte.

Eine kurzgefaßte Geschichte Dänemarks (S. 1—81), verfaßt von Herrn Weitemeyer, steht natürlich an der Spitze des Buches. Kaum ein Wort ist uns aufgefallen, das in politischer oder religiöser Beziehung stoßen könnte. Auch der zweite Artikel: Land und Volk (S. 81—165) ist aus der Feder des tüchtigen Geographen Weitemeyer. Den vielen deutschen Touristen, die in letzter Zeit ihre Sommerfahrt nach dem frischen, schönen Norden richten, werden die Schilderungen des Verfassers recht willkommen sein. Der Artikel: Literatur und Kunst (S. 165—243) führt uns in das rege und reiche Geistesleben der Dänen ein, und zwar zunächst Herr Schwanenflügel in Sprache und Literatur, der berühmte Kunstkritiker Julius Lange in die Kunst, Herr Angul Hammerich in die Musik und Herr Schwanenflügel in die dänische Bühne und ihre Künstler. Sehr interessant ist V. A. Sechers gründlicher Artikel über dänisches Recht, Verfassung und Erbfolge (S. 243—271). Der nun

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXIV, S. 22 ff.

schon Jahrzehnte sich hinschleppende Parteikampf im dänischen Folkething hat eine Darstellung gefunden, die an Objectivität und Klarheit kaum übertroffen werden könnte. Zum Schlusse theilt der als Statistiker bekannte Comptoirchef Herr M. Rubin (S. 277—327) eine recht klare Uebersicht über die ökonomischen und socialen Verhältnisse Dänemarks mit. Ein genaues Personen- und Sachregister (S. 327—333), wie ein recht übersichtliches Kärtchen Dänemarks, der Färöer und Islands erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Ebenso willkommen für den Ausländer, der sich mit der dänischen Literatur bekannt machen will, ist die fast jedem Abschnitte beigegebene Bibliographie.

Das Buch ist bereits in dänischer und französischer Sprache erschienen, eine englische Uebersetzung ist in Arbeit. Die deutsche Sprache in der uns beschäftigenden Ausgabe ist im allgemeinen recht fließend und correct, doch nicht immer frei von Härten und Danismen. Wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, wenn er (S. V) schreibt: „Für den Fremden, welcher sich für Dänemark interessirt, wird es gleichsam eine Quelle sein können, aus welcher schöpfend er nicht nur das Land und das Volk etwas kennen lernt, sondern auch dessen wichtigste Institutionen und geistige Regungen, und zwar von einem dänischen Standpunkt aus betrachtet; hoffentlich wird der Leser ein kleines Volk kennen lernen, welches nach Kräften theilnimmt an den großen Culturbewegungen der Zeit, welches trotz harter Prüfungen den Muth aufrecht hält und sowohl in geistiger wie in materieller Beziehung mit Glück dafür kämpft, eine berechtigte Stellung unter den europäischen Staaten einzunehmen."

W. Plenkers S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Afrika und der Mohammedanismus. Von E. F. A. Münzenberger. 69 S. 8°. Frankfurt a. M., A. Fösser Nachfolger, 1889. Preis: 75 *Pf.*

Das alte Nachbarland Afrika ist den Europäern in Folge der neuen Verkehrsmittel näher gerückt, als man sich gewöhnlich vorstellt. Auch das Innere von Afrika ist uns nach den Entdeckungsreisen hervorragender Forscher als eine ganz neue Welt erschlossen, und immer lebhafter wird das Interesse, welches auch die Deutschen und die deutschen Katholiken zumal dem schwarzen Erdtheil widmen. Katholische Missionäre, auch deutsche, dringen von allen Seiten gegen das Innere vor; der Heilige Vater hat durch einen der ehrwürdigsten Kirchenfürsten alle christlichen Völker Europa's zum Kampfe gegen die mohammedanische Sklavenjagd aufgefordert; da kann es nicht zweifelhaft sein, daß eine Schrift, wie die vorliegende, höchst zeitgemäß ist. Der Verfasser behandelt die Verbreitung des Mohammedanismus in Afrika, das eigenartige Wesen desselben, die Folgen einer völligen Mohammedanisirung Afrika's und die Art und Weise, wie dieser entgegenzutreten ist. Was die höchst beachtenswerthen Kapitel über das Wesen des Islam und über sein Verhältniß zur Sklaverei und zum Christenthum enthalten, verdient in den weitesten Kreisen bekannt und erwogen zu werden.

Die dort gegebenen Daten zeigen hinreichend, was der Islam ist und was er namentlich für die armen Neger in Afrika ist. Ueber diese ist der Mohammedanismus seit einigen Jahrzehnten von Arabien aus hereingebrochen, hat sie massenhaft getödtet, gepeinigt, in die Sklaverei geschleppt. In fünf Jahren, von 1862—1867, wurden aus den Häfen von Sansibar allein 97,263 Sklaven verkauft (S. 57 Anm.). Bedenkt man, daß, um einige wenige zu Sklaven zu machen, oft Dutzende, zuweilen Hunderte getödtet werden, und mehr als die Hälfte der Sklaven an den grausamen Mißhandlungen auf dem Wege sterben, so ist es klar, daß hier ein Abgrund von Elend sich aufthut, wie es in den schlimmsten Zeiten des heidnischen Alterthums kaum schlimmer gesehen worden. — Es kommt noch dazu, daß die mohammedanischen Araber in voller Arbeit sind, den Europäern Afrika zu entreißen und auf tausend Jahre zu verschließen. Nicht halb Afrika, wie Munzinger meint, sondern zwei Drittel dieses Erdtheils, stehen nach dem vortrefflichen Ueberblick, welchen der Verfasser gibt, schon jetzt unter ihrer Herrschaft, die sich immer noch weiter ausdehnt. Wie weit die Anhänger Mohammeds von Arabien bis China diesem Aufschwung des Islam in Afrika sich anschließen werden, mag hier, wo es sich zunächst um Afrika handelt, unerwogen bleiben. — Bekehrung vom Islam zum Christenthum ist nach den Erfahrungen von Jahrhunderten äußerst schwer, ist, wo der Mohammedanismus die unbeschränkte Herrschaft führt, fast unmöglich zu nennen (vgl. S. 64 die Worte Cardinal Lavigerie's, welcher besser als irgend ein anderer diese Verhältnisse kennt). Das Aufgeben des Islam ist zudem mit Todesstrafe belegt (S. 46). Es würde also Europa auf unabsehbare Zeit einen ganz verschlossenen Erdtheil mit vielen Millionen Mohammedanern zum unmittelbaren Nachbarn haben. Eine mehr als zehnfache Türkengefahr vor den Thoren. Ob die europäischen Völker dies gestatten wollen, ob sie auf ihre afrikanischen Besitzungen mit demüthigender Unterwerfung vor der Gewalt der Muselmänner verzichten, alle Unmenschlichkeiten eines fanatischen und fatalistischen Mohammedanismus jetzt über die armen Negervölker in Afrika und später vielleicht über ihre eigenen Kinder hereinbrechen lassen wollen, oder ob sie das letzte Drittel des freien Innerafrika schützen und die andern zwei Dritttheile dem unseligen Joche des Islam entreißen wollen: darum handelt es sich nach den Darlegungen des Verfassers jetzt in der afrikanischen Frage.

Compendium historiae librorum sacrorum Novi Testamenti, praelectionibus biblicis concinnatum a Leone Ad. Schneedorfer, s. ord. Cist. altovad. presb., ss. Theologiae doctore et C. R. in Universitate Carolo-Ferdinandea Pragae professore publ. ordin. — 331 p. 8°. Pragae, Bellmann, 1888. Preis: *M.* 4.

Was sonst unter dem Namen „allgemeine und besondere Einleitung in das Neue Testament" behandelt zu werden pflegt, ist hier als historia librorum sacrorum geboten. Inspiration, Geschichte des Canons, Geschichte des Textes, die Uebersetzungen, Ausgaben des Textes, Echtheit und Glaubwürdigkeit im allgemeinen, werden im ersten Theile (bis S. 114) besprochen. Der zweite, besondere Theil beschäftigt sich mit den einzelnen Büchern; Person und Leben des Verfassers, Echtheit und unversehrte Ueberlieferung des Buches, Zeit der Abfassung, Zweck und Inhalt, werden im einzelnen dargelegt. Nach Ausweis des Titels soll das Buch als Grundlage für akademische Vorlesungen dienen. Es behandelt daher den Stoff kurz und bündig, hie und da mehr andeutungsweise, so daß dem mündlichen Vortrage noch ein großer Spielraum gelassen ist. Zur Wiederholung und Auffrischung des Gehörten und zur raschen Orientirung über einschlägige Fragen ist das Buch bei seiner Klarheit und Bestimmt-

heit ganz zweckentsprechend. Es wird auch nicht versäumt, anzugeben, wo über den betreffenden Gegenstand noch mehr und Eingehenderes zu finden sei. Bei strittigen Fragen ist das Für und Wider kurz und übersichtlich registrirt und meist auch eine bestimmte Ansicht mit mehr oder minder Zuversicht vorgetragen. Die Inspiration, die nur dogmatisch bewiesen werden kann, steht am Anfang. Nachdem gezeigt ist, daß Gott in einem wahren Sinne auctor librorum ist, wird dann später S. 109 die Glaubwürdigkeit dieser Bücher vom rein geschichtlichen und apologetischen Standpunkt aus erwiesen. Ob das die rechte Ordnung ist? Nach S. 9 gehört die Einleitung zum apologetischen Theil der Theologie; die Inspiration aber ganz gewiß zum dogmatischen. Wenn gesagt wird: dicta aliorum etc. non pertinere ad objectum inspirationis (S. 31), so ist das mißverständlich; ebenso ist es mit dem beigefügten Grund: in illis enim sacri scriptores dumtaxat partes historicorum implent. Denn Gott will uns eben durch den heiligen Schriftsteller auch die Reden und Ansichten anderer mittheilen. S. 96 hätte auch die Ausgabe von Westcott und Hort erwähnt werden sollen; der Name Clemens VIII. kam nicht schon 1592, sondern erst 1641 auf den Titel der Vulgata-Ausgabe (vgl. Cornely, Introd. I. p. 478); S. 168 hat sich der Name Beelen in rationalistische Gesellschaft verirrt. Das Lucas-Evangelium soll erst 67—70 abgefaßt sein. Aber der Schluß der Act. Ap. scheint doch laut dagegen zu sprechen. Die Frage, ob das Matthäus-Evangelium aramäisch oder griechisch geschrieben sei, scheint dem Herrn Verfasser noch nicht endgiltig entschieden. In Betreff des comma Johanneum tritt der Herr Verfasser für die Unechtheit ein; ganz mit Recht. Der Standpunkt der galatischen Unruhestifter ist richtig gezeichnet; Jakobus, der Verfasser des Briefes, ist der Verwandte des Herrn, der Sohn des Alphäus; Petrus hat den Brief Judä gekannt und theilweise benützt. — Vielleicht wäre es auch in einem Compendium angebracht, wenn öfters halbe Seiten wörtlich anderswoher entlehnt sind, dieses irgendwie kenntlich zu machen. Uebrigens sei das Buch bestens empfohlen.

Die Heilslehre der katholischen Kirche. Ein Unterrichtsbuch für jeden Katholiken, ein Hilfsbuch für Seelsorger. Von Leopold Uffenheimer, Pfarrer in Judenau, Nieder-Oesterreich. Mit Approbation des hochw. Bischofs von St. Pölten. 435 S. gr. 8°. Einsiedeln, Benziger, 1889. Preis: *M.* 5.

Das vorliegende Buch hat den besondern Zweck, „zunächst der reifern Jugend jene Religionswahrheiten, die sie in der Schule aus dem Munde des Katecheten vernommen, von neuem vorzuführen", sowohl um das Gedächtniß daran aufzufrischen, als auch um die noch vorhandenen Lücken in der religiösen Bildung auszufüllen. Zugleich soll es für das ganze spätere Leben „als katechetisches Lesebuch zur religiösen Erbauung und Aufklärung" dienen. Es erscheint in der Gestalt eines Katechismus mit Frage und Antwort, denen öfters am Schlusse eines Abschnittes Einwürfe und Lösungen folgen. Zwischen dem ersten und zweiten Glaubensartikel sind passend die wichtigsten Thatsachen der alttestamentlichen Geschichte in schlichter Erzählung eingefügt. Die mit Rücksicht auf das reifere Alter und die Bedürfnisse der Zeit vorgenommenen Erweiterungen des Schulunterrichtes bestehen in größerer Vollständigkeit, umfassenderer Begründung und populärer Widerlegung landläufiger Einwendungen gegen die katholische Lehre, sowie in vielfachen praktischen Anweisungen für das christliche Leben. Der Verfasser bekundet dabei ein gesundes, erfahrenes Urtheil. Kleine Ungenauigkeiten, welche hin und wieder vorkommen, beeinträchtigen die Brauchbarkeit des Buches kaum. Nur einzelne sind etwas mißlich, wie z. B. die Behauptung, daß jede Lüge im Beicht-

stuhl eine Todsünde sei (S. 390). Zur Vollständigkeit der Beicht (S. 388) durfte die Angabe jener Umstände, welche die Sünde bloß erheblich erschweren, ohne die Art zu ändern oder aus einer läßlichen eine Todsünde zu machen, desgleichen die Angabe, ob man aus Bosheit, aus Schwäche oder Gewohnheit gesündigt habe, nicht unbedingt gefordert werden, sondern nur für den Fall, daß der Beichtvater darüber fragt. Auch hätte (S. 258) aus Klugheitsrücksichten die Verpflichtung, daß der Beleidiger um Verzeihung zu bitten habe, nicht so absolut hingestellt werden sollen. — Der sprachliche Ausdruck zeichnet sich aus durch Einfachheit, Kürze und Verständlichkeit; nur zuweilen scheint der Fassungskraft des gewöhnlichen Volkes etwas zu viel zugetraut zu werden. Der schöne, übersichtliche Druck thut nicht bloß dem Auge wohl, sondern fördert auch die Klarheit der Sache selbst. In solcher Gestalt bietet das Buch dem katholischen Laien bei möglichster Kürze alle Belehrung und Aufklärung, deren er für sein religiöses Leben in der heutigen Zeit bedarf; auch dem Seelsorger kann es beim katechetischen Unterricht in der Kirche gute Dienste leisten. „Als katechetisches Lesebuch" aber, das „an Sonntag-Abenden dem lieben Volke eine Unterhaltung bieten soll", wie die Vorrede will, dürfte es sich in seiner knappen, schmucklosen Form weniger eignen. Um diesem Zwecke zu dienen, müßten den Antworten anschauliche Erläuterungen, ansprechende Erwägungen und passende Anwendungen, kurz eine populäre Erklärung beigegeben sein.

Thomae a Kempis de Imitatione Christi libri quatuor. Textum edidit, considerationes ad cujusque libri singula capita ex ceteris ejusdem Thomae a Kempis opusculis collegit et adjecit Hermannus Gerlach, canonicus Eccles. cathedr. Limburg. J. U. D. Opus posthumum. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. XVI et 391 p. 12°. Frib. Brisg., Herder, 1889. Preis: *M.* 2.40; geb. *M.* 3.20.

Der Titel des Buches selber sagt eigentlich genug über den Inhalt und zur Empfehlung. Eine bearbeitete „Nachfolge Christi" ist nicht mehr „der Thomas von Kempen", der in unzähligen Auflagen seit Jahrhunderten die ganze christliche Welt erbaut hat und noch täglich für die verschiedensten Seelenzustände die geeignetste geistliche Nahrung bietet. Aber hier haben wir nicht eine Bearbeitung, sondern nur eine Beleuchtung und weitere Ausführung des Thomas von Kempen durch ihn selber. Nicht mehr und nicht weniger wollen die jedem Kapitel beigefügten „Erwägungen" sein, als eine Blumenlese sinnverwandter Stellen aus des gottseligen Thomas von Kempen übrigen Schriften. Diese Blumenlese hat der leider schon verewigte Verfasser mit Fleiß und Geschick ausgeführt. Das Werk darf also mit vollem Recht eine Neuausgabe der „Nachfolge Christi" genannt werden; es ist, wie der Herausgeber richtig bemerkt, jenes goldene Büchlein, nur mit neuen Schätzen bereichert, die aus den Schriften eben desselben Thomas von Kempis gehoben wurden.

Die häusliche Erziehung. Lose Blätter als zeitgemäße Gabe für Eltern. Von H. Herold. 141 S. 12°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.

Lose Blätter, aber glücklicherweise kein Spiel der Winde geworden, wie die der Cumäischen Sibylle, sondern zu einem dauernden Büchlein hübsch verbunden. Reich an Inhalt, edel in der Form, bilden sie eine wahrhaft beherzigenswerthe Gabe für Eltern, denen an der guten Erziehung ihrer Kinder gelegen ist und an der Erkenntniß dessen, was ihnen selber hiebei zu thun obliegt. — Der Abschnitt, welcher eine schlimme Jugendverirrung behandelt, gibt treffliche Winke, kann aber doch eine schäd-

liche Aengstlichkeit hervorrufen. Frische Bewegung und Anstrengung jeder Art in freier Luft und daheim, guter Umgang, öfterer Empfang der heiligen Sacramente der Buße und des Altares, herzliche Andacht zur seligsten Jungfrau und zum heiligen Schutzengel sind die allgemeinsten und besten Mittel, sowohl um vorzubeugen, als um zu heilen. In den meisten Fällen des gewöhnlichen Lebens vermögen Eltern nichts weiter mehr zu thun, können dabei aber auch ruhig sein. Viel Theorie ist hier leicht zuviel. Daß im erwähnten Abschnitt die beiden heiligen Sacramente nicht genannt sind, denen doch die Hauptkraft innewohnt, ist ein wirklicher Mangel, obwohl sonst das religiöse Element gebührend betont wird. Das Fragezeichen, mit welchem der Herausgeber die Behauptung Salzmanns über die Ausdehnung des Uebels begleitet, ist durchaus gerechtfertigt. Einzelne Ausdrücke, wie S. 11 und S. 28, fallen auf, weil das Ganze sich sonst gerade durch eine gewählte Sprache auszeichnet. Die an passender Stelle eingereihten schönen kleinen Gedichte bilden eine wahre Zierde des Buches und erhöhen das Angenehme der Lesung.

Litteraturkunde, Abriß der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. Von Dr. Wilh. Reuter. 13. Aufl. VIII u. 251 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 1.50; geb. *M.* 1.85.

Sowohl die Zahl der Auflagen als der Umstand, daß in verhältnißmäßig kurzer Frist — die 12. erschien 1886 — eine weitere nothwendig geworden, bürgen für die Zweckmäßigkeit und Güte des Buches. Dazu hat die neue Ausgabe nicht wenig Verbesserungen aufzuweisen, besonders für die letzte Literaturperiode. Die Behandlung der mittelhochdeutschen Zeit dagegen hat keine wesentliche Veränderung erfahren, was am meisten in Betreff des vorreformatorischen Kirchenliedes bedauert werden muß. Hierin steht die neue Auflage, wie auch schon die zwölfte, nicht auf der Höhe der Zeit. In der Poetik könnte man, weil bei mehreren Dichtern der Neuzeit das gewöhnlich sonst angegebene Todesjahr fehlt, zum Glauben kommen, dieselben lebten noch, so S. 202 bei Kinkel (gest. 1882), S. 205 bei Ebert (gest. 1882), S. 208 bei Simrock (gest. 1876). — S. 213 heißt es von Scheffel: „Der historische Roman ‚Ekkehard' schildert auf Grund eingehender Studien das Leben des 10. Jahrhunderts." Hiezu muß jedoch bemerkt werden, daß die ganze Liebesgeschichte historisch in grellem Widerspruch steht zu dem damals im St. Galler Kloster herrschenden Geiste. — Ein paar störende Druckfehler sind stehen geblieben, S. 28 Günster statt Ginster, S. 30: Sie wollten erlegen den weißen Hirsch statt erjagen. Im übrigen wiederholen wir alles Lobende, was in dieser Zeitschrift (Bd. XXXI. S. 209 ff.) über das Buch gesagt ist und empfehlen es abermals, zumeist für Töchterschulen, als ein sehr brauchbares Hilfsmittel beim deutschen Unterricht.

Orientalische Tageblätter. Nach der Natur und Wirklichkeit skizzirt von Sophie Christ. IV u. 380 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 5.

„Tageblätter" nennt die Verfasserin ihre Aufzeichnungen einer Pilgerreise nach dem Heiligen Lande; besser würden sie wohl „Federzeichnungen" genannt. Dieselben sind in der That „nach der Natur und Wirklichkeit skizzirt", und zwar mit viel Liebe und mehr als gewöhnlichem Geschick. Namentlich in farbenreichen Naturschilderungen und in der Wiedergabe von Genrebildern aus dem orientalischen Leben bewährt die Verfasserin ein schönes Talent. Sie hat es mit echt weiblicher Beobachtungsgabe verstanden, viele allerliebste Züge festzuhalten, die man in anderen Pilgerbüchern umsonst suchen wird. Auch weiß sie eine große Zahl interessanter Anekdoten,

Erinnerungen aus der heiligen und der Profangeschichte, Legenden, christliche und mohammedanische Sagen an passender Stelle einzuflechten, so daß ihr Buch recht lesenswerth ist, auch für denjenigen, der schon manche Beschreibung der Pilgerfahrt nach Jerusalem gelesen hat. Sehr wohlthuend ist der Geist frommen Glaubens, der, ohne sich aufzudrängen, dem Leser aus den Schilderungen der heiligen Orte entgegenweht. Wünschenswerth wäre die Angabe des Jahres, in welches diese Pilgerreise fiel; auch dürften bei einer zweiten Auflage viele Fremdwörter durch deutsche ersetzt und manche Unebenheit und Unrichtigkeit des sonst im ganzen fließenden, oft farbenreichen Stiles verbessert werden.

Romfahrt. Gedichte von Wilh. Jos. Biesten. 311 S. 12°. Aachen, Barth, 1889. Preis: geb. *M.* 4.50.

Ein poetisches Reisebuch über Rom und Nord-Italien vom Standpunkt eines frommen Pilgers. Die ersten vorbereitenden Lieder sind ungemein ansprechend, frisch in Gedanken wie Sprache. Dann tritt das sachliche Interesse in den Vordergrund, die Stoffe werden gewaltiger und massenhafter, und wir wünschten hinzufügen zu können, daß mit ihm auch die Kunst des Sängers wachse. Dieser ist sichtlich zu sehr bestrebt, keine Stätte und keine Denkwürdigkeit unbeachtet zu lassen, und so hat ihn das Streben nach stofflicher Vollständigkeit die tiefere Erfassung des Einzelnen nicht erringen lassen. Es wäre übrigens geradezu ein Wunder zu nennen, wenn das Buch in allen seinen Theilen mustergiltig wäre; denn erst im Jubeljahre selbst machte der Dichter die Reise, und zu Weihnachten lag der starke Band bereits vor. Lehrreich ist ein Vergleich zwischen Biesten und Fr. W. Weber in dem Gedicht über den Obelisken des Petersplatzes. Frommen Lesern, welche sich in metrischer Sprache noch einmal an all die heiligen Stätten, die sie vielleicht besucht haben, im Geiste zurückführen lassen wollen, kann das Buch dazu behilflich sein, ihre eigenen Eindrücke neu zu beleben. Für etwaige künftige Versuche empfehlen wir dem liebenswürdigen und feingebildeten Dichter eine größere Sorgfalt in Bezug auf Prosodie. „Herz einst der Welt", „Kußhändchen dar", „Kunstfleißes Lohn", „Eichhörnchen hüpft" sind äußerst hart. Ein Gedicht gegen Schluß des Buches fällt unangenehm aus dem Ton. Ausstattung und Originaleinband sind sehr gut und vornehm.

Stimmungen und Gestalten. Gedichte von Franz Happe. 108 S. 16°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.50.

Unter den Neulingen des letzten Weihnachtsmarktes ist Happe wohl die erfreulichste Erscheinung, nicht als ob seine Gabe bereits eine vollgiltige wäre, sondern weil sich in diesen ersten Versuchen eine wahre Dichterseele und, was noch seltener ist, eine echte Künstlernatur offenbart, die Gediegenes verspricht. Der Dichter ringt sichtlich mit seinen Stoffen und mit seiner Sprache, und er bleibt dabei sehr oft Sieger über beide, besonders da, wo es sich um objective, klar abgegrenzte Gegenstände handelt. Die lyrischen Partien, die „Stimmungen", sind zwar immer noch der schwächere Theil des Büchleins; das ist eben eine Folge der Jugend des Dichters; aber auch in diesen Stimmungen gährt es und sprudelt es; die romantische Verschwommenheit wird sich klären; denn es sitzt treibende Kraft dahinter, die nach Höherem strebt als Herz mit Schmerz zu reimen. Eine gewisse Reife zeigen dagegen schon einige der „Gestalten", halb Charakterbild und halb Romanze. Wie kräftig ist z. B. der immerhin spröde Stoff im „Völkerfrühling" behandelt, wie lebendig „Belle-Alliance", wie echt westfälisch „Der todte Schäfer"!

Theodulf, ein Sang aus alter Zeit. Von F. Riotte. 62 S. 16°. Köln, Bachem, 1888. Preis: *M.* 1.50; geb. *M.* 2.50.

Dieses, mehr durch Anmuth und Formschönheit, als durch Tiefe und Bedeutung des Inhaltes ansprechende Gedicht stammt in gerader Linie von Elmar, dem Gast von „Dreizehnlinden", ist aber an den Ufern des Rheines geboren und groß geworden. Es will uns die Bekehrung eines heidnischen Franken-Anführers schildern, der nach der Schlacht bei Zülpich nach Rheims gezogen, um dort die Taufe zu empfangen. Im Begriff, in der Waldeinsamkeit den Zweifeln an der Wahrheit des Christenthums zu erliegen und sich den alten Göttern wieder zuzuwenden, verlangt er von einem Klausner, der den auf der Jagd Verirrten aufnimmt, drei Zeichen, deren Erfüllung der Einsiedler ihm verheißt. Diese Zeichen sind doch etwas zu naturalistisch aufgefaßt, um als religiöse Motive gelten zu können, vollends das letzte — eine blühende Rose im dunkeln Tann — d. h. eine schöne Jungfrau, Edeltraut, wirkt zu „natürlich". Die Macht der alles besiegenden „Liebe" führt den Zweifelnden zurück zum Christenthum und beim Schall der Weihnachtsglocken zur Geliebten. Die Conflicte sind zu „poetisch" gelöst, d. h. zu leichthin, so daß der Leser gar nicht warm wird, wie z. B. bei den Kämpfen Elmars nach den Lehren des Priors. Fast möchte man das Werkchen für eine Damenarbeit halten. Der Preis scheint etwas hoch gesetzt.

Gedichte von Ferdinande Freiin von Brackel. Dritte, vermehrte Auflage. 264 S. 12°. Köln, Bachem, 1888. Preis: *M.* 3; Salonband *M.* 4.50.

Als gutes Zeichen für das Interesse, welchem tüchtige Erzeugnisse der Dichtkunst trotz allem noch immer begegnen, begrüßen wir mit großer Freude diese dritte Auflage der Gedichte einer unserer besten Erzählerinnen in Prosa. Die Freude wird dadurch noch gemehrt, daß wir bei genauerem Vergleich gefunden haben, wie die Dichterin bemüht war, einzelne Unebenheiten der Form zu beseitigen, auf welche wir bei Besprechung der zweiten Ausgabe hingewiesen. Es ermuthigt uns diese Wahrnehmung, diesesmal die Aufmerksamkeit der Dichterin auf einzelne noch stehen gebliebene prosaische, unklare, halbrichtige Wendungen zu lenken, z. B. „ist diese Stunde der Fall" — „so muß das Herz das Herz berühren, damit es seine Lieder singt" (4), „und doch wird sie zum matten Funken, beleuchtet von des Tages Schein" (5). „Und mit den Stunden willst du geizen, wo es so lieblich in ihr ruh'n?" (11). Die Aenderung „Landstreicher das wahre Wort" ist nicht glücklich; deutlicher: „Landstreicher wär's wahre Wort", übrigens ist die ganze Wendung ungelenk. „Nicht wie das Erz" (18), auch das Erz lacht im Bergwerk nicht grad jedem entgegen; es ist ebenfalls im tiefsten Schacht verborgen. „Und plötzlich statt bloß Stacheln rauh" (22), ist sehr hart und könnte gemildert werden, da das „plötzlich" überhaupt nicht am Platz ist. „Wohl auch uns" (29), besser betont „Wohl uns auch" — „die dich dem langen Wahn geeint" (37) — „Woraus die Seele mir gebraut" (45), „hat Weiches sich mit schroffer Macht verwebt" (ebenda). „Dann hätt' mit frischer Kraft der Geist Befreit sich aus der Knospenhülle, Die eng ihm jetzt verkümmern heißt, Was frei erblühen würd' in Fülle" (52). S. 54: „weht so leicht es ja hinaus". Was weht? In dem schönen Gedicht „Die ungesprochenen Worte" findet sich der Vers: „Als man des Witzes Pfeile auf das sandte"; es würde natürlicher sich lesen: „Als man auf das des Witzes Pfeile sandte". In demselben Gedicht: „Erwogst du, wie leicht Freundschaft ist verletzt." Jedenfalls besser mit Aenderung des vorigen Verses: „Erspart die Reu' ihm. — Doch du, karg im Stillen, Erwogst, wie leicht die Freundschaft ist verletzt". Ebenso wird

besser fortgefahren: „Und schwiegst; denn selbst um seiner Rettung willen Hast seine Lieb' du nicht auf's Spiel gesetzt". „Die Liebe" ist leider wohl aufs Spiel, ja sogar hintan gesetzt. — Doch genug der kleinen Ausstellungen. „Es zieht wohl mal ein Rauch durch's Haus", singt die Dichterin, und so liegt wohl auch ein Stäubchen auf dem schönsten Schmuck, ohne dessen innern Werth zu mindern.

Der Episkopat des Deutschen Reiches. Tableau auf festem Carton mit Goldrand. Verlag von H. Korff in München. Preis: *M.* 3.

Die Portraits sämmtlicher Bischöfe des Deutschen Reiches (den preußischen Armeebischof und den Apostolischen Vikar im Königreich Sachsen mit eingeschlossen) gruppiren sich um das Portrait des Päpstlichen Nuntius, Ruffo Fürsten von Scilla. Rankenwerk und die bischöflichen Ehrenzeichen bilden die Einfassung. Das photographisch hergestellte Blatt ist sehr wohl gelungen. Insbesondere ist anerkennend hervorzuheben, daß bei der verkleinerten Wiedergabe der einzelnen Porträts die Schärfe der Gesichtszüge keine Einbuße erlitten hat. Das Ganze bildet einen schönen und würdigen Zimmerschmuck.

Miscellen.

Zu einem „Gedenktage der Naturforschung" möchte Dr. Karl Müller in seiner „Natur" den 10. Dec. 1888 erhoben wissen, von wegen des großartigen Ereignisses, so an jenem denkwürdigen Tage sich zugetragen. Denn also meldete damals der Telegraph aus Rom: „Der römische Gemeinderath bewilligte einstimmig ohne jede Discussion und unter ungeheurem Jubel der die Tribünen füllenden Zuhörer den Platz für das Giordano-Bruno-Denkmal auf dem Campofiore. Studenten und eine große Volksmenge durchziehen demonstrirend und mit Hochrufen auf Crispi in Procession den Corso."

„Was sollte das bedeuten?" ruft die Redaction der „Natur" wie elektrisirt aus. „Wir haben bisher nicht gesehen, daß irgend eines unserer Tagesblätter weitere Notiz von besagtem Telegramm genommen hätte, und doch hatte die Begebenheit eine Tragweite, die selbst uns in Deutschland berührt."

. . . Wer staunt nicht über den ungewöhnlichen Scharfblick und das feine Gefühl des genannten Herrn, dem es vergönnt war, eine Tragweite zu überschauen und eine Berührung zu verspüren, von denen unsere Tagesblätter sammt und sonders auch nicht eine Ahnung hatten. Doch soll „die Masse", für welche die „Natur" auf der Warte steht, nicht zu kurz kommen. Nachträglich wird ihr Gelegenheit geboten, die unbeachtet gebliebene Tragweite der Begebenheit vom 10. Dec. v. J. mitzufühlen. Zu diesem Ende entwirft die „Natur" ihren Lesern ein Bild jenes Mannes, dessen Statue auf dem nun-

mehr bewilligten Platze zwar noch nicht steht, aber doch, sofern nichts dazwischen kommt, dereinst stehen wird. Da indes ein solches Bild für sich allein nicht geeignet sein dürfte, den gewünschten Zweck zu erreichen, so wird für eine entsprechende, möglichst breite Umrahmung gesorgt. Aristoteles, die Kirche, Johannes Hus, Martin Luther, die Inquisition, der Index, Kopernikus und Galilei liefern hinreichend Material dazu. Der etwas ungeschickte Kepler ist ganz überflüssig.

Die Umrahmung, welche schließlich zur Hauptsache wird, zeigt uns zunächst Kopernikus und Luther in einer Zusammenstellung, die etwas Originelles an sich hat, gegen die wir aber gleich von vornherein protestiren müssen, nicht nur im Namen der „Wissenschaft", sondern auch im Namen der Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes. „Wir sprechen immer", so heißt es, „nur von einem einzigen deutschen Reformator, und doch gab es noch einen zweiten von gleicher Geisteskraft, und was dieser auf seinem Gebiete vollbrachte, ist genau so großartig wie die Luther'sche That. Kopernikus war es . . ." „Denn wie sich um Luther die bedeutendsten Geister seiner Zeit gesammelt hatten, um als seine Apostel in alle Welt zu gehen und zu lehren, ebenso geschah es mit Kopernikus."

Kopernikus hat sich bekanntlich niemals „um Luther gesammelt", gehört somit nach Dr. K. Müller nicht zu den „bedeutendsten Geistern" seiner Zeit. Auch Kepler zog, als ihm die Wahl gelassen wurde, sich „um Luther zu sammeln" oder den Wanderstab zu ergreifen, letzteres vor und suchte und fand Aufnahme bei Katholiken, die seine Bemühungen und Verdienste um die Wissenschaft zu schätzen wußten. Wie kommt die „Natur", das Organ des „deutschen Humboldt-Vereins", dazu, solche deutsche Männer, wie Kopernikus und Kepler, zu den unbedeutenden Geistern herabzuwürdigen, dieselbe „Natur", die doch ein außergewöhnlich feines Gefühl verräth für weit geringfügigere Dinge, so uns Deutsche nur von ferne „berühren"?

Aehnlich wie um Luther, sollen sich um Kopernikus „die bedeutendsten Geister seiner Zeit" gesammelt haben. Wir mögen suchen wie wir wollen, wir finden Luther und „seinen Apostel" Melanchthon nicht unter diesen Geistern. Von ersterem ist männiglich bekannt, wie er über „die verfluchte H . . ." Vernunft und Vernunftwissen überhaupt dachte und sprach. Weniger bekannt dürfte sein, wie energisch er sich dagegen verwahrte, denjenigen beigezählt zu werden, welche sich um Kopernikus sammelten. „Es ward gedacht eines newen Astrologi, der wolt beweisen, das die Erde bewegt würde und umbginge, nicht der Himmel und das Firmament, Sonn und Mond . . . Der Narr will die gantze Kunst Astronomia umbkehren. Aber wie die heilige Schrifft anzeiget, so hies Josua die Sonn still stehen, und nicht das Erdreich" (Tischreden Doctoris Martini Lutheri, Leipzig 1580, S. 427). — Herr Dr. Karl Müller hätte besser gethan, vorher über so schroffe Gegensätze zwischen Kopernikus und Luther die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, wozu er ohne Zweifel gerade in Halle die beste Gelegenheit fand. Nun aber passirt ihm das Unglück, nicht nur unsere beiden größten Astronomen, sondern auch

die beiden Reformationshäupter, Luther und Melanchthon, zu den unbedeutenden Geistern ihrer Zeit degradirt zu haben. Ein solcher Mißgriff dürfte ihm vielerorts und namentlich in Halle recht übel vermerkt werden.

Alles übrige, was er über Kopernikus und seine Zeit theils aus eigener Phantasie, theils nach Fr. Alb. Lange seinen Lesern beizubringen sucht, müssen wir als Caricatur, als grobe Entstellung geschichtlicher Thatsachen kennzeichnen. Daß viele katholische Theologen und Prälaten die ersten waren, welche Kopernikus für seine Ansichten gewann; daß seine Freunde und Gönner, darunter Bischöfe und Cardinäle, wie Dantiskus, Giese und Schönberg, ihn zur Veröffentlichung seines Werkes förmlich drängten; daß Papst Paul III. die Widmung desselben wohlwollend entgegennahm; daß endlich das bekannte Decret der Indexcongregation vom Jahre 1616, welches die Vertheidigung und Verbreitung der kopernikanischen Lehre verbot, erst volle 73 Jahre nach Kopernikus' und 16 Jahre nach Bruno's Tode erfolgte: von all diesen Thatsachen dürfen die Leser der „Natur" nichts erfahren, weil sonst der Effect verloren ginge, den man durch gewisse Phrasen zu erreichen hofft, wie z. B.: „Wer weiß, was dem armen Kopernikus widerfahren wäre, wenn er noch gelebt hätte! Glücklich für ihn, hatte er sich schon während [!] des Druckes seines epochemachenden Werkes 1543 durch seinen Tod allen Verfolgungen entzogen, nachdem er bereits 1530 mit dem Ausbaue seines Systems zu stande gekommen war. [Letzteres ist unwahr.] Das alles sind ja allbekannte Thatsachen [!], aber was nachher geschah, pflegt den Massen auch heute noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein; und doch liegt es nahe, zu fragen, wer denn die Helfershelfer waren, die mit der alten Weltanschauung den Kehraus machten. Zu diesen unverzagten Männern und Helden gehört in erster Reihe Giordano Bruno."

Bekanntlich waren es andere Männer als der verschrobene „Dichter und Philosoph" Giordano Bruno, welche „in erster Reihe" der kopernikanischen Weltanschauung zum Siege verhalfen, nämlich Kepler, Galilei und Newton. Dagegen hat in erster Reihe der „unverzagte" Bruno durch seine Ungereimtheiten und seltsamen Ideen dazu beigetragen, daß einige Jahre später das erwähnte Decret gegen die kopernikanische Weltanschauung erfolgte. Ueberhaupt sind die Verdienste Bruno's um die „Wissenschaft" und zumal um die „Naturforschung" eine reine Null. Und sie sind es wahrlich nicht, welche die Redaction der „Natur" für ihren „Helden" begeistern.

Ein kleiner Gedenkzettel wäre noch an einer andern Stelle der äußern Umrahmung anzuheften, und zwar da, wo von Galilei und der „infallibeln Inquisition" die Rede ist. Heutzutage weiß nämlich jeder auch nur halbwegs gebildete Mensch, daß zu den Entscheidungen, welchen wir Katholiken Unfehlbarkeit beilegen, diejenigen der Indexcongregation oder irgend eines Inquisitionstribunals nicht gehören. Wenn daher jemand behauptet oder anderen den Wahn beizubringen sucht, als hielten wir die genannten Institute für „infallibel", so gehört ein solcher entweder zu den nicht gewöhnlichen Ignoranten oder zu den böswilligen Verleumdern. Die Entscheidung fällt in gegenwärtigem Falle dem Herausgeber der „Natur", Herrn Dr. Karl Müller, anheim.

Und damit kämen wir endlich zum Lebensbilde jenes Mannes, „um den sich Vor- und Nachstehendes dreht", Giordano Bruno. „Man weiß nur so viel von seiner Jugend, daß er sich mit einem poetischen Talente frühzeitig den Wissenschaften, besonders der Philosophie und Mathematik zuneigte, wahrscheinlich aber auch um ihretwillen ein beschauliches Leben wählte, indem er in den Orden der Dominikaner trat. Für feurige Gemüther gibt es aber keine Beschaulichkeit, selbst hinter den Klostermauern nicht. Das erfuhr er schon hier, als er nichts weniger als heilige Männer fand, deren Lebensweise er ebenso eifrig tadelte, wie er die lebhafteste Opposition gegen alles erhob, was an Aristoteles erinnerte. Natürlich erwarb ihm das keinen Frieden, und so sehen wir ihn im Jahre 1580 als Flüchtling zu Genf zwei Jahre im Verkehre mit Calvin und Beza."

Also „man" weiß von den 32 ersten Lebensjahren Bruno's „nur so viel", daß er Talent für Poesie, Neigung zu den Wissenschaften besaß, in einen Orden trat und später „als Flüchtling" in Genf auftauchte. Denn alles übrige, was „man" von Beschaulichkeit u. s. w. faselt, weiß „man" nicht, weil „man" von Beschaulichkeit und ihrem Verhältniß zu diesen oder jenen „Gemüthern" absolut nichts versteht. So wußte „man" allerdings blutwenig zu berichten über die ganze Jugendzeit eines Mannes von so hervorragender Bedeutung, daß die bloße Bewilligung eines Platzes für sein Standbild „eine Tragweite besitzt, die uns selbst in Deutschland berührt". Oder „weiß" man vielleicht mehr und verschweigt es nur aus Besorgniß, „die Masse" möchte sonst sich nicht rühren lassen?

Freilich wissen wir, und zwar aus Bruno's eigenem Geständniß z. B. (cf. Berti, Docum. int. a G. Bruno, XI. 28), daß er schon vor seinem 18. Lebensjahre das Grunddogma der christlichen Religion von der allerheiligsten Dreifaltigkeit in Zweifel zog und sich dennoch in seiner Charakterlosigkeit zum Priester weihen ließ. Ebenso wissen wir nicht nur, daß er ein gewisses Talent für Poesie besaß, sondern auch, daß dasselbe sich schon frühzeitig in der Richtung einer „selbst für rohe Naturen ungenießbaren" cynischen Komik verirrte. Sein „Candelajo" und der berüchtigte „Spaccio" liefern dafür den sprechendsten Beweis. Daß er als Priester fortfuhr, nicht etwa „gegen Aristoteles", sondern „gegen fundamentale Dogmen des Christenthums" aufzutreten, bezeugen alle seine Biographen einstimmig. In einem daraufhin angestellten Verhör suchte er sich anfangs durch Lügen zu retten, mußte aber später eingestehen, daß er „den Arianismus (!) vertheidigt" habe (cf. Berti, Docum. XI. 28, XIII. 45). In seinen Schriften bezeugt Bruno selbst, daß er ein Heuchler gewesen, und sucht sich in seiner Charakterschwäche und Kurzsichtigkeit durch die Behauptung zu entschuldigen, er sei „zur Heuchelei gezwungen" worden (Opere di G. Bruno, ed. Wagner, 1830. II. 314). Ferner ist bekannt, daß G. Bruno, nachdem er jahrelang sein heuchlerisches Lügenhandwerk im Orden fortzutreiben verstanden, schließlich doch zum zweitenmal eingekerkert, zum zweitenmal entsprang, und nunmehr als Apostat ein vagabundirendes Leben begann, wie kaum jemals ein „Dichter", „Mathematiker" oder gar „Philosoph" geführt haben dürfte. Er „floh" zunächst nicht

nach Genf, sondern trieb sich vier Jahre hindurch in verschiedenen Städten Italiens, in Genua, Nola, Savona, Turin, Venedig, Padua und Bergamo herum. Und erst als es dem Christus- und Gotteslästerer hier nicht gelang, seine Ziele zu erreichen, versuchte er sein Glück bei den sogen. Reformatoren, zunächst in der Schweiz, nachher in England und endlich in Deutschland. Auch gewisse Nebenumstände seiner „Flucht" sind nicht unbekannt, wie z. B. daß er sich den Genfer Reformatoren in seiner ehemaligen Ordenstracht vorstellte, die er nach seiner Apostasie sofort abgelegt hatte, um sie erst später definitiv beiseite zu werfen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß sie den erwarteten Eindruck verfehlte.

Sehr richtig bemerkt Dr. K. Müller, daß „Stetigkeit dem Unglücklichen von Haus aus versagt" gewesen, sofern man unter „Haus" die Zeit nach dem Austritt versteht; denn im Orden hatte er doch zu Neapel volle 12 Jahre ausgehalten. Nachher freilich wurde es anders, da ihm sogar Genf „keinen Frieden brachte". Von seinem Aufenthalt in Paris weiß „man" des langen und breiten zu berichten, daß daselbst der Academico di nulla academia „gegen Aristoteles loszog" und schließlich der undankbaren Universität „den Rücken kehrte". Leider wird nicht genau angegeben, ob dies bemerkenswerthe „Factum" mit seinem ersten oder mit seinem zweiten Aufenthalt daselbst zusammenhing; denn inzwischen war er eine Zeitlang in London gewesen. Genug, er fand weder in London noch in Paris, was er suchte, und —

„So finden wir ihn im Anfange des Jahres 1586 in Marburg, aber ohne die Erlaubniß zu erhalten, zu lehren. Seinen Wanderstab aufs neue zur Hand nehmend, begab er sich nach der Reformator-Stadt Wittenberg, wo er auch so glücklich war, zwei Jahre lang seinen Kampf gegen ausgelebte Ideen fortzusetzen," länger aber nicht; denn „auch hier war seines Bleibens nicht auf die Dauer: im Jahre 1588 zog es ihn nach Prag, im Jahre 1589 nach Braunschweig, wo er eine Professur an der Universität zu Helmstädt empfing. Dem Unglücklichen indes war Stetigkeit ‚von Hause aus' versagt, und so finden wir ihn nach kurzem Verweilen schon wieder in Frankfurt a. M. und bald auf der Reise durch die Schweiz nach dem alten Vaterlande." Also weder die Schweiz, noch Frankreich, noch England, noch Deutschland verstanden damals die Verdienste jenes Mannes zu würdigen, der nachträglich eine so hohe Bedeutung erlangen sollte, daß die bloße Zusage eines Platzes für sein Standbild eine Tragweite erreichen sollte, die selbst uns in Deutschland berührt!

Im großen und ganzen ist die Episode aus Bruno's Leben, die zwischen Marburg und der Schweiz liegt, von Dr. Müller ziemlich getreu wiedergegeben. Nur vergißt er, seinen Lesern mitzutheilen, daß seinem Helden in Helmstädt darum „Stetigkeit versagt war", weil man ihn daselbst „von der Kirchengemeinschaft mit den Lutheranern ausgeschlossen" hatte. Ueber die sich hieraus ergebende Frage, wo und wie denn der notorische Gotteslängner und Christushasser in jene „Kirchengemeinschaft" hineingerathen, möge die Redaction der „Natur" in Halle die nöthigen Erkundigungen einziehen. In Frankfurt wird sie zweifelsohne auch erfahren können, weshalb wir Bruno

nach einem kurzen Aufenthalte daselbst „bald wieder auf der Reise" antreffen: weil nämlich die freie Reichsstadt dem von den Lutheranern excommunicirten „Philosophen" die Thore gewiesen hatte.

„Was aber nachher geschah, pflegt ‚den Massen' auch heute noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein", weil „man" es immer wieder verschweigt oder vertuscht, das widerliche Gaukelspiel nämlich, welches Bruno, auf italienischen Boden zurückgekehrt, neuerdings in Scene setzte.

In Venedig soll Bruno eine Zeitlang den Wunsch geäußert haben, sich mit der katholischen Kirche „wieder auszusöhnen". Ins Herz eines Unberechenbaren schaut die Geschichte nicht. Thatsache ist, daß sein Gastfreund Mocenigo ihn daselbst bei der Inquisition „wegen zahlreicher Häresien" verklagte. Zur Rede gestellt, läugnet der Angeschuldigte frischweg, „irgend etwas direct gegen die katholische Religion" gelehrt zu haben, und erklärt sich bereit, diejenigen seiner Schriften, in welchen er sich „zu sehr philosophisch [!], unehrerbietig und nicht als guter Christ" ausgedrückt habe, zu verwerfen. Schließlich leistet er feierlichen Widerruf „aller Irrthümer, Ketzereien, Zweifel u. s. w. gegen den katholischen Glauben", sowie das Gelöbniß, „sich zu bessern und das gegebene Aergerniß nach Kräften wieder gut zu machen" (cf. Berti, Doc. IX. 22, XI. 25, XII. 30, XIII. 45). Ob es ihm damals mit seiner Besserung ernst war, weiß nur Gott allein. Thatsache ist, daß er die letzten 40 Tage vor seinem Tode hartnäckig läugnete, jemals häretische Sätze vorgebracht zu haben, und sich ebenso hartnäckig weigerte, die aus seinen Schriften ihm nachgewiesenen zahlreichen Irrlehren zu widerrufen. Er endete als verstockter Ketzer sein unglückliches Leben, das er nach damals zu Recht bestehenden kirchlichen und bürgerlichen Gesetzen schon längst verwirkt hatte.

So steht Giordano Bruno vor der Geschichte da. Und für eine so bemitleidenswerthe Erscheinung soll man sich begeistern können; soll in den Jubel einstimmen können, daß dieser Mann am 10. December 1888 „vom Volke sozusagen heilig gesprochen wurde"; soll reagiren können auf den fanatischen Ruf: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. K. M."! —

Wir rathen der „Natur", sich genauer an ihr geschriebenes und gedrucktes Programm zu halten, und nicht immer wieder an sich selbst den alten Satz zu bewahrheiten, daß Leidenschaft nicht erleuchtet, sondern blind macht.

Papst und Kirchenstaat.

(Fortsetzung.)

III.

Der Papst kann nicht Unterthan, er muß unabhängig, frei und souverän sein. Und warum dies? Weil Christus, der Gottmensch, eine unabhängige, freie und souveräne Kirche gestiftet und den Papst zum Leiter und Oberhaupte dieser Kirche eingesetzt hat.

„Denn klar liegt es zu tage, daß die Völker, Königreiche und Nationen niemals sich mit vollem Vertrauen und voller Hingabe an den römischen Bischof wenden würden, wenn sie in ihm den Unterthan eines Fürsten oder einer Regierung sähen und ihn nicht im Besitze voller Freiheit wüßten. Der lebhafte Verdacht und die unaufhörliche Besorgniß würde sich nämlich ihnen aufdrängen, daß der Papst in seinen Handlungen beeinflußt werde durch den Fürsten und die Regierung, in deren Gebiet er weilt. Und unter diesem Vorwand fänden die Bestimmungen des Papstes häufig keinen Gehorsam.“ [1]

Diese Worte des großen Papstes, welcher den Sturm der Revolution über das Erbe Petri dahinbrausen und es verwüsten sah, enthüllen mit überraschender Klarheit und Einfachheit den Zusammenhang zwischen päpstlicher Freiheit und territorialer Selbständigkeit.

Wohnend im Gebiete eines andern, ist der Papst nicht frei, oder wenigstens die Völker des Erdkreises, welche er leitet und welche deshalb ein Recht auf seine Freiheit besitzen, haben für diese Freiheit nicht die genügende Gewähr, solange der Papst als Fremder in fremdem Lande geduldet wird.

Hier ist der Berührungspunkt zwischen dem wesentlichen, göttlichen Rechte des Papstthums auf Freiheit und Unabhängigkeit und der Nothwendigkeit des irdischen Besitzes. Zweck und Bedeutung des Kirchen-

[1] Allocution Pius' IX. „Quibus quantisque“ vom 20. April 1849.

staates für den Papst wie für die Kirche ist, die von Gott seiner Kirche und ihrem Haupt verliehene Freiheit auch äußerlich zu sichern.

So betrachtet stellt sich denn auch die weltliche Herrschaft der Päpste dar als eine Forderung der gesunden Vernunft, ein Angriff auf sie oder gar ihre Zerstörung als ein frevelhafter Eingriff in die geheiligten Rechte der Kirche und der Millionen ihrer Mitglieder, als eine unheilvolle Beunruhigung ihrer Gewissen.

Der Papst auch als weltlicher Fürst ist eben nicht ein Fürst wie die anderen. Wird einem solchen das irdische Königreich genommen, so hat auch sein Königthum, wenigstens thatsächlich, ein Ende. Seine Souveränität steht und fällt mit dem Besitz des Landes, dessen Souverän er war. Nicht so beim Papst. Unabhängig von jedem Besitz ist er König und Herrscher, bleibt es auch in Kerker und Banden. Stets also fordert diese unverlierbare Würde auch eine derartige äußere Lage, welche es ihm gestattet, ungehindert und frei seines erhabenen Amtes walten zu können.

Ein hervorragender Staatsmann der Neuzeit, der Protestant Guizot, schreibt hierüber: „Wäre die katholische Kirche nur eine italienische Kirche, eingeschlossen innerhalb der Grenzen dieses Landes, dann hätte Herr von Cavour einen halbwegs annehmbaren Grund für seine Politik, dann hätte er nur dort sich an der geistlichen Gewalt vergriffen, wo er auch die weltliche Macht umstieß ... Aber die katholische Kirche ist überall, innerhalb wie außerhalb Italiens, in der alten wie in der neuen Welt. Die Vernichtung der irdischen Souveränität des Papstes würde also diese Kirche überall nachtheilig berühren, würde überall ihre Freiheit verletzen. Will Herr von Cavour in dem neuen Königreich Italien Kirche und Staat vollständig voneinander trennen ... gut, ich werde nicht untersuchen, ob er Recht oder Unrecht hat ... Aber Maßregeln ergreifen gegen die katholische Kirche, welche diese Kirche auf der ganzen Welt in ihrer Lage schädigen; welche die Katholiken Frankreichs, Deutschlands, Spaniens, Englands und Amerika's wie jene Italiens schmerzlich empfinden; welche die Missionäre in den Städten China's und auf den fernen Inseln Oceaniens gleichmäßig beunruhigen und quälen, wie die Priester und Gläubigen in Paris oder Madrid; allen diesen Einzelkirchen, allen diesen Nationen, allen diesen Gewissen, welche nichts zu thun haben mit dem Königreich Italien, wegnehmen jene angestammte Souveränität, jene uralten Bürgschaften für die Unabhängigkeit des Hauptes ihrer Religion: das ist ohne Frage eine der gewaltthätigsten

Handlungen, welche die Geschichte kennt, welche der menschliche Geist zu ersinnen vermag ... Die Verbindung der geistlichen und weltlichen Macht im Papstthum ist nicht entstanden und zur Thatsache geworden durch systematische Verfolgung eines abstracten Grundsatzes oder einer ehrgeizigen Bestrebung. Theorien und Herrschergelüste mögen mit untergelaufen sein. Aber was trotz aller Hindernisse die weltliche Macht der Päpste wirklich und eigentlich hervorgebracht und erhalten hat, ist die Nothwendigkeit, eine innere, fortdauernde Nothwendigkeit. In der Erfüllung seiner religiösen Aufgabe und um diese Aufgabe überhaupt erfüllen zu können, in der Ausübung seiner geistlichen Gewalt und um diese Gewalt überhaupt ausüben zu können, bedarf das Papstthum und bedarf es nothwendig der Unabhängigkeit und einer gewissen auf materieller Grundlage beruhenden Machtstellung. Es hat diese erlangt zuerst in Rom selbst, dann im Umkreis von Rom, darauf in anderen Theilen Italiens, und zwar allmählich und auf verschiedene Rechtstitel gestützt ... Diese irdischen Besitzungen und diese irdische Regierungsgewalt sind zum Papstthum hinzugekommen als eine natürliche Folge, als eine nothwendige Stütze seiner großartigen geistlichen Stellung. Und dieser Zuwachs hielt gleichen Schritt mit der Entfaltung dieser Stellung. Die Schenkungen Pipins und Karls waren nichts als hervorragende Marksteine in diesem Entwicklungsgang, welcher, geistlich und irdisch zugleich, früh begann und gefördert wurde durch das richtige Gefühl der Völker und die Gunst der Könige. Der Papst ist Herrscher eines weltlichen Staates geworden, um ganz und voll Haupt der Kirche sein zu können ... Der natürliche Lauf der Dinge hat im Papste beide Gewalten vereint ... Das richtige Gefühl der christlich gewordenen Gesellschaft und die Sorge für die Civilisation Europa's haben dies ‚Es muß so sein' gesprochen. Als weltlicher Herrscher war der Papst für niemand furchtbar. Aber in seiner weltlichen Herrscherwürde besaß er die wirksame Bürgschaft für seine Unabhängigkeit und seine moralische Macht. Ebenbürtig den Königen in der Würde, ohne ihr Nebenbuhler zu sein in der Macht, konnte er überall eintreten für die Würde und die Rechte der kirchlichen Ordnung: der Quelle und der Grundlage seiner irdischen Gewalt." [1]

Auch Friedrich II. von Preußen konnte sich der Wahrheit nicht verschließen, daß Kirchenstaat und Kirche, weltliche Macht des Papstes und Freiheit für das Geistliche innig verbunden seien: „Dann (nämlich wenn

[1] M. Guizot, L'église et la société. Paris 1861. p. 77—79. 143—146.

der Kirchenstaat verschwunden ist) gehört das Pallium uns, und der Vorhang fällt. Da keiner der europäischen Fürsten einen Statthalter Christi anerkennen wird, welcher einem andern Souverän unterworfen ist, so wird sich jeder einen eigenen Patriarchen halten. Und so wird man sich nach und nach von der kirchlichen Einheit immer weiter entfernen, und es wird dahin kommen, daß in jedem Reiche, wie eine eigene Sprache, so auch eine eigene Religion besteht." [1]

Diese Aussprüche zweier Protestanten, eines Ministers und eines Königs, enthalten, wie jeder sieht, eine Vertheidigung des Kirchenstaates und seiner Nothwendigkeit. Daß diese Vertheidigung aus antikatholischem Munde stammt, zeigt bis zur Evidenz, wie klar und wahr das Recht der Päpste und der Kirche auf ihren weltlichen Besitz ist. Und, was wohl zu beachten, nicht das historische Recht auf den Kirchenstaat noch auch der katholische Standpunkt war es, welcher derartige Aeußerungen hervorgerufen hat, sondern sie entstanden aus der Betrachtung der Kirche und des Papstthums, wie sie thatsächlich vor aller Augen dastehen.

Mit Anführung dieser Zeugnisse können wir uns natürlich nicht begnügen. Wir haben vom katholischen Standpunkt aus die Frage zu besprechen.

Da tritt uns jedoch gleich im Anfang eine grundsätzliche Schwierigkeit entgegen. Ist es denn überhaupt geziemend, daß der Träger einer so wesentlich geistlichen, überirdischen Macht auch weltliche Gewalt besitze? Widerstreitet dies nicht dem hohenpriesterlichen Charakter? Der große Friedensfürst, der Seelenhirte, bekleidet mit dem Purpur des Königs, mit Krone und Scepter, das Richtschwert in der Hand?

Vielen scheint diese Vorstellung ungeheuerlich. Und doch ist diese Vereinigung eine uralte, eine in der vom Heiligen Geiste geschriebenen Offenbarungsgeschichte wiederholt verzeichnete. Man erinnere sich nur an Melchisedech, Moses, Heli und die maccabäischen Brüder [2]. Nach Gottes Urtheil ist also diese Vereinigung zwischen geistlicher und weltlicher Macht keineswegs ungeziemend. Und wenn man Ursprung und Zweck dieser beiden Gewalten ruhig erwägt, so läßt sich die Erkenntniß nicht abweisen, daß eine solche Verbindung in sich höchst weise und für die Menschheit wohlthätig ist.

---

[1] Brief an Voltaire (Corresp. II, 99).

[2] 1 Mos. 14, 18. Hebr. 7, 1. 2 Mos. 24, 6; 28, 41. 3 Mos. 8, 2—35. Sir. 45, 18. 2 Mos. 18, 13; 32, 27. 1 Kön. 1, 9 und 4, 18.

Priesterthum und Königthum sind ja beide von Gott und sollen beide in inniger Gemeinschaft und Abhängigkeit voneinander das zeitliche und ewige Heil der Menschen besorgen. Sie vereint zu sehen in einer und derselben Person, ist deshalb so wenig etwas Ungebührliches, daß vielmehr in der gegenwärtigen Heilsordnung, in welcher Gott bestimmt hat, durch ein Priesterthum und durch einen Hohenpriester das ganze Menschengeschlecht seinem Ziele zuzuführen, die Ausrüstung dieses Einen auch mit der Königswürde als Krönung und Verwirklichung des göttlichen Weltregierungsplanes anzusehen ist. Vollständig und umfassend wird ja auf diese Weise die wesentlich tiefer stehende weltliche Macht in den Dienst der höhern geistlichen Gewalt gestellt.

Hinfällig ist deshalb auch, was man aus der Heiligen Schrift dieser Auffassung entgegenzustellen sucht. Allerdings sagt Christus: „Ihr wisset, daß die Fürsten der Heiden Gewaltherrscher sind ... nicht so wird es sein unter euch.“ [1] Allein diese Worte enthalten nur die Mahnung, nicht zu herrschen, wie jene, welche Gott nicht kennen, welche ihre Herrschaft mißbrauchen. Von einem Verbot der Herrschaft überhaupt ist durchaus nicht die Rede. Aber Christus hat doch für sich selbst die weltliche Königswürde ausgeschlagen, als nach der wunderbaren Brodvermehrung das Volk sie ihm anbieten wollte [2], und was er für seine Person abweist, kann unmöglich seinem Stellvertreter gebühren. Daß Christus die Königswürde ausgeschlagen habe, ist unrichtig; was er ausschlug, war einzig die Bethätigung dieser Würde. Denn durch die wesentliche Vereinigung mit der zweiten göttlichen Person war auch der Mensch Christus wahrhaft und wirklich der Sohn Gottes und besaß als solcher die königliche Würde, d. h. die Oberhoheit über alles Irdische, ja über alles Geschaffene, vom ersten Augenblick seiner irdischen Existenz an. Aus höchst weisen Absichten machte er aber von seiner königlichen Würde keinen Gebrauch, lebte arm und demüthig, um nicht nur mit Worten, sondern auch durch die That über den Unwerth irdischer Ehre uns zu belehren. Hier an unserer Stelle lagen außerdem noch besondere Gründe vor, welche den Herrn veranlaßten, die Ausübung der königlichen Gewalt von sich zu weisen. Leute nämlich ohne jede Berechtigung, ohne jeden Auftrag, vielleicht theilweise aus rein irdischen Beweggründen, wollten Christus mit Gewalt, gegen die bestehende Ordnung, zum Könige ausrufen. Unter solchen Umständen und auf diese Veranlassung hin seine königlichen Rechte

[1] Matth. 20, 25. [2] Joh. 6, 15.

zu bethätigen, war aber, abgesehen von allem andern, gegen die Würde des Heilandes. Auch bedurfte er, der Gottmensch, keiner äußern Sicherstellung seiner Freiheit durch weltlichen Besitz oder weltliche Herrschaft; er trug diese Sicherstellung in vollendetster Weise in seinem gottmenschlichen und deshalb allmächtigen Willen. Aus diesem Verhalten Christi irgendwelchen Schluß für seinen Stellvertreter ziehen zu wollen, ist also gänzlich verfehlt.

Endlich weisen wir noch hin auf den Jahrhunderte langen Bestand dieser Verbindung zwischen geistlicher und weltlicher Herrschergewalt. Die größten und weisesten Fürsten haben durch Wort und That diese Vereinigung gefördert, sie aufrecht erhalten und wiederhergestellt durch Opfer an Geld und Blut; die Völker blickten hin auf diese Vereinigung als auf ein heiliges, unantastbares Vermächtniß der tiefgläubigen Vorzeit, haben gegen jeden Versuch ihrer Trennung auf das entschiedenste Einsprache erhoben; Päpste, welchen auch die Gegner das höchste Lob nicht versagen können, welche frei waren von allem Herrscherehrgeiz, setzten ihr Leben aufs Spiel zum Schutz dieser Verbindung. Solche Thatsachen, in welchen das sittliche Bewußtsein und Urtheil ganzer Jahrhunderte zum Ausdruck gelangte, sind doch gewiß auch ein Beweis für die Erlaubtheit, ja hohe Zweckmäßigkeit der oft genannten Vereinigung.

Mit vollstem Recht sehen wir denn auch die höchste kirchliche Autorität den Satz als schweren Irrthum bezeichnen: „Ueber die Vereinbarkeit der weltlichen mit der geistlichen Herrschaft sind die Söhne der christkatholischen Kirche verschiedener Meinung.“ [1] Die wahren Söhne dieser Kirche sind darüber nur Einer Meinung.

Auch auf diese Vereinigung könnte man versucht sein die bekannten Worte anzuwenden: „Was Gott vereinigt hat, das soll der Mensch nicht trennen.“ Ist nämlich die Verbindung der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt in einer Person in sich zulässig, und stellt sie sich zugleich als wesentlicher Schutz für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche heraus, so muß ihr Zustandekommen eine That der besondern Vorsehung Gottes genannt werden.

Denn da die Kirche das allereigenste Werk Gottes ist, so hat Gott mit ihrer Gründung auch die besondere Sorge übernommen, jene Eigenschaften und Privilegien dieser Kirche sicherzustellen, ohne welche ihr Fort-

---

[1] Satz 75 des Syllabus; vgl. auch Apostolisches Sendschreiben „Ad apostolicae“ vom 22. August 1851.

bestehen undenkbar wäre. Daß zu diesen Eigenschaften Freiheit und Unabhängigkeit gehören, sahen wir schon früher. Weist also der Lauf der Geschichte eine Einrichtung auf, deren allmähliches Entstehen zwar natürlichen Ursachen, menschlicher Thätigkeit zuzuschreiben ist, die aber in ganz hervorragender Weise der Freiheit und Unabhängigkeit des kirchlichen Oberhauptes, d. h. der Kirche selbst dient, so läßt sich mit Sicherheit sagen, daß Gott die Verwirklichung dieser Einrichtung beabsichtigt hat. Was aber nicht bloß als Zulassung, sondern als Absicht Gottes erscheint, das ist ein Werk seiner besondern Vorsehung.

„Weil die Kirche zur freien Thätigkeit jener Hilfsmittel bedurfte, welche ihrer Lage und den Zeitumständen entsprachen, so ist es durch einen ganz besondern Rathschluß der göttlichen Vorsehung geschehen, daß, als das römische Kaiserreich zusammenbrach und in mehrere Reiche sich auflöste, der römische Papst, welchen Christus als Haupt und Mittelpunkt der ganzen Kirche bestellt hatte, eine weltliche Herrschaft erhielt.“ [1]

Was aber sollen wir darüber sagen, daß ein weltlicher Besitz die Unabhängigkeit des Papstes in hervorragender Weise sichert? Das liegt auf der Hand.

In doppelter Weise läßt sich die Freiheit des Papstes auffassen. Wir können sie betrachten in sich und in ihrer äußern Erscheinung. Ist der Papst frei, und ist diese Freiheit auch äußerlich erkennbar? Beides sind Lebensfragen für die Kirche. Freilich mit einem Unterschied. Nur die erste Frage berührt unmittelbar die innerste Natur der Kirche.

Wo ist nun aber diese Freiheit vollkommener und gesicherter vorhanden als in einem Staat, dessen Herrscher und Haupt der Papst selbst ist? Wir brauchen nur auf das zu verweisen, was wir früher über den Widerstreit zwischen Papst und Unterthan gesagt haben. Dasselbe gilt auch hier.

Oder was wird es denn nützen, einen Papst in fremdem Gebiet, von fremder Souveränität umschlossen, mit Souveränitätsrechten zu umgeben, diese Rechte zu garantiren durch Kammerbeschlüsse und Gesetze? Schon allein solche Beschlüsse und Gesetze sind eine Antastung der päpstlichen Freiheit; denn sie machen den Papst abhängig von Kammermehrheiten und Ministerlaunen [2]. Der Boden, auf welchem er steht, die Luft,

[1] Pius IX. im Excommunications-Breve gegen die Angreifer des Kirchenstaates vom 26. März 1860.

[2] Reumont (Rückblick und Abwehr. Bonn 1871. S. 25) nennt es „eine höchst einfache Thatsache, daß das Princip der Unabhängigkeit des Papstthums und der Be-

welche er athmet, die Nahrung, welche er genießt, ist in der Willkür eines andern. Jeden Augenblick kann ihm dies alles beschränkt oder entzogen werden. Haben wir es nicht erlebt, wie man sich in Rom, unter den Augen der usurpatorischen Regierung, selbst an der Leiche eines Papstes vergriff? Der todte Pius wurde auf seiner Fahrt zur letzten Ruhestätte in der schmachvollsten Weise vom Pöbel insultirt. Und was man dem todten Papst anthat, würde dem lebenden gewiß nicht erspart bleiben.

Der Papst ist ein Souverän, und deshalb ist seine Freiheit eine souveräne. In dieser Beziehung steht er also gleich mit den übrigen Fürsten der Erde. Wer will nun aber behaupten, daß es der Freiheit eines Herrschers und Souveräns geziemend, ja auch nur mit ihr verein-

griff seiner Souveränität schon negirt sind, indem sie einem Parlament zur Begutachtung unterbreitet werden". Pius IX. hat diese sogen. Garantiegesetze wiederholt auf das schärfste verurtheilt: Rundschreiben „Ubi nos arcano Dei consilio" vom 15. Mai 1871; Allocution „Ordinem vestrum" vom 27. October 1871; italienisches Schreiben an den Cardinal Antonelli „Costretti nelle attuali" vom 16. Juni 1872. Das gegenwärtige „Garantiegesetz" ist eine einseitige Abmachung des italienischen Staates, also eine Ungereimtheit, wie sie größer nicht bestehen kann. Ein einzelner Staat maßt sich an, die Grenzen der Freiheit abzustecken, oder, wenn man will, zu sichern, für jene Macht, welche ihrer innersten Bestimmung und ihrer thatsächlichen Ausdehnung nach weltumfassend, international ist. Dieser Widerspruch ist so augenfällig, daß auch Gegner des Papstthums ihn eingestehen: „Was die Curie mit allem Recht verlangen kann, ist eine ausreichende Sicherung der Freiheit des Papstes in der Ausübung seines Amtes; diese Freiheit ist ein unabweisbares Bedürfniß der ganzen katholischen Kirche. . . . Die italienischen Politiker sind im allgemeinen der Ansicht, daß dieser Pflicht durch das sogen. Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 vollauf genügt sei. Allein dies ist schon deshalb nicht der Fall, weil es sich hier lediglich um ein von den Factoren der internen Gesetzgebung Italiens erlassenes Gesetz handelt, welches von denselben Factoren jederzeit geändert, beseitigt werden kann. Unter diesem Gesichtspunkte vermag der bestehende Zustand weder den Papst noch die katholische Christenheit zu befriedigen. Die Aufgabe würde sein, an die Stelle der rein italienischen Ordnung der äußeren Verhältnisse des Papstthums eine internationale Regelung zu setzen. In Italien stößt man bezüglich dieses Punktes nicht selten auf eine übertriebene Empfindlichkeit, die nur in einer gewissen Begriffsverwirrung ihre Erklärung finden kann. Man thut, als beanspruche das Ausland ein Recht der Einmischung in die nationalen Angelegenheiten der Halbinsel. Davon ist in Wirklichkeit nicht die Rede. Die Mächte (welche katholische Unterthanen besitzen) haben auch heute noch das Recht, zu untersuchen, ob die Freiheit des Papstes genügend gesichert ist" (Unsere Zeit, 1887. S. 683). Was den bestechenden Vorschlag „einer internationalen Regelung" der äußern Lage des Papstthums angeht, so ist auch dabei festzuhalten, daß eine solche gerechterweise nie einseitig durch die politischen Mächte vorgenommen werden könnte. Wesentliche Bedingung ist die freie Zustimmung des Papstes selbst. Sein Recht auf Freiheit kann nie von einer „internationalen Regelung" abhängig sein.

bar ist, stets von fremder Gastfreundschaft abhängig zu sein, nie den Fuß auf eigenen Boden stellen zu können? Was aber für jede, auch die kleinste irdische Majestät unstatthaft ist, das ist es für die große Majestät des Papstes in erhöhtem Maße.

Zunächst ist seine Herrschaft eine geistliche, also in die Seelen und in die Gewissen der Menschen tief eingreifende. Mit der päpstlichen Herrschergewalt verglichen, verschwindet die Macht jedes weltlichen Fürsten. Das Wort des Papstes dringt mit überirdischer Gewalt in die Tiefe des menschlichen Herzens, bindet und löst für Zeit und Ewigkeit. Ferner ist die Herrschaft des Papstes eine nach Ort und Zeit unumschränkte. Keine Grenze vermag sie zu hemmen. Die Zahl ihrer Unterthanen übersteigt die Bewohnerzahl aller christlichen Staaten Europa's zusammengenommen. Es ist also die in ihrem Einfluß und in ihren Folgen weitreichendste und schwerwiegendste Freiheit, welche die Menschengeschichte kennt. Wenn somit irgend einer, dann gebührt der päpstlichen Freiheit auch der wirksamste äußere Schutz, nämlich territoriale Selbständigkeit.

Und diese Freiheit muß äußerlich kennbar hervortreten. Auch das ist eine Nothwendigkeit, wenn auch nicht in gleicher Weise, wie die Nothwendigkeit der Freiheit selbst. Es kann ja ein scheinbar unfreier Papst in Wirklichkeit frei sein. Auch ein Gewalthaber, welcher den Statthalter Christi in Banden hielte, könnte ja immerhin ihm völlige Unabhängigkeit belassen, Verordnungen und Entscheide zu treffen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Katholiken des Erdkreises auch einem gefesselten Papst zu gehorchen hätten. Aber welches Opfer würde den Völkern dadurch auferlegt! welche Anforderungen gestellt an ihren Glauben, an ihren Willen, jeden Zweifel, jedes Bedenken niederzukämpfen!

Lassen wir einmal die Namen nur der europäischen Nationen an uns vorüberziehen, in welche die Gewalt des Papstes tief hineingreift: Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier, Irländer, Engländer, Russen, Türken. Wäre nicht auf die Dauer wahrer Heroismus erforderlich, damit z. B. die Iren den Befehlen eines Papstes sich beugten, geschweige denn mit Vertrauen entgegenkämen, der, in englischem Gebiete wohnend, von englischen Soldaten und Beamten umgeben, äußerlich seine Freiheit kaum zu erkennen geben könnte, obwohl er sie vielleicht thatsächlich besäße? Aehnliche Beispiele liegen nahe.

Keineswegs braucht man dabei an Kerker und Banden zu denken. Nein, auch Gold und Paläste auf fremder Erde rufen Zweifel an der Freiheit hervor. Wohl manchem dürften dabei die Worte des ersten

Napoleon einfallen: „Durch die Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Paris und durch die Vereinigung der römischen Staaten mit meinem Reiche hätte ich den Zweck erreicht, die zeitliche Macht des Papstes von seiner geistlichen zu trennen, und dann hätte ich ihn über die Maßen erhoben. Ich hätte ihn mit Pomp und Huldigungen umgeben und es so eingerichtet, daß er den Verlust seiner zeitlichen Macht nicht zu bereuen gehabt hätte. Ich hätte ihn zu einem Idol gemacht. Er hätte seine Residenz in meiner Nähe gehabt. Paris wäre die Hauptstadt der christlichen Welt geworden. Ich hätte die religiöse wie politische Welt regiert. Die Versammlung der Repräsentanten der Christenheit wäre mein Concil und der Papst nur der Präsident dieser Versammlung gewesen." [1]

Wir haben übrigens nicht nöthig, uns bloß auf das zu berufen, was geschehen wäre; die Geschichte zeigt, was wirklich geschehen ist. Avignon und die babylonische Gefangenschaft des Papstthums! Und doch lebten die Päpste zu Avignon auf eigenem Gebiet. Aber dieses Gebiet war eben so klein und der es umschließende Nachbar so groß, daß sein mächtiger Einfluß die winzigen Schranken des Territoriums durchbrach und den Papst fast in seine Dienste brachte. Aus dem Papst der Gesammtkirche wurde beinahe eine Art Hof-Papst des französischen Königs, wie Napoleon I. ihn sich wünschte. Die Aufhebung des Templerordens und das große abendländische Schisma gehören mit zu den Früchten des Avignoner Exils.

Diese traurige Zeit von 1309—1377 zeigt auch klar, wie schädlich der lange Aufenthalt des Papstes im Bereiche einer fremden Macht einwirkt auf sein Verhältniß zu anderen Nationen. Deutschland glaubte den Papst abhängig von der französischen Politik, und allenthalben regte sich deshalb Mißtrauen und Feindseligkeit gegen das Papstthum selbst. Die von diesem auferlegten Lasten wurden mit Unwillen getragen, und in der fortwährenden Ernennung französischer Cardinäle erkannte man das Bestreben, die römische Kirche zu einem „Erbgute Frankreichs" zu machen [2].

Wir wiederholen noch einmal: welch eine drückende Last für die Gewissen der Menschen bei ähnlichen Zuständen! Gott in seiner Weisheit und Gerechtigkeit hat aber als bleibende Grundlage für den Gehorsam

---

[1] Mémorial de Ste. Hélène; bei Schrödl, Votum des Katholicismus über die Souveränität des Heiligen Stuhles. Freiburg 1867. S. 10.

[2] Vgl. Kirchenlexikon. Freiburg 1882. (2. Aufl.) I. Bd. Sp. 1758.

der Völker gegen seinen Statthalter gewiß nicht den Heroismus gewollt. Zum geordneten, regelmäßigen Leben der Kirche, zu ihrer ungehinderten, segensreichen Entfaltung gehört also nothwendig auch die äußerliche Erkennbarkeit der Freiheit ihres Hauptes. Diese aber ist in ihrer Fülle nur vorhanden, wenn der Papst als selbständiger Fürst in eigenem Lande wohnt.

Nehme man doch die Sachen, wie sie thatsächlich liegen. Es suchen die Bischöfe der Welt Rath und Hilfe in den schwierigsten Verhältnissen bei ihrem obersten Hirten; es wenden sich die Gläubigen, vom Kaiser bis zum Bettler, in den geheimsten Fragen des Gewissens an ihren gemeinsamen Vater; Völker und selbst Regierungen begehren von ihm den Entscheid für ihr Verhalten: und alle diese Anliegen erhält der Papst ohne irdisches Fürstenthum durch die Hände fremder Diener, welche im Solde stehen einer fremden Macht. Welche Schatten lagern sich bei einem solchen Zustand nicht auf die Freiheit des Papstes! Und jeder Schatten, welcher fällt auf den römischen Bischof, fällt zugleich auf den Erdkreis, fällt ängstigend in die Herzen von 220 Millionen: sie haben ein göttlich verbrieftes Recht, ihren Papst nicht nur frei zu *wissen*, sondern ihn auch frei zu *sehen*. Und dieses Recht der fünf Welttheile sollte sich beugen vor dem sogen. Recht auf politische Einheit eines Volkes; vor einem Recht, welches in Wahrheit ein Unrecht ist, welches seinen Weg bezeichnet hat durch Unterdrückung und Blut, Hinterlist und Empörung?

„Wenn man Rom vom Papste verlangt, so ist das eine Revolution, eine Kirchenrevolution, eine Umwälzung, weit größer als die Reformation es war ... Die Italiener sagen jetzt: Wir wollen unser Recht, fort mit dem Papst! Allein man darf nicht darauf achten, was ein Volk im Revolutionsfieber spricht ... Das Recht, über sich zu verfügen, ist kein absolutes Recht ... Das Recht Europa's, das Recht der ganzen Christenheit steht dem Recht der Italiener gegenüber."[1] Edler und tiefer, weil auf katholischem Standpunkt stehend, drückt sich Cardinal Manning aus: „Rom ist nicht die Hauptstadt Italiens, es ist die Hauptstadt der Christenheit. *Gott* hat dergestalt die Dinge gelenkt, und der *Mensch* hat kein Recht, sie anders zu gestalten. Alle christlichen Nationen haben ein Recht auf Rom ... Aber Rom liegt in Italien, und die Italiener sprechen eine und dieselbe Sprache. Weder Geographie noch die Sprache schaffen ein Recht. Dieser monströsen Theorie des Nationalismus entgegnen wir,

[1] Thiers in der Gesetzgebenden Versammlung zu Paris am 13. April 1865.

daß sie die Zerstörung jeder nationalen Gerechtigkeit ist, die Quelle des Schismas in religiöser, der Revolution in politischer Hinsicht[1]. Diese Theorie allgemeiner Verwirrung war bis zu jener Stunde unbekannt, wo im sechzehnten Jahrhundert der Protestantismus die Einheit des christlichen Europa's zerbrach. Eine höhere Einheit, ein erhabeneres Gesetz verband die Nationen der christlichen Welt, heiligte die Autorität der Gewalt und schützte zu gleicher Zeit Freiheit und Rechte des Volkes. Als Christen und als Katholiken weigern wir uns, die Einheit der Christenheit um der Einheit Italiens willen zu brechen und die christliche, übernatürliche Ordnung der Welt den nationalen Aspirationen einer besondern Volksrasse zu opfern, es sei, welche es wolle." [2]

Unwillkürlich sind wir von der theoretischen Erörterung der Freiheit des Papstes auf die gegenwärtige thatsächliche Verletzung derselben gekommen. Kehren wir zur Sache zurück.

Noch einer andern Eigenschaft des Papstes haben wir hier kurz zu gedenken: er ist der geborene Schutzherr der Völker; die Gefährdeten, die Unterdrückten finden bei ihm thatkräftige, furchtlose Hilfe. Seine Stimme warnt auch die Mächtigsten dieser Erde, ihre Gewalt nicht zu mißbrauchen.

---

[1] Nicht nur ein französischer Staatsmann und ein katholischer Cardinal verurtheilen die schrankenlose Berechtigung des Nationalitätsprincips, sondern auch ein preußischer Minister des Auswärtigen tritt dieser Verurtheilung in wahrhaft vernichtenden Ausdrücken bei. Minister v. Schleinitz richtete aus Koblenz unter dem 13. October 1860 auf Befehl des Prinzregenten, des nachmaligen Kaisers Wilhelm I., folgende Worte an den preußischen Gesandten in Turin, mit dem Ersuchen, sie dem Grafen Cavour mitzutheilen: „... Alle Beweisgründe des Memorandums der sardinischen Regierung zielen auf das Princip von dem absoluten Recht der Nationalitäten ab. Gewiß sind wir weit entfernt, den hohen Werth der nationalen Idee zu bestreiten. ... Obwohl die preußische Regierung dem Nationalitätsprincip eine große Wichtigkeit beilegt, so kann sie daraus doch nicht die Rechtfertigung einer Politik herleiten, welche auf die dem Princip des Rechtes schuldige Achtung verzichtet.... Nach dem sardinischen Memorandum sollte alles den Anforderungen nationaler Bestrebungen weichen, und hätten dann die bestehenden Autoritäten, so oft sich die öffentliche Meinung zu Gunsten dieser Bestrebungen aussprechen würde, einfach ihre Gewalt ... niederzulegen. Eine den elementarsten Regeln des Völkerrechtes so diametral entgegengesetzte Maxime ließe sich nicht ohne die schwersten Gefahren für ... den Frieden Europa's in Anwendung bringen. Durch ihre Unterstützung verläßt man den Weg der Reform, um sich auf den Weg der Revolution zu stürzen. Nun hat die Regierung Sr. Majestät des Königs von Sardinien einzig auf Grund des absoluten Rechtes der italienischen Nationalität ... einen Einfall in die päpstlichen Staaten unternommen" u. s. w. (Lamarmora, Etwas mehr Licht. 1873. S. 7. 8).

[2] The temporal power of the Vicar of Christ. London 1862. p. 25. 26.

Zwei Gestalten steigen da aus der Papstgeschichte auf, eine aus unserer Zeit, die andere, als das alte Römerreich den Todeskampf kämpfte: Gregor XVI. und Leo der Große. Der „Geißel Gottes", dem Hunnenkönig Attila, trat Leo entgegen, dem russischen Alleinherrscher Gregor. „Leo war damals (452) der wahre Repräsentant der menschlichen Cultur, deren Rettung bereits in der Geistesmacht der Kirche lag" [1]; und der 80jährige Gregor hielt dem gewaltigen Nikolaus I. mit apostolischem Freimuth die schmähliche Bedrückung seiner polnischen Unterthanen vor. Ein herrliches Amt, der Schutz der Verfolgten; aber ein Amt, welches zu seiner vollen Wirksamkeit der Freiheit, der äußerlich gesicherten Selbständigkeit bedarf.

Von besonderem Interesse ist es, einige Aeußerungen hier anzuführen aus dem Munde englischer, hochkirchlicher Staatsmänner. Die Sicherstellung der weltlichen Macht des Papstes ist ihnen gleichbedeutend mit der Sicherstellung seiner Freiheit, und die Freiheit ist nach ihrem Urtheil nothwendig für die Ruhe der Staaten.

Am 12. Juni 1849 erklärte im englischen Oberhause Lord Ellenborough: „Weil England acht Millionen Unterthanen besitzt, welche römisch-katholisch sind, so hat es ebenso gut, wie irgend eine andere Macht, ein Interesse daran, daß der Papst unabhängig dastehe, und seine Stellung nicht abhängig sei von der Güte oder Macht irgend einer Regierung... Die Frage dreht sich nicht darum, ob der Papst als Souverän von Rom dort herrschen soll oder nicht, sondern darum, ob die Person, welche sich gerade an der Spitze der römisch-katholischen Kirche befindet, unabhängig dastehen soll. Das aber scheint mir eine Sache von der höchsten Wichtigkeit." Lord Brougham äußerte sich einen Monat später folgendermaßen: „Gestatten Sie mir ein paar Worte über eine Angelegenheit, von welcher, wie ich wohl weiß, gewisse Leute nicht gerne etwas hören ..., nämlich über die Trennung der weltlichen und geistlichen Macht des Papstes. Nach meiner Ansicht geht es nicht an, zu sagen, man wolle sich den Papst als geistlichen Fürsten gefallen lassen; allein wir dürften nicht dazu beitragen, daß seine weltliche Macht wiederhergestellt werde. Das hieße nach meinem Urtheil diese Frage mit Oberflächlichkeit behandeln. Ich halte es nicht für möglich, daß der Papst seine geistlichen Functionen erfolgreich verrichten kann, wenn

[1] Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. (4. Aufl.) Stuttgart 1886. I. Bd. S. 191.

er keine weltliche Macht besitzt ... Die Frage über die weltliche Herrschaft des Papstes ist eine europäische Frage und nicht etwa die eines Landes oder einer Religionsgemeinschaft. Diese Autorität des Papstes muß aufrecht erhalten werden, weil der Friede und die Interessen Europa's es verlangen." [1]

Im römischen Papst vereinigt sich das gesammte Leben der Kirche Gottes. Schon oft haben wir dies hervorgehoben, schon wiederholt darauf hingewiesen, zu welcher Fülle und Macht dieses Leben sich ausgewachsen hat.

Der göttliche Sämann hat das unscheinbare Samenkörnlein in die Erde gesenkt, und unter dem Sturm der Jahrhunderte ist es geworden zum weltüberschattenden Baum. Die Kirche Jesu Christi ist ein Organismus, wie ihn die Welt noch nie gesehen. Wunderbar groß und mannigfaltig, geordnet und geregelt bis in die kleinste Faser, steht er vor dem staunenden Auge der Menschen. Es ist die Gotteskraft, welche dies hervorgebracht, aber sie bediente sich dabei menschlicher Mittel. Wohl ist Gott und Jesus Christus das lebendige Fundament, auf welches der Papst gestellt wurde; wohl quillt für ihn die Kraft seiner Herrschaft aus diesem göttlichen Urgestein, und in weit höherem Sinne als von den Israeliten gilt von den Päpsten das Wort des Apostels: „Denn sie tranken aus geistigem Felsen, der ihnen folgte; der Fels aber war Christus." [2] Das alles ist wahr; doch der Papst regiert als Mensch über Menschen, in einem sichtbaren Reich, mit sichtbaren Werkzeugen.

Wer das Rom der Päpste betritt, der empfindet alsbald, daß er im Mittelpunkt einer großartigen organischen Thätigkeit steht.

Da ist der ehrwürdige Rath des Heiligen Collegiums, da sind die zahlreichen Congregationen, als ebenso viele Instanzen für die Fragen kirchlichen Rechts und kirchlicher Disciplin, da sind die Pflanzstätten des Clerus fast aller Riten, fast aller Nationen. Dies alles läßt sich zusammenfassen unter dem Namen: die Regierung des Papstes. Alle diese Anstalten haben ihre hohe Bedeutung für die Leitung der Kirche. Sie gehören zum Papst, müssen also auch frei sein wie der Papst.

Und nun betrachte man diese Anstalten auf fremdem, nicht päpstlichem Boden. Sie sind umgeben und eingeengt von Gesetzen, auf welche der Papst keinen Einfluß hat; sie sind belastet mit Steuern, welche der

---

[1] „The Times", 13. Juni und 21. Juli 1849.
[2] 1 Kor. 10, 4.

Papst nicht mildern kann; einen werthvollen Theil ihres Einkommens müssen sie einer Regierung zahlen, welche in keiner Weise etwas mit ihnen zu thun hat. Es gefällt dem fremden Staat, den Boden, auf welchem diese Anstalten stehen, für andere Zwecke zu benutzen, und schonungslos werden die Gebäulichkeiten zerstört. Und wohin mit den Vertriebenen? Der Papst bedarf ihrer, aber kein Unterkommen kann er ihnen geben; denn rings um ihn her ist fremdes Gebiet. Man garantirt dem Papst die Freiheit und brüstet sich sogar mit den königlichen Ehren, welche man ihm gewährt, und zur selben Zeit beraubt man ihn der Mittel, diese päpstliche Freiheit zu bethätigen, zerstört die Werkzeuge, welche er zur Regierung benöthigt[1].

Und dies ist eine nothwendige Folge der Vernichtung des Kirchenstaates. Hunderten von großen Körperschaften, Hunderten von Kirchen, Klöstern und Gebäulichkeiten, mit all ihren Gütern und Liegenschaften, mit ihren tagtäglich sich ins Unzählbare verlierenden Berührungspunkten zu der übrigen Welt, in Handel und Wandel, in Kauf und Verkauf: diesen allen das Recht der Exterritorialität zu verleihen und es durchzuführen, ist für den Staat, in dessen Gebiet sie sich befinden, ein Ding der Unmöglichkeit.

Vom Mittelpunkt der päpstlichen Regierung wenden wir den Blick auf ihren Umkreis. Die ganze gewaltige Missionsthätigkeit der katholischen Kirche ist das Werk des Papstes. Nicht nur sein Einfluß, sondern auch seine materielle Unterstützung bildet eine wesentliche Bedingung ihres Bestandes. Nirgends sind Geldmittel, reichliche und sicher fließende Geldmittel, besser angewendet, als für die Verbreitung des Glaubens. Und diese Verbreitung ist eine der heiligsten Pflichten des Papstthums. Hat der Papst ein eigenes Land, dann hat er auch in den Einkünften

[1] „Das Papstthum soll frei und unabhängig sein in der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, während die italienische Regierung, soweit sie reichen kann, unter des Papstes Augen die Kirchenverfassung umwälzt. ... Das Papstthum soll frei und unabhängig sein, nachdem es jeden factischen Mittels zur Ausübung seiner Autorität, ja nur zum eigenen Schutze beraubt worden ist. ... Das Papstthum soll frei und unabhängig sein, wenn man, aller papiernen Versicherungen und Verträge spottend, den ungehorsamen pensionirten Papst morgen mit der vom Parlament votirten Temporaliensperre bestrafen kann. Eine ärgere contradictio in adjecto hat es vielleicht niemals gegeben. ... Der letzten Handbreit eines tausendjährigen Reiches beraubt und unter königliche Curatel gestellt, seinem eigenen Wort zufolge ein Gefangener, sitzt im Vatican Pius IX. Da muß man wahrlich mit dem Psalmisten ausrufen: Clamabit ad me, et ego exaudiam eum: cum ipso sum in tribulatione“ (Reumont a. a. O. S. 26. 27. 28. 30).

desselben eine sichere Hilfsquelle zur Unterstützung der Missionen, zur Hebung des Unterrichts, des Gottesdienstes, kurz, zur Verbesserung der religiösen Lage des gläubigen Volkes und der Priester in fernen Ländern. Hat er kein eigenes Gebiet, also auch kein festes, unabhängiges Einkommen, dann ist seine Beisteuer für die erhabensten Zwecke seines Amtes eben auch eine abhängige von dem Reichthum und dem Edelsinn der Menschen. Gewiß soll damit nicht gesagt sein, daß der kleine Kirchenstaat mit seinen Einkünften genügt habe für die immerfort spendende Hand des Oberhauptes der Christenheit. Aber diese Hand fand im eigenen Staatsschatz, wenn auch nicht alles, so doch immer ein gutes Theil zur Deckung der Bedürfnisse, und das um so mehr, weil der Papst als weltlicher Fürst für eigene Hofhaltung nur wenig, für weltliche Feste und prunkvolle Schaustellungen nichts bedarf[1].

(Schluß folgt.)

---

[1] Das „Deutsche Protestantenblatt" bringt unter der Ueberschrift: „Der arme Papst" einen Artikel, welchen auch die „Deutsche evangelische Kirchenzeitung" (Jahrgang 1889, Nr. 10, S. 103) aufgenommen hat. In demselben wird „das Budget des Papstes von 1888" einer Besprechung unterzogen. Danach stellen sich die Einnahmen des Papstes auf 12½ Millionen, die Ausgaben auf 11 230 000 Lire. Nachdem der Verfasser mit Emphase den „Baarüberschuß" von 1¼ Millionen betont hat, fügt er die in der That naive Bemerkung hinzu: „Der römische Bischof legt so wenig Rechnung, wie irgend ein anderer seiner Mitbischöfe." Wem soll er denn Rechnung legen, etwa dem Redacteur der Kirchenzeitung? Verlangen etwa die Unterthanen, daß ihre Fürsten Rechnung legen über Ersparnisse aus den Civillisten? Werde man doch nicht unvernünftig, und überlasse man es doch uns Katholiken, zuzusehen, was unser Papst mit seinen Ersparnissen macht. Uebrigens stehen unter den Zahlen in dem Artikel auch 2 Millionen als Jubiläumseinnahme. Zieht man diese außerordentliche Einnahme von dem übrigen ab, so bliebe statt des „Baarüberschusses" ein jährliches Deficit von 750 000 Lire. Ferner werden aufgeführt 7 500 000 Lire als Peterspfennig. Das ist der bedeutendste Posten aus dem Jahreseinkommen des Papstes, und dieser bedeutendste Posten ist ein freiwilliges Almosen, also jährlich großem Wechsel, großer Unsicherheit unterworfen. Und schließlich, was sind denn 10½ Millionen Lire für einen Fürsten, dessen Milde ganze Länder und Völker unausgesetzt in Anspruch nehmen? Selbst wenn der Papst dieses Geld als Steuer auferlegte (was aber nicht der Fall ist), so würde das bei den 220 Millionen Unterthanen, welche er besitzt, noch nicht 4 Pfennige für den einzelnen machen. Damit vergleiche man doch die Steuern unserer modernen Großstaaten. Die kleinen Zahlen, welche uns hier vorgeführt werden, und welche sich ausschließlich aus Almosen zusammensetzen, beweisen besser wie alles andere, daß der Papst außer diesem Almosen noch ein festes Staatseinkommen nöthig hat.

Paul von Hoensbroech S. J.

Zur Klosteraufhebung unter Heinrich VIII. von England[1].

Wie in Deutschland, so hat sich auch in England ein Mythus der Reformationsgeschichte gebildet; wie in Deutschland, hat man auch dort die Anhänger der alten Kirche zuerst moralisch zu vernichten gesucht, bevor man sie ihrer politischen Rechte, ihrer Güter und Freiheit beraubte. Der Politiker, der Geschichtsforscher, welcher zu erfahren wünscht, in welcher Weise die Grundsätze Macchiavelli's sich praktisch durchführen, wie man Acte der Willkür und Gewalt in gesetzliche Formen kleiden, Schurkereien mit der Maske der Frömmigkeit bedecken kann, der braucht nur die Geschichte der Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII. zu lesen. Thomas Cromwell, eine Creatur Heinrichs VIII., ein niedrig gesinnter, lasterhafter Mensch, dem selbst noch neuere Schriftsteller den „Ehrennamen" Hammer der Mönche beilegen, verstand es trefflich, durch Verleumdungen, Intriguen und rohe Gewaltacte die Klöster zum Falle zu bringen und seine und seiner Visitatoren Verbrechen vor der Nachwelt zu verhüllen.

Es war dem Protestanten Dixon[2] vorbehalten, den Schleier zu lüften, die erste actenmäßige und unparteiische Geschichte der Aufhebung der englischen Klöster zu schreiben und die Ankläger und Verleumder der Mönche und Nonnen zu entlarven. Ihm folgte James Gairdner, der in dem Calendar of State Papers of Henry VIII. vol. IX—X äußerst wichtiges Quellenmaterial beibrachte und in den trefflichen Vorreden zu jedem Bande die Hauptresultate seiner Forschung zusammenstellte. Ein anderer protestantischer Gelehrter, A. Jessopp, hat die Visitationsberichte der Bischöfe von Norwich aus der Periode, welche der Reformation unmittelbar voranging, abgedruckt und uns in den Stand gesetzt, die so häufig wiederholten Klagen über die Immoralität und Verkommenheit der Klöster zu prüfen.

Das Werk Dixons, welches neben vielen Vorzügen auch seine Schwächen hat, legte es einem gelehrten Benediktiner, Aidan Gasquet,

[1] Henry VIII. and the English Monasteries by F. A. Gasquet. Vol. I: XXXII and 478 p. Vol. II: VIII and 611 p. London, Hodges, 1888—1889. Preis: *M.* 24. — Jessopp, A., Visitation of the Diocese of Norwich 1492—1532 printed for the Camden Society. LII and 325 p. London 1888.

[2] History of the Church of England from the Abolition of the Roman Jurisdiction. 1884.

nahe, die Geschichte der Aufhebung der Klöster in einer ausführlichen Monographie zu bearbeiten. Der Verfasser spricht sich über sein Verhältniß zu Dixon also aus: „Das gegenwärtige Werk ist ein Versuch, die Untersuchung noch einen Schritt weiter zu führen und die Masse des noch zerstreuten, unbenutzten oder noch nicht veröffentlichten Materials zu verwerthen, die Aufhebung der Klöster zum Gegenstand einer Specialforschung zu machen." [1]

Der Umstand, daß der erste Band innerhalb so kurzer Zeit eine dritte Auflage erlebt und einen so zahlreichen Leserkreis unter Protestanten und Katholiken sich erobert hat, zeigt wohl noch besser als alle die günstigen Urtheile über das Buch in den vornehmsten Zeitschriften Englands, daß der Verfasser das Richtige getroffen und seine Aufgabe glänzend gelöst hat. Was Gasquets Buch vor der Arbeit des hochkirchlichen Canonikers Dixon auszeichnet, ist die edle Ruhe und Mäßigung, die aus jeder Zeile Gasquets spricht, während Dixon sich von seinem Unmuth zu bitterem Sarkasmus und zu Uebertreibung verleiten läßt. Die plastische Darstellung, die geschickte Gruppirung und Aneinanderreihung von Thatsachen, die glückliche Auswahl von interessanten Einzelheiten, die wahrheitsgetreue Schilderung des Ordenslebens, sind weitere Vorzüge, welche auf jeden Leser, der das Buch zur Hand nimmt, ihre Anziehungskraft ausüben.

Der große Umschwung in der öffentlichen Meinung, dem James Gairdner in seiner Recension von Gasquet (Academy 1888) Ausdruck gibt in den Worten: „Die große Masse von Skandalgeschichten, welche von Legh und Layton zusammengetragen wurde, fand bei niemand Glauben, selbst bei Cromwell nicht. Sie wurden nur geglaubt infolge der Unwissenheit und des Vorurtheils, sind aber jetzt für immer widerlegt" — ist zwar nicht Gasquet allein zuzuschreiben, wohl aber durch ihn gefördert worden.

Als Heinrich VIII. im Jahre 1535 eine allgemeine Visitation der Klöster beschloß, und trotz des Widerstandes einiger Mitglieder des Staatsrathes eine Commission ernannte, welche eine „Untersuchung anstellen sollte über die Sitten und das Geld, die Tugenden und die Kostbarkeiten der religiösen Genossenschaften", da war es ihm keineswegs um Abstellung von Mißbräuchen, um gründliche Reform der Klöster zu thun. Schon die Wahl der Commissäre, der Canonisten Dr. Legh und Dr. Layton, welche ihre Vollmachten von einem Laien, Thomas Cromwell, dem königlichen

[1] Preface X.

Minister und Generalvikar, erhielten, zeigte klar, was der König beabsichtigte. Ebenso schlau als moralisch verkommen, kriecherisch ihren Vorgesetzten gegenüber, frech und anmaßend gegen ihre Untergebenen, skandalsüchtig, verleumderisch und schamlos, waren sie die Werkzeuge, welche Cromwell und der König brauchten. Diese Ehrenmänner, die sich in der sogen. Comperta und ihren Briefen eine Schandsäule gesetzt und den traurigen Ruhm erworben haben, Schriftstücke hinterlassen zu haben, welche zum Unfläthigsten gehören, das je geschrieben worden, wurden bis herab auf unsere Tage als unverwerfliche Zeugen anerkannt, einfach weil man ihr Leben und ihre Briefe nicht kannte.

Man hat früher behauptet, Cromwell und der König hätten, als sie eine Parlamentsacte behufs Auflösung der ärmeren Klöster verlangten (1536), Berichte aus einem sogen. Schwarzbuche vorgelesen, welche einen solchen Sturm des Unwillens hervorgerufen, daß das Parlament sogleich die Aufhebung der Klöster beschlossen habe. Dies ist unrichtig, ebenso die Annahme Burnets, dieses Schwarzbuch sei unter der Regierung Maria's zerstört worden. Wir wissen nicht, wieviel Heinrich VIII. aus den Berichten seiner Commissäre mitzutheilen für gut fand: das ist höchst wahrscheinlich, daß die Comperta und die Briefe das einzige Beweismaterial waren, welches Cromwell und der König in Händen hatten. Eine Veröffentlichung der Comperta wäre äußerst unklug gewesen und hätte der Nation den unwürdigen Charakter der Commissäre bekannt gemacht, die Mönche und Nonnen wären in den Stand gesetzt worden, sich zu vertheidigen und die Praktiken der Commissäre zu enthüllen. Dies erklärt denn auch, wie es gekommen, daß diese Anklageschrift der Commissäre so ganz in Vergessenheit gerathen konnte.

Die Comperta, kurze, schablonenmäßige Berichte, richtiger Sündenregister der einzelnen Klöster, und die Briefe, in denen die Commissäre sich gehen lassen, enthalten so wenig wirklichen Stoff zur Verurtheilung, daß sie vielmehr eine glänzende Rechtfertigung der Klöster genannt werden können. Sie offenbaren den Geist der Commissäre, ihre Hast, ihre Wünsche, womöglich Verbrechen in den Klöstern zu finden, ihren Mangel an religiösem Ernst. Welcher Unterschied zwischen diesen Commissären und den Bischöfen, welche die Klöster visitirten, oder den Visitatoren, die von dem Orden selbst bestellt wurden! Es sind Cleriker, welche von Mönchen und Nonnen als Feinde betrachtet und wegen ihrer Schlechtigkeit verabscheut wurden. Die Commissäre geben nur ihre Berichte, aber keine Gewährschaft, daß sie selbst oder ihre Zeugen die Wahrheit sagten oder

sagen wollten. Wir kennen genau die Zeit, in welcher die königlichen Visitatoren Dr. Legh und Dr. Layton ihre Berichte an Cromwell schickten; die Data zeigen uns, mit welcher Hast die Visitationen vorgenommen wurden, so daß von einer gerichtlichen Untersuchung nicht die Rede sein kann. Da die Visitatoren von der geistlichen Behörde nicht bevollmächtigt waren (denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß die Mönche und Nonnen Cromwell, den Generalvikar des Königs, als ihren geistlichen Obern anerkannten), so beruhen die Berichte von Dr. Legh und Dr. Layton in den seltensten Fällen auf den Geständnissen oder Klagen der Mitglieder der religiösen Häuser, gewöhnlich auf Vermuthungen oder auf Klatsch und Verleumdungen Uebelwollender. Schon die Eintheilung der Verbrechen, welche den Ordensleuten zur Last gelegt werden, zeigt, mit welcher Frivolität die Visitatoren zu Werke gingen. Unnatürlichen Lüsten ergeben, unenthaltsam, abergläubisch, Diebe, Verräther, Apostaten sind die Ehrentitel, welche die einzelnen Ordensmitglieder von denselben erhalten. So groß auch die Menschenkenntniß und der Spürsinn der beiden Doctoren war, so sehr sie in alle Laster eingeweiht sein mochten, so konnten sie doch unmöglich auf den ersten Blick die etwaigen geheimen Laster der Ordensleute erkennen; nein, gerade ihre moralische Verworfenheit mußte die Visitatoren zur Ungerechtigkeit gegen wahre Tugend verleiten und überall Heuchelei und Verstellung wittern lassen. Aber selbst abgesehen von der bekannten Sittenlosigkeit dieser Männer, von der Aufgabe, welche ihr Arbeitgeber Cromwell ihnen gestellt hatte, Verbrechen und Laster der Mönche und Nonnen, deren Güter der König einziehen wollte, ausfindig zu machen, wie konnten die Visitatoren selbst beim besten Willen den wahren Thatbestand ermitteln? Vom August bis zum November des Jahres 1535 bereiste Dr. Legh den Süden Englands von der Grafschaft Wiltshire bis London und die östlichen Grafschaften bis nach Norwich, während sein College Dr. Layton die Klöster von Gloucestershire bis Kent visitirte. Gegen Ende des Jahres trafen die würdigen Visitatoren in Lichfield zusammen und unternahmen eine gemeinsame Untersuchung der Klöster des Nordens, bezw. der Grafschaften Derby, Nottingham, Yorkshire, Durham und Northumberland. Der Bericht über die Klöster dieser Grafschaften lag schon im Februar fertig vor. Ihr Meister Cromwell hatte große Eile; denn das Parlament kam im Monat April zusammen, und ohne Anklagepunkte gegen die Klöster konnte man füglich deren Aufhebung nicht verlangen.

Es ist hier nicht der Ort, die Mittheilungen über jedes Kloster zu prüfen, die Grundlosigkeit der Anklagen durch Berufung auf das Urtheil

der bischöflichen Visitatoren, welche viele dieser Klöster kurz vorher visitirt hatten, oder einer spätern von der Regierung selbst ernannten Commission nachzuweisen. Wir halten uns an den Bericht selbst. Was finden wir darin? Bei mehr als 150 Klöstern werden die Insassen von 100 schwerer Verbrechen angeklagt, gegen mehr als 50 haben die Visitatoren keine Anklage, viele andere Klöster dieser Grafschaften wurden gar nicht besucht, und trotzdem werden auch sie aufgehoben. Die Vernichtung der Klöster war demnach beschlossen, bevor die Visitatoren bestellt wurden; diese wußten, was man von ihnen erwartete, und wenn sie einmal dies aus den Augen verloren, wurden sie gar bald daran erinnert. Sie entschuldigen sich förmlich, wenn sie keine Verbrechen ausfindig gemacht, versprechen, ihr Bestes thun zu wollen, bitten demüthig um Verzeihung, weil sie es gewagt haben, für ein Kloster Fürsprache einzulegen.

Der um Aufhellung der Reformationsperiode so verdiente Dr. Jessopp hat die Visitationsberichte der Diöcese Norwich veröffentlicht und in der 52 Seiten langen Einleitung die Hauptergebnisse seiner Forschungen kurz zusammengestellt. Die Bischöfe von Norwich nahmen ihre Aufgabe nicht leicht. Die Mönche und Nonnen, welche bei den Visitationen vor den Bischöfen erschienen, gehörten nicht zur Klasse derer, die leben und leben lassen, die sich nichts machen aus der Uebertretung der Ordensregel. Im Gegentheil bemerken wir eine gewisse Starrheit und Engherzigkeit, welche Kleinigkeiten als große Fehler darstellt und sehr oft den Verhältnissen nicht gehörig Rechnung trägt. Die alten Nonnen klagen über die Hast der jüngeren, ihr schnelles, unandächtiges Beten, daß sie nicht folgen können. Die Untergebenen beschweren sich öfters über die schlecht zubereitete Kost, die auch nicht reichlich genug sei. Andere finden, der Obere oder die Oberin seien schlechte Verwalter, zu weltlich, zu viel im Verkehr mit Auswärtigen. Andere klagen, daß die fürs Studium vorgeschriebene Zeit nicht eingehalten würde. Klagen über Immoralität und Zügellosigkeit sind selten und nur in etwa drei Fällen begründet. Jessopp kommt deshalb zum Schlusse: wenn die Veröffentlichung anderer Visitationsberichte nicht schwerere Anklagen ans Licht fördere, so seien die Commissäre Heinrichs VIII. die abscheulichsten Verleumder, die je gelebt hätten. Fehlerfrei waren auch die Mönche nicht, aber von einer Verwahrlosung der Disciplin und Zucht, von Zügellosigkeit kann nicht die Rede sein. Die Regel wurde sehr genau beobachtet, jede Uebertretung streng gestraft. Viel hing jedoch von dem jeweiligen Obern ab; demnach finden wir, daß Klöster, in welchen der Bischof kurze Zeit zuvor viel zu rügen hatte, später ganz ausgezeichnet sind.

Die Zeit der Reformation war eine Uebergangszeit, eine Zeit der Gährung, in der sich große Aenderungen im politischen wie geistlichen Leben vorbereiteten. Was man den Mönchen allenfalls zum Vorwurfe machen konnte, ist, daß sie die Zeichen der Zeit nicht zu deuten gewußt und in der Wissenschaft an den Universitäten nicht dasselbe Ansehen wie früher besessen. Dagegen war, wie Gasquet nachweist, das Verhältniß zu den Bischöfen und dem Weltclerus besser als im Mittelalter. Reibungen und Streitigkeiten sind viel seltener. Die Bettelmönche sind noch immer die geschätztesten Prediger, die gesuchtesten Beichtväter; noch immer werden reiche Schenkungen zu ihren Gunsten gemacht. Der Umstand, daß Männer wie Wykeham, Fox die von ihnen gegründeten Collegien Weltpriestern übergaben und nicht religiösen Orden, beweist nur, daß sie für die Weltpriester eine Universitätserziehung sichern wollten.

Der zweite Band Gasquets besitzt neben den Vorzügen des ersten noch den weitern, viel neues Quellenmaterial zum erstenmale herbeigezogen zu haben. Er enthält die Geschichte der Auflösung der ärmeren Klöster, schildert darauf den Aufstand in der Grafschaft Lincoln, die große Insurrection im Norden Englands, welche die Auflösung der größeren Klöster beschleunigte. Da nämlich manche Mönche gezwungen oder freiwillig sich den Insurgenten angeschlossen hatten, benützte man diesen Umstand, sie vor die Gerichte zu stellen, wegen Hochverrath zu verurtheilen und ihre Güter zu confisciren. Die Art und Weise, wie die Commissäre von Kloster zu Kloster zogen, wie sie durch Einschüchterung, Bestechung des Abtes (sehr oft waren schon vorher tüchtige und entschlossene Aebte und Obere von der Regierung abgesetzt und durch ihre Creaturen ersetzt worden), Versprechungen, die nicht gehalten wurden, zur Uebergabe ihrer Güter zwangen, wird hier ausführlich geschildert. Wir sehen, wie ganze Banden von Handwerkern und Arbeitern von Kloster zu Kloster ziehen und auf Commando das Werk der Zerstörung beginnen. Die packenden Schilderungen, welche sich bei Dixon finden, sind unübertrefflich; Gasquet hat jedoch in vielen Fällen manches Detail gesammelt, welches das Bild noch vervollständigt. Die Bleidächer der Kirchen und Klöster reizen ganz besonders die Habgier der königlichen Beamten. Tage-, wochenlang sind Arbeiter in Kirchen und Klöstern mit dem Herabreißen und Schmelzen des Bleies beschäftigt, das sehr oft ins Ausland verkauft wurde. Die schönsten Denkmäler der Kunst werden von diesen Vandalen zerstört, die schönsten Gebäude, welche ihrer Dächer beraubt und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt sind, läßt man zerfallen oder benutzt sie als Stein-

brüche. Die zahlreichen Meßbücher, Psalter, Antiphonarien, Bibeln, die reichen und schönen Bibliotheken werden zerstreut und zerstört. Die alten Ritualien sind äußerst selten; die wenigen, welche wir noch besitzen, sind vielfach unvollständig oder beschädigt. Die Compositionen der alten englischen Musiker sind verloren gegangen.

Ueber zwei Punkte werden uns im zweiten Bande noch wichtige Aufschlüsse gegeben: einmal über die hohe Achtung, welche die Ordensgeistlichen und Mönche noch lange nach der Aufhebung genossen, dann über den Schaden, welcher den Armen und Kranken aus der Aufhebung der Klöster erwuchs.

Schon Macaulay hat in seinem Essay über Lord Burleigh die richtige Bemerkung gemacht: „Die größten und populärsten Dramatisten des Zeitalters der Königin Elisabeth behandeln den Cölibat, einen so verführerischen und später so allgemeinen Gegenstand des Spottes, mit geheimnißvoller Ehrfurcht. Fast jedes Mitglied eines religiösen Ordens, das sie auf die Bühne bringen, ist ein heiliger, ehrwürdiger Mann. In ihren Stücken findet sich nichts, was an das rohe Gespötte erinnerte, mit dem die katholische Religion und ihre Diener zwei Generationen später angegriffen wurden von Schauspieldichtern, welche dem Volke zu gefallen suchten." Wohl niemand wird läugnen, daß die großen Dramatiker dieser Periode die Gesinnungen des Volkes treuer wiederspiegeln, als die Streitschriften protestantischer Theologen oder die früher auf Thomas Cromwells Anregung verfaßten Schmähschriften gegen alles Katholische. Gehen wir zurück zum Jahre 1549, dann begegnen wir bei den Artikeln, welche von den Insurgenten von Devonshire aufgesetzt wurden, unter andern dem Artikel 14, der Wiederherstellung der Klöster und Zurückerstattung der Hälfte ihrer Güter fordert. Unter Maria war die Wiederherstellung der Klöster sehr populär. Die Fehler, welche Dekan Colet und die Gebildeteren in der Nation an vielen Ordensleuten rügten, wurden vom gewöhnlichen Volke kaum beachtet; zudem traten dieselben zurück zur Zeit der Verfolgung im Vergleiche mit den Tugenden, welche sie in diesen Tagen der Bedrückung und der Leiden bewiesen. Nicht bloß die Karthäuser und die Observanten unter den Franziskanern hatten Martyrer aufzuweisen und Bekenner, die treu an der alten Lehre festhielten und den Supremat Heinrichs VIII. nicht anerkannten, auch andere Orden zeigten große Standhaftigkeit im Bekenntniß des alten Glaubens.

Am schmerzlichsten wurde von allen Klassen die Aufhebung der Nonnenklöster gefühlt. Die Nonnen waren die Erzieherinnen der weib-

lichen Jugend, die Trösterinnen der Armen. Manche hoffnungsvolle, fromme Jünglinge waren durch ihre Wohlthätigkeit in den Stand gesetzt, zu studiren. Der Einfluß und das Ansehen, welches sie beim Adel besaßen, der ihnen die Erziehung seiner Töchter anvertraute, trugen viel zum guten Einvernehmen mit den Pächtern bei. Handwerker, Kaufleute, ganz besonders die Armen sahen ein Nonnenkloster in ihrer Nachbarschaft äußerst gerne. Ungeachtet aller Bullen und Verwendungen selbst hochgestellter königlicher Beamten, wie Andley, mußten auch diese Klöster fallen. Die Zahl der Nonnen belief sich übrigens nicht auf 10000, wie die meisten Geschichtschreiber, welche sich durch Hooper irreführen ließen, berichten, sondern nach Gasquets Berechnung auf ungefähr 1560. Mehr als die Hälfte, 850, gehörten dem Benediktiner-Orden an.

Ein Hauptgrund für die Aufhebung der Klöster war die nur zu begründete Besorgniß, das Bestehen einer nationalen Sonderkirche würde durch den Fortbestand der Orden gefährdet werden. Wenn auch die meisten Ordensleute in England den Suprematseid geleistet hatten (manche von den Bettelmönchen hatten jedoch, um dem Eide zu entgehen, England verlassen), so geschah es nur aus Zwang, aus Furcht vor Kerkerhaft und Hinrichtung. Die Aebte, Prioren und Oberen, welche in ihrer Bedrängniß, um ihr Kloster zu retten, ihre Communitäten beisammenzuhalten, beschworen, was sie wohl mißbilligten, worüber sie aber bei der damaligen Lage und dem Beispiele der Bischöfe nicht jene Klarheit besaßen, wie wir jetzt, verdienen einigermaßen unser Mitleid, während unser Unwille sich gegen die wenden muß, welche sie in diese Lage gebracht haben, d. h. gegen Cromwell und den König.

Gasquet bemerkt sehr richtig: „Instinctmäßig wußten sie, was recht war. Sie hatten ein zartes Gewissen betreffs des päpstlichen Primats. Sie vertheidigten denselben als wahr, soweit sie sich getrauten, und betrachteten die Kirchenpolitik Heinrichs und die Maßnahmen Cranmers mit Mißtrauen, da sie glaubten, der Erzbischof habe keine Autorität ohne die Vollmacht des Bischofs von Rom. Die Erwartung war allgemein, der Streit zwischen König und Papst würde beigelegt werden. Männern, welche durch die Erfahrung belehrt wurden, mag diese Erwartung eine an Thorheit grenzende Einfalt verrathen, den Zeitgenossen war sie der Hauptboffnungsanker." Heinrich und seine Rathgeber wußten sehr wohl, daß nicht allein die Bettelmönche, deren Verbindung mit dem Continente eine viel innigere war, als die der Benediktiner und Cistercienser, sondern auch alle anderen Orden nichts sehnlicher wünschten und anstrebten, als Wiedervereinigung mit Rom; deshalb durften die Klöster nicht fortbestehen.

Die Regierung Heinrichs VIII. kann kurz und bündig als eine in legale Formen gekleidete Beraubung der niederen Klassen und Bereicherung der Gentry bezeichnet werden, als eine Zerstörung aller milden Stiftungen für die Armen, Einziehung des Vermögens aller geistlichen und weltlichen Genossenschaften, die irgendwie mit Religion in Beziehung gebracht werden konnten, z. B. der Gilden, der Kapellen u. s. w. Durch ihn erhielt der verderbliche Grundsatz: „Das Eigenthum hat alle Rechte, aber keine Pflichten", volle Geltung. Es ist natürlich, daß die Vorstellungen, man solle wenigstens der Armen wegen einige Klöster erhalten, keinen Eingang fanden. Die Spitäler und Armenhäuser, welche mit vielen Klöstern verbunden waren und deren Leitung Ordensleute innehatten, verschwanden entweder plötzlich, oder es wurden die Insassen derselben allmählich entlassen. Hier nur ein Beispiel. Das Armen- und Krankenspital zu Bishopsgate in London enthielt am 1. December 1539 34 Arme. Die erste Woche nach Vertreibung der sechs Canoniker und zwei Schwestern, die im Spitale beschäftigt waren, erhielt jeder der 34 Armen 18 Pfennige; die Woche danach erhielten nur 32, eine Woche später nur 30 und am 19. März nur noch 20 ein Kostgeld. Ende September war die Zahl der Empfänger auf 18 reducirt. Aehnliche Beispiele finden sich auch anderswo. Die Armen, welche in den einzelnen Klöstern täglich gespeist wurden, an bestimmten Festen Geld, Kleidung oder andere Geschenke erhielten, waren dem bittersten Mangel ausgesetzt. Die neuen Eigenthümer der Kirchengüter hatten kein höheres Ziel, als sich zu bereichern. Sie erhöhten den Pachtzins, friedigten das Gemeindeland ein, das der Arbeiter als Weide für seine Kuh, der Kleinbauer als Viehweide benützt hatte; sie behielten den Zehnten, welcher den Klöstern in vielen Fällen zugefallen war, ohne von seinem Ertrage etwas für den Pfarrer auszuwerfen, und verstopften auf diese Weise alle Hilfsquellen der Armen. Pächter, Kleinbauern, Arbeiter, Handwerker, kurz alle, außer dem Großgrundbesitzer, konnten nur mit Mühe ihr Dasein fristen. Von Wohlthätigkeit konnte da nicht mehr die Rede sein, selbst wenn die neue Lehre von der Verwerflichkeit der guten Werke keinen Anklang gefunden hätte.

Manche Tausende von Mönchen und Nonnen, die keine Pension erhalten hatten, vermehrten die Zahl der Armen und sahen sich in der Lage, entweder zu betteln oder Hungers zu sterben. Wie viele Mönche und Nonnen dem Hungertode erlagen, wie viele gleich niederen Verbrechern gestäupt, mißhandelt und gezüchtigt wurden, so daß sie an den Wunden starben, weil sie gebettelt hatten, läßt sich nicht berechnen. Sicher ist,

daß man zu ihren Gunsten keine Ausnahme machte. Der Pauperismus beginnt in England mit der Aufhebung der Klöster und der Einziehung des Kirchengutes. Die Neuzeit hat dem Uebel abzuhelfen versucht und protestantische Klöster gestiftet, welchen die Aufgabe zugefallen ist, die alten katholischen Orden zu ersetzen. Wie weit diese neuen Orden ihre Aufgabe zu lösen im Stande sind, braucht hier nicht untersucht zu werden. Sie sind jedenfalls kostspieliger als die alten und nicht zahlreich genug.

A. Zimmermann S. J.

Absichten des Neuheidenthums auf Erziehung und Unterricht.

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 2. März d. J. wurden Stimmen laut, es dürften in der Schule keine Lehren vorgetragen werden, welche der *modernen Culturentwicklung* widersprächen. Man rief den Cultusminister zu Hilfe, um jeden derartigen Angriff auf die heutige Cultur sofort strengstens zu ahnden. Was ist denn diese wie ein Augapfel gehütete moderne Culturentwicklung? was fordert sie? was bezweckt sie? Was jene Redner im preußischen Landtage darunter verstehen, haben sie uns nicht verrathen, können wir daher auch nicht sagen. Aber was man im Namen derselben modernen Culturentwicklung von der Schule vielfach verlangt, das wissen wir ganz genau. Wir halten es für nicht unwichtig, einzelne dieser Forderungen etwas eingehender zu beleuchten. Wenden wir uns zunächst einer Richtung zu, die vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus unsere Schule reformiren will. Warum wir sie als Neuheidenthum bezeichnen, ergibt sich aus den Ausführungen von selbst.

Verschiedenartige Bemühungen von seiten der neuheidnischen „monistischen Weltanschauung", ihren „berechtigten Einfluß" auf Erziehung und Unterricht zur Geltung zu bringen, sind schon ältern Datums. Man erinnert sich z. B. eines gewissen Oberlehrers an der Realschule zu Lippstadt, welcher 1877 seinen Schülern ultra-darwinistische Anschauungen einzuträufeln versuchte, indem er ihnen aus *Carus Sterne's* „Werden und Vergehen" vorlas und dieses frivole Machwerk „zur Anschaffung

empfahl". Die Angelegenheit kam vor Gericht und wurde einige Monate später im preußischen Abgeordnetenhause ausführlich besprochen.

Damals erhielt der Landtag, auf eine diesbezügliche Interpellation v. Hammersteins, vom Ministerium Falk die Versicherung: an den Delinquenten Dr. H. Müller sei eine ernste Rüge und „die allerernsteste Verwarnung" ergangen, „alles aus der Schule fernzuhalten, was auch nur im geringsten die religiösen Gefühle der Schüler, seien sie katholisch, seien sie evangelisch, verletzen könne". „Der Herr Minister verlange absolut, daß Theorien und unbewiesene Hypothesen, wie sie in den Schriften von Häckel, von Darwin, von Carus Sterne vielfach zum Ausdrucke kommen, nicht vor Schülerkreise unserer Gymnasien und höherer Lehranstalten überhaupt gehören." [1]

Damit war der „an und für sich harmlose Vorfall", wie Dr. Müller ihn nannte, für die Volksvertretung erledigt. Nur den Heißspornen unter den Verfechtern der „neuen Weltanschauung" kam er durchaus quer; denn sie mußten sich doch sagen, daß man mit ähnlichen Versuchen von nun an zurückhaltender und vorsichtiger sein müsse [2].

Im selben Jahre 1877, da sich H. Müller die erwähnte ministerielle Rüge und Verwarnung zuzog, bemühte sich E. Häckel, auf einem andern Wege die Schulreform-Frage in Fluß zu bringen. Er brachte sie nämlich „offen vor das Forum der Wissenschaft", d. h. er hielt in der damals zu München tagenden 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte eine Rede über „die heutige Entwicklungslehre" und ihre Ausdehnung

---

[1] Vgl. „Landtagsverhandlungen 1879", 15. und 18. Januar.

[2] Wie unlieb gewissen Leuten der Lippstadter Fall und seine Verhandlung im Landtag gewesen, beweist ihre Sucht, den ganzen Hergang möglichst zu entstellen und zu verdrehen. „Man erfand (gegen Müller) die abgeschmacktesten und unwahrsten Beschuldigungen"; so behandelt Carus Sterne einige Jahre später den „spröden Stoff". „Vor Gericht wurde in jedem einzelnen Falle [?] festgestellt, daß es sich um reine Verleumdungen oder starke Uebertreibungen handle, obwohl man im blinden Eifer so weit ging, als Hauptbelastungszeugen ehemalige Schüler vorzuführen, die vor mehr als dreizehn Jahren [sic] eine unpassende Wendung [!] von ihm vernommen haben wollten. Alle diese Processe [?] . . . endigten mit Niederlagen der Gegner und glänzenden Erfolgen des Angegriffenen [!!]." „Ich will nicht näher darauf eingehen, wie im Januar 1879 die Anschuldigungen gegen Müllers Unterrichtsweise von einigen schlecht unterrichteten Anhängern der conservativen Partei im preußischen Abgeordnetenhause wiederholt wurden, . . . wie der Kampf drei Tage lang tobte [?] und mit einer neuen Niederlage der Angreifer endigte, — wie sich zeigte, daß man wieder mit Verleumdungen und Entstellungen operirt hatte!" — So Dr. E. Krause, genannt Carus Sterne. (Vgl. „Kosmos" 1883. S. 399.) — Fast könnte man auf den Gedanken kommen, der Mann habe sich den Grundsatz Voltaire's angeeignet: Lügt, Freunde, lügt!

auf alle möglichen Gebiete und somit auch auf die Schule. Schon früher hatte er aufmerksam gemacht auf die von ihm entdeckte „philosophische Centralstellung der Entwicklungslehre" — „auf dürrer Heide — ringsum grüne Weide". Diese naive Idee führte er nun in seiner Münchener Rede weiter aus:

„Die Einheit der Weltanschauung (oder der ‚Monismus') ... vereint Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft zu einer allumfassenden, einheitlichen Gesammtwissenschaft. Indem wir so die heutige Entwicklungslehre als einigendes, einheitliches Bindemittel der verschiedenartigsten Wissenschaften anerkennen, gewinnt sie die höchste Bedeutung nicht nur für die rein theoretischen, sondern auch für die praktischen, angewandten Disciplinen ... Medicin, Jurisprudenz, Theologie ... Ja, wir sind der Ueberzeugung, daß sie sich auf allen diesen Gebieten als der bedeutendste Hebel ebenso der fortschreitenden Erkenntniß, wie der veredelten Bildung überhaupt bewähren wird. Da nun der wichtigste Angriffspunkt der letztern die Erziehung der Jugend ist, so wird die Entwicklungslehre als das wichtigste Bildungsmittel auch in der Schule ihren berechtigten Einfluß geltend machen müssen; sie wird hier nicht bloß geduldet, sondern maßgebend und leitend werden ...

„Wie weit die Grundzüge der allgemeinen Entwicklungslehre schon jetzt in die Schulen einzuführen sind, ... das zu bestimmen, müssen wir den praktischen Pädagogen überlassen. Wir glauben aber, daß eine weitgreifende Reform des Unterrichts in dieser Richtung unausbleiblich ist und — vom schönsten Erfolge gekrönt sein wird." [1]

Wie stark muß Häckel in seine „Entwicklungslehre" verrannt gewesen sein, da er solche Anforderungen in ihrem Namen zu stellen wagte! Wie viel Gewicht muß er seinen hochtrabenden Phrasen und wie wenig Besonnenheit seinen Zuhörern beigemessen haben, da er sich vor einer solchen Versammlung also vernehmen ließ! Eine entsprechende Antwort ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Die bekannte Rede Virchows wirkte wie ein Guß zähflüssigen Oels auf brandende Wogen. „Die allgemeinen Ansichten, welche Virchow dabei entwickelte," meinte Häckel später, „ergeben einen so tiefgreifenden Gegensatz unserer beiderseitigen wichtigsten Principien [und ‚Desiderate'?] und berühren so sehr unsere werthvollsten moralischen Ueberzeugungen [‚socialen Instincte'?], daß an eine Versöhnung derselben nicht mehr gedacht werden kann." [2]

[1] E. Häckel, Münchener Rede, 1877. S. 15.

[2] E. Häckel, Freie Wissenschaft und freie Lehre. 1878. S. 1.

Es ist hier nicht am Platze, die vielen leidenschaftlichen Anstrengungen aufzuzählen, welche Häckels Freunde und Bundesgenossen machten, um die Niederlage ihres Vorkämpfers zu beschönigen und ihren eigenen Rückzug zu decken. Nur eine kurze Aeußerung Fr. v. Hellwalds über Virchow möge als Charakteristikum dienen: „Allerdings ist es unserer Meinung nach hohe Zeit, daß ... auch den im hellen Sonnenlichte gleißenden Schlangen des liberalen Lagers, den Finsterlingen, die sich Fortschrittsmänner benamsen, der Giftzahn ausgerissen werde.“[1] Genug, die Bewegung zu Gunsten „einer weitgreifenden Reform des Unterrichts“ im Sinne Häckels und Genossen war wenigstens für lange Zeit lahm gelegt.

Einen neuen Vorstoß zu wagen, schien Herrn W. Preyer, einem alten treuen Anhänger des monistischen Materialismus, vorbehalten zu sein. Die Naturforscher-Versammlung in Wiesbaden 1887 war so glücklich, seinen Vortrag über „Naturforschung und Schule“ anhören und in ihr Tageblatt aufnehmen zu dürfen. Was den Vortrag vor allem auszeichnete, war seine kurze Dauer und die knappe Form: „... Es ist Gefahr für die Zukunft da. Es muß etwas geschehen. Was? — Zunächst muß das Gymnasialmonopol aufgehoben werden.“ „Es muß in den Schulen viel mehr Zeit auf Charakterbildung und auf Körperpflege und viel weniger Zeit auf gelehrten Unterricht, also Gedächtniß-Arbeit, verwendet werden.“ „Die alten Sprachen des Schulunterrichts hängen der jetzigen Generation an wie rudimentäre Organe... In Wahrheit ist die Continuität mit dem classischen Alterthume längst unterbrochen, und zwar durch — Copernicus, Galilei und Luther [Eobanus Hessus und die übrigen ‚Humanisten‘].“

„Die Aufklärung und Menschlichkeit im Völkerleben brechen sich trotz der sehr künstlichen Züchtung von Schulen zur Bevorzugung des Interesses am classischen Alterthume mit seinem Aberglauben, Sklaventhum und seiner unchristlichen Moral thatsächlich immer mehr Bahn, und die deutsche Jugend, welche jahrelang zur geistigen Auswanderung nach Rom und Athen gezwungen wird, kann in ihrer natürlichen Entwicklung schließlich doch nicht gehemmt werden. Denn wenn nicht das gegenwärtige Geschlecht die veraltete Art des Schulunterrichts den Errungenschaften der Naturforschung entsprechend umformt, dann — wird es das künftige um so gründlicher thun.“ (Lebhafter Beifall.)[2]

---

[1] „Ausland“ 1878. S. 634.

[2] „Tageblatt der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte“ 1887. S. 58 und 59.

Seit einer Reihe von Jahren ist es bei Naturforschern einer gewissen Richtung Mode geworden, ihre Leistungen und Pläne „weiteren Kreisen" mitzutheilen, um sie nicht „in der Abgeschiedenheit rein wissenschaftlicher Zeitschriften" begraben zu lassen. Dieser Sitte ist auch Preyer gerecht geworden, indem er mit seiner kurzen Wiesbadener Rede gleichzeitig eine weitläufige Broschüre über denselben Gegenstand erscheinen ließ[1]. Letztere besonders hat einiges Aufsehen erregt, mehr vielleicht, als ihr Inhalt oder der Name des Verfassers verdient. Nichtsdestoweniger erscheinen die Proteste und Abfertigungen, welche seine Uebergriffe und unwahren Behauptungen bisher erfahren haben, in Anbetracht der Tragweite seiner Forderungen vollkommen gerechtfertigt[2]. „Darf die moderne Naturforschung es wagen, den alten Elementen der Geistesbildung zuzurufen: ôte-toi, que je m'y mette?" fragt Professor Zorn, und wir antworten mit ihm: „So weit sind wir wohl noch lange nicht." Doch läßt sich ja auf die grundfalschen Voraussetzungen und Folgerungen Preyers später einmal zurückkommen.

Eine Leistung jüngern Datums bleibt noch zu erwähnen und zu beleuchten übrig; wir meinen die Rede, welche Dr. Vaihinger, Professor der Philosophie an der Universität Halle, auf der vorjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Köln hielt, und die er nunmehr „unverändert abgedruckt, aber mit einem reichen Material von Anmerkungen ausgestattet, der Oeffentlichkeit übergeben" hat[3].

Faßt man den Umstand allein ins Auge, daß der Philosoph in seinem Vortrage gegen den Physiologen Preyer zu Felde zieht, dann könnte man vermuthen, er müsse etwas Vernünftiges und Gutes bringen. Sieht man aber genauer zu, so schwindet diese Aussicht mehr und mehr, und zuletzt findet man das gerade Gegentheil bestätigt. In der That gestatten uns seine Ausführungen einen noch tiefern Einblick in die unsägliche Zerfahrenheit und Verschwommenheit modern-materialistischer Anschauungen und Grundsätze; sie machen uns mit den Absichten des Neuheidenthums

---

[1] W. Preyer, Naturforschung und Schule. Stuttgart 1887.

[2] Heidelberger Erklärung in betreff der humanistischen Gymnasien Deutschlands. Heidelberg 1888. — Auch ein Wort zu „Naturforschung und Schule", von einem Anonymus (zweifelsohne einem gewiegten Pädagogen). Jena 1888. — Dr. jur. Ph. Zorn, Für das humanistische Gymnasium. Berlin und Leipzig 1888.

[3] Dr. H. Vaihinger, Naturforschung und Schule. Eine Zurückweisung der Angriffe Preyers auf das Gymnasium vom Standpunkte der Entwicklungslehre. Köln und Leipzig 1889.

auf Erziehung und Unterricht noch besser vertraut, dürften uns aber auch noch vollständiger überzeugen von der offenbaren Unzulänglichkeit und Erbärmlichkeit der Gründe, auf welche die Neuheiden ihre „berechtigten Ansprüche“ auf eine „maßgebende und leitende“ Stellung in der Schule stützen.

Dr. Vaihinger war von jeher ein eifriger Anhänger der „monistischen Weltanschauung“ und ehemaliger Mitarbeiter des weiland „Kosmos“. „Mögen wir uns für Göttersöhne halten“, sagte er dazumal, „oder für Gipfel der Thierreiche, der Edle findet in der Erfüllung des sittlichen Gebotes seine Befriedigung.“[1] Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn er sich in seiner Kölner Rede „von vornherein deutlich und bestimmt“ dahin ausspricht, daß er „in den Principien mit Preyer vollständig einverstanden“ ist, „da wir ja zwischen somatischer und psychischer Entwicklung keinen principiellen Unterschied machen.“ Dagegen hat er „denjenigen Physiologen, welche wie Preyer vom Standpunkte der Biologie aus dem Unterrichte in den classischen Sprachen den Krieg erklärt haben,“ den Vorwurf zu machen, „daß sie aus einem richtigen Princip eine falsche Consequenz gezogen haben.“ Denn zunächst „vermißt man unter jenen 15 physiologischen Entwicklungsgesetzen, welche Preyer aufgezählt hat, gerade das wichtigste: dasjenige Entwicklungsgesetz, welches über das Wachsthum aller Lebewesen den tiefsten Aufschluß ertheilt, das Gesetz vom Parallelismus der ontogenetischen und der phylogenetischen Entwicklung.“

Der Philosoph wird nicht müde, dieses wichtigste Gesetz den versammelten Naturforschern und Aerzten sowie seinen späteren Lesern des langen und breiten zu entwickeln, damit sie dessen tiefen Sinn doch ja richtig erfassen und nicht wieder vergessen.

„Sie kennen ja alle dieses Gesetz, welches wir dem Zusammenwirken deutscher und englischer Naturforscher verdanken, und welches trotz mancher Lücken, Schwierigkeiten und Restrictionen doch nunmehr als ein allgemein giltiges organisches Grundgesetz angesehen werden darf. Dieses ‚biogenetische Grundgesetz‘ lautet, wie Sie wissen:

„Die Entwicklungsgeschichte eines einzelnen (sic) Individuums ist eine Recapitulation der Entwicklungsgeschichte des ganzen Stammes; d. h. die Entwicklung jedes einzelnen organischen Wesens wiederholt in kurzen Zügen die ganze Formenreihe, welche die Vorfahren des betreffenden Individuums von dem Ursprunge ihres Stammes an durchlaufen haben...,

[1] Vgl. „Kosmos“ 1877. I. S. 449.

d. h. jedes organische Individuum erreicht nicht mit einem Male, nicht plötzlich die Stufe, auf der seine Eltern stehen, sondern muß durch dieselben Vorstufen erst sich gleichsam hindurcharbeiten, auf denen seine ganze Ahnenreihe in vielen Jahrtausenden langsam heraufgeklommen ist.

„Dieses Gesetz hat in das tiefe Geheimniß des Werdens und Wachsens der organischen Wesen einen hellen Strahl geworfen, und wir dürfen es als das wichtigste organische Entwicklungsgesetz bezeichnen."

Herr Vaihinger muß uns schon erlauben, daß wir „so frei sind", dieses Gesetz, von welchem er so viel Aufhebens macht und das er zur Grundlage seiner Beweisführung erkoren, genauer auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen. Denn an Lobhudeleien auf allerhand in Jena fabricirte „Gesetze", die „trotz aller Lücken, Schwierigkeiten und Restrictionen" dennoch allgemein giltig, hellstrahlend und überaus wichtig sein sollen, sind wir allgemach so gewöhnt, daß sie gar keinen Eindruck auf uns machen. Hören wir, was der bekannte Genfer Naturalist K. Vogt gegen E. Häckel darüber zu sagen weiß.

Häckel: „Das ist das Grundgesetz der organischen Entwicklung, das höchst bedeutungsvolle ‚biogenetische Grundgesetz', auf welches wir immer wieder zurückkommen werden."

Vogt: „Dies ist das Dogma, welches in derselben Weise wie andere immer und immer wieder als unerschütterlicher Glaubenssatz hingestellt wird."

Häckel: „Karl Vogt ist gleich seinem Freunde Karl Semper ein geschworener Verächter aller Philosophie." — „Die Kette von verschiedenartigen Thiergestalten, welche nach der Descendenztheorie die Ahnenreihe oder Vorfahrenkette jedes höhern Organismus und also auch des Menschen zusammensetzen, stellt immer ein zusammenhängendes Ganzes dar, eine ununterbrochene Gestaltenkette."

Vogt: „Ja, wenn wir dieselbe aus mehr oder minder in die Augen fallenden Wahrscheinlichkeiten construiren; nein, wenn wir die Thatsachen, auf welche diese Wahrscheinlichkeiten sich stützen, zu ordnen und in Verbindung zu bringen suchen ... Wir können uns nicht einmal eine hypothetische Stammform der Säugethiere construiren. Die widersprechendsten Anschauungen stehen einander gegenüber ... Wo ist in diesem Mischmasch die ‚ununterbrochene Gestaltenkette', die ‚immer ein zusammenhängendes Ganzes darstellt', zu finden?"

Häckel: „Karl Vogt ergreift jede Gelegenheit, um sich über philosophische Tendenzen und Untersuchungen lustig zu machen." — „In der

That existirt immer ein vollkommener Parallelismus der beiden Entwicklungsreihen, jedoch mit dem Unterschiede, daß meistens in der ontogenetischen Entwicklungsreihe vieles fehlt und verloren gegangen ist, was in der phylogenetischen [d. h. Stammes-] Entwicklungsreihe früher existirte und wirklich gelebt hat."

Vogt: „Es ist schwer verständlich, wie man in einer Geschichte, die man vor seinen Augen ablaufen sieht, eine Recapitulation einer andern Geschichte finden kann, die man nicht kennt. Wir wiesen nach, daß wir von keiner Art die Stammesgeschichte kennen, und trotz dieser Unwissenheit sollen wir in der individuellen Entwicklungsgeschichte die abgekürzte Stammesgeschichte erkennen!" „Hinsichtlich der Verknüpfung der Wirbelthiere mit Wirbellosen läßt uns die Paläontologie gänzlich im Stiche... Das ‚biogenetische Grundgesetz' steht also hier nicht einmal auf einem Fuße, es schwebt gänzlich in der Luft... Man hat sich viele Mühe gegeben, aus vereinzelten anatomischen oder ontogenetischen Thatsachen etwas Wasser auf die stockende Mühle zu leiten... Aber alle diese Hypothesen können doch nicht für Beweise gelten."[1]

Sonach wäre das „biogenetische" Dogma noch weit davon entfernt, als allgemeingiltiges „Gesetz" anerkannt zu sein. Ja, wenn Dr. Vaihinger genauer zusehen wollte, würde er finden, daß es sich vom naturhistorischen Standpunkt aus überhaupt gar nicht beweisen läßt. Denn Geologie und Paläontologie, welche allein im Stande wären, uns über eine etwaige „Stammesgeschichte" Aufschluß zu geben, wissen in Wirklichkeit nichts von einer „Entwicklungsgeschichte", sondern nur von zeitlicher Aufeinanderfolge zu erzählen. Auch die Philosophie hat bis jetzt wenigstens keinen Beweis erbracht. Ob es ihr je möglich sein wird, kann Herr Vaihinger ja einmal versuchen. Sollte es ihm gelingen, so wird er sich um den Darwinismus mehr Verdienste erworben haben, als Darwin selbst.

Aber nein, unser Philosoph hält jetzt schon das „biogenetische Grundgesetz" trotz seiner Lücken, Restrictionen und Schwierigkeiten für das „wichtigste Entwicklungsgesetz", das da „in das Geheimniß des Werdens und Wachsens der organischen Wesen einen hellen Strahl wirft", und baut darauf ohne weiteres ein „oberstes und allgemeinstes pädagogisches

[1] K. Vogt, Dogmen in der Wissenschaft, in „Natur" 1888 S. 595 ff., 1889 S. 18 ff. — E. Häckel, Generelle Morphologie S. 7 ff., und Anthropogenie, 3. Aufl., S. XXII.

Princip" in die Höhe. Dazu bedarf es bloß einer einmaligen „Anwendung" und einer zweimaligen „Ableitung".

„Wenn wir nun dieses Gesetz anwenden auf den Gegenstand, mit dem wir uns beschäftigen, auf die Ausbildung des menschlichen Geistes und damit eben auf Erziehung und Unterricht, was folgt dann daraus?

„Wir werden, da wir ja zwischen somatischer und psychischer Entwicklung keinen principiellen Unterschied machen — wir werden sagen müssen: der gesammte psychische Organismus des kindlichen Menschen folgt diesem Entwicklungsgesetz; das menschliche Individuum muß somit in seiner leiblichen und seelischen Entwicklung dieselben Stufen recapitulirend durchmachen, welche seine Vorfahren in jahrtausendelanger Vervollkommnung langsam durchlaufen haben.

„Die allmähliche Entwicklungsgeschichte der Menschheit heißen wir nun: die Culturgeschichte. Wir können somit aus dem ‚biogenetischen Grundgesetz' [I] das psychogenetische Gesetz ableiten und dieses so formuliren: Die geistige Entwicklung des einzelnen menschlichen Individuums muß die culturhistorischen Stufen der Menschheit recapituliren.

„. . . Wir werden also das kindliche Individuum niemals völlig und sicher auf den von uns erreichten Culturstandpunkt stellen können, wenn wir es nicht selbst alle jene früheren Stufen durchlaufen lassen.

„So leiten wir denn [II] aus jenem ‚psychogenetischen Gesetz' als das oberste und allgemeinste pädagogische Princip den Satz ab: Die Erziehungsgeschichte des einzelnen menschlichen Individuums muß den culturhistorischen Stufen der ganzen Menschheit parallel gehen."

Man muß es Herrn Vaihinger lassen: auf Sophismen versteht er sich. Zuerst ist die individuelle Entwicklungsgeschichte eine Wiederholung der Stammesgeschichte, hernach muß das Individuum recapituliren, es mag wollen oder nicht. Zuerst muß es die Entwicklungsstufen seiner Vorfahren, seines Stammes, hernach die culturhistorischen Stufen der ganzen Menschheit recapitulirend durchmachen. Und dabei scheint er gar nicht zu ahnen, wie gründlich er sich mit seinen Anwendungen und Ableitungen in ein Labyrinth von Absurditäten verliert.

Zum Exempel: Das jugendliche Individuum muß die culturhistorischen Stufen der ganzen Menschheit durchmachen: die Stufen der Griechen und Römer, der Aegypter und Babylonier, der Chinesen und Japanesen, der Azteken und Inka-Peruaner, kurz aller Völker, die gleichsam zur ganzen

Menschheit gehören! — Es muß ferner „alle früheren Stufen durchlaufen", „dieselben Stufen recapitulirend durchmachend, welche seine Vorfahren in jahrtausendelanger Vervollkommnung langsam durchlaufen haben." Daher muß das Kind, wenigstens das mitteleuropäische, in frühester Jugend zuerst die Höhlen-, nachher die Pfahlbauten- und Wälder-Cultur recapitulirend durchmachen. „Hüten wir uns darum, uns an unseren Kindern zu versündigen und ihnen, entgegen den Winken der Natur und der Geschichte, die früheren Durchgangsstufen vorzuenthalten!" (S. 20.)

Ebenso dürfen wir „unseren Kindern" keinerlei Gebrauch des Eisens gestatten, bevor sie nicht die Cultur der „jahrtausendelangen" Stein- und Bronze-Zeit gehörig recapitulirt haben; denn „jede Verfrühung rächt sich im organischen Leben bitter". Vor allem aber hüte man sich, ein Kind auf die Eisenbahn mitzunehmen, oder ihm gar bei elektrischem Licht ein Telegramm vorzulesen, bevor es Griechisch und Lateinisch versteht und noch dazu „die Liebeslyrik Walthers von der Vogelweide" recapitulirend durchgemacht hat. Denn „wie dies ‚naturwissenschaftliche Zeitalter' culturhistorisch erst das Ergebniß früherer ‚Culturstufen' sein konnte, so kann und darf auch beim einzelnen Menschen sein naturwissenschaftliches Zeitalter erst dann anbrechen, wenn er die früheren Entwicklungsperioden in normalem Wachsthum organisch durchgemacht und gleichsam absolvirt hat. Jede Verfrühung rächt sich im organischen Leben bitter"! (S. 19.)[1]

Der Philosoph scheint übrigens nachträglich selbst gemerkt zu haben, daß er eigentlich zu viel behauptet und daß sich thatsächlich unsinnige Folgerungen aus seinen Vordersätzen ergeben. Denn in einer Einleitung zu seiner später gedruckten Rede bemüht er sich, diesen Vorwurf zurückzuweisen, oder vielmehr zu umgehen. „Man könnte sagen, das von mir aufgestellte culturhistorische Princip sei schon darum falsch, weil die stricte Durchführung der chronologischen Reihenfolge der Culturperioden im Gymnasialunterricht [auch schon vorher] ganz unmöglich sei . . . So sieht der Knabe schon früher eine Locomotive und ein Telephon, Erzeugnisse der modernen Wissenschaft. Aber das wirkliche Verständniß der Naturgesetze, welche in jenen Erscheinungen technisch verwerthet sind, kann

[1] Ob nicht eine solche Logik wenigstens einigen der in Köln versammelten deutschen Naturforscher und Aerzte ein mitleidiges Lächeln abzuzwingen im Stande war? Oder sollte auch Vaihingers Vortrag im künftigen Tageblatt glänzen dürfen als ein mit „Beifall" aufgenommener, nach dem Grundsatz: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas?

doch erst sehr viel später erweckt werden. Man lasse sich also durch solche scheinbare Ausnahmen nicht irre machen."

Zunächst handelt es sich hier nicht um „Verständniß der Naturgesetze", sondern um Wiederholung oder Vernachlässigung von „Culturstufen". Sodann handelt es sich nicht um einzelne „scheinbare Ausnahmen", sondern um eine solche Menge von Thatsachen, welche gegen die aufgestellte Regel sprechen, daß von letzterer nichts mehr übrig bleibt. Welcher Mutter fällt es denn ein, ihr Kind, statt auf weiche Polster, wenn sie es vermag, auf ein Thierfell oder auf bloße Erde zu betten? Sie trägt kein Bedenken, dasselbe an allen Bequemlichkeiten theilnehmen zu lassen, welche die moderne Kunst und Industrie ihr bieten. Es wird nach der neuesten Mode gekleidet und in einem hübschen Kinderwagen neuester Form spazieren geführt. Erkrankt dasselbe, so fragt der herbeigerufene Arzt nicht erst beim „biogenetischen Grundgesetz" an, ob es gestattet sei, dieses noch auf niedriger Culturstufe befindliche Individuum nach alten oder nach neuen Recepten zu heilen. Dem Knaben stehen allerlei moderne Spielzeuge zur Verfügung aus Glas, Papier, Kautschuk, Guttapercha u. s. w., und kein Mensch denkt daran, ob dies alles vereinbar sei mit Vaihingers „oberstem und allgemeinstem pädagogischem Princip". Kurz, man wird kein einziges Moment aus der ganzen Jugenderziehung anführen können, bei welchem dieses Princip des „Recapitulirens" maßgebend wäre. Nirgends tritt es zum Vorschein, vielmehr ist es vollkommen überflüssig, aus mehr als einem Grunde verwerflich und schlechterdings undurchführbar.

Als „oberstes pädagogisches Princip" hatte Vaihinger den Satz aufgestellt, daß die Erziehungsgeschichte des menschlichen Individuums den culturhistorischen Stufen der ganzen Menschheit parallel gehen müsse. Diese Fassung war nothwendig, um „beweisen" zu können, daß auch diejenigen Individuen, welche nicht griechischer oder römischer Abkunft sind, dennoch Latein und Griechisch lernen müssen, daß gerade „der classische Unterricht nicht nur nicht dem naturgemäßen Entwicklungsgange des menschlichen Geistes widerspricht, sondern von dem entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt aus geradezu gefordert wird". Um nun aber der Frage zu begegnen, warum denn derselbe Standpunkt nicht auch die Erlernung der arabischen, persischen, chinesischen, hindostanischen Sprache u. s. w. verlange, muß nochmals ein Sophisma herhalten. Die „ganze Menschheit" wird nämlich im Handumdrehen, aber nur vorübergehend, auf die europäische, „d. i. eben die Cultur-Menschheit" eingeschränkt. Alles übrige ergibt sich dann ohne weitere Schwierigkeit.

„Wir folgen also den Winken der Natur, wir befolgen die organischen Entwicklungsgesetze, wenn wir bei unserer pädagogischen Thätigkeit die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zum Maßstab für die Entwicklung des ‚einzelnen Individuums' machen.

„Für die culturelle Entwicklungsgeschichte der europäischen, d. h. eben der Cultur-Menschheit sind nun drei Hauptfactoren successiv von ausschlaggebender Bedeutung geworden: 1) die griechisch-römische Cultur; 2) das Christenthum; 3) die neuere Naturwissenschaft und Literatur.

„Es sind dies somit die drei Hauptstufen der Culturgeschichte der Menschheit; es ist dies die Reihe der Hauptformen, welche das sittliche und intellectuelle Leben durchlaufen mußte, um das jetzige Niveau zu erreichen."

Also das Christenthum ist für die heutige Cultur-Menschheit ein überwundener Standpunkt! Successiv ist der dritte Hauptfactor von ausschlaggebender Bedeutung geworden! Zur culturellen Entwicklungsgeschichte der nicht-europäischen Menschheit hat das Christenthum überhaupt niemals gehört! Und schließlich hatte das Christenthum nicht einmal einen europäischen, sondern nur einen „germanischen" Charakter! Was für einen, werden wir noch erfahren. Zunächst hören wir den praktischen Schlußsatz der bisherigen Auseinandersetzungen, das einstweilige Programm des neuheidnischen Philosophen:

„Wir werden also Erziehung und Unterricht nur dann naturgemäß einrichten, wenn wir den heranwachsenden Knaben auch durch jene drei Hauptstufen hindurchführen;

„wir werden ihn also zuerst in die [heidnische] griechisch-römische Welt einführen;

„wir werden ihn sodann in den christlich-germanischen Ideenkreis eintauchen;

„und wir werden ihn endlich in die moderne Naturwissenschaft und Literatur einweihen."

Vaihinger wirft anderen Leuten vor, aus einem richtigen Princip falsche Consequenzen gezogen zu haben. Ihm läßt sich der Vorwurf machen, er habe ein unbewiesenes, unhaltbares Princip als bewiesen aufgestellt, dasselbe unrichtig angewendet, andere unrichtige Sätze unrichtig abgeleitet und aus alledem ohne Consequenz unrichtige und absurde Folgerungen gezogen.

Aber der Redner beruft sich ja für die Richtigkeit seiner Ansichten auf eine ganze Reihe von Autoritäten: „erstens Literaturheroen, zweitens

Philosophen, drittens Pädagogen, viertens Philologen, fünftens Theologen." „Und es wären auch aus neuerer Zeit Männer genug aus dem christlichen Lager anzuführen, welche damit übereinstimmen." — Ja freilich, wenn alle, welche jemals irgendwelche Analogie zwischen individueller und universeller Entwicklung, oder den hohen Werth der classischen Sprachen als Bildungsmittel des Geistes anerkannt haben, deshalb Zeugniß ablegten für die barocken Ideen und Grundsätze eines Vaihinger, so sähen wir uns in dieselbe unvermeidliche Nothwendigkeit versetzt. Allein es ist doch etwas anderes, mit dem humanistisch gebildeten Kirchenvater Clemens von Alexandrien die classische Literatur in Schutz zu nehmen, obwohl sie von Heiden stammt; etwas anderes, zu verlangen, daß die altheidnische „Culturstufe" recapitulirt werde. Und einen gewissen Parallelismus zwischen der Erziehungsgeschichte der Menschheit und jener des einzelnen Menschen anerkennen heißt noch lange nicht ein diesbezügliches „biogenetisches" Müssen „ableiten"[1].

Die Behauptung, welche auch bei unserem Philosophen „anklingt", daß das Heidenthum als eine Vorstufe des Christenthums zu betrachten sei in dem Sinne, als habe sich letzteres aus ersterem „entwickelt", ist so unsinnig, daß sie eine ernste Widerlegung nicht verdient. Mit demselben Rechte könnte jemand behaupten, das Licht habe sich aus der Finsterniß, das Leben aus dem Tod „entwickelt", der vernünftigste Glaube aus dem

---

[1] Wir können die Reihe der „Zeugnisse" noch um ein gewichtiges vermehren. Nämlich der bekannte Culturhistoriker Fr. v. Hellwald stimmt mit der „allgemeinen Idee des Parallelismus" so vollständig überein, daß er aus ihr mit der größten Sicherheit nach vorwärts und rückwärts, nach rechts und nach links Schlüsse zieht. So z. B. beweist er aus diesem „Parallelismus" haarscharf die ehemalige Existenz eines „sprachlosen Menschenthieres". Denn: die individuelle Entwicklungsgeschichte geht der Stammesgeschichte „parallel". Nun aber ist das unmündige Kind, „ein Thier in durchaus menschlicher Gestalt", zwei Jahre lang sprachlos. Also muß es einen homo primigenius alalus gegeben haben. „Für den ‚sprachlosen Urmenschen' tritt die Sprachlosigkeit der Kinder wirksam in die Schranken. Hic Rhodus, hic salta!" (Vgl. „Kosmos" I. S. 325 ff.) — Seine Freunde Dr. Jäger und Fr. Müller haben ihn freilich alsbald aufmerksam gemacht, daß eine solche Beweisführung zum mindesten „etwas gewagt" erscheine. Denn mit demselben Rechte ließe sich anders schließen: Das unmündige Kind ist das hilfsbedürftigste Geschöpf von der Welt. Also war der Urmensch im höchsten Grade hilfsbedürftig. Nun aber ist es undenkbar, daß ein Wesen von der Schwäche und Ohnmacht eines Kindes den Kampf ums Dasein bestehe. Also muß der Urmensch und somit das Menschengeschlecht zu Grunde gegangen sein. (Vgl. „Kosmos" II. S. 453 ff.) — Ein würdiges Gegenstück zu Vaihingers „Anwendung des ‚biogenetischen Grundgesetzes'"!

wahnwitzigsten Aberglauben, das erhabenste Sittengesetz aus dem tiefsten Verfall der Sitten.

Interessant ist noch die Art und Weise, wie Dr. Vaihinger sein Unterrichtsprogramm im einzelnen durchführt. Zuerst läßt man das Kind nach Art der „Naturmenschen" aufwachsen. Ob es sich dabei auch im Müßiggehen, Betrinken, Raufen, Todtschlagen, Skalpiren u. s. w. üben soll, wird nicht gesagt; nur muß es vor allem diese Vorstufe der eigentlichen Cultur „gehörig recapituliren".

„Zugleich aber und immer mehr beginnt in dem Knaben ein eigenthümlicher Drang sich zu regen — das Interesse an der Vergangenheit. Nicht künstlich genährt ist dasselbe, sondern bei jedem normalen Kinde springt von selbst, wie die Frage nach dem Warum und Wozu der Dinge, so die Frage hervor: Was war denn früher? Wie haben es die Menschen vor Zeiten gehalten?"

Auf alle diese Fragen antwortet man dem „normalen Kinde" natürlich nicht mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß oder dem Katechismus, bewahre! „Eine solche Verfrühung würde sich bitter rächen!" Man erzählt ihm vielmehr „von den patriarchalischen Verhältnissen der Vorzeit"; denn davon „läßt es sich so gerne erzählen, weil diese Verhältnisse seiner eigenen Natur entsprechen".

„Aber mit der wachsenden Körperkraft erwacht im Knaben nun die Lust und Freude am Kampfe: jetzt sprechen wir ihm daher von den Arbeiten des Herakles, von den Kämpfen der homerischen Helden, von der List des vielgewanderten Odysseus; jetzt erzählen wir ihm von den seltsamen Schicksalen des Romulus und Remus, von der rauhen Gerechtigkeit [!] des Brutus, von der kaltblütigen Standhaftigkeit des Mucius Scävola. Jetzt ist der Knabe ganz in seinem Elemente; dies ist die Welt, die er begreift; und um in dieser Welt auch ganz heimisch zu sein, *verlangt er von selbst*, die *Sprache* dieser seiner Lieblingsgestalten zu lernen. Latein und Griechisch sind daher dem normal entwickelten Knaben keine ‚todten' Sprachen, sondern lebendige."

Was will man mehr? Dr. Vaihinger tritt für das humanistische Gymnasium ein, und zwar vom Standpunkte der „Entwicklungslehre"! Man *darf* nicht bloß, nein man *muß* mit dem Unterricht in den classischen Sprachen fortfahren; der normal entwickelte Knabe verlangt es! Es lebe die Philosophie, welche in ihrer Findigkeit dem „biogenetischen Grundgesetz" eine so glückliche Wendung gegeben!

Indes hat alles seine zwei Seiten. Wer bürgt dafür, daß irgend

ein neuheidnischer Pädagog das „oberste und allgemeinste“ neuheidnische „Princip“ nicht consequenter auffaßt und durchzuführen sucht, indem er das Erlernen der classischen Sprachen als Nebensache, hingegen das „Einführen in die griechisch-römische Welt“, das „Recapituliren“ der heidnischen „Culturstufe“ als Hauptsache ansieht? Denn diese Culturstufe ist ja die erste Hauptform, welche das „*sittliche und intellectuelle Leben durchlaufen* mußte“, und „*nur wenn der Knabe* wieder die Culturstufe des griechisch-römischen Alterthums selbst durchmacht, können nach dem Grundgesetze des organischen Lebens die Culturelemente der antiken Welt den nachfolgenden Generationen erhalten bleiben“. Schöne Aussichten! Und dieses alles soll der Knabe „recapitulirend durchmachen“, bevor er in die zweite Hauptform der Cultur, das Christenthum, eingeführt werden darf! Denn jede Verfrühung rächt sich ja im organischen Leben bitter!

Auch in betreff dieses Punktes hat Dr. Vaihinger die Absurdität seines Princips wohl herausgefühlt, zwar nicht vor seinen Kölner Zuhörern, aber doch vor seinen späteren Lesern. „Man könne doch nicht“, so läßt er sich einwenden, „den Knaben zuerst ausschließlich mit griechischer und römischer Sprache und Cultur nähren und ihm unterdessen das Christenthum vorenthalten.“ Darauf wird erwiedert: „Naturgemäß [!] wird ja der Knabe schon früher mit *einigen Aeußerlichkeiten* des Christenthums bekannt, ehe er und während er in das classische Alterthum eingeführt wird; aber die *wirkliche Einführung* in die Tiefen [?] des Christenthums findet ja doch erst um die Zeit *nach der ‚Confirmation‘* statt.“ Ein Commentar dazu ist überflüssig. — Hören wir nur noch, wie der neuheidnische Redner die „wirkliche Einführung in das Christenthum“ verstanden wissen will.

„Die weitere Entwicklung will ich nur kurz noch skizziren: Die organische Entfaltung des psychophysischen Organismus des Knaben nach dem ‚biogenetischen Grundgesetz‘ führt zu einer Periode, in welcher ein tieferes *Gefühlsleben* in ihm erwacht. Jetzt ist es nicht mehr die lachende ‚Sonne Homers‘, nicht mehr der klare Himmel Italiens, sondern — die romantische, ‚mondbeglänzte‘ Nacht des Mittelalters, in der sich das erwachende *Gemüth* des Jünglings *wohl fühlt*.

„Dieser Entwicklungsperiode entsprechend, führen wir ihn jetzt durch die alt- und mittelhochdeutschen Dichtungen ein in die Welt der Nibelungen und der Gudrunsage, in die *Liebeslyrik* Walthers von der Vogelweide, in die religiöse Mystik des Parzival und der Gralsage.“

Und damit wäre der Knabe oder Jüngling hinreichend „in den christlich-germanischen Gedankenkreis eingetaucht", und die zweite Culturstufe der europäischen Menschheit, nämlich das Christenthum, „gehörig recapitulirt"! — Dem neuheidnischen Pädagogen ist es natürlich nicht verwehrt, bei einer so günstigen Gelegenheit auch einiges über die „Finsterniß des Mittelalters" einfließen zu lassen; wiewohl man eigentlich niemals verlegen zu sein braucht, bei jedem beliebigen Anlaß, z. B. infolge eines leidigen „Ignorabimus", nach Häckel'schem Muster loszulegen:

„Dieses scheinbar demüthige, in der That aber vermessene ‚Ignorabimus' [eines Du Bois-Reymond] ist das ‚Ignoratis' des unfehlbaren Vaticans und der von ihm angeführten ‚schwarzen Internationale'; jener unheilbrütenden Schaar, mit welcher der moderne Culturstaat jetzt endlich, endlich [!] den ernsten ‚Culturkampf' begonnen hat.

„In diesem Geisteskampfe, der jetzt die ganze denkende Menschheit bewegt und der ein menschenwürdigeres [!] Dasein in der Zukunft vorbereitet, stehen auf der einen Seite unter dem lichten Banner der Wissenschaft: Geistesfreiheit und Wahrheit, Vernunft und Cultur, Entwicklung und Fortschritt; auf der andern Seite unter der schwarzen Fahne der Hierarchie: Geistesknechtschaft und Lüge, Unvernunft und Roheit, Aberglaube und Rückschritt.

„Die Posaune dieses gigantischen Geisteskampfes verkündigt uns den Anbruch eines neuen Tages und das Ende der langen Nacht des Mittelalters. Denn in den Fesseln des hierarchischen Mittelalters ist die moderne Civilisation trotz aller Culturfortschritte noch immer befangen; und statt der Wissenschaft der Wahrheit herrscht im socialen und bürgerlichen Leben noch immer die Glaubensschaft der Kirche.

„Wir erinnern nur daran, welch mächtigen Einfluß die vernunftwidrigsten Dogmen noch immer auf die fundamentale Schulbildung der Jugend ausüben; wir erinnern daran, daß der Staat noch den Fortbestand der Klöster und des Cölibats erlaubt [!], der unsittlichsten und gemeinschädlichsten Einrichtungen der alleinseligmachenden Kirche; wir erinnern daran, daß der Culturstaat die wichtigsten Abschnitte des bürgerlichen Jahres nach Kirchenfesten eintheilt, die öffentliche Ordnung durch kirchliche Processionen stören läßt u. s. w.

„Wir genießen jetzt allerdings das seltene Vergnügen, die ‚allerchristlichsten' Bischöfe und Jesuiten wegen ihres Ungehorsams gegen die Gesetze des Staates im Exil oder im Gefängnisse zu sehen. Aber hat nicht derselbe Staat bis vor kurzem diese gefährlichsten Feinde der

Vernunft gehegt und gepflegt? In diesem gewaltigen weltgeschichtlichen ‚Culturkampfe', in welchem mitzukämpfen wir uns glücklich preisen dürfen, können wir nach unserem persönlichen Ermessen der ringenden Wahrheit keine bessere Bundesgenossin zuführen, als — die Anthropogenie! Denn die Entwicklungsgeschichte ist das schwere Geschütz im ‚Kampf um die Wahrheit'!" [1]

Solche Herzensergüsse haben wenigstens das Gute, daß jedermann sie leicht versteht und mit Händen greifen kann, worauf der Kampf gegen die Wahrheit schließlich hinaus will. Das „Écrasez l'infâme!" ist so alt wie die Kirche, wenn auch die römischen Cäsaren gerade nicht französisch sprachen. In diesem Punkte also hätte die moderne Civilisation keinen „Fortschritt" zu verzeichnen. Es will uns aber bedünken, daß es dem Neuheidenthum in seinem „Geisteskampfe" schlecht ansteht, nach dem Polizeistock zu rufen und an die Staats-„Inquisition" zu appelliren, zumal es sich so gern als Repräsentanten der „Wissenschaft", der „freien Wissenschaft im freien Staate" aufspielt. Was hat die „Wissenschaft der Wahrheit" mit der Polizei zu schaffen? Kann sie ohne dieselbe nicht fertig werden, so ist sie keine „Wissenschaft".

Am allerwenigsten kann man zugeben, daß Leute, welche solcher Leistungen und Ergüsse fähig sind, wie Häckel, Vaihinger, Preyer und Genossen, geeignet seien, jemals eine „maßgebende und leitende" Stellung in der Schule einzunehmen. Daß sie je dahin gelangen werden, ihre diesbezüglichen Absichten zu verwirklichen, ist undenkbar; es müßten denn zuvor die Menschen den Verstand verlieren und moralisch auf die Thierstufe herabsinken. Ob sie überhaupt für berechtigt zu erachten sind, in Fragen, welche Erziehung und Unterricht der Jugend betreffen, irgendwie mitzureden, das zu beurtheilen, wollen wir unseren Lesern überlassen.

---

[1] E. Häckel, Anthropogenie. 1877. S. XV.

C. Boetzkes S. J.

Die Astronomie in den letzten Jahrzehnten.

(Fortsetzung.)

4. Den Uebergang von der Sonne zu den Planeten vermittelt uns das geheimnißvolle Licht des Thierkreises: freilich nicht etwa infolge eines von uns erkannten Zusammenhanges, sondern infolge unserer Unkenntniß seines Wesens. Ist das Zodiakallicht oder die „Zwielichtstraße", wie es von seinem ersten Beschreiber Childrey genannt wird, vielleicht eine äußere Hülle der sogenannten Sonnenatmosphäre, gleichsam eine Fortsetzung der Corona, wie Olbers meinte, oder ist es, den Asteroiden vergleichbar, ein planetarischer Ring? Um der Beantwortung dieser Frage einen Schritt näher zu kommen, hat Searle in Cambridge 650 Beobachtungen von Jones, Heis, Schmidt und anderen in Tabellenform zusammengestellt und durch Berücksichtigung der atmosphärischen Lichtauslöschung auf ein einheitliches System gebracht. In seinen beiden im Jahre 1884 erschienenen Aufsätzen kommt Searle zu dem Ergebnisse, daß das Thierkreislicht in den Himmelsgegenden der Tag- und Nachtgleichen nicht mit der Erdbahn zusammenfällt, sondern im Frühlingspunkte etwas südlich, im Herbstpunkte dagegen nördlich von der Ekliptik liegt; daß ferner der milde Glanz dieses Lichtes ähnlich der Corona wahrscheinlich nichts anderes ist, als das von meteorischem Staube zurückgeworfene Sonnenlicht; daß endlich die Lage dieses pyramidenförmig aufsteigenden Lichtschimmers große Aehnlichkeit zeigt mit den vielverschlungenen Bahnen der Asteroiden, was ihre nördliche und südliche Lage und ihre Sonnennähe betrifft, so daß diese kleinen Planeten vielleicht nur die größeren Exemplare eines und desselben Zodiakallichtringes zwischen der Mars- und Jupiterbahn bilden.

Damit nun die Klage des Athener Astronomen Schmidt, wir seien während der letzten Jahrzehnte seiner Thätigkeit in der Untersuchung über die Beschaffenheit und Lage des Zodiakallichtes um keinen Schritt weiter gelangt, nicht auch unseren Nachkommen noch berechtigt erscheine, schlägt Searle eine neue Beobachtungsmethode für das Zodiakallicht vor, ähnlich der von Heis für die Milchstraße eingeführten, nach der in Zukunft nicht mehr die unzuverlässigen Umrisse einzuzeichnen, sondern die Helligkeitsgrade zu schätzen wären. Es hat dies beim Thierkreislichte um so weniger Schwierigkeit, als es sich vom Himmelsgrunde doppelt so stark abhebt als

die Milchstraße. Erst daraus würde sich dann vielleicht das monatelange Stillestehen der Zodiakallichtspitze in den Plejaden, die halbjährliche Variation ihrer Elongation und ihre Verbindung mit dem Gegenschein durch die Brücke oder Banden erklären.

Searle fordert besonders die Touristen im Andesgebirge auf, diesem ewigen Schmuck der Tropennächte, wie Humboldt ihn nennt, ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Die obigen Betrachtungen haben uns an den planetarischen Ring zwischen der Mars- und Jupiterbahn erinnert, dessen Glieder im Jahre 1887 schon 275 zählten, also in den letzten 15 Jahren verdoppelt wurden. Rühmlich ragt unter den Entdeckern der Wiener Astronom Palisa hervor mit seinen mehr als 50 aufgefundenen Planetoiden. Neues Interesse hat indessen die zuletzt entdeckte Hälfte dieser Asteroiden-Familie nicht angeregt, weder in Bezug auf Größe noch auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Bahnen, indem die stärksten Bahnneigungen und Excentricitäten, die längsten und kürzesten Umlaufszeiten den früheren Entdeckungen angehören. Tritt der vierte und hellste aller Planetoiden, die von Olbers im Jahre 1807 entdeckte Vesta, in seiner Erdnähe als Sternchen sechster Größe noch in den Bereich des unbewaffneten Auges, so war die Durchschnittsgröße dieser Körper vor 15 Jahren schon auf die elfte herabgesunken. Im letzten Jahrzehnte sind nur mehr 2 von der neunten und 14 von der zehnten Größe entdeckt worden, so daß gegenwärtig die Aussicht auf Entdeckung hellerer Asteroiden als der zwölften Größe sehr gering ist.

Zum Zwecke der Wiederauffindung dieser Körperchen gibt das Berliner Jahrbuch von allen genäherte Oerter, von 19 derselben aber genaue Ephemeriden für die Zeit ihrer Erdnähe, da Beobachtungen zu dieser Zeit nach Galle's Vorschlag zu einer Neubestimmung der Sonnenparallaxe geeignet sind.

Die Helligkeitsbestimmung der kleinen Planeten, auf deren Bedeutung von Olbers und Argelander längst hingewiesen war, ist erst in den letzten Jahren mit Nachdruck betrieben worden. Ihre Albedo (Licht zurückwerfende Kraft) gestattet einen Schluß auf den unsichtbaren Durchmesser, und die Aenderung der Helligkeit auf ihre Achsendrehung; überdies bilden diese Planeten mit ihrem ruhigeren Lichte ein wanderndes Helligkeitsmaß rings um das Himmelsgewölbe herum für alle dem freien Auge nicht mehr erreichbaren Sterne. Freilich muß dieses Maß, bevor es zu einer einheitlichen Lichtschätzung der Sterne brauchbar wird, auf eine Normalhelligkeit zurückgeführt werden, durch Ausscheidung aller Verän-

derungen infolge der größern oder kleinern Entfernung und der wechselnden Lichtphase. Wie sich aus den Beobachtungsreihen von Müller in Potsdam und Parkhurst in New-York ergibt, muß die Phasencorrection für jeden Planetoiden eigens bestimmt werden, indem das Lambert'sche Gesetz für glatte Kugeloberflächen auf keinen derselben anwendbar ist. Die Bedingungen dieses geometrischen Gesetzes sind annähernd erfüllt auf den dichtbewölkten Atmosphären von Venus und Jupiter, aber bei weitem nicht auf dem fleckenreichen Mars und unserm zackigen Mond. Aus dem Umstande nun, daß die vier Asteroiden Vesta, Iris, Massalia und Amphitrite das Phasengesetz des Mars befolgen und drei andere das des Mondes, schließt Müller auf eine ähnliche Oberflächenstructur dieser Himmelskörper.

Bevor wir uns von diesem Asteroidenringe aus weiter in den Himmelsraum hinausbegeben, haben wir noch einen Blick zu werfen auf die drei inneren Planeten Mercur, Venus und Mars.

Die letzten Vorübergänge Mercurs vor der Sonnenscheibe in den Jahren 1878 und 1881 haben den scheinbaren Durchmesser des Planeten der Hauptsache nach übereinstimmend mit früheren Messungen ergeben, aber auch das von Leverrier, Hill und Newcomb erkannte Voreilen der großen Bahnachse um 43 Bogensekunden von neuem bestätigt. In Bezug auf diese Unregelmäßigkeit sagt Bauschinger am Schlusse einer längern Erörterung: „Die theoretische Astronomie muß hier warten, bis die astrophysikalische Forschung sichere Gesetze und Erklärungen zu Tage gefördert hat." Die Umdrehungszeit dieses so tief in die Sonnenstrahlen versenkten Planeten wurde von Denning aus Beobachtungen eines schwachen Flecks im November 1883 auf ungefähr 25 Stunden berechnet, während in den Büchern noch der Werth 24 Stunden 5 Minuten nach den Schätzungen Schröters, Hardings und Lilienthals aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu finden ist.

Was den Planeten Venus zum schönsten aller Sterne macht und ihm am Morgen- und Abendhimmel seinen besondern Reiz verleiht, gereicht dem Sternkundigen zur bittern Enttäuschung: der dichte Schleier seiner stark reflectirenden, aber auch alles verhüllenden Atmosphäre. Diese Lufthülle zeigte sich sehr deutlich bei den letzten Vorübergängen des Planeten vor der Sonne als weißer Kranz um das schwarze Scheibchen und ist wohl theilweise schuld an der schlechten Uebereinstimmung dieser Beobachtungen.

Das sekundäre Licht des Morgensterns, oder der matte, aschgraue Schimmer, der sich neben der Sichel auf der von der Sonne nicht beleuchteten Scheibe zeigt und schon 1643 von Riccioli wahrgenommen

worden ist, wurde wohl schon für ein dem Planeten eigenes Licht gehalten, ist aber vielleicht nichts anderes als eine Dämmerungserscheinung. Dasselbe einem noch unentdeckten Satelliten zuzuschreiben, wird jetzt kaum mehr versucht werden, seit Stroobant in Brüssel die meisten der angeblichen Venusmond-Beobachtungen als Verwechslungen mit Fixsternen nachgewiesen hat. Den Autoritäten eines Fontana, Cassini, Mayer, Lagrange, Rödkier, Horrebow und anderer gegenüber möchte es wohl bedenklich erscheinen, die 33 Beobachtungen eines vermeintlichen Venustrabanten zwischen den Jahren 1645 und 1768 durch Spiegelungen des Planeten an den Linsen des Fernrohres oder an der Hornhaut des Auges zu erklären; dagegen ist, in Anbetracht der damals ungenaueren Planetentafeln, nicht so sehr zu verwundern, daß Rödkier am 4. August 1761 die beiden Sterne fünfter Größe 64 und 62 im Orion, am 18. Juli 1761 den Stern fünfter Größe m im Stier, am 7. August 1761 den Stern sechster Größe 71 im Orion und am 11. August 1761 den hellen Stern vierter bis fünfter Größe ν in den Zwillingen für den vermeintlichen Satelliten ansah. Aus diesem negativen Ergebnisse folgt jedoch nicht, daß man Beobachtungen von verdächtigen Sternchen am Rande der Venusscheibe, wie die von Stuyvaert und Niesten im Februar 1884, schon deswegen in das Reich der Täuschungen zu versetzen habe. Doch wird die Benennung „Neith", welche Houzeau einem hypothetischen Planeten gegeben hat, der mit der Venus gleichen Schritt halten und so die oben erwähnten Beobachtungen erklären soll, allgemein als verfrüht angesehen.

Die alte Gruithuisensche Beobachtung einer weißen Kappe am Rande der Venusscheibe hat dagegen mehr Glück gehabt und wurde von Langley, Trouvelot und Denning bestätigt. Sollte dieser weiße Fleck eine Eiskappe, also den Pol darstellen, so wäre der Venusäquator nicht 50 bis 60 Grad gegen die Ekliptik geneigt, wie in einigen Büchern behauptet wird.

Eine viel größere Bedeutung in der Sternkunde, als der schöne Morgen- und Abendstern, obwohl dem Auge des Beschauers viel anspruchsloser erscheinend, hat sich der röthliche Mars erworben.

Die von ihm uns gelieferte Sonnenparallaxe übertrifft an Genauigkeit die der vielgefeierten Venusdurchgänge; er hat dem forschenden und gutbewaffneten Auge Halls seine beiden Trabanten Deimos und Phobos enthüllt, letztern mit der kleinen Umlaufszeit von weniger als einem Dritteltag (7 St. 39 M.); seine scharf ausgeprägten Flecke ermöglichten ein Beobachtungsmaterial von mehr als 200 Jahren, aus welchem Kaiser, Schmidt und Bakhuyzen die Umdrehungsdauer bis auf eine Zehntelsekunde

genau zu 24 Stunden 37 Minuten 22,66 Sekunden bestimmen konnten, und gleicherweise Schiaparelli den scheinbaren Durchmesser und die Lage des Aequators, ganz in Uebereinstimmung mit früheren Ergebnissen. Er enthüllt uns auf seiner Oberfläche nicht nur sogenannte Länder und Meere, sondern ein ganzes Netz von Linien, welche sich selbst und alle Continente vielfach durchschneiden, dabei aber mehrfach eine Länge von über 1000 geographischen Meilen und eine Breite von 50 bis 60 Meilen erreichen. Diese Linien finden sich schon auf den Karten von Dawes, P. Secchi, Kaiser und Terby angedeutet, wurden aber erst von Schiaparelli im Jahre 1877 und später von Perrotin und Thollon zu Nizza genauer erkannt und mit einem besondern Namen als „Kanäle" bezeichnet. Ob darunter wirklich mehrere sind, welche sich zu zwei und zwei in einer Entfernung von 200—300 Meilen parallel laufen, wird wohl das Jahr 1892 entscheiden, wo uns der Planet näher tritt als in irgend einer Opposition seit 1877.

Schwieriger als die Topographie des Planeten sind die Messungen seiner Abplattung. Doch stimmt der Werth 1 : 219, welchen Young im Jahre 1879 erhielt, ziemlich gut mit dem theoretischen, von Adams berechneten, überein.

Wenden wir jetzt unsere Schritte jenseits der kleinen Planeten zu den Giganten unseres Sonnensystems, so begegnet uns zuerst Jupiter mit seinen äquatorialen Streifen und seinen vier Trabanten. Die etwa 40 Grad breite äquatoriale Wolkenzone dieses Planeten erscheint in kleineren Fernröhren, infolge eines helleren Gürtels in der Mitte, als zwei parallele dunkle Streifen, von denen der südlichere mit seinen auffallenden weißen, schwarzen und röthlichen Flecken der Gegenstand emsiger Beobachtung gewesen ist, besonders in Chicago, Bristol und Princeton. Aehnlich den Sonnenflecken dienen diese deutlicher ausgeprägten Punkte zur Bestimmung der Tageslänge des Planeten und der vorherrschenden Windrichtungen seiner dichten Atmosphäre. Der im Jahre 1878 entdeckte, dann vier Jahre später beinahe verschwundene, jetzt aber, besonders in seinem äußern Saume, wieder deutlich sichtbare rothe Fleck von 6000 geographischen Meilen Länge und 1500 Meilen Breite eignet sich besonders gut zur Bestimmung der Umdrehungsdauer, nicht nur wegen seiner mehr als zehnjährigen Sichtbarkeit, sondern auch wegen seiner geringen Eigenbewegung, die in $2^1/_2$ Jahren nur auf 8000 geographische Meilen stieg: ein Weg, der von einigen mehr äquatorial gelegenen weißen Flecken schon in einer Woche zurückgelegt wurde. Während nämlich der rothe Fleck die Tages-

länge Jupiters zu 9 Stunden 55 Minuten 40 Sekunden gab, mit einer Schwankung von nur wenigen Sekunden, kommt es vor, daß die weißen Flecke nach einem einzigen Umlaufe schon um volle sechs Zeitminuten voraus sind, mit einer Geschwindigkeit, welche die unserer größten Orkane um mehr als das Doppelte übertrifft.

Wie also Jupiter in Anbetracht seiner überwiegenden Masse gleichsam eine Sonne unter den Planeten ist, so ahmt er auch durch seine dichte Atmosphäre und Oberflächenthätigkeit unser Tagesgestirn nach, indem seine Flecke durch ihr äquatoriales Voreilen das Gesetz der Sonnenflecke befolgen, wenn sie auch in ihrem Auftreten, infolge der größeren Abkühlung des Planeten, viel beständiger sind.

Die Verfinsterungen der Jupitertrabanten werden jetzt in Cambridge und Paris in der Weise beobachtet, daß die Helligkeit des in den Jupiterschatten eintretenden Mondes mit der eines nicht verfinsterten während zwei oder drei Minuten verglichen wird, woraus sich die Zeit seiner halben Verfinsterung mehr als zehnmal genauer ableiten läßt, als durch die frühere direkte Schätzung.

Die Vorübergänge der Trabanten vor der Jupiterscheibe haben ihre eigenen Schwierigkeiten, indem der Mond weiß, unsichtbar oder dunkel ist, je nachdem seine lichtreflectirende Kraft größer, gleich oder kleiner ist als die des Planeten. Nur der zweite Mond erscheint immer als weißer, der vierte hingegen meist als schwarzer Punkt. Die Beobachtung wird noch erschwert durch weitere dunkle Scheibchen, welche die Mondschatten darstellen und infolge der zerklüfteten Wolkenformation des Planeten sogar doppelt erscheinen können, und endlich durch schwarze Flecke im Wolkengürtel selbst.

Die Masse des großen Planeten ist neu bestimmt worden von Schur aus heliometrischen Messungen der Monde und von Kemph aus Störungsrechnungen nach den Beobachtungen von Airy und Vogel, in guter Uebereinstimmung mit Bessels Bestimmung.

Saturn mit seinem zahlreichen Ring- und Mondsystem wird auf den Beobachter immer eine große Anziehung ausüben. Seine schwach beleuchtete Oberfläche hält freilich keinen Vergleich aus mit der Jupiterscheibe; doch gelang es Hall in Washington im Jahre 1877, zwischen den matten Streifen einen weißen Punkt zu finden und durch seine Umlaufszeit die Tageslänge zu 10 Stunden 14 Minuten 14 Sekunden zu bestimmen: ein Werth, der von dem Herschel'schen kaum um zwei Minuten abweicht. Daß die Umlaufszeit des Ringes noch nie beobachtet wurde,

erklärt sich wohl aus der jetzt allgemeinen und zuerst von Cassini (II) ausgesprochenen Ansicht, daß der Ring nicht als Ganzes rotire, sondern aus getrennten Asteroidenschwärmen bestehe. Was aber der Größe dieser Körperchen abgeht, das ersetzt ihre Zahl, so daß wir von ihnen mehr als die Hälfte, nach Müller 58,3 Procent, des vom ganzen Saturn-Systeme uns zugesendeten Lichtes erhalten.

Die im Jahre 1851 ausgesprochene und auf 200jährige Beobachtungen gegründete Vermuthung Struve's, daß der innere Rand des Ringes sich dem Planeten nähere, ist durch die zahlreichen mikrometrischen Messungen noch nicht bestätigt worden und läßt sich auch aus den gegenseitigen Störungen der Ringtheile nicht von vornherein als wahrscheinlich hinstellen.

Die Hauptarbeit in diesem Systeme liegt in der Bahnberechnung der acht Monde. Außer den älteren Beobachtungen der beiden Herschel, Bessels, Lamonts, Bonds, Lassels, P. Secchi's und Jakobs liegen Beobachtungsreihen vor von Struve, Meyer, Engelhardt, Hall, Newcomb, Holden, Baillaud und anderen. Die größte Merkwürdigkeit in seiner Bahn zeigt der zweitäußerste Trabant Hyperion, dessen große Bahnaxe nach den Beobachtungen Halls, anstatt, wie bei den anderen, vorwärts zu gehen, rückwärts schreitet. Newcomb gab bald nachher die Erklärung dieser Erscheinung aus der störenden Einwirkung des nächstinnern Trabanten Titan, infolge der nahen Commensurabilität beider Bahnen.

Bei solchen Störungen im Systeme darf es nicht Wunder nehmen, wenn Halls Massenbestimmungen des Saturn und seines Ringsystems bedeutend von den Bessel'schen abweichen.

Weniger Arbeit machen sowohl den Rechnern wie den Beobachtern die beiden äußersten Planeten Uranus und Neptun infolge ihrer Lichtschwäche. Die Trabanten beider, die vier des Uranus und der eine des Neptun, werden in dem großen Teleskop zu Washington unaufhörlich beobachtet, und ihre Bahnen und Massen sind von Hall annähernd berechnet worden; allein von einer Rotation oder Abplattung dieser äußersten Planeten ist noch nichts Sicheres bekannt. Die elliptische Gestalt des Uranus ist wohl von Mädler, Schiaparelli, Young behauptet worden, wird aber von Lassel, Bruhns, Engelmann geläugnet, und Seeliger geht wohl am sichersten, indem er die Frage als eine offene erklärt. So ist es auch mit der Umdrehungszeit, die von Perrotin in Bezug auf Uranus als zehnstündig und von Hall in Bezug auf Neptun als achtstündig vermuthet wurde.

Die schwachen Streifen auf Uranus, die übereinstimmend in Mailand, Princeton, Nizza und Paris gesehen wurden, deuten merkwürdiger-

weise auf eine starke Neigung des Aequators gegen die Bahnebenen der Trabanten, 15—20 Grad nach Young, über 40 Grad nach den beiden Henry.

Neptun ist nach Pickering zur Zeit der Erdnähe von der unveränderlichen Größe 7,6, also dem freien Auge immer unsichtbar, während Uranus sich einem guten Auge zu erkennen gibt.

Bevor wir das Planetensystem verlassen, verdienen noch die Bemühungen eine Erwähnung, welche gemacht wurden, seine Grenzen nach innen sowohl wie nach außen zu erweitern.

Daß der hypothetische Vulkan, welcher nach Leverrier schuld sein soll an den Störungen der Mercurbahn, nicht größer ist als etwa 100 geographische Meilen im Durchmesser, haben die früher erwähnten Finsternisse von 1882, 1883 und 1886 mit großer Wahrscheinlichkeit dargethan. Am meisten Mühe zur Auffindung dieses Planeten hat sich wohl der verstorbene Madisoner Astronom Watson gegeben, angeregt durch die Beobachtung zweier verdächtiger Sternchen bei Gelegenheit der Finsterniß von 1878. Nicht entmuthigt durch die Erklärung von Peters, die beiden Sterne seien wohl Theta und Zeta im Krebs gewesen, und ohne Aussicht auf eine für ihn bald wiederkehrende Gelegenheit einer totalen Finsterniß, baute er aus eigenen Mitteln eine unterirdische „Sonnenwarte", aus welcher eine 55 Fuß lange und 1 Fuß breite Röhre nach dem Nordpol herausragte, mit einem heliostatischen Spiegel am obern und einem sechszölligen Teleskope am untern Ende. Nach seinem Tode stellte Director Holden durch sechswöchentliche Versuche fest, daß die Vorrichtung am hellen Mittage nicht einmal Sterne dritter Größe zeige, während Vulkan kleiner als fünfter Größe sein muß, daß also die Baukosten von 1000 Dollars für die Wissenschaft verloren seien. Gleich erfolglos blieben Langley's Versuche mit einem bessern Spiegel und die Harringtons mit einer horizontalen Röhre von 150 Fuß.

Das Dasein von unbekannten Planeten auf der andern Seite des Planetensystems, jenseits der Neptunbahn, suchte Forbes in England zu begründen, zunächst durch die Zusammenstellung von 13 elliptischen Kometenbahnen in zwei Gruppen von je 100 und 300 Erdbahnhalbmessern als große Achsen. Die äußeren Enden dieser Achsen, die sogen. Aphelien, meint er, seien durch zwei in jener Gegend sich aufhaltende Planeten in diese beiden Gruppen gebracht worden. Allein die Kleinheit der mathematisch bekannten Bahnstücke im Perihel muß jeden Schluß auf Gruppirung von Aphelien in einer Entfernung, welche die des Neptun bezüglich drei- und zehnmal überrifft, als gewagt erscheinen lassen.

Ebenso unsicher sind die auf Störungen der beiden äußeren Planeten gegründeten Vermuthungen von Forbes. Die noch unerklärten Störungen in der Uranusbahn betragen nur ein Zehntel derjenigen, welche Leverrier bei Entdeckung des Neptun zu Gebote standen, und die Bahn dieses letztern Planeten ist erst auf eine so kurze Strecke bekannt, daß nach Newcomb in diesem Jahrhundert noch gar keine Aussicht vorhanden ist, aus Tafelfehlern eine Störung nachzuweisen.

Trotzdem suchte Todd im Jahre 1877—1878 die von Forbes bezeichneten Stellen mit dem 26-Zöller in Washington ab, in der Hoffnung, den Planeten unter den Millionen von Sternchen zwölfter und dreizehnter Größe durch sein ruhigeres Licht oder seine scheibenförmige Gestalt zu erkennen, da unsere gegenwärtigen Karten so kleine Sterne nicht mehr verzeichnen.

5. Fanden wir beim Uebergange von unserer alles belebenden Sonne zu dem Systeme der sie umkreisenden Planeten ein Bindeglied in dem mattschimmernden Thierkreislichte, wenn auch nur infolge unserer Unkenntniß über seine Natur, so finden wir auch die große Kluft zwischen unserem Sonnensysteme und der Fixsternwelt gleichsam überbrückt durch eine Art wandernder Boten, insofern dieselben nicht durch zu große Annäherung an unsere Sonne ihren kosmischen Charakter eingebüßt haben.

Die in den letzten Jahren erschienenen Kometen oder Haarsterne, wie wir sie nach der wesentlichen, den Kern immer umgebenden Koma nennen, oder Besensterne, wie sie bei den Chinesen weniger richtig heißen, zeichnen sich mehr durch ihre Zahl als durch merkwürdige Eigenschaften aus. Nicht weniger als 50 wurden in den letzten zwölf Jahren entdeckt, also durchschnittlich 4 in einem Jahre, darunter 6 dem freien Auge sichtbare. Das Verdienst, am fleißigsten Wache zu halten über diese wandernden Himmelskörper, gebührt den drei Amerikanern Swift, Brooks und Barnard, von denen der erstere die Lalande-Medaille erhielt für die Entdeckung von 7 Kometen in zwei Jahren.

Geschichtlich merkwürdig werden die beiden großen Kometen von 1881 und 1882 bleiben, als die ersten, welche sammt ihrem Spectrum mit Erfolg photographirt wurden, zuerst von Draper in New York, dann von Janssen, Huggins, Gill und vielen anderen. Werthvolle Kometenverzeichnisse sind von Lehmann in Berlin, von Weiß in Wien und von Galle in Breslau geliefert worden. Danach sind bis jetzt im ganzen etwas über 300 Kometenbahnen berechnet worden, wovon aber nur 294 einigermaßen bekannt sind, 221 parabolische, die übrigen elliptische. Von

den letzteren haben 23 eine Periode von mehr als 1000 und nur 17 eine solche von weniger als 10 Jahren. Weiß betont namentlich, daß von den 180 Kometen dieses Jahrhunderts außer den 12 periodischen nur 23 eine gut bestimmte Bahn haben, und daß 92 derselben, also über die Hälfte, einer Neuberechnung bedürfen. Indessen wurde sein Antrag zur Errichtung eines „Permanenten Bureau's" für die Berechnung von Kometenbahnen von der Astronomischen Gesellschaft abgelehnt, in Anbetracht der großen Auslagen und in der Hoffnung auf freiwillige Rechner, deren schon 40 zur Hand sind, dafür aber eine Centralstelle errichtet zur geeigneten Vertheilung der Arbeit.

Von den periodischen, also wieder zu erwartenden Kometen verdienen zwei Gruppen eine besondere Erwähnung: die in ihrem Laufe scheinbar gehemmten und die sogenannten Neptunischen Kometen. Die Voraussetzung eines widerstehenden Mittels zur Erklärung der jährlichen Verspätungen des Encke'schen Kometen schien sich, nach Oppolzer, auch bei Winneke's Komet zu bestätigen, ist aber bei genauer Berücksichtigung der Planetenstörungen für unnöthig befunden worden. Gestützt auf dieselbe unerwiesene Voraussetzung, glaubte man die Bahn des großen Kometen von 1882 in den sehr ähnlichen Bahnen von 1880, 1843, 1668 wiederzuerkennen, so daß alle diese von einem und demselben sich stark verspätenden Kometen, möglicherweise von dem des Aristoteles vom Jahre 371 v. Chr., beschrieben würden.

Eine ähnliche Unsicherheit waltet ob über den Neptunischen Ursprung einer Gruppe von 6 Kometen mit einer Umlaufszeit von einigen 70 Jahren, darunter der große von Halley, welcher schon oft zurückgekehrt ist und 1910 wieder zu erwarten steht; der von Pons aus dem Jahre 1812, wiedergefunden im Jahre 1883; dann der von Olbers, entdeckt im Jahre 1815 und wiedergefunden von Brooks nach 73jähriger Abwesenheit, nur dreiviertel Jahr später, als Ginzel in seiner Preisschrift berechnet hatte; endlich drei kleine, die in den Jahren 1919, 1920 und 1922 wieder erwartet werden. Man nennt diese Gruppe die Neptunische, in der Voraussetzung, sie seien entweder Gefangene oder, wie Proctor lieber will, Auswürflinge dieses Planeten.

Um jedoch wieder auf sicherern Boden zu kommen, erwähnen wir zwei theoretische Untersuchungen: die eine von dem Moskauer Astronomen Bredechin über die Schweife, die andere von Holetschek über die Vertheilung der Kometen. Bredechin verbesserte die mathematische Theorie der Schweife, indem er von Bessels Formeln ausging, aber die Constanten derselben

aus dem reicheren Material von 36 Kometen neu bestimmte. Während die den Kern umgebende Koma ein Gas ist, dessen Dichtigkeit, nach Meyer, mit dem Quadrate der Entfernung abnimmt, bestehen die Schweife aller Wahrscheinlichkeit nach aus getrennten Meteoren, die von Sonne und Kern nach dem Newton'schen Gesetze angezogen und nach einem unbekannten Gesetze abgestoßen werden, nach Bredechin umgekehrt proportional ihrem Atomgewichte. Nach dieser Voraussetzung zerfielen die Kometenschweife in drei Haupttypen: lange und gerade, vorwiegend aus Wasserstoffverbindungen, mit 12mal größerer Abstoßung als Anziehung; breitgekrümmte, vorwiegend aus Kohlenstoffverbindungen, mit 1—$2^1/_2$mal größerer Abstoßung als Anziehung; endlich kurze struppige, vorwiegend aus Eisen, mit 4mal kleinerer Abstoßung als Anziehung. Alle drei Typen will Bredechin in dem dreifachen Schweife des Kometen IX 1886 erkannt haben. Die unbekannte abstoßende Kraft ist nach Bessel wahrscheinlich elektrisch, nach Markuse zugleich magnetisch; nach Ranyard ist es die Wärme, welche die einseitig erhitzten Körper, gleich Raketen, rückwärts wirft.

Die Anhäufung der Sonnennähen der Kometen in einer gewissen Himmelsrichtung, mit anderen Worten die gemeinschaftliche Richtung der Bahnachsen vieler Kometen, ist schon Bode aus dem damaligen Verzeichnisse von 98 dieser Himmelskörper aufgefallen und aus dem anwachsenden Material von Brorsen, Lardner und Houzeau bestätigt worden. Da nun die Sonne sich unter den Sternen gerade in derselben Richtung zu bewegen scheint, so lag die Erklärung nahe, unser Centralkörper habe diese Wanderer in seinem schnellen Laufe mit sich fortgerissen und so gleichsam die Bahnen wie Schweife hinter sich her geschleppt, eine Erklärung, die umgekehrt wieder eine neue Stütze würde für die Eigenbewegung unserer Sonne. Um diese Ansicht zu prüfen, hat Holetschek aus den jetzt bekannten 300 Kometenbahnen erst festgestellt, daß die Bahnachsen vorwiegend senkrecht stehen zur Linie der Nachtgleichen, daß also ihre Sonnennähen sich gegen die Sonnenwenden hin anhäufen; dann aber auch gezeigt, daß diese Anhäufung hinreichend erklärt wird aus der größeren Wahrscheinlichkeit, die Kometen gerade dort zu entdecken. In der That, bedenkt man, daß Kometen erst in der Sonnennähe gut sichtbar werden, und zwar um so besser, je höher sie am Himmel stehen, so erkennt man ohne Mühe, daß im Hochsommer bei Sonnen-Auf- und Untergang gerade jene Kometen leicht gefunden werden, welche der Sonne dann nahe kommen, also ihr Perihel innerhalb der Erdbahn haben; im Winter aber um Mitternacht

jene, welche ihr Perihel außerhalb der Erdbahn der Sonne gerade gegenüber haben: ein Wink, der den Kometenjägern viele Stunden trostlosen Suchens ersparen kann.

Löst sich ein Komet in seine Theile auf, wie der Biela'sche, so sind die letzteren, infolge ihrer weiten Trennung voneinander, unserem Auge für immer entrückt, wenn sie nicht später in ihrem Laufe der Erde begegnen und, die Atmosphäre streifend, als fallende Sterne die Ruhe des nächtlichen Himmels beleben und durch den milden Glanz ihrer sporadisch oder in Schwärmen auftretenden Schweife von der Bahnrichtung des verlorenen oder nie gekannten Wanderers Kunde geben. Wir nennen dann diese selben Körper Meteore, Sternschnuppen, Aërolithen, Feuerkugeln, je nach ihrer verschiedenartigen Erscheinung.

Den Rechnungen zufolge kennt man bis jetzt vier Meteorschwärme, welche mit bekannten Kometen in gemeinschaftlichen Bahnen laufen: den Aprilstrom der Leier, den Auguststrom des Perseus und die beiden Novemberströme der Andromeda und des Löwen, welche bezüglich mit den Bahnen der Kometen I 1861, III 1862, Biela und I 1866 übereinstimmen. Manche Leser erinnern sich vielleicht an das Schauspiel des Sternschnuppenfalls vom 27. November 1885, welches in Europa, Asien und Afrika in solcher Pracht auftrat, daß, laut eingegangener Berichte, das ganze Sternenzelt wie bezaubert aufleuchtete und die Lichtbahnen, vom hellsten Glanze bis zum matt erlöschenden Schimmer stets wechselnd, wie Raketengarben vom Sternbilde der Andromeda ausströmten und endlich in einen Feuerregen sich auflösten. Der dichteste Theil des Schwarmes, mit einer Häufigkeit von 20 Meteoren in der Sekunde, einer Breite von fast 20 000 geographischen Meilen und einer Dichtigkeit von 1 Meteor auf 35 000 cbkm, streifte die Erde um 6 Uhr 15 Minuten Greenwicher Zeit abends, war also in Asien gegen Mitternacht, in Europa und Afrika nach Sonnenuntergang sichtbar und fiel in Amerika auf die Nachmittagsstunden, so daß man in den Oststaaten gerade noch das Ende der sechsstündigen Erscheinung wahrnehmen konnte. Die Bahn dieses Schwarmes stimmt, nach den Berechnungen Meyers und Schiaparelli's, genau mit derjenigen eines 13 Jahre früher erschienenen Sternschnuppenfalles und mit derjenigen des Biela'schen Kometen, so genannt nach seinem Entdecker, einem Hauptmanne der österreichischen Befreiungsarmee, der ihn am 28. Februar 1826 zu Josephsstadt in Böhmen auffand. Nimmt man alle Umstände dieses Kometen zusammen, seine Zweitheilung im Jahre 1846 mit einem Abstande der Kerne von 14 000 geographischen Meilen, die beim nächsten

Umlaufe auf 150 000 Meilen angewachsen war, sein scheinbares Ausbleiben im Jahre 1865 trotz günstiger Stellung und fleißigen Nachforschens von Seiten d'Arrest's und P. Secchi's, und das Erscheinen der beiden Meteorschwärme in seiner Bahn, so kann kaum mehr ein Zweifel darüber bestehen, daß wir uns schon zweimal in dem aufgelösten Schweife des Kometen befunden haben. Der Schwarm kann die unmittelbare Nachbarschaft des Kernes, nach Newton, nicht vor der Mitte des Jahres 1841 verlassen haben und füllt jetzt, solange wir ihn nicht in zwei aufeinanderfolgenden Jahren sehen, noch nicht den sechsten Theil seines elliptischen Ringes. Er vollendet nämlich einen Umlauf in ungefähr $6^1/_2$ Jahren, trifft also mit unserer Erde alle 13 Jahre zusammen und wird im Jahre 1898 wieder aller Augen auf sich ziehen.

Nach dieser ausführlichern Beschreibung eines Meteorschwarmes können wir die übrigen mehr statistisch abhandeln. In Gregs Katalog vom Jahre 1876 finden sich 206 Strahlungspunkte oder Radianten verzeichnet, d. h. Ausgangspunkte von Meteorschwärmen am Himmel, in verschiedenen Zeitschriften aber, durch angehäuftes Material von Heis, Konkoly, Weiß, Corder, Sawyer und Denning, nicht weniger als 2100, mit einer noch unerklärten Anhäufung gegen die Milchstraße hin. Denning hält jedoch viele dieser Strahlungspunkte für zusammenfallend und schätzt die Zahl der gut bestimmten Meteorschwärme auf kaum 350, etwa 50 höher als die der Kometen. Sehr auffallend ist seine Entdeckung von 32 stationären Radianten, welche 4—5 Monate lang andauern sollen. Man hat diese Ankündigung mit Kopfschütteln aufgenommen, weil solche Schwärme eine Breite von mehr als 20 Millionen Meilen haben und die Krümmung der Erdbahn auch in ihrem Strahlungspunkte zeigen müßten, ähnlich der Aberrationsellipse der Fixsterne, nur in dem Maße vergrößert, als die Geschwindigkeit der Meteore kleiner ist als die des Lichtes.

(Schluß folgt.)

J. G. Hagen S. J.

Zwei neue erzählende Gedichte.

I.

„Unter'm Krummstab." [1]

Unter den vielen katholischen Gaben des letzten Weihnachtsmarktes sind es zwei epische Gedichte, welche eine besondere Achtung verdienen und die wir nicht anstehen zum Gegenstand ausführlicherer Studien zu wählen. Im Verlauf dieser Studien wird uns dann Gelegenheit geboten, das eine oder andere zu sagen, das nicht gerade auf diese beiden Gedichte allein Bezug hat, aber doch durch sie wieder angeregt wurde und von allgemeinerem Interesse sein dürfte.

Die beiden angedeuteten Gedichte sind das genannte Werk von A. Jüngst und „Jörg von Falkenstein" von H. Laven. Der Dame gebührt in jeder Beziehung der Vortritt!

Die Sängerin des in zweiter Auflage erschienenen „Conradin" hat sich diesmal einen vaterstädtischen, westfälisch-münsterischen Stoff gewählt, und man fühlt es der ganzen Ausführung an, daß die Liebe zur engeren Heimat des Sanges Muse war. Ihren Stoff kündigt die Dichterin folgendermaßen an:

... Friedrich Rothbart, Deutschlands Kaiser, der nach langem Haß und Hohne
Glorreich strahlet in dem lichten Doppelschmuck von Kreuz und Krone —
Bischof Hermann, den Erlauchten, den das Volk den Milden nennet
Und als frommen Friedensbringer wie als wack'ren Krieger kennet —
Ritterbürt'ge, hohe Herren, und der Pilger fromme Schaaren,
Die mit Gott in Helm und Harnisch nach dem fernen Osten fahren —
Kriegsgeräusch und Waffenlärmen an des Jordans heil'ger Quelle,
Frommes Beten und Psalliren in der weltentrückten Zelle —
Bied'rer Bürger ehrsam Walten in dem engen Stadtgetriebe,
Junger Herzen Leid und Freude und den Lohn erprobter Liebe:
Soll in einfach schlichter Weise heut' mein kunstlos Lied dir singen
Und ein immergrünes Zweiglein um das graue Haupt dir schlingen,
Nur ein Zweiglein aus dem Kranze, der in ewig lichter Schöne
Mit dem Ruhm vergangner Tage schmückt Westfalens Heldensöhne [2].

Der erste Gesang führt uns eine Kreuzzugspredigt vor dem St.-Paulusdom in Münster vor, die ein Tempelritter an den Bischof, den Adel und die

---

[1] Unter'm Krummstab. Ein Sang aus alter Zeit von A. Jüngst. 195 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: brosch. *M.* 2; geb. *M.* 3.20.

[2] Der verständige Leser wird selbst gesehen haben, daß diese Reimpaare eigentlich eine vierzeilige Trochäenstrophe bilden. So müßte auch mit den folgenden Proben eigentlich nach vier Hebungen der Vers abgebrochen werden. Raumersparnisses halber drucken wir zwei Verse in einer Reihe. Das Buch selbst ist nicht gereimt, mit Ausnahme der eingestreuten Lieder.

Bürgerschaft hält. Seine begeisterten Worte zünden in allen Herzen die heilige Flamme. Bischof Hermann ist der erste, der nun das Kreuz nehmen will; ihm folgt sein Adel:

Ungestüm das Kreuz verlangend, reihen um den Tempelritter
Sich Westfalens treue Söhne, hochgemuthe, kühne Helden,
Gleich den Eichen ihrer Heimat stolz und stark im Wintersturme,
Kraus und knorrig im Beharren eig'nen Sinns und eig'nen Wesens,
Ob sie nun den Schwertgurt tragen und auf hohen Rossen fahren,
Ob sie in des Priesters Kleide sich dem Himmlischen geloben.
Franco, Herr von Wetheringen, der in gottentglühtem Eifer
Alles Gut wie Spreu geachtet, ist der erste, dessen Schulter
Mit dem rothen Kreuze pranget; dann die Ravensberger Grafen,
Und das Bruderpaar von Gemen, Gottfried und der wackre Goswin.
Bernhard, Edelherr zur Lippe, dessen Hand des Heilands Banner
Hochgehalten wie kein andrer, folgt dem frommen Jodefelder;
Drauf die Merveld und die Moorien, wie die Rechede und Retberg,
Alhard auch, des Bischofs Neffe, aus dem Haus der Langenauer,
Und die leichtbeherzten Junker, die im Heergefolg des Fürsten
Schild und Speerschaft fröhlich führen. Nach den hochgebornen Herren
Naht ihr reisiges Gesinde, wetterfeste, braune Burschen,
Mehr daheim auf blut'gem Blachfeld, als im sichern Schutz des Herdes,
Bürger dann in Kapp' und Mantel, biedre Meister mit dem Schurzfell,
Art und Hammer in den Händen, die des edlen Greises Mahnung
Fortgerissen aus der Werkstatt, aus des Alltags Thun und Treiben.

Während diese alle das Kreuz nehmen, singt ein Chor von Mönchen ein Kreuzlied, das bei aller Kunst nicht ganz der Kraft der voraufgehenden Verse entspricht, und das vielleicht besser durch ein historisches Kreuzlied ersetzt würde. Auch der Scenenwechsel, womit die Dichterin uns während dieses Liedes unvermerkt vom Domplatz an ein Thor der Stadt und zwar zur Abendzeit versetzt, will uns weniger behagen. Die epische Continuität, wie sie innerhalb eines Gesanges nothwendig ist, hätte erzielt werden können, wenn etwa die Dichterin die Kreuzpredigt in den Nachmittag verlegt hätte; dann wäre die Verleihung des Kreuzes an die einzelnen gefolgt, und da dieselbe lange Zeit in Anspruch genommen, hätte sich Alhard fortschleichen, durch die Straßen der Stadt zum Thore gehen und dort seinen Abschied nehmen sollen. Auf diesem Wege hätte die Dichterin Gelegenheit gehabt, uns ein Bild des alten Münster zu geben, uns einen Blick in Alhards Schicksale, sein Verhältniß zu Roswitha u. s. w. thun zu lassen, und vor allem wäre auf diese Weise gleich das allgemeine Interesse von dem Gesammtkreuzzug auf den Helden des Gedichtes in natürlichster und künstlerischster Form gelenkt worden. Jetzt vertritt das Lied der Mönche gleichsam das Zwischenspiel, um Zeit für den Wechsel der Coulissen zu gewinnen. Am Thor wird uns Lubbert Langen vorgeführt, der Thorwart, ein langerprobter Rottenmeister des Bischofs, der sich in grimmem Eifer den grauen Bart streicht und dabei murrt, daß ihm der Bischof nicht auch erlaubt hat, das Kreuz zu nehmen. Freilich

„Unrecht mag der Herr nicht haben, Jugend hat ja nimmer Tugend,
Und den neugeworbnen Rotten, die der Tecklenburger stellte,
Ist fürwahr nicht viel zu trauen. Aber dennoch — welche Wonne
Wär' es, meiner Seel, gewesen, unterm Rothbart auszuziehen,
Mit den Heiden deutsche Hiebe Schlag um Schlag im Kampf zu tauschen
Und mit meinem guten Schwerte Türkenköpfe einzuheimsen,
Gleich des Wälschkorns gold'nen Kolben auf Lombardiens reicher Eb'ne."

Während der graue Thorwart so sinnt und seufzt, klingt aus einem der Lindenbäume am Thor zum leisen Lautenklang ein Liebeslied an Roswitha.

„Hm, der Alhard!" brummt der Alte, plötzlich wieder ernster werdend,
„Unsres Herrn erlauchter Neffe! Wahrlich, der verwegne Junker
Muß doch wohl mit seinem Sange meine kleine Witha meinen!"

Und in der That öffnet sich oben am Thurm die Luke, und Roswitha's Köpfchen schaut vorsichtig hervor.

So vortrefflich dieser erste Gesang als Dichtung ist, gefällt er uns als Einleitung zum epischen Gedicht weniger, weil er das Interesse nicht genug auf eine Hauptperson und Haupthandlung concentrirt. Die große Frage des Gedichtes, wie sie sich schließlich herausstellt, ist die: Wird Alhard Roswitha als Gattin heimführen? Gegen diese Heimführung sprechen: 1) Der Zug ins Heilige Land, der also eine Heimkehr fraglich macht; 2) der Standesunterschied zwischen Alhard und Roswitha; 3) die Werbungen eines Kaufmanns um die Hand der letzteren. Von diesen Fragen wird in dem ersten Gesang dem Leser keine annähernde Klarheit gegeben, wie sie doch nöthig wäre, um sein Interesse zu fesseln. Daß ein Junker unter dem Fenster eines gesellschaftlich tief unter ihm stehenden Mädchens, von dem wir weiter nichts wissen, ein sehnsüchtiges Lied singt, sagt uns noch gar nicht, daß er dieses Mädchen zur Frau haben will. Und wie erst soll man annehmen, daß Roswitha auf dieses Lied hin sich gebunden und gesichert glaubt! Weiß der Leser überhaupt, daß er sich künftig während des Kreuzzuges für Alhard zu interessiren hat, von dem er sonst weiter nichts weiß, als daß er das Kreuz genommen und am Abend zwei Strophen unter den Fenstern eines Mädchens gesungen hat?

Einheitlich in sich geschlossen ist der zweite Gesang, der uns in medias res, in das Staatsgefängniß des Kaisers Isaak von Byzanz führt und uns im selben Verließ den Erzbischof Hermann und seinen treuen Knappen Alhard zeigt. Beide wurden von Kaiser Friedrich als Gesandte an den Griechen geschickt, von diesem aber gegen alles Völkerrecht ins Gefängniß geworfen, bis der deutsche Kaiser endlich mit seinem Heere erscheint, die Gefangenen zu befreien. Durch richtige Wahl des Zeitpunktes weiß uns die Dichterin alle diese Ereignisse Schlag auf Schlag zu berichten. Ein Ausblick auf das Folgende fehlt leider auch hier wieder. Die Dichterin läßt statt dessen die Mönche wieder eine Strophe ihres Kreuzliedes singen, deren poetisch-mystische Bestimmung an dieser Stelle wir wohl zu würdigen wissen; allein der epische Anschluß wäre technisch nöthiger gewesen, als diese an den griechischen Tragödienchor erinnernde Einschaltung.

Viel zu summarisch, um episch zu wirken, ist der dritte Gesang, der auf gut 9 Seiten, von denen noch $2^1/_2$ auf eingestreute Lieder kommen, den Zug des Heeres von Byzanz nach Iconium, die Schlacht daselbst, die Weiterfahrt bis an den Saleph und den Tod Barbarossa's berichtet. Die drei Lieder Alhards wirken vollends abschwächend und das Interesse zerfasernd.

Dasselbe Urtheil möchten wir über den vierten Gesang fällen. Die erste Hälfte desselben schildert uns das Begräbniß Barbarossa's, erzählt dann die Uneinigkeit der Führer, die Heimfahrt Richards u. s. w., aber nicht episch, sondern betrachtend. Zuletzt noch werden wir an das Krankenbett Bischof Hermanns geführt und sehen Alhard ihm mit der Bitte sich nahen, mit drei anderen westfälischen Junkern wenigstens als Pilger nach Jerusalem ziehen zu dürfen, da sie es als Krieger nicht vermögen. Hermann gibt die Erlaubniß, und damit endigt wenigstens episch abschließend dieser Gesang.

Statt uns nun den Erfolg der Pilgerfahrt mitzutheilen, bricht die Dichterin ihre Geschichte ab und führt uns zurück nach Westfalen. Es ist drei Jahre später. Bischof Hermann ist mit seinen Getreuen nach Münster zurückgekehrt. Von Alhard weiß keiner etwas zu künden; er ist verschollen. Nur Roswitha wartet auf ihn und will keine Feste der Gespielen mehr mitmachen, bis er zurückgekehrt ist. So z. B. heute nicht die Pfingstfahrt der Studenten und den Maigang der Mägdlein, wozu Muhme Traud, die Schwester Lubbert Langens, sie bereden möchte; denn sie, die Muhme, hat es dem Wolrav versprochen, daß ihre Roswitha in Feierkleid und Kränzel

Sich mit all' den andern Maiden schwingen würde auf dem Anger.

Nun redet sie auf dieselbe ein:

„Wohl bedenk' es und erwäge: Ein so wackrer Herr wie Wolrav,
Sohn des mächt'gen Travelmanninc, dessen Schiffe stolz und stattlich
Nach dem fernen Norden fahren, darf an jede Pforte klopfen,
Wenn es endlich ihn gelüstet, eine junge holde Herrin
In sein Haus aus Badenberger Marmelstein am Markt zu führen."

Auch als „Vater" Lubbert heraufkommt, will Roswitha sich nicht zum Fest entschließen, und der gute Alte hat ein milderes Einsehen als seine Schwester, die das Haus am Markt nicht vergessen kann. Kaum hat Lubbert, der Thorwart, sich zu einem Vespertrunk niedergesetzt, da wird von draußen der aus Marienfelde heimkehrende Bischof angemeldet. Lubbert öffnet das Thor, und nachdem er dem hoch zu Rosse sitzenden Herrn kurz Bericht über die Neuigkeiten der Stadt gegeben, erkundigt er sich nach Alhard und verräth dem Bischof das Geheimniß von des Junkers Liebe zu Roswitha. Der Bischof behauptet, nichts von dem Verschollenen trotz aller Nachforschungen gehört zu haben,

„selbst die wackern
Heergenossen seiner Reise, Morrien und Merveld, konnten
Keine andre Kunde bringen, als daß Alhard eines Abends
Fast im Bann der heil'gen Stätten spurlos ihrem Blick entschwunden.
Immer hofft' ich noch im Herzen wider allen Schein von Hoffnung,
Alter Lubbert —"; aber länger mag das edle Roß nicht harren.

Was also der Bischof über die Aussichten Roswitha's für den immer noch möglichen Fall einer Rückkehr Alhards denkt, erfahren wir durch diesen Kunstgriff nicht. Zu Anfang freilich hat der Fürst ausgerufen:

„Was, der Findling? . . . jenes Kind, das man vor Jahren
Kaum noch athmend in den Armen einer Fahrenden gefunden?"

Allein das ist nicht seine letzte Meinung. Dieser ganze Gesang ist für die Oekonomie des Gedichtes von größter Wichtigkeit, da er uns discrete, die Aufmerksamkeit spannende Aufschlüsse oder wenigstens Andeutungen über Roswitha gibt. Aber hätten diese, sowie die Liebe Alhards, die doch nach allem zu einem Treuversprechen geführt haben muß, nicht früher gegeben werden sollen? Dann aber haben wir auch unser Bedenken über die Berechtigung des alten Lubbert, seinem bischöflichen Herrn gerade im Steigbügel jene zarte Eröffnung und Nachfrage zu thun. Vollauf gelungen aber ist der Dichterin, die Poesie des Lebens im Thorthurm bei „Vater" Lubbert zu schildern, den Charakter der beiden Geschwister zu entwerfen, von denen besonders die Muhme Traud mit Meisterschaft behandelt ist.

Dasselbe Lob gilt dem folgenden, sechsten Gesang, der überhaupt einer der schönsten des ganzen Gedichtes, voll poetischer Kraft und Anmuth ist. Im Stübchen sitzen spinnend Traud und Roswitha, letztere sehr zerstreut und träumend, erstere noch schmollend, wegen der erhaltenen Absage. Roswitha hält's endlich nicht mehr aus, richtet sich empor vom Rocken und schaut bittend auf die Muhme:

„Muhme, liebste Muhme Gertrud," fleht sie mit erhobnen Händen,
„Wollet doch nicht länger zürnen, daß nach Eurem Wunsch und Willen
Ich der Stimme meines Innern, meines Herzens heißen Schlägen
Schweigen nicht gebieten konnte. Muhme Gertrud, habet Mitleid
Mit mir armen kranken Kinde, seid doch selbst mal jung gewesen!"
„Jung?" versetzet Jungfer Gertrud, schier erstaunt ob solcher Meinung,
Und das Haupt so heftig schüttelnd, daß mit jähem, raschem Rucke
Der Erfahrnen reißt der Faden. „Jung?" und sanfter klingt die Stimme,
„Ja, ich bin mal jung gewesen vor so langen, langen Jahren,
Daß es fast wie Traum mich dünket. Ach da war ein ander Leben,
Heller schien die Sonn' und wärmer, und mit lichtrem Glanze lachten
Mond und Stern' in stillen Nächten. Süßer dufteten die Blumen . . .
Und die Menschen? Nun sie mögen reden, was sie immer wollen,
Ich verbleib' bei meiner Meinung, daß die Welt und all ihr Wesen
Schlechter wird von Tag zu Tage."

„Aber Muhme," fragt das Mägdlein,
Näher zu der Alten rückend, „habt Ihr nie im Herzen heimlich
Eines Theuren Bild getragen? Nie mit Bangen und Verlangen
Euch gesehnet, Aug' in Auge, Seit' an Seite ihm zu stehen?"

„Kind, was sprichst du?" ruft erschrocken Jungfer Gertrud und bekreuzt sich.
„Sind das Reden, wie sie sitt'gen, wohlerzognen Maiden ziemen?
Lasse Flachs und Hanf nur feiern, schaffst mir heut doch nichts Gescheidtes!
Tummle dich in Küch' und Keller; schür die Flammen, schupp die Barsche,
Die schon früh der alte Fischer Susewind von Wolbeck brachte". . .

„Muhme," meint Roswitha schmeichelnd, „hoch noch steht die Sonn' am Himmel,
Viel zu früh ist's für die Fische und die wohlgewürzte Tunke.
Wollet lieber noch ein Weilchen hier am offnen Fenster harren,
Und von jener schönen, alten, langvergangnen Zeit erzählen,
Auch von jenem traur'gen Tage, da der Vater mich gefunden.
War es nicht im tiefen Walde, an der Ahe niedrem Ufer?"

„Nicht im Wald, was denkst du, Witha?" sagt die Alte ohne Ahnung,
Daß mit kluggewähltem Worte das erfindungsreiche Mägdlein
Sie zum Sprechen bringen wollte. Ernst und mit bedächt'ger Miene
Neigt sie sich zum Fenster nieder, wo die buntbetupfte Truhe
Freundlich lädt zu stillem Sinnen. Auf dem Schemel ihr zur Seite
Kauert Witha, leise lächelnd, daß die List so rasch gelungen.

Das heimelt so an, daß der Leser meint, er müsse zum offenen Fenster hineinhorchen und der traurigen Geschichte des Findelkindes lauschen, das zum erstenmal etwas über seine Herkunft hören soll. Die Erzählung der Alten ist wieder ganz herrlich; wir können nur kurz mittheilen, daß man nach einer wilden Sturmnacht im Forst ein erstarrtes Weib fand, das in seinen Armen das lebende Kind trug. Woher und wer das Weib, ob das Kind ihr eigenes u. s. w., wußte man nicht. Lubbert ließ sich erweichen und brachte das arme Würmlein seiner Schwester, und die beiden betrachteten es fürder als ihr Kind. Da man nicht wußte, ob es getauft sei, so ließ man es taufen, und die Frau Aebtissin Meinburga von Bronkhorst in Marienthal wurde Pathin.

Wie das Gedicht sich einmal im rechten Fahrwasser befindet, zeigt auch der siebente Gesang, der sich in jeder Beziehung den beiden vorhergehenden würdig anreiht, ja durch seinen höhern Aufflug über dieselben noch erhebt. Roswitha, des langen und immer wiederholten Drängens der Muhme, Wolrav die Hand zu reichen, müde, geht endlich eines Spätnachmittags ins Kloster nach Ueberwasser zur Pathin, um sich bei ihr Trost und Rath zu holen. Als sie ausgesprochen, sagt die Aebtissin ihr unverhohlen ihre Meinung dahin, daß, selbst wenn Alhard zurückkehre, aus der Ehe wohl nichts werden könne, denn sei der Vater Alhards auch nicht reich, so doch stolzen Sinnes, und nie werde er es willig dulden, daß sein schildgeborner Sprosse sich eine Gemahlin aus niederem Stande wähle. Darum, so schließt die Aebtissin:

„Besser wär's, wenn du, Roswitha, in dem schönen, selbstvergess'nen
Edelmuth des echten Weibes sein Gelöbniß willig lösest
Und dem wackren Kaufmann Wolrav deine Hand zum Bunde böteſt."

„Nie, Frau Pathe!" schluchzt Roswitha, „lieber nähm' ich noch den Schleier
Und vertrauerte mein Leben in des Klosters stillem Kreise."

„Wie, mein Kind," versetzt mit Strenge Frau Meinburga, „bist du wirklich
So verblendet, so vermessen, daß du sonder Furcht und Zittern
Wagen möchteſt, ein getheiltes, halbes Herz dem Herrn zu geben?"

Und nun beginnt die gestrenge Frau dem Mädchen, das sie ja liebt wie ihr Kind, ihre Geschichte zu erzählen. Auch sie war einmal jung wie Muhme Traud, aber sie hat auch geliebt. Siebenzehn Jahre war sie alt, als sie eines

Tages Hildrich von Holte erblickte und von ihm ganz eingenommen wurde. Er aber merkte nichts von ihrer stillen Liebe und nahm von ihren Eltern, Geschwistern und ihr selbst Abschied als ein Freund. Das ging dem Fräulein sehr zu Herzen, ein paar Jahre brauchte sie, um dieser thörichten, unerwiederten Liebe Herrin zu werden. Dann aber war sie auch geheilt von aller Erdenliebe und trat freien Herzens ins Kloster, in dem sie nun dreißig Jahre lebt, und:

„Höhern Frieden, höh're Freude, als die Welt mit ihren Wonnen
Jemals geben kann und nehmen, fand ich in dem frommen Dienste. . ."

Seitdem hat sie noch erfahren, wie Hildrich sich mit Luitgarde von Sudbecke vermählt, die ihm drei Knaben und ein Mägdlein gebar. Während er selbst dann einmal mit Barbarossa gezogen war, überfiel gegen alles Recht sein Feind, der Billerbecker, das Schloß, vernichtete und raubte alles; von der Gattin oder den Kindern hat man nie mehr etwas erfahren. Hildrich kam später an die verödete Stätte seines Glückes, zog dann ins heilige Land, und keiner hat mehr von ihm vernommen. Meinburga betet jeden Abend für ihn. Dies alles hat die Pathin ihrem Liebling jetzt erzählt, damit diese sehe:

„Eitel ist der Menschen Sinnen, eitel ist ihr Wunsch und Wille,
Und vergänglicher ihr Streben als des Rauches wehend Wölklein,
Als des Wassers flücht'ge Welle. Geh, Roswitha, meine Worte
Mögen dich in stiller Stunde bald das Rechte finden lassen.
Ob die Muhme dann auch drohet und mit bösen Worten dränget,
Du gehorche nur der hehren, heil'gen Stimme deines Herzens."

Nur ungern nehmen wir aus den so trauten Stätten des alten Münsters und von den Personen, die uns einen Blick in ihr Herz haben thun lassen, Abschied, um uns vom achten Gesang in den „fernen Osten" führen zu lassen. Dieser und die zwei folgenden Gesänge berichten uns nun die Schicksale zweier Christensklaven, eines gebeugten Greises und eines jungen Ritters — Hildrich von Holte und Alhard. Letzterer erzählt noch, wie er auf seiner Pilgerfahrt eines Abends gefangen und als Sklave verkauft wurde. Die Schilderungen wie Erzählungen dieser drei Gesänge sind recht ansprechend. Der elfte Gesang „Aus altem und jungem Herzen" enthält Lieder Hildrichs und Alhards. Zwölfter Gesang: „Die Versuchung." Mechmet Ali redet Alhard zu, seinen Glauben abzuschwören, dann werde er sofort Freiheit und Ehre erlangen, ein Häuflein Soldaten anführen und reich sein. Alhard weist die Versuchung entschieden ab. Die Folge davon ist verdoppelte Härte der Sklaventreiber gegen den Standhaften. Der Gesang ist etwas kurz und als selbständiger Theil nicht genug mit dem Weiterschreiten der Handlung verknüpft, besonders nach dem lyrischen Intermezzo des elften. Besser wohl wäre er in einen der vorigen Gesänge eingeflochten worden.

Im dreizehnten Gesang sind die beiden deutschen Sklaven zuerst unfreiwillige Zeugen einer geheimen Besprechung, worin Hassan Meuchelmördern den Auftrag gibt, zu einer gewissen Stunde und an einem bestimmten Ort über Mechmet herzufallen und ihn zu tödten. Am folgenden Tage, als die

Sklaven wieder in den Gärten des Gebieters sich mühen, kommt dieser, wird freundlich von Hassan empfangen und nähert sich dem Wäldchen, wo der Ueberfall und Mord statthaben soll. Im letzten Augenblick springt Alhard hinzu und verräth ihm das Geheimniß. Hassan und die Mörder werden gefesselt, Alhard und die übrigen Christen für frei erklärt und mit Geschenken entlassen. Auf die Frage Ali's an Alhard, warum er ihn gewarnt, da er doch nur Böses von ihm empfangen, weist Alhard auf das Gebot der Feindesliebe hin.

Und wiederum ist's Johannistag. Roswitha sitzt traurig da und hat aller Sommerherrlichkeit um sie nicht Acht. Der heutige Tag soll entscheiden, ob Wolrav sie heimführe oder nicht. Wie hat die Muhme gedrängt und gedroht! ja die arme Waise muß sogar fürchten, daß auch Vater Lubbert schließlich sein Herz von ihr wende und sie sein stilles Heim verlassen müsse. Sie soll also mit in den Reihen der jungen Mädchen zur Johannisfeier:

„An des Bürgerhauses Halle, wo am reichsten sich die Kränze
Um die hohen Säulen schlingen, will Herr Wolrav Travelmanninc
Deiner harren, daß du freundlich ihm den vollen Becher bietest.
Witha! du, das arme Waislein, das doch wahrlich nichts zu eigen,
Nichts zu hoffen hat auf Erden, hältst dein Schicksal jetzt in Händen."

Schon nahen die Gespielen, schon erklingt ihr Lied in den Straßen — die Stunde drängt; soll sie hinunter und den reichen Kaufmann nehmen „mit halbem Herzen", oder sich der Gefahr aussetzen, selbst von ihren bisherigen Beschützern als heimatloser Findling auf die Straße gesetzt zu werden? ... Mit schmerzensstummer Frage

Hebet sie das schöne blaue, sternengleiche Aug' gen Himmel,
Dessen Perlenglanz der Abend schon mit Gold und Purpur streifet.

Da — aus den Zweigen der Linde klingt es wieder wie ehedem: „Roswitha, liebe Roswitha mein!" Und bald steht Alhard vor ihr in Muschelhut und Mantel.... Statt Roswitha nur eine „Frage" thun zu lassen, hätte die Dichterin vielleicht besser noch im Interesse der Charakteristik wie der Erzählung uns die Jungfrau vorführen sollen, wie sie eine Entscheidung getroffen, und lieber alles als ihre Liebe aufs Spiel gesetzt.... Aber bevor Alhard

die Geliebte noch umfangen,
Läßt ein lauter Aufschrei beide auf den Herrn von Holte schauen.
Bleich, mit hocherhobnen Händen, und entsetzt die starren Augen
Auf Roswitha's Antlitz heftend, hauchet Hildrich kaum vernehmbar:
„Luitgarde! Luitgarde!" Schaut noch einmal schreckverstöret
Auf die Maid und sinkt dann stöhnend ohnmächtig in Alhards Arme.

Der fünfzehnte und letzte Gesang ist überschrieben: „Gottesfriede." Roswitha eilt ins Kloster zur Pathin und erzählt ihr die frohe Kunde, welche diese übrigens schon durch den Bischof weiß. Roswitha schildert die Erkennungsscene. Man hatte den alten Herrn von Holte, der beim unerwarteten Anblick des Mägdleins in Ohnmacht gefallen war, auf Lubberts Lager gebettet.

„Ach, Frau Pathe, daß Ihr gestern Muhme Gertrud doch gesehen!"
Unterbricht sich Witha lachend, „ihres Zornes helles Lodern,
Und ihr sprachloses Entsetzen, als sie, mit dem Travelmanninc
Vom Johannisfeuer kehrend, mich in Alhards Armen schaute!
Wenig fehlte und die Kogel, die bedenklich ruckt' und rutschte,
Wär' vom Haupte ihr gefallen. Doch zum Glück war Vater Lubbert
Schon daheim von seinen Gängen und bedeutete Herrn Wolrav,
Was geschah'n, mit kurzen Worten. Als sie von dem Pilger hörte,
Von dem Kranken, Hilfsbedürft'gen, o da war die wackre Muhme,
Ganz Geschäftigkeit und Eifer, braute Würzewein und raunte
Seltne Sprüchlein, deren Heilkraft sie erprobt bei Blut und Fieber."

Die letzten Zweifel an der Wirklichkeit des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen Hildrich und Roswitha zerstreut das kleine Kreuzchen, welches man bei dem Kinde einst gefunden.... Ein Marienlied führt zur letzten Scene über, einem Festmahl beim Bischof. Im Interesse der Kunst hätten wir gewünscht, daß die erste Scene dieses Gesanges oder vielmehr deren Inhalt uns episch, d. h. als geschehende Geschichte am Schluß des vorletzten Gesanges wäre erzählt worden, und das Festmahl den einheitlichen Gegenstand des letzten gebildet hätte. Im übrigen triumphirt bei diesem Theil wiederum die Kunst der Dichterin über alle Schwierigkeit. Die Aufzählung und Charakterisirung der Theilnehmer, Herren und Damen, ist homerisch; das ganze damalige ritterbürtige Münsterland ist vertreten.

... Scheu nur schleicht am untern Ende, fern den biedern Bankgenossen,
Ruotger, der Billerbecker, dessen Vater frevlen Muthes
Einst der Fehde blut'ge Fackel in den friedumhegten Burgstall
An des Hügels Hang geworfen. Das Gebot des Bischofs einzig
Mochte heut' ihn hierher führen, und vergebens strebt der Junker
Sein verfehmtes Haupt zu bergen in der Gäste buntem Schwarme.

Unter den Damen sitzt Roswitha als die schönste. Bald schaut sie auf den Geliebten,

oder auch mit schnellem Aufblick
Muhme Gertrud heimlich streifend, die in silberstückner Haube
Und in stolzem Ehrenkleide stattlich thront auf hohem Sessel.
Ach, die arme Muhme Gertrud, deren Stimme sonst gewichtig
Wie ihr Schritt im Hause schallet, schaut befangen, fast verzweifelnd
Auf das ungewohnte Treiben, auf die hohen Herrn und Ritter,
Die geschmückten Edeldamen, deren höfisch feine Sitten
Ihr den Athem schier versetzen. Aengstlich rückt sie hin und wieder,
Zupft und zerrt, statt an der Kogel, an den buntgewirkten Bändern,
Heimlich wünschend, glücklich wieder in dem stillen Thorwartstübchen
Ihrer Pracht sich zu entled'gen und den staunenden Gevattern
Mit gelöster Zung' geläufig von der Huld des Landesfürsten,
Von dem Glanz und Glast des Festes und dem unerhörten Glücke
Ihres holden Pflegekindes triumphirend zu berichten.

Als der Festjubel am höchsten gestiegen, erhebt sich Bischof Hermann und redet zuerst Hildrich von Holte an, den er beglückwünscht und dann auffordert:

„Hildrich Holte, was vor Jahren Bernd von Billerbeck verbrochen,
Rächt es nicht an seinem Sohne; denkt, wie huldvoll sich des Himmels
Hoher Herrscher euch erwiesen. . . . Eures einz'gen Kindes wegen
Laßt die alte Feindschaft fahren! Aller Haß und aller Hader
Sei vergeben und vergessen, und im Bann des Gottesfriedens
Reiche Feind dem Feind die Rechte!"

Dann wendet sich der Fürst an seinen Neffen Alhard, dessen Schwert er möcht' „für alle Zeiten an Westfalens Schimmel fesseln":

„Nicht mehr nach den Langenauern, nein, nach deiner neuen Heimat
Sollst du fortan dich benennen: Ritter Alhard, Herr von Münster . . .
Festen Burgsitz dir zu gründen, wie's dem wackren Helden ziemet,
Der als Hauptmann in dem Heere seines Landesfürsten reitet,
Will ich meiner Mitra Perle dir mit allem Zins und Zehnten
Feierlich zu Lehen geben. Auf dem Brockhoff, nach den Mauern
Unsrer vielgeliebten Hauptstadt, soll der Bau mit Saal und Belfried
Noch vor Jahresschluß sich heben . . . um die Hausfrau
Magst du deiner Fahrt Genossen, Hilderich von Holte, fragen." . . .

Die Dichterin sieht dann allmählich den Festglanz erblassen,

weichend dehnen sich die Wände
Und im Nebelrauch zerrinnen die Gestalten jener starken
Stolzen Männer grauer Vorzeit . . . jene schwertgewalt'gen Sippen,
Deren mannhaft markig Wesen, Rittersinn und Rittertugend
Aus dem Wirrsal wilder Zeiten mit verklärtem Glanze leuchtet.

. . . Leise nur und lieblich klingelnd . . . schwebt ein Wiederhall der süßen,
Längst verklungnen alten Lieder durch die nebelduft'ge Bläue:

„Hoch ob der Zeit Gewirr und Dunkel
Steht unverrückt der Morgenstern
Mit himmlisch hehrem Lichtgefunkel —
Das Kreuz, das heil'ge Kreuz des Herrn.

Es strahlt in mildem Hoffnungsglanze
Durch Nacht und Grau'n auch uns von fern,
Umblüht vom Dornen-Rosenkranze —
O Kreuz, o heil'ges Kreuz des Herrn!"

Finis.

Das ist der „Sang aus alter Zeit"!

Werfen wir jetzt einen Rückblick auf das ganze Gedicht, so werden wir in demselben eine höchst erfreuliche Leistung, das Werk einer wahren Künstlerin, anzuerkennen haben. Die Dichterin wagt sich mit Muth und Selbstvertrauen an Aufgaben, die sonst nur Männer als die ihrigen betrachten, und löst sie mit einer Leichtigkeit, die Staunen erregt und es begreiflich finden läßt, daß ein Kritiker der „Blätter für literarische Unterhaltung" in ihr einen Dichter vermuthete, während man doch sonst heute gewohnt ist, selbst hinter männlichen Autornamen Frauen zu suchen. Mit kühnem und festem

Griffel werden Kriegszüge und Schlachten, Volksversammlungen und Festmahle gezeichnet, und, was nach mancher Ansicht noch mehr die männliche Feder verrathen möchte, gerade die Frauencharaktere sind mit wahrer Meisterschaft erfunden und gezeichnet. Wir reden hier weniger von Roswitha, die als Hauptperson bei aller nothwendigen Idealität dennoch individuell gerathen ist und neben der treuen Liebe und echt westfälischen Zähigkeit eine ganz anmuthige Schalkhaftigkeit und echt mädchenhafte Schlauheit aufweist —, als vielmehr von Muhme Traud und der Aebtissin.

Streng und stolz emporgerichtet, sitzt auf hochgelehntem Sessel
Frau Meinburga, die Aebtissin. Forschend ruht der Frommen Auge
Auf dem Angesicht Roswitha's. . . .

Doch diese Strenge schmilzt im Mitleid und in der Erinnerung an alte Zeit; wir sehen in der hohen Dame die Frau mit dem goldenen Herzen, das auch seinerseits dereinst geträumt, ehe es erwachte. . . . Ueber die Muhme kann ja der Leser selbst aus den Proben urtheilen. Sie wird ihm jedenfalls leibhaftig vor Augen stehen. Außer diesen beiden aber führt uns das Gedicht noch einen weitern untergeordneten, aber sehr interessanten Frauencharakter vor, die alte Klostermagd und Pförtnerin Begga.

. . . Langsam rasseln schwere Riegel, ächzend knarrt es in den Angeln,
Und mit mürrischem Gesichte tritt ein grau verwittert Weiblein
Müden Schrittes auf die Schwelle. — Begga ist's, die bleiche Begga,
Jenes Weib aus wildem Norden, das, zu Tode einst getroffen,
Kauert' an der Klosterpforte, und nach langem, schwerem Siechthum
In Marienthales Ringe Sicherheit und Schutz gefunden. . . .
Mild und gütig hieß Frau Meinburg sie des Wächteramtes warten
In dem Kloster an der Ahe. Jahre schwänden so um Jahre,
Und noch immer treu und tüchtig pflegt die Alte an der Pforte
Unverdrossen ihres Dienstes. Scheu und schweigsam, herb und herrisch
Wandelt mählich sich ihr Wesen, hold dem guten Christengotte,
Doch auch hold den hohen Asen, deren Hand in dämmergrauer
Alter Vorzeit ihrer Ahnen stolzes Reich im rauhen Norden
Mit dem Strahlenschilde deckte [1].

Roswitha ist natürlich auch dieser Alten Liebling, und wo Begga von des Mägdleins Leid erfährt, ist sie gleich bei der Hand, den Liebeszauber ihrer Heimat zu seinen Gunsten anzuwenden:

. . . Ich die Fremde, du der Findling, hat das Schicksal uns gesellet
Und zu Rath und That verschwistert. O, ich war nicht immer Waise,
Nicht die arme, bleiche Begga, die ihr kummervolles Dasein
Nur von frommen Gaben fristet! In der Heimat hieß ich Ingborg,
Ingborg Asa, deren Ahnen einst auf stolzen Drachenschiffen
Herrlich fuhren ob dem weißen Wogengischt der Nordlandmeere. . . .

[1] Ob diesem religiösen Zwiespalt im 12. Jahrhundert nicht ein leichter Anachronismus anhaftet?

Doch wie schwer das Joch auch drückte, nie vergaß des theuren Nordlands
Armes Kind der Heimat Klänge, nie der Skalden Sang und Sage,
Nie die Weisheit, welche milde, hoheitsvolle Göttergreise
Längst vergangner Zeit entlehnten. Höre, Witha, und erwäge:
In der Nacht der Sonnenwende kreisen noch geheime Kräfte
In dem Schoß der Mutter Erde. Räthselrunen werden sichtbar,
Die kein Sterblicher ergründet, und die dennoch dem Geweihten,
Wissenden sich hold erschließen. In der Nacht der Sonnenwende
Werd' ich heimlich für dich wachen, in den Wiesen an der Ahe,
Die gefeiten Kräuter finden, deren Neunzahl, dreimal dreie,
Selbst dem schwersten Leid der Liebe Hoffnung bringt und sichre Heilung.

Natürlich will dies die fromme Roswitha nicht, hoffend, daß die Hand des Ewigen gnädig ihr Geschick entscheide. Als sie nun nach der Rückkehr Alhards wieder ins Kloster kommt, ruft sie die Alte, welche von der glücklichen Wendung noch nichts weiß, beim Namen.

Doch die Greisin wendet grämlich sich zur Seite, heiser murmelnd:
„Thöricht Ding, wenn du die Kräfte meines Zaubers nicht gebrochen,
Hätt' ich wohl geheime Mächte, Geister, die dem Blick verborgen,
Dir zu Schutz und Trutz beschworen in der Nacht der Sonnenwende."

Wie ihr nun aber die Jungfrau die frohe Botschaft mittheilt,

„Siehst du," raunt die Alte heimlich, und die hagren Hände schließen
Sich nach altem Heidenbrauche um des Mägdleins schlanke Rechte:
„Daß des Nordens gute Götter mich noch nicht verlassen haben?
Heil'ge Kräuter, dreimal dreie, pflückt' ich in geweihter Stunde
Gestern um die Sonnenwende, die geheimnißvollen Worte,
Spruch und Bann, darüber sprechend, wie's mich einst die Drude lehrte."

Muhme Traud, Meinburga und Begga, drei alte Jungfrauen, aber wie verschieden ihre Geschichte und ihr Charakter: alle drei gut, eine jede in ihrer Art.

Von den Männern ist Lubbert Langen wohl der bestgetroffene; die übrigen, Bischof Hermann, Alhard und Hildrich, sind zu sehr die Helden, als daß der Dichterin Kunst ihnen anderes individuelles Leben hätte andichten können, als es in ihrem Stande, Alter und Leben schon lag.

Die Motive der Geschichte, die Kreuzzugsepisoden, das Wiederfinden des alten Holte, die Befreiung, die Findelgeschichte u. s. w. sind nicht neu; sie sind in hundert Erzählungen verwerthet, allein die Einkleidung der Dichterin hat ihnen doch, so viel es anging, neues Lebes zu verleihen gewußt.

Die Sprache der Dichtung ist eine durchaus künstlerisch durchgebildete, voller Kraft, Wohllaut und malender Klarheit. Zeugen dessen sind hoffentlich all die mitgetheilten Proben. Der Abgang des Reimes wird weitaus ersetzt durch die größere Natürlichkeit und schlagende Kürze, sodann aber auch durch die fast durchgehends auf das allerglücklichste angewendete Alliteration im Einzelvers. Die vierfüßigen Trochäen schreiten bald fest und markig, wie der Marsch eines Heeres, bald wie der eilige leichte Fuß des Mägdleins einher,

klingen bald wie die lustige Plauderrede der Jugend, bald wie der ernste Mahnton des Alters. Härten finden sich kaum, ungewöhnliche Betonung eines Wortes ist selten, prosaische Wendungen oder Anklänge an verbrauchte Phrasen sind nur vereinzelt der Feile entgangen.

Am wenigsten wollen uns die vielen eingestreuten Lieder gefallen. Die Sprache derselben ist fast immer glatt und schön, die Form manchmal sehr kunstvoll, wir würden begreifen, daß man sie wegen dieser Vorzüge besonders lobenswerth fände — und doch, wir können nicht umhin zu gestehen, daß sie uns meistens sehr kalt lassen und daß wir sie lieber gemißt hätten. Daß Alhard sich abends nach der Schlacht von Iconium unter eine Palme setzt und für sich drei Lieder singt: eins auf die ferne Geliebte, eins auf volle Humpen und eins aufs Vaterland, das muthet uns doch etwas sonderbar und störend an. Gerade das Trinklied ist für diese Liedereinschiebungsmode, wie sie in der neuen Epik herrscht, sehr bezeichnend. Sitzt da der Junker mit seiner Laute und singt:

Nun bringet den Humpen, nun füllet den Krug,
Ihr wackeren Schwurgesellen,
Und leeret ihn fröhlich auf einen Zug,
Eh' wieder die Hörner gellen!
Trinkt ehe u. s. w.
Trinkt ehe u. s. w.
Drum füllet den Humpen u. s. w.

Wenn wir ein solches Lied, das sich doch an die Schwurgesellen wendet, im Bivouac von einem Chor gesungen hörten, so würde das einen Sinn haben; allein ein einsam sehnsüchtiger Lautenspieler wird niemals aus innerem Bedürfniß so improvisiren, wenigstens dürfte er es nicht in einem geschlossenen Epos.

Wir halten es in dieser Hinsicht mit Goethe für ein Zeichen des Modernen, daß wir in der Poesie „die Genres zu vermischen geneigt sind, ja daß wir gar nicht mehr im Stande sind, sie von einander zu unterscheiden". Epos und Lyrik liegen doch so auseinander, daß es des ganzen Einflusses der Romantik bedurfte, sie so zu vermengen, wie das heute beliebt wird.

Wir sind der ganz entschiedenen Meinung, daß Lieder, welche nicht aus der Handlung herauswachsen oder die Handlung weitertragen, überhaupt keine Berechtigung im Epos haben. Das Lied im Epos ist der Monolog des Drama's; man beachte z. B. die Charakterschilderung, den innern Kampf in den Liedern Elmars, die epische Spitze in dem Liedercyklus Hildegundens. In einem Gedicht wie „Der Trompeter von Säckingen", das nebenbei sehr stark satirische Zwecke verfolgt, mag man die Liedercyklen unseretwegen als Chor der Komödie betrachten, im übrigen aber festhalten, daß der Trompeter zwar ein sehr kurzweiliges und in seiner Art classisches Buch ist, aber nur in seiner Art, die keineswegs das Ideal der Kunst ist.

Dazu kommt, daß diese Lieder sehr oft durch ihren ganz modernen Ton befremdlich abstechen gegen die auch im sprachlichen Gewande alterthümelnd

gehaltene Erzählung. Schon die Aenderung im Versmaß stört uns persönlich immer, und darum haben wir Weber immer so Recht gegeben, daß er auch in den lyrischen Partien den Trochäus beibehält. Weber hat auf diese Weise gezeigt, wie der Meister trotz des anscheinend so einförmigen Versmaßes dennoch die ganze Tonscala der Gefühle in demselben wiedergeben kann. Oder ist etwa bei den Liedern Elmars oder Hildegundens etwas von Eintönigkeit zu spüren? Daß die Dichterin ihr Versmaß beherrscht, sie also ebenfalls mit Leichtigkeit ihre Lieder in diesem Versmaß schreiben könnte, wurde schon bemerkt und hat sie selbst in diesem Gedichte mehr als einmal bewiesen. Mehr aber als das Vermaß fällt der moderne Ton ins Gewicht, der, wie gesagt, durchgehends in diesen Liedern herrscht. So sangen Ritter des zwölften Jahrhunderts nicht:

Ich träume, auf schäumendem Wüstenroß
Zu fliegen auf steinigen Pfaden u. s. w.

oder:

Ich hadere nicht mit des Geschickes Tücke u. s. w.

Selbst das Kreuzlied, dessen einzelne Strophen bedeutungsvoll durch das ganze Gedicht durchklingen, gleichsam seine Seele sind, ist viel zu modern. Der Vergleich mit irgend einem Liede jener Zeit wird den Unterschied zeigen.

Fragen wir uns zum Schluß, wie das Gedicht zu seiner Ankündigung sich verhält, so müssen wir leider gestehen, daß von vielen der angesagten Dinge nur wenig eigentlich episch zur Sprache kommt. Alles wird ja einmal berührt und ist mehr oder minder eng mit der Hauptsache verknüpft; diese Hauptsache ist und bleibt aber:

Junger Herzen Leid und Freude
Und der Lohn erprobter Liebe.

Wir glauben, das Gedicht wäre einheitlicher geworden, wenn diese Hauptsache gleich von Anfang an als solche wäre behandelt worden, während sie jetzt zum Beginn von dem Kreuzzug förmlich erdrückt wird. Der zweite, dritte und vierte Gesang gehört nur durch beiläufige Erwähnung Alhards zur Haupthandlung; was Alhard aber in diesen Gesängen thut, hat mit seiner Liebe und deren Geschick nichts oder kaum etwas zu schaffen. Diese drei Gesänge hätten in einen einzigen verschmolzen werden sollen, und zwar hätte Alhard der Held dieses Gesanges sein müssen: etwa die Scene, wo die vier westfälischen Pilger vor Jerusalem Abendrast halten, Alhard sich entfernt und gefangen wird. Die Geschichte des Kreuzzuges hätte uns in einem Gespräch der Freunde mitgetheilt werden können. Aber die Lücke in der Zeit zwischen der Kreuzpredigt in Münster und der Gefangennahme Alhards? Diese auszufüllen, hätten wir als zweiten Gesang Roswitha's Geschichte eingeschoben, die ersten Werbungen Travelmannincs, Nachrichten über den Kreuzzug, etwa auch noch, anschließend an Lubberts Furcht vor dem Tecklenburger, ein Ueberfall Münsters, bei dem auch Roswitha betheiligt wäre. Der dritte Gesang: Heimkehr Bischof Hermanns, Roswitha's Trauer, erneute Versuche Travelmannincs u. s. w. Die fünfzehn Gesänge könnten gut auf neun oder höchstens zwölf beschränkt werden,

wodurch Einheit und epische Kraft jedenfalls mehr zum Ausdruck gelangen würden. Die etwas verfehlte Anlage des Ganzen kommt, unserer Ansicht nach, bereits im Titel des Buches zum Ausdruck, der sich mit der poetischen Aufgabe nicht deckt. Das Culturbild als solches kann nicht erster und unmittelbarer Zweck eines erzählenden Gedichtes sein, das sich seiner Natur nach mit einer bestimmten Persönlichkeit und Handlung zu beschäftigen hat. Daß als mittelbare Folge sich aus der Darstellung und Entwicklung des Helden und seiner That auch ein Bild seiner Zeit abrollt, ist ja sehr lobenswerth und natürlich; nur ist dieses Bild ebensosehr künstlerisches Hilfsmittel und Beiwerk, wie der Hintergrund in einem geschichtlichen Gemälde.

Warum wir auf die Eintheilung und den Plan dieses Gedichtes so genau eingehen? Weil in unserer — leider nur zu rasch anschwellenden — katholischen Belletristik in gebundener wie ungebundener Rede gegen die Regeln des ästhetischen Aufbaues noch mehr als gegen diejenigen des künstlerischen Ausbaues gesündigt wird; das Genie, wie Weber in „Dreizehnlinden", mag ja seinen Weg von selbst finden. Im allgemeinen jedoch kann selbst den besseren unserer heutigen Schriftsteller ein gründliches Studium der guten Muster und der alten Regeln nicht oft und nachdrücklich genug ans Herz gelegt werden. Nichts aber ist geeigneter, dieses Studium zu unterstützen, als selbst so anerkannt tüchtige Dichtungen, wie es die vorliegende von A. Jüngst und die nächstens zu besprechende von H. Laven sind, unter die kritische — wir sagen nicht Lupe, sondern einfach Brille zu nehmen und zu zeigen, wie das, was solchen Werken an der Vollkommenheit abgeht, meistens in der mangelhaften Anlage begründet ist. Mit bloßem Lob und einfacher Anpreisung solcher Werke wäre vielleicht dem Buchhändler, nicht aber dem Dichter und dem Leser gedient. Sollen wir in der Ueberfülle des Mittelmäßigen nicht ersticken, sollen wir den unberufenen Dilettanten nach der Wahrheit und zum allgemeinen Nutzen ihr Urtheil sprechen, so dürfen wir vor allem den anerkannten Namen gegenüber nicht mit unseren Bedenken, die ja im übrigen nur das werth sind, was sie beweisen, zimperlich zurückhalten. Wenn man sich heutzutage über die Stumpfheit und Gleichgiltigkeit des katholischen Publikums so oft beklagt, so darf nicht übersehen werden, daß einen Theil der Schuld auch die katholischen Autoren und die katholische Kritik tragen.

Es wäre ja ungerecht, läugnen zu wollen, daß bei vielen Katholiken leider die Tyrannin Mode auch in literarischen Dingen das entscheidende Wort spricht; daß man glaubt, zu einem rechten Salon gehöre nicht bloß das Makart-Bouquet auf dem Trumeau oder Flügel, sondern auch der neueste Ebers, Dahn, Baumbach u. s. w. auf dem Büchertisch; in einer Gesellschaft „comme il faut" müsse man sich seines Daseins schämen, wenn man nicht Rede stehen kann darüber, was einem im letzten Zola oder Ibsen oder Lindau am besten gefallen habe. Man braucht ja bloß einen katholischen Buchhändler zu fragen, um zu erfahren, daß die Durchschnittskäufer der Nipptisch-Literatur einfach dem Geschäftsmann die Wahl des Autors überlassen und ihm als einzige Norm das entscheidende Wort sagen: „Sie wissen ja, was augenblicklich am meisten gefragt wird." Noch einmal: wir kennen diese Schwäche des katho-

lischen Publikums — und möchten ihr eben abhelfen, indem wir nach den Ursachen des Uebels suchen. Als eine solcher Ursachen erscheint es uns denn, daß die Durchschnittsproduction katholischerseits nicht auf jener Höhe der Bildung und des Interesses steht, wie es erwartet wird und bis zu einem gewissen Grad erwartet werden muß. Gewiß wird ein wahrhaft katholischer Schriftsteller sich und sein Werk nie schänden durch Kunstmittel, wie sie so oft angewendet werden, um durch sinnliche Reizmittel Phantasie und Gefühl anzuregen und dadurch Interesse zu wecken. Aber zwischen unmoralisch-pikant und moralisirend-langweilig, zwischen realistisch-unsittlich und theewässerig-fade, zwischen materialistisch-pessimistischer Lebensauffassung und idyllischem Gesäusel liegt die ganze Abstufung gesunder Kunstarten, die auch dem Katholiken als Künstler und Leser nicht versagt sein sollen.

Nun ist aber nicht zu läugnen, daß sowohl in technischer Beziehung, d. h. in der Kunst, den Leser zu fesseln, als auch in stofflicher Hinsicht, d. h. in den psychologischen oder künstlerischen Problemen, unsere katholischen Autoren vielfach gegen die besseren auf der andern Seite zurückstehen. Und ist man ferner nicht oft zum Verdachte versucht, es habe sich in belletristischer Beziehung in vielen katholischen Kreisen die Meinung (oft freilich unausgesprochene Meinung) festgesetzt, es brauche nur etwas von katholischer Seite zu kommen, um für Katholiken empfehlenswerth und — gut genug zu sein? Wollen wir denn auch bei uns jenem Hohn echter Kritik die Thüre öffnen, welcher liberalerseits so viel Unwesen treibt und bei welchem „Gesinnungstüchtigkeit" alles übrige aufwiegt? Wir wollen diesen Gedanken nicht weiter ausführen, wir möchten sonst unliebsame Worte sagen, und so sehr uns auch der Zweck, d. h. Besserung der unheimlich sich mehrenden Durchschnittsproduction, am Herzen liegt, die Liebe möchten wir nicht verletzen.

Diesem Uebel abzuhelfen ist an erster Stelle Sache der literarischen Kritik. In der That, die Kritik der Tagesblätter, nicht weniger als die der Fachzeitschriften, kann durch systematisches Vorgehen, durch wirklich sachgemäße, von den Personen absehende, nur die Sache verständnißvoll berücksichtigende, die ewigen Superlative und Phrasen abwerfende Besprechung der neuen Werke hier das meiste thun. Und so haben auch wir bei Musterung des letzten Weihnachtsmarktes wieder den festen Entschluß gefaßt, für unser Theil an dieser Wandlung zum Bessern zu arbeiten, soviel in unseren Kräften steht.

Man wird ja sagen: warum der Zeit die Säuberung des Weizens von der Spreu nicht überlassen? weshalb der Mittelmäßigkeit und der Stümperei nicht einfaches Schweigen gegenüberstellen? Weil damit allein der guten Sache nicht gedient ist. Jeder „Schriftsteller" hat Freunde und Lobredner, ja die Unbedeutendsten machen oft am meisten von sich reden (wir haben ja der Beispiele auf der andern Seite mehr wie genug); wir könnten auch katholischerseits sogen. Waschzettel anführen, die an Phrasen das Menschenmögliche leisten; und so verderben solche Dilettanten doch immer den ernsten Arbeitern und Künstlern den Markt und unerfahrenen Lesern den Geschmack; während F. W. Grimme sieben Jahre auf eine zweite Auflage warten mußte, hatte

dieser und jener, der Grimme nicht bis an die Kniee reicht, seine wiederholten Ausgaben. Ein gewisses Publikum kauft alles, was ihm als gut von Hans oder Peter empfohlen wird; wenn noch gar irgend eine Zeitung in die Trompete gestoßen hat, fallen erst recht Jericho's letzte Mauern des Bedenkens, und der große Josua zieht ein mit fliegenden Fahnen als der „bekannte und berühmte Dichter oder Erzähler", der u. s. w., dessen u. s. w., dem u. s. w., den u. s. w. Gebildetere Leser lassen sich durch solche Anpreisungen wohl ein- oder zweimal fangen, dann aber begegnen sie allen Kritiken mit Mißtrauen und kaufen gar nichts mehr.

Eine gewisse Schonung und nachsichtige Anerkennung war ja gewiß am Platze, solange die katholische Belletristik in den Kinderjahren stand. Diese Tage sind aber jetzt doch vorüber. Es bedarf heute nicht mehr der Aufmunterung zum Schreiben, sondern im Gegentheil eines recht energischen „Halt!" für das unheimlich zunehmende Mittelmaß, womit besonders Frauen uns überhäufen. Zudem ist bei dem heutigen Schaffen eine so sichtbare Hast, als gälte es ein sinkendes Schiff zu kalfatern. Vom Werktisch noch mit Hobelspänen und Nothnähten versehen, werden die Werke vor das Publikum gebracht, Stoffe, die ein Leben zur Ausbildung erforderten, rasch übers Knie gebrochen, jährlich eine lyrische Sammlung veröffentlicht, wo dann wirklich nur das Tausendste erlebt sein kann u. s. w. u. s. w. Dilettantenreichthum — —

Angesichts solcher Erscheinungen legen wir uns denn ernstlich die Frage vor, was bei einer Kritik den Vortritt hat: die Rücksicht auf den einen Autor oder auf das ganze Publikum, das eine Buch oder die ganze Sache? So gestellt, ist die Frage selbst schon eine Behauptung. Bisweilen kommt uns der Gedanke, ob es nicht einfacher und klarer wäre, wenn der Kritiker (wir setzen natürlich voraus, was immer und überall der Fall sein sollte, daß dieser Kritiker von der Sache etwas versteht und zwar mehr als das Publikum, das er belehren will) einfach hinter den Titel des neuen, ihm nach guter deutscher Buchhändlersitte ungebunden zugeschickten Recensionsexemplares setzen wollte, ob und wie er das Buch sich binden läßt. Bei wie manchen gepriesenen, wenigstens mit einem Compliment begrüßten Büchern würde stehen: bleibt broschirt, wird gelegentlich verschenkt, aufs Gewicht verkauft; bei wie wenigen: lasse ich mir solid binden, um es öfter nachzuschlagen! Und doch, was man selbst nicht kaufen würde, wenn man es könnte, wie darf man es anderen zum Kaufe anrathen? Eine andere deutliche Art wäre: „Dies Buch habe ich ganz gelesen und zwar mit Genuß; es verlohnt der Zeit, die man darauf verwendet, und verdient zweimal gelesen zu werden." Mit solchen kurzen Urtheilen wäre freilich dem kaufenden Publikum geholfen, aber die Kritik soll doch mehr thun, wenn sie nicht zum Büchermakler werden will; sie hat die Fahne der Schönheit hochzuhalten, Künstler wie Publikum um sich zu scharen und zu führen. Die Kritik hat zum Beruf vor allem eine erzieherische Thätigkeit, indem sie das ästhetische Gewissen der Schaffenden wie Genießenden weckt, aufklärt oder, wo es falsch ist, berichtigt. Dazu sind nicht immer lange ästhetische Abhandlungen vonnöthen — die doch nicht gelesen werden, sondern Beleuchtung einzelner Vorzüge und Fehler durch die Regeln der Kunst. Das

Publikum soll durch die Kritik lernen, sich selbst Rechenschaft zu geben über seinen Genuß und sein Unbehagen; der Schriftsteller, der oft nur mit einem künstlerischen Instinct an die Arbeit geht, soll von ihr lernen, mit Bewußtsein und Ueberlegung zu arbeiten.

Unserer langen Rede kurzer Sinn aber ist der: Es ist Zeit, daß, nachdem auf dem Gebiete der katholischen Literatur eine so unverhofft schöne Wiedergeburt sich ereignet, nachdem wir epische wie lyrische wie dramatische Gedichte, Romane und Novellen Jahr um Jahr an Zahl wachsen sehen, — auch endlich die katholische Kritik sich je mehr und mehr auf sich selbst, ihren Beruf und ihre Pflicht besinne. Die Kritik soll kein Monopol sein; es kann und muß den Einzelnen nur heben, wenn er sich mit anderen einig fühlt; im einzelnen wird ja jeder sich täuschen können und wirklich täuschen, aber im Durchschnitt soll er sich des Bewußtseins freuen, daß alle seine Leidensgenossen in dem unangenehmen, unproductiven Geschäft des Beurtheilens fremder Arbeiten auf seinem Standpunkt stehen und daß mit vereinten Kräften an der Bildung des kritischen Gewissens der Autoren und des Publikums gearbeitet wird. Damit hat die Gehässigkeit ein Ende, womit auf diesen oder jenen Recensenten gewiesen wird, damit auch die geläufige Appellation der Stümper von einem Blatt an das andere; damit endlich wird die Kritik, was sie sein soll: ein Wegweiser durch das Gewirr der neuen Literatur. Was wir Katholiken bereits an wissenschaftlicher Kritik besitzen, ist alles Lobes und jeglicher Anerkennung werth. Warum haben wir Aehnliches nicht in literarischer Beziehung? Wäre es etwa, weil hier zu viel Unberufene sich eindrängen, Gelegenheitsempfehler ohne nöthige Bildung des Geschmacks, weil man der Meinung huldigt, über Literatur und Kunst könne ein jeder von Haus aus mitreden, man brauche ja nur zu sagen, ob einem etwas gefällt oder nicht? Wirklich tüchtige literarische Kritik will auch nicht so nebenbei betrieben werden; sie verlangt neben der nöthigen Kenntniß auch Zeit und Muße, damit das Kunstwerk auf den Beurtheiler wirken könne; sie verlangt vor allem die klare Idee von der Verantwortlichkeit und Wichtigkeit ihres Thuns, darum eine gewisse freundliche Besonnenheit und Stetigkeit, die nicht bloß hie und da ein Buch herausgreift und empfiehlt, wie es sich eben gibt, sondern möglichst alles, was ihr zukommt, nach Gebühr berücksichtigt, also nicht etwa in einer Weihnachtsrundschau ihr letztes Wort gesagt zu haben glaubt.

Für die wissenschaftlichen Besprechungen werden Fachmänner gewählt. Es wird keinem Philologen einfallen, über chemische Literatur zu berichten. Wo aber sind die literarischen Kritiker von Beruf, oder vielmehr wie viele besitzen wir deren? Die Verdienste unserer katholischen Literaturblätter erkennen wir vollauf an; aber wie viele Tagesblätter sind in der Lage, sich einen Fachkritiker für die laufende Rubrik „Belletristisches" zu halten und so zu honoriren, daß der Kritiker im Stande ist, seine Zeit und Kraft den Recensionen zu widmen, so daß er sie eventuell mit vollem Namen zeichnen wollte? Und doch sind es gerade die Tagesblätter, welche die eigentliche kritische Münze unter das Volk bringen. Daß es in dieser Beziehung mit vielen liberalen Tagesblättern durchaus nicht besser bestellt ist als bei uns, ist ja klar. Zudem

kommt auf jener Seite die Parteifrage sehr stark zum Austrag in der Kritik; jede „Schule" hat ihre Kritiker. Aber es sind doch Leute da, deren „Handwerk" die Kritik ist, die als Fachleute sprechen und aus deren Referaten ein individueller Geist, wenn auch vom Parteistandpunkte, spricht. Ein eigentliches Fachorgan für belletristische Nova haben wir Katholiken Deutschlands nicht; es ist das auch vorderhand noch kein Bedürfniß. Was aber möglich und sehr nöthig wäre, dürfte eine größere Concentration der Kräfte auf diesem Gebiete sein. Brächten die zahlreichen Provinzialblätter statt ihrer eigenen, meist dem Zufall überlassenen literarischen Notizen irgend ein auf gemeinsame Kosten hergestelltes literarisch-kritisches Beiblatt, etwa nach Art des Crefelder „Büchermarkt", so könnten wirkliche Fachkräfte gewonnen werden, die im Hinblick auf den großen Wirkungskreis mit Freuden an ihre Arbeit gehen würden. Behagt das Beiblatt nicht, warum dann nicht eine „kritische Correspondenz", wie man ja schon politische und feuilletonistische Correspondenzen hat? Doch genug und übergenug für heute!

Die Dichterin des „Unter'm Krummstab" möge uns verzeihen, daß wir diese Abschweifung gerade bei Gelegenheit ihres Buches machen. Wir hielten gerade *dieses* Buch und *ihren* Namen für die geeignetsten, eine solche ertragen zu können, weil sie nicht zu den gemeinten Mittelmäßigkeiten oder den von der Kritik zu sehr überschätzten Autoren gehört. „Unter'm Krummstab" ist trotz aller technischen Ausstellungen, die wir ehrlich gemacht, eine sehr erfreuliche, lesens- und kaufenswerthe dichterische Gabe, die wir jedenfalls hätten binden und in unsere Handbibliothek stellen lassen, wenn nicht die Dichterin selbst uns ein gebundenes Exemplar verehrt hätte. Der Originaleinband ist wie die ganze Ausstattung sehr geschmackvoll, nur das Weihrauchfaß hat keinen rechten Sinn, und die Figur im Krummstab bietet, vom Schwert abgesehen, eher den Typus eines Christus, als den eines St. Paulus.

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

1. **Pflichten und Aufgaben der Arbeitgeber in der Arbeiterfrage.** Zugleich als Antwort auf die verwandten Schriften der Herren Oechelhäuser und Roesicke. Von **Franz Hitze**, General-Secretär des „Arbeiterwohl", Mitglied des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses. 90 S. 8°. Köln, Bachem, 1888. Preis: *M.* 1.50.

2. **Catéchisme du Patron**, élaboré avec le concours d'un grand nombre de théologiens, édité par **Léon Harmel.** XXV et 209 p. 16°. Paris, aux bureaux du Journal La Corporation, 1889.

1. So wie der Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde mit Namen „Arbeiterwohl" einen höchst segensreichen Einfluß auf die socialen Verhältnisse unserer Zeit ausgeübt hat und ausübt, so hat auch die gleichnamige Zeitschrift, das Organ jenes Verbandes, zur Anregung und Klärung mancher die sociale Frage berührender Punkte und zur Förderung des materiellen und sittlichen Wohles der arbeitenden Klasse seinen Theil beigetragen. In vorliegender Broschüre stellt der verdienstvolle Generalsecretär, Herr Hitze, in einem Ueberblick dasjenige zusammen, was durch mehrere Jahre hindurch an diesbezüglichen Anregungen und Vorschlägen zerstreut in der genannten Zeitschrift niedergelegt ward. Ein erhöhtes Interesse gewinnt diese zuerst in den letzten Heften des „Arbeiterwohl" veröffentlichte, nun als ein Separatabdruck herausgegebene Zusammenstellung dadurch, daß auch die Veröffentlichungen Oechelhäusers und Roesicke's zur Besprechung herangezogen werden. Es ist ohne Zweifel sehr erfreulich, daß die Bestrebungen von Männern einer sonst den Katholiken so heterogenen Richtung, wie die beiden genannten, in so manchen Punkten sich decken mit dem, was die katholischen Arbeiterfreunde stets als ihr Ziel und ihre Arbeit ansahen, und daß jene Männer, ungeachtet des Gegensatzes, in den sie zu ihren Parteigenossen treten, diejenigen Forderungen und Vorschläge offen vorlegen, welche sie zur Hebung des Arbeiterstandes für nothwendig oder ersprießlich erachten. Wenn auch in den Einzelvorschlägen und deren rechtlicher Begründung nicht alles unbestritten, noch annehmbar ist, so stehen wir nicht an, zuzugeben, daß manches ohne weiteres als annehmbar gelten muß, anderes als der Ueberlegung werth sich darstellt und zur Ueberlegung anspornt.

In der uns beschäftigenden Broschüre hebt Hitze eine Reihe von Punkten hervor, in denen sich der Arbeiterschutz und die Arbeiterversicherung bethätigen müsse; er durchgeht bei denselben, unter steter Berücksichtigung der Aeußerungen und Vorschläge der Herren Oechelhäuser und Roesicke, namentlich die Betheiligung, welche den Arbeitgebern in all diesen Beziehungen zufallen soll. Der Schutz bezieht sich auf die dem Arbeiter von Natur aus innewohnenden und die ihm von Gott gegebenen Rechte, so zwar, daß diese Rechte wirksam geschützt werden und nicht zum bloßen Schein herabsinken; die Versicherung betrifft die verschiedenen Nothlagen, welche dem Arbeiter und dessen Familie gerade wegen seines Lebensstandes bedrohlich werden können, auf daß denselben vorgebeugt oder wenigstens Milderung zutheil werde.

Wir können bei einer kurzen Besprechung unmöglich all die einzelnen Punkte durchgehen, oder auch nur streifen. Aber einige leitende Gedanken heben wir hervor, welche wir für beachtenswerth in der ganzen socialen Frage halten; auch in der vorliegenden Broschüre werden sie theils förmlich ausgedrückt, theils, wie es scheint, unterstellt.

Der oben bezeichnete Schutz der Arbeiter muß unbedingt die erste Stelle einnehmen, und über die gesetzliche Regelung hinaus muß den Arbeitgebern selbst ihre diesbezügliche Pflicht eine Herzensangelegenheit sein. Damit soll nicht gesagt werden, daß die öffentliche Gewalt diese Frage der Privatthätigkeit ganz zu überweisen habe; nein, der Rechtsschutz ist ja die vornehmste Pflicht der öffentlichen Gewalt, und weil, zumal bei den heutigen Verhältnissen, der Schutz der Arbeiter unwirksam bleibt, wenn dieser Schutz nicht durch Gesetze und zwar vom Papier in die That überführte Gesetze eine faßbarere Gestalt annimmt, so ist es durchaus Aufgabe und Pflicht der öffentlichen Autorität, ihre Thätigkeit zu Gunsten der arbeitenden Klasse gerade auf diesem Gebiete zu zeigen, darüber wirksam zu wachen, daß die Arbeiter von den Arbeitgebern in dieser Richtung nicht vergewaltigt werden. In dieses Gebiet fällt: nachdrücklicher Schutz nicht nur gegen die Gefährdung von Leben und Gesundheit der Arbeiter, sondern auch nicht minder gegen die Gefährdung der Sittlichkeit, wirksamer Schutz für die Sonn- und Festtagsruhe, wirksamer Schutz gegen die überhandnehmende Frauen- und Kinderarbeit. Diese Forderungen standen schon lange auf dem Programme der arbeiterfreundlichen Parteien. Wo diese elementarsten Forderungen ungehört verhallen, da ist das Wohlwollen gegen die gedrückte Klasse nur ein leeres Wort; wo diese Forderungen in den Reihen der Arbeitgeber Widerstand finden, da erstickt der Eigennutz das Rechts- und Pflichtgefühl des christlichen, ja des rein menschlichen Gewissens.

Nach dem in erster Linie stehenden nothwendigsten Rechtsschutz kommt in zweiter Linie die mögliche Sicherstellung der arbeitenden Klasse gegen künftige Nothlagen. Da diese nicht nur in der Möglichkeit liegen, und nicht nur nach allgemein menschlichem Schicksal einzelne sporadisch davon betroffen werden, da vielmehr mit der heutigen Gesammtlage der Industrie und Arbeit solche Nothlagen wiederholt ein Gemeinübel werden: so ist es freilich Aufgabe der öffentlichen Gewalt, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um

solchem Uebel zu steuern oder doch den Druck zu mildern. Daß auf dieses Ziel hin die Thätigkeit mancher gesetzgebenden Factoren nicht ohne Erfolg gerichtet gewesen ist und noch gerichtet bleibt, ist anzuerkennen. Ob aber hier nicht schon längst zu ausgiebig von einem unmittelbaren Eingreifen des Staates in private Angelegenheiten Gebrauch gemacht ist, wagen wir nicht zu verneinen. Unseres Erachtens hätte die Staatsgewalt ihren diesfallsigen Einfluß und Eingriff auf einen mittelbaren oder auf indirecten zu beschränken, so lange dieser ausreicht. Die Versicherung der Arbeiter, wenigstens der Versicherungszwang, bringt Belastung der Arbeiter, Beschränkung der Arbeiter mit sich. Die Belastung und Beschränkung kann nun sehr wohl von den im Arbeitervertrag auftretenden Contrahenten geschehen, und die staatliche Gewalt kann eine solche Vertragsform zur Vorschrift machen unter der Drohung, widrigenfalls den ganzen Betrieb zu verbieten; oder er kann einen moralischen Druck ausüben zur Verwirklichung der verschiedenen Versicherungen: dann ruht eben noch die ganze Sache in den Händen der natürlich Betheiligten und unmittelbar in ihren Händen allein; sie wird Anlaß und Sporn zur organischen Verbindung der Arbeiter unter sich oder auch der Arbeiter und Arbeitgeber, gegenüber der leider zu großen Atomisirung der menschlichen Gesellschaft und der Absperrung der Klassen. Aber unmittelbar die Versicherungen der verschiedensten Art zu übernehmen, zu leiten und auszuführen, dazu wird für den Staat kaum je die Noth vorliegen und darum auch die Berechtigung fehlen. Zu unserer Befriedigung glauben wir bemerken zu können, daß auch die vorliegende Broschüre in der Arbeiterversicherungsfrage wenigstens die Hauptsache den Arbeitgebern und Arbeitern zugewiesen wissen will [1].

Auch der Sparzwang ist eine Art Versicherungszwang. Den Sparzwang empfiehlt die Broschüre immer nur in beschränkter Weise. Für die noch unter der väterlichen Gewalt stehenden jugendlichen Arbeiter ist er vollauf berechtigt und auch durchgängig eine Wohlthat. Für den selbständigen Arbeiter ist sowohl vom Standpunkte des Rechts, als auch davon abgesehen, vom Standpunkte der praktischen Klugheit allein, eine moralische Beeinflussung vorzuziehen, welche dem Arbeiter das Sparen praktisch leicht und angenehm macht und ihn zum selbsteigenen Entschluß bringt, derartigen Anstalten beizutreten. Herr Hitze beleuchtet diese Frage durch Hinweis auf die Einrichtungen des Brandtsschen Fabrikbetriebes, mit dem er persönlich aufs genaueste bekannt ist. Gewiß können die dortigen Einrichtungen nicht nur behufs der Sparkassen, sondern in mancher andern Hinsicht als Musteranstalten angesehen werden, welche beweisen, daß es bei gutem Willen der Arbeitgeber und der Arbeiter nicht gar so schwer ist, zur beiderseitigen Befriedigung eine ausgedehnte Industrie zu führen.

Doch wir verlieren uns schon fast in Einzelheiten. Das eine können wir auch hier zum Schluß uns nicht verhehlen: ohne die wirksame Sorge für

---

[1] Die unterdessen im Deutschen Reichstag erfolgte Abstimmung über die Altersversicherung hat gezeigt, daß die überwältigende Mehrheit des Centrums denselben Ideen huldigt und eine Verstaatlichung der Arbeiterversicherung als einen Rechtsübergriff des Staates verurtheilt.

einen guten christlichen Geist bei Arbeitgebern sowohl als bei den Arbeitern helfen alle sonstigen Bestrebungen nichts. Keine Versicherungskassen und keine Sparanstalten, keine Lohnerhöhung, keine Verkürzung der Arbeitszeit, keine luftigen und auf den Gesundheitsschutz wie zugeschnittenen Fabrikräume, noch auch Erholungs- und Vergnügungsanstalten werden den Arbeiterstand heben und die Industriebesitzer vor dem immer drohender werdenden Umsturz schützen: wenn nicht zu alledem und vor alledem die Religion, Christus mit seinen Wahrheiten und seinen Vorschriften die Giftpflanze des Eigennutzes und der Genußsucht aus den Herzen von Hoch und Niedrig reißt, wenn nicht seine göttliche Lehre die Herzen der Arbeiter und Arbeitgeber zusammenbringt.

2. Unter dieser Rücksicht einer christlichen Wiedererneuerung der Gesellschaft, speciell der Arbeiterverhältnisse, behandelt das an zweiter Stelle genannte Büchlein den brennendsten Punkt der socialen Frage, die Verbesserung des Arbeiterstandes. In katholischen Kreisen braucht nur der Name des Verfassers genannt zu werden, und man weiß sofort, daß man in Leo Harmel einen Mann vor sich hat, der aus wahrhaft religiöser Ueberzeugung ein warmes Herz für die Arbeiter besitzt und in dem sich die Idee eines wahrhaft katholischen Arbeitgebers verkörpert findet. Unter dem bescheidenen Titel und der bescheidenen Form eines Katechismus behandelt er die Aufgaben des Arbeitgebers, und das mit einer Schärfe und Klarheit und Vollständigkeit, wie man dieselben anderswo schwerlich zusammengestellt findet.

Den Schwerpunkt einer wahrhaft gedeihlichen Arbeiterordnung legt der Verfasser in das väterliche Verhältniß des Arbeitgebers zum Arbeiter. Er zeichnet und begründet eingehend die Pflicht des erstern, für das leibliche und geistige Wohl der in Arbeit genommenen und ihm so unterstellten Arbeiter Sorge zu tragen; er nimmt es in der That nicht leicht mit dieser Pflicht, und redet sehr ernst denen ins Gewissen, welche mit höherer Stellung und höheren Rechten auch eine höhere Verantwortung vor der menschlichen Gesellschaft, vor der Kirche und vor Gott überkommen haben. Darum ist dem Verfasser auch der Arbeitgeber mit seinen Arbeitern „die Arbeiterfamilie"; in diesem Sinne handelt er in drei Theilen: 1) von der Bildung und Ausgestaltung der Arbeiterfamilie, 2) von den Pflichten des Arbeitgebers, 3) von den ins Werk zu setzenden Mitteln. Wenn auch nicht alles unterschiedslos auf die deutschen Verhältnisse paßt, so darf dies kein Anlaß werden, die Bedeutung des Büchleins zu unterschätzen. Daß die leitenden Ideen und die ausgesprochenen Grundsätze das Richtige getroffen haben und von allgemeiner Tragweite sind, dafür bürgen die vielen kirchlicherseits an den Verfasser ergangenen Empfehlungen seiner Schrift. Selbst dem päpstlichen Censuramte wurde sie unterbreitet und von demselben gebilligt. Für die Correctheit der Lehre hat daher der Leser volle Garantie.

Bezüglich des Inhaltes können wir nur einzelne Punkte namhaft machen. All die Versicherungsarten und Versicherungsgesellschaften, welche in vielen Ländern gesetzlich angeordnet und geregelt sind, überweist der Verfasser (Frage 79 u. 192) der Thätigkeit des Arbeitgebers und der Vereinigung der Arbeiter; die staatliche Autorität läßt er insoweit daran theilnehmen, als dieselbe der-

artigen Verbänden Corporationsrechte geben sollte. Das unmittelbare Eingreifen des Staates in die Arbeiterfrage ist ihm überhaupt nicht das Normale: Einigung der Arbeiter unter sich und mit den Arbeitgebern unter möglichst großer Selbstverwaltung ist ihm die natürlichste Entwicklung und Eingliederung des ganzen Standes in den Staatskörper und die große menschliche Gesellschaft.

Die Grundlage, auf welcher sich die organische Entwicklung und Verbindung von Arbeiter und Arbeitgeber vollzieht, muß, wie der Verfasser an mehreren Stellen, besonders Fr. 160, hervorhebt, eine religiöse sein. Zwar bespricht er in eigenen Kapiteln die Einrichtungen, welche der Arbeitgeber zu treffen habe bezüglich der religiösen Pflege der ihm unterstellten Arbeiter und der Ueberwachung der Sittlichkeit; allein selbst bei den Einrichtungen und Verbänden, welche sich das zeitliche Wohl zum Ziel setzen, hebt der Verfasser nicht mit Unrecht die Nothwendigkeit einer religiösen Grundlage hervor. „Die Liebe, welche die Menschen mit Gott verbindet," heißt es a. a. O., „ist allein im Stande, die Menschen wahrhaft unter sich zu verbinden. Arbeit und Handwerk bringen ihre Kräfte gegenseitig nahe, aber nicht ihre Herzen; vielmehr trennt sie das Interesse, wenn die christliche Liebe nicht vermittelt. Unterschied der Stellung und des Ranges, professioneller Eigennutz und Concurrenz vollenden nur zu rasch die Trennung. Darum ist es schwer, um nicht zu sagen unmöglich, die Vereinigungen aufrecht zu halten, welche nicht rechtlich und thatsächlich katholisch sind. Die Vereinigungen, in denen Gott nicht seinen Platz hat, wenden sich instinctmäßig gegen ihn und verfehlen vollständig den Zweck, welchen die Fabrikordnung sich setzen muß."

Nach Durchlesung des Büchleins steigt dem Leser unwillkürlich der Gedanke auf: Gebt uns eine Anzahl Arbeitgeber, wie Leo Harmel dieselben zeichnet, und für die ihnen unterstehenden Arbeiter ist die Arbeiterfrage gelöst; selbst ein großer Theil störriger und gottentfremdeter Elemente der arbeitenden Klasse würde unter solcher Leitung für Gott wieder gewonnen werden und in zeitlicher Hinsicht Wohlstand und Zufriedenheit finden. „Der Arbeitgeber", sagt Leo Harmel Fr. 38, „muß, wenn er auch zu befehlen und zu leiten hat, dennoch sich bemühen, das Vertrauen seines Arbeiterpersonals zu gewinnen; das wird er erreichen vor allem dadurch, daß er gegen alle ein aufrichtiges Interesse zeigt, frei von Eigennutz, und daß er bedacht ist, jedem die Vortheile zu verschaffen, welche zuzuwenden in seiner Macht liegen."

Das ist eine ideale, eine christliche Auffassung der höhern Stellung des Arbeitgebers; nicht nur neben dem Gewinn, den er für sich aus seinen Anlagen und Unternehmungen zieht, sondern weit über denselben steht ihm das Ziel des zeitlichen und ewigen Wohles seiner ganzen Arbeiterfamilie: dafür thätig zu sein, und so seine von Gott ihm gesetzte Aufgabe zu erfüllen, darin setzt er seinen ganzen Ruhm. Gebt uns solche Arbeitgeber, wiederholen wir, und die sociale Noth ist geschwunden.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Die Veme. Von **Theodor Lindner.** XXIV u. 668 S. gr. 8°. Paderborn und Münster, Schöningh, 1888. Preis: *M.* 12.

Karl Georg v. Wächter hat vor nun mehr als fünfzig Jahren (1836) einen Vortrag über die Vehmgerichte des Mittelalters gehalten und denselben nebst sechzehn vortrefflichen „Excursen" über diesen Gegenstand im Jahre 1845 herausgegeben. Die wohldurchdachte Arbeit Wächters ist in ihrer Kürze und Einfachheit das Beste, was über den Gegenstand aus der Geschichte des Mittelalters veröffentlicht worden ist.

Wächter faßt die Gerichte vor allem im Zusammenhange mit ihrer Zeit auf. Das 13. Jahrhundert ist unter allen Jahrhunderten des Mittelalters für die deutsche Geschichte das traurigste und unheilvollste. In diesem Jahrhundert hat Kaiser Friedrich II., „in dessen Hand jeder Beruf, jede Gabe des Schicksals, auch die herrlichste, welk wurde" (Böhmer, Reg. Imp. XLVIII), mit seinem eigenen Hause zugleich die Macht des abendländischen Kaiserthums untergraben und zu Grunde gerichtet. Es folgt die Zeit des Faustrechts im schlechtesten Sinne des Wortes, die Zeit, welche mit Recht als „die kaiserlose, die schreckliche" bezeichnet worden ist. Den mächtigen Kaisern folgen die ohnmächtigen.

Sehr zutreffend weist Wächter bei seiner Auffassung der Vehmgerichte vor allem gerade hierauf hin. „Was wir im 14. und 15. Jahrhundert fest begründet sehen," sagt er, „läßt sich aus den Verhältnissen jener Zeit, wie ich wenigstens glaube, befriedigend erklären." Er führt dann (S. 17 f.) aus, daß in jenen traurigen Zeiten der Frevler die Gerichte und ihre Vorladungen verachtete, indem er seiner eigenen Faust, seiner festen Burg, seinen Vasallen u. s. w., im Nothfalle auch der leichten Möglichkeit der Flucht und der Schwierigkeit, daß man seiner habhaft werde, vertraute. Selbst die Acht und die Reichsoberacht, wodurch er von einem kaiserlichen Gericht für vogelfrei erklärt werden konnte, blieb in vielen Fällen unwirksam. Daher waren in jenen Zeiten Gewalt, Raub, Mord, Anarchie, die höchste Rechtsunsicherheit an der Tagesordnung. Der Ehrliche und Rechtliche war keines Gutes sicher. Daß vortreffliche und starkmüthige Männer auf Mittel sannen, solchen Zuständen entgegenzuwirken und wenigstens die Wirksamkeit ihres Gerichtes so zu kräftigen, daß seinen Urtheilen auch sichere Vollstreckung werden möchte, liegt auf der Hand. Aber die Gerichte waren nicht im stande, durch offenes Einschreiten dem Unwesen zu steuern; so blieb als einziger Weg nur übrig, in der Heimlichkeit Kraft zu suchen und durch sie zu erreichen, was sich durch offene Machtentfaltung nicht erreichen ließ. Diesen Weg schlugen die Freigerichte mit ihren geheimen Sitzungen, die Vehmgerichte, ein. Als kaiserliche Gerichte nahmen die Freigerichte (judicia liberorum) das Recht in Anspruch, die Reichsacht und die Oberacht auszusprechen. Wer in der Oberacht war, den konnte und durfte jedermann tödten. Dieses Können und Dürfen genügte aber nicht. Das Gericht mußte, wenn es sich Kraft erwirken wollte, in dieser Hinsicht auch ein Sollen aussprechen. Das thaten nun die Vehmgerichte. Sie sprachen die Todesstrafe aus in Form der Oberacht — die Verfehmung;

sie legten zugleich ihren Schöffen als allgemeine Pflicht auf, das Todesurtheil zu vollziehen, eine Pflicht, welche auch bei anderen Gerichten an vielen Orten Deutschlands den jüngsten Mitgliedern des Raths oblag.

Die Vehmgerichte hatten eigentlich nur eine Art, die Todesstrafe zu vollziehen, den Strang oder, wie sie es nannten, die Wyd, einen Strick aus Weiden geflochten, die alte sächsische Strafe für Landfriedensbruch, und als Ort, wo der Verbrecher aufgeknüpft wurde, keinen Galgen, sondern den nächsten besten Baum. Die Justizanstalten der Vehme waren grundsätzlich wohlgeordnet. Uebrigens bestand man doch nicht allzu schroff gerade auf dieser Todesart. Folterqualen aber und grausame Todesarten und andere Ausgeburten der Justiz, wie sie uns im 16. und 17. Jahrhundert begegnen, haben die Vehmgerichte nie gekannt. Die Hauptsache war, die Schöffen vollzogen den Proceß, sobald der Frevler ihnen unter die Hände kam, auf die einfachste und bündigste, man möchte sagen, auf eine improvisirte Weise. So gab es doch noch „einen Richter auf Erden".

Das sind in Kürze die einfachen, aber furchtbaren Gerichte, wodurch man von Westfalen aus nach Möglichkeit für einen Rechtsschutz sorgte, der nothwendig war und anderswo vergebens gesucht wurde. Selbst für die Fälle, wo die Vollziehung des Todesurtheils nicht gelang, war die Strafe eine sehr große. Der Vervehmte war nirgends sicher. Als Beweis für die Furcht, welche diese Gerichte einflößten, führt Wächter die Thatsache an, daß heimliche Vehme-Urkunden, deren Eröffnung laut Aufschrift allen, die nicht Freischöffen waren, untersagt war, noch zu seiner Zeit unentsiegelt in den Archiven aufgefunden wurden. — Es entsprach der Eigenthümlichkeit dieser Gerichte, daß sie grundsätzlich nur da richteten, wo andere Gerichte versagten. Zur Zeit ihrer höchsten Entwicklung erstreckte sich ihre Thätigkeit über ganz Deutschland bis in die Schweiz und Tirol hinein und im Osten sogar bis über die Weichsel hinaus.

Die Freischöffen, welche mit dem Freigrafen das Gericht übten, brauchten keine großen Rechtsgelehrten zu sein, aber zuverlässige, entschlossene und durchaus unbescholtene Männer mußten sie sein. Es gereicht den Freigerichten nicht zur Unehre, daß man gesagt hat, durch sie sei der westfälische Bauer gefürchtet gewesen vom Rhein bis zur Ostsee. Uebrigens war das westfälische Frei- oder Vehmgericht ein kaiserliches Gericht. Die Freigrafen, welche den Vorsitz führten, wurden vom Kaiser bestätigt. Das Amt der Freigrafen hatte sich aus der von Kaiser Karl eingesetzten Gerichtsbarkeit im Laufe der Zeit entwickelt. Ausdrücklich hatte auch Kaiser Karl seinen Gerichten ganz besonders den Schutz des Landfriedens anempfohlen (Lindner S. 470). Die Freigerichte konnten daher zum Beweise ihrer Legitimität nicht mit Unrecht auf Karl den Großen hinweisen, wenn auch dieser an seinen Gerichten keine heimlichen Sitzungen angeordnet hatte. Fehler und Mißbräuche können an allen Gerichten vorkommen und kommen thatsächlich auch noch in unserer Zeit vor. Die Zahl derjenigen, welche sich bei den Vehmgerichten zur Zeit ihres Niedergangs nachweisen läßt, ist doch nicht allzu groß. Wäre sie aber auch zehnmal höher, so könnte das dem Werthe dieser strafrechtlichen Einrichtung an sich noch keinen

Abbruch thun. Das „westfälische Gericht" bleibt, um mit Wächter zu reden, „ein Institut, das in seinen Grundzügen und Grundgedanken zeitgemäß, in seiner weitern Entwicklung großartig und ehrwürdig" dasteht, „eine große und ehrwürdige Erscheinung in der deutschen Geschichte".

Ueber diese Vehmgerichte hat nun Lindner ein neues, umfangreiches Buch geschrieben. „Die Zahl großer und kleiner Bücher", sagt er im Vorwort, „und sonstiger Arbeiten über die heimlichen Gerichte ist eine sehr ansehnliche. Aber so vortrefflich manche von diesen Schriften sind, sie leiden alle an den gleichen Fehlern." „So vorsichtig einzelne Forscher verfuhren, sie hatten hauptsächlich das Bild der späteren Erscheinung, welche sie blendete, vor Augen." „Mehr als vierzig Archive und Bibliotheken boten mir bisher unbekannte oder ungedruckte Urkunden und Handschriften." „Von ungedruckten Urkunden konnte ich mehr als 2000 benutzen." „Bald ergab sich die Unmöglichkeit, auf die Ansichten der früheren Forscher eingehende Rücksicht zu nehmen. Wollte ich alles Unbegründete, was über die Veme vorgebracht worden ist, ausdrücklich abweisen, so hätte ich Folianten schreiben müssen, wollte ich alles mit einiger Berechtigung Vorgetragene erörtern und widerlegen, so wären Quartanten erforderlich gewesen. Daher entschloß ich mich, von Grund auf neu aufzubauen und nur meine Ergebnisse darzulegen."

Solche Sätze spannen unsere Erwartungen auf das höchste. Wie entspricht Lindner denselben?

Er behandelt in fünf Büchern zunächst die Ortsbeschreibung der Freigrafschaften und Freistühle, dann die Rechtsquellen für die Vehme, die Freigerichte, die Entwicklung der Vehmgerichte und zum Schluß ihr Gerichtsverfahren. So willkommen nun alle, auch die kleinsten Ergänzungen aus Ungedrucktem sein mögen, kann man sich doch sehr bald überzeugen, daß das von Grund aus Neue in diesem Buche nicht allzu viel zu bedeuten hat. Bei weitem das Meiste und das Beste, was der Verfasser an zuverlässigen Thatsachen und annehmbaren Beurtheilungen der Verhältnisse vorbringt, war lange bekannt. Der Verfasser konnte es von anderen, auf deren Schultern er steht, entlehnen, z. B. von Seibertz, Kindlinger, Tibus, Wigand, Usener, aus der Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens u. s. w. Ungerechtfertigt ist es auch, daß der Verfasser gegen Seibertz an mehr als einer Stelle unbewiesene Verdächtigungen einflicht, als seien durch ihn Handschriften aus den Archiven abhanden gekommen. Dieses Benehmen gegen den hochverdienten Geschichtsforscher berührt um so weniger angenehm, als Seibertz unter den für diese Zusammenstellung benutzten Autoren in erster Reihe steht.

Es bleibt immerhin wahr, daß auch eine Zusammenstellung aus den Schriften anderer Forscher ihr Verdienst hat, und schon insofern kann das Buch von Lindner mit Nutzen gelesen werden, wenn man nur die nöthige Vorsicht nicht außer Acht läßt. Von Herrn Privatdocenten Dr. Josties hat der Verfasser eine recht beachtenswerthe Erklärung über den vielgedeuteten Namen Vehme erhalten (S. 304). In einzelnen Fragen, z. B. über Entstehung der Freigrafschaften (in Kürze hat dies freilich schon Gaupp S. 22), über Freigrafen und Stuhlherren u. s. w., hat Lindner neben Unbrauchbarem auch neue annehm-

bare Gedanken und Muthmaßungen ausgesprochen, sowie manche Einzelheiten aus anderen Quellen gegeben, welche sonst in die Literatur über die Vehme noch nicht eingeführt waren.

Im übrigen steht der Verfasser dem westfälischen Volke und seiner Geschichte, namentlich auch den Freigrafen und den Bischöfen — wir wollen sagen — fremd gegenüber. Er kann daher, wie jeder beim Lesen des Buches leicht sehen wird, zu einer sachgemäßen Auffassung seines Gegenstandes kaum vordringen.

Im Abschnitt von der Statthalterschaft der kölnischen Erzbischöfe über die Freigerichte gibt Lindner zu, daß den Erzbischöfen als Herzögen von Westfalen ein gewisses Oberaufsichtsrecht über die Freigerichte in ihrem westfälischen Herzogthum zustand. So besaß der Erzbischof auch von jeher das Recht, die Freigrafen seines Herzogthums zu versammeln (S. 410 und 421). Im übrigen Westfalen scheinen das Oberaufsichtsrecht und die Ausübung desselben infolge der Zertrümmerung des sächsischen Herzogthums längere Zeit hindurch unkräftig gewesen zu sein. Daß über so wichtige und mächtige Rechtsanstalten, wie die Freigerichte waren, eine genügende Oberaufsicht geführt werden mußte, liegt auf der Hand. Die Kaiser hatten dafür zu sorgen. Sie konnten an sich das Recht, wenigstens insofern es neu herzustellen war, übertragen, wem sie wollten. Es gab aber wohl keinen Fürsten, dem sie es passender hätten verleihen können, als den Erzbischöfen und Kurfürsten von Köln, die als Herzöge von Westfalen ja schon eine bestimmte Oberaufsicht hatten. Thatsächlich wurde dies Recht dem Erzbischof Dietrich und seinen Nachfolgern von Kaiser Sigmund verliehen, und zwar auch, wie Sigmund ausdrücklich bezeugt, weil sie „Herzöge zu Westfalen" waren. Daß Dietrich sich bei Ausübung dieses Rechts in anerkennenswerther Weise um die Freigerichte verdient gemacht, beweist das Arnsberger Kapitel von 1437. Selbst wenn sich beweisen ließe, daß die Erzbischöfe die Nothwendigkeit einer Oberaufsicht beim kaiserlichen Hofe vorgestellt und sogar für sich zu erwirken gesucht hätten, wären sie für das erstere jedenfalls zu loben, für das zweite nicht zu tadeln gewesen. Die Verleihung eines solchen Rechts an einen andern hätte eine Beeinträchtigung ihres herzoglichen Titels und ihrer herzoglichen Rechte eingeschlossen, hätte nach dieser Seite einen Oberherzog über den Herzog gestellt. Kaiser Sigmund konnte allerdings wohl mehrere „oberste Regierer" der Freigerichte einsetzen; wollte er aber nur einen, so konnte er den Erzbischof von Köln und Herzog zu Westfalen nicht wohl umgehen.

Dieser naturgemäßen rechtsgeschichtlichen Entwicklung, welche nöthig war und dem Gemeinwohl diente, würde wohl jeder objective Geschichtsforscher mit wohlwollendem Interesse folgen. Lindner verfolgt sie von Anfang (S. 410) an mit unfreundlichen Insinuationen gegen „die Kirchenfürsten", um schließlich die Sache so darzustellen, als hätten die Erzbischöfe von Köln die Statthalterschaft auf unehrliche Weise erschlichen und an sich gerissen.

„Nachdem sie glücklich den Anspruch durchgefochten, daß die Freigerichte in ihrem Herzogthum ihnen unterständen, und das mit der herzoglichen Stellung begründet hatten, gelang es ihnen, dem Begriffe des Herzogthums Westfalen den des ganzen

Landes Westfalen unterzuschieben und sich so herzogliche Rechte zu erwerben, soweit es Freigerichte gab" (S. 419). Was der Verfasser hier einen „durchgefochtenen Anspruch" nennt, hat er selbst in bestimmter Weise (S. 353. 410. 421) als ein herzogliches Recht nachgewiesen und anerkannt. So befremdet es allerdings nicht mehr, wenn Erzbischof Dietrich ohne irgend welchen überzeugenden Beweis als ein ehrgeiziger und habsüchtiger Mann hingestellt wird, der „das Geld nahm, wo er es bekommen konnte" (S. 417. 622). Daß ein großer Proceß an sich große Kosten mit sich bringt, ist zu keiner Zeit eine Schuld für den Richter und Gerichtspräsidenten gewesen. Freilich hatte der Erzbischof, wie es scheint, in den Augen des Verfassers ein schlimmes Laster an sich, „den brennenden Eifer, womit er den Kampf gegen die Hussiten betrieb" (S. 418). — Bei dem „Unterschieben von Westfalen" ferner hat der Verfasser übersehen, daß es keine „Unterschiebung" ist, wenn Sigmund von seiner kaiserlichen Vollgewalt Gebrauch macht und, weil Erzbischof Dietrich Inhaber des Herzogthums Westfalen ist, keinen andern als diesen zum Obersten und Regierer der heimlichen Gerichte im ganzen Lande Westfalen einsetzt (S. 419). Die Ausübung ihrer Befugnisse über alle Freigerichte ist auf ihre Statthalterschaft zu beziehen. Zugestanden und in unzweideutiger Weise verliehen wurden ihnen diese Befugnisse von Kaiser Sigmund namentlich auch deshalb, weil sie „Herzöge von Westfalen" waren und daher jene Rechte zum Theil schon besaßen. Diesen Grund hebt der Kaiser ausdrücklich hervor; er habe den Erzbischof zum „Obersten und Regierer" jener Gerichte „gesatzt und geordnet, nachdem du dann auch ein Herzog zu Westfalen bist". So erklärt sich alles ohne Unterschiebungen und ohne Insinuationen. Etwas räthselhaft bleibt nur noch, weshalb der Verfasser weiter behauptet, die Verleihung der Statthalterschaft sei nur persönlich an Dietrich erfolgt, obwohl Sigmund selbst andeutet, daß er sie ihm als einem „Herzog von Westfalen" verliehen, und Dietrich die Wendung gebraucht: „Der König oder ihre Statthalter, nämlich ein Herzog von Westfalen". Zum Ueberfluß ist auch in dem angezogenen Revers ausdrücklich von den Nachfolgern Dietrichs die Rede. (Vgl. dazu noch Gaupp, Von Vehmgerichten S. 26.) Lindner meint: „Der Paragraph 6 des Reverses spricht von den ‚nakomelingen' Dietrichs, aber damit scheinen nicht die erzbischöflichen Nachfolger gemeint zu sein, sondern die, denen der König weitern Auftrag gibt" (S. 419, Anm. 3). Wodurch wird eine solche Auffassung bewiesen?

Aehnlich wie den Bischöfen ergeht es den Freigrafen.

„Die alte Bestimmung, welche sie nur bei vemewrogigen (speciell vor die Vehmgerichte gehörigen) Sachen in Betracht zog, verwandelte sich mit geschickter, aber ungeschichtlicher und rechtswidriger Auslegung unter den Händen der Freigrafen dahin, daß sie überhaupt bei Rechtsverweigerung, mochte sie auch andere beliebige Sachen betreffen, Klagen annehmen und verfolgen dürften. Das war ein ganz anderes Ding, aber sie hatten Glück. Sie waren sich dessen wohl bewußt, daß dieses Recht, wie sie sich ausdrückten, nicht von Karl dem Großen herrühre, sondern eine neuere Aufstellung sei, ‚mit reden entsproken'" (S. 537). Ist denn die Ausbildung eines nothwendigen Gewohnheitsrechtes in der That rechtswidrig und ungeschichtlich?

Dieses „mit reden entsproken" sein bezieht sich auf den zwölften Punkt, der zur Competenz der Freigerichte gehört, nämlich Rechtsverweigerung an den gewöhnlichen Gerichtsstätten, „wer nicht zu Ehren antworten will auf Stätten, wo sich gebührt" (S. 470 und 473). Dieser Punkt sei „mit reden entsproken", sagt Freigraf Bernt Duker, die übrigen rührten von Karl dem Großen her. Der Verfasser selbst bemerkt, daß es „leicht genug" sei, die übrigen elf Punkte des Vehmerechts her-

zuleiten aus dem „Capitulare Saxonicum“ von 797: „ut ecclesiae viduae orfani et minus potentes justam et quietam pacem habeant et ut raptum et fortiam nec incendium infra patriam quis facere audeat presumptive“ (S. 470). „Merkwürdig genug,“ sagt dann Lindner (S. 476), „wie die Freigrafen somit selbst anerkannten, daß gerade der Satz, auf welchen sich die gewaltige Thätigkeit der Vemegerichte [doch wenigstens nicht allein] gründete, nicht von Karl dem Großen herrühre, sondern eine neuere Zuthat sei.“ Aber gerade daraus geht, wie uns scheint, hervor, daß man die Freigrafen in ihrer Gesammtheit nicht beschuldigen darf, als hätten sie sich für ihre Rechte mit einer wohlberechneten Uebertreibung auf Karl den Großen und seine Gerichte und Rechtsnormen berufen. Daß aber die „neuere Zuthat“ ein wohlbegründetes und nothwendiges Recht sein konnte, darüber hätte Wächter belehren können. Die Rechtsusurpationen fielen damit weg und ebenso das „Merkwürdige“ an dem ganzen sehr natürlichen Vorgang.

Fälle, in denen die Freigrafen nicht milder gerichtet werden, ließen sich noch mehr anführen.

Daß die Freigrafen fast willenlose Creaturen der Stuhlherren gewesen, beweist der Verfasser nicht, eher daß sie auch diesen gegenüber auf einem sichern Rechtsboden standen. — Viel weniger noch ist ein allgemeiner Handel mit Freistühlen bewiesen, obwohl die Worte: „der Handel mit Freistühlen bleibt im Schwunge“ nicht wenig besagen (S. 513, vgl. S. 511 die plötzliche „Begehrlichkeit“ nach „dem werthvollen Besitz“ und S. 619).

„Die gewaltigen Summen“, welche als Gerichtskosten und Bußen nach Westfalen geflossen sein sollen (S. 616. XXI), können wir wohl auf sich beruhen lassen. Es liegt in der That allzu sehr auf der Hand, daß durch die Kreuzpfennige, Schillinge oder Gulden, welche für einzelne Acte zu entrichten waren und auf die Hunderte von Freistühlen in Westfalen (der Verfasser selbst berechnet ihre Zahl auf 1200—1600, S. 186) sich vertheilten, jene Freistühle nicht zu Goldgruben wurden. Daß aber Freigrafen und Schöffen ihre Gänge, Reisen und Bemühungen den Frevlern und Rechtsverweigerern außerhalb Westfalens zuliebe umsonst hätten auf sich nehmen sollen, kann niemand billig verlangen. Daß ferner die Art und Weise der Beamtenbesoldung nicht immer die gleiche gewesen, weiß jeder. Das darf aber am allerwenigsten der Geschichtsforscher bei Beurtheilung einer Zeit außer Acht lassen. Demgemäß wären Bemerkungen wie: „Das ehrwürdige Symbol war zugleich eine gewinnbringende Einnahme für die Betheiligten und wurde gründlich ausgenutzt“ (S. 614) wohl etwas zu ändern gewesen.

Den Auslassungen über die Bischöfe und Freigrafen stehen Bemerkungen über das westfälische Volk würdig zur Seite. Die Frage, weshalb die Frei- und Vehmgerichte eine Eigenthümlichkeit Westfalens sind, ist gewöhnlich unter irgend welcher Form mit einem Hinweis auf den festen Charakter dieses Volksstammes und seinen Rechts- und Freiheitssinn beantwortet worden. Darauf geht auch eine erste Antwort des Verfassers (S. 318; vgl. Gaupp S. 22). Etwas später dagegen (S. 394) behauptet Lindner: „Man kann nicht sagen, wie das in der Regel geschieht, die Freigerichte hätten deswegen in Westfalen ihre eigene Stellung behauptet, weil sich hier die alte Freiheit

und mit ihr das alte Kaisergericht länger erhalten hätte." [1] Zum Beweise dafür werden einige Stellen aus mittelalterlichen Geschichtschreibern angeführt, welche den Schein geben, als seien durch Karl den Großen alle Westfalen zu Sklaven und Knechten gemacht. Es ist hier nicht der Ort, über „servi" in „Westfalia" und über die „servitus", welche Karl der Große in Westfalen eingerichtet haben soll, zu rechten. Um die Veränderungen, welche dieser Kaiser in Westfalen und in den übrigen sächsischen Landen eingeführt hat, handelt es sich nicht. Nur darauf kommt es an, daß in dem von Karl dem Großen gegebenen Rahmen die Rechte und Freiheiten der Einzelnen und der Gesammtheit und namentlich auch die kaiserlichen Rechte, welche die Einheit Deutschlands darstellen und Freiheit und Schutz gegen die Uebergriffe untergeordneter Stellen bedeuten, sich lebendiger erhalten haben, als in anderen deutschen Gebieten. Und diese Thatsache hat auch Lindner bejaht.

Nach dem Gesagten dürfte es klar sein, daß in dem Buche neben dem wirklichen Fortschritt, den es auf seinem Gebiete bezeichnet, gar manches sich findet, das der Ergänzung und Correctur bedarf. Lindner hat durch seine Forschungen das Material über die Freistühle und Freigrafen in Westfalen bedeutend erweitert und vermehrt. Wie wir indessen seiner Auffassung an verschiedenen Stellen nicht beistimmen konnten, so kann uns auch sein Endurtheil nicht ganz befriedigen.

Ganz allgemein sagt er unter anderem über die Vehmgerichte:

„Die Gerichte dehnten ihre Zuständigkeit weit über die ursprünglichen Grenzen aus. Fürsten, Geistliche und Juden luden sie vor, ohne die entgegenstehenden Rechtssatzungen zu beachten." „Namentlich Klagen um Geldschuld bildeten den Hauptgegenstand der Processe, besonders gegen Städte." „Die Stuhlherren wußten ihren Vortheil gründlich auszunutzen, so manche von ihnen ergaben sich einer neuen Art von Raubrittertum, einem Raubrittertum der Justiz. Denn der Dämon der Zeit, die Geldgier, ergriff auch einen Theil der Stuhlherren, besonders der kleineren, und der Freigrafen. Kaum hat es je eine Epoche gegeben, in welcher der nackte Eigennutz, die Jagd nach dem baaren Gulden so alle Stände ohne Ausnahme beherrschte, so alle öffentliche Ordnung zerfressen hatte, wie im 14. und 15. Jahrhundert; unsere oft gescholtene Mitwelt steht thurmhoch über der damaligen. Der Erzbischof von Köln ging selbst mit üblem Beispiel voran. Freischöffe zu werden war für jeden, der Geld genug anwenden wollte, eine leichte Sache. Oft genug wurde das Recht zur feilen Waare, und da die Proceßkosten an sich sehr hoch waren, flossen auf rechtlichem und unrechtlichem Wege reiche Geldströme nach Westfalen." „Die Sprüche der Vemegerichte gestatteten jedem Schnapphahn, ihr (der Städte) Hab und Gut anzugreifen."

„Selbst die so oft ausgesprochene Ansicht, sie (die Vehmgerichte) seien in furchtbaren Zeiten ein zwar furchtbares, aber heilsames Mittel gegen Gewaltthat gewesen, kann höchstens in engster Beschränkung gelten. Gerade der Mächtige und Reiche fand stets Mittel und Wege, etwa gegen ihn ergangene Sprüche durch andere Freistühle vernichten zu lassen, und was halfen alle Urtheile, wenn sie nicht vollzogen wurden? Einzelne bekannte Fälle, wo wirklich Verzweifelte Hilfe suchten, führten zu keinem Ergebniß. Selbst in ihrer Heimat trugen diese Gerichte nichts dazu bei, die trostlosen

[1] „So Wächter 13 und fast alle älteren und neueren Forscher."

Zustände zu bessern; nie war es dort, wie im ganzen übrigen Deutschland, mit der öffentlichen Ordnung und Sicherheit schlechter bestellt, als zur Blüthezeit der Veme. Sie bot im Gegentheil, wie die Urkunden zuverlässig erweisen, manchem Lump Gelegenheit, ehrliche Leute in Bedrängniß und Unkosten zu stürzen. Sie klärte und besserte nicht das Recht, sondern sie vermehrte nur noch die herrschende Verwirrung" (Einl. XX—XXII).

Dies und Aehnliches stellt der Verfasser als das „Ergebniß seiner Untersuchung" hin. Freilich ist dieses Ergebniß das Gegentheil von dem, was Wächter und andere gefunden. Ist es durch die beigebrachten Thatsachen entsprechend begründet? Wie es mit den „reichen Geldströmen" beschaffen ist, die durch die Vehmgerichte nach Westfalen flossen, davon war schon oben die Rede. Auch der „Handel mit Freistühlen" öffnete die Schleusen nicht. Die Urtheile selbst thaten es nach Lindner ebenfalls nicht, da die Sprüche unwirksam waren: „Was halfen alle Urtheile, wenn sie nicht vollzogen wurden?" (S. XXII.) Woher also die Geldströme?

Und schlecht reimt sich die „Ergebnißlosigkeit" der Vehmurtheile mit dem Schlusse, zu dem der Verfasser sich anderswo genöthigt sieht: „Ihr (der Freigerichte) bündiges Verfahren, den Verurtheilten zu hängen, kam überall zum Vollzug. Verfiel doch selbst Graf Dietrich von Stolberg-Wernigerode dem rächenden Strang, wenn auch die Schande dadurch gemildert wurde, daß er erst von einem Knappen den Gnadenstoß erhielt" (S. 458).

Als abschließende Arbeit über die Vehme kann das vorliegende Werk also wohl nicht angesehen werden. J. Niemöller S. J.

The alleged antiquity of Anglicanism. By **Sydney F. Smith.** 112 p. 8°. London, Catholic Truth Society. Preis: *M.* 1.

Die hochkirchliche Partei hat sich von jeher ihres protestantischen Ursprungs geschämt und Anspruch darauf gemacht, ein Zweig der katholischen Kirche zu sein, in dem die ursprüngliche christliche Lehre viel reiner erhalten sei als in der römisch-katholischen Kirche. Gegenüber dem Drängen der Nonconformisten, welche Abschaffung der Staatskirche und Einziehung des Kirchengutes verlangen, weil die Staatskirche als grundverschieden von der katholischen Kirche des Mittelalters nur mit Unrecht und gegen die Absicht der ursprünglichen Stifter das Kirchengut verwende, suchen nun alle Parteien in der Staatskirche den Nachweis des innigen Zusammenhanges ihrer Lehre und ihrer Disciplin mit der des Mittelalters zu führen. Von den vielen Flugschriften, welche auf Kosten der „Church Defence" gedruckt und überall in Umlauf gesetzt werden, hat die „Defence of the Church of England against Disestablishment" den größten Beifall gefunden. Verfasser ist der als Rechtsgelehrter gefeierte Lord Selborne, ein Ritualist, der jedoch in dieser Schrift sich als eingefleischten Erastianer entpuppt.

Derselbe sagt S. 8: „Zu jeder Zeit wurden die Unabhängigkeit und die Freiheiten der Kirche Englands bis zu einer gewissen Grenze praktisch aufrecht erhalten gegen die Uebergriffe des römischen Hofes, ihre Rechte und ihre Organisation als nationale Kirche durch das englische Gesetz geschützt." Dem-

zufolge hat Heinrich nur die letzten Consequenzen aus den im Mittelalter praktisch befolgten Grundsätzen gezogen und das mit dem Königthum unzertrennlich verbundene Recht, Quelle der geistlichen Gerichtsbarkeit zu sein, zurückerobert. Dieser Theorie zufolge sind nicht die Könige Wilhelm II., Heinrich II. und Heinrich VIII. die Verfolger der Kirche, die Unterdrücker des Clerus, sondern die Päpste; der Clerus hat von jeher alle Einmischung seitens der römischen Kirche verabscheut und immer bei der Krone Schutz gesucht. Lord Selborne sucht seine Theorie geschichtlich und juristisch zu begründen, indem er einzelne Fälle anführt, in denen die Könige Appellationen nach Rom verhindert, Gesetze namhaft macht, welche die Besetzung englischer Pfründen durch den Papst, Annahme derselben seitens englischer Unterthanen verbieten, ohne zu sehen, daß er damit im Grunde nichts beweist. Er hätte, wie P. Smith richtig hervorhebt, zeigen müssen, daß die englischen Könige vor Heinrich VIII. geistliche Gerichtsbarkeit beansprucht, daß der englische Clerus die Suprematie des Königs anerkannt und gegen die Eingriffe des Papstes in rein geistlichen Angelegenheiten protestirt hätte.

Lord Selborne sollte als Rechtsgelehrter die einschlägige Literatur kennen und sich nicht in Widerspruch setzen mit Bracton, De Legibus et consuetudinibus Angliae: Rolls Series VI p. 296. 250. An letzterer Stelle heißt es: „Schließlich müssen wir betreffs der Jurisdiction bemerken: Wie der Papst ordentliche Gerichtsbarkeit hat über jedermann in geistlichen Dingen, so hat der König ordentliche Gerichtsbarkeit in seinem Königreich in weltlichen Dingen." Wie der Papst befehlen kann in der geistlichen Sphäre, so besitzt der König Macht in zeitlichen Dingen. Nach Selborne sollen Appellationen an den Papst nicht gestattet worden sein, weil die Artikel von Clarendon bestimmen, daß man in letzter Instanz an den König appelliren müsse. Er mußte wissen, daß der hl. Thomas Becket diese Artikel verworfen, daß die größten Kirchenfürsten Englands, ein hl. Wilfrid, ein hl. Anselm, ein hl. Thomas gerade an den Papst appellirt, daß durch den Einfluß des Papstes die Könige gezwungen wurden, ihren Ansprüchen zu entsagen. Nach Lord Selborne sollte man meinen, die Könige Englands hätten infolge des großen Ansehens, das die Päpste damals genossen, es nicht wagen dürfen, ihre Rechte geltend zu machen, sie hätten, so oft sie dem Papste widerstanden, die Behauptung ihrer geistlichen Gerichtsbarkeit bezweckt. Der Verfasser weist im einzelnen nach, wie fern den Königen ein solcher Gedanke gelegen, wie die meisten Fälle, in welchen die weltliche Gesetzgebung die Rechte des Papstes zu beschränken suchte, für Fälle gemischter Natur angesehen wurden, in denen weltliche und geistliche Angelegenheiten sich berührten. So z. B. wurde unter Richard II. die Ernennung zu Pfründen durch den Papst als Eingriff in die weltliche Gerichtsbarkeit bezeichnet und die geistliche Gerichtsbarkeit des Papstes unbedingt zugegeben. Die Regierung maßte sich von Zeit zu Zeit Rechte an in geistlichen Angelegenheiten, und würde sicher schon frühe die Kirche zur Sklavin des Staates gemacht haben, wenn das katholische Volk seinen Vorkämpfern nicht treu zur Seite gestanden hätte. Gerade die hll. Anselm und Thomas fanden am Volke einen besseren Rückhalt als an den Bi-

schöfen, die in der Zeit der Gefahr feige zurückwichen. Die Bischöfe zur Zeit Heinrichs VIII. hätten füglich den seligen John Fisher mit denselben Worten zur Nachgiebigkeit ermahnen können, die ihre Vorgänger dem hl. Anselm gegenüber gebrauchten: „Herr und Vater, wir wissen, daß du ein frommer und heiliger Mann bist und daß dein Wandel im Himmel ist. Wir werden leider durch unsere Verwandten, welche wir unterstützen, zurückgehalten, und durch weltliche Sorgen, die wir lieb haben. Wir können uns nicht zu deiner Höhe erschwingen oder mit dir die Welt verachten" (Migne, Patrologia t. 159 p. 399). Nicht Ueberzeugung vom Rechte des Königs, nicht Mißtrauen und Haß gegen Rom, sondern die Furcht vor der Gewaltthätigkeit Heinrichs bestimmte den Clerus endlich, die Suprematie des Königs in geistlichen Dingen anzuerkennen. Gerade der Hauptbeweis, auf den man sich gesteift hat, ist hinfällig: denn nicht der Clerus in Convocation hat die Abschaffung der Annaten verlangt, sondern das Unterhaus oder einige vom König bestochene Mitglieder des Unterhauses, welche diesen Antrag zuerst einbrachten.

Wir können auf die Beweisführung des Verfassers und die bündige Widerlegung seines Gegners nicht weiter eingehen, die meistens recht schlagend ist; wir wollen nur noch auf die Gesellschaft aufmerksam machen, welche die Drucklegung und Circulirung dieser Streitschrift besorgt hat. Die Absicht dieser Gesellschaft ist in erster Linie die Vertheidigung der katholischen Lehre gegen die zahlreichen Angriffe der Gegner durch Veröffentlichung von Flugblättern, in denen in gedrängter, populärer Sprache Beweise und Bibelstellen zusammengetragen werden; ferner wird die Herausgabe einzelner Bücher der Heiligen Schrift mit sachgemäßen Erläuterungen in Angriff genommen, die als Broschüren ausgegeben werden. Neben den Flugblättern gehen die Heftchen her, die ungemein billig sind, 10—30 Pfennig. Sehr zahlreich sind die Biographien — einzeln oder zusammengebunden käuflich — katholischer Heiligen oder anderer großen Männer. Die Geschichte der englischen Martyrer unter Heinrich und Elisabeth von P. Morris, die Biographien der Jesuiten Campian, Arrowsmith, der hll. Alphons Rodriguez, Johannes Berchmans, Peter Claver sind mustergiltig. Gleiches Lob kann den Erzählungen ertheilt werden. Cardinal Newman hat der Gesellschaft erlaubt, seine Vorlesungen über die gegenwärtige Lage der Katholiken in England in neun Heftchen abzudrucken. Kein einziges Werk des großen Meisters vereint in demselben Maße die Klarheit der Beweisführung, die tief psychologische Entwicklung, den feinen Humor, mit dem er seine Landsleute zeichnet. Wer dieses Buch nicht gelesen, wird unmöglich den englischen Charakter mit allen seinen Vorzügen und Schwächen verstehen können. Die Zeichnung des Protestantismus mit all seiner Voreingenommenheit gegen die katholische Lehre ist so wahrheitsgetreu, daß eine Verbreitung dieses Werkes auch in Deutschland nur Segen stiften könnte. Die Lage der Katholiken Englands ist viel schwieriger als in Deutschland, die Secten sind viel eifriger darauf bedacht, Proselyten zu machen, als anderswo; auch die Staatskirche regt sich und will Eroberungen machen und ihre Tractätchen verbreiten. Die Apathie gegen Bücher hat in allen Volksschichten einem fast fieberischen Verlangen, Belehrung und Unterhaltung in Büchern

zu suchen, Platz gemacht; und so kann man das gegenwärtige Unternehmen, wodurch den Katholiken und vielen Protestanten, welche die katholischen Broschüren kaufen, gute Lectüre geboten wird, nur empfehlen.

A. Zimmermann S. J.

Joseph Othmar Cardinal Rauscher, Fürsterzbischof von Wien. Sein Leben und sein Wirken. Von Dr. **Cölestin Wolfsgruber**, Benediktiner zu den Schotten in Wien. Mit dem Porträt Rauschers und einem Facsimile seiner Handschrift. XXIII u. 622 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 10.

Die Aufgabe, welche sich der hochw. P. Wolfsgruber gestellt hat, war keine leichte. Im Leben des Cardinals Rauscher spiegelt die ganze Kirchengeschichte Oesterreichs seit dem Jahre 1850 sich ab; das Concordat ist seine Schöpfung; die kirchlich-staatlichen Kämpfe der letzten Jahrzehnte fanden ihn stets inmitten des Schlachtengetümmels; als der „geistige Primas" der österreichischen Kirche, als welchen der Verfasser mit Recht ihn bezeichnet (S. 290), hat er in mancher angstvollen Stunde das entscheidende Wort gesprochen, welches den Bischöfen und den Millionen ihrer Getreuen zum Leitstern diente. Und noch sind keine fünfzehn Jahre vergangen, seit dieses reiche Leben versiegt ist; soviele Ereignisse, die in dasselbe ihre Schatten warfen, sind bis jetzt noch ungeklärt; so viele Personen, die es einst beeinflußt, leben heute noch und gebieten dem Geschichtschreiber rücksichtsvolle Zurückhaltung. Nichtsdestoweniger ist es dem Lebensbeschreiber Rauschers gelungen, ein überaus anziehendes, farbenreiches Bild des großen Erzbischofs vor uns zu entrollen. Wir danken das zunächst dem hingebungsvollen Fleiße, mit welchem er Rauschers Aufzeichnungen, Briefe, bischöfliche Erlasse, wissenschaftliche Arbeiten, gedruckte wie ungedruckte, gesammelt und durchforscht hat; unter anderem lagen ihm 84 Schreiben Rauschers an Cardinal Schwarzenberg vor, welche sich auf die Jahre 1832—1875 vertheilen. Dazu kamen die Mittheilungen derer, welche mit Rauscher gelebt und gearbeitet hatten. Auch die Anordnung des Stoffes müssen wir als eine sehr glückliche bezeichnen. Derselbe floß natürlich am reichsten für die 22 Jahre, während welcher Joseph Othmar auf dem Wiener erzbischöflichen Stuhle gesessen. Unser Verfasser theilt hier nach sachlichen Gesichtspunkten, zeigt, was der Cardinal für das gesammte Kaiserreich war, was für seine Kirchenprovinz, was für sein Bisthum, dann was er nach außen gewirkt, für den Heiligen Stuhl, für die morgenländische Christenheit u. s. w. So setzt sich ruhig und anschaulich das Gesammtbild seines Lebens, wie der Regenbogen aus seinen Farben, zusammen.

Heben wir aus diesem Leben noch einige Züge von besonderem Reize hervor. Lieblich leuchtet das Walten der göttlichen Vorsehung in Rauschers Jugendjahren. Ein gewissenloser Lehrer hatte den armen Knaben in das Meer des Glaubenszweifels gestoßen; aber schon stand ein Heiliger am Ufer, den rettenden Arm ihm zu reichen; Rauscher legte bei P. Clemens Maria Hofbauer seine Lebensbeichte ab und durfte fast zwei Jahre lang ihm zu Füßen

sitzen in der Schule des gottinnigen Lebens (S. 4—24). Tief war die österreichische Kirche erniedrigt worden unter dem Sklavenjoche des josephinischen Beamtenthums; im Concordate sollte dieses Joch zertrümmert werden, und der es zertrümmert, ist Rauscher, ein Sohn des beamten-gewaltigen Wien, Sprößling einer hohen Beamtenfamilie, selbst auf die Beamtenlaufbahn geführt durch seine glänzenden Studien im Rechtsfach.

Der Cardinal von Wien wurde sogar von treuen Kindern der Kirche, ja gerade im Namen dieser kirchlichen Treue, mehr als einmal strenge beurtheilt, um nicht zu sagen verurtheilt. Wer seine Lebensgeschichte durchblättert, wird wenigstens eines zugeben müssen: Rauscher hat seinen Purpur geehrt durch den Glanz eines tadellosen Wandels und echter priesterlicher Frömmigkeit: täglich liest er die Schrift und betrachtet die göttlichen Wahrheiten; bei den geistlichen Uebungen seiner Priester spricht er Flammenworte apostolischen Seeleneifers; die späte Nachtstunde trifft ihn noch vor dem Sacramente knieend; die Gebete, welche er für seinen eigenen Gebrauch sich verfaßt, athmen eine rührende Vertrautheit mit dem Weltheilande; die im Tode erstarrende Hand hält noch die Feder, mit welcher er eine Abhandlung über die Seelen des Fegfeuers vollenden will.

„Lavora molto, lavora bene“ hatte einst Pius IX. von dem Wiener Erzbischofe gesagt (S. 157). P. Wolfsgrubers Schrift bietet eine Fülle von Thatsachen, welche dieses Urtheil bekräftigen. Wir erinnern nur an den Abschluß und die Durchführung des Concordates (S. 99—177), an das Wiener Provinzialconcil (S. 292—300), an die Errichtung des Knabenseminars (S. 309—310) und den Bau des Pilgerhauses zu Jerusalem (S. 470—474). Auch in die Verurtheilung Günthers, die Verkündung des Lehrsatzes von der Unbefleckten Empfängniß Mariens, die Ausrottung des Rongethums in Steyermark, in Hofbauers Seligsprechung, in die Gründung einer Anzahl von wissenschaftlichen, wohlthätigen, gottesdienstlichen Vereinen ist Rauschers Name verwoben. Auffallend lang ist das Verzeichniß der männlichen und weiblichen Ordensgenossenschaften, welche er, zum großen Theil mit seinen eigenen Mitteln, in seinen Kirchensprengel eingeführt hat. Man zählte 331 Ordensschwestern, als er den Wiener Hirtenstab ergriff; bei seinem Tode war ihre Zahl auf 1030 gestiegen (S. 331—348).

Wohlthuende Lebensfrische verleiht unser Geschichtschreiber seinem Buche dadurch, daß er fast auf jeder Seite desselben den Cardinal selbst zu Worte kommen läßt, jetzt in Predigten und oberhirtlichen Schreiben, dann wieder in vertrauten Freundesbriefen. Das Wort, so däucht uns, war Rauschers besondere Stärke; wir meinen das geschriebene so gut wie das gesprochene Wort. Der Schöpfer hatte den Götterfunken der Dichtkunst ihm in die Seele gelegt. Der zarte Jüngling schrieb seine Schauspiele und sang seine Lieder; der Bischof fand in der Lesung des Sophokles seine Erholung (S. 5—11). Kein Wunder, daß ein dichterischer Hauch die Ansprachen und Hirtenbriefe unseres Kirchenfürsten durchzieht. Seine Sprache ist geradezu klassisch. Mag der Flug der Gedanken zuweilen auf philosophische Höhen sich verlieren, die dem gemeinen Sterblichen unerreichbar sind, so bleibt es immerhin wahr: der

Cardinal besaß in reichem Maße die Gabe, zeitgemäß zu reden. Wie hätten auch einem so hellen Geistesauge die wahren Uebel der Zeit entgehen können? Die glänzenden Schlagworte alle, womit man „die gedankenlose Menge gängelt" (S. 424), legt er auf die Wage seines ruhig klaren Verstandes und thut ihre ganze Hohlheit und Nichtigkeit dar. Wir zweifeln, ob der deutsche Sprachschatz Ausdrücke besitzt, mit welchen man schärfer, als es Rauscher gethan, die Unehrlichkeit und Erbärmlichkeit unseres landläufigen Liberalismus zu geißeln vermöchte. Und wie treffend hat er nicht die Pläne des Freimaurerthums und das widerchristliche Wesen der neuen Schulweisheit gezeichnet, wie kräftig Verwahrung eingelegt wider den Nationalitätenschwindel, wie schneidig die „jammervolle Schläfrigkeit" so vieler Gutgesinnten verurtheilt! (S. 109. 354. 356. 541 u. s. w.) Was hier P. Wolfsgruber aus des Cardinals Vorträgen im Severinus-Verein, aus seinen Eingaben an Kaiser und Minister und seinen Berichterstattungen im Landtage und Reichsrathe uns mittheilt, das möchten wir jedem Seelsorger und Volksvertreter und Zeitungsredacteur zur Lesung und Beherzigung empfehlen; da mag er seine Begriffe schärfen, seine Rede mit Salz und Würze bereichern.

Der Verfasser führt uns den Cardinal auch als Staatsmann vor Augen. Rauscher glaubte beim Centralismus das Heil des Kaiserstaates zu finden, und sein Lebensbeschreiber scheint auf die gleiche Seite sich zu stellen. Mögen andere anders denken, den Lorbeerkranz begeisterter Vaterlandsliebe wird kein Oesterreicher vom Sarge Cardinal Rauschers wegreißen können.

Rother Hut und Geheimrathswürde sind gegen Schmerz und Schimpf kein Schild. Rauscher mußte die Krone seiner Werke, das Concordat, unter dem Hammer der Freimaurerei zerschellen sehen. Unter seinen Augen ward von der berüchtigten Wiener Judenpresse alles Heilige in den Koth getreten. Wohl erhob er immer wieder seine Stimme und wies in erschütternden Mahnrufen die Lenker des Staates auf den Abgrund hin, dem die gottlose Ehe, die gottlose Schule, das gottlose Gemeindewesen zutaumele. Aber der unselige Herr von Beust und der Minister Karl von Stremayr hatten für ihn taube Ohren oder höchstens — einen diplomatisch frommen Handkuß. Mag der greise Streiter zuweilen müde geworden und vielleicht da und dort einen Schritt weiter zurückgewichen sein, als seine kräftige Sprache es erwarten ließ — dieses stetige Ringen mit den kirchenfeindlichen Mächten, dieses gottergebene hoffnungsfreudige Dulden hat einen Reiz des Wehmüthigen an sich, der Mitleid und Verehrung zugleich uns einflößen muß.

Kein Katholik kann das Leben des Cardinals Rauscher lesen, ohne Gott zu danken, der in schlimmen Tagen der Kirche Oesterreichs einen großen Hohepriester erweckt hat. Reicher Dank gebührt aber auch dem Verfasser dieser Lebensbeschreibung; er hat eine Ehrenschuld des katholischen Oesterreich abgetragen, und hat dies gethan mit einer Wärme echt katholischer Gesinnung, und mit einem Schwung und einer Schönheit der Sprache, welche des erlauchten Cardinals von Wien vollkommen würdig sind.

Otto Braunsberger S. J.

Arnold von Brescia. Trauerspiel in fünf Aufzügen von **L. v. Heemstede.** 118 S. gr. 8°. Frankfurt a. M., Fössers Nachfolger, 1889. Preis in Prachteinband: *M.* 2.50.

Die dramatische Muse höheren Stils wird katholischerseits wenig oder kaum gepflegt, und das hat seinen guten Grund. An Aufführungen außerhalb der Dilettantenbühnen ist kaum zu denken; vor sog. Buchdramen herrscht eine ästhetisch berechtigte Abneigung. Betritt deshalb ein katholischer Dichter einmal wieder die Bretter — wenn auch vorderhand nur in Gedanken —, so muß ihn ein starker innerer Drang dazu treiben, und solcher Drang pflegt durchgehends auch mit wirklichem Talent gepaart zu sein. — L. v. Heemstede ist als Dichter des „Mathusala" bekannt genug, um der Kritik auf dramatischem Gebiete nicht als homo novus entgegenzutreten. Die Empfehlungen, welche das biblische Drama mit auf den Weg bekommen, sind sehr warme; die Erwartungen, welche infolge dessen der Dichter erregt hat, keine geringen. Wir haben schon deshalb seine neueste hierhin gehörige Dichtung mit großem Interesse gelesen und uns nicht gewundert, in so manchen Reden und Scenen etwas von wahrer Meisterschaft aufblitzen zu sehen, ja wir fühlen uns auch am Schluß dieses Stückes zu dem Geständniß gedrängt, hier redet ein von großen, wahren Ideen getragener Dichter, der die Sprache mit einer seltenen Kraft und Leichtigkeit seine Gedanken ausdrücken heißt, der dabei ein fleißiger, sorgfältiger Arbeiter ist, und der es deshalb verdient, daß sein Werk studirt und mehr als oberflächlich besprochen werde.

Arnold von Brescia mit seinen revolutionär-kirchenreformatorischen Plänen und Versuchen ist als historische Persönlichkeit hinreichend bekannt, wenigstens insoweit es diese literarische Besprechung eines erneuten dramatischen Versuches über sein Leben erheischt. Seine öffentliche Laufbahn umfaßt den Zeitraum von 1130—1155. Sie hat verschiedene Epochen. Der Dichter greift sie auf, wo Eugen III. 1145 im Begriffe steht, nach Rom zurückzukehren, führt sie in den fünf Akten durch bis zum Tode Arnolds und bringt somit einen Abschnitt von 10 Jahren zur Darstellung.

Der erste Act führt uns die römischen Gesandten vor, wie sie den flüchtigen Papst reumüthig anflehen, nach Rom zurückzukehren. Arnold ist ebenfalls erschienen, um Lösung der Excommunication und Buße zu erbitten, die ihm denn auch gütig gewährt werden. Kaum aber hat der Papst die Scene verlassen, als Arnold auch schon mit den ebenfalls zurückbleibenden römischen Gesandten unterhandelt und ihnen verspricht, nach dem Bußjahr sie zur Freiheit führen zu wollen. Sollte dieser allgemeine Vorsatz nicht ein allzu schwacher Haken sein, um diesen ersten Act mit dem nachfolgenden zu verankern? Zwischen dem Versprechen und der Ausführung liegt im günstigsten Falle ein Jahr Kirchenbuße; es kann inzwischen vieles anders werden; es übermittelt also der erste Act dem zweiten kein festumgrenztes drängendes Motiv oder Programm, mit anderen Worten — es ist kein rechter Knoten geschürzt oder auch nur angesponnen. Gälte es noch ein psychologisches Moment; hier etwa die Zuspitzung des ersten Actes auf die Frage: wird die Buße das Herz des

Verblendeten zur Einsicht, bringen oder wird er halsstarrig bleiben, d. h. kurz: wie wird sich der Charakter Arnolds entwickeln? Allein diese Frage wird nicht gestellt, im Gegentheil, sie wird durch den ganz fertigen Rebellenton ausgeschlossen, und das halten wir für eine Schwäche der Dichtung.

Der zweite Act führt uns nach Rom. Das Bußjahr ist vollendet. Arnold predigt Aufruhr oder vielmehr hat schon vor Beginn des Actes Aufruhr gepredigt; das Volk dringt in den Palast des Papstes und fordert Freiheit. Draußen vor den Fenstern spricht Arnold zu der Menge — drinnen tritt der Papst ans Fenster und redet von dort seinerseits zum Volk. Eine Entscheidung zwischen draußen und drinnen wird nicht getroffen; nach einer feierlichen Rede Eugens, die ruhig angehört wird, fällt der Vorhang. Eine Spitze hat somit auch dieser Act nicht; auch er vererbt seinem Nachfolger keine unvollendete Einzelthat, sondern nur im allgemeinen das Thema: Arnold der Empörer und Ketzer. Im Charakter Arnolds ist ebensowenig eine Aenderung als in demjenigen Eugens eingetreten. Ein Anschluß an eine Einzelhandlung des ersten Actes, d. h. der Causalnexus fehlt, die künstlerische Einheit der Handlung ist nicht vorhanden, und das scheint uns dramatisch doch nicht recht zulässig.

Im dritten Act herrscht Papst Hadrian. Der Dichter zeigt uns das Volk, des Herrschaftsspieles und — des Interdictes müde, wie es sich nach dem Papst und dem Frieden sehnt. Arnold tritt zu einer solchen Gruppe Bürger, hält wieder einige seiner Brandreden und wird schließlich von einem Gerichtsdiener vor die Wahl gestellt: Haft in Rom oder Verbannung. Der schwankende Volkshaufen macht einen Versuch, ihn zu befreien, aber schließlich wählt Arnold die Verbannung und bittet den Diener, ihn ans Thor der Stadt zu bringen; er will zum Grafen Campagnatico. Hadrian zieht ein. Tedeum — Volksjubel. Könnte hier das Stück nicht abschließen? Ja müßte es dies nicht sogar, da von jetzt ab Arnold nur eine passive Rolle spielt? Aber sehen wir davon ab; ist ein solcher Ruhepunkt, wie es der unwidersprochene, rückhaltlose Sieg Hadrians ist, nicht ein undramatischer Schluß für einen dritten Act eines fünfactigen Drama's? Was erwartet der Leser oder Zuschauer noch? Weiß er überhaupt ohne Theaterzettel, daß noch etwas kommen soll, und eventuell, was kommen müßte? Nein — und das scheint uns wiederum eine Schwäche des Planes.

Der vierte Act führt uns in's Lager Barbarossa's nach Sutri und läßt uns den Verhandlungen des deutschen Königs mit dem Legaten des Papstes anwohnen, in denen auch der Auslieferung Arnolds Erwähnung geschieht. Leider bringt die Verweigerung des officium stratoris (Stegreif) einen plötzlichen Mißklang in die schöne Harmonie zwischen Imperium und Sacerdotium, der sich indessen auflöst durch das Erscheinen des gefesselten Arnold, welcher auch Friedrich gegenüber seinen Trotz beibehält, so daß der Kaiser entscheidet, der Gerechtigkeit solle ihr Lauf gelassen werden; dem Papst wolle er, der König, alles leisten, was dem Ansehen der Krone nicht widerspricht.

Der Ausgang des Laufes der Gerechtigkeit ist der Inhalt des fünften Actes. Früh am Morgen, außerhalb der Stadt, soll der Mönch im Stillen hingerichtet werden. Der Sünder bleibt verstockt bis zuletzt. Einige Bürger

kommen zufällig hinzu, zuletzt auch der Kaiser — ebenso zufällig. Es wird noch hin und her geredet, bis Arnold schließlich selbst den Feuerbrand auf den Scheiterhaufen wirft, auf den er gesprungen ist. Der Kaiser mit dem Volk zieht ab zur Kaiserkrönung in St. Peter. Offen gestanden, dieser ganze fünfte Act mit seinem Galgen und Scheiterhaufen, der nachtschlafenden Morgenfrühe, dem Ungewissen und Heimlichen in der Urtheilsvollstreckung, dem zufälligen Kommen und Gehen der Bürger und des Kaisers, welch letzterer übrigens von einem über den Mönch ergangenen Urtheil nichts zu wissen scheint — dem bis zum letzten Athemzug in seinen Ideen so fest und begeistert befangenen Arnold, daß es unentschieden bleibt, ob er bloß Schwärmer oder Rebell ist — kurz dieser ganze fünfte Act scheint uns das Schwächste am ganzen Stück und ein bedauerlicher Mißgriff des Dichters.

Ueberblicken wir nach dieser kurzen Inhaltsangabe das Ganze, so sehen wir, daß v. Heemstede mehr eine Historie als ein strenggeschlossenes Drama geschrieben hat. Aber selbst als Historie fehlt dem Stück der rechte Mittelpunkt; denn Arnold von Brescia ist ein solcher nicht, da er nicht die Haupt- und auch nicht die treibende Person bildet. Wir interessiren uns — und das ist die größte Schwäche des Stückes als Drama — für keine der Personen *nachhaltig*, wenn sie auch in dem Augenblick, wo sie vor uns stehen, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, ja unsere Sympathie oder Antipathie herausfordern, was jedenfalls ein klares Zeugniß für das Können des Dichters ablegt. v. Heemstede kennt ganz genau die geringe Anziehungskraft der jedesmaligen Haupthandlung, er sucht deshalb in die Nebencharaktere individuellen Reiz zu legen, und es gelingt ihm dies auch regelmäßig dort zur höchsten Zufriedenheit, wo solche Individualisirung durch einen kühnen Strich, ein komisches Epigramm geschehen kann, wo er uns *fertige* Personen schildert; weniger zufriedenstellend ist diese Charakteristik, wo der Charakter schwankt, und hier liegt der Mangel nicht in Stellung der Frage, die im Gegentheil, z. B. bei Cardinal Ottaviano, eine treffliche ist, sondern darin, daß später die Lösung der Frage nicht gegeben wird. Andere Male tauchen auch Motive auf, deren Grund wir nicht kennen, so die Hausherrschaft der Frau Guido's und die Brautschaft Nicolo's.

Der letzte Grund der *dramatischen* Schwäche des Stückes liegt unserer Ansicht nach darin, daß der Dichter sich zu ängstlich an die Geschichte angeschlossen hat. Drama und Geschichte sind zweierlei und von doppeltem Gesetz beherrscht. Das Theater ist nicht da, um den Gang der pragmatischen Geschichte zu lehren, sondern den Geist und die Seele derselben in künstlerisch einheitlich concipirter und ausgeführter Handlung vorzustellen. Der Dichter hat gewiß all die am Schluß aufgeführten Autoren mit Nutzen gelesen; aber besser wäre es gewesen, nach dem Studium eines einzigen, objectiv geschichtlichen Werkes seine poetische Fabel gleich zu entwerfen, die sich dann einzig und allein um den *Charakter* Arnolds hätte drehen müssen, die uns also eine Handlung — ob in Rom, in Paris, in Basel oder Sutri, kurz wo immer — vorgeführt, *in der sich dieser Charakter vor unseren Augen entwickelt hätte*, die ganz auf diesem Charakter geruht, deren

Mittelpunkt und ständiger Hauptträger dieser Charakter gewesen wäre. Lieferte die Geschichte keine solche That, so war es von allererster künstlerischer Nothwendigkeit, sie zu erfinden im Rahmen der moralischen Möglichkeit. Wie das Stück vorliegt, müssen wir gestehen: Arnold von Brescia ist kein tragischer Charakter. Dazu muß ihn erst die Kunst eines Dichters machen. Ob das möglich ist vom katholischen Standpunkt aus? Wir glauben wohl; nur muß dann das menschliche Motiv der Eifersucht auf Bernhard mehr hervortreten; wir müssen Arnold zuerst groß und gut — fast wie Bernhard sehen, dann ihn in einer einheitlichen Handlung immer tiefer sinken und zuletzt, von der Eitelkeit und der Nutzlosigkeit seines Strebens — wenn auch nur in diabolischem Wuthgefühl — überzeugt, in sich zusammenbrechen erblicken. Wir müssen Arnold geachtet haben, um ihn bemitleiden zu können. Hätte der Dichter etwa die letzten Tage des Bußjahres aufgegriffen, uns Arnold wirklich reumüthig vorgeführt voll besten Willens; ihn dann durch irgend einen Schritt Bernhards und Eugens langsam vor unseren Augen noch einmal die ganze Entwickelung zum Rebellen — aber unter stetem Kampf des besseren Theiles gegen die anschwellende Bosheit — durchmachen lassen, ihn danach zum kirchenpolitischen Demagogen gemacht, der sich unter Zuhilfenahme des römischen Mobs gegen Papst und Kaiser auflehnt, in einer einheitlichen, rasch sich drängenden Handlung, um am Schluß dieser Handlung zu unterliegen, äußerlich und innerlich gebrochen, so würden wir eine solche freie Behandlung der Geschichte dramatisch richtiger finden als den engen Anschluß v. Heemstede's an die Chronisten. Heemstede wäre übrigens der Mann, den von uns skizzirten Plan herrlich auszuführen, das zeigt seine jetzige Arbeit hinreichend.

Aber lag diese Art der Behandlung in seinem Plane? War sein Streben überhaupt auf ein eigentliches Drama gerichtet? — Wir thäten dem feinfühligen Dichter und Kritiker unrecht, wollten wir ihm dieses zumuthen. Heemstede kennt jedenfalls sehr wohl die dramatischen Schwächen seines Stückes, und wenn er sie trotzdem hat bestehen lassen, so folgt daraus, daß ihm ein anderes Ziel vorschwebte, dem er als einem höhern Gute die technischen Forderungen opfern zu können glaubte. Er wollte in erster Linie uns den wahren geschichtlichen Charakter Arnolds nach seiner ganzen Erbärmlichkeit in streng geschichtlichen Bildern zeigen, die behufs größerer Wirkung dramatisch eingekleidet sein sollten. Wie Arnold von der andern Seite sich tendenziös hat zum Helden machen lassen müssen, so wollte Heemstede ihm dramatisch den Glorienschein rauben, ihn auf offener Bühne seines Königsmantels der Freiheitsapostel und seines Heldenthums entkleiden, er wollte ihn uns ad oculos als einen demagogischen kleinlichen Krakehler vorführen, und diesen Zweck hat der Dichter vollauf erreicht. Wer wollte läugnen, daß dieser Zweck angesichts der ewig fortwuchernden Geschichtslüge ein anstrebenswerther, ein sehr berechtigter ist? Ja wir gehen noch weiter und sagen: Wenn auch dieser Zweck in der von uns oben angegebenen Weise zugleich wirksam und künstlerisch zu erreichen war, so hätte es von der andern Seite doch vielleicht nicht an Stimmen gefehlt, die nach Geschichtsfälschung geschrieen hätten. So unberechtigt dieser

Vorwurf nun auch gewesen, er hätte doch dem Zwecke des Dichters schaden können, und so müssen und wollen wir ihm zugestehen, daß er praktisch das Sicherere gewählt hat.

Die Sprache des ganzen Stückes ist eine sehr schöne, volltönend und pathetisch je nach Umständen.

Am besten gelungen in der vorliegenden Fassung scheinen uns die Volksscenen und die halbkomisch-satirischen Auftritte, z. B. die prächtige Römergesandtschaft vor Barbarossa. Diese kindische Prahlerei der Bürger und der gutmüthige Spott des Kaisers sind prachtvoll. Sehr gut ist überhaupt dieser ganze vierte Akt als selbständiges Stück. Die Charakteristik der einzelnen Personen ist hier trefflich, vor allem Barbarossa selbst, dann diejenige des Kanzlers Rainald von Dassel. Zum Schlusse geben wir als Probe der dramatischen Beredsamkeit v. Heemstede's — der er leider bisweilen nur gar zu sehr die Zügel schießen läßt — die letzte Rede Barbarossa's wieder. Die rebellischen Bürger haben, bevor sie den König, der mit dem Papst bereits alles abgemacht und vereinbart hat, nun auch ihrerseits zur Kaiserkrönung in Rom wollen einziehen lassen, gewisse, sagen wir starke Forderungen an den Kaiser gestellt, alles hochpathetisch-komisch im Namen der ewigen Roma, als deren Vertreter sich ja jeder römische Schusterjunge fühlt. Sie schließen:

„... und meinen Rittern,
Die jubelnd euch vom Capitol begrüßen,
Zahlt ihr fünftausend Pfund in Silber aus,
Mit feierlicher Urkund' dies bestätigend
Und schwörend zur Beseitigung aller Zweifel,
Daß ihr ...

Barbarossa.

Daß wir im höchsten Maß erstaunt
Ob eurer Kühnheit sind und eurer Thorheit,
Die sich vermißt, mit alter Tugend Fetzen
Armselige Schande zu bedecken. Geht,
Ihr eitlen Träumer von vergang'ner Größe!
Gedenket doch des Spruchs des alten Römers:
‚Aus diesem Staate wich die Tugend längst,
Auch er verfiel dem Wechsel aller Zeiten!'
Was fechtet ihr mit Worten? Sehet hier
(auf seine deutsche Umgebung weisend)
Die tapf're Ritterschaft, das tüchtige Volk!
Nicht nur die Herrschaft fiel den Deutschen zu,
Nein, auch die Tugend. Hier ist Zucht und Treue,
Gehorsam, Muth und schlichte Pflichterfüllung;
Bei euch herrscht Willkür, Stolz und Wankelmuth,
Und leeres Spiel mit Worten und mit Eiden.
Es mußten deutsche Fürsten euch regieren
Und deutsche Ritter für euch kämpfen, weil
Ihr rath- und kraftlos seid.... Unsinnige Rede!
Ihr riefet uns, damit von eurer Gnade
Wir Kron' und Bürgerrecht empfingen?! Ja!

Wir kommen, weil ihr rieft, doch wie ein Retter
Aus Schand und Noth, nicht wie ein Bittender.
Ihr fordert Schutz und Recht, — ihr sollt sie haben,
Doch nach Verdienst! Wir lassen uns nicht täuschen,
Wir schützen den Geringsten wie den Größten.
Ihr fordert die Bestätigung der Gesetze —
Wo sind Gesetze, die nicht wir gemacht?
Will jetzt das Volk dem Fürsten Regeln stellen?!
Ihr fordert Geld in eigennütz'ger Gier —
Nichtswürdige! Von Gefang'nen fordert man
Ein Lösegeld, doch königlichen Lohn
Erhält der Tapf're nur, nicht jener, der
Ertrotzen will, was nimmer ihm gebührt, —
Der hat sein Recht verwirkt! Ihr fordert Eide?!
Verblendete! vom König, dem allein
Der Eid geleistet wird! So wisset denn:
Sein Will' ist euch Gesetz, sein einfach Wort
Gilt mehr als euer Eid. Das sagt den Römern,
Ihr Herrn! Und sollten sie der Worte Sinn
Nicht fassen, nun so macht sie ihnen klar,
Eh' deutsche Fäuste sie mit Nachdruck euch
Auf euren Rücken schreiben."

Die Ausstattung des Buches ist eine schöne; der „Prachteinband" lag uns nicht vor. W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Domprobst Dr. Joseph Ernst,** der erste Regens des bischöflichen Seminars zu Eichstätt. Eine Lebensskizze, gezeichnet zur goldenen Jubelfeier genannten Seminars im Jahre 1888 von Dr. Fr. v. P. Morgott, Domkapitular und Lycealprofessor. Der Reinertrag ist für das bischöfliche Seminar bestimmt. 90 S. 8°. Eichstätt, Ph. Brönner (A. Hornik), 1888. Preis: 30 *Pf.*

2. **Das bischöfliche Seminar in Eichstätt.** Festschrift zum 50jährigen Jubiläum seines Bestehens. Von Joseph Hollweck, Assistent im bischöflichen Seminar. Der Reinertrag ist für das bischöfl. Seminar bestimmt. VII u. 135 S. 8°. Ebenda, 1888.

Am 14. October 1838 traten die ersten 20 Zöglinge in das Eichstätter Seminar ein, am 8. November begingen sie den ersten Festtag, den Bischof Reisach mit einem Pontificalamte und einer warmen Ansprache verherrlichte. In den 50 seither verflossenen Jahren gingen Hunderte von Priestern aus dieser Pflanzschule der Wissenschaft und Tugend hervor. Das Seminar ward zur Quelle des Heiles und Segens

für Tausende. Man hatte in der That Grund, das goldene Jubiläum im vergangenen Herbst zu feiern. Und Eichstätt hat es gefeiert in würdiger Weise. Diesem Anlaß verdanken die beiden angezeigten Schriften ihre Entstehung.

1. Es war nicht die Absicht des hochw. Verfassers, ein erschöpfendes Lebensbild zu zeichnen, sondern es glaubte derselbe sich nur im Stande, „eine matte Federzeichnung" zu liefern, deren Anblick genügen würde, in den ehemaligen Zöglingen und Freunden des am 21. Februar 1869 Verblichenen die Erinnerung an die lebensvolle Wirklichkeit wachzurufen. Dennoch aber bietet das Schriftchen des Erbauenden und Belehrenden genug, und man freut sich, einen Mann kennen zu lernen, dessen Namen nicht in die weite Oeffentlichkeit gedrungen ist, weil er mit P. Lacroix den Grundsatz gewählt hatte: „Wir wollen im Stillen wirken; es ist mehr Segen darauf; was wächst, macht kein Geräusch." Obwohl Dr. Ernst schon in frühester Jugend zum Priesterthum sich berufen fühlte, gelang es ihm erst im 17. Lebensjahre, seine Studienlaufbahn zu beginnen; aber mit einer Standhaftigkeit und Energie, die ein Zeichen seines göttlichen Berufes und besonderer Auserwählung war, arbeitete er sich empor, bis er im Jahre 1827 in Straubing das Gymnasium mit Glanz absolvirte. Sein neunjähriger Aufenthalt im Germanicum zu Rom war für ihn gleichsam die Probezeit für seine künftige Lebensstellung. Während nahezu 25 Jahren wirkte er auf das segensreichste als Seminarregens. All „sein Sinnen und Denken, sein Wachen und Sorgen, sein Beten und Arbeiten und Leiden gehörte dem Seminar". Darum vermied er auch schriftstellerische Thätigkeit wohl aus Furcht, seinen Zöglingen und Schülern auch nur einen Theil seiner Zeit und Kraft zu entziehen. „Seine Werke, einflußreicher als todte Schriften," sagt von ihm der Verfasser, „sind seine Schüler, die von seinem Geiste entzündet und von seinen Ideen befruchtet in der Seelsorge wirken oder auf der Lehrkanzel seine Traditionen fortpflanzen, aber auch als Schriftsteller auf allen Gebieten der Theologie, Philosophie und Geschichte in mannigfacher Weise sich bethätigen. Das Buch, in dem sein Geist lebt und spricht, ist das Seminar selbst, das er gegründet."

2. Die Festschrift ergänzt sich mit der vorigen gleichsam zu einem Bild. Wenn — wie es an einer Stelle in derselben heißt — die Geschichte eines Seminars die Geschichte der Diöcese in sich birgt, zu der es gehört, so darf die besprochene Schrift schon darum ein weitgehendes Interesse beanspruchen, um so mehr, als die Bildung des Eichstätter Seminars den Anstoß gab zur Bildung ähnlicher Seminare in Deutschland und Oesterreich. Die Bedeutung desselben reicht somit weit über Bayerns Grenzen hinaus, und alle diejenigen, welche sich für Deutschlands kirchliche Verhältnisse in diesem Jahrhundert interessiren und besonders jene, welche sich mit der Seminarfrage beschäftigen, werden die mit Sachkunde und Liebe geschriebene Broschüre mit Interesse und mit Nutzen lesen. Was bei einem Seminar in ascetischer, wissenschaftlicher, gesundheitlicher und finanzieller Beziehung in Frage kömmt, findet hier, soviel es in dem engen Rahmen geschehen kann, besonders in den vielfach angeführten Actenstücken Bischofs Karl August Graf v. Reisach seine principielle Erörterung und erfahrungsgemäße Beleuchtung. Am meisten gereicht es dem Seminar zum Ruhme, daß sich Professor Deutingers Wunsch, den derselbe nach einem Besuche daselbst im Jahre 1849 aussprach, gerade durch das von Eichstätt ausgegebene Beispiel vielfach schon erfüllt hat: „Wäre überall ein solches geistig blühendes Streben, wären überall solche Führer der jugendlichen Kräfte, so würden wir bald auch das geistige Angesicht der Erde sich erneuern und eine neue Stadt Gottes vom Himmel herabsteigen sehen, paratam sicut sponsam ornatam viro suo."

Zur Kunstgeschichte der Stadt Eichstätt. Vortrag gehalten auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft zu Eichstätt am 25. September 1888 von Joseph Schlecht, Kaplan bei St. Walpurg, Secretär des historischen Vereins Eichstätt. 52 S. 8°. Eichstätt, Brönner, 1888. Preis: *M.* 1.

Wo immer man mit Ernst an der Hand der Denkmäler in die christliche Vorzeit sich vertieft, findet man reiches Leben, ernstes Streben und herrliche Erfolge. Der hier gedruckt vorliegende, ebenso fließende als inhaltsreiche Vortrag eröffnet einen lichten Blick in ein bis dahin kaum beachtetes Kunstgebiet, das seine freundlichen Blüten der freigebigen Hand der Eichstätter Bischöfe verdankt. Viel ist auch in dieser alten Bischofsstadt untergegangen bei den traurigen Verirrungen, welche Deutschland in Folge der Reformation und der Revolution so oft verwüstet haben. Der erhaltene Rest und die Erinnerung an das Verlorene genügen, ein anschauliches Bild der Kunstgeschichte der Stadt auszumalen. Mit Recht ist der Rahmen so weit gespannt, daß auch die nachgotischen Meisterwerke zur Geltung kommen. So dürfen wir dem Verfasser zu seiner Arbeit, deren Kürze Lob verdient, weil sie mit Umgehung des Minderwichtigen die Hauptsache erfolgreich schildert, zu seinem mustergiltigen und sehr lesenswerthen Beitrag zur Geschichte der deutschen Kunst und Cultur Glück wünschen.

Des heiligen Petrus Aufenthalt, Episkopat und Tod zu Rom, das geschichtliche Fundament des Primates der Römischen Bischöfe. Eine historisch-apologetische Studie von Wilh. Esser, Dr. theol. et philos. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit. V u. 172 S. 8°. Breslau, Görlich & Coch, 1889. Preis: *M.* 2.50.

Der hochw. Verfasser hat sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, die wichtige Thatsache des römischen Aufenthaltes Petri einem größern Leserkreis vorzulegen. Die Gegner des Primates suchen mit Schriften und Schriftchen dieses unzweifelhaft gewisse Ereigniß derartig aus dem Bewußtsein des christlichen Volkes zu entfernen, daß es sehr angebracht war, in fließender Darstellung, welche oft bis zum rednerischen Schwung sich erhebt, diese Wahrheit dem großen Kreise der Gebildeten wieder vorzuführen. Es ist ja nicht jedem möglich, selbständige Quellenstudien zu machen; um so lieber wird ein solcher zu dieser Schrift greifen, welche ein anziehendes Gesammtbild des bisher zugänglichen Quellenmaterials bietet. Uebersichtlich wird die ganze Frage in zwei Haupttheile zerlegt: 1. Petrus war in Rom; 2. Petrus ist daselbst nach 25jährigem Episkopat gestorben. Im Interesse der Sache sei es gestattet, einige Ausstellungen geltend zu machen. Leute wie Mücke und Gavazzi verdienen wohl kaum Erwähnung, geschweige eine ausführliche Widerlegung. Das Verzeichniß der Protestanten, welche Petri Anwesenheit und Tod in Rom zugeben, ist etwas mager. Auf S. 81 durfte de Rossi nicht als unbedingter Vertheidiger der Linus-Inschrift aufgeführt werden, da er ja nachträglich seine Meinung geändert hat. S. 22 läßt es der Verfasser dahingestellt, ob der Clemensbrief im Jahr 65 oder 90 abgefaßt sei; das widerstreitet aber dem auf S. 19 Gesagten, daß nämlich Clemens diesen Brief als Papst geschrieben habe. Aus Eusebius II, 15 kann nicht bewiesen werden, daß Papias unter der Bezeichnung „Babylon" im ersten Petrusbriefe „Rom" verstanden habe. Das φασίν, worauf man sich stützt, geht nicht auf Papias und Clemens von Alexandrien, sondern ist nichts weiter als das lateinische dicunt, tradunt: man sagt. Wenige Zeilen vorher gebraucht Eusebius dasselbe Wort in derselben Bedeutung. Ein Zweifel darüber, ob der Kephas im Galaterbrief der Apostel Petrus sei, ist kaum

mehr möglich. Ob es gerechtfertigt ist, die bekannte Erzählung vom Raube der Apostelleiber durch die Orientalen als „unzweifelhaft historisch" zu betrachten (S. 84), scheint doch sehr fraglich. Die Inschrift des Papstes Damasus, auf welche man sich für diese Ansicht stützt, gibt einen sehr guten andern Sinn. Das Wort „defendere" in dieser Inschrift bedeutet nicht: „vertheidigen", sondern einfach: „sein nennen", was auch viel besser in den Zusammenhang paßt. In derselben Bedeutung findet sich defendere bei dem zeitgenössischen Optat von Mileve (de schism. II, 2), sowie später bei Victor von Vita (I, 13). Damasus drückt hier dichterisch den gleichen Gedanken aus, welchen vor ihm schon Tertullian (Scorp. 15) hervorgehoben hatte. Das Kapitel „Die Richtstätte St. Peters zu Rom" ist etwas zu kurz ausgefallen. Die Acten des hl. Scharbil können nicht ohne weiteres als vollgiltiger Beweis dienen.

Étude critique sur la composition de la Genèse, par P. Julian, Docteur en Théologie. IV et 254 p. kl. 8°. Paris, P. Lethielleux, 1888. Preis: *M.* 2.

Die Arbeit will als Leitfaden in gedrängter Kürze über die so vielseitige Frage der Composition der Genesis orientiren. Zuerst wird an die kirchliche Lehre von der Authentie und Inspiration erinnert. Dann werden die Hauptargumente der Documenten-Hypothese auseinandergesetzt: Verschiedenheiten der Gottesnamen, des Stiles, der Auffassung, Wiederholungen, Widersprüche, Verwandtschaft der Fragmente unter sich. Endlich wird dargethan, wie sich diese Ansicht weder mit der kirchlichen Lehre von der Authentie, noch mit derjenigen von der Inspiration vertrage. Mit ersterer nicht, weil die mosaische Autorschaft des Pentateuch, wenn auch noch nicht definirt, doch zum Depositum fidei gehört, Moses aber weder der Autor der einzelnen angeblichen Documente, noch der schließliche Redacteur sein kann. Nicht mit letzterer, weil man weder eine vorhergehende Inspiration der einzelnen Urkunden, noch eine Inspiration des dieselben verarbeitenden Redacteurs annehmen kann. Schließlich wird nachgewiesen, wie mangelhaft alle Argumente der Gegner seien.

Geschichtslügen. Eine Widerlegung landläufiger Entstellungen auf dem Gebiete der Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Kirchengeschichte. Auf's neue bearbeitet von drei Freunden der Wahrheit. Achte und neunte Auflage. XV u. 620 S. 12°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 4.50; geb. *M.* 5.50.

Seitdem wir die vierte Auflage der „Geschichtslügen" besprachen (Bd. XXIX. S. 343 f.), hat das Werk nicht bloß durch rasch sich folgende Auflagen stets weitere Verbreitung gefunden, sondern auch an innerer Vervollkommnung neuen Zuwachs erhalten. Die einzelnen Artikel bekunden überall die ergänzende und verbessernde Hand, die neueste Literatur in den behandelten Fragen ist gewissenhaft zu Rathe gezogen. Uebersetzungen ins Französische, Englische, Holländische, Polnische, Ungarische und neuestens ins Böhmische beweisen, wie allseitig die Brauchbarkeit eines solchen kurzen Nachschlagebuches anerkannt wird. Die Feinde werden nicht müde, alte, hundertmal widerlegte Lügen zu wiederholen, die Kirche, ihre Einrichtungen, ihre Lenker zu beschimpfen und zu verleumden, ja ihre rechtliche Existenz selbst anzugreifen. Da ist es nothwendig, daß den Katholiken in kurzer, knapper Form das Material geboten werde, jene Lügen zurückzuweisen, und daß sie selbst in ihren Ueberzeugungen befestigt werden. Einzelne Artikel sind bei den Neu-Auflagen hinzugekommen, wie die immer auftauchenden Angriffe es nöthig oder wünschenswerth machten. Auch die gegen uns

sogar vom Ministertisch ausgespielte belgische Arbeiterrevolution jüngsten Datums ist nicht übergangen. — Man hört ja nicht selten den Einwand: wozu immer wieder antworten auf nichtssagende Lügen, die längst widerlegt sind und sehr häufig den Stempel gehässiger Erfindung klar an der Stirne tragen? Die Wahrheit wurde so oft und so laut gesagt, daß jeder, der hören will, sie kennen muß. Ganz richtig. Soll und darf man aber schweigen, wenn die Lüge Tag um Tag sich breit macht? Zuweilen drängt sich fast der Gedanke auf, wir hätten von katholischer Seite an Schweigen und Zuwarten uns zu viel gewöhnt. Wir bekennen uns zum Grundsatz: Die Wahrheit muß und wird doch siegen. Er bildet unsere Hoffnung. Mit Recht. Aber die Wahrheit *soll* siegen — das liegt in den Absichten der Vorsehung — zunächst dadurch, daß ihr Vertheidiger erstehen in jenen, die sie kennen und lieben. Ermüdet die Lüge nicht in ihren Schmähungen, so dürfen auch wir nicht ermüden im Zeugniß für die Wahrheit. — Wie wir vernehmen, ist eine weitere Folge von Besprechungen moderner Geschichtslügen geplant. Wir können dazu den Verfassern nur von Herzen Glück und dem neuen Unternehmen dieselben Erfolge wünschen, wie sie das vorliegende Werk so rasch errungen hat.

Elementa philosophiae theoreticae et practicae, auctore J. B. Jaccoud, S. Theol. Magistro, necnon et Philosophiae Professore. XXX et 520 p. 8°. Friburgi Helvetiorum, Typis consociationis Sancti Pauli (Imprimerie de l'Oeuvre de St. Paul), 1887.

Voll Verehrung für die christliche Philosophie, mit einer gründlichen Kenntniß des hl. Thomas ausgerüstet, nüchtern in der Aufstellung und Behandlung privater Ansichten, sucht der hochw. Herr Verfasser unter Berücksichtigung des heutigen Standes der Naturwissenschaften hauptsächlich die sicheren und klaren Hauptsätze der Philosophie zu erörtern, zu begründen und, wo nöthig, gegen jetzt landläufige wichtigere Angriffe zu vertheidigen. Er will den Schülern die wahren Grundsätze und eine ernste Geistesrichtung für das Leben und für weitere Studien geben, und er unterzieht sich dieser Aufgabe in einem mäßigen Bande, der selbstverständlich sich auf das Wesentliche beschränken muß. Der gut ausgewählte Stoff wird stets auf die höchsten Principien, namentlich auf die Zweckursache zurückgeführt. Im Lichte dieser Principien läßt er dann die Dinge klar, schlicht, einleuchtend und logisch vor unseren Augen sich entwickeln. Die Entwickelung fesselt die Aufmerksamkeit um so leichter, als sie nicht weniger im Bereich der Wirklichkeit als in dem der Abstraction sich vollzieht. Sie bringt unseren Verstand in Berührung mit den Dingen, die uns umgeben und angehen, nöthigt aber gleichzeitig zu klarem, logischem Denken und übt darin. Einzelne Sätze und Beweise dürften jedoch beanstandet werden, z. B. daß die Hölle ewig sein muß, *weil* die Verdammten nur Einen Act hätten (516). Die Mitwirkung Gottes soll eben deshalb unsere Freiheit nicht hindern und keine *praedeterminans* sein, weil sie ein ewiger einfacher Act ist, dem nichts zukünftig, alles gegenwärtig ist (323); allein nicht der Act Gottes in sich, sondern dessen äußerer Einfluß auf das Handeln des Geschöpfes kommt hier in Betracht. Die Behauptung, der Raum sei eine Substanz (377), ist höchstens insofern zuzugeben, als in ihr etwa der Aethertheorie Rechnung getragen wird; sonst ist gegen die Beweisführung zu bemerken, daß der Raum, sofern er sich von den Körpern unterscheidet, kein Subjectum *quod* motus localis, translationis lucis etc. ist. Diese kleinen Unebenheiten dürfen uns jedoch nicht hindern, voll und ganz dem Wunsche Sr. bischöflichen Gnaden des Msgr. C. Mermillod uns anzuschließen, das Werk möge in recht vielen katholischen Schulen Aufnahme und Verwendung finden.

Il Valore del Sillabo, studio teologico e storico del P. Carlo Giuseppe Rinaldi d. C. d. G. con appendice di documenti. XXIII et 300 p. kl. 8°. Roma, Amministrazione della Civiltà cattolica, 1889.

Der Verfasser bietet hier dem Publikum in erweiterter Form eine Arbeit, welche er in einer Reihe von Artikeln in der Civiltà cattolica 1887 veröffentlicht hat. Der Zweck ist, den dogmatischen Charakter des Syllabus Pius' IX. vom Jahre 1864 nachzuweisen. Der Ausdruck „Dogma" ist natürlich im weitern Sinne, nicht im engern Sinne einer förmlichen Glaubenslehre bezüglich aller Thesen, zu nehmen. Im katholischen Deutschland ist der Streit über den dogmatischen Charakter des Syllabus wohl verstummt, in Italien scheint das nicht so zu sein. Doch derjenige würde irren, der vorliegender Schrift darum nur ein locales Interesse beilegen wollte. Ganz besonders werthvoll sind die geschichtlichen Mittheilungen, welche im 6. und im 30. Kapitel innerhalb des theologischen Beweises und neben demselben gemacht werden: sie beleuchten nicht nur die Geschichte des Syllabus, seine Vorbereitung, seine Abfassung und seine Aufnahme, sondern sie werfen auch Licht auf mehrere der päpstlichen Actenstücke, denen die Thesen des Syllabus entnommen sind. Die authentischen Aufzeichnungen des nachmaligen Cardinal-Staatssecretärs Jacobini, welcher damals als Secretär bei den meisten Commissionssitzungen in der ersten Periode der Vorarbeiten zum Syllabus thätig war, wurden dem Verfasser zur Verfügung gestellt und gaben ihm das zuverlässigste Material für die geschichtlichen Notizen. — Die Verurtheilung der Grundirrthümer unserer Zeit war schon seit Anfang der fünfziger Jahre die Absicht Pius' IX.; die Idee, diese Irrthümer in eine Sammlung zusammenzustellen, scheint hauptsächlich vom jetzt regierenden Heiligen Vater ausgegangen zu sein. Im Jahre 1862 war eine solche Zusammenstellung mit einem, jedem irrthümlichen Satze beigefügten Grade der Verwerfung nahezu fertig: als die ganze Sache auf eine noch nicht aufgeklärte Weise vor der Zeit in die Oeffentlichkeit drang und Pius IX. durch diese Wendung der Dinge bestimmt wurde, eine ganz andere Art der Verurtheilung zu wählen, wie sie jetzt in der Encyklika Quanta cura und dem beigefügten, an alle Bischöfe des Erdkreises versandten Syllabus vorliegt. — Manche Sagen und Vermuthungen über die Entstehung des Syllabus werden in vorliegender Schrift auf ihren wahren Werth zurückgeführt. Der Syllabus, so riefen seine Gegner vielfach, sei ein Werk der Jesuiten; jetzt stellt sich heraus, daß bei den vorbereitenden Commissionen nur ein einziger Jesuit war. Dann wurde der verstorbene Cardinal Bilio als Verfasser des Syllabus genannt: die Wahrheit ist, daß nach Aushebung der 80 Thesen aus den verschiedenen Actenstücken Pius' IX. Cardinal Bilio darauf aufmerksam machte, es sei angezeigt, bei den einzelnen Thesen auf die Actenstücke zu verweisen, welchen sie entnommen sind, und daß diese nur ergänzende Arbeit von der Commission dann ihm selber überwiesen wurde. Hiermit haben wir nur ein paar Punkte angeführt; zur weitern Orientirung über die Geschichte und Tragweite des Syllabus müssen wir auf die Schrift selbst verweisen.

Leitsterne auf dem Lebenspfad. Zweitausend Aussprüche neuerer deutscher Dichter für Geist und Herz. Mit vielen Originalbeiträgen lebender deutscher Dichter. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Keiter. 582 S. kl. 8°. Münster, Aschendorff, 1889. Preis: *M.* 5.

In einer bis auf die vier minderwerthigen Vollbilder wahrhaft schönen und handlichen Ausstattung bietet uns das vorliegende Buch eine großartige Menge von Kernsprüchen der Lebensweisheit, die das Wort zu bewahrheiten scheinen, wir seien

ein „Volk von Dichtern und Denkern“. Es fehlt unserer Literatur nicht an Gnomen-Anthologien, und so haben wir das Recht zu fragen, ob eine neue Sammlung durch ihren eigenartigen Charakter ihr Recht zum Dasein erweisen könne. Das ist denn bei der vorliegenden durchaus zu bejahen. Daß sie erstens durch ihren Reichthum die meisten ihrer Vorgängerinnen übertrifft, und daß sie mit feinem Tact und feinem Verständniß für den echten Geist der poetischen Gnome veranstaltet ist, sind gewiß große Vorzüge. Im Gegensatz zu fast allen Sammlungen kann aber ferner die vorliegende auch der reifern Jugend ohne Bedenken in die Hand gegeben werden. Als besondere Eigenthümlichkeiten der „Leitsterne“ soll es endlich bezeichnet werden, daß sie aus verschiedenen Gründen nur Sentenzen in gebundener Rede bringen, sowie daß sie eine große Anzahl ungedruckter Beiträge hervorragender Dichter enthalten. Trotz der außerordentlichen Fülle des Stoffes ist die Uebersichtlichkeit streng gewahrt. Die einzelnen Gnomen sind inhaltlich unter Stichwörtern zusammengestellt und diese Stichwörter alphabetisch geordnet. Wo eine Abtheilung zu groß geworden wäre, wird sie in Unterabtheilungen zerlegt, z. B. „Leiden, Verhalten im Leiden, Wirkung der Leiden“. Außerdem sorgt ein sehr reichhaltiges alphabetisches Register dafür, daß man einen Ueberblick über die Stichwörter habe und ohne alle Mühe Gewünschtes finde. Ein fleißig gearbeitetes Namensverzeichniß der mehr als zweihundert Autoren nebst kurzen biographischen Angaben beschließt das schöne Buch. Das „pseud.“ bei Mereau Sophie ist wohl nicht ganz zutreffend. P. Baumgartner ist im Namensverzeichniß vergessen. Hat Gnome 705 nicht etwas pantheistischen Beigeschmack? Einzelne Nummern sind wohl mehr blendend als wahr, andere fordern geradezu den Widerspruch heraus; allein es wäre ein Wunder, wenn es bei dieser Anzahl von Sprüchen aus allerlei Geister-Haushalt anders wäre. Es ist eher lobend hervorzuheben, daß Keiter sich sichtlich bemüht hat, auch die katholischen Dichter zu Wort kommen zu lassen. Sein Buch zeigt, daß wir auch auf diesem Felde eigentlich nicht zurückzustehen brauchen. So bilden denn diese „Leitsterne“ ein herrliches Geschenkbuch, das wir bestens empfehlen.

Septililium Beatae Dorotheae Montoviensis, auctore Joanne Marienwerder, nunc primum editum opera et studio D^ris^ F. Hipler, rectoris seminarii Braunsbergensis. 258 p. 8°. Bruxellis, Polleun.

Die sel. Dorothea stammte aus Montau bei Marienwerder in Preußen. Ihr Leben ist von R. de Buck in den Acta SS. 30. October XIII. S. 472 ff. sehr ausführlich behandelt worden. Am 2. Mai 1393 ließ sie sich als Wittwe in einer jetzt als Sakristei dienenden Zelle des Marienwerder Domes einmauern. Gott tröstete sie dort mit außerordentlichen Gnaden und Erleuchtungen, bis sie am 25. Juni 1394 im 48. Jahre ihres Alters starb. Der deutsche Orden betrieb ihren bis dahin noch nicht abgeschlossenen Heiligsprechungsproceß. Ihre Verehrung fand unter den Augen der geistlichen Oberen statt und wurde seit ihrem Tode bis jetzt nie unterbrochen. Die Offenbarungen sind von dem 1417 verstorbenen Domdechant des erwähnten Domes aufgezeichnet worden; ihr erstierer, aus sieben Abhandlungen bestehender Theil in lateinischer, der zweite, welcher die Bekenntnisse der Seligen enthält, in deutscher Sprache. Der lateinische Text, wegen seiner sieben Theile, deren jeder einen Gnadenerweis behandelt, Septililium betitelt, ist von Hipler schon in den Analecta Bollandiana, Bd. II—IV, herausgegeben worden; der deutsche in seiner Schrift: „Christliche Lehre und Erziehung in Ermland und im Preußischen Ordensstaat während des Mittelalters“. Hier ist alles zu einem Bande vereint. Die „Offenbarungen“ sind im ganzen und großen tief mystisch, voll wunderbarer Erkenntniß und Erklärung der Glaubenswahrheiten. Doch können einige Stellen wegen ihres Inhaltes, der nicht richtig ist,

in der vorliegenden Form nicht vom Heiligen Geiste stammen. Die Form ist häufig dem Charakter, der Anschauungsweise und dem früheren Stande der Seligen angepaßt. Solche „Offenbarungen" sind nach Gottes Absicht eben nicht für die große Menge bestimmt, sondern an erster Stelle für die betreffende Person, welcher der Heilige Geist sich anzubequemen pflegt. Für die Geschichte der Mystik und deren Theologie sind sie von großem Werth. Hipler verdient darum vollen Dank, daß er sie hier zum ersten Male vollständig und treu herausgegeben hat.

Illustrirte Jugendbibliothek im Anschluß an das Lesebuch von Dr. J. Bumüller und Dr. J. Schuster, in zwei Bänden neu bearbeitet. Freiburg, Herder, 1888. Preis: geb. à *M.* 4.

I. Band: Naturgeschichte. Illustrirte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. B. Plüß, Lehrer an der Realschule in Basel. Mit 200 Holzschnitten. 1886. XI u. 376 S. 8°. — Naturlehre. Illustrirte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. Max Wildermann, Gymnasialoberlehrer. Mit 108 Abbildungen. 1888. 150 S. 8°.

II. Band: Erdkunde. Illustrirte Ausgabe, neu bearbeitet. Mit 52 Abbildungen. 1888. 343 S. 8°. — Weltkunde. Illustrirte Ausgabe, für die reifere Jugend neu bearbeitet von A. Jakob, kgl. Realschulrector. 1886. 183 S. 8°.

Weltgeschichte im Anschlusse an das Lesebuch von Dr. J. Bumüller und Dr. J. Schuster. Illustrirte Ausgabe. Elfte, verbesserte Auflage. 200 S. 8°. Ebenda. Preis: *M.* 1; geb. *M.* 1.25.

Was die „Naturgeschichte" angeht, so beziehen wir uns auf das bereits früher (Bd. XXXII. S. 115) Gesagte. Dieselbe mag als ein Muster gelten von populärer Darstellung der Naturgeschichte für die Jugend. Jedoch häufige Ausdrücke, die den Thieren Verstand und menschliches Denken und Fühlen zuzuschreiben scheinen, hätten wir besonders in einem Jugendbuche gerne vermieden gesehen. Indessen wird die Erklärung des Lehrers Mißverständnissen vorzubeugen wissen.

Denselben Zweck populärer Behandlung der Naturwissenschaften zum Gebrauch in den Schulen verfolgen auch und erreichen in vollem Maße die „Naturlehre", „Erdkunde" und „Weltkunde".

Die „Naturlehre" paßt sich dem Fassungsvermögen der Kinder in jeder Weise an.

Der „Erdkunde" sind von S. 264 bis 332 recht anziehend geschriebene „geographische Bilder" beigegeben. Es würde sich vielleicht empfehlen, dieselben zu vermehren und sie dem Text einzuverleiben. Wenigstens wäre es wünschenswerth, wenn im Text der „Erdkunde" an Ort und Stelle auf die „Bilder" verwiesen würde. Ein Irrthum ist es (S. 247), daß seit der Vertreibung der Jesuiten in Ecuador wenig geschehe für Volksbildung. Die spanischen Jesuiten wirken beständig dort. Die Schüler der früher dort thätigen deutschen Jesuiten sind jetzt vielfach als Professoren angestellt. Außerdem sorgt die Regierung durch Berufung tüchtiger Kräfte vom Ausland für gute Besetzung der Lehrstühle an der Hochschule von Quito.

Die „Weltkunde" zeichnet sich gleichfalls durch Klarheit, Uebersichtlichkeit, Anschaulichkeit und populäre Verständlichkeit aus.

Den besprochenen beiden Bänden reiht sich in würdiger Weise als drittes Bändchen die „Weltgeschichte" an. In markigen Zügen, fließender Sprache und lebendiger Schilderung werden hier die bedeutendsten Ereignisse der Profangeschichte meistens im

Lichte der Gestalten großer Männer vorgeführt. Es ist nicht die Absicht des Verfassers, eine vollständige Weltgeschichte oder auch erschöpfende Charakterzeichnungen zu liefern, sondern vielmehr die Bilder der großen Weltereignisse in Form von abgerundeten Lesestücken der Jugend einzuprägen. Das Buch eignet sich trefflich dazu, Interesse für Geschichte und für das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit, sowie das Verlangen nach menschenwürdigen Thaten in jugendlichen Herzen zu erwecken.

Tim, der Negerknabe. Schauspiel in drei Aufzügen. Von A. de Waal, Rector am deutschen Campo Santo zu Rom. VIII u. 39 S. kl. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: 80 *Pf.*

Auf diese geschickte Bühnenbearbeitung eines sehr „actuellen" Stoffes machen wir alle Interessenten auf das eindringlichste aufmerksam. Die Zahl der Personen ist eine beschränkte, die dramaturgischen Schwierigkeiten sind keine allzu großen, der Erfolg dagegen scheint ein ziemlich sicherer. Religiöser Ernst wie Humor, Tragik wie Komik kommen gleichmäßig zu ihrem Rechte und der „Afrikaverein deutscher Katholiken" hoffentlich zu recht begeisterten Mitgliedern und reichen Almosen. Gegenstand des Stückes ist die Gründung der Mission in Pugu durch die deutsche Benediktinergenossenschaft. Bruder Simplex, der alte Kürassier von Sedan, ist nicht die mindest interessante Person. Drei unserer besten geistlichen Tondichter, M. Haller, J. Mitterer und Fr. Schmidt, haben in dankenswerthester Weise jeder ein Lied beigesteuert.

Kurze Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Von Dr. L. Kellner, Geh. Regierungs- und Schulrath. Neunte Auflage. XII u. 298 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 2; geb. *M.* 2.40.

Ein schönes, inhaltreiches Buch. Hängt doch die Heranbildung des jungen Geschlechts auf das engste zusammen mit allen Verhältnissen der Völker, ihren Erlebnissen, Anschauungen, Wünschen und Bestrebungen. „Was die Weltgeschichte mit ihren Kämpfen und Siegen laut und oft stürmisch wirkt, das thun Erziehung und Unterricht zumeist still, weniger bemerkbar und nach innen wirkend." (Einl. S. 1.) Wenn das innere Leben einer Zeit sonst auch unbekannt wäre, aus dem, was in den Schulen gelehrt und gelernt wird, würde sich dafür ein giltiger Schluß ergeben. So spiegeln sich in den Unterrichtsbildern, die unser Werk aus allen Jahrhunderten bis auf die Gegenwart vorführt, vielfach zugleich die Hauptzüge der sonstigen Geschichte. Ist das Buch auch zunächst als Hilfsmittel für den Unterricht und zur Vorbereitung auf die Staatsprüfung für die Lehramtscandidaten geschrieben, so bietet es doch allen Belehrung und Anregung, die an der Unterrichtssache irgend welchen Antheil nehmen. Denn es bringt nicht trockene Namenregister (ein solches würde am Schlusse sogar für ein gelegentliches Nachschlagen manchem recht erwünscht sein) oder Zahlgerippe, sondern schildert in fesselnder Charakteristik das Eigenthümliche im Leben und Wirken der auf dem betreffenden Gebiete hervorragendsten Führer. Vorzugsweise ist der Elementarunterricht ins Auge gefaßt, doch findet nebenbei auch die höhere Schule Berücksichtigung. Aus der Lesung des Ganzen gewinnt man die verstärkte Ueberzeugung, welch unberechenbaren Nutzen oder Schaden eine Schule anrichten wird und muß, je nachdem in ihr die Grundsätze des Glaubens oder des Unglaubens herrschen. Das andauernde Ringen der katholischen Volksvertreter, um die Rechte der Kirche auf Unterricht und Erziehung zurückzugewinnen, ist nicht nur gerechtfertigt, sondern geradezu nothwendig, und alle Eltern haben die Pflicht, sie darin kräftig zu unterstützen. — Möge das treffliche Buch des verdienstreichen Altmeisters der Pädagogik eine immer weitere Verbreitung finden.

Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. Für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Von Dr. M. Bach. Dritter Band. Vierte, größtentheils umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage, von A. Jülkenbeck. 362 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 2.50.

Ueber die Natur und den Werth des Bach'schen Sammelwerkes wurde bereits früher (Bd. IX. S. 474 ff.) das Nöthige gesagt. Die andauernde Nachfrage nach dem ebenso unterhaltenden als belehrenden Buch ist schon die beste Empfehlung desselben. Wenn wir hier darauf zurückkommen, geschieht es bloß, um zu bemerken, daß eine berufene Kraft, der katholische Pfarrer bei der Marinestation der Nordsee, Adolf Jülkenbeck, sich der Mühe unterzogen hat, den Inhalt dieses dritten Bandes für die vierte Auflage so durchzusehen und zu ändern, daß er wieder auf der Höhe der augenblicklichen Forschung steht. Aus den allgemeinen interessanten Abhandlungen dieses Bandes heben wir besonders hervor: Das Aquarium — Die Schlange — Die Fische — Der Thee — Der Tabak, und als vorzüglich lesenswerth: Der Unglaube in der Naturwissenschaft.

Inventio Sanctae Crucis, actorum Cyriaci pars I. latine et graece, Ymnus antiquus de sancta cruce, Testimonia inventae sanctae crucis. Conlegit et digessit Alfred Holder. XII et 56 p. 8°. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri, MDCCCLXXXIX.

Die umfangreichsten Arbeiten und Quellenschriften über das heilige Kreuz sind bekanntlich von dem berühmten deutschen Jesuitenpater Gretser († 1625) veröffentlicht worden. Sie füllen zwei große Folianten (cfr. Gretserus Opera. Ratisbonae 1734—1741. Tom. I—II). Aus Gretser ist auch hier der griechische Text dem Schriftchen beigefügt. Der recht interessante lateinische Text, über dessen historische Glaubwürdigkeit übrigens die Bollandisten (Tom. Maii I. pag. 362) zu vergleichen sind, ist dem Codex Parisiensis 2769 in genauer Abschrift entnommen und stammt, wie der Herausgeber bemerkt, aus dem 6. oder 7. Jahrhundert. Mit diesem Codex sind noch vier andere aus den folgenden Jahrhunderten, der von St. Gallen, von Wolfenbüttel, von Karlsruhe und von Leyden, verglichen worden. Unter den Zeugnissen von der Kreuzerfindung sind die Worte des hl. Cyrill von Jerusalem besonders interessant. Dieser schreibt nämlich am 7. Mai 351 an den Kaiser Constantius: „Ἐπὶ μὲν γὰρ τοῦ θεοφιλεστάτου καὶ τῆς μακαρίας μνήμης Κωνσταντίνου τοῦ σοῦ πατρὸς τὸ σωτήριον τοῦ σταυροῦ ξύλον ἐν Ἱεροσολύμοις ηὕρηται.“ — Die Ausgabe des Textes und das Verzeichniß der verschiedenen Varianten ist von so anerkennenswerther Genauigkeit, daß die Arbeit in dieser Beziehung kaum zu übertreffen sein dürfte.

Himmelsleiter. Betrachtungsbuch für das christliche Volk, von F. Beetz. XV u. 463 S. 16° mit 54 großen und vielen kleinen Bildern. Regensburg, Pustet, 1889. Preis: *M.* 1.60; geb. *M.* 2.10.

Der Verfasser will die frommen, zur Ausstattung großer liturgischer Bücher angefertigten Bilder des seligen Professors Klein und des Bruders Max Schmalzl C. SS. R. den Laien zugänglich machen. Zu diesem Zweck hat er diese Bilder auf das Format eines Betrachtungsbuches verkleinern lassen und sie mit Erwägungen und Gebeten begleitet. Jede der achtunddreißig Betrachtungen schließt sich enge an je eine Darstellung der bekannten Pustet'schen Biblia pauperum an, indem deren Hauptdarstellungen, Vorbilder und Prophetensprüche, erklärt werden. Die hier versuchte neue

Methode, altbewährte Bilder, welche das ganze Mittelalter hindurch beim Volksunterricht verwendet worden sind, als Kern leicht faßlicher Betrachtungen zu verwerthen, ist überaus praktisch und auch mit Glück durchgeführt. Das Buch wird allen, welche lernen wollen, zu betrachten, selbst jenen, die es schon können, große Dienste leisten und sie in den Geist der Heiligen Schrift mit Nutzen einführen.

Das Buch der Psalmen in neuer und treuer Uebersetzung nach der Vulgata, mit fortwährender Berücksichtigung des Urtextes. Von J. Langer, Pfarrer. Dritte Auflage. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. VIII u. 521 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 5.

Die zweite Auflage ist in diesen Blättern Bd. XXXIII. S. 411. 412 besprochen. Die neue Auflage hat an Umfang bedeutend zugenommen, 521 S. gegen 280 früher. Das kommt hauptsächlich davon her, daß jetzt auch der lateinische Psalmentext der deutschen Uebersetzung gegenüberstehend abgedruckt ist. Auch sind die Anmerkungen vermehrt. Die Bemerkungen, die wir früher machten, sind meistens berücksichtigt worden. Nur in Ps. 18, 14 figuriren immer noch die fremden Sünden, „die mich dir entfremden". Aber schon Lucas Brugensis bemerkt, daß das ab alienis omnino ad personas referendum videtur, und so habe es schon der lateinische Uebersetzer verstanden, da ja folge: si mei non fuerint dominati. Und das paßt auch vortrefflich in den Zusammenhang. Der Psalmist bittet, von den Quellen und Veranlassungen zur Sünde bewahrt zu werden. Diese liegen aber im Menschen selbst und können auch durch äußere Anfeindung und Bedrückung hervorgerufen werden. Daher erklärt Menochius gut: a pravis et perversis hominibus. Man vergleiche Ps. 124, 3: quia non relinquet Dominus virgam peccatorum super sortem iustorum, ut non extendant iusti ad iniquitatem manus suas; da sieht man die Berechtigung der Bitte: ab alienis parce servo tuo, und die Begründung: si mei non fuerint dominati, tunc immaculatus ero!

I. **Erzählungen** von Adolf Kolping. Dritter Band. Vierte Auflage. 522 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 3.

II. **Handwerker-Talisman** von Jos. Auffenberg. Mit einem Vorwort von S. Schäffer, Generalpräses. Zweite Auflage. (3.—7. Tausend.) 138 S. 12°. Ebenda, 1889. Preis: 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

III. **Kurzgefaßte Instruction** über die Rechte und Pflichten der Mitglieder eines katholischen Gesellenvereines. Zusammengestellt vom Verfasser der „Präsesschule", P. Franz Edmund Krönes. 22 S. kl. 8°. Ebenda, 1889. Preis: 10 *Pf.*

IV. **Materialien-Sammlung** zur Belehrung und Unterweisung in katholischen Gesellen- und Arbeitervereinen, umfassend familiäre Ansprachen, Gelegenheitsreden, Festgedichte und populäre Vorträge gemeinnützigen Inhalts. Unter Mitwirkung mehrerer Vereinspräsides herausgegeben von Frz. Edmund Krönes. 174 S. 8°. Ebenda, 1889. Preis: *M.* 2.

Nach diesen vier Werken und den in denselben des weiteren angezeigten Schriften derselben Richtung scheint der Ferd. Schöningh'sche Verlag in Paderborn und Münster der officielle Verlag der Gesellenvereinsliteratur zu sein, wozu wir ihm im Interesse der guten Sache herzlich gratuliren.

Nr. I bildet den dritten der vier Bände umfassenden Sammlung Adolf Kolpingscher Erzählungen. Er umfaßt nur eine Geschichte, „Peter, der Schmied", die dazu noch zu den schwächsten Kolpings gehört; der Hauptwerth dieses Bandes liegt in den ganz herrlichen Abendunterhaltungen des Vaters Johannes und den so herzlichen als anziehenden Bildern aus Rom. Kolping ist nun einmal wie Alban Stolz ganz eigenartig in seinem Stil und seiner Darstellung, voll edler Popularität und warmblütiger, milder und echt priesterlicher Beredsamkeit. Der ganze Kolping zeigt sich unserer Ansicht nach vortrefflich in den Abendunterhaltungen über die christliche Ehe. Das Buch sollte reichste Verbreitung nicht bloß in Arbeiter-, sondern auch in Bauern- und Bürgerkreisen finden.

Nr. II bedarf kaum noch unserer Empfehlung nach den ebenso warmen als wahren Worten, die ihm ein so competenter Richter wie Generalpräses S. Schäffer auf den Weg gegeben hat. Wenn wir an dem Büchlein, dessen Titel wohl richtig hieße: „Religiös-geschäftliche Universalbibliothek des Handwerkers", etwas auszusetzen hätten, so wäre es seine Kürze. Das alles ist so aphoristisch, sprichwörtlich kurz und bündig, daß nur zu befürchten steht, man lese darüber hinweg. Ueber den Reichthum des Inhalts ist kurz zu sagen, daß nichts fehlt, was einen Handwerker als solchen interessiren kann. Ein Beispiel der Darstellung, welches die Kürze mit dem nöthigen Nachdruck meisterhaft vereinigt: „Wechsel. Ueber Wechsel will ich nur folgendes sagen: 1) Auf Wechsel laß dich gar nicht ein, lieber Handwerker. 2) Auf Wechsel mußt du dich nicht einlassen. 3) Laß dich nicht auf Wechsel ein! Damit ist alles und genug gesagt." Das Büchlein ist ganz vortrefflich. Man sieht's jeder Zeile an, der Verfasser ist ein alter Prakticus.

Nr. III ist ein erschöpfender Katechismus über Aufnahme, Pflichten und Rechte der Mitglieder des Gesellenvereines, ebenso klar wie kurz gefaßt. Probeexemplare des schon in Tausenden von Abdrücken verbreiteten Heftchens versendet die Verlagshandlung portofrei.

Nr. IV endlich wendet sich direct an die Präsides und Leiter der Gesellenvereine, denen der Verfasser, selbst Diöcesanpräses der Olmützer Erzdiöcese, Stoffe für religiöse wie gesellschaftliche Ansprachen an die Hand geben möchte. Er beklagt sich freilich in der Vorrede über den Mangel an Betheiligung aus den Kreisen seiner Confratres heraus; indes ist schon diese erste Lieferung so reichhaltig und tüchtig im einzelnen, daß sie den Betheiligten bei Wahl und Vorbereitung ihrer Vorträge von größtem Nutzen sein wird. Das Buch enthält 19 fertige Ansprachen, 21 Festgedichte und poetische Vorträge und 20 Dispositionen zu Vorträgen religiösen, socialen, geschichtlichen und geschäftlichen Inhalts in Bezug auf das Handwerk mit reichster Skizzirung des Stoffes. So willkommen auch die beiden ersten Abtheilungen dem Lokalpräses sein werden, am liebsten wird er doch zu dieser dritten Gruppe greifen, die ihm Anregung und Hilfe zu eigenen sehr praktischen, oft neuen und abwechslungsreichen Vorträgen an die Hand gibt. Einzelne Austriacismen hätten leicht verbessert werden können.

Miscellen.

Brehms „Thierleben“. Das so benannte Werk ist in letzter Zeit in öffentlichen Blättern wiederholt zur Sprache gekommen. Sein Verfasser ruht schon seit mehreren Jahren unter der Erde, und wir beabsichtigen keineswegs, ihn in dieser Ruhe zu stören. Das „Thierleben“ aber fährt auch seither noch fort, unter wissenschaftlichem Deckmantel Propaganda zu machen für Sittenlosigkeit und Unglauben. So bekannt dies auch ist, so halten wir es doch nicht für überflüssig, unsere Leser wieder einmal nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen. Geben wir die charakteristischen Züge des Werkes kurz an.

Es ist die ausgesprochene Tendenz des Brehm'schen Thierlebens, den Unterschied zwischen Mensch und Thier gänzlich zu verwischen. Die „Einleitung zum Leben der Gesammtheit“ (große Ausg. I. Bd.) bringt dies ebenso klar als unumwunden zum Ausdrucke. Dem Leibe wie dem Geiste nach ist der Mensch nichts mehr als ein höher entwickeltes Thier. Als „Säugethier erster Ordnung“ hat er vor seinen niederen Brüdern nur den einen Vorzug, daß er durch Abstammung alles Thierische ererbt hat; in diesem Sinne versteht Brehm Scheitlins Worte: „Alles Thier ist im Menschen.“ Nach Brehm hat das Thier Verstand wie der Mensch, freien Willen wie der Mensch, eine geistige Seele wie der Mensch. Was folgt daraus? Daß der Mensch auch sittlich nicht höher steht als das Thier; einen wesentlichen Unterschied zwischen Thiermoral und Menschenmoral kann es nicht geben.

Wer diese Folgerung nicht theoretisch zöge, dem würde sie doch durch die Art und Weise, wie Brehm das Thierleben schildert, praktisch klar genug werden. Der grobsinnliche Geschlechtstrieb und seine Aeußerungen werden mit dem schönen Namen der „Liebe“ beehrt. Die Allmacht dieser „Liebe“ ist es, welche die ganze Thierwelt beherrscht. Um ihre Anziehungskraft zu schildern, wird keine Gelegenheit versäumt; nur ästhetische, nicht sittliche Grenzen sind bei der Schilderung beobachtet. Auf die im rosigen Lichte daliegende Thierlandschaft der freien Liebe — und in diese Landschaft gehört nach Brehm eben auch der Mensch — werfen keine Schranken eines sechsten Gebotes ihre düsteren Schatten. Wozu auch diese Schranken? Ist der Mensch nur ein höheres Thier, so braucht er, um gut zu handeln, nur den Gesetzen seiner Triebe zu gehorchen, die er von seinen thierischen Vorfahren ererbt hat; wer seine Freiheit hierin beschränkt, handelt unnatürlich.

Brehm hat übrigens dafür gesorgt, daß die Schranken, welche die Gebote Gottes der menschlichen Willkür setzen, nicht nur als unwissenschaftlich und überflüssig, sondern auch als verächtlich und gehässig erscheinen. Die „Wortgläubigen“, das „Pfaffenthum“, die „allerheiligste Kirche“ und ihre Diener werden, so oft sich nur die Gelegenheit bei den Haaren herbeiziehen läßt, mit spöttischen Bemerkungen bedacht. Mit stolzer Verachtung blickt Herr Brehm herab auf „die Teleologen oder Zweckmäßigkeitslehrer, richtiger Zweckmäßigkeitsschwärmer“, die im Dienste der „mittelalterlichen Theologie“ stehen.

„Auf alle Lobhudeleien der Zweckmäßigkeit haben wir ‚Materialisten' nur die eine Antwort: Wäre das Geschaffene nicht zweckmäßig eingerichtet, so würde es nicht vorhanden, weil, wenn wirklich geschaffen, längst zu Grunde gegangen, durch Besseres verdrängt worden sein" (1. Bd. S. 20). Daraus schließt er siegesbewußt, daß wir zur Erklärung der Zweckmäßigkeit keinen Gott brauchen. Nur der Thor spricht in seinem Herzen: „Es gibt keinen Gott." Dieser Thorheit hat sich auch der Materialist Brehm schuldig gemacht, indem er meint, das Zweckmäßige in der Natur einfach dadurch erklären zu können, daß es schon längst zu Grunde gegangen sein würde, wenn es nicht zweckmäßig gewesen wäre. — Aber woher entstanden denn die zweckmäßigen Formen? sie mußten doch erst da sein, bevor sie sich erhalten konnten? Der Brehm'sche Beweis für die Unhaltbarkeit der „Zweckmäßigkeitsschwärmerei" hat gerade soviel Logik wie folgender: Wenn diese Uhr nicht zweckmäßig construirt wäre, so würde sie schon längst stillgestanden sein; also brauchen wir nicht anzunehmen, daß ein Uhrmacher sie zweckmäßig construirt habe.

Auf Rechnung dieser materialistischen Verblendung wollen wir es setzen, daß das Brehm'sche Genie kein höheres Ziel zu verherrlichen wußte, als die Vermenschlichung des Thieres und dadurch die Verthierung des Menschen. Nur hätte er nicht wähnen sollen, daß es auch für andere kein höheres Ziel gebe als das seine. In diesem Wahne hat er mit Frechheit und Frivolität seinen Spott über Glauben und Religion ausgegossen und die religiösen Ueberzeugungen seiner Mitmenschen zu erschüttern oder doch wenigstens zu verletzen gesucht. Den vollgiltigen Beweis dafür enthält die folgende Stelle aus dem ersten Bande (Einleitung S. 3). Der „Lehrsatz der neueren Forscher, daß der Mensch nichts anderes sei als ein hochentwickelter Affe oder ein durch Entwicklung aus einem affenähnlichen Zustande hervorgegangenes Wesen", ist „vernünftiger und menschenwürdiger als jenes kindische Festhalten an veralteten und vollkommen hinfällig gewordenen Sagen ungebildeter Völker, an welche sich Unwissenheit und Aberglauben anklammern, weil sie hohle morgenländische Eitelkeit als etwas Göttliches ansehen". Frech ist diese Aeußerung schon deshalb, weil sie als einen Lehrsatz der wissenschaftlichen Forscher auszugeben wagt, was nur ein Lehrsatz materialistischer Schwätzer ist[1]. Frech ist sie ferner deshalb, weil sie den Bericht der Hl. Schrift über die Erschaffung des Menschen als „veraltete, vollkommen hinfällig gewordene Sage ungebildeter Völker" zu bezeichnen sich erkühnt; die bibelgläubigen Protestanten werden sich gegen eine solche Verunglimpfung ebenso entschieden verwahren wie wir Katholiken. Noch frecher und für jedes christliche Herz wahrhaft empörend ist es, daß ein Brehm es

[1] Selbst Schaaffhausen muß gestehen, daß die Anthropologie die Lücke zwischen Mensch und Thier noch nicht habe ausfüllen können. Vgl. „Correspondenzblatt der deutschen Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte". XIX. Jahrg. Nr. 9 (Sept. 1888), S. 75.

gewagt hat, den Glauben an die Gottheit Jesu Christi mit seinem Spotte zu begeifern. Wer anders als unser göttlicher Erlöser kann gemeint sein mit der „hohlen morgenländischen Eitelkeit", welche als „etwas Göttliches" angesehen wird, welche für „Unwissenheit und Aberglaube" der Grund ist, an jenen „veralteten Sagen" festzuhalten? Sollen wir es uns ruhig bieten lassen, daß man unter dem Deckmantel solcher Phrasen das Heiligste in den Koth zieht? Im gläubigen Mittelalter wäre ein Mensch, der so etwas zu schreiben gewagt hätte, im glimpflichsten Falle an den Schandpfahl gestellt worden, und sein Werk mit ihm; — und heute?

Fassen wir zum Schlusse unser Urtheil über Brehms „Thierleben" kurz zusammen:

1. Brehms „Thierleben" ist ein gefährliches Product der materialistischen Literatur, das unter wissenschaftlichem Deckmantel Propaganda macht für Sittenlosigkeit und Unglauben. Es ist um so gefährlicher, da es in einschmeichelndem, galantem Stile einer Salonlectüre sein Gift beibringt.

2. Am gefährlichsten ist es für die Jugend, für die empfängliche, reizbare Jugend. Ihre Sittenreinheit wird gefährdet, indem das Feuer der Begierlichkeit durch die Schilderung der thierischen „Liebe" sich entzündet; ihr Glaube wird erschüttert durch den Spott über die Religion; beides wirkt zusammen zum Streben nach thierischer Freiheit.

„Chinesische Päpste". Unter dieser Spitzmarke bringt das „Berl. Tageblatt" Nr. 113 zweites Blatt einen Bericht über den Vortrag, welchen im Orientalischen Seminar ein Dr. E. Pander, ein deutscher Professor an der Universität Peking, über „Cultus und Hierarchie der Lamas" hielt. Wir heben aus diesem Bericht nur folgendes hervor: „Der lamaische Ritus hat viel Aehnlichkeit mit dem römisch-katholischen. Während des Gottesdienstes sitzt der lebende Buddha vor dem Altar, hält in der Hand eine Glocke und dirigirt das Ritual. Der Kirchengesang hat einen melancholischen Klang; Weihrauchbecken werden geschwungen; von Geräthen kommt dabei eine Muscheltrompete, ein Weihwasserbecken mit Pfauenwedeln und ein Manda genanntes kleines Instrument in Gebrauch. ... Bei den Andachtsübungen lesen sie alle zusammen in murmelndem Tone aus den Büchern, jeder aus einem besondern Bande. Zwischen ihren Reihen gehen Aufseher, welche die etwa in Schlaf fallenden Priester mit Peitschen schlagen. Wenn sich der Fall zweimal wiederholt, so dürfen sie den Uebelthäter sogar todtschlagen, was aber gewöhnlich seine Amtsgenossen verhindern. Aeußert man, daß bei solchem Zusammenlesen der Sinn der Worte verloren gehe, so wenden die Lamas dagegen ein, das Begriffsvermögen der Götter sei anders construirt, als das der Menschen. Die Priester beten nach dem Rosenkranz, bedienen sich aber auch der Gebetmühle. Es ist dies ein cylinderförmiges Geräth, welches durch Umdrehung mit Gebeten beschriebene Papierstücke herausfallen läßt, die dann den gesprochenen Gebeten gleich gelten."

Ob es denn wohl in der Absicht des Reiches liegt, das neue Institut des „Orientalischen Seminars" für solche Parallelen zu benutzen, die einestheils

sehr tactlos, andererseits sehr grundlos sind? Hat Herr Dr. E. Pander einen „römisch-katholischen Gottesdienst" schon gesehen?

Die Geschichtskenntnisse des Herrn Professor Beyschlag erscheinen in einem ganz eigenthümlichen Lichte, wirft man auch nur einen oberflächlichen Blick in seine neuesten Elaborate. Dieselben beziehen sich auf den Windthorst'schen Schulantrag. Bei diesem Anlasse ließ der Führer des Evangelischen Bundes es sich nicht nehmen, in eigener Person in die Schranken zu treten. Das besonders in Berlin vielgelesene „Deutsche Wochenblatt", welches Herr Beyschlag nicht zum ersten Male mit seiner Huld beehrt, kündigte denn auch das Ereigniß mit pomphaften Lettern auf dem Umschlage des neunten Heftes an, derart, daß die übrigen Aufsätze dieser Nummer vollständig in den Hintergrund traten. Gleichzeitig veröffentlichte Herr Beyschlag einen kürzern Aufsatz über denselben Gegenstand in den von ihm selbst herausgegebenen „Deutsch-evangelischen Blättern" (Heft 3). Willibald Beyschlag, Professor der praktischen Theologie an der Universität Halle, wie das „Deutsche Wochenblatt" ihn mit vollem Titel dem Publikum vorführt, ist unseren Lesern kein Fremdling mehr. Sein Poltern gegen Kirche und Papst, gegen Vaticanismus und Jesuitismus, gegen das Paritätsprincip und die „verderblichen Zugeständnisse des Staates" (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXXII, S. 581 ff.) haben allgemach so sehr den Reiz der Neuheit verloren, daß wir hier ganz davon absehen können. Beachtenswerth jedoch ist ein höchst auffälliger Mangel an Vorsicht, so daß thatsächlich wissenschaftliche Blößen bedenklichster Art nicht vermieden werden.

An erster Stelle sei hier die Behauptung über das Entstehen der Volksschule genannt, welche sich mit den gesichertsten, sowie allen Gebildeten bekannten Resultaten der geschichtlichen Forschung in directen Widerspruch setzt. Die ganze geschichtliche Literatur über die Schulverhältnisse des Mittelalters scheint für Herrn Dr. Beyschlag schlechthin nicht zu existiren. Sonst wäre es unmöglich, daß er die haarsträubende Behauptung aufstellte, die Volksschule sei ein Erzeugniß der Reformation! In der „Deutschen Wochenschrift" schreibt er wörtlich: „Unsere Volksschule ist ein Kind der Reformation, auch die katholische." Und: „Die Volksschule, dieser großartige christliche Gedanke, den die katholische Kirche niemals ernstlich gedacht, sondern ins Leben zu führen dem Protestantismus überlassen hat, ist wesentlich des Staates Werk. Sie ist hervorgegangen aus dem Pflichtbewußtsein des Staates, jedermann in seinem Bereiche eine allgemein-menschliche Bildung und Erziehung zu geben, wie er sie andererseits auch von jedermann fordern muß." In den „Deutsch-evangelischen Blättern" aber führt er aus der „Germania" den Satz an: „Der preußische Staat war durch diesen Antrag vor die Entscheidung gestellt, ob er ein christlicher Staat ist, der anerkennt, daß Christus die Kirche zur Pflege des religiösen Factors im Volksleben gestiftet hat, oder ob er nach Art der heidnischen Völker, die auch das ganze religiöse Leben im Staate absorbirt sahen, wesentliche Theile der religiösen Aufgabe der Kirche entziehen und dem Staate zueignen will." Und dann erwiedert er: „Als ob die Christlichkeit des Staates darin bestünde, die Kirche da ernten zu lassen, wo sie

nicht gesät hat; denn wenn die Volksschule ‚ein wesentlicher Theil der religiösen Aufgabe der Kirche' ist, warum hat die römische Kirche die Volksschule nicht gestiftet, sondern ihre Stiftung dem protestantischen Staate überlassen?" Man kann demnach nicht daran zweifeln, die Schulverhältnisse des Mittelalters sind dem Herrn Professor böhmische Dörfer. Und doch hätte jedes Compendium der Geschichte des Unterrichts ihm die nöthige Belehrung verschaffen können. Da er dieselbe verabsäumt hat, ist er in völliger Unkenntniß über die zahlreichen Kloster-, Pfarr- und Stadtschulen, die sich besonders zu Ende des Mittelalters, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, eines großen Aufschwunges zu erfreuen hatten. Er weiß nicht, daß um diese Zeit z. B. die Stadt Breslau neben ihren sieben Pfarren auch sieben zu denselben gehörende Schulen besaß, die, obwohl kein preußischer Schulzwang bestand, sehr zahlreich besucht waren. Es ist ihm unbekannt, daß z. B. am Niederrhein auch verhältnißmäßig kleine Orte, wie Straelen, Nieukerk, Aldekerk, Wachtendonk, ihre eigene Schule besaßen, während größere Orte, wie Xanten, Calcar, Geldern, deren mehrere aufzuweisen hatten. Aber auch das ganze Mittelalter hindurch, von Karls des Großen Zeiten an, war bereits die Volksschule in der Entwicklung begriffen. Nettesheim, eine anerkannte Autorität auf dem in Rede stehenden Gebiete, möge Herrn Beyschlag darüber belehren: „Wenn wir jetzt zu den eigentlichen Volksschulen übergehen, so erinnern wir an das oben angeführte Capitulare Karls des Großen vom Jahre 802, an die Beschlüsse der Concilien zu Mainz (813), Rom (826) und Nantes (895), sowie an die Verordnungen der Bischöfe von Orleans (797) und Tours (858), um den Nachweis zu liefern, daß bereits im achten und neunten Jahrhundert Staat und Kirche es sich zur Aufgabe gestellt haben, bei den einzelnen Pfarrkirchen Lehranstalten für die unteren Volksklassen ins Leben zu rufen. Es erhebt sich zunächst die wichtige Frage: Sind diese Anordnungen wirklich und allgemein zur Durchführung gelangt? Bei Beantwortung derselben kommt die bekannte Thatsache in Betracht, daß das Volksschulwesen in Deutschland nur sehr langsame Fortschritte machte im Vergleiche zu Italien und Frankreich, wie dieses bei den vorausgehenden politisch wie social weit vorgeschrittenen Bildungsverhältnissen dieser Länder leicht erklärlich ist" u. s. w. (Geschichte der Schulen im alten Herzogthum Geldern S. 57.) Diese paar Sätze mögen hier genügen. Wir empfehlen übrigens das ganze Buch Nettesheims dem Herrn Professor zum Studium, wenigstens für den Fall, daß er in dieser Frage wieder einmal mitzureden gewillt ist. Und ist ihm daran gelegen, insbesondere die Thätigkeit der Kirche für das Gedeihen der Volksschule im einzelnen kennen zu lernen, so braucht er bloß Hartzheims Concilia Germaniae zur Hand zu nehmen. Sollte es ihm aber zu derartigen Studien an Muße oder Neigung fehlen, was bei der aufregenden und aufreibenden Thätigkeit, welcher er als Führer des Evangelischen Bundes sich unterzieht, nicht gerade zu verwundern wäre, so möge er wenigstens ein Document, das sich bei Seibertz, Westfälische Beiträge zur deutschen Geschichte (Bd. 2, S. 404), findet, mit Bedacht lesen. Dasselbe gewährt einen Einblick in die concreten Verhältnisse einer Volksschule des Mittelalters. Es sei jedoch

bemerkt, daß der Schulzwang nur als Ausnahme zu betrachten ist, wie derselbe denn auch seine besondere Motivirung erhält. Aber die kirchliche „Localschulinspection", um modern zu reden, erwuchs, wie ersichtlich, naturgemäß aus den Verhältnissen selbst. Das Document ist eine Verordnung für die Pfarrei Bigge, Kreis Brilon, welche vom Erzbischof Engelbert II. von Köln 1270 bestätigt wurde. Sie enthält folgende Bestimmungen betreffs des Küsters und Schulmeisters: „Dabei soll er (der Küster) gleichermaßen verbunden sein und bleiben, wenn es der Pastor nicht anders verordnen wird, die Kirchspielsjugend im Schreiben und Lesen des Sommers morgens von 7, des Winters von 8—10 Uhr, nachmittags des Sommers von 1—3 oder 4, des Winters bis 3 Uhr in eigener Person stets dergestalt zu unterrichten, daß darüber keine Klagen entstehen. Widrigenfalls, wenn er, mehrmaliger Erinnerungen ungeachtet, unverbesserlich bleiben würde, soll er seines Amtes entsetzt, vom Pastor ein anderer angestellt, und diesem sofort von des Küsters Renten nach Gutdünken des Pastors einiges ausgesondert werden, auf daß der angehende Schulmeister in etwas davon mitzugenießen habe. Dabei sollen dann die Kirchspielseingesessenen bei Strafe von 12 Mark verbunden sein, die Kinder zur Schule zu schicken, damit das noch in vielen Herzen glimmende Heidenthum dadurch gänzlich ausgelöscht werde. Zuwiderhandelnde sollen nebst vorgesetzter Strafe von jedem ihrer zurückgehaltenen Kinder jährlich 18 Schillinge (welcher Schullohn stets von jedem Kinde dem Schulmeister kraft dieses beigelegt wird) unnachläßlich entrichten und beibringen, es wäre denn, daß die Kinder wegen Krankheit oder Unvermögenheit ihres Alters bei dem zeitigen Pastor, der darüber fleißige Aufsicht zu führen und aus den Taufbüchern die erforderlichen Nachrichten zu gewähren hiermit für schuldig erkannt wird, durch der Eltern Angaben entschuldigt befunden würden. Auch soll der jedesmalige Schulmeister monatlich dem Pastor schriftlichen Bericht darüber vorlegen, wie die Schüler sich in christlichen Sitten, im Schreiben und Lesen verhalten und von Tag zu Tag in der Gottesfurcht zunehmen, damit beizeiten das Böse vermieden und das Gute ferner gefördert werde." (Vgl. Kehreins Ueberblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 7. Aufl. S. 102.)

Hätte Herr Professor Beyschlag nur wenigstens seinen Luther etwas fleißiger gelesen, er hätte gewiß nicht die Volksschule zu einem Kinde der Reformation gemacht. Nun aber muß er es sich gefallen lassen, von Luther selbst abgeführt zu werden. Luther redet nämlich wiederholt von der großen Ausbreitung der Volksschulbildung im Mittelalter. Zwei Stellen mögen hier folgen. „Wo der Schulmeister Gottfürchtig ist, und die Knaben Gottes Wort und rechten Glauben lehret verstehen, singen und üben, und zu Christlicher Zucht hält, da sind die Schulen (wie droben gesagt) eitel junge, ewige Concilia, die wohl mehr Nutz schaffen, weder viel andere grosse Concilia. Darum haben die vorigen Keiser, Könige und Fürsten recht wohl gethan, daß sie mit solchem Fleis, so viel Schulen, hoch und klein, Klöster und Stifft gebauet haben, daß sie der Kirchen, haben reichen und grossen Vorrath von Personen wollen schaffen, aber durch die Nachkommen schändlich zum Mißbrauch verkehret sind. Also sollen jetzt Fürsten und Herrn auch thun, der Klöster Güter

zur Schulen wenden, und viel Personen stifften zum Studio; Werdens unser Nachkommen misbrauchen, so haben wir zu unser Zeit das unser gethan. Summa, die Schulen mus das näheſt seyn bey der Kirchen" (Dr. Martini Lutheri Deutsche Schriften, Altenburger Ausgabe, Bd. 7, S. 296). „Er (der Teufel) hat fast weißlich gethan zu der Zeit, da die Christen ihre Kinder Christlich auffzogen und lehren lieſſen, Es wolte ihm der junge Hauffe so gar entlauffen, und in seinem Reiche ein unleidliches auffrichten, da fuhr er zu, und breitet seine Netze aus, richtet solche Klöster, Schulen und Stände an, daß es nicht müglich war, daß ihm ein Knabe hätte sollen entlauffen, ohne sonderliche Gottes Wunder" (a. a. O. Bd. 2, S. 805). Daß es nach Luther der Teufel war, welcher besonders in den ihm so verhaßten Klosterschulen das Regiment führte, ist eben nur ein Beweis, daß die Stelle echt „Lutherisch" ist.

Zweite Blöße, die das geschichtliche Wissen des Herrn Professor Beyschlag aufweist: Den bekannten Stifter des Redemptoristenordens, den hl. Alphons Maria von Liguori (geb. 1696, gest. 1787, selig gesprochen 1816, heilig gesprochen 1839) macht Herr Beyschlag zu einem Mitgliede des Jesuitenordens, indem er ihn mit dem im vorigen Jahre heilig gesprochenen Alphons Rodriguez, Laienbruder der Gesellschaft Jesu, zu verwechseln scheint. Das mag unglaublich klingen, ist aber wahr. Der Herr Professor schreibt in dem genannten Artikel des „Deutschen Wochenblattes": „Mit nichten kann er (der Staat) die Bestimmung der (religiösen) Lehrmittel und des Unterrichtsstoffes den kirchlichen Oberen überlassen. Oder wie, wenn in dieselben etwa auch die Moraldoctrinen des unlängst heilig gesprochenen Jesuiten Alphons von Liguori Aufnahme fänden?" O armer Herr Beyschlag! Eine solche Blamage! Ja, das ist bitter. Und daß das Unglück ihn gerade hier ereilen mußte, gerade hier bei der Jesuitenmoral, gegen die zu schimpfen und zu zetern doch sonst eitel Lust und Freude ist! Gerade hier muß es nun ans Licht kommen, nicht nur daß das Leben des berühmten Ordensstifters im Wissen des Herrn Professors nur durch eine große Lücke vertreten ist, sondern auch, daß dieser keines der Moralwerke des hl. Alphons von Liguori, in denen die bösen „Moraldoctrinen" enthalten sein sollen, auch nur oberflächlich kennt. Schon der Titel hätte ihn ja sonst wenigstens darüber belehren müssen, daß der hl. Alphons von Liguori nicht dem Jesuitenorden angehörte, und schon so wäre die mißliche Verwechslung unmöglich gewesen. Also die Schriften des hl. Alphons kennt er nicht, aber er schimpft über sie. Wahrlich: Blasphemant, quod ignorant.

Von einem unbegrenzten Vertrauen in das Wissen des Herrn Professors wird natürlich nun auch in den Kreisen seiner eigenen „Bundes"-Genossen wohl kaum mehr die Rede sein können. Jedenfalls wird er sich nicht wundern dürfen, wenn bei gewissen Lieblingspunkten seiner „Bundes"-Reden die besonneneren seiner Zuhörer warnend den Finger erheben, um ihn zu mahnen: Vorsicht, Vorsicht! Gedenke des Jesuiten Alphons von Liguori!

Streiflichter auf österreichische Schulzustände.

„Die katholische Schule hat ganz Oesterreich verdummt. Der Schulmeister von Sadowa, der preußische Schulmeister hat bei Königgrätz uns besiegt!" Mit diesem Schlagworte suchte man in Oesterreich nach dem Unglücksjahre 1866 der confessionslosen Schule eine Gasse zu brechen, als ob es die confessionslose Schule gewesen, welche Preußen zum Siege verholfen!

Die österreichischen Bischöfe sprachen damals in einer Adresse an den Kaiser die Befürchtung aus, es möchte nicht so fast auf die Feinde des Vaterlandes abgesehen sein, als auf die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit. „Die Schule", sagten sie, „soll zur Propaganda des Unglaubens umgestaltet werden; das ist die Hauptsache."[1] Doch diese Worte wurden von den Feinden der Kirche als grundlose Beschuldigungen und sinnlose Anklagen ausgerufen; sie verhallten im Getöse des Concordatssturmes. Während heute Rußland, Belgien, Preußen, Bayern, Württemberg, auch Ungarn confessionelle Schulen besitzen, herrscht im übrigen Oesterreich die confessionslose Schule. Während in Preußen 113 confessionelle Lehrerbildungsanstalten bestehen — 75 rein protestantische und 38 rein katholische —, findet man in Oesterreich nur eine einzige ausschließlich katholische. Schon im Jahre 1880 waren in den zehn Bezirken Wiens 61 jüdische Volksschullehrer endgiltig angestellt. Mehr als zwanzig Jahre sind nun seit dem Einzuge der confessionslosen Schule über Oesterreich hingezogen, und es ist an der Zeit, zu fragen: Haben die Bischöfe des Jahres 1867 Gespenster gesehen, oder nicht? Zur Beantwortung dieser Frage leistet vortreffliche Dienste die jüngst erschienene Schrift eines Mannes, der um das christliche Vereinswesen und die Hebung der gesellschaftlichen Uebelstände zu Wien sich hohe Verdienste erworben hat. Wir

[1] Cöl. Wolfsgruber, Joseph Othmar Cardinal Rauscher. Freiburg i. Br., Herder, 1888. S. 230.

meinen das anspruchslose und doch so reichhaltige Büchlein von Franz Stauracz: „Der Schlachtengewinner Dittes und sein Generalstab“ [1]. Stauracz zwingt die liberalen Lehrer dazu, daß sie selbst ihm Gewährsmänner sind. Aus ihren Büchern, Reden, Zeitschriften gibt er Hunderte von Proben des Geistes, welcher einen beträchtlichen Theil der liberalen Lehrerschaft Oesterreichs beherrscht. Das Mosaikbild ist so farbenreich und überraschend, daß es sich der Mühe lohnt, dasselbe unseren Lesern wenigstens mit einigen Zügen und im verkleinerten Maßstabe wiederzugeben. Die Seitenzahl werden wir den Belegstellen in Parenthese beifügen.

Die Geschichte der confessionslosen Volksschule Oesterreichs nimmt ihren Ausgang von der Lehrerbildungsanstalt, welche im Jahre 1868 der liberale Gemeinderath von Wien errichtete. Es war die erste Trutzburg wider die Kirche. Drei Stadtväter zogen in die weite Welt, der Burg einen Ritter zu finden. Er fand sich in — Gotha. Dr. Friedrich Dittes, von den Gothaern ohne viele Schmerzen abgelassen, ergriff das Scepter des Wiener Pädagogiums. Schon in Gotha setzte er eigenmächtig in seinen Anstellungsvertrag die Worte: „Nie darf der Fuß eines Geistlichen die Anstalt betreten“; ein Telegramm aus Wien zwang ihn, sie wieder zu streichen (39—40). Die Religion wollte Dittes durch den Lehrer vorgetragen wissen; solange aber „die Religion unter priesterlicher Dictatur steht“, sollte — so meinte er — in der Schule gar kein Raum sein für Religionsunterricht. Daß ein solcher trotzdem am Pädagogium ertheilt wurde, war also nicht sein Verdienst. Was übrigens dieser Lehrerbildner unter Religion sich vorstellt, zeigt das „Religionshandbuch“, für dessen Zustandekommen er schwärmt; es wäre eine Sammlung von Sprüchen, in welcher neben Stellen der Heiligen Schrift auch Worte des Confucius und Sätze des Korans sich finden (46—47). In seiner „Schule der Pädagogik“ [2] kommt Dittes auch auf die „Phantasiegebilde“ zu sprechen; er rechnet darunter neben den Grillen und Luftschlössern, den Vorstellungen von der Zukunft, den Idealen, den Schöpfungen der Kunst, sofern sie

[1] Wien 1889. Druck und Verlag der Buchdruckerei „Austria“ (Drescher & Co.). Von den Stellen, welche Stauracz anführt, haben wir eine Anzahl mit den Urschriften verglichen und sie, eine einzige ausgenommen, im wesentlichen als richtig befunden. Es sind diejenigen, für welche wir unter dem Texte die Quellen genau angeben. Für die übrigen ist Stauracz unser Gewährsmann.

[2] Schule der Pädagogik. Gesammtausgabe der Psychologie und Logik, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Methodik der Volksschule, Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig und Wien 1880. S. 135.

nicht reine Nachahmungen der Natur sind, „die Welt der Sagen und Märchen mit ihren Riesen, Zwergen, Feen, Elfen, Kobolden, Hexen, Gespenstern und Teufeln, überhaupt alle Formen des Wahnsinns und des Glaubens, also auch alle religiösen Vorstellungen". „Weder kann die sittliche Güte eines Menschen", so belehrt er uns in einem andern Buche, „Verdienst sein, noch die sittliche Schlechtigkeit eines Menschen Schuld; beide sind vielmehr ein Schicksal" (41). Im „Grundriß der Erziehungslehre" [1] bekennt er: „Welches die letzte Bestimmung des Menschen sein möge, wissen wir nicht, ist auch für die Pädagogik nicht maßgebend" (65). Kein Wunder, daß nach Dittes zwischen rationeller Pädagogik und confessioneller Theologie unausgleichliche Differenzen bestehen. „Man muß dies offen aussprechen; denn es ist ein thörichtes Unterfangen oder ein Zeichen geistiger und sittlicher Schlaffheit, unvereinbare Gegensätze ausgleichen zu wollen" (45).

Gewöhnliche Menschenkinder meinen wohl, Staat und Kirche sollten Hand in Hand diese böse Welt durchwandern. Doch der Gelehrte aus Gotha weiß das besser; er hetzt förmlich den Lehrer wider den Pfarrer, indem er ihm predigt: „Wie die kirchlichen und pädagogischen Verhältnisse im großen und ganzen liegen, kann ein bekenntnißtreuer und eifriger ‚Seelsorger' mit einem pädagogisch gebildeten und gewissenhaften Lehrer nicht zusammenarbeiten, ohne daß sie einander gegenseitig direct oder indirect befehden." [2] Er selbst, versicherte Dittes am 28. April 1874 im Abgeordnetenhause, „wollte lieber zum Teufel gehen, als mit einem Mönch im Himmel zusammenwohnen" (65—66).

Indes wie alle Helden, so hat auch Herr Dittes seine Achillesferse. Fachmänner wollten in seinem Wissen mehr als eine Lücke entdeckt haben. Von einem akademischen Lehrer der Philosophie mußte er z. B. den Vorwurf hinnehmen, er schreibe zwar ein „Lehrbuch der Psychologie" und ergehe sich gegen Kants transcendentale Freiheit, habe aber dabei „von der Bedeutung des Wortes ‚transcendental' und gar von ‚transcendentaler Freiheit' auch nicht eine blasse Ahnung" (34).

So konnte denn auch das Pädagogium im 13. Jahre seines Bestandes nur 79 Schüler aufweisen, und die Zöglinge einer Anstalt, welcher Wien jährlich 20 000 Gulden opferte, zeigten sich bei den Prüfungen nicht besser

[1] Grundriß der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Von Friedrich Dittes, Schulrath und Seminardirector in Gotha. Leipzig 1868. S. 193.

[2] Schule der Pädagogik, S. 448—449.

unterrichtet als andere. Einer der drei Gemeinderäthe, welche das nordische Licht an das Ufer der Donau gebracht, ein Protestant und Liberaler, schrieb schließlich wider seinen eigenen Clienten und dessen Anstalt ein Buch, welches man ein Sündenregister für die glaubenslose Erziehungskunst nennen könnte. Gegen Dittes wird hier der Vorwurf erhoben der Unverträglichkeit, des Wortbruches, der Geheimnißkrämerei, des Ehrgeizes, der Eifersucht, der Nachlässigkeit im Amte, der Parteilichkeit und der Lächerlichkeit. Das Gutachten, welches die Aufsichtsbehörde des Pädagogiums über dessen Leiter abgab, gipfelte in dem Satze: die Anstalt habe erst dann einen Aufschwung zu erwarten, wenn Dittes sie verlassen habe (80—81).

So gedieh denn im Jahre 1881 das Trauerspiel zu seinem Schlußacte: nicht von der bösen „schwarzen Rotte", von seinen eigenen Gesinnungsgenossen, von denen, welche ihn einst angebetet, ward Dittes in einen unfreiwilligen Ruhestand gebettet.

Das ist also der schneidige Vorkämpfer der confessionslosen Schule, ihr berufenster Vertreter, ihr ehrwürdiger Nestor; das ist Dittes, der die Oesterreicher lehren sollte, Schlachten zu gewinnen! Und nun zum Generalstabe des Feldherrn. Als Vorstand der niederösterreichischen Landes-Lehrerbildungsanstalt zu Wiener-Neustadt ward auf den Antrag des Professors Dr. Sueß im Jahre 1873 Dr. Emmanuel Hannak ernannt; einige Zeit nach des Dittes Entfernung wurde ihm die Leitung des Wiener Pädagogiums übertragen. Hannak spricht in seinem Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen[1] von Abraham, dem sagenhaften Stammvater der Hebräer, und bezeichnet den Heiland als den „göttlich verehrten Stifter"[2] des Christenthums, ohne seiner Gottheit Zeugniß zu geben und seiner Auferstehung zu gedenken. Ueber Portugal schreibt Hannak: „Eine Zeit vorübergehenden Glanzes erlebte es unter Joseph I., als der aufgeklärte Minister Marquis von Pombal den Staat unbeschränkt lenkte." Er legte bei dem großen Erdbeben zu Lissabon eine Probe seiner Thatkraft ab, förderte Ackerbau, Industrie, Heer- und Seewesen.

[1] Stauracz verweist für seine Angabe auf die 5. Auflage (1878); es ist wohl das Lehrbuch für die mittleren Klassen gemeint; nach Stauracz ist später einiges abgeändert worden, aber noch genug Anstößiges geblieben.

[2] In der zweiten, „verbesserten und verkürzten" Auflage von Hannaks „Lehrbuch der Geschichte des Alterthums für die oberen Klassen der Mittelschulen" (Wien 1883) fanden wir diese zwei Ausdrücke nicht. S. 279 wird hier die Erscheinung des Kreuzes, welche dem Kaiser Constantin zu theil geworden, als die „Legende vom Kreuze" bezeichnet.

„Große Sorgfalt verwendete er auf die Bildung des Volkes, das hauptsächlich in der Landessprache unterrichtet wurde. Dagegen trat er dem Einflusse der Geistlichkeit entgegen, hob die Frauenklöster auf" und entfernte die Jesuiten aus dem Lande. „Aber sein rücksichtsloses Vorgehen erregte ihm viele Feinde." [1] Die Stelle findet sich auch wörtlich in Hannaks Geschichts-Lehrbuch für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, welches vom hohen Ministerium gutgeheißen ist. Nur war hier Hannak artig genug, von der Aufhebung der Frauenklöster zu schweigen [2]. Bezeichnend sind übrigens auch Hannaks Begriffsbestimmungen von Religion und Aberglauben. „Religion", schreibt er in seiner Flugschrift gegen den Liechtenstein'schen Schulantrag, „ist ein Glaube, der sich mit dem Göttlichen, Ueberirdischen, dem Menschen und am allermeisten der Jugend Unfaßbaren beschäftigt." „Wendet man das Uebersinnliche, also die Religion, auf das Natürliche an, so entsteht der Aberglaube, der unsäglichen Schaden anrichtet" [3] (84—103).

Dittes und Hannak stehen leider in Oesterreich durchaus nicht allein. Zu ihren Geistesverwandten gehört u. a. Schulrath Dr. G. A. Lindner, Prüfungscommissär für Lehramtscandidaten. Dieser zählt in seiner „Allgemeinen Erziehungslehre für Lehrerbildungsanstalten" (4. Aufl., 1882) sieben Haupteigenschaften auf, welche der Erziehung zukommen müssen; Religiosität ist unter denselben nicht genannt. Dagegen führt Herr Lindner als dritte Haupteigenschaft die Culturgemäßheit an; er rechnet zur Cultur auch die Religion und erklärt dann sein Schlagwort von der „culturgemäßen" Erziehung dahin, daß dieselbe 1. volksthümlich sein müsse, 2. zeitgemäß; 3. „sie muß des Zöglings religiöse Anschauungen und Gefühle auf jenen Standpunkt erheben, auf welchem der vorgeschrittene und aufgeklärte Theil der Nation steht" [4]. In einer spätern Auflage seines Lehrbuches [5] hielt es der österreichische Schulrath für angezeigt, seinen Empfehlungsbrief für die „Aufklärung" unter die Bank zu schieben; die mittelalterlichen „Ketzer-

[1] Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die mittleren Klassen der Mittelschulen. Vierte, verbesserte und gekürzte Auflage. Wien 1879. S. 79—80.

[2] Dieselbe fehlt wenigstens in den zwei Auflagen, die wir einsahen, der dritten und der vierten. Wien 1883 und 1885. S. 78.

[3] Tagesfragen (Neue Wiener Flugschriften, 2. Heft). Der Antrag Liechtenstein. Wien 1888. S. 9.

[4] Allgemeine Erziehungslehre. Lehrtext zum Gebrauche an den Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen. Wien 1877. S. 76—88.

[5] Vierte, durchgesehene Auflage. Wien 1882. S. 98—99.

gerichte" müssen hier ihre Wirkung thun. „Die Begründung der neuen, allgemeinen Nationalschule" feiert Lindner in seiner pädagogischen Encyklopädie als „die große Geistesthat unseres Jahrhunderts". Was wir unter dieser Neuschule zu verstehen haben, zeigen deutlich genug die Aufklärungen, welche das Buch uns über „Oesterreichs Schulwesen" bietet. Die neue österreichische Volksschulgesetzgebung, heißt es hier, werde an Freisinnigkeit, Gründlichkeit und innerer Abgeschlossenheit dermalen vielleicht nur noch von der — neuesten französischen übertroffen. Gebrochen wurde „die eiserne Fessel des Concordates". „Diese Emancipation der Schule von der Kirche" ist „ein Act von großer weltgeschichtlicher Bedeutung" [1]. Von der menschlichen Freiheit gibt Lindner in seinem Lehrbuche der Psychologie eine Darstellung, welche den Gedanken nahe legt: Der Mensch kann nicht frei wählen; zu jedem seiner Entschlüsse ist er innerlich genöthigt [2]. Stauracz theilt uns mit, dies Lehrbuch sei an österreichischen Gymnasien im Gebrauche! (103—109.)

Auch jene zwei Uebungsschullehrer des Wiener Pädagogiums dürfen wir nicht vergessen, welche sich dazu herbeiließen, für Schule und Familie die confessionslose Zeitschrift „Schule und Haus" herauszugeben. Das Ministerium sah sich vor kurzem genöthigt, die Jahrgänge 1887 und 1888 sofort aus den Schülerbibliotheken entfernen zu lassen und jede fernere Empfehlung des Blattes zu untersagen (204).

In diesen Kreis gehört ferner der berüchtigte Brehm mit seinem genugsam bekannten „Thierleben" [3]. Hat ja Minister Karl von Stremayr gestattet, das Buch auf öffentliche Kosten für Lehrerbildungsanstalten zu beschaffen, und mehrere Landesschulräthe haben noch mehr gethan, der von

[1] Encyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde. Wien und Leipzig 1884. S. II. 588.

[2] Lehrbuch der empirischen Psychologie als inductiver Wissenschaft. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterrichte. 3. Aufl. Wien 1872. S. 208—211; 9. Aufl. Wien 1888. S. 224—226.

[3] Brehms Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Große Ausgabe. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1. Abth. 1. Bd. Leipzig 1876. S. 20. 131—132. 528. 546. Eine der Stellen möge hier folgen. S. 131—132 schreibt Brehm: „Die Ansichten über Heiligkeit sind sehr verschieden. Unter uns gebildeten Europäern gilt unter Umständen ein feister Mönch, welcher sein Leben lang nicht das geringste Nützliche gethan hat, als großer Heiliger; unter den Mohammedanern wird mit ungleich mehr Recht ein Geisteskranker oder Blödsinniger für heilig erklärt; unter den Indern gelangt der Affe zu demselben Ansehen, wie bei uns der Mönch, und zwar vielleicht aus denselben Gründen, weil er ebenso wenig wie jener der Menschheit irgend welchen Nutzen bringt." Vgl. übrigens die Miscelle im vorigen Hefte (S. 490) dieser Zeitschrift und Bd. XXII. S. 342.

Kärnthen sogar als „ausgezeichnet" ein Werk verherrlicht, dessen darwinistische Aufstellungen mit Spötteleien über „christliche Pfaffen", „feiste Mönche", „fromme oder dumme" Augen des Schafes, „Heiligenknochen" gewürzt sind (120—124).

Was ist von Lehrern zu erwarten, die zu den Füßen solcher Meister saßen?

Eine Antwort auf diese Frage geben uns zunächst die Lehrertage. Einige höchst ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, sind die eigentlichen Macher dieser Versammlungen eine Handvoll Leute, oft aus Wien, vielfach Juden oder auch Protestanten. Sie veranstalten die Zusammenkunft, sie halten die Reden, sie zeichnen die Beschlüsse vor. Die übrigen Hunderte horchen und nicken und klatschen und sagen schließlich zu allem Ja und Amen, wenn auch wohl nicht immer aus voller Ueberzeugung. Der Erfolg des Schauspieles ist, daß die Lehrer in ihrer vornehmen Geringschätzung der christlichen Geheimnisse und ihrer Bitterkeit wider Kirche und Priesterschaft sich neu bestärken und verhärten.

Schon auf dem ersten österreichischen Lehrertage im Jahre 1867 donnerte ein Lehrer in die Welt hinaus: der confessionelle Religionsunterricht „demoralisire die Jugend, führe zu Heuchelei und Lüge". Ein Wiener Oberlehrer zählte die Pflichten auf, welche die Lehrer im Kampfe gegen die „Krebsschäden" der Schule zu erfüllen hätten; an erster Stelle nannte er das Streben, „dem Volke einen richtigen Begriff von der Zeit beizubringen; es müsse lernen, daß die Werktage höhere Tage seien als die Sonntage" (141—142). Im Jahre 1872 ward auf der fünften allgemeinen österreichischen Lehrerversammlung zu Wien ein Beschluß gefaßt, welcher besagte: der confessionelle Religionsunterricht stütze sich auf Dogmen, deren Inhalt häufig mit den Naturwissenschaften sowohl als auch mit den praktischen Folgen des alltäglichen Lebens im grellsten Widerspruche stehe (147). Die Kinder, verlangte ein Lehrer aus Wien auf dem achten allgemeinen österreichischen Lehrertage zu Reichenberg im Jahre 1882, sollten „Darwin, Häckel, Vogt u. s. w. mehr als dem Namen nach kennen" (154). Die Krone aller Lehrertage bildet jedoch die Grazer Versammlung vom 18.—20. Juli des verflossenen Jahres. Sie war von etwa 500 Lehrern besucht. „Umbraust vom Jubel der Lehrerschaft", wie der „Oesterreichische Schulbote" schreibt, sprach da der große Dittes von „hartnäckigen Kampfhähnen", wie es Bischof Rudigier von Linz gewesen, bekannte seine Religion mit den Worten: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion", verglich die Gegner der confessionslosen Schule

mit „Grobschmieden", „Gauklern und Taschendieben", „ganz hartgesottenen, kaltherzigen Schacherern", „kalten Fratzen", und begehrte „vollständige Trennung von Schule und Kirche" (171—176).

Die Lehrerversammlungen sind der Wiederhall der Lehrerzeitschriften. Wir sprechen natürlich nicht von den vortrefflichen Wiener „Christlich-pädagogischen Blättern" und mehreren anderen Blättern, welche im gleichen Sinne höchst verdienstvoll wirken. Ihr Wort wird nur zu oft übertönt von ganz anderen Stimmen. „Die Furcht vor ewiger Verdammniß und die Hoffnung auf ewige Glückseligkeit", schreibt der österreichische Schulbote im Jahre 1878, können fortan nicht mehr den Hebel einer gesunden Sittenlehre bilden, soll der Mensch vorwärts schreiten. „Unser Volk bedarf einer kräftigern, geistigen Nahrung, und diese will ihm der Materialismus bieten. . . . Bei allen hochcultivirten Völkern manifestirt sich ihre Mündigkeit im Abstreifen religiöser Satzungen, d. i. im Unglauben." [1] Ein andermal lesen wir in dem Blatte, es sei ein „bequemer, aber demoralisirender Glaube", daß man „der Strafe, welche Unwissenheit, Nachlässigkeit und Uebelthat naturgemäß mit sich bringen, durch Reue, Buße oder Gebet entgehen könne. . . . Der Glaube an übernatürliche Hilfe schwächt Verstand und Willen in ihrem Widerstande gegen physische und moralische Uebel. . . . Der Materialismus ist die Mutter der reinen Menschenliebe; . . . er entkleidet die Moralität des theologischen und metaphysischen Flitters und stellt dieselbe in ihrer ursprünglichen Reinheit und Kraft wieder her" [2] (209—211). Die „Zeitschrift des oberösterreichischen Lehrervereins" drückt im Jahre 1876 das Ziel der confessionslosen Neuschule mit den Worten aus: „Unsere Schule wirbt aus Christen Menschen" (195). Wer die confessionslose Neuschule bekämpft, gehört nach der niederösterreichischen Schulzeitung vom 20. Februar 1889 zu den „Bildungsfeinden", die ihre „unsauberen Endziele", ihren „niederträchtigen Zweck" mit „niederträchtigen Mitteln" verfolgen; das artige Blatt spricht weiter von „christlich-pädagogischen Schmutzfinken" und clerikaler „Schweineliteratur" (III—IV). Die Palme gebührt aber

---

[1] Der österreichische Schulbote. Zeitschrift für die Interessen des österreichischen Schulwesens. 28. Jahrg. Wien 1878. S. 259.

[2] Schulbote. 31. Jahrg. Wien 1881. S. 55—56. Die Stellen finden sich in einem Auszuge, den das Blatt aus einem populären Vortrage eines Londoner Professors bringt. Es schickt demselben die empfehlende Bemerkung voraus, der Leser werde sich da „ein eigenes Urtheil über die Nützlichkeit dieser populären Vorträge, einer neuen Art des Volksunterrichtes, bilden können".

den „Freien pädagogischen Blättern", welche unter allen Schulzeitungen am gelesensten sein sollen; ihr Leiter ist ein Protestant und eingewanderter Preuße, Freund und Verehrer des unsterblichen Dittes. Dies Blatt erzählt uns von „heulenden Bonzen", „von Tollwuth befallenen Pfaffen", „schwarzen Dorfgrößen". Aber „der Sonnenaufgang läßt mit Kutten sich nicht verhängen" [1]. „Die Ultramontanen würden uns alle miteinander auf dem Scheiterhaufen verbrennen, wenn sie uns hätten." [2] Schon in den ersten Zeiten der Kirche waren „in Rom Christen beflissen, Haß und Verachtung zu predigen gegen ihre heidnischen Mitbürger"; deren Tempel wurden geschändet, ihr Glaube verhöhnt. Die Herrschaft der Kirche im Mittelalter bedeutete einen bedauerlichen Rückschritt in der Entwicklung der Menschheit [3]. „Gar manchmal", bestätigt ein Berichterstatter aus Warnsdorf, „mögen die Kinder, von Weihrauchduft umnebelt, dümmer aus der Kirche herauskommen, als sie hineingingen. Das Letztere will aber die herrschsüchtige Curie." [4]

Dagegen „übt der Freimaurer", wie die „Niederösterreichische Schulzeitung" versichert, „im Verborgenen aus Gottesfurcht (Religion) Werke der Barmherzigkeit" [5] (193—207).

Die Herren haben, soviel an ihnen lag, Gott vom Throne gestoßen. Maßlose Selbstsucht ist der Götze, dem sie ihren Weihrauch streuen; sie grinst wie eine häßliche Fratze aus diesen Lehrerzeitungen heraus; ihr schriller Ton klingt durch all das Geklapper von Schlagworten und Redensarten hindurch, von welchem ihre Versammlungen wiederhallen. „Kein Stand", erklärte auf dem achten Lehrertage ein Lehrer, „hat so großen Werth, eine solche Aufgabe, wie der Lehrerstand. Die ganze Menschheit liegt in unseren Händen." „Auf dem Sockel seiner erhabenen Stellung", bestätigte im selben Jahre Schulrath Lindner, steht der Lehrer vor dem Kinde „in nahezu übermenschlicher Größe" (106). Darum verlangte auch im laufenden Jahre in der „Niederösterreichischen Schulzeitung" ein Lehrer für den Lehrerstand classische Studien, Bildung nach Art der Gymnasien (225). Der Mann war allzu bescheiden; hatte ja doch schon sieben Jahre

---

[1] Kraftspruch eines Lehrers in den „Freien pädagogischen Blättern, herausgegeben von Christian Jessen". 22. Jahrg. Wien 1888. S. 117.

[2] Freie pädagogische Blätter. 16. Jahrg. Wien 1882. S. 482.

[3] Ebenda. 15. Jahrg. Wien 1881. S. 326.

[4] Ebenda. 14. Jahrg. Wien 1880. S. 509.

[5] Niederösterreichische Schulzeitung. Organ des niederösterreichischen Landes-Lehrervereins. 1. Jahrg. Wien 1888. S. 646.

früher ein Wiener Amtsgenosse auf dem Lehrertage sich dahin geäußert: „daß die Fachbildung des Lehrers an den Universitäten geschehen" solle; es solle „eine pädagogische Facultät gegründet" und die theologische Facultät „in Privatseminare verlegt werden" (154).

„Wer sich durch Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Bestrafung leiten läßt, ist geradezu unmoralisch." So äußerte sich im gleichen Jahre auf einer Plenarversammlung des pädagogischen Vereines zu Wien einer der Redner [1]. Doch das ist wohl nur ein frommes Sprüchlein zum Auswendiglernen für Kinder. Was die Lehrer angeht, so bildet das Begehren nach Gehaltsaufbesserung in den Lehrerzeitungen ein Lied, das immer wiederkehrt (224). Natürlich, „wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen". Altmeister Dittes hat ja, als er Vorsteher des Wiener Pädagogiums mit 3600 Gulden Gehalt und freier Wohnung war, vom Gemeinderathe für 40 Stunden Methodik 800 Gulden Jahresgehalt verlangt, also die Kleinigkeit von 20 Gulden für eine Stunde! Der Katechet erhält von der Wiener Gemeinde für eine Stunde an einer Bürgerschule 70 Kreuzer.

Mit wem ist wohl überhaupt solch ein fortgeschrittener Lehrer zufrieden? „Noch immer", beschwerte sich Dittes schon im Jahre 1870, „sind alle Beamten vom Minister an Schleppträger des Pfaffenthums" (143—144). Ueber die neuen weltlichen Schulaufseher wird in der „Neuschule" und in den „Freien pädagogischen Blättern" über „bureaukratische Bevormundung" in der „Volksschule" geklagt. Die „Provinzial-Schulblätter" verfolgen neben anderen Zwecken auch diesen, die Schule von den Fesseln des „Schulbureaukratismus" zu befreien (241—242).

Nicht einmal mit sich selbst sind sie zufrieden. „Streberthum, Wohldienerei, Heuchelei", schreibt die „Neuschule" [2], seien in die Lehrervereine eingezogen. Die Versammlungen, so berichten im Jahre 1888 die „Freien pädagogischen Blätter", werden „nicht selten zu kleinlichen schulmeisterlichen Parteiumtrieben oder gar zu persönlichem Krakehl benützt" (221). Schon sechs Jahre früher hatte ein Wiener Lehrer in der Versammlung eines Lehrervereins den Vorwurf erhoben: „Statt Eintracht und wechselseitiger Achtung herrscht vielfach Zwietracht; Conflicte und Competenzüberschreitungen sind nichts Außergewöhnliches." Noch trauriger klingt das Geständniß, welches im Jahre 1885 im „Niederösterreichischen Schulboten" abgelegt wurde:

[1] Freie pädagogische Blätter. 16. Jahrg. S. 378.

[2] Oesterreichs Neuschule. Zeitschrift für den heimischen Lehrerstand. 2. Jahrg. Wien 1882. S. 166.

„Zu viele unter uns gibt es, welche ihrer Selbstsucht und Eitelkeit nicht das geringste Zugeständniß abzuringen vermögen, gilt es, der Gesammtheit einen Dienst zu erweisen. . . . Friede und Eintracht scheinen sich von unserm Stande völlig abgewendet zu haben . . . und in der Lehrerschaft gibt sich eine Zerfahrenheit und Zerrissenheit kund, wie sie ehedem niemals zu beobachten war" (221).

Ist der Lehrer mit dem Christenthum zerfallen, so wird er auch am Glauben seiner Schüler rütteln, ob er nun selbst sogen. „Religionsunterricht" ertheilt, oder ob neben ihm ein Katechet als Fachlehrer für Religion wirkt. Wohl schleudert man den Gegnern der confessionslosen Schule so gerne in Landtagen und Streitschriften die entrüstete Frage ins Antlitz: ob denn Rechnen und Sprachlehre katholisch seien oder protestantisch. Aber hinter dem Vorhang der pädagogischen Bühne weiß Meister Dittes seinen Jüngern klügere Räthe zu ertheilen. „Es ist ein Irrthum," schreibt er in der „Schule der Pädagogik", „wenn man dem Lehrer durch Entziehung des Religionsunterrichtes auch den Einfluß auf das religiöse Leben der Kinder abschneiden zu können meint." „Wie der Geistliche im Religionsunterrichte seine Weltansicht nicht unterdrücken kann, so vermag auch der Lehrer, wenn er ein offener Charakter ist, im sprachlichen, historischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Unterricht seinen religiösen Standpunkt nicht zu verläugnen." „Es sind ihm die Anknüpfungs- und Erläuterungsmittel für den Religionsunterricht in viel reichlicherem Maße gegeben, als dem Geistlichen" (45—46).

Arme Kinder! Man hat aus ihrem Gesammtunterrichte den christlichen Geist gerissen, der ehedem das ganze Schulleben verklärte. Was ward ihnen zum Ersatze geboten? In Ausführung des confessionslosen Schulgesetzes wurden für Niederösterreich aus der Fibel und dem zweiten Sprach- und Lesebuch die Aufsätze „Jesus Christus" und „Petrus und Paulus" gestrichen, und das Stück „Ueber das Menschengeschlecht" an ihre Stelle gesetzt. Auch das dem Psalmenbuche Davids entlehnte „Lob Gottes aus der Natur" fand keine Gnade; ein „Gruß an die Sonne" trat an seine Stelle. Nicht besser erging es der „Fußwaschung"; sie ward durch die „Achtung für das Alter" ersetzt.

Ehedem führten die Lehrer ihre Kinder zur Kirche; nun treffen wir einen Lehrer, der in einem Jahre fünf Schillerfeiern veranstaltet (225). Im Jahre 1882 berichteten die Wiener „Christlich-pädagogischen Blätter": seit zwölf Jahren veranstalte die „Glocke" alljährlich an Schillers Geburtstag in 50 Volks- und Mittelschulen Schulfeierlichkeiten, bei denen

an je ein Schulkind Schillers sämmtliche Werke in der Cotta'schen Ausgabe nebst einem Dukaten verschenkt würden. Ein hoffnungsreiches Bild für besorgte Eltern: Schulknaben und Schulmädchen, welche die „Räuber" studiren! Als dagegen in einer Wiener Schule Crucifixe sollten angebracht werden, entgegnete ein Oberlehrer dem Katecheten: er sehe nicht ein, was dieses Bild in der Schule solle; es könnten ja auch die Juden mit ihrem Moses und die Protestanten mit Luther kommen. Der Oberlehrer, bemerkt Stauracz, ertheilt in der ersten und zweiten Klasse Religionsunterricht (156). Nicht einmal der harmlose Christbaum ist vor diesen Jugendbildnern sicher. Im Jahre 1881 erließ in Oberösterreich ein Lehrer eine Einladung nicht zum „Christbaumfest", sondern zum „Tannenbaumfest" (212). Wie dieses Fest begangen wurde, läßt eine andere Feier vermuthen. In einer Stadt Böhmens hielt die deutsche Volksschule Christfest. Im ganzen Festraume war kein Kreuz, kein Heiligenbild, kurz kein christliches Zeichen zu sehen. Man vernahm kein Gebet, kein Weihnachtslied. Im Verlaufe der Feier kommandirte der Oberlehrer: „Habt Acht, Knaben, jetzt kommt die Kneipe." Es wurden Tische mit Trinkgeschirr gebracht. Die Knaben, als Bauern verkleidet, nahmen die Sitze ein, griffen zu ihren Gläsern, und nachdem der älteste unter ihnen sie aufgefordert hatte: „Also jetzt muß ein jeder von euch einen lustigen Schwank erzählen", gaben die Knaben unter Lärm und Gepolter eingelernte Schwänke zum Besten. Das Naivste an dieser Tannenbaum-Kneiperei ist, daß man zu derselben auch die Geistlichkeit einlud (212). Wie die Feste, so dienen auch die Ferien dem aufgeklärten Lehrer zur Verbreitung seiner kirchenfeindlichen Weisheit. Auf dem Lande, so meldete mit Behagen im Jahre 1888 ein Blatt dieser Richtung, trifft man an manchen Orten eine liberale Zeitung. Frägt man: „Wer hat das Blatt empfohlen?" so heißt es: „Ein Lehrer aus Wien, der hier im Sommer mit seiner Familie wohnt" (158, Anm.).

Oesterreichs alte Schule war mit Geldmitteln stiefmütterlich ausgestattet und ward von den Geistlichen unentgeltlich beaufsichtigt. Für die neue Schule hat man Millionen aus der Tasche der Steuerzahler gezogen, um Lehrerbildungsanstalten zu gründen, Lehrerversammlungen zu bewirthen, fachmännische Berühmtheiten zu berufen, weitläufige Schulhäuser „abseits der Kirche" zu bauen. Und die Erfolge? Schon im Jahre 1878 wurden im Wiener Gemeinderath Stimmen laut: die Schule koste jetzt dreimal so viel als zuvor, und doch entspreche sie ihrer Aufgabe nicht. „Nicht ein einziger der Redner", berichtete die liberale „Neue

freie Presse" am 30. März jenes Jahres, „stellte das wirkliche Vorhandensein von Uebelständen in Abrede, ja einzelne derselben zählten eine ganz ansehnliche Reihe sehr bemerkenswerther Mängel auf, und der Hauptgegner der sogen. Schulpartei, Dr. Kopp, erklärte ganz offen, er wisse noch eine ganze Menge viel größerer und wichtigerer Gebrechen, als die aufgezählten." Das Blatt fügt in seinem eigenen Namen bei, die Volksschule sei in der That einer Untersuchung dringend bedürftig, und der amtliche Bericht des Wiener Bürgermeisters stellte die Thatsache fest, daß die Klagen sich mehrten „einerseits über Ueberlastung der Kinder, anderseits über deren dennoch nicht ausreichendes Elementarwissen" (216 bis 218). „Vertuschen", schrieb das „Neue Wiener Fremdenblatt", „hilft nicht, sondern schadet nur, und darum sei es offen ausgesprochen, daß die Volksschulen der Commune Wien entschieden zurückgegangen sind. Die Mittelschulen sprechen ein vernichtendes Urtheil über die wahrhaft horrende Orthographie; von der Satz- und Sprachlehre haben die Besten nur die allerschwächsten Begriffe, am allerärgsten ist es mit dem Rechnen" (215, Anm.).

Hoch über der Rechenkunst stehen Zucht und Sitte; sie sollen die köstlichste Blume sein, welche dem Boden der Schule entsproßt. Aber welch sonderbare Blütenlese bieten nicht z. B. die kirchenfeindlichen „Freien pädagogischen Blätter" in Nr. 33 ihres Jahrgangs 1886 aus der Schulstube! Wir werden mit verschiedenen Schulknaben bekannt gemacht, von denen der eine, elf Jahre alt, gegen den Lehrer die Zunge herausstreckt, der andere, ein dreizehnjähriger Bursche, gegen ihn das Messer zückt. Ein dritter droht, den Lehrer einsperren zu lassen; ein vierter brüllt ihm entgegen: „Sö, i hau ihna 's Buch am Schädel", und ein fünfter stößt den Lehrer, der ihn aus der Bank holen will, so heftig auf die Brust, daß dieser einen Schritt zurücktaumelt. „Diese Thatsachen", so schließt der Bericht, „lieferte Wien, und sie sind noch harmlos gegenüber den Fällen vollständiger Verkommenheit und Lasterhaftigkeit" (228). Die gewiß nicht kirchlich gehaltene „Bürgerschule" bringt am 1. December 1887 an erster Stelle eine Abhandlung über „Befehl und Gehorsam", in welcher Einer im Namen Vieler schreibt: Man habe berathen, „welche Maßregeln die Schule ergreifen soll, um der erschreckend zunehmenden Verrohung und Entsittlichung der Jugend vorzubeugen. Wir müssen gestehen," so fährt er fort, „daß das Resultat dieser Berathung ein höchst klägliches, für die moderne Schule ein niederschmetterndes genannt werden muß." Es ist „uns allen klar, daß die moderne Schule nicht im Stande ist, ihrer

erziehlichen Aufgabe gerecht zu werden“ [1] (230). Bedürfen diese Sätze noch einer Erläuterung und Bestätigung, so liegt dieselbe in dem Antrage, welcher im Jahre 1888 im Wiener Gemeinderath gestellt worden ist: „Der Gemeinderath der Stadt Wien möge, um die überhandnehmende Verrohung und Verwilderung der schulpflichtigen Jugend hintanzuhalten, sich mit der Frage der Errichtung von Besserungsanstalten befassen und bald möglichst eine solche ins Leben rufen“ [2] (227).

Das sind Bilder aus der confessionslosen Schule in Oesterreich. Wir wissen wohl, noch gibt es zahlreiche österreichische Lehrer, welche besser sind, als ihr System. Sie haben nicht vergessen, was ihnen die christliche Mutter gelehrt; selbst inmitten schlechter Lehren und böser Beispiele sind sie unversehrt geblieben, wie die Jünglinge im Feuerofen. Den Lehrern von Galizien, Dalmatien, Krain, Bukowina wird sogar nachgerühmt, daß sie in ihrer Gesammtheit auf dem Felsenboden christlicher Gesinnung stehen. Ueberhaupt hat in den letzten Jahren inmitten der Lehrer ein Zug zum Besseren sich kundgegeben. Andere arbeiten wenigstens der Kirche nicht entgegen. Aber dabei bleibt bestehen, daß Oesterreich ein Heer von Lehrern ernährt, wie wir sie eben gezeichnet: Bannerträger des Unglaubens, Sturmböcke des Freimaurerthums in seinem Kampfe wider die Kirche. Tausende und aber Tausende christlicher Kinder sitzen ihnen zu Füßen. Können christliche Eltern ruhig schlafen, solange sie ihre Kinder in den Händen solcher Lehrer wissen?

Zweimal standen die Türkenheere vor den Mauern Wiens. Das Kreuz auf dem Stephansthurme erzitterte. Bereits schien es, der Halbmond sollte auf den Zinnen der Kaiserburg triumphiren. Christliche Tapferkeit hat das eine wie das andere Mal das Erbe Rudolfs von Habsburg gerettet. Schlimmer als äußere Feinde sind die inneren. Gehetzt und geleitet von der Freimaurerei, sucht in unseren Tagen ein ansehnlicher Theil der österreichischen Lehrerschaft vom Herzen des Kaiserstaates aus das Gift des Unglaubens in die Adern des Volkes zu treiben. Gelingt ihm sein Werk, so stürzt mit dem Altar auch der Thron, ähnlich wie vor 100 Jahren in Frankreich. Möchte endlich Oesterreich sich aufraffen! Möchten, wie in den Tagen Starhembergs und Sobieski's, christlicher Glaubensmuth und

---

[1] Die Bürgerschule. Eine pädagogisch-didaktische Zeitschrift. Organ des Vereines „Bürgerschule“ in Wien. 12. Jahrg. Wien 1887. S. 361.

[2] So berichtet die Niederösterreichische Schulzeitung a. a. O. S. 290.

opferfreudige Kaisertreue sich verbinden, um im Kampfe gegen den innern Feind des Christenthums Thron und Altar vor dem Untergange zu bewahren! Das Signal zu diesem Kampfe ist gegeben, und die Begeisterung, mit welcher in diesen Tagen die glorreiche Katholikenversammlung zu Wien die Erkämpfung der confessionellen Schule aufgriff, wird sich über ganz Oesterreich ausbreiten und die Sache des Glaubens zum Siege führen.

L. v. Hammerstein S. J.

Die Astronomie in den letzten Jahrzehnten.

(Schluß.)

6. Schließen wir uns nun in Gedanken einem nicht periodischen, also in paraboliſcher oder hyperbolischer Bahn dahineilenden Meteorstrome oder Kometen als Begleiter an, so werden wir hinausgeführt in die uns unermeßlich scheinenden Räume der Fixsternwelt bis in die unergründeten Tiefen der Milchstraße, die aber allesammt doch nur einen Sternhaufen umschließen, welcher mit dem in der Andromeda vielleicht keinen Vergleich aushält.

Um die auf diesem ausgedehnten Felde geleisteten Arbeiten übersehen zu können, theilen wir dieselben sofort in zwei Hälften, die mathematische und die physikalische, oder mit anderen Worten, in die Untersuchung der Lage und Bewegung der Sterne, und diejenige ihrer Helligkeit und Lichtbrechung.

Die Ortsbestimmung der Fixsterne, entweder durch Karten oder durch Verzeichnisse, bildet wohl die Hauptarbeit der größeren Sternwarten, in Anbetracht sowohl der großen Anzahl der Beobachtungen und der außerordentlichen Sorgfalt, welche die Bestimmung der Zeit und der Instrumentalfehler erfordert, als auch der grundlegenden Wichtigkeit dieser Messungen für alle theoretischen Untersuchungen in der Mechanik des Himmels. Von neueren Sternkarten sind zu erwähnen: der Atlas von Heis für die nördlichen und Goulds Argentinische Uranometrie für die südlichen mit freiem Auge sichtbaren Sterne, die Fortsetzung von Argelanders Durchmusterung des nördlichen Himmels bis zum südlichen Wendekreis für alle in kleinen Fernrohren sichtbaren Sterne bis zur zehnten

Größe, dann für die kleinsten Sterne die Karten von Peters im Hamilton College für die Gegend des Nordpols, von denen schon 20 zur Vertheilung gelangt sind, und die Fortsetzung der Karten von Chacornac durch die Gebrüder Henry in Paris für die Gegend der Ekliptik.

Während jedoch diese mit großen Druckkosten verbundenen Karten mehr ein Hilfsmittel sind für das Auge zur Erkenntniß neu auftauchender Erscheinungen am Himmelsgewölbe, liegt der grundlegende, mathematische Werth dieser Ortsbestimmungen in den Verzeichnissen mit Angabe der sogen. Coordinaten von Rectascension und Declination. An Einheitlichkeit des Planes stehen obenan die vor 20 Jahren begonnenen Zonenbeobachtungen der Astronomischen Gesellschaft, unter Mitwirkung der Sternwarten in Albany, Berlin, Bonn, den beiden Cambridge, Christiania, Dorpat, Gotha-Helsingfors, Karlsruhe, Kasan, Leiden, Leipzig, Lund, Madison und Straßburg, welche je eine Zone von 5 oder 10 Grad Breite am Himmel für alle Sterne bis zur neunten Größe übernommen haben und die schon begonnenen Veröffentlichungen in einigen Jahren vollenden werden. Außer diesen gemeinschaftlichen Arbeiten sind noch als hauptsächlichste zu nennen: die in Paris unternommene Revision des Lalande-Katalogs von 35000 Sternen, Goulds südliche Cordova-Zonen von nahezu 80000 Sternen, der Armagh-Katalog von 3000 Sternen, der von Glasgow mit 6415 und endlich der vom Cap der guten Hoffnung mit 4810 Sternen, im ganzen über eine halbe Million genau bestimmter Lichtpunkte am Firmamente.

Als erste Frucht dieser Riesenarbeit erwähnen wir die Studien über den Bau unseres Fixsternhimmels durch Aichungen oder Sternzählungen, zuerst unternommen von Herschel, dann fortgesetzt von Littrow, freilich in einer unbrauchbaren Form und wenig genau und deshalb wiederholt von Pierce, dann weitergeführt und wiederholt angeregt von Holden, ebenso von Eppstein in Frankfurt, endlich in großartigstem Maßstabe durchgeführt von Seeliger in München. Die nahezu 458000 Sterne zählende Bonner Durchmusterung wurde von ihm in 8 Klassen abgetheilt (von denen die erste alle mit freiem Auge sichtbaren Sterne umfaßt, und jede folgende um eine halbe Helligkeitsgröße schwächer wird) und dann für jede dieser Größenklassen auf Feldern von 5 Grad Höhe und 40 Zeitminuten Breite abgezählt. Diese mühsamen Zählungen gewinnen aber erst dadurch Interesse, daß die Felder parallel der Milchstraße geordnet wurden in Zonen von je 20 Grad Breite, so daß die erste Zone den galaktischen Pol (= 12 St. 49 M. + 27° 30′) umschließt und die

fünfte die Milchstraße selbst, als Äquator der so geordneten Himmelskugel. Das Ergebniß dieser Untersuchungen war, daß die Sterne aller Größenklassen zur Bildung der Milchstraße beitragen, und zwar die dem freien Auge sichtbaren am wenigsten, die kleinsten der Durchmusterung hingegen am meisten, indem gerade diese letzteren sich gegen die Milchstraße hin schneller anhäufen als die helleren Sterne. Es scheinen also die einzelnen Größenklassen nicht ihre eigenen Gruppirungen am Himmel zu bilden, sondern sämmtlich zur Herstellung eines einzig abgeplatteten Sternhaufens innerhalb der Milchstraße beizutragen.

Als weitere und nicht weniger werthvolle Frucht der Ortsbestimmungen ergeben sich unsere Kenntnisse über Fixsternbewegungen, deren wir drei Arten zu unterscheiden haben: die parallaktischen Bewegungen, gleichsam den Widerschein unserer Erdbahn, die perspectivischen Bewegungen oder den Widerschein der Sonnenbahn, endlich die wirklichen oder Eigenbewegungen. Die parallaktische Verschiebung der Fixsterne untereinander infolge unseres jährlichen Umlaufs um die Sonne ist nur für die allernächsten derselben wahrnehmbar und auch für diese nur in den feinsten Instrumenten. Die gegenwärtig auf diesem Felde thätigen Astronomen Brünnow und Ball, Gill und Elkin, Struve und Backlund, Hall, Gylden, Lamp und Pritchard haben in den letzten 15 Jahren die Zahl der bekannten Sternparallaxen mehr als verdoppelt. Daß dieselbe immerhin noch so klein ist, rührt vielleicht nicht so sehr von dem Mangel naher Sterne her, als von dem Mangel einer Richtschnur in der Auswahl der zu messenden Sterne, indem nach Ball weder die Helligkeit des Sternes noch seine starke Eigenbewegung einen Schluß auf seine größere Nähe rechtfertigen.

Von einer andern scheinbaren Bewegung der Fixsterne, die ebenfalls nichts anderes ist als das Spiegelbild unserer Erdbahn, aber allen Sternen, seien sie nahe oder fern, gemeinschaftlich, infolge der Abirrung des Lichtes, sei nur kurz erwähnt, daß Nyrén ihre sogenannte Constante neu bestimmt hat und innerhalb der Zehntel-Bogensekunden mit den früher in Pulkowa an demselben Instrumente erhaltenen Werthen übereinstimmend findet.

Eine Schwierigkeit steht noch unserer Erkenntniß der perspectivischen Verschiebung der Sterne, infolge der Eigenbewegung der Sonne, im Wege. Wie schon Lambert im Jahre 1761 bemerkt hat, sehen wir in der Bewegung der Sterne nur die Resultante ihrer perspectivischen und wirklichen Bewegungen, ohne die Componenten voneinander trennen zu können.

Nur wenn die Anzahl der beobachteten Verschiebungen sehr groß ist, kann man annehmen, daß die wirklichen sich nach allen Richtungen gleichmäßig vertheilen, das Vorherrschen einer Richtung also eine Folge der Perspective sei. Ist nun auch anerkanntermaßen das vorhandene Material immer noch zu spärlich zu einer genauen Bestimmung dieser Perspective, so besitzen wir doch andererseits den Vortheil zweier ganz unabhängiger Methoden, die der seitlichen Verschiebungen der Sterne auf der scheinbaren Himmelskugel, direct zu beobachten mit dem Auge, und die radiale Verschiebung längs der Gesichtslinie, indirect zu beobachten in der Verschiebung der Spectrallinien. Der Fortschritt der letzten Jahre liegt in der theoretischen Ausbildung der zweiten Methode durch Homan und einer vorläufigen Bestimmung der Richtung und Schnelligkeit der Sonnenbewegung, ganz in Uebereinstimmung mit Argelanders Resultat nach der ersten Methode. Dadurch werden die Grenzen sowohl für den Apex, d. h. den Ort im Sternbilde des Herkules, auf welchen unsere Sonne mit dem ganzen Planetensystem hinsteuert, wie auch für die Geschwindigkeit, zwischen 20 und 50 Kilometer in der Sekunde, so weit sie auch noch sind, doch innerhalb dieser Unbestimmtheit zuverlässig.

Die wirkliche oder Eigenbewegung der Sterne ist theils geradlinig für einzelne Sterne, theils krummlinig für Doppelsterne, beide mit den oben erwähnten zwei Componenten der seitlichen und radialen Verschiebung.

Die geradlinigen seitlichen Verschiebungen sind zuerst von Halley im Jahre 1718 aus der Vergleichung neuerer Sternverzeichnisse mit dem des Ptolemäus erkannt worden. Unter den mehr als tausend Sternen mit Eigenbewegung, die man gegenwärtig kennt, haben einen besondern Anspruch auf Genauigkeit die 460 Bradley'schen Sterne, deren Lagen von Stone nach Auwers' System neu berechnet und mit dem Greenwicher Verzeichnisse von 1860 verglichen wurden.

Ist außer der Eigenbewegung eines Sternes noch seine Entfernung bekannt, so läßt sich der Maßstab der letztern auch an die erstere anlegen. Unter den so gemessenen Eigenbewegungen liegen die acht schnellsten zwischen den Grenzen von 5—14 geographischen Meilen in der Sekunde, mit Ausnahme eines Sternes, der alle anderen bekannten überholt, mit einer Schnelligkeit von 46 Meilen, und deshalb von Newcomb der „Ausreißer" genannt wird.

Einen besondern Reiz auf den forschenden Geist des Sternkundigen üben die Töchter des Atlas, von denen Ovid sagt:

Quae septem dici, sex tamen esse solent,

das warnende Gestirn des Seefahrers oder die Gluckhenne des Landmannes. Unter den 571 von Wolf verzeichneten Sternen der Plejaden sind es 53, die zuerst von Bessel im Jahre 1840 ihrer Lage nach genau bestimmt und in unseren Tagen von Elkin und Pritchard neu gemessen wurden, mit dem Ergebnisse, daß unter diesen Sternen vier Gruppen mit gleichförmiger Eigenbewegung, vier Sterne mit unabhängiger Eigenbewegung und sechs Sterne ohne Eigenbewegung sind. Die vier Gruppen scheinen also einen physischen Zusammenhang zu bilden, während die letzterwähnten sechs Sterne nur optisch auf das Sternbild projicirt sind.

Ein vielversprechender, aber vielleicht noch nicht zeitiger Versuch, in die zerstreuten Eigenbewegungen der Sterne System zu bringen durch Annahme einer Rotation der Milchstraße in ihrer eigenen Ebene, ward von Bolte und Ranken angestellt und verdient fortgesetzte Aufmerksamkeit.

Die Messung der radialen Verschiebungen der Sterne oder Eigenbewegungen in der Gesichtslinie wurde zuerst von Doppler (1842) als möglich ausgesprochen, dann von Mach (1860) neu angeregt und von P. Secchi wirklich versucht, aber erst von Huggins im Jahre 1868 mit einigem Erfolg ausgeführt. Wie nämlich der Ton einer Dampfpfeife bei schneller Annäherung gegen uns steigt und bei schneller Entfernung fällt, also die Schallwelle im ersten Falle sich verkürzt, im zweiten verlängert, so mußte es offenbar auch mit den Lichtwellen im Spectrum eines Sternes sein, der auf uns zukommt oder sich von uns entfernt. So einfach und ausgebildet indessen diese Theorie auch ist, so schwierig und weit zurück ist noch die Beobachtung. Erst im Jahre 1876 gelang die Feuerprobe dieser Methode an den beiden Sonnenrändern, die sich nach bekanntem Gesetze in entgegengesetzter Richtung bewegen, und kürzlich auch an der Bahn des Sirius, die aus den seitlichen Verschiebungen dieses Sternes berechnet war und im Jahre 1876 eine Entfernung des Sternes um 5 geographischen Meilen in der Sekunde ergab, im Jahre 1881 hingegen einen Stillstand und im Jahre 1884 wieder eine Annäherung um 5 Meilen in der Sekunde. Erst nachdem die unruhig hin und her schwirrenden Spectrallinien diese feine Probe bestanden hatten, konnte man Vertrauen in die Beobachtung setzen. In Greenwich sind seit 15 Jahren etwa 50 der hellsten Sterne so gemessen worden; allein der Beobachter Maunder gesteht, daß weder seine Instrumente noch die Atmosphäre von England derartigen Beobachtungen gewachsen seien, indessen Huggins, Vogel und Seabroke sich dieser Arbeit unverdrossen hingeben.

Alle diese geradlinigen, sowohl seitlichen wie radialen, Eigenbewegungen erscheinen uns aber, wie schon oben erwähnt, gemischt mit der perspectivischen und können erst nach Ansammlung eines größern Beobachtungsmaterials von dieser bloß scheinbaren nach einer gewissen Himmelsrichtung hintreibenden Componente befreit werden. Nicht so verhält es sich mit der krummlinigen Bewegung zweier oder mehrerer Sterne um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt. Die Verschiebung unseres Beobachtungsortes im Himmelsraume kann wohl die Lage einer elliptischen Doppelsternbahn ändern, nicht aber ihre Gestalt. Bekannt sind die Altväter dieses anregenden Zweiges der Sternkunde, Herschel und die beiden Struve, und zahlreich die Schüler, die Schritt für Schritt das Dasein unserer tellurischen Schwerkraft bis an die äußersten Grenzen der Fixsternwelt verfolgten, Doberk und Gledhill in England, Flammarion in Frankreich, der polnische Baron Dembowski in Italien, Schiaparelli in Mailand, Engelmann in Dresden, Perrotie in Nizza. Das Harvard College lieferte 350 Doppelsterne, die Sydney-Sternwarte 1100, Burnham, damals in Chicago, über 1000 neue. Als Berechner der Bahnen thaten sich außer den erwähnten Beobachtern hervor Peters, Gore, Powell, Celoria und andere.

Die Anzahl gut bestimmter Doppelsternbahnen steigt indessen noch kaum über 80, da es zur Sicherstellung der Bahnelemente nahezu eines ganzen Umlaufes bedarf, und die kürzeste bis jetzt bekannte Umlaufszeit, beim Doppelsterne δ im Kleinen Pferd, immer noch 10—12 Jahre beträgt, also einem Jupitersjahre gleichkommt.

Einen Fortschritt in der Theorie der Doppelsternbahnen verdanken wir Villarceau und Birkenmajer, welche den Einfluß der Lichtabirrung auf die elliptische Bahn mit in Rechnung brachten, eine Verbesserung, auf die übrigens schon von J. Herschel, Savary und Houzeau war aufmerksam gemacht worden.

Bilden die bis jetzt betrachteten Ortsbestimmungen und Bewegungserscheinungen, als der mathematische und grundlegende Theil unserer Fixsternkunde, die Hauptarbeit der Sternwarten, so finden wir doch auch auf physikalischem Gebiete einen Fortschritt zu verzeichnen, wenngleich beschränkt auf die Eigenschaften des Lichtes. Außer dem Photometer und dem Spectroskop kennt man noch kein Instrument, das uns physikalische Eigenschaften, wie Wärme, Schall, Elektricität oder Magnetismus, aus der Fixsternwelt vermittelte.

Den Grundstein zur Stellarphotometrie hat, wie in so vielen anderen Zweigen der Sternkunde, Herschel gelegt. Argelander in Bonn,

Seidel in München, Zöllner in Leipzig, Heis in Münster und andere haben dieselbe ausgebildet, und heute sind es die Namen Schönfeld, Gould, Pickering, Pritchard, Wolff, mit welchen der Fortschritt der Sternlichtmessung unzertrennlich verbunden ist. Dieser Fortschritt tritt uns entgegen in den Größenschätzungen der Bonner Durchmusterung und den Cordova-Zonen, über eine halbe Million an Zahl und sämmtlich nach dem Augenmaß angestellt, und weiter in den drei neuen Verzeichnissen von Cambridge, Oxford und Bonn von 4260, bezw. 2786 und 972 Sternen, sämmtlich gemessen mit Photometern.

Der Unterschied in den Lichtschätzungen der Sterne mit und ohne photometrische Hilfsmittel besteht hauptsächlich darin, daß im ersten Falle bloß die Gleichheit zweier Sterne mit dem Auge geschätzt, hingegen der Unterschied durch Drehung eines Prismas oder Verschiebung eines Glaskeils gemessen wird, während im zweiten Falle Gleichheit und Unterschied vom Auge geschätzt werden nach einer willkürlich angenommenen Lichtstufe, deren Beständigkeit aber durch Vergleichung mit früheren Schätzungen geprüft wird. Das bloße Augenmaß bietet manche Vortheile vor künstlichen Hilfsmitteln: zunächst, daß es alle Sterngruppen am Himmel miteinander vergleichen läßt, während das Photometer sämmtliche Messungen auf denselben Stern bezieht, sei es ein künstlicher, wie die Petroleumlampe beim Zöllner'schen Photometer, oder ein natürlicher, wie der Polarstern bei denen von Pickering und Pritchard; ferner den Vortheil, daß das Licht nicht durch eine Reihe absorbirender Medien in das Auge gelangt, wie bei den Photometern, und endlich den, daß das Auge die Größen selbst schätzt, während die photometrischen Lichtmengen durch Rechnung in Größenklassen umzusetzen sind. Dagegen hat das Photometer, wenn einmal seine sogenannten Constanten bestimmt sind, den unläugbaren Vortheil, daß es die Lichtmengen frei von dem physiologischen Verhalten des Beobachters durch bloß mechanische Handhabung kennen lehrt.

Wir erwähnen diese Vor- und Nachtheile ausführlicher, weil die Frage gerade jetzt unter den Astronomen eine brennende ist und die Besprechung der drei obenerwähnten Sterngrößenverzeichnisse sich um dieselben dreht. Man hat hervorgehoben, daß die Cambridger Lichtschätzungen um eine halbe „Größe" unter den Oxfordern bleiben, dagegen die Wolff'schen um eine ganze „Größe" überragen können, Abweichungen, welche denen bei Anwendung des Augenmaßes wenigstens gleichkommen. Die Entscheidung der Frage, ob die einfachere schon dem Ptolemäus (138 n. Chr.) bekannte Stufenschätzung nach Größenklassen, oder die optisch-mechanische

Methode das Feld behaupten soll, wird davon abhängen, ob es gelingen wird, die constanten Instrumentalfehler zu bestimmen und durch deren Ausscheidung die Genauigkeit zu erhöhen.

Besondere Sorgfalt hat man bei allen Helligkeitsmessungen auf die atmosphärische Lichtauslöschung gelegt, die vom Zenith gegen den Horizont nach einem von Laplace gegebenen Gesetze zunimmt, in Zahlenwerthen aber für jedes Klima besonders zu bestimmen ist. So hat Pritchard gefunden, daß die Sterne bei 30 Grad Höhe in Kairo um eine Fünftelgröße heller sind als in Oxford.

Um den Schwankungen der Helligkeitsskala oder Größenstufe, die nicht nur zwischen verschiedenen Verzeichnissen obwalten, sondern auch zwischen verschiedenen Helligkeiten in demselben Verzeichnisse, wie in der Durchmusterung, wo die Stufen sich für schwächere Sterne vergrößern, einigermaßen zu steuern, hat sich ein Ausschuß von Sachkundigen unter dem Vorsitze Pickerings gebildet zur Herstellung eines Verzeichnisses von Normalsternen von der nullten bis zur sechzehnten Größe, die sich in sämmtlichen Zonen rings um das Himmelsgewölbe vertheilen sollen.

Einer ähnlichen Schwankung der Größenangaben in den verschiedenen nautischen Jahrbüchern begegnete Pickering durch Veröffentlichung einer Liste dieser Sterne, mit dem Mittelwerthe der bis jetzt vorhandenen Lichtmessungen, die bereits von der französischen, spanischen und amerikanischen Marine angenommen wurde.

Mit der Helligkeitsschätzung der Sterne hielt die Farbenschätzung nicht gleichen Schritt. Während schon zu Ptolemäus' Zeiten, und wahrscheinlich noch früher, die Sterne in sechs Größenklassen getheilt wurden wie heute, mit den zwei Unterabstufungen μείζων und ἐλάσσων, haben wir heute noch keine Farbenskala in Zahlenwerthen, sondern nur Umschreibungen, sowohl der Farbentöne als ihrer Intensität, die gelegentlich in die Verzeichnisse der Doppel- und veränderlichen Sterne aufgenommen wurden.

Die ersten ausschließlichen Verzeichnisse farbiger Sterne scheinen von Franks in England veröffentlicht zu sein, eines von 3890 Sternen und ein zweites von 758, alle mit freiem Auge sichtbaren Sterne bis über den südlichen Wendekreis hinaus umfassend. Nur für rothe Sterne, welche ihrer wahrscheinlichen größern Abkühlung wegen eine ganz besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, hatte man besondere Verzeichnisse von Schjellerup, Birmingham und Chambers. Das letztere gründet sich auf zehnjährige (1870—1881) Beobachtungen mit einem vierzölligen und sechs-

zölligen Refractor und enthält nur solche Sterne, welche eine entschiedene Färbung zeigen und heller als neunter Größe sind. Chambers hebt mit Recht hervor, daß die Farbenschätzungen in manchen Büchern übertrieben sind und daß kaum ein Dutzend Sterne am ganzen Himmelszelte die Benennungen „karminfarbig" oder „rubinroth" verdienen [1].

Wir erwähnen noch zwei Merkwürdigkeiten dieser rothen Himmelslichter: erstlich ihre Anhäufung in der Gegend um das Sternbild des Schwanes, die deshalb von Chambers die „rothe Himmelsgegend" genannt wird, und dann die noch unerklärte Thatsache, daß viele der veränderlichen Sterne eine röthliche Färbung zeigen.

Mit dem regen Eifer in den Helligkeitsschätzungen und dem Vergleichen verschiedener Verzeichnisse mußte naturgemäß die Entdeckung veränderlicher Sterne Hand in Hand gehen. Die Zahl derselben ist in den letzten 15 Jahren von 143 auf 160 gestiegen, und namentlich die der merkwürdigen Algol- oder Finsternißsterne von sechs auf neun. Die beiden neuen Sterne im Schwan und im Andromeda-Nebel sind wohl noch in aller Erinnerung, der erstere vom November 1876, der von der neunten bis zur zweiten Größe stieg und dann langsam auf seine frühere Helligkeit zurückfiel, und der letztere vom Herbste 1885, der kaum mit freiem Auge sichtbar wurde, dann aber für jedes Fernrohr verschwand. Auffallend war das Spectrum dieses Sternes, das trotz seiner Lichtschwäche und trotz des hellen Hintergrundes des Andromeda-Nebels als continuirlich erkannt wurde und sich dadurch von dem anderer neu aufleuchtender Sterne unterschied. In dem Nebel selbst wurden keine Veränderungen ähnlich denen des Sternes wahrgenommen, so daß Beweise eines physischen Zusammenhanges beider nicht vorliegen. Um so freier war das Feld für Aufstellung von Muthmaßungen über die möglichen Ursachen einer so plötzlichen Weltkatastrophe. Wir erwähnen nur die Vermuthung von Monck in Irland, der Stern besitze eine starke Eigenbewegung und habe sich in seinem Laufe, einem Meteor vergleichbar, durch Reibung in dem Nebel entzündet, und die andere von Seeliger in München, die besser mit der

[1] Dieser Vorwurf trifft besonders Admiral Smyth, von dem Klein sagt, er sei „gedankenlos genug" gewesen, bei Sternen von der 12. und 13. Größe noch Farbenbezeichnungen zu geben, während doch jedermann zugebe, „daß ein rother Stern 13. Größe ein Unding" sei. Siehe Klein, Fortschritte der Astronomie. Nr. 13, 1887, S. 115. Dieser Mangel an kritischem Urtheil paßt allerdings schlecht zu dem Spotte, welchen der Admiral über phantasiereiche Himmelsbeschreibungen südländischer Astronomen früherer Zeiten in seinem Cycle ausgießt.

Thatsache stimmt, der sogen. Nebel sei eigentlich ein Sternhaufe, und der plötzliche Brand sei durch den Zusammenstoß zweier Sterne des Nebels verursacht worden. Gehörte der neue Stern wirklich, und nicht bloß perspectivisch, dem Nebel der Andromeda an, so kam sein plötzlich auflodernes Licht nicht nur aus Raumtiefen, gegen welche selbst unsere Milchstraße in einen Nebelfleck verschwindet, sondern durchlief auch bis zu uns einen Zeitraum von Tausenden, ja nach Herschel von Millionen von Jahren, so daß uns in jenen Tagen das nach Raum und Zeit unermeßlich ferngerückte Schauspiel eines Weltbrandes vor die Augen trat.

Nur vier Monate nach diesem neuen Sterne wurde von Gore in Irland der orangenfarbige sogen. neue Stern im Orion entdeckt, der sich aber bald als ein alter, d. h. früher übersehener Stern auswies, sowohl durch seinen regelmäßig wiederkehrenden Lichtwechsel, als auch durch die dunkeln Banden seines Spectrums, welche seinen Zustand als weit fortgeschritten und stark abgekühlt bezeichnen, ähnlich dem des rothen Sternes im Kopfe des Orion.

Sehr erwünscht war den Beobachtern veränderlicher Sterne die Veröffentlichung der einschlägigen Herschel'schen Aufzeichnungen aus den Jahren 1795—1798 durch Pickering, und das Erscheinen eines neuen Verzeichnisses der veränderlichen Sterne von Chandler. Dieses Verzeichniß enthält außer 160 periodisch veränderlichen 12 zweifelhafte, 14 unregelmäßige, 12 neue und 27 unbestimmte, und zeichnet sich aus sowohl durch strenge Ausscheidung aller sogen. Pseudovariabeln, als auch durch eine geistreiche Art der Numerirung, welche durch keine späteren Einschiebungen mehr gestört werden kann[1].

Doch die astrophysikalischen Arbeiten der letzten Jahre blieben nicht bei diesen Helligkeitsschätzungen — gleichsam an der Oberfläche der Lichterscheinungen — stehen, sondern drangen ein in die Bestandtheile des Sternenlichtes. Auf der von P. Secchi, d'Arrest und Huggins eröffneten Bahn der spectralanalytischen Sternkunde wurde emsig weitergeschritten in Potsdam, Cambridge, Greenwich, O-Gyalla, Wien, Lund, Meudon und an anderen Orten.

Die Eintheilung der Sterne von P. Secchi in vier Hauptarten, gegründet auf die äußeren Merkmale der Spectra, wurde von Vogel auf drei zurückgeführt, welche mehr die Entwicklungsphase der Sterne aus-

[1] Die Nummer jedes Sternes besteht in seiner Rectascension für 1890, ausgedrückt in Zeitsekunden.

prägen sollen. Danach gehören zur ersten Abtheilung im allgemeinen die bläulichen Sterne mit sehr hoher Temperatur, zur zweiten die gelben in einem gewissen Gleichgewichte angelangten, und zur dritten die röthlichen und mehr abgekühlten Sterne. P. Secchi's dritter und vierter Typus sind also hier im dritten mit zwei Unterabtheilungen vereinigt.

In Cambridge (Mass.) werden die Spectra aller mit freiem Auge sichtbaren Sterne verzeichnet, ebenso in Potsdam vom Pole bis zum Aequator, in O-Gyalla vom Aequator hinunter bis fast zum Wendekreise. Dunér hat sich 352 Polsterne vom dritten Typus ausgewählt, und Espin analysirt die rothen Sterne bis zur neunten Größe. Die Auswahl dieser mehr abgekühlten Sterne war eine vielversprechende, weil die meisten veränderlichen zu dieser Klasse gehören. Konnte nun auch Dunér eine Veränderung der Spectra nicht selbst wahrnehmen, so scheinen doch viele derselben auf einen Uebergangszustand von einem Typus zum andern hinzudeuten. Ob der regelmäßige Helligkeitswechsel der veränderlichen Sterne auch von einem Farbenwechsel im Spectrum begleitet sei, war seit Jahren eine vielbestrittene Frage, die jetzt von Gothard wenigstens in Bezug auf einen Stern bejaht wird. Sollte wirklich, wie Gothard meint, der Stern β in der Leier einem regelmäßig wiederkehrenden Wechsel in der hellen Linie D_3 unterliegen, so würde derselbe, auch abgesehen von der meisterhaften Abhandlung Argelanders über seinen Lichtwechsel, zu einem der geschichtlich merkwürdigsten Sterne am Firmamente. Um die Bedeutung einer solchen Entdeckung in noch helleres Licht zu stellen, mag daran erinnert werden, daß langjährige Beobachtungen des Sternes Algol in Greenwich und Cambridge (Mass.) keine Spur von Spectralveränderung gezeigt haben und eben dadurch die Annahme bestärken, daß der kurze Lichtwechsel dieses Sternes nichts anderes sei als eine Verfinsterung durch einen dunklen Trabanten.

Mehr jedoch als diese wissenschaftliche, nur wenigen Fachleuten beschiedene Beobachtungsweise der Sternspectra wird uns eine leichtere ansprechen, die jedem zugänglich ist und ihm Bewunderung einflößt über das Farbenspiel, das der Schöpfer über das Himmelszelt ausgegossen hat. In dem Funkeln der Sterne, verursacht durch die strahlenbrechende Kraft und wellenförmige Bewegung der Luft, tritt uns freilich nicht das ganze Spectrum mit seinen hellen und dunkeln Banden entgegen, aber doch ein Theil um den andern, durch den zauberhaften Wechsel von Purpurroth zum Smaragdgrün.

Genauere Beobachtungen dieser Lichterscheinung wurden von Dufour

und Montigny angestellt. Sie theilten die Sterne, der Einfachheit halber, in nur zwei Gruppen: die weißblauen vom Typus des Sirius und die rothgelben vom Typus unserer Sonne, und gelangten — der erstere mit freiem Auge, der letztere mit Hilfe eines Scintillometers — zu folgenden Ergebnissen: Rothe Sterne funkeln weniger als weiße; die Stärke des Funkelns ist proportional der Dicke der Luftschicht, welche das Licht zu durchlaufen hat, und der Strahlenbrechung in dieser Höhe, ausgenommen ganz nahe am Horizont; Erdmagnetismus und Nordlichter begünstigen das Funkeln, besonders aber der Wassergehalt der Luft, sei es in Form von Dünsten oder von Regen oder Schnee. So unvollkommen auch Montigny's erstes Verzeichniß des Funkelns der Hauptsterne am nördlichen Himmel noch ist, so zeigt es doch, wie allseitig heute gearbeitet wird an dem allmählichen Aufbau einer Fixsternkunde.

Mit der Lage und Bewegung der Sterne, ihrer Helligkeit und Farbenmischung sind wohl die hauptsächlichsten Kenntnisse der Astronomie abgeschlossen. Jedoch ihre kühnsten Hoffnungen reichen noch weiter. Sind aber nicht der Sternkunde dort die Grenzen gesetzt, wo man keine Sterne mehr sieht? Der große Herschel mag die Antwort geben, indem er sein Teleskop durch die zerklüfteten Theile unseres Sternengewölbes, beispielsweise durch die sternleeren Gegenden im Scorpion und Schlangenträger, hinausrichtet auf ferne „Welten-Inseln", die gleich der unsrigen im Meere des unermeßlichen Raumes umhertreiben. Es sind dies die unauflöslichen Nebelflecke, deren der genannte Astronom mehrere Tausende verzeichnete, während man vor ihm kaum hundert kannte. Die Anzahl ist allmählich vergrößert worden, in unseren Tagen besonders durch Stephan, Vogel, Swift, Holden, Dreyer, so daß deren gegen 7000, wenigstens der Lage nach, bekannt sind. Die jüngste dieser Entdeckungen hat wohl mehr Aufsehen erregt als alle früheren, weil sie die Ueberlegenheit der photographischen Platte bewies. Es ist dies der große spiralförmige Nebel im Siebengestirn, der nach der Vermuthung von Weiß nicht nur den Stern Maia, sondern das ganze Sternbild nordwestlich vom hellsten Sterne Alkyone wie mit einem Schleier umhüllt. Aus diesem früher nie erkannten hellen Hintergrunde dieses Sternbildes erklärt sich dann auch eine Beobachtung Schmidts in Athen aus dem Jahre 1863, nach welcher der kleine Planet Hygiea während seines scheinbaren Durchganges durch die Plejaden gerade beim Sterne Elektra um eine volle Helligkeitsgröße blasser wurde.

Unsere Kenntniß über die Beschaffenheit dieser wunderlichen Gebilde beschränkt sich immer noch wie vor Jahrzehnten auf eine Eintheilung nach

ihrer äußeren Erscheinung in unregelmäßige, regelmäßige und Doppelnebel, mit einer Unterabtheilung der regelmäßigen in scheiben-, ring- und spiralförmige; dann auf eine Eintheilung nach ihrem Spectrum in Gasmassen und Sternhaufen; endlich auf gegründete Vermuthung über Veränderungen in Lage und Helligkeit. Seit dem beinahe verschwundenen Nebel im Stier, der von Hind im Jahre 1852 entdeckt wurde und jetzt nur noch in den größten Fernrohren sichtbar ist, waren in jüngster Zeit besonders der Orion- und der Omega-Nebel der Gegenstand eingehender Untersuchungen. Aus dem Vergleiche eigener Beobachtungen zu Washington mit Beschreibungen und Zeichnungen von J. Herschel, Lamont, Lassel u. a. glaubte Holden, gegenwärtig Director der Lick-Sternwarte, schließen zu dürfen, daß im Orion-Nebel seit 1748 keine Veränderungen der Gestalt, wohl aber der Helligkeit an verschiedenen Stellen stattgefunden haben, im Omega-Nebel hingegen eine wirkliche Verschiebung gegen eine kleine Sterngruppe. Gegen die letztere Ansicht hat man freilich hervorgehoben, daß eine innerhalb menschlicher Geschlechter wahrnehmbare Ortsveränderung in einem so fernen Weltgebilde nicht den winzigen Bewegungen von Planeten oder Sonnen vergleichbar wäre, sondern geradezu einer unter unseren Augen vor sich gehenden Zerklüftung unserer eigenen Milchstraße.

Weiter hinauszugehen in dieses Meer von Welteninseln, um ihre innere Beschaffenheit, ihre Achsendrehung und Eigenbewegung, ihre Entfernung und Gruppirung, ihren Zusammenhang und Schwerpunkt, mit einem Worte: um den Bau des Weltalls, zu betrachten, dürfen wir um so weniger wagen, als wir nicht einmal den Bau unseres eigenen kleinen Sternhaufens kennen.

So wäre denn unsere Weltreise durch die Gebiete nicht des Wissenswerthen, die unermeßlich sind, sondern des wenigen in den letzten Jahrzehnten mit einiger Sicherheit Erkannten abgeschlossen. Nur wenige Gegenstände, welche gegenwärtig mit großen Erwartungen erfüllen, haben wir dabei übergangen, weil sie nicht so sehr der Vergangenheit angehören, als vielmehr der Astronomie der nächsten Jahrzehnte.

J. G. Hagen S. J.

Papst und Kirchenstaat.

(Schluß.)

Nach dem bisher Gesagten erscheint es natürlich, daß der katholische Erdkreis, Bischöfe, Priester und Laien, fort und fort ihre Stimme erhoben haben für die weltliche Herrschaft des Papstes.

Wer die Kundgebungen, welche seit den fünfziger Jahren bis jetzt in dieser Richtung erfolgt sind, sammeln wollte, würde ohne Uebertreibung Bände mit ihnen anfüllen [1].

Wir müssen uns darauf beschränken, nur auf die bedeutenderen Verwahrungen aus der letzten Zeit hinzuweisen.

Da ist zunächst die Erklärung der preußischen Bischöfe vom 28. August 1888, und vom gleichen Tage jene der schweizerischen Oberhirten: „. . . Die Bischöfe der Schweiz . . . erkennen, wie wichtig es ist für das Oberhaupt der Kirche . . . geschützt zu sein und zu scheinen gegen jede Beschränkung und in nichts von irgend einer weltlichen Macht abhängig zu sein. . . .“ Zwei Monate später erhoben die belgischen Bischöfe und in sehr energischer Weise die holländischen Katholiken ihre Stimme (21. und 29. October). Rasch folgten mit ihren Erklärungen die spanischen, englischen, schottischen, holländischen und österreichischen Oberhirten. In kurzer, klarer Sprache protestirten die versammelten bayerischen Bischöfe: „. . . Es ist uns, Heiliger Vater, ein Herzensbedürfniß, einstimmig zu bekennen und zu geloben, . . . daß wir, im Verein mit Deiner Heiligkeit, die Rechte, die Freiheit, den weltlichen Besitz des Apostolischen Stuhles zurückverlangen“ (November 1888). Hirten und Heerden in Amerika und Asien, Afrika und Australien schlossen sich den europäischen Katholiken an, so daß innerhalb weniger Monate der katholische Erdkreis sich vereint sah in der einen Forderung: Freiheit für unser Oberhaupt, d. h. Wiederherstellung seines weltlichen Besitzes!

Was in all' diesen Protesten, hinter welchen Hunderte von Millionen stehen, gesagt wird, ist für einen Katholiken so einfach, so klar, daß gerade hierin der Erklärungsgrund liegt für die Spontaneität und Allgemeinheit der Kundgebungen. Sehr treffend drückte dies schon im Jahre 1860 der Patriarch von Venedig in seinem Hirtenbrief aus: „Diejenigen,

[1] Wir verweisen auf das sechsbändige Werk: La sovranità temporale dei Rom. Pontefici propugnata dal suffragio dell' orbe cattolico. Roma 1861.

welche sagen, daß der Papst mehr gehört werde, wenn er ausschließlich den himmlischen Dingen obliegt, sind entweder arglistige Politiker, welche unter frommen Worten die Härte der Beraubung verbergen wollen, oder schwachsinnige Katholiken, welchen es an Fähigkeit gebricht, zu begreifen, daß in den Angelegenheiten dieses Lebens das Geistliche und das Weltliche wie Leib und Seele miteinander verbunden sind."

Eingehender, als die Erklärungen der Bischöfe und Laien, müssen wir die Kundgebungen der Päpste selbst berücksichtigen. Die Stimme des Statthalters Christi, welcher in dieser wie in allen anderen Fragen das entscheidende Wort zu sprechen hat, muß gehört werden. Für uns Katholiken ist sie maßgebend; bei den anderen wird sie immer, trotz alles Widerstrebens, sich Beachtung erzwingen.

Das ganze Pontificat Pius' IX. ist angefüllt mit Verwahrungen gegen den Raub am Kirchenstaat: „. . . Ganz besonders müssen Wir jene warnen und tadeln, welche Beifall spenden dem Beschlusse, durch welchen der römische Bischof der Ehre und Würde seiner weltlichen Herrschaft beraubt wird. . . . Die Pflicht Unseres Amtes fordert, daß Wir durch Wahrung der weltlichen Herrschaft des Apostolischen Stuhles die Rechte und Besitzungen der heiligen römischen Kirche und die Freiheit dieses Heiligen Stuhles, welche mit der Freiheit und dem Heile der ganzen Kirche verbunden ist, vertheidigen. . . . Entweder wissen es jene Leute nicht, oder geben vor, es nicht zu wissen, daß . . . der römische Papst den Kirchenstaat deshalb besitzt, damit er zur Regierung der Kirche und zur Bewahrung ihrer Einheit jene Freiheit besitze, welche zur Verwaltung des höchsten apostolischen Amtes erforderlich ist." [1] „Offen erklären Wir, die weltliche Herrschaft sei diesem Heiligen Stuhle nothwendig, damit er zum Besten der Religion seine heilige Gewalt ohne irgend ein Hinderniß ausüben könne." [2] „Leicht ist es einzusehen, daß die weltliche Herrschaft der römischen Kirche, obwohl ihrer Natur nach etwas Zeitliches, doch einen geistlichen Charakter annimmt durch ihre heilige Bestimmung und durch das enge Band, welches sie mit den höchsten Interessen des Christenthums verbindet." [3] „Deutlich tritt hervor, wohin jene Menschen hauptsächlich

---

[1] Allocution „Quibus quantisque" vom 20. April 1849; fast die gleichen Worte in der Allocution „Si semper antea" vom 20. Mai 1850.

[2] Rundschreiben „Qui nuper" vom 18. Juni 1859; vgl. dazu Allocution „Ad gravissimum" vom 20. Juni 1859, Allocution „Maximo animi nostri dolore" vom 26. Sept. 1859, Rundschreiben „Nullis certe verbis" vom 19. Januar 1860.

[3] Apostolisches Schreiben „Cum catholica ecclesia" vom 26. März 1860.

abzielen, welche in verwerflichem und gottesräuberischem Beginnen die weltliche Herrschaft des römischen Papstes an sich zu reißen und zu zerstören wünschen. Sie erwarten nämlich, nach Unterdrückung und Beseitigung der weltlichen Gewalt und Majestät des Papstes die katholische Kirche um so leichter bekämpfen zu können." [1] „Wir erinnerten Uns mit dem hl. Ambrosius [2], daß Naboth, ein heiliger Mann und Besitzer eines Weinberges, vom Könige angesprochen, daß er den Weinberg abtreten möchte ... zur Antwort gab: Es sei ferne, daß ich die Erbschaft meiner Väter weggebe [3]. Noch weit weniger halten Wir es für erlaubt, eine so alte und heilige Erbschaft, nämlich die weltliche Herrschaft dieses Heiligen Stuhles ... wegzugeben. ... Naboth vertheidigte seinen Weinberg mit dem eigenen Blute. ... Sollten Wir nicht die Freiheit des heiligen Apostolischen Stuhles, welche so eng mit der Freiheit und dem Heile der ganzen Kirche verbunden ist, zu retten suchen? Wie zweckdienlich und nothwendig diese weltliche Herrschaft sei, um dem obersten Haupt der Kirche die freie und sichere Ausübung jener geistlichen Herrschaft zu sichern, welche ihm von Gott über die ganze Christenheit gegeben worden, das beweisen, wenn auch andere Gründe fehlen sollten, mehr als zur Genüge die gegenwärtigen Vorfälle." [4]

Und wie Pius, so spricht Leo. Gleich in der ersten Allocution nach seiner Erhebung zur päpstlichen Würde beklagt er die Lage des Apostolischen Stuhles, „welcher, der weltlichen Herrschaft gewaltthätig beraubt, nicht in völlig freiem und ungehindertem Besitz seiner Macht sich befindet" [5]. „Diese Rückgabe (des Kirchenstaates) zu fordern, ehrwürdige Brüder, werden Wir nicht angetrieben durch Herrschsucht oder Ehrgeiz, sondern durch Unser Amt selbst. ... Auch veranlaßt Uns dazu nicht bloß der Umstand, daß zur freien Ausübung Unserer geistlichen Gewalt dieser weltliche Besitz nothwendig ist, sondern auch die offenkundige Thatsache, daß es sich beim Kampfe um die zeitliche Herrschaft des Apostolischen Stuhles zugleich um das Heil und Glück der menschlichen Gesell-

[1] Allocution „Omnibus notum" vom 13. Juli 1860; die gleichen Worte wiederholt in dem Apostol. Schreiben „Intimo moerore conficimur" vom 10. Sept. 1860, und in der Allocution „Novos et ante hunc diem" vom 28. Sept. 1860.

[2] De Basil. trad. n. 17.

[3] 3 Kön. 21, 7.

[4] Rundschreiben „Respicientes" vom 1. Nov. 1870; die Worte sind genommen aus der Excommunicationsbulle „Quum memoranda" Pius' VII. gegen Napoleon I. vom 10. Juni 1809.

[5] Allocution „Ubi primum" vom 28. März 1878.

schaft handelt." [1] „Diese weltliche Herrschaft des Papstes hat etwas ihr Eigenthümliches, was sie mit keiner andern Regierung theilt, nämlich, daß sie Schutz und Sicherheit bietet für die Freiheit des Apostolischen Stuhles bei Ausübung seines erhabenen Amtes. Jeder weiß, daß die Päpste mit dem Verlust ihrer weltlichen Herrschaft auch an der Freiheit Einbuße erlitten." [2] „Es wäre Wahnsinn, zu behaupten, daß die römischen Päpste ihre Zustimmung dazu geben würden, mit ihrer weltlichen Souveränität auch dasjenige zu opfern, was ihnen das Theuerste und Kostbarste ist: die persönliche Freiheit in der Regierung der Kirche." [3] „Wenn Wir Uns weigern, einer fremden Macht Uns zu unterwerfen; wenn Wir beharrlich auf Unserem Rechte bestehen, so geschieht dies hauptsächlich, um mit voller und gesicherter Freiheit für das Wohl der Menschen thätig sein zu können." [4]

Wir haben also hier aus dem Munde der Päpste die bündige Erklärung, daß ein inniger Zusammenhang besteht zwischen dem Besitz ihrer weltlichen Herrschaft und der Bethätigung ihrer päpstlichen Freiheit. Diese Erklärung wurde abgegeben zu wiederholten Malen und in feierlichster Form. Daß es die Päpste selbst sind, welche so sprechen, schwächt die Kraft ihrer Worte in keiner Weise. Auch abgesehen von der Stellung, welche der Papst uns Katholiken gegenüber als Haupt der Kirche einnimmt, muß jeder Vernünftige gestehen, daß gerade in dieser Frage sein Wort das meiste Gewicht hat. Denn was für die päpstliche Freiheit nützlich oder nöthig ist, muß doch derjenige am besten wissen, welchem der Besitz dieser Freiheit zukommt.

Wenn man dieses Selbstzeugniß zurückzuführen sucht auf Herrschergelüste oder dergleichen, so sind solche Verdächtigungen leere Redensarten, aller und jeder Grundlage gänzlich bar.

Man mag auf gegnerischer Seite immerhin sprechen von Herrschergelüsten der Päpste auf *geistlichem* Gebiet. Wer das Papstthum als

---

[1] Rundschreiben „Inscrutabili" vom 21. April 1878; vgl. italienisches Schreiben „Da grave sventura" an Cardinal Nina vom 27. Aug. 1878; Apostol. Schreiben „Militans Jesu Christi ecclesia" vom 12. März 1881; Allocution „Convocare ad nos maturavimus" vom 4. Aug. 1881.

[2] Allocution „Post excitatos" vom 24. März 1884.

[3] Italienisches Schreiben „Quantunque" an den Cardinal Rampolla vom 15. Juni 1887.

[4] Aus der Anrede an die deutschen Pilger vom 27. Februar 1888. Im ganzen hat Leo XIII. sich 59mal öffentlich für die weltliche Herrschaft des Papstes ausgesprochen. Diese Aussprüche sind gesammelt in der Schrift „Leone XIII. e il Potere temporale dei Papi. Roma 1888. Tipografia Vaticana".

göttliche Veranstaltung nicht versteht, findet eben für dessen ungeheuern geistlichen Einfluß und für das Bestreben, diesen Einfluß unausgesetzt zu erhöhen, keine andere Triebfeder als menschliche Herrschsucht. Aber den Kampf für die Bewahrung seiner weltlichen Macht, für die Erhaltung des kleinen Kirchenstaates, dem Ehrgeiz zuzuschreiben, ist eine so thörichte Beschuldigung, daß nur blinde Leidenschaftlichkeit sie erheben kann. Schon früher haben wir betont, hätten die Päpste irdischer Herrschsucht nachgegeben, die wenigen Quadratmeilen des Kirchenstaates hätten sich zum Weltreich ausgewachsen. An Gelegenheit und Mitteln, dies zu erreichen, fehlte es nicht.

Die päpstlichen Kundgebungen fanden wir ferner in vollem Einklang mit dem Urtheil akatholischer Staatsmänner und Politiker. Und diese Uebereinstimmung zweier, in ihren Anschauungen doch so getrennter Beurtheiler, wie Papst und protestantischer Staatsmann es sind, bildet einen schlagenden Beweis für die innere Wahrheit der Behauptung: ohne weltlichen Besitz hat der Papst nicht die ihm gebührende Freiheit.

Was soll man dann aber von den ersten 6—7 Jahrhunderten der Kirche sagen, was von den zwei Jahrzehnten, welche seit dem letzten Umsturz der weltlichen Herrschaft verflossen sind? Damals wie heute bestand doch auch die katholische Kirche, damals wie heute wurde sie vom Papste geleitet, und dennoch, damals wie heute hatte der Papst keinen weltlichen Besitz.

Das ist richtig; aber hieraus ergibt sich mit Sicherheit nur die eine Folgerung: Also ist für das Bestehen der Kirche der weltliche Besitz ihres Hauptes nicht unumgänglich nothwendig. Keineswegs aber kann man daraus schließen: Also ist dieser weltliche Besitz auch nicht nothwendig für die ungehinderte Bethätigung der vollen Freiheit des Papstes. Im Gegentheil. Selbst die oberflächliche Betrachtung jener Zeitabschnitte, während welcher der Papst keinen Kirchenstaat besaß, lehrt aufs deutlichste die Nothwendigkeit dieses Besitzes für die volle Freiheit des Papstes.

In der ersten Zeit von Petrus bis Sylvester († 335) lag der Druck der Verfolgung auf Papst und Kirche; von gebührender Freiheit für beide konnte keine Rede sein. Nur der mächtigen Hand Gottes ist es zuzuschreiben, daß die Kirche diese Stürme überdauerte. Auf die Zeit der gewaltsamen Unterdrückung folgte als zweite Periode der Beginn des freien Lebens der Kirche von Sylvester bis Stephan II. († 757). Die Kirche war in gewissem Sinne frei und wurde es von Geschlecht zu

Geschlecht immer mehr. Aber ihr Haupt war noch kein weltlicher Souverän, und weil er es nicht war, ist auch dieser Abschnitt der Kirchengeschichte angefüllt mit Gewaltthätigkeiten der griechisch-römischen Kaiser gegen die Person des Papstes. Doch wir sehen, wie schon damals mit dem allmählichen Emporkeimen des weltlichen Besitzes auch die Freiheit der Päpste an Umfang und Stärke gewinnt. Erst in der dritten Periode von Stephan II. bis auf unsere Tage erlangten die Päpste, wie den Vollbesitz ihrer zeitlichen Herrschaft, so auch die Vollkraft ihrer päpstlichen Freiheit. Einmal in dieser langen Zeit von 1000 Jahren wurde der Kirchenstaat der Kirche entrissen: und der Papst war ein Gefangener des korsischen Kaisers. Wir haben denselben Raub sich wiederholen sehen: und auch Pius und Leo wurden Gefangene des sardischen Königs.

Man lasse sich doch nicht täuschen durch den häufig vorgebrachten schalen Trugschluß: Der Papst in den Katakomben so gut wie der Papst auf dem weltlichen Fürstenthron sind gleichmäßig im Besitz der vollen Freiheit; denn Gott ist es ja, welcher mit der päpstlichen Würde auch die dazu gehörige Freiheit verleiht. Also kann der Besitz oder Verlust des Kirchenstaates an dieser Freiheit nichts ändern.

Allerdings, beiden wohnt gleichmäßig das Recht inne auf die mit der Papstwürde nach göttlicher Anordnung verbundene Freiheit. Und an dem Besitz dieses Rechtes wird durch den Besitz oder Verlust des Territoriums nichts geändert. Hier aber handelt es sich um die ungehinderte Ausübung des Rechtes, und für diese behaupten wir die Nothwendigkeit des Kirchenstaates.

Wahrheit bringt Klarheit. Das gilt, wie überall, so auch hier, und in unserer unklaren Zeit mit ihren verworrenen Ideen ist das rückhaltlose Aussprechen der Wahrheit eine Pflicht.

Wer die päpstliche Freiheit als nothwendig anerkennt, der kann sich der Folgerung nicht entziehen: Also muß der Träger dieser Freiheit territoriale Selbständigkeit besitzen. Zu dieser Erkenntniß bedarf es, wie wir gesehen haben, nicht des katholischen Glaubens: Protestanten und Freidenker sprechen dasselbe aus. Dennoch wollen wir uns zum Schlusse voll und ganz auf den katholischen Standpunkt stellen, und sehen, was von ihm aus über die Nothwendigkeit des Kirchenstaates zu sagen ist. Das Recht, diesen Standpunkt einzunehmen, wird uns wohl niemand absprechen.

Ein Katholik darf nicht daran zweifeln, oder es bestreiten, daß unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen

der Besitz des Kirchenstaates nothwendig ist, damit der Papst in völliger Freiheit seines Amtes walten könne.

Am 18. Juni 1859, als in der päpstlichen Romagna die ersten Revolutionsversuche gemacht wurden, erließ Pius IX. „an alle Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe und die anderen Oberhirten, welche in Gemeinschaft stehen mit dem Apostolischen Stuhl", die Encyklika „Qui nuper". In derselben heißt es: „Offen erklären Wir, die weltliche Herrschaft sei diesem Heiligen Stuhle nothwendig, damit er zum Besten der Religion seine heilige Gewalt ohne irgend ein Hinderniß ausüben könne." Diese feierlichen Worte des obersten Lehrers fanden ihren Wiederhall in den Stimmen der Bischöfe. Alle Einzelhirten belehrten ihre Heerden über diesen Ausspruch des Papstes. Da erfolgte am 19. Januar 1860 in einer neuen Encyklika „Nullis certe verbis" die Bestätigung dieser Auffassung des Episkopats über jene päpstlichen Worte: „Deshalb, ehrwürdige Brüder, die ihr berufen seid, an Unserer Hirtensorge theilzunehmen, die ihr mit solcher Glaubenskraft, mit solcher Standhaftigkeit und Energie euch erhoben habt zur Vertheidigung der Religion, der Kirche und dieses Apostolischen Stuhles, fahret fort, mit noch größerer Hingabe, mit noch größerem Eifer diese Sache zu verfechten, und ermuntert die Gläubigen ... täglich mehr und mehr, damit sie, unter eurer Leitung, niemals nachlassen, alle ihre Anstrengungen, all ihren Eifer, alle ihre Bemühungen aufzuwenden zur Vertheidigung der Kirche, dieses Heiligen Stuhles und seiner weltlichen Herrschaft."

Doch die Angriffe der Revolution nahmen ihren Fortgang. Und Pius IX., wie einst Pius VII., sah sich genöthigt zur Vertheidigung seiner weltlichen Herrschaft, „welche Gott dem Stuhle des hl. Petrus verliehen hat zum Schutze der Freiheit des apostolischen Amtes, und welche zur freien Ausübung seiner geistlichen Gewalt so überaus nothwendig ist"[1], zum apostolischen Richtschwert zu greifen, um die Verletzer des Kirchenstaates von der Kirchengemeinschaft auszuschließen: „Denn dahin ist es gekommen, daß Wir, in die Fußstapfen Unserer erlauchten Vorfahren tretend, jene höchste Gewalt anwenden müssen, welche Uns von Gott verliehen ist, zum Lösen oder zum Binden, auf daß die Anwendung wohlverdienter Strenge gegen die Schuldigen den übrigen zum heilsamen Beispiel diene."[2]

---

[1] Apostol. Schreiben „Cum catholica ecclesia" vom 26. März 1860.
[2] A. a. O.

Das Jahr 1862 brachte die Heiligsprechung der japanesischen Martyrer. 265 Bischöfe aus allen Theilen der Erde hatten sich um das Oberhaupt der Kirche versammelt. Die Zeiten waren schwer. Noch immer stand mit gewaffneter Hand die gekrönte Revolution vor den Thoren der ewigen Stadt.

Am 9. Juni hielt der Papst ein Consistorium und verlas vor den Bischöfen die Allocution „Maxima quidem", in welcher die Stelle vorkommt: „Wir erwähnen hier die wunderbare Uebereinstimmung, mit welcher ihr und alle anderen Bischöfe des ganzen katholischen Erdkreises in Briefen an Uns und Sendschreiben an die Gläubigen ... ohne Unterlaß ... gelehrt habt, daß die weltliche Herrschaft des Heiligen Stuhles, durch besondern Rathschluß der göttlichen Vorsehung dem römischen Papste verliehen, nothwendig sei, damit der römische Bischof ... seine oberste Gewalt und Macht, die Heerde Christi zu lenken und zu leiten, mit vollster Freiheit ausüben und Fürsorge treffen könne für das größere Wohl, das Heil und die Bedürfnisse der Kirche und der Gläubigen."

Als der Papst seine Allocution beendet hatte, trat der Cardinalbischof Marius Mattei an die Stufen des päpstlichen Thrones und gab im Namen der ihn umgebenden 265 Bischöfe folgende Antwort auf die Ansprache des Oberhauptes der Kirche: „Seit jenem hochheiligen Pfingstfeste, an welchem die Apostel Jesu Christi, mit Petrus, dem Haupte der Kirche, im Gebete vereinigt, den Heiligen Geist empfingen, haben niemals, wie wir glauben, an eben demselben Tage so viele ihrer Nachfolger den betenden Nachfolger des Petrus umstanden, ihn lehren gehört und in der Regierung unterstützt. ... Auch uns ist nichts heiliger ... als einstimmig zu erklären ... mit welcher Bereitwilligkeit wir dem anhangen, was Du als anderer Petrus lehrst, oder von dem Du mit solcher Bestimmtheit willst, daß es festgehalten werde. ... Wir sehen in der weltlichen Herrschaft des Heiligen Stuhles etwas Nothwendiges, und stehen nicht an, zu erklären, daß bei der gegenwärtigen Lage der menschlichen Dinge diese weltliche Herrschaft für die gedeihliche und freie Leitung der Kirche und der Seelen durchaus erfordert sei. ... Doch kaum noch geziemt es uns, über diesen wichtigen Gegenstand zu sprechen, da wir über denselben Dich so oft nicht so fast reden, als vielmehr lehren gehört haben." Kaum war diese hochfeierliche Kundgebung bekannt geworden, als alle übrigen, nicht anwesenden Bischöfe ihre Zustimmung

erklärten, und der Papst hinwiederum bestätigte diese Worte des gesammten Episkopats, indem er in seiner Erwiederung sie bezeichnet „als hervorragendes Zeugniß für das Band der Liebe, wodurch die Hirten der katholischen Kirche nicht nur unter sich, sondern auch mit diesem Lehrstuhl der Wahrheit aufs innigste verbunden sind“ [1].

Endlich gehört hierher der Ausspruch des jetzt regierenden Papstes, Leo XIII., „daß dieser weltliche Besitz zur freien Ausübung der geistlichen Gewalt nothwendig sei“ [2].

Also die ganze lehrende Kirche, Papst und Bischöfe, verkünden feierlich: Unter den gegenwärtigen Zeitumständen ist die weltliche Herrschaft des Apostolischen Stuhles für die freie Leitung der Kirche nothwendig. Daran zu zweifeln, nämlich daß Papst und Bischöfe dies verkündet haben, ist unmöglich.

Als oberster Hirt und Lehrer wendet sich der Papst an die ganze Kirche. Die Bischöfe des Erdkreises nehmen das Wort des lehrenden Papstes auf und vermitteln es den Gläubigen; und wiederum als oberster Hirte und Lehrer heißt der Papst gut, was die Bischöfe gethan haben. Also, schließen wir mit Recht, enthält dieser Ausspruch von der Nothwendigkeit des weltlichen Besitzes unfehlbare Wahrheit; also ist es jedem Katholiken verwehrt, diese Nothwendigkeit zu bezweifeln oder zu bestreiten.

Dem einen oder andern unserer Leser mag vielleicht auf den ersten Blick dieser Schluß befremdlich erscheinen. Der Ausspruch über die Nothwendigkeit weltlichen Besitzes soll unfehlbare Wahrheit enthalten? Gehört denn diese Nothwendigkeit zum Schatz der geoffenbarten Wahrheit, und will man etwa die Aeußerungen des Papstes und der Bischöfe hierüber zum Dogma, zum eigentlichen Glaubenssatz erheben? Keines von beiden. Aber dennoch bleibt, was wir sagten, bestehen.

Der Kirche Christi ist durch ihren göttlichen Stifter die Unfehlbarkeit, die Irrthumslosigkeit verheißen worden bei allen Entscheidungen, welche die durch Schrift oder Tradition von Gott geoffenbarte Wahrheit zum Gegenstand haben. Zu dieser in Schrift oder Tradition enthaltenen Offenbarungswahrheit gehört, wir wiederholen es, der Ausspruch von der Nothwendigkeit weltlichen Besitzes nicht; und insofern nur eine Offenbarungswahrheit eigentlicher Glaubenssatz, Dogma werden kann, bildet

---

[1] Collectio Lacensis VI, 880—890.

[2] Encyklika „Inscrutabili“ vom 21. April 1878.

eine Entscheidung über diese Nothwendigkeit niemals einen dogmatischen Lehrsatz [1].

Allein damit die Kirche im Stande sei, unfehlbar sicher über die eigentlichen Glaubenswahrheiten zu entscheiden, muß sie offenbar mit gleicher Irrthumslosigkeit ihr Urtheil abgeben können über alles, was zu diesen Glaubenswahrheiten in innerer, nothwendiger Beziehung steht. In einer solchen Beziehung zu eigentlichen Glaubenswahrheiten steht aber der weltliche Besitz der Päpste. Denn es ist Glaubenswahrheit, daß der Kirche, daß dem Papste vollkommene Freiheit gebührt in der Leitung der ihm anvertrauten Heerde. In ihrer Bethätigung ist aber diese Freiheit abhängig von äußeren Verhältnissen, ist angewiesen auf den Gebrauch äußerer Mittel, und diese Mittel stehen somit in innerer, naturnothwendiger Beziehung zur Freiheit selbst. Also kann auch die Kirche mit unfehlbarer Sicherheit jene Mittel bezeichnen, welche, je nach den Zeitverhältnissen, für die Ausübung ihrer gottgewollten Freiheit sei es nützlich, sei es nothwendig sind. Für unsere Zeit hat sie nun den weltlichen Besitz als ein nothwendiges Mittel zur Wahrung der ihr gebührenden Freiheit erklärt, und der katholische Erdkreis verehrt in diesem Ausspruch untrügliche Wahrheit.

Aus den Worten des lehrenden Papstes und der Bischöfe geht ferner hervor, daß diese Nothwendigkeit des weltlichen Besitzes keine absolute, sondern eine relative ist. Relativ, weil sie ausgesprochen wurde für die gegenwärtigen traurigen Zeitverhältnisse; relativ, weil sie ausgesprochen wurde für die Bethätigung der vollen, durch nichts gehinderten Freiheit des Papstes. Und eben deshalb kann dieser weltliche Besitz der Kirche fehlen, wie er ja mehrere Jahrhunderte hindurch ihr gefehlt hat. Denn nur jenes wird nie und nimmer der Kirche fehlen, was zu ihrem Bestande unumgänglich nothwendig ist. Wohl aber kann Gott aus höchst weisen Absichten zulassen, daß durch die Bosheit der Menschen vieles seiner Kirche genommen und geraubt wird, was zu ihrem Gedeihen und zu ihrer Wirksamkeit höchst nützlich, ja selbst relativ nothwendig wäre.

---

[1] Eine unverantwortliche Unwahrheit verbreitet über diesen Punkt die jüdische „Neue Freie Presse". In ihrer Nummer vom 22. December 1888 schreibt sie, Leo XIII. habe als Bischof von Perugia in einem Hirtenbrief vom 12. Februar 1860 „die Frage der weltlichen Herrschaft geradezu zu einer Glaubensfrage gestempelt". Das gerade Gegentheil ist die Wahrheit. Der damalige Cardinal-Bischof sagt in dem erwähnten Hirtenbrief: „E falso che alcun cattolico tenga per dogma il dominio temporale del Papa: e ci è voluta l'ignoranza o la malizia dei nemici della Chiesa per asserirlo."

Wir wissen nicht, welche Wege Gott der Herr seine Kirche in nächster Zukunft führen wird. Eines zwar steht fest, durch das Wort Christi verbürgt: „Ich werde bei euch sein bis zum Ende der Tage" und: „Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen". Aber Christus war auch bei der Kirche der Katakomben, bei der Kirche der Martyrer; die Pforten der Hölle vermochten auch nichts gegen die Kirche zur Zeit der blutigen Verfolgung, der gewaltthätigen Unterdrückung. Daß Aehnliches sich wiederholt, ist also trotz des göttlichen Schutzes nicht ausgeschlossen, und in der glorreichen und siegreichen Geschichte unserer Kirche ist ein Papst als Gefangener, ein Papst als Flüchtling, ein Papst als Martyrer wahrlich nichts Neues. Aber darum handelt es sich hier nicht. Nicht was Gott in seinen unerforschlichen Plänen zu thun beabsichtigt, ist die Frage, sondern was wir angesichts der Zeitlage zu thun haben. Und die Antwort ist leicht. Wir Katholiken müssen den weltlichen Besitz des Heiligen Stuhles zurückfordern, laut, dringend, ohne Unterlaß, ohne Ermüdung. Wie innig er mit den wichtigsten Rechten des Papstthums zusammenhängt, mit seiner Freiheit und Unabhängigkeit, haben wir gesehen. Seine Zerstörung ist und bleibt ein Angriff auf die göttliche Aufgabe des Papstes, die Kirche Christi ungehindert zu leiten. Der Kampf für den irdischen Besitz der Päpste ist somit schließlich und endlich ein Kampf für die Freiheit unserer Kirche.

Diese Rücksicht ist es, welche wir vor allem im Auge behalten müssen, und diese eminent bedeutungsvolle Erwägung rechtfertigt unsere ausführliche Behandlung.

Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß wir diese Worte schreiben können in dem Augenblick, wo Tausende und Tausende Katholiken in öffentlichen Versammlungen einmüthig dieselbe Sprache führen. Portugal, Spanien und Oesterreich, das alte, katholische Oesterreich, haben der Welt das Schauspiel gegeben lebendigen Glaubens und frischer Thatkraft. Vom fernen Strande des Atlantischen Oceans bis tief in das Herz Europa's hinein erscholl der Ruf nach Rückgabe des Geraubten, nach Wiederherstellung des weltlichen Besitzes der Kirche. Ausführlich haben die Tagesblätter berichtet über die für jedes katholische Herz so erhebenden Vorgänge zu Oporto, Madrid und Wien.

Auf dem Katholikentage zu Madrid schloß Sanchez de Castro unter brausendem Beifallssturm seine Rede mit folgenden Sätzen: „Die Besitzergreifung Roms ist ein Raub, der nicht einmal durch die sofortige

Herausgabe gesühnt werden kann. Die römische Frage lebt und wird leben, solange Rom besteht; und in immer stärkerem Maße wird sie die Aufmerksamkeit der katholischen Welt auf sich lenken. Nichts schwächt sie ab, weder jetzt noch später. Wir haben Throne fallen gesehen und weltliche Dynastien stürzen, und jeder von uns sieht, wie sich die gegenwärtige Generation verändert und im ewigen Wechsel der Vergessenheit anheimfällt; die römische Frage aber ist die Frage der Fragen, welche nie veraltet. Und der gefangene Priester ist es, nach dem sich stets die Augen aller richten. Der ganze christliche Erdkreis fühlt sich beraubt; denn in die römische Frage ist eingeschlossen der Friede und die Freiheit der Gewissen und die Schätze der himmlischen Hoffnungen. ... Und hierfür sollen denn auch die Katholikencongresse ihre mächtige Stimme erheben und sollen über den ganzen Erdball die Idee von der unumgänglichen Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes tragen. Denn die gegenwärtige Lage des Heiligen Vaters ist die des Vergewaltigten — sed nil violentum durabit. So werden denn auch die jetzigen Machthaber von Italien eine Enttäuschung erleben, denn Rom ist zu groß für die Hauptstadt eines Königreiches. Rom ist die Hauptstadt der Welt und der geheiligte Besitz des christlichen Erdkreises. Die Unzahl seiner Kirchen und religiösen Monumente, seine Säulen und Obelisken, seine unvergleichlichen Museen und Bibliotheken, alle Schätze der Kunst, welche Rom in sich birgt, verkünden laut die Souveränität der Pontifices. Rom gehört uns, es gehört den Katholiken der ganzen Welt, welche durch ihre Anstrengungen, durch ihre Pilgerfahrten, mit ihren Instituten, mit ihren Spenden und Gaben jene Herrlichkeiten haben schaffen helfen unter der Leitung der Heiligen Väter."

In Wien gab der Vorsitzende der Versammlung, Graf Blome, in seiner meisterhaften Eröffnungsrede den gleichen Gesinnungen kräftigen Ausdruck: „Christi Reich auf Erden ist eine vollkommene Gesellschaft, ein organisch gegliedertes Ganze, dessen einzelne Theile am Wohl und Wehe, an Freud und Leid der Gesammtheit nothwendig participiren. Findet also eine Schmälerung der Rechte des obersten Organes statt, dann sind auch alle übrigen Organe in ihren Rechten verkürzt. Wird das Haupt der Kirche in seiner Unabhängigkeit und Souveränität verletzt, dann ist unser aller Gewissensfreiheit bedroht; uns alle, die Katholiken des gesammten Erdenrundes, trifft jeder Eingriff in das Centrum der Kirche. Wir haben daher ein Interesse, und nicht nur ein Interesse, sondern wir haben die Selbsterhaltungspflicht, wir haben das Recht, die Prärogative

des Heiligen Stuhles und die Freiheit der Kirche, soviel an uns liegt, zu vertheidigen."

Auf seine Aufforderung hin sandten dann die vereinigten Katholiken der Monarchie nachstehendes Begrüßungstelegramm an den Papst-König in Rom: „Die Katholiken erneuern alle Proteste früherer Katholikenversammlungen Oesterreichs gegen die Verletzung der unveräußerlichen Rechte der Kirche, gegen die Beeinträchtigung der Freiheit ihres obersten Hirten, sowie gegen die Entziehung der ihm zur Ausübung seines heiligen Amtes nothwendigen territorialen Unterlage. Mit der Versicherung unverbrüchlichen Festhaltens an ihrem Glauben und treuester Anhänglichkeit an Christi Stellvertreter auf Erden fordern sie die zur Ausübung des obersten Lehr- und Hirtenamtes unerläßliche volle Souveränität des Papstes in jener Ausdehnung und mit jenen Garantien, welche nur der Papst selbst zu bestimmen hat, und erheben feierlich ihre Stimme gegen jede von welcher Seite immer ausgehende Abmachung über die Stellung des Heiligen Stuhles, welche ohne dessen Zustimmung getroffen werden sollte."

Wie wir schon früher hervorhoben, auch das menschliche Recht ist durch den Raub des Kirchenstaates tief und schwer verletzt worden. Den ältesten und legitimsten Fürstenthron Europa's hat man umgestürzt. Auch diese Seite der Frage verdient die höchste Beachtung. Die einzig dastehende geschichtliche Entstehung des Kirchenstaates, fleckenlos in seinem Ursprung und rein von jeder Ungerechtigkeit, jeder Gewaltthat, verlangt indessen eine eigene Darstellung.

Einst trug Gott dem Propheten Isaias auf, eindringlich dem Volke seine Frevel vorzuhalten: „Rufe, lasse nicht ab, wie eine Posaune erhebe deine Stimme" (Is. 58, 1).

Wenden wir auf uns diese Mahnung an. Rufe, lasse nicht ab, katholisches Volk! Was du forderst, ist ein Recht, heilig nach göttlichen und menschlichen Grundsätzen. Rufe, lasse nicht ab, katholisches Volk; wende dich an die Gewaltigen dieser Erde. Sie müssen, sie werden dich hören. Nicht im Aufruhr und in der Empörung rede zu deinen Fürsten; diese Sprache kennt der Katholik nicht. Aber sprich zu ihnen in feierlichem Ernst, in ehrfurchtsvoller Entschiedenheit. Wie eine Posaune erhebe deine Stimme, katholisches Volk; der Macht dieser Stimme werden die Hindernisse weichen. Dein Wort, einmüthig gesprochen, ist ein gewaltiges Wort; deine Stimme ist eine Weltmacht. Es ist das Drängen von 220 Millionen Menschen; vor dem Dröhnen dieser Stimme wird verstummen der Lärm untergeordneter politischer Tagesfragen.

„Rufe, lasse nicht ab, wie eine Posaune erhebe deine Stimme . . . und es werden auferbaut werden in dir die Trümmer der Vorzeit; Grundfesten für Geschlecht und Geschlecht wirst du legen, und genannt wirst du werden . . . Wegebahner zum Frieden" (Is. 58, 1. 12).

Paul von Hoensbroech S. J.

Beiträge zur Beleuchtung Nippold'scher Geschichtschreibung.

Keiner der neueren protestantischen Schriftsteller hat sich soviel mit der Geschichte des Katholicismus beschäftigt, als der Jenaer Professor Nippold, und die protestantische Kritik erschöpft sich im Lobe seiner Leistungen. Um nur ein Urtheil aus vielen anzuführen, heißt es z. B. im Theologischen Jahresbericht III. S. 223: „Auf Nippolds Geschichte des Katholicismus seit 1814, in neuer Auflage ein neues Werk, kann die protestantische Theologie und die evangelische Kirche stolz sein, wie demüthigend und beunruhigend auch der Anblick des sieghaft aufstrebenden Papstthums auf den protestantischen Leser wirken mag. Vor allem aber haben die letzten zehn Jahre geschichtlich und literarisch eine so große Fülle von berücksichtigenswerthen inneren und äußeren Offenbarungen des päpstlichen Princips gebracht, daß ein Geschichtsforscher wie Nippold, der seine Augen überall hat und auch die entlegenste Erscheinung mit sicherem Griff in den Zusammenhang des Ganzen einzureihen versteht, den Stoff unter den Händen wachsen fühlt und sich veranlaßt sieht, seine Darstellung nicht nur zu erweitern, sondern auch neu zu gestalten. Jeder, der die frühere Auflage auch nur in Händen gehabt hat, wird zugestehen müssen, daß das vorliegende Werk ihr nur so weit ähnlich ist, wie der gereifte Mann noch mit seiner Knabenzeit zusammenhängt. . . Mit besonderer Ausgiebigkeit sind die kirchlichen Zustände Frankreichs und der Schweiz behandelt, vornehmlich aber die Missionsgebiete der papistischen Propaganda in Nordeuropa und Amerika. Wir verweisen da vornehmlich auf die Abschnitte über England mit seinem Puseyismus und Hochkirchenthum, mit seinen Conversionen und ritualistischen Neigungen."

Ein Kenner katholischer Zustände, der auch nur flüchtig das Werk Nippolds gelesen, wird die Ueberschwänglichkeit dieser Lobsprüche nicht

begreifen können und die Erklärung hierfür in dem protestantischen Vorurtheil des Recensenten und in dessen Unwissenheit finden. Mag immerhin Nippolds Geschichte des Katholicismus nur deswegen gelesen und bewundert werden, weil sie voll gehässiger Ausfälle gegen alles Katholische, und weil der Verfasser ein Fanatiker und Parteimann ist, so bleibt es doch die Aufgabe der Katholiken, die Angaben und Beschuldigungen Nippolds zu prüfen und seine zahlreichen Irrthümer und Entstellungen der Wahrheit aufzudecken.

Wir beschränken uns gegenwärtig auf die Prüfung einiger Angaben, welche sich in den wenigen Paragraphen 26, 27, 28 finden und die Geschichte des Katholicismus in Großbritannien betreffen (S. 323—384). Die Leser werden dabei meist sich selbst ein Urtheil bilden können über die Kenntnisse und den Scharfsinn Nippolds und seines Recensenten. Schon die Titel der einzelnen Paragraphen sind instructiv: § 26. Die sogenannte Katholiken-Emancipation in Großbritannien. § 27. Die englischen Romfahrten und ihre Folgen für die englische Kirche. § 28. Die neue päpstliche Hierarchie in England und Schottland und die Früchte des Papalsystems in Irland. — Man erwartet im ersten Paragraphen eine gedrängte Darstellung der verschiedenen Versuche der englischen Minister und Parlamente, den Katholiken Emancipation zu gewähren; der Ursachen, welche diese so nothwendige Maßregel so lange verzögerten; der näheren Umstände, welche den Katholiken Dankbarkeit für die endlich und widerwillig gewährte Religionsfreiheit unmöglich machten. Das paßte indessen nicht in den Plan Nippolds, welcher die Emancipation der Katholiken als einen außerordentlichen Gnadenact darstellen, und Papst Pius IX. und die Katholiken Großbritanniens als die undankbarsten Menschen moralisch an den Pranger stellen will. „Pius IX. wußte, was er that, als er zum Danke für die Emancipation eine päpstliche Hierarchie neben der nationalen oktroyirte." Dieser Satz hätte nur Sinn, wenn die Katholiken sich ausdrücklich verpflichtet hätten, nichts zu thun oder zuzulassen, was der Staatskirche irgendwie mißfallen könnte, wenn die Emancipationsacte an diese Bedingung geknüpft worden wäre. Das war nicht der Fall, da die Katholiken ja nicht der Staatskirche ihre religiöse Freiheit verdankten, sondern der liberalen Partei, welche das Toryministerium Wellington-Peel zum Nachgeben zwang. Der Staatsminister Peel war thöricht genug, mit der Emancipationsacte ein Gesetz zu verbinden, welches den Pächtern, deren jährliche Einkünfte sich auf 40 Schillinge beliefen, das Stimmrecht entzog und gerade die Klasse, welche O'Connel,

den irischen Befreier und den Haupturheber der Emancipation, in das Parlament gewählt hatte, bestrafte. Mit Recht machte damals das liberale Parlamentsmitglied Brougham geltend: „ein ungeheurer Preis sei für einen großen Vortheil gezahlt worden".

Die Katholiken hatten sonach keinen Grund, der englischen Staatskirche oder den englischen Tories dankbar zu sein, um so weniger, als die Tories und die Staatsgeistlichkeit fortfuhren, die Katholiken zu bedrücken und von allen Aemtern und Würden auszuschließen. Die Katholiken erhielten keine Staatszuschüsse für ihre höheren Schulen, ihr Clerus bezog keinen Gehalt von der Regierung; der Zehnte, die anderen an den Clerus zu zahlenden Abgaben wurden nicht gleichmäßig vertheilt, sondern fielen den Staatsgeistlichen zu: die Katholiken sahen sich demnach genöthigt, ihren eigenen Clerus und den der Staatskirche zu unterhalten. Diese Last wurde jedoch viel mehr in Irland, wo die Katholiken die überwiegende Majorität bildeten, gefühlt, als in England.

Im Jahre 1850, kurz nach dem Uebertritt so vieler anglicanischer Geistlichen und Laien, konnte wohl eine Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in England gefährlich erscheinen; damals konnte man die protestantischen Fanatiker mit Furcht erfüllen: seitdem ist es jedem klar und einleuchtend, daß die Aufrichtung einer katholischen Hierarchie eine rein innere Angelegenheit der Kirche war, wodurch Ordnung und Regel der katholischen Kirche bezweckt wurde. Es steht fest, daß schon Gregor XVI. sich mit dem Gedanken der Errichtung einer Hierarchie getragen und seinen Plan dem englischen Botschafter unterbreitet hat, daß dieser den Entwurf unbeachtet ließ und deshalb keinen Einspruch dagegen erhob. Um der Staatskirche keinen Anstoß zu geben, bestimmte man nur solche Städte als Bischofssitze, in denen kein Staatsbischof residirte. Der berüchtigte „Durham"-Brief von Lord Russel, den Rippold nicht kennt oder nicht verstanden hat, gibt klar zu verstehen, daß man nicht so sehr die Katholiken, als die katholisirenden Protestanten, die Tractarianer, angreifen wollte. Er sagt unter anderm: Seine Beunruhigung komme seinem Unwillen nicht gleich; er fühle, England sei stark genug, jeden äußern Feind zurückzuweisen; aber eine Gefahr beunruhige ihn mehr als irgend eine Aggression eines auswärtigen Souveräns; Cleriker der eigenen Kirche, welche die 39 Artikel unterschrieben und ausdrücklich die kirchliche Suprematie der Königin anerkannt hätten, seien am eifrigsten darauf bedacht, ihre Heerden an den Rand des Abgrunds zu führen.

Frank, Bright, Spencer Walpole, Corry, Mc. Carthy, alle stimmen darin überein, daß die Einsetzung der katholischen Hierarchie „ein politisch unbedeutendes Ereigniß gewesen, das durch die Erregung, welche es verursachte, weit wichtigere Angelegenheiten in den Hintergrund gerückt, die Massen aufgeregt und die Verständigen mit Scham und Unwillen erfüllt habe" (Bright, History of England, IV, 211—212). Nippold sieht darin eine unerträgliche Anmaßung.

Von einer pragmatischen Darstellung, von Chronologie findet sich kaum eine Spur; auf den sieben Seiten des Paragraphen 26 erfahren wir alles Mögliche von der Verfolgung der Katholiken unter Elisabeth bis hinab auf das vaticanische Concil. Daher rühren denn auch die vielen Wiederholungen, das Zusammenwerfen von Thatsachen, die weit auseinander liegen, die vielen sinnlosen Phrasen, die jeder Erklärung spotten. Hier ein Beispiel.

„Die seitherige Geschichte Irlands mag wohl als das lehrreichste Kapitel über die Segnungen des infallibeln Vaticanismus für Glauben und Sitten, für die häusliche wie für die nationale Wohlfahrt bezeichnet werden. Und die fast ununterbrochene Kette von offenen Mordthaten und geheimen Verschwörungen, durch welche jeder Act der Milde und der Toleranz von englischer Seite beantwortet wurde, stellt zugleich der Nachwirkung der britischen Romfahrten auf die folgende Generation ein eigenthümliches Prognostikon." Wenn wir der Rede dunklen Sinn nicht genügend aufhellen können, so ist das nicht unsere Schuld. Der Verfasser scheint das vaticanische Concil und die englischen Convertiten für die politischen Agitationen und die agrarischen Verbrechen Irlands verantwortlich zu machen und anzudeuten, der Papst habe durch seine Emissäre das Volk gegen die Regierung aufgewiegelt, und die englischen Convertiten hätten der Agitation in jeder Weise Vorschub geleistet. Im Lichte der Gegenwart erscheint diese Behauptung etwas komisch.

Der Leser, welcher die bei englischen Protestanten herkömmliche Ansicht über die Stellung Roms und des englischen, ja des irländischen Clerus bis hinab auf das letzte Jahrzehnt kennen lernen will, findet vollen Aufschluß in den Artikeln in Blackwoods Magazine (1888), einer ultraprotestantischen Zeitschrift. Der Verfasser macht dort geltend, wie man in Rom Pression auf die Bischöfe und den Clerus geübt, wie die Cardinäle Cullen und Mc. Cabe immer zu Gunsten der Regierung und der Landlords aufgetreten seien, wie erst durch die beiden Erzbischöfe Walsh und Croke die nationale Partei in den bischöflichen Berathungen maß-

gebenden Einfluß erlangt habe. Wenn man auch nicht allen Angaben des Verfassers Glauben zu schenken braucht, so folgt doch so viel, daß die nationale Bewegung nicht von dem Clerus ausgegangen. Im Lichte der Gegenwart, angesichts der Thatsache, daß die meisten englischen Katholiken die heftigsten Gegner von Home Rule und Unabhängigkeit der Iren sind, den englischen Katholiken die Unruhen in Irland zuzuschreiben, zeigt entweder Unwissenheit oder Bosheit. In Deutschland pflegt man wohl Römling und Reichsfeind als identische Begriffe zu betrachten, nicht so in England. Die englischen Katholiken sind Tories, die irländischen sind Nationalisten. Jeder Act der Milde und Toleranz wurde nach Nippold durch eine fast ununterbrochene Kette von Mordthaten und geheimen Verschwörungen beantwortet. Barry O'Brien in seinem Werke „Fünfzig Jahre von Zugeständnissen an Irland", die Reden der großen Führer der Liberalen, Gladstone, Morley, Harcourt, die Urtheile von Geschichtsforschern, wie Lecky, Spencer Walpole, Godkin (alle sind Protestanten), zeigen, daß das Wort Milde schlecht gewählt ist. Die Schwäche und der Eigensinn der conservativen Regierung, welche fast nie die Initiative ergriff, sondern sich immer drängen ließ und die irische Nation durch ihre Schwäche dazu anleitete, das ihr abzutrotzen, was sie gutwillig nie gewähren wollte, trägt die Schuld, daß Irland nie zur Ruhe kam. Die Darstellung Nippolds würde nur gewinnen, wenn derselbe die classischen Schriftsteller Englands mehr zu Rathe zöge.

Herrn Nippold ist „die ganze neuere Geschichte Englands voll der Versuche zur Abschaffung der drückenden Gesetze", und er meint, infolge der Halsstarrigkeit der Päpste sei den Katholiken religiöse Duldung verweigert worden. Jeder Kenner der englischen Geschichte weiß, daß diese Versuche entweder nicht ernst gemeint, oder daß die leitenden Staatsmänner den fanatischen Parlamenten gegenüber außer Stand waren, ihre Zusagen zu erfüllen. Nicht bloß die schwachen Stuarts machten den Katholiken gegenüber Zusagen von Duldung und brachen dann ihr Wort, wenn sie Widerstand beim Volke fanden; auch Cromwell und Wilhelm III. wurden Verfolger der Katholiken, je nachdem es ihnen Vortheil brachte. Der Eid, welchen die Stuarts von den Katholiken forderten, kam einer Läugnung der geistlichen Suprematie des Papstes und einer Verdammung der kirchlichen Lehre und Praxis gleich. Die Katholiken sollten nämlich die Lehre, der Papst könne die Unterthanen eines excommunicirten Fürsten vom Gehorsam entbinden, für häretisch und gottlos erklären. Die Pönalgesetze blieben demnach in Kraft, nicht durch die Schuld der Päpste, sondern infolge des Absolutismus der Stuarts.

Gehen wir zu § 27 über, so finden wir dieselbe Unklarheit und Verworrenheit. Nippold will, um zu erklären, „wie es zumal unter den oberen Zehntausend förmlich zur Mode wurde, dem Papste den Fuß zu küssen", neben den specifisch kirchlichen Motiven auch eine Reihe von allgemeineren, theils vorbereitenden, theils unterstützenden Factoren in Betracht ziehen, verwirrt aber nur sich und den Leser. Hätte Nippold, gleich allen neueren Geschichtschreibern des Tractarianismus, Newmans Apologia zu Grunde gelegt und die Hauptstellen dieses Werkes kurz erläutert, statt ganz Ungehöriges hereinzuziehen, so hätte er sich sicher weit weniger Blößen gegeben. Von einer Würdigung der leitenden Charaktere, einem Verständniß ihrer Eigenthümlichkeit kann bei Nippold nicht die Rede sein.

Nippold scheint das Urtheil des amerikanischen Biographen Pusey's zu acceptiren, Pusey sei der größte Theologe gewesen, den die englische Kirche jemals gehabt. Denn er fügt bei: „Gewiß ist es für die Bedeutung eines englischen Theologen in hohem Grade bezeichnend, wenn er weder Erzbischof noch Bischof, ja nicht einmal Dechant, sondern nur einfacher Professor gewesen ist und gleichwohl die ganze Entwicklung seiner Kirche in neue Bahnen gelenkt hat." Thatsache ist, daß Pusey wohl einen Wust von Gelehrsamkeit besaß, daß er aber unfähig war, aus den gegebenen Prämissen einen Schluß zu ziehen. Schon der Umstand, daß seit Newmans Uebertritt zum Katholicismus kein einziger hochbegabter Mann sich den Tractarianern angeschlossen, daß dieselben unfähig waren, den immer mehr um sich greifenden Unglauben zu verhindern, beweist hinlänglich, wie gering das theologische Ansehen Pusey's war (vgl. Hatch in Ward, Reign of Queen Victoria, I, 229). Pusey war, wie alle zugeben, kein Denker, sondern eine praktisch angelegte Natur. Er verdankt seinen Ruhm der Freundschaft Newmans und der Voreingenommenheit seiner persönlichen Freunde, welche über den manchen guten Eigenschaften, die er besaß, seine Schwächen übersahen.

Newman findet natürlich keine Gnade in den Augen Nippolds, weil er Katholik geworden und Katholik geblieben ist. Denselben einfachhin als einen Unfreien, einen Heuchler, als einen unwissenden Menschen zu bezeichnen, das will selbst Nippold nicht verantworten. Es wäre jedoch eine zu starke Zumuthung an die Unparteilichkeit des protestantischen Professors, das Urtheil, das ganz England über den Cardinal gefällt, zu acceptiren, ihn als Ideal der tiefsten Frömmigkeit und Lauterkeit zu feiern: deswegen wird noch einmal der amerikanische Biograph Pusey's ins Feld

geführt, der Newman „eine ganz unbegreifliche persönliche Anziehungskraft zuschreibt, ihn aber zugleich als einen Mann von großem Autoritätsbedürfniß bezeichnet". Nippold bekräftigt den Ausspruch des amerikanischen Kritikers mit den Worten: „In der That hat Newmans Theologie etwas von dem genus varium et mutabile semper, das Virgil den Frauen beilegt." Eine weniger zutreffende Bemerkung war kaum möglich. Hätte Nippold die Werke Newmans oder auch nur seine Apologia gelesen, wäre er nur irgendwie bekannt mit der einschlägigen Literatur, den Briefen von James Hugh Rose, den Klagen Palmers 2c., dann wüßte er, daß diese Freunde schon frühe die Befürchtung hegten, die bereits anfangs von Newman ausgesprochenen Grundsätze möchten zum Katholicismus führen, und Newman habe, ohne es zu wissen, der katholischen Kirche schon damals nahe gestanden, als er sie so eifrig bekämpfte. Nur allmählich konnte sich Newman von den Vorurtheilen gegen die katholische Lehre losmachen und sich von einer Religionsgemeinschaft trennen, für die er so viel gethan.

Hören wir über diesen Gegenstand Hutton (Essays on some of the modern Guides of English Thought, London 1888, p. 68). „In der That, die ganze Lebensgeschichte Newmans zeigt, wie absurd die Ansicht ist, welche auch von fähigen Männern getheilt worden ist, sein Leben sei ein beständiger Kampf gegen den Skepticismus gewesen. Niemand kann seine lange Reihe von Predigten, seine merkwürdige, obgleich kürzere Series von Gedichten lesen, noch viel weniger sie noch einmal lesen im Lichte seiner späteren, katholischen Schriften Anglican Difficulties, Apologia, Grammar of Assent, ohne zu der festen Ueberzeugung zu kommen, daß der Katholicismus mit seiner Denkungsart verwachsen", oder wie Hutton auch sagt: „so tief als seine Gedanken, daß der Hochkirchler in ihm so tief als sein Temperament und der Christ so tief als sein Charakter sei. Die katholische Tendenz wurde schon frühe von seinen Freunden entdeckt. Der evangelischen Richtung hat Newman nicht angehört, wenn man von einigen Jugendeindrücken absieht." Mozley (Reminiscenses of Oriel College), Pattison (Memoirs) bestätigen das Urtheil Huttons, „der Katholik habe von Anfang in Newman gesteckt".

Nippold legt bisweilen Achtung und Ehrfurcht einem Manne wie Cardinal Newman gegenüber an den Tag; um so sonderbarer sind dann Auslassungen wie die folgende: „Seine rabulistische Tendenz (es ist vom 90. Tractat die Rede) lag nur zu deutlich zu Tage. Newman hat nicht sowohl untersucht, was die 39 Artikel wirklich lehren wollten, als vielmehr den Versuch gemacht, wie sie sich drehen und deuteln ließen, um die von

deren Verfassern verworfenen Lehren mit ihrem Wortlaut in Einklang zu bringen. Es war eine echt jesuitische reservatio mentalis, vermöge welcher das junge Geschlecht die Verpflichtung auf das englische Bekenntnis umzudeuten gewöhnt wurde." Ein Brief Newmans an die Times vom 24. Januar 1863 erledigt die letztere Anklage: „Ich weise direct die Anklage zurück, daß ich im 90. Tractate oder anderswo das Recht beansprucht hätte, die 39 Artikel in einem nicht entsprechenden (non natural) Sinne zu unterschreiben. Ich behauptete, sie müßten unterschrieben und erklärt werden nach ihrem literalen und grammatikalischen Sinne; zur selben Zeit behauptete ich, sie seien so abgefaßt, daß nach dem grammatikalischen Sinne Männer, welche in ihren Ansichten über die katholische Lehre weit auseinander gingen, diese Artikel unterzeichnen könnten." Die Zweideutigkeit und Dunkelheit vieler Stellen der symbolischen Bücher, ja zahlreiche Widersprüche wird auch Nippold nicht wegläugnen können. Daß die anglikanische Kirche ein Zwitterwesen ist zwischen Katholicismus und Protestantismus, daß die von Newman befolgte Erklärungsmethode sich bei älteren anglicanischen Theologen und Bischöfen findet, hätte kurz angedeutet werden sollen; ebenso, wie Newman, der jede Position der englischen Kirche bis zum äußersten vertheidigen will, selbst in den 39 Artikeln die altkatholische Lehre findet. Hatch (S. 367) sagt von der Erklärungsweise Newmans: „Vielleicht mit bewußter Ironie werden auf die Erklärung der 39 Artikel die damals üblichen Methoden der Schrifterklärung angewandt." Diese Erklärung ist, wenn man statt „bewußt" „unbewußt" substituirt, nicht ganz unwahrscheinlich.

Dem verdienstvollen Dr. Ward wirft Nippold „weitgehende Keckheit" vor. Dr. Ward ist der Verfasser des berühmten Buches Ideal of a Christian Church; er wurde später langjähriger Redacteur der Dublin Review. Obgleich ihm einige Ansichten Newmans mißfielen und er dieselben scharf bekämpfte, bewahrte er sein Lebenlang die größte Hochachtung für seinen alten Führer. Die Verdienste Wards um die Philosophie sind in England allgemein anerkannt. Stuart Mill und Herbert Spencer betrachteten ihn als einen ebenbürtigen Gegner. Auch seine theologischen Schriften (für eine derselben findet Herr Nippold keinen passendern Ausdruck als „mit echt jesuitischer Rabulistik geschrieben") sind sehr geschätzt. Der Proceß gegen Ward und seine Dregadation, die Nippold zu billigen scheint, waren ungerechte Maßregeln. Hätte Ward an ein höheres Gericht appellirt, so würde der Urtheilsspruch, dem zufolge er seine akademischen Rechte verlor, wahrscheinlich cassirt worden sein.

Die Unbescholtenheit, Gelehrsamkeit, tiefe Frömmigkeit, welche Oakeley kennzeichnen, können das strenge Urtheil Nippolds über ihn nicht mildern. „Er stellte die Geduld seiner bisherigen Kirchengenossen so lange auf die Probe, bis endlich der Proceß auch gegen ihn erhoben werden mußte." Das war jedenfalls nicht die Ansicht seiner Zeitgenossen, wie Nippold aus den Aufsätzen Gladstone's und den Essays von Oxenham entnehmen konnte. Besonders Gladstone findet kaum Ausdrücke genug zum Lobe Oakeley's. Als Pfarrer von St. Margaret zählte er unter seinen Zuhörern auch Gladstone und viele andere hochbegabte Anglicaner und Nonconformisten, die durch seine gedankenvollen Predigten, durch die Würde des Gottesdienstes und die Musik angezogen wurden. Oakeley, der feingebildete Mann, blieb zeitlebens auf einer der ärmsten Pfarreien Londons und zog es vor, unter armen Katholiken zu wirken, statt in hohen Kreisen zu glänzen.

Aus der Biographie William Fabers von Bowden hat Nippold nichts anderes herausgelesen als: „Wer nach einer Ueberfülle der gehässigsten Schmähausdrücke verlangt über alles, was mit der Reformation und dem Protestantismus zusammenhängt, kann kaum eine bessere Bezugsquelle finden. Sogar die Heroen der englischen Literatur, ein Milton, Shelley, Byron werden von Faber in dem verächtlichsten Tone behandelt. Sein ebenbürtiger Genosse in dieser Berserkerwuth ist sein Busenfreund W. A. Hutchinson, der sogar die Lorettofabel in einer eigenen Schrift als Geschichte darzustellen gewagt hat. Daß darin ein Mann von so hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung wie Dean Stanley gleich einem unwissenden Schulknaben behandelt wird, kann bei einem so correct päpstlichen ‚Historiker' kaum noch verwundern."

Faber und Hutchinson zählten bekanntlich zu den mildesten und liebenswürdigsten Charakteren, die jede persönliche Verunglimpfung ihres Gegners, jedes harte und lieblose Urtheil über Todte grundsätzlich verabscheuten. Wenn sie den Arianer Milton, den Atheisten Shelley, den Cyniker Byron nicht bewunderten, so war das ganz natürlich. Der katholische Theologe hat kein so dehnbares Gewissen, wie manche protestantische Professoren, welche alles gutheißen, was gegen die katholische Religion gerichtet ist. Stanley, der bekannte Dechant von Westminster, mit seinen verschwommenen Ideen, seiner Hinneigung zur breiten Kirche, dem jedes Dogma zuwider ist, der alle Lehrverschiedenheiten, welche sich bei den englischen Secten finden, als gleichgiltige Dinge betrachtet, ist wohl in den Augen Nippolds ein großer Gelehrter, nicht in den Augen Fabers und Hutchinsons. Sie

stehen nicht allein in ihrem Urtheile, wie Nippold aus Oxenhams Essays ersehen kann.

Auf derselben Seite liest man dann: „Ersichtlich hat der ‚damalige Führer des religiösen Geistes in England' in den mehr als 4½ Jahren, die von der Unterdrückung der Tracts for the times bis zu seinem Uebertritte verliefen, den letzten Schritt nicht nur immer noch vermeiden zu können gehofft, sondern speciell deshalb zu vermeiden gesucht, weil er seine ganze Kirche mit nach Rom herüberzuführen gedachte." Wo Herr Nippold diese Angabe gefunden hat, wissen wir nicht. Sie steht in directem Widerspruche mit der Apologia und Newmans zurückgezogenem Leben in Littleworth. Wenn Newman seine Kirche herüberzuführen gedachte, dann hat er höchst unklug gehandelt; dann mußte er in der Marienkirche zu Oxford bleiben und fortfahren, die besten Talente an sich zu ziehen. Ist es möglich, daß Newman, wie Nippold selbst anführt, in der englischen Kirche mehr verehrt und geliebt werde, als in der römischen, wenn er jene Absicht gehabt? Das ganze England sieht in dem Cardinal das Ideal eines reinen, selbstlosen, gottgeweihten Mannes, eines Charakters, in dem kein Falsch ist. Seit der Veröffentlichung der Apologia wagen es nur wenige, den persönlichen Charakter Newmans anzugreifen, wie Max Müller und der Earl von Malmesbury. Gladstone, Shairp, Pattison, Hutton, Burgon, alle stimmen im Lobe Newmans überein. Plumpton in seiner Biographie des anglicanischen Bischofes Ken glaubt seinen Helden nicht besser ehren zu können als durch eine Vergleichung mit Newman. Citate wären hier ganz unnütz: alle Parteien sind stolz auf Cardinal Newman.

Auch über die literarischen Leistungen des Cardinals urtheilen die protestantischen Engländer ganz anders als der Jenaer Professor, dem Newmans „Geschichte der Entwicklung der christlichen Lehre" als ein Bruchstück erscheint. Hören wir Hutton: „Der ungeheure Werth dieses Buches besteht darin, daß es uns in den Stand setzt, die Ansprüche der verschiedenen Confessionen auf Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Kirche zu prüfen" (S. 89). Huttons Urtheil über andere Werke, z. B. „Die Stellung der katholischen Kirche in England", ist nicht minder günstig. Die Apologia endlich ist ein wahrhaft epochemachendes Werk, dem Newman, der kurz vorher nichts weniger als populär war, die hohe Achtung verdankt, in der er bei allen steht. Gerade die Apologia erlaubte dem Publikum, einen Blick zu thun in das Leben einer großen Seele, in das Herz eines Mannes, der mit ganzer Seele an seinen Freunden hing, dem das Leben und die Verhältnisse in Oxford so theuer waren, der sich aber,

um dem Rufe Gottes zu folgen, von allem losriß, um Katholik zu werden. Mit Bezug hierauf sagt Hutton (S. 97): „Die warme Anhänglichkeit (tenderness) seines Herzens ist so einzig wie seine Loslösung von allen irdischen Interessen." Wie verschieden davon ist die Behauptung Nippolds: „Alle Achtung vor Newmans Gelehrsamkeit und — denn auch das wollen wir auf Gladstone's Zeugniß hin annehmen — vor seiner subjectiven Ehrlichkeit.... Objectiv aber war darum doch schwerlich eine größere Unehrlichkeit denkbar, als die des 90. Tractates". Ehrlichkeit ist etwas Subjectives, man kann deshalb nicht von einer objectiven Unehrlichkeit sprechen. Wie Newman zu der Ueberzeugung gelangen konnte, der Anglicanismus sei nicht Protestantismus, sondern die ursprüngliche christliche Lehre, hätte Nippold sich selber und seinen Lesern klar machen sollen, dann wäre es ihm leicht gewesen, den Gedankengang der Tractarianer zu verstehen. Wenn man Nippolds Darstellung sorgfältig prüft, drängt sich die Ueberzeugung auf, daß er, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend Bücher zu Rathe zieht, welche vor dem Erscheinen der Apologia veröffentlicht worden sind. Der Profanhistoriker Spencer Walpole (IV, 426), Mozley (Reminiscenses), Perry (Church History III, 238) schenken Cardinal Newmans Darlegung der Gründe, die ihn zum Eintritte in die katholische Kirche veranlaßten, vollen Glauben. Dagegen spricht derselbe Perry (S. 226) „von einer extremen Uebertreibung Dr. Arnolds, die zeige, in welchem Grade die Leidenschaften erregt werden können durch einen kräftigen Versuch, längst verworfene Lehren zu erneuern". Damit erledigt sich Nippolds Behauptung: „Was man Newman mit Recht vorwerfen kann, ist, daß er so lange mit seinem Uebertritte gezögert". Schmähschriften wie Thomas Arnolds Artikel in der Edinburgh Review sind seine Quellen.

Ueber Cardinal Newmans Verhältniß zu Pius IX. und zum Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit finden sich so viele irrige Ansichten, daß wir einen Brief des Cardinals an den Guardian (September 1872) hier wiedergeben: „Herr Caper behauptet, ich hätte die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit mein ganzes Leben lang als unvereinbar mit historischen Thatsachen gehalten und trotz meiner gegentheiligen Ueberzeugung infolge des vaticanischen Concils mich gezwungen, etwas zu thun, was ich nie für möglich gehalten, als ich Katholik wurde; ich hätte nämlich infolge unverständlicher Sophismen mir eingebildet, das zu glauben, was ich in der That trotz allem nicht glaubte und nicht glauben könnte. Dieser Denkproceß und das Resultat hiervon habe mich sehr geschmerzt. Statt vieler anderen Stellen gebe ich einen Passus aus meinen ‚Reden über Er-

ziehung an den Universitäten' (Dublin 1852), der jedoch in der verkürzten spätern Ausgabe ausgelassen wurde. ‚Tief fühle ich, immer werde ich es bekennen — denn zum Beweise hierfür kann ich mich auf die zahlreichen Zeugnisse der Geschichte berufen —, daß in Fragen über Recht und Unrecht nichts in der Welt wahrhaft stark, entscheidend und wirksam ist, mit Ausnahme der Stimme dessen, dem die Schlüssel des Reiches Gottes und die Oberaufsicht der Heerde Christi übertragen sind. Diese Stimme ist auch heute wie früher eine wahre Autorität, unfehlbar in der Lehre, glücklich im Befehlen, weise in der Leitung in ihrer eigenen Sphäre. . . .' Es ist richtig, ich war tief, obgleich nicht persönlich betroffen durch die Thatsache und die Umstände der Infallibilitätserklärung, und ich schrieb damals einen ganz confidentiellen Brief, der verstohlenerweise entwendet und veröffentlicht wurde. Die Gefühle des Erstaunens und des Kummers, denen ich in diesem Briefe Ausdruck gab, haben nichts zu thun mit dem Hochdrucke auf das eigene Gewissen, um sich zum Bekenntnisse eines Glaubens, den man nicht hat, zu zwingen." Der Leser kann demnach über die Richtigkeit folgender Sätze bei Nippold entscheiden: „In der That hat auch Newman aus seiner Opposition gegen das Infallibilitätsdogma kein Hehl gemacht." „Für den Convertiten wäre ja eine solche rückhaltlose Opposition wie die der geborenen Katholiken ein Desaveu seines ganzen frühern Lebens gewesen." Ebendaselbst heißt es: „Mit Döllinger gemeinsam wurde ihm die Tendenz der ‚Germanisirung' der Kirche vorgeworfen. . . . Döllingers Glaubensstärke hat ihm dann freilich gefehlt." Wenn Herr Nippold hiermit sagen will, der englische Gelehrte habe je Döllinger nahe gestanden, an Abfall von Rom gedacht, oder mit den Altkatholiken sympathisirt, so setzt er sich in directen Widerspruch mit einem Briefe Newmans vom Jahre 1874, der an den Herausgeber der Liverpool Daily Post gerichtet ist: „Die Behauptung, ich sei jemals nahe daran gewesen, mich mit Döllinger und seiner Partei zu vereinigen, und daß nur die ernstlichen Zureden mehrerer katholischen Bischöfe mich von diesem Schritte abgehalten, ist von Anfang bis zu Ende grundfalsch und lächerlich. Es ist ein Verbrechen seitens eines Schriftstellers, Behauptungen aufzustellen, welche einem andern in den Augen seiner Brüder schaden können, ohne auch den geringsten Beweis dafür zu haben." Aus Pattisons Memoirs erhellt, wie sehr Newman dem deutschen Geiste fremd war; Bekanntschaft mit deutscher Literatur würde, so meint Pattison, Newman in das Lager der deutschen Kritiker geführt haben, während er jetzt der Vorkämpfer des Autoritätsglaubens sei.

Nur noch eine Stelle über den Cardinal, für den Nippold ein ganz auffallendes Mitgefühl an den Tag legt. „Es gibt kaum etwas Wehmüthigeres, als die Lectüre seiner Selbstbiographie. . . . Wie rührend die wiederholte Klage über die glücklichen Jahre von 1833—1841! . . . Es ist eben das Verhängniß zahlreicher Convertiten, daß sie vor der Oeffentlichkeit ihre Abschwörung nicht gut zurücknehmen können, ohne sich selbst zu prostituiren. Gerade in Newmans Fall tritt dies besonders deutlich zu Tage. Hat er doch sogar die eine Zeitlang aufrecht erhaltene Weigerung, sich durch den Friedenspapst Leo XIII. den Cardinalstitel anhängen und sich dadurch als umgekauft darstellen zu lassen, aufgeben müssen". Wie wenig Herr Nippold der Dolmetsch für die Gesinnung des Cardinals ist, mögen folgende Sätze Newmans zeigen. „Um deshalb die Protestanten vollkommen zufriedenzustellen, sofern ich es vermag, so bekenne ich hier mit einer Zustimmung, die vom Herzen kommt und absolut innerlich (nicht bloß äußerlich) ist, daß der Protestantismus die möglichst traurige Religion ist, daß der Gedanke an den anglicanischen Gottesdienst mich schaudern, und der Gedanke an die 39 Artikel mich zittern macht. Ich sollte zur englischen Kirche zurückkehren? Nein, das Netz ist zerrissen, und wir sind frei. Ich wäre ein vollständiger Narr in meinem Greisenalter, wenn ich das Land, das von Milch und Honig fließt, verließe, um in die Stadt der Verwirrung, in das Haus der Sklaverei zurückzukehren" (Oldcastle, Cardinal Newman, p. 36—37). Nippold würde uns zu Dank verpflichtet haben, wenn er die Stelle angegeben, wo Newman sich geweigert, den Cardinalstitel anzunehmen. Die Weigerung würde jedenfalls nicht mehr beweisen, als z. B. die eines andern großen Gelehrten der jüngsten Vergangenheit, des Jesuiten Franzelin, der in seiner Demuth seine einfache Stellung als Professor dem Cardinalshute vorzog, aber dem Befehle des Papstes gehorsamte. Glücklicherweise sind wir bei Cardinal Newman nicht auf bloße Vermuthungen angewiesen; denn in der Rede vom 10. Mai 1879 (Tablet p. 626) sagt Newman: „Vor allem muß ich sprechen von dem Erstaunen und der tiefen Dankbarkeit, die mich erfüllt infolge der Herablassung und Liebe des Heiligen Vaters für mich, daß er mich für eine so hohe Ehre auserlesen." In der Antwort auf den Glückwunsch der englischen Katholiken sagt er: „Die meisten Menschen, wenn sie etwas Gutes thun, sterben, ohne davon zu wissen; ich nenne es sonderbar, daß ich ein Alter, welches das gewöhnliche Lebensalter übersteigt, erreichen soll, als ob ich in dieser großen Stadt, wo ich persönlich beinahe unbekannt bin, so gütige Freunde finden sollte, welche mich als ihren geistigen Wohlthäter betrachten."

Ueber die Folgen von Newmans Uebertritt erfahren wir nichts Bestimmtes. „Je deutlicher die ‚romanisirenden' Tendenzen der Puseyiten zu Tage traten," so heißt es bei Nippold, „desto mehr regte sich auch im Gegensatze zu ihnen die ‚germanisirende' Richtung." Diese soll dann eine Kräftigung der breitkirchlichen Richtung zur Folge gehabt, aber auch eine heftige Polemik seitens der Anglokatholiken hervorgerufen haben, „welche von der deutschen Reformation, der deutschen Wissenschaft und dem, was sie deutschen Unglauben nannten, nichts wissen wollten". Nippold sieht nicht, daß er sich widerspricht, wenn er zugibt, daß Pusey und die Puseyiten den Unglauben nicht zurückdrängen und von Oxford fernhalten könnten. Der Gorham-Proceß, welcher so viele hochgestellte Geistliche der Staatskirche berührt, wird ganz flüchtig behandelt. Nach Nippold „hat Gorham im Grunde nur die magische Auffassung der Taufe als identisch mit der Bekehrung bekämpft". Was die magische Auffassung sei, das zu errathen wird den Lesern überlassen, die noch weiter belehrt werden, die Tractarianer hätten sehr übel daran gethan, „keine andere Auffassung in der Kirche dulden zu wollen, als ihre eigene". Gorham läugnete bekanntlich, daß den Kindern in der Taufe unfehlbar die heiligmachende Gnade eingegossen werde, und behauptete, dieselbe werde nur bedingungsweise und vor der Taufe durch die Gnadenwahl Gottes verliehen. Dadurch verstieß er zwar gegen keinen der 39 Artikel, wohl aber gegen die in der Staatskirche gebräuchliche Taufformel, derzufolge das Kind durch die Taufe wiedergeboren wird. Gorham wurde von dem niedern Gerichtshofe verurtheilt, appellirte aber an den Staatsrath, der nebst den Erzbischöfen von Canterbury und York und dem Bischofe von London sechs Laien zu Richtern bestellte. „Keiner der beiden Erzbischöfe war", wie Perry (Church History III, 276) berichtet, „theologisch gebildet, weder die Erzbischöfe noch der Bischof zählten zu den kirchlich Gesinnten; die weltlichen Richter dagegen flößten noch viel weniger Vertrauen ein, weil die antikirchlichen Gesinnungen einiger derselben bekannt waren." Die Freisprechung Gorhams durch dieselben erregte daher einen Sturm des öffentlichen Unwillens und bewog viele Tractarianer, welche bisher der Kirche treu geblieben, Katholiken zu werden (1849—1850). Eine Kirche, welche sich zur Dienerin des Staates erniedrigte, Laien als Richter in Glaubenssachen gelten und sich alle Unbilden gefallen ließ, schien Männern wie den Gebrüdern Wilberforce, Allies, Manning, Maskel, Hope Scott den Namen Kirche nicht mehr zu verdienen.

Die Opfer, welche diese Männer brachten, werden von Nippold nicht erwähnt, ebenso wenig ihre Talente und ihre Gelehrsamkeit. Sie erhalten

den Titel dii minorum gentium, bei denen sich in den Biographien fast nur die Familienbeziehungen verwerthen lassen. Nur zu Gunsten Mannings, der Gebrüder Wilberforce und Palmers wird eine Ausnahme gemacht; denn sie werden Führer genannt. „Vergleicht man", heißt es weiter, „die literarischen Producte der neuen und der Newman'schen Conversionsströmung, so zeigt sich unläugbar ein bedeutender Abstand. Statt der ernsten Gewissenskämpfe der frühern Zeit finden wir jetzt rhetorisches Pathos, statt der altkirchlichen Ideale steigende Werthlegung auf die äußere Weltmacht der Kirche." Nippold redet hier wieder über Dinge, die er nicht versteht; er vergißt, daß die Schriften Newmans und in vielen Fällen der persönliche Verkehr mit Newman nächst der Gnade Gottes eine Haupturſache der neuen Conversionsströmung war. Die neuen Convertiten hatten nicht mehr nöthig, den langen und beschwerlichen Weg durch das Urchristenthum zur katholischen Kirche zurückzulegen, wie Newman. Ihr Weg war kürzer, weil Newmans Erfahrungen ihnen zu gute kamen.

Wahrhaft unwürdig ist ein weiterer Vorwurf, den Nippold gegen die Convertiten vom Jahre 1850 erhebt: „Grobe Materialisirung der religiösen Begriffe mischt sich mit einem noch gröblicheren Streberthum. . . . Jene älteren Vorläufer brachten Opfer für ihre Ueberzeugung. Die jüngere Generation folgte der begünstigten Mode." Wenn, wie es beinahe scheint, Nippold ohne Verunglimpfung anderer nicht leben kann, so spare er sie wenigstens für Pamphlete auf; eine Kirchengeschichte ist jedenfalls der ungeeignetste Ort dafür. Der einzige Manning bekleidet eine höhere Stelle, ist Cardinal und Erzbischof von Westminster; alle anderen haben durch ihre Conversion keinen zeitlichen Vortheil erlangt. Selbst Manning verdankt nicht seiner hohen Würde das Ansehen, das er in England genießt, sondern seinen hohen Geistesgaben und seiner Uneigennützigkeit, und ganz besonders seiner Liebe für die Armen und Unterdrückten. Wie weit richtiger urtheilt der Laie Spencer Walpole (History of England IV, 476): „Einzelne Engländer haben große Bereitwilligkeit gezeigt, ihre Pfründen und ihre einflußreichen Stellungen aufzugeben und die Brode und Fische in der englischen Kirche mit der frugalen Kost, welche die römische Kirche gewähren konnte, zu vertauschen. So ernst und aufrichtig die Tractarianer auch waren, so zeigten sie in ihrer Gesammtheit doch nur geringe Bereitwilligkeit, vom Lande Gosen aufzubrechen und in der Wüste zu campiren."

Cardinal Manning ist ganz vorzüglich die Zielscheibe der Angriffe Nippolds. „Nachdem er . . . die englische Kirche innerlich zu revolutioniren gesucht, hat er doch mit der offenen Conversion noch bis 1851 gewartet."

Das Motiv hierfür ist — Feigheit. Manning ging nach Rom, wurde Doctor Romanus und Affiliirter der Jesuiten, natürlich aus Ehrgeiz, um Erzbischof zu werden, „denn er hat schon Cardinal Wiseman während der letzten Lebensjahre beinahe in den Hintergrund gedrängt". Solche Auslassungen passen für die Kränzchen skandalsüchtiger alter Weiber, sollten aber ein Buch, das der Wissenschaft dienen will, nicht verunzieren.

Um die Realität bekümmert sich Nippold sehr wenig. Mit absoluter Willkür, allen Thatsachen zum Trotz wird der Cardinal als Ruhestörer und öffentlicher Angreifer der Staatskirche gekennzeichnet. Manning darf keine eigenen Ueberzeugungen haben, darf die Eigenschaften der katholischen Kirche nicht hervorheben. Nein, das ist ein schreiendes Unrecht. Er verdankt seine Erfolge nicht seinem apostolischen Eifer, sondern Aeußerlichkeiten. „Die Etikette des Salons", sagt Nippold, „hat dem römischen Sendling in der That das beste Operationsfeld für seine fortgesetzten Eroberungsversuche in der vornehmen Gesellschaft geboten. Die Höflichkeit des vornehmen Engländers hat ihm den Weg für seine weiteren Pläne Schritt für Schritt geebnet. Heute findet sich kaum noch ein Aufruf zu irgend einem philanthropischen Werke, der nicht von dem Stellvertreter des Papstes in England mitunterzeichnet wäre." Die zahlreichen Predigten in fast allen Städten Englands, die Vorträge, in denen der Cardinal Enthaltsamkeit von geistigen Getränken empfiehlt, alle die Bemühungen, das Loos der Armen zu verbessern, lassen wahrhaft wenig Zeit für die Etikette des Salons. Setzte nicht das ganze englische Volk, Protestanten sowohl als Katholiken, das größte Vertrauen auf den Cardinal, dann würde er nicht mit solchem Beifalle überall empfangen. Das Volk findet seine wahren Freunde und Wohlthäter bald heraus; nicht die Höflichkeit der Engländer, sondern seine unermüdete Opferthätigkeit hat Manning so viele Freunde gewonnen. Perry, ein gewiß unverdächtiger Zeuge, bemerkt folgendes: „Der gelehrte, talentvolle und geliebte Theologe (Erzdiakon Wilberforce) trat zur römischen Kirche über. Sein Verwandter, ein anderer talentvoller und berühmter Erzdiakon (Manning), der gewaltigste Prediger jener Tage, war ihm vorangegangen. In diesen Männern, die mit den höchsten Eigenschaften des Clerikers ausgestattet waren, erlitt die Kirche einen größern Verlust, als durch die akademische Auswanderung frühern Datums" (III, 291). Noch ehrenvoller ist das Zeugniß des Bischofes von Salisbury, der an Hope Scott schrieb: „Wenige Prüfungen habe ich so sehr gefühlt als die Trennung von zwei solchen Freunden, von denen ich so viel gelernt, die ich so sehr geliebt habe und noch liebe, wie

Sie und Manning." Man braucht also fürwahr die Triumphe des Cardinals Manning nicht seinen feinen Manieren oder Einschmeichelungskünsten zuzuschreiben.

Objectivität und Unparteilichkeit, Eigenschaften, die der Verfasser so zuversichtlich beansprucht, hätten es wohl räthlich erscheinen lassen, die literarischen Leistungen der Convertiten vor und nach ihrer Conversion kurz zu besprechen. Die Aeußerung Gladstone's hätte citirt werden sollen. Derselbe sagt: „Eine unvergleichliche Schaar von Rekruten, hauptsächlich Cleriker, aber nicht ohne ein bedeutendes Laienelement, bestehend aus Männern, welche infolge ihrer Talente, ihrer Kenntnisse, ihrer Stellung und ihres Charakters competent waren, ein Urtheil zu fällen, traten in den Jahren 1840—1850 zur Kirche Roms über" (The Evangelical Movement, p. 228—229). Wo Nippold die Convertiten herabsetzen, ihre Leistungen discreditiren kann, ist er immer bereit. Der Leser würde wohl, wiederholen wir, eine kurze Angabe der literarischen Werke dieser Männer und eine Charakterisirung derselben der eingehenden Erörterung ihrer Controversschriften vorgezogen haben. Eine Classificirung derselben und ihrer Leistungen wäre gleichfalls angezeigt gewesen. Manche literarisch bedeutende Persönlichkeiten sind übergangen, so die Historiker Stevenson, Bridgett, Lilly, Knox, Estcourt, der Philosoph Harper, der Archäolog Le Page Renouf, wieder andere, wie Allies, Faber, Maskell, nicht gehörig gewürdigt.

Mit der Veröffentlichung der Apologia, seit dem Erscheinen von Pusey's Eirenicon soll die Zahl der Convertiten abgenommen haben, sollen namentlich wenige hochbegabte Männer übergetreten sein. Der erste Theil der Behauptung wird durch die Zahl der Convertiten widerlegt; der zweite Theil ist soweit richtig, als die Zahl der Gelehrten unter den hochkirchlichen Clerikern nicht so groß ist, wie zur Zeit des Tractarianismus. Das Studium der Theologie, besonders der Dogmatik und Kirchengeschichte, wird fast ganz vernachlässigt; darum treten nicht so viele Cleriker über.

Die denkwürdige Erklärung: „Solange wir Katholiken in England so schwach sind, vertritt die Kirche von England unsere Stelle", wird fälschlich Cardinal Newman zugeschrieben. Der Ausdruck, dessen sich Newman bedient hat, war „breakwater" (Wellenbrecher, Hafendamm). Ob der Cardinal noch heutzutage der Staatskirche, welche Christusläugner, Deisten und Atheisten hätschelt, diesen Ehrentitel beilegen würde, bleibt dahingestellt.

Nach Nippolds Darstellung wäre man geneigt, anzunehmen, der Uebertritt zur katholischen Kirche öffne den Zugang zu Reichthum und Ehre, der Clerus könne über große Summen verfügen. Das Januarheft der Quarterly Review (1888) kann ihn eines Bessern belehren. Was daselbst über die Schulden gesagt wird, welche auf katholischen Kirchen lasten, ist zum großen Theile richtig. Die englischen Katholiken, die Aristokratie abgerechnet, gehören meist der ärmern Klasse an; der Mittelstand ist nur schwach vertreten. Die Erhaltung von Schulen und Kirchen verschlingt oft mehr als die Einnahmen, da es keine dotirten Pfarrreien gibt, mit Ausnahme der wenigen, welche hohen Adeligen angehören. Ohne die Geldsummen, welche der Kirche durch die Convertiten zuflossen, wäre es, wie auch Mozley (Reminiscences) bemerkt, unmöglich gewesen, für die seit 1848 aus Irland einwandernde Bevölkerung Sorge zu tragen.

Des Verfassers Spott über Katholiken, weil sie mit großer Ruhmredigkeit die Conversionen unter dem Adel ausposaunten, ist übel angebracht. Die Priester, welche mit solcher Opferwilligkeit für die arme katholische Bevölkerung arbeiten, zeigen doch klar, daß die Seele des Armen so kostbar in ihren Augen ist, wie die des Reichen. In den „Convertitenbildern" und ähnlichen Schriften werden die Reichen häufiger erwähnt als die Armen, weil sich mehr Facta über ihre Conversionen finden. Die Priester suchen vielfach die Uebertritte geheim zu halten, um den Eltern und Verwandten der Convertiten Verlegenheiten zu ersparen. Denn es ist etwas ganz anderes, wenn nur der enge Familienkreis um die Conversion weiß, etwas ganz anderes, wenn dieselbe in die Oeffentlichkeit dringt. Die Liste, welche die Whitehall Review im Jahre 1879 brachte, rührte bekanntlich nicht von einem Katholiken her. Sich des Einflusses rühmen, welchen die katholische Kirche unter dem hohen Adel genießt, ist übrigens doch viel unschuldiger, als mit Nippold die Conversionen „auf das Aufkommen einer der bekannten ‚noblen Passionen'" zurückzuführen und die mehr hervorragenden Mitglieder des Adels, wie Denbigh, Bute, Ripon, zu verunglimpfen.

Wir haben uns so lange bei § 27 aufgehalten, daß wir nur noch wenige Bemerkungen über § 28 hinzufügen können. Bei der Unart des Verfassers, wiederholt von einem Gegenstand zum andern überzuspringen, ist es erklärlich, daß die Ereignisse, welche in diesem Abschnitt besprochen werden sollen, schon vorher geschildert worden sind, ohne daß er es für nöthig erachtete, auf die frühere Darstellung zu verweisen. Nippold mag für ein solches Verfahren wohl seine Gründe haben. Wenn er sich nicht

beständig wiederholt und mit den neuen Verunglimpfungen auch wieder die alten vorgebracht hätte, so würde sein Buch nicht so dickleibig geworden sein. In diesem Abschnitte hat Nippold sich selbst übertroffen. Wir geben eine Blumenlese mit Randglossen.

„Die Romkirche Englands zählt jetzt mit Stolz ihre Kräfte. Die von ihr abhängigen Volksschichten sind bereits so gut wie hermetisch von der übrigen Bevölkerung abgeschlossen. [Die armen katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen!] Sie haben ihre eigenen Historiker in Cobbett [Protestant], Lingard [auch von Protestanten hochgeschätzt, Lehrbuch an der Universität Oxford u. s. f.], Mc. Carthy [weder aus seiner Geschichte noch aus seinen Novellen könnte man erfahren, daß er Katholik ist], ihre eigenen Romane, ihre eigenen Gedichtsammlungen (?) und Dichter, ihre eigenen Tagesblätter [nicht ein einziges] und Zeitschriften [die nur mit Mühe bestehen], ihre eigenen Tractatengesellschaften [erst lange nach 1883]." „Seit 1874 ist außerdem eine eigene ‚freie' Universität in Kensington errichtet. [Bestand nur ein paar Jahre, nie blühend.] Die Lehrer ihrerseits werden ebenfalls in Separatseminarien gebildet [einem einzigen]. Jedes Jahr erstehen neue Dome [?!] und Kathedralen [!]." „Die aus Deutschland verwiesenen Jesuiten hatten zwischen einer Reihe gleichzeitig angebotener Asyle und Vermächtnisse die Wahl. [Den Jesuiten unbekannt.] An papalen Zeitschriften und Zeitungen aller Art fehlt es auch in Schottland ebenso wenig wie an höheren und niederen Schulen [Schottland hat keine einzige irgendwie bedeutende katholische Zeitschrift]. Meisterhaft hat auch die britische Centrumspartei es verstanden, sich zum Zünglein der Wage zu machen und Whigs und Tories sich in dem Kaufpreis ihrer Stimmen überbieten zu lassen [Risum teneatis amici!]. Welches Zukunftsbild von der Gestaltung des britischen Reiches in den Köpfen der ‚loyalen katholischen Unterthanen' [soll wohl heißen radikalen Partei] steckt, hat Mc. Carthy's Geschichte Englands deutlich genug gemacht. Es bedurfte dazu kaum mehr der Dynamitpropaganda von O'Sullivan Rosse [soll heißen O'Donovan Rossa; seit vielen Jahren in Amerika]. Der irische Clerus ist freilich noch ungebildeter wie in den anderen von der Curie beherrschten Ländern, dafür aber doppelt mit dem Volke verwachsen. Die Frauen grüßen durch Niederknieen. [Nie gesehenes Schauspiel!] Es war, als wenn der irische Clerus es sich speciell hätte angelegen sein lassen, die düsteren Prophezeiungen der Gegner des von der Billigkeit geforderten, aber die bisherige Rechtsgrundlage [! Unrecht kann nie eine wahre Rechtsgrundlage sein] des Staates umstürzenden Gesetzes zu bewahrheiten. [Tadel trifft

nicht den Unterdrückten, der sich Recht zu verschaffen sucht, sondern den Unterdrücker.] Die neue Forderung, welche obenan von den römischen Priestern erhoben wurde, war die Aufhebung des Zehnten an die englische [doch wohl irische] Kirche. [Katholiken konnten doch verlangen, daß sie den Gegnern ihres Glaubens keinen Zehnten zu entrichten hätten.] 1838 gab das Oberhaus ebenso nach wie in der Emancipationsfrage. [So gestellt jedenfalls unrichtig, denn die Großgrundbesitzer hatten den Zehnten minus 25 Procent an den Staatsclerus zu entrichten. Sie schlugen den Zehnten zum Pachtzins.] Die berühmte Mathew'sche Mäßigkeitsbewegung seit 1840 [lange vorher] ist in jeder Weise von England aus unterstützt worden. — Aber kaum war sie ins Leben getreten [?!], so lenkte O'Connells Repeal, die Forderung der vollständigen Trennung Irlands von England, die Aufmerksamkeit von ihr ab. [Unglaublich. Gavan Duffy gibt eine ganz andere Ursache des Einreißens der Trunksucht: die Noth und das Elend der Jahre 1846—1847, die Vertreibung der Pächter von ihren Pachtgütern.] Die Entstaatlichung der bisherigen irischen Staatskirche, die Begründung der Landliga und die gesetzliche Herabminderung der Pachtzinse, der sogen. Kilmainhamer Vertrag mit dem gefänglich eingezogenen Parnell und die grauenhafte Ermordung des Vicekönigs [Spencer war bekanntlich Vicekönig] Cavendish und des Staatssecretärs [soll heißen Unterstaatssecretärs] Burke stehen in engstem Correlatverhältniß [sic] zu einander.

Es wäre kaum möglich, mehr disparate Ereignisse zusammenzuwerfen, als hier geschehen. Man sollte meinen, die irische Staatskirche sei das einigende Band gewesen, hätte die Vermittlerin zwischen hoch und niedrig gespielt, durch Einziehung eines Theils ihres Vermögens seien alle revolutionären Elemente entfesselt worden. Der Sachverhalt ist viel einfacher. Die schlechten Jahre, die ungünstige Witterung, amerikanische und andere auswärtige Concurrenz drückten schwer auf Pächter und Viehmäster. Weil die Marktpreise von Getreide und Vieh bedeutend sanken, waren sie außer Stande, den hohen Pachtzins zu bezahlen. Da die Großgrundbesitzer billige Bedingungen zu gewähren sich weigerten, begann man zu agitiren und das eigene Interesse durch Errichtung einer Landliga zu wahren und durch die irischen Mitglieder im Parlament eine neue Landbill zu fordern. Die Bill erwies sich als ungenügend, weil das Oberhaus einige der wichtigsten Bestimmungeu derselben geändert hatte, und weil die Großgrundbesitzer die Durchführung der Bill in jeder Weise zu verhindern suchten. Die Unruhen stehen in keinem Zusammenhang mit der

katholischen Religion oder dem Papalsystem; nur Nippold macht die Kirche für die gegenwärtigen Schwierigkeiten verantwortlich.

Der Leser darf nicht etwa glauben, wir hätten auch nur den größeren Theil der groben Schnitzer, Entstellungen und Albernheiten angeführt, welche sich in den angezogenen Abschnitten finden. Das wäre unmöglich, denn Nippold ist ein so tollkühner Reiter, so gewöhnt an Seitensprünge, daß ein gewöhnlicher Sterblicher nicht gleichen Schritt mit ihm halten kann. Objectivität der Darstellung, Bewältigung des Stoffes, richtige Gruppirung darf man von einem Manne, der, wie Nippold, sich von der fixen Idee beherrschen läßt, daß alles Uebel vom Papstthum komme, daß alle Vertheidiger des Papstthums Werkzeuge Satans seien, nicht erwarten. Nippold, der Männer wie die Cardinäle Newman und Manning in einer Weise anzuschwärzen sucht, für die ein parlamentarischer Ausdruck fehlt, hat wahrlich keinen Grund, sich über Janssen und andere katholische Schriftsteller zu beklagen, welche in ganz objectiver Weise die Selbstzeugnisse der Reformatoren anführen. Wir können den Ingrimm von Nippold und Genossen wohl begreifen, insbesondere ihren Aerger darüber, daß die Führer der katholischen Bewegung sich nicht ähnliche Blößen geben wie die Reformatoren des 16. und die protestantischen Stimmführer des 19. Jahrhunderts; wir wundern uns sogar nicht, wenn sie in ihrer Bedrängniß den Grundsatz, den sie fälschlich den Jesuiten zuschreiben: „Der Zweck heiligt die Mittel", selber in Anwendung bringen, indem sie, in der Hoffnung, den Protestantismus zu fördern, die Katholiken mit Unbilden überhäufen; aber rechtfertigen läßt sich ein solches Verfahren nicht. Es ist die Pflicht des Historikers, die reine, lautere Wahrheit zu sagen, Fehler nicht zu beschönigen und an Freund und Feind denselben Maßstab anzulegen. Diesen Grundsatz hat Nippold offenbar nicht befolgt, denn er hat verschiedenes Maß und Gewicht für seine Freunde und für seine Feinde. Alle ernsten Schriftsteller halten es für nöthig, die Gründe pro et contra gegeneinander abzuwägen; Nippold ist hierüber erhaben, er verhehlt seinen Parteistandpunkt fast nie. Der wissenschaftliche Werth von Nippolds Geschichte des Katholicismus ist gleich Null. Für den Parteigänger, welcher sich in seinem Hasse gegen die Katholiken bestärken will, ist das Werk eine reiche Fundgrube. Freilich wer dasselbe genießen will, muß Logik und den gesunden Menschenverstand verbannen und seinen Fanatismus zur Glühhitze bringen. Katholiken, die solche Bedürfnisse nicht haben, können das Werk ungelesen lassen, ohne etwas dabei zu verlieren; denn im ganzen Werke finden sich

neben vieler Spreu nur wenige gesunde Körnchen, und diese sind anderswoher entlehnt.

Mancher Leser fragt vielleicht, ob dieser Tadel denn auch diejenigen Partien treffe, welche die deutsche Geschichte behandeln. Auch hier ist Nippold einfach Plagiator, und fast alle seine Weisheit kommt von Friedrich. Eine Anzahl grober Schmähungen fügt er natürlich aus Eigenem bei. In welcher Weise auch der holländische Rationalist Rauwenhoff ihm gute Dienste geleistet, darüber legt er selber bei dessen jüngst erfolgtem Ableben das folgende Geständniß ab: „Zahlreiche Paragraphen meines Handbuches sind in fortlaufendem Zwiegespräche mit diesem Werke (Geschiedenis van het Protestantisme) geschrieben" (Prot. Kirchenzeitung 1889, Nr. 7).

Daß übrigens Nippold bei den Quellenangaben im Anhange seinen Lesern vielfach Sand in die Augen streut, aus anderen Büchern oder Literaturberichten abschreibt und das Urtheil der Berichterstatter als sein eigenes gibt, ließe sich leicht nachweisen. Solch ein Verfahren ist ebenso wenig zu rechtfertigen, wie die einseitige, ja fast ausschließliche Benützung von Parteischriften und das völlige Ignoriren der Berichtigungen und Widerlegungen.

Nippolds Buch ist keine Geschichte, sondern ein Roman; aber nicht etwa ein packender Roman mit scharfgezeichneten festen Charakteren, lebensvollen, wenn auch einseitigen Schilderungen von Sitten und Zuständen, mit geschickter Gruppirung der Thatsachen, wie z. B. die Geschichte Englands vom Falle Wolsey's bis zur Invasion der Armada von Froude: nein, die Partien des Buches hängen lose zusammen, stehen unvermittelt da; der rothe Faden, der die Darstellung durchzieht, ist der Haß gegen Rom und alle „Römlinge" und die warme Begeisterung für die Altkatholiken. Wenn Nippold seine verworrene Erzählung nicht durch beständige Ausfälle gegen die Ultramontanen und allerlei Skandalgeschichten würzte, deren sich selbst die meisten Romanschriftsteller schämen dürften, dann würde sein Buch wohl ungelesen bleiben.

A. Zimmermann S. J.

Zwei neue erzählende Gedichte.

II.

„Jörg von Falkenstein.“ [1]

Inhaltlich bedeutend höher — künstlerisch um vieles tiefer —, als „Unter'm Krummstab“ der münster'schen Dichterin, steht der „Jörg von Falkenstein“ des trierischen Sängers, während sich beide darin berühren, daß sie eine Episode aus der Bischofsgeschichte ihrer Heimat zum Gegenstand und ein Culturbild ihrer Zeit zum Zweck haben. Laven, der Neuling, bisher ohne jeden poetischen Namen, ist mit dieser Arbeit gleich in die ersten Reihen unserer epischen Dichter getreten, da er es verstanden, sich ein psychologisches Problem vom höchsten Interesse zu stellen und dadurch eine Originalität und Tragweite zu erzielen, welche dem trotz aller Feinheit der Ausführung doch nur das alte Lied der Liebe behandelnden Gedicht der Münsteranerin in diesem Maße abgeht. Leider aber hat sich H. Laven nicht die Zeit gelassen, den schönen Stoff auch allseitig kunstgerecht durchzuführen, und zwingt dadurch die Kritik zu mehr als einer, das innerste Wesen seiner Dichtung bemängelnden Ausstellung. Als ein Neuling wird er sich jedoch die Ausstellungen um so lieber gefallen lassen, als diese von einer Seite kommen, wo man von der wirklich seltenen Begabung des Dichters vollauf überzeugt ist.

I. Schon die Einleitung, der Rahmen der Geschichte, scheint uns nicht besonders kunstgerecht.

> Aus dem wilden Lärm des Tages, aus der Menschen Zank und Toben,
> Da es schwül mir ward ums Herz — sucht' ich mich heraus zu retten;
> Dachte meiner alten Muhme. . . Einsam wohnte sie im Walde. — — —
> Stille saß ich in dem Lehnstuhl. Doch die Muhme, freundlich lächelnd,
> Stellte vor mich eine Urne (seltsam Schnitzwerk auf dem Deckel):
> „Schau' hinein durch diese Gläser, und es wird dich hoch ergötzen,
> Was du sehen wirst.“

Und nun sieht der Dichter die Gegend seiner „Handlung“, ja er sieht diese „Handlung“ sich selbst in der Urne abspielen. Er hört aber auch

> Eine Stimme aus der Höhe rufen: Dreizehnhundertsiebzig.

Nach der Beschreibung des Ortes sieht er, wie

> Naht sich aus des Waldes Gründen jetzt ein Jüngling. Ha! es schien mir,
> Als ob aus dem tiefsten Herzen Flammenströme mir entwallten,
> Und um ihn mit lichter Lohe zauberhafte Kreise zögen.

[1] Jörg von Falkenstein. Ein historisches Gedicht von Hermann Laven. 290 S. 8°. Trier, Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei, 1889. Preis: geb. *M.* 5.

Wie im klaren See der Mond sich spiegelt, also stand sein Leben
Jetzt in meines Herzens Spiegel. Wie in einem offnen Buche
Las ich seiner Seele Weben, schien mir selbst ganz hingeschwunden.
Schreite muthig zu dem Ziele, theurer Jörg von Falkenstein!
Dorten ragt ja schon das Thürmchen, dessen silberhelle Glocke
Oftmals dich im Kreis der Brüder grüßen wird mit Himmelsklängen.

Damit endigt die Ankündigung des Stoffes. Das ist nicht sehr bezeichnend und erschöpfend, nicht einmal sehr zum Weiterlesen anreizend. Zu viel ankündigen, wie A. Jüngst das thut, ist nicht rathsam; zu wenig ist aber ebenso schlimm oder noch schlimmer. Doch das hier nur nebenbei; wir möchten an dieser Stelle nur zu bedenken geben, ob es *erstens* sehr poetisch und episch ist, den Dichter in jene Guckkastenstellung („Urne" ist wohl ein schlecht bezeichnendes Wort für das Möbel, das der Dichter von der Muhme erhält) zu bringen und während des Gedichtes darin zu erhalten, und *zweitens*, ob nicht durch dieses Auskunftsmittel eine unliebsame Verquickung des Episch-Objectiven mit dem Lyrisch-Subjectiven, eine prosaische Störung der dichterischen Illusion herbeigeführt wird, wie sich eine solche schon in den letzten der angeführten Verse bemerklich macht, wie sie außerdem im Verlauf des Gedichtes an einer Stelle in fast komisch wirkender Weise hervortritt:

Vor ihm [dem Ritter], tiefgebeugten Rückens, steht ein Vallendarer Bürger,
Peter Marzellin geheißen (wie er sonst sich schrieb, nicht sah ich's
In der Urne meiner Muhme),

und wie sich dieselbe auch sonst noch wiederholt bemerkbar macht.

Sehr poetisch und natürlich dagegen ist die Einführung des Dichters unter der Gestalt eines aus der Welt Zank und Toben sich Flüchtenden, zu der alten Muhme in den Wald Eilenden, unter welcher Muhme wir wohl die Geschichte zu verstehen haben. Aber wie nahe lag es, den Zank der Menschen u. s. w. dahin zu präcisiren, daß der Leser gleich von Anfang an die poetische Frage wenigstens herausgeahnt hätte, auf welche das Gedicht durch seinen Blick in das Buch der Geschichte die Antwort geben soll? Die Betonung der Schwierigkeiten, die sich jedem Denkenden bei der heutigen Welt- und Kirchenlage aufdrängen, hätte sofort aus dem Gedicht die eigenste Sache eines jeden Lesers gemacht und so den actuellen Werth von vornherein nicht bloß angezeigt, sondern auch durch seine bestimmte Klarheit noch erhöht. Statt der „Urne" würde dann jedenfalls ein Buch bessere Dienste geleistet haben:

(. . . Dies, und was ich las in staub'gen Lederbänden und in alten
Halberloschnen Pergamenten, will zum Liede sich gestalten . . .)

wenn nicht eine charakteristisch gehaltene Erzählung der Muhme etwa noch vorzuziehen gewesen. Aber die „Urne" mit den Guckgläsern — nein! Doch nun vom Rahmen zum Bild, dem Inhalt des Gedichtes selbst.

II. *Mallendar*. Der aus dem Walde hervorgetretene Jüngling kniet am Bergrande im Licht der aufgehenden Morgensonne nieder und sendet nach einem letzten Abschiedswort an das väterliche Schloß einen kurzen Willkommgruß an das Kloster Niederwerth im Rheine, in das er jetzt einzutreten im

Begriffe steht. Eben will er sich erheben und zu dem Fährmann wenden, der ihn übersetzen soll, als aus dem Walde sein Vetter, Junker Johann von Saarwerde, daher sprengt. Man hat auf der Burg schon seit gestern Morgen Jörgs Flucht bemerkt, dem Vater indes nichts darüber zu sagen gewagt. Als aber nun gegen Abend auch dieser die Abwesenheit des Sohnes wahrgenommen, hat er sofort Boten nach allen Richtungen ausgeschickt, den Flüchtling einzuholen. Johann, der eine Ahnung der Wahrheit hatte, schlug gleich den Weg nach dem Werth ein, und so steht er nun vor Jörg mit der Bitte, dieser möge umkehren und die Klostergedanken fahren lassen. Dessen weigert sich Jörg natürlich; aber ehe er sich dessen versehen, fühlt er sich von einer Art Lasso gefesselt. Nun hört aber auch bei ihm der Spaß auf; ein Ruck, die Bande reißen; mit geballter Faust schlägt er gegen den Kopf des Rosses, daß Thier und Mann niedertaumeln, während er gemüthlich an den Rhein geht, sich schürzt und zum Werth hinüberschwimmt.

Doch der Vetter ... hob erst langsam Arm und Beine,
Prüfend, ob noch alles ganz sei. Als er glücklich es befunden,
Sucht' sein Roß er aufzurichten, schwankte ja das Thier wie trunken,
Mußte sorgsam an des Rheines grünem Strand dasselbe führen;
Strich sich durch das Haar und seufzte: „Gott, wie schade um den Recken!
War das ein gewaltig Schlagen! Würde der ein Ritter, wahrlich!
Keiner würde ihn bestehen. Schade, ewig schade! Möchte
Wissen, was als Klosterbruder ihm solch eine Stärke frommt!"

Dieser Eintritt in die Handlung ist ja ganz gut, recht greifbar und packend und schließlich voll gesunden Humors. Nur eine große Schwäche hat diese Nummer: jene poetisch gehobenere Stelle, wo der Dichter aus dem Versmaß und in den Reim verfällt. Jörg erklärt, warum er nicht zurück will:

„Hab' zwei Jahre drauf geharret,
Bis er freundlich mich entlaß.
Doch wer sein Talent verscharret,
Findet wahrlich schlechten Saß[1].
Muß nicht der Adler stetig steigen,
So hoch, daß er dem Blick entschwand?
Herrscht nicht der Löwe, weiten Reichen
Ein König, in der Wüste Sand?
Wohnt seit der Schöpfung grauen Tagen
Der Walfisch nicht in salz'ger Flut,
Der Salamander in der Glut
Des Feuers, wie die Alten sagen?
So gab der Herr in seiner Güte
Jedwedem Wicht sein Element,

[1] Dieses „Saß" in der Bedeutung Stuhl- oder Gerichtssaß dürfte wohl etwas kühn sein, da der specifische Sinn nicht in Saß, sondern in Stuhl liegt. Es hieße wohl besser auch: „Daß er ... mich entlaß'", denn Jörg ist ja nicht entlassen worden. Dies nur nebenbei. Ein Näheres über die Form im allgemeinen weiter unten.

Daß es dies lobe, dieses hüte,
Das ist der Schöpfung Testament.
Gott hat auch jeder Menschenseele
Bestimmten Zieles Lust geschenkt,
Daß sie vor andern dieses wähle,
In dieses Zieles Glanz versenkt."

„Laß die Grillen! schau das Leben,
Wie es dir entgegenlächelt;
Will, vom Blumenduft umfächelt,
Hoch zu Ehren dich erheben."

„Mich verlangt nach andern Blüten,
Andre Ehren will ich hüten" u. s. w.

Uns scheint, daß dieses Zwiegespräch unangenehm von dem sonst so natürlichen Ton abweicht; daß vor allem statt dieser allgemeinen Betrachtung über Beruf und Kloster eine individuelle Begründung *seines* Berufes von Seiten Jörgs erwartet wurde, um so mehr, als dies zu Gunsten des bessern Verständnisses und zur richtigen Beleuchtung des Nachfolgenden unbedingt nöthig war. — Warum Jörg jetzt noch hinüberschwimmt?

III. *Niederwerther Kloster.* Jörg steigt ans Ufer der Klosterinsel, als gerade Bruder Joseph die Morgenglocke zieht. Vor ihm kniet der junge Recke und bittet:

„Theurer Vater! seht, ich komme mit der ganz inständ'gen Bitte,
Daß Ihr mir als letztem Bruder Aufnahm' schenken wollt im Kloster.
Gott, dem Herrn, will ich mich weihen. Lehrt mich heilig sein, wie Ihr seid!"

Bruder Joseph aber schüttelt ernsthaft Haupt und Bart, spricht also:
„Erstens kniet man nicht vor mir; vor dem Herren Prior nur,
Wenn man seine Sünden beichtet, oder sonst zur Pönitenz kniet.
Darum, junger Freund, steh auf! Was das Heiligsein dann angeht,
So hab' ich noch nie vernommen, daß allhier wir solche (?) bergen —
Zwar vielleicht ist's einer heimlich — aber werden sollen wir es
Alle; daß auch du es, Trauter, werden willst, ist löblich. Warte
Du hier auf den Herren Prior!" — Sprach's und ging, den Gast zu melden.

So gelungen auch diese Rede des Bruder Joseph ist, so ist doch der ganze Stoff zu arm für eine Nummer, und der Dichter hat sich gezwungen gesehen, zwei Seiten mit allerlei Betrachtungen über die Glocken ꝛc. zu füllen, was gleich beim Beginn eines Gedichtes bedenklich scheint. Auch sollte doch der Leser erwarten, der triefende Schwimmer müsse einiges Aufsehen im Kloster erregen. Hat sich der Dichter wohl lebhaft in die Sache hineingedacht?

IV. *Falkenstein* 1. Diese Romanze führt uns auf den Falkenstein. Droben herrscht Gewitterschwüle.

... Flüsternd wagten kaum die Knechte
Durch die weite Burg zu huschen. Selbst der kleine Küchenjunge
Traute sich nicht laut zu reden.

Freilich; denn der alte Falkensteiner versteht keinen Spaß.

War nicht sein gestrenger Bruder Kuno Kurfürst in dem alten
Heil'gen Trier an der Mosel; fern her vom Westfalenlande
Bis zur Wetterau, zum Maingau, ja bis tief hinein nach Schwaben
Hoch geehrt und sehr gefürchtet; muthig trutzend Papst (?) und Kaiser?
War nicht Philipp selbst der größte aller Herren in den reichen
Landen zwischen Rhein und Maine? Alle zitterten vor seiner
Stärke! Hatte er doch kürzlich noch die Isenburger Herren
In der Feldschlacht überwunden und um Frieden bitten seh'n.
Und nun sollte dieser Bube, dieser Jörg, es wagen dürfen,
Seinem Wort sich nicht zu fügen! — Dröhnend schlug die Faust den Tisch.

Vor dem alten Ritter steht Johann, der Vetter, und muß alles genau berichten,

Selbst wie mit gewicht'gem Faustschlag Jörg das Roß mit seinem Reiter
An dem Rheine niederschlug.

Da zuckt denn doch ein flüchtiges Lächeln über Philipps Eisenmiene; aber nur kurz, dann bricht er in die Drohung aus:

„Brennen soll das Nest! Ich hol' ihn! Rothe Flammen sollen leuchten,
Wenn er sich vor mir im Staube windet, um Verzeihung flehend."

V. Rheinarm. Erzählt uns einen mißglückten Versuch Philipps, das Kloster zu überfallen. Durch die Wachsamkeit und Klugheit eines Fischers entdeckt, von den treuen Niederwerther Umwohnern des Klosters zurückgeschlagen, muß der Ritter mit einem Verlust von sieben Knechten abziehen.

VI. Falkenstein 2. Eine Gesandtschaft Niederwerther Bauern, an ihrer Spitze der junge Schöffe Georg Klöckner, zieht mit den sieben erbeuteten Rossen zum Falkenstein, um Frieden mit dem Ritter zu schließen. Zuerst will Philipp aufbegehren, dann aber beruhigt er sich und erklärt, er werde demnächst wieder einen Zug gegen das Kloster unternehmen, diesmal sollten die Bauern sich nicht mehr einmischen. Das sagen diese um so lieber zu, als auch der Prior sie davon entbunden hat, da er sich an Philipps Bruder, den Kurfürsten von Trier, um Schutz gewendet. Das ist freilich eine unangenehme Nachricht für den Falkensteiner; dann muß er doppelt eilen, um den Streich geführt zu haben, ehe die Hilfe kommt. Der junge Schöffe gefällt dem alten Haudegen, der in dem Scharmützel seinen Muth und in der Rede seine Klugheit kennen gelernt hat, und ihn gerne als Führer seiner reisigen Knechte anwerben möchte. Georg meint, er wolle das doch erst mit dem Herrn Jakobus, dem klugen Pfarrer, bereden, und so endet die gefährliche Gesandtschaft zu allgemeiner Zufriedenheit mit einem Freundschaftstrunk.

VII. Niederwerther Spitze. Abend. An der Spitze der Niederwerther Klosterinsel zwischen zwei altersgrauen Weiden sitzen der Prior und Jörg, der Novize. Es ist eine geistliche Unterredung über das Klosterleben und das Leben überhaupt, welche uns dieser herrliche Gesang nun bietet, und es thut seinem Werthe wahrlich keinen Eintrag, daß er größtentheils nur eine freie Bearbeitung von Stellen des Mystikers Heinrich Seuse bietet.

„Glaube mir, mein lieber Bruder, Täuschung ist, was immer locket
Uns auf dieser falschen Erde. Eines nur ist wahr, das Ew'ge.
Sieh! wie herrlich blau die Berge an dem Laacher See erglänzen,
Eingesäumt mit goldnem Lichtstrahl! Dort, so scheint es uns zu rufen,
Ist ein andres schönes Eden. Und doch — wenn der schnelle Falke,
Der hoch über uns vorüber zieht nach seinem fernen Horste,
Uns den starken Fittig liehe, wenn wir auf des Sturmes Schwingen
Zu den blauen Bergen zögen, — ach, sie würden nicht mehr schimmern;
Kalte, todte Felsenklippen würden uns entgegenstarren:
Und nicht schöner und nicht grüner sind die Bäume dort, als hier. . . .
Ach! ein Thor ist, der hienieden Glück sich zu erkämpfen meinet.
Was von ferne ihm geschimmert als der Herzenswünsche Frieden,
Zeigt sich ihm, wenn er's genossen, als ein eitel Kinderspielzeug."

Aber Jörg meint:

„Ich bin zu Euch gekommen,
Weil mir dort mein Glück zu blühen schien in heil'gem Tugendstreben.
Soll auch das für Trug ich halten und für lange Lebenstäuschung?" . . .

Drauf der Prior:

„Hast, mein Sohn, in unsrem Bunde du nur selbstiges Genügen,
Sei es auch im Dienste Gottes, finden wollen — freilich täuschen
Würdest du dich schwer und bitter. Nicht das Schweigen, nicht Psalliren,
Auch nicht rauhe schlechte Kleider, nächtlich Wachen und Kasteien,
Hebt dich auf zu jenen Höhen, wo in laut'rer Sonnenklarheit
Gottes Licht das Herz durchleuchtet, und mit wandelloſem Segen
Es in seiner Liebe festigt. . . . Alles jenes Außenwirken
Ist nur Stab in deinen Händen, der dich schützen soll vor Irrgang,
Der dich stützen soll beim Straucheln, aber gehen mußt du selber."

„Aber was muß der Glücksuchende denn thun?" Das setzt nun der Prior auseinander, indem er vor dem „Selbstgenügen" warnt. „Willst du um die Minne werben, Mußt im Herzen du ersterben, Du dir selbst und dir die Erde!" Jörg fragt weiter:

„Ist es sündhaft, weiser Vater, daß ich mich so selig fühle
In des Klosters heil'gen Räumen, in der Zelle klein und schmucklos? . . ."

„Nein, mein Sohn, nicht Täuschung ist es. . . . Aber wisse, junger Bruder,
Blüten sind noch keine Früchte! Blüten welken und vergehen.
Für die echte Gottesminne ist dein jetzig frohes Fühlen
Knospe nur, zart und vergänglich freundlich Schimmern, nicht das Wesen."

„Ach, mein Vater! wo denn finden mag ich dieser echten Minne
Ewig unergründlich Wesen?"

„Menschenherz, du bist ein Abgrund,
Brückenlos und unergründlich! Weit auf klaffen hier die Ufer.
Nähme ich auch alle Lüfte, alle Schätze dieser Erde,
Schleuderte sie in den Abgrund, immer eines zu dem andern,
Nimmer würde seinen Boden ich auch nur bedecken können.

Nähm' ich aller Quellen Rieseln, aller Stürme jauchzend Schwingen,
Aller Blumen lichte Farben, auch des Meeres brausend Wogen,
Nähm' ich Sonne, Mond und Sterne, in den Abgrund sie zu stürzen, —
Weit noch auseinander klaffen würden immer seine Ufer.
Eins nur ist, das unsres Herzens öde Leere ganz kann füllen:
Gott mit seiner ew'gen Liebe. — Ist zuerst dir todt die Erde,
Bist alsdann du dir gestorben, dann wird Gott in dir geboren,
Durch des heil'gen Geistes Zeugen wirst du Christi Bild und Bruder.
Christus! Jesus! Ach, mein Trauter! sagt dir nicht dein eignes Herz,
Wo du wahre Minne findest, Gottesminne ohne Wandel? . . ."

Und nun lehrt der Prior, wie der Minnesuchende zu Jesus am Kreuze gehen soll:

„Fleh' ihn an um Kreuz und Leiden! Wirst der Leiden du gewerthet,
Dreimal glücklich bist du, Trauter! Jener Liebe wirst du mächtig
Dann, die deines Herzens Abgrund ausfüllt mit dem Kreuz des Herrn. . . ."

Da klingt die Abendglocke. Beide erheben sich und gehen zum Kloster zurück,

Rauh und ärmlich zwar gekleidet, aber in der rauhen Kutte
Glüh'n zwei Herzen: heil'gen Feuers, Sehnsucht voll in Gottes Minne!

Brauchen wir wohl ausdrücklich zu sagen, daß wir es in diesem Gesang mit einer an Webers „Dreizehnlinden" sehr nahe hinanreichenden Leistung zu thun haben, die eine Zierde unserer neuesten Literatur bildet?

VIII. Isenburg. Der von Philipp besiegte Isenburger erhält von einem Vallendarer Bürger Kunde, daß der Falkensteiner demnächst das Niederwerth überfallen werde. Wenn sich die Knechte Isenburgs unbemerkt in des Bürgers Weinhaus schleichen, können sie von dort aus dem Falkensteiner den Rückzug abschneiden und ihn selbst vielleicht gefangen nehmen. Der Isenburger geht nach einer Rücksprache mit seiner Gattin gern auf diesen Plan ein, schickt aber an seiner Statt als Anführer der Knechte einen Dienstmann, Hans von Höhr.

IX. Wüsterhof. Georg Klöckner wird vom Pfarrer Jakobus zu einem alten kranken Mann mitgenommen, der seine Lebensgeschichte, ein rechtes Soldatenleben aus den Zeiten der Welfen und Ghibellinen in Italien, erzählt. Ein prachtvolles, leider nicht genug in die eigentliche Fabel eingewobenes Zeitgemälde!

X. Rheinufer. Das Gehörte hat Klöckner seltsamerweise bestimmt, trotz allem und allem auch das Kriegshandwerk zu ergreifen. Auf dem Heimweg stoßen die beiden nun auf Philipp, der mit seinen Knechten eben zum Kloster übersetzen will. Pfarrer Jakobus ermahnt den Gottesräuber, abzulassen; doch dieser will nichts hören, nimmt einen Sprung zum Kahn und nimmt ihn zu kurz, so daß er im Fallen sich die Zunge abbeißt, mit der er eben noch geflucht hat. Man bringt den Schwerverwundeten in das Haus des Pfarrers. Der Kriegszug hat damit natürlich ein Ende.

XI. Grauer Stein. Inzwischen liegen die Isenburger mit Hans von Höhr in dem Weinhaus verborgen und warten auf den Falkensteiner. Schon wird ihnen die Zeit etwas lang, als eine kleine Flottille Kölner Kauffahrteischiffe daherkommt, schlecht bewaffnet und bemannt im Vertrauen auf die Sicherheit, welche Kurfürst Kuno auf dem Rheine hergestellt. Doch Hans von Höhr meint, eine kleine Schiffsräuberei sei zur Kurzweil recht wie gemacht. Und richtig, sie überfallen die Schiffe, merken aber nicht, wie einer der Insassen sich rettet und in Vallendar Alarm schlägt. Georg Klöckner stellt sich rasch an die Spitze der Falkensteiner Knechte und eilt den Ueberfallenen zu Hilfe. Es entwickelt sich ein Kampf, und eben hat Hans von Höhr dem kriegerischen Georg eine gefährliche Wunde beigebracht und holt zum zweiten Schlage aus — da sprengen Reiter heran, und man erkennt die Stimme des Kurfürsten Kuno, der gekommen, das Kloster gegen seinen Bruder zu vertheidigen. Rasch werden die Räuber gefangen — dem Anführer Hans spaltet der Kurfürst den Kopf — und nun geht's zum Pfarrer Jakobus und zum kranken Bruder Philipp, nachdem vorher noch rasch im

XII. Vallendarer Burghof Gericht über die Isenburger Knechte und den Verräther Marzellin gehalten worden.

XIII. Pfarrhaus. Wiedersehen der beiden Brüder. Kuno kommt von Köln, wo man ihn nach Erzbischof Engelberts Tode zum Nachfolger erwählt, wie er schon Engelberts Coadjutor war; allein die Last dünkte ihm zu schwer, und so bewog er das Kapitel, seinen Verwandten, den zwar etwas jungen, aber sonst tüchtigen Friedrich von Saarwerde zu wählen, obgleich der Kaiser lieber seinen Vetter Johann auf dem Kurstuhl sähe. Während so der Bischof dem Pfarrer und seinem Bruder die kirchenpolitische Lage auseinandersetzt, tritt der Prior und später Jörg ein, die nach dem Unglück Philipps von der Vermittlung Kuno's endlich die Einwilligung des Vaters zum Eintritt ins Kloster für Jörg erhoffen. Kuno hat gleich seinen Plan. Er wird dereinst auch alt sein, und dann möchte er einen tüchtigen Coadjutor und Nachfolger haben, um in Ruhe sein Nunc dimittis singen zu können. Dazu dünkt ihm Jörg der rechte Mann.

„Nicht drum tadle ich, daß einsam das Gebet er pflegt, das Studium,
Bis des Lebens Stunde ruft. Hab' ich's selbst doch oft bereut,
Daß die Jugendzeit zu Mainz ich zum Lernen wenig nützte.
Liebte ich doch mehr die Waffen. Ja! noch heute blitzt das Schwert mir
Besser in der Hand, als traun in dem hohen Dom zu Trier
Der gewundne Bischofsstab; wenn auch sonst mich mein Gewissen
Nicht mit schwerem Tadel drückt."

Ueber diese Aussicht ist Philipp entzückt, Jörg dagegen sträubt sich.

„Hoher Ohm!" so sprach er bebend, „nicht nach hohen Ehrenstellen,
Nicht nach machtumstrahlter Würde stehet meines Herzens Sehnen.
Nimmer will ich Bischof sein; noch am wenigsten ein solcher,
Dem, wie Euch, das Schwert das Liebste. In der Klosterzelle innig
Mich in Minne Gott zu weihen . . ., ist's, was ich erharre."

Doch der Prior weist den Novizen zurecht:

„Nehme, Lieber, willig,
Dankbar frohen Muths die Gabe, so dir heute Gott verlieh. . . .
Hat dich Gott dazu berufen, einst den Bischofsstab zu führen,
Wirst du nicht entrinnen wollen; denn du horchst auf seine Stimme.
Hoffend auch schau' ich nach oben, daß er nie dich ungerufen
Treten sieht zum heil'gen Sitze. Was das Schwert angeht, sag selbst,
Wer soll, wenn nicht unser Kurfürst, Recht und Unrecht kraftvoll scheiden?
Thut's vielleicht der ferne Kaiser?"

Das gefällt dem Bischof:

„So war's Recht, Herr Prior! stutzet mir den lieben Trotzkopf gründlich!
Schau, wie er beschämt schon schweigt. Nun! so setzt euch jetzt zum Trunke!"

XIV. Wandhof. Geheimes Gericht über Isenburg wegen des Ueberfalls. Statt des Ritters erscheint vor der Vehme seine vermummte Gattin und vertheidigt den Gemahl so gut, daß sie und er frei ausgehen. Erinnert etwas stark an Käthchen von Heilbronn und hat mit der Geschichte nichts zu thun.

XV. Koblenz. Im Schloß zu Koblenz hält Kuno Hoflager und großes Fest mit seinen Rittern und Treuen. Auch der Prior und Jörg sind geladen. Es geht hoch und heiter zu; Jörg macht zu allem ein trauriges, gar finsteres Gesicht. Er bittet den Prior, mit ihm zum Kloster zurückzukehren. Der Prior schaut dem Jüngling in die Seele:

„Nicht allein die Sehnsucht ist es nach den stillen Klosterzellen,
Die der Augen hellen Blick heut dir trübt in finstrer Glut, —
Nein, noch andre Bilder weben in dem nachterfüllten Herzen,
Wollen höhnend hin sich setzen auf den Stuhl der Pharisäer. . . ."

Und nun entwickelt sich zwischen Prior und Novizen wieder eines jener Gespräche, die den hohen Werth den Gedichtes ausmachen.

„Würdet Ihr, als Christi Bischof, solche eitle Feste feiern?"

fragt Jörg. Darauf antwortet nun der Prior, daß das Fest erstens an sich nichts Sündhaftes sei, daß der Bischof als Fürst eine gewisse Pflicht dazu habe, und daß es gesellschaftlich-politischen Vortheil bringe, Frieden und Einheit kräftige ꝛc., sich also wohl zieme und christlich berechtigt sei.

„Aber," so grollt Jörg weiter,

„immer muß ich denken an das Handeln der Apostel;
Wie sie arm und ohne jeden Glanz des Herren Reich umzäunten. . . .
Wie nun mag es Gott gefallen, wie der Kirche Heil erwachsen,
Wie nur ihre (?) Seele retten, wenn der Bischof, mehr ein Fürst
Als der Kirche armer Hirt, so von jenem Vorbild weichet?"

„Recht, mein Sohn! Du legst den Finger in die tiefe, schwere Wunde,
Dran die Christenheit erkrankt ist. Ja, noch weiter, als du sagtest,
Als du jetzt es nur auch ahnest — — schlägt dein engbegrenzter Tadel."

Ja, meint der Prior, es ist ein Unglück für die Kirche, — aber dürfen wir den Einzelnen darum tadeln? ... Er, der Prior, muß z. B. Kuno loben,

„Weil so herrlich, als ihm möglich, er im Glanz der Würde wirkt,
Und so mitbaut für den ew'gen (?) Kreis, in dem sein Leben webt,
An der bessern Zukunft Tempel; wenn auch gleich der Tage Wirrsal
Ihn verhindert, ganz zu gleichen den erstrebten hehren Bildern.
Aber wann einst ausgeheilt, was als trauriges Vermächtniß
Uns die frühere Zeit vererbte — ob nicht schlimm're Tage grauen —
Das weiß niemand als der Ewige. Sollen darum wir verzagen?
Nein! ... Mitten in die Zeit gestellt und umtobt vom Streit der Welt,
Reihe in dem Kampf der Zeiten Gottes Kriegern dich zur Seiten. ...
Auf des Lebens rauhen Wegen eil' dem Höchsten stets entgegen,
Betend, daß der Herr der Gnade selbst dich leite seine Pfade."

Endlich kehren die beiden heim. „Doch als sie ans Land gestiegen, sank ein Schleier vor die Urne, die geliehen mir die Muhme; nichts mehr sah ich als den mächt'gen Nebel vor den Augen flimmern" u. s. w.

Machen auch wir auf unserem kritischen Gange hier einen kurzen Halt. Die subjective Stauung des epischen Flusses wurde oben bereits gerügt. Auch sei hier nur im Vorbeigehen gesagt, daß wir auf den letzten Einwurf Jörgs eine etwas prägnantere Antwort von seiten des Priors erwartet hätten, als einen Hinweis auf die allgemeine Gebrechlichkeit der menschlichen Werkzeuge, daß z. B. das Gute mehr vom Mißbrauch wäre geschieden und eine Erklärung beigebracht worden, wie eigentlich jener fragliche Zustand, die Verquickung des Geistlichen und Weltlichen, in die Kirche gekommen und inwieweit die Sachlage zu bedauern war. Wie die Erwiederung jetzt liegt, hat sie fast ebenso wohl Anwendung auf die weltliche Herrschaft des Papstes an sich, als auf den Mißbrauch, daß Päpste und Bischöfe mehr Krieger und Haudegen als Hirten der Seele waren. Dieser Vagheit der Erklärung des Uebels entspricht denn auch das Allgemeine der Mahnung an Jörg, während doch gerade hier wieder der Hauptgedanke des Gedichtes um ein bedeutendes hätte gefördert werden können. Das bringt uns auf die Hauptsache: den Gang und die Entwicklung der Fabel selbst, soweit wir dieselben jetzt kennen.

Wir stehen beim Schluß dieses Gesanges auf S. 113, d. h. gerade in der Hälfte des Gedichtes. Wo ist der Knoten — die These — die Verwicklung — dasjenige, um dessen Entwicklung es zu thun ist? Daß Jörg die Hauptperson ist, geht wohl aus dem Titel hervor, aber unter welchem Gesichtspunkt ist Jörg die Hauptperson? Bei unserer Analyse haben wir Sorge getragen, diesen Gesichtspunkt deutlich zu bezeichnen, aber wie viele Leser werden ihn selbst jetzt herausgefunden haben? Von den 15 Gesängen haben mehrere mit Jörg gar nichts oder doch nur sehr entfernt etwas zu thun. Einzelne Personen, die sich sehr in den Vordergrund stellen, treten später gar nicht mehr auf. Lange Zeit meint der Leser, es handle sich bloß um die Frage: Wird Philipp seinen Sohn zur Rückkehr zwingen oder nicht? Und was das Schlimmste ist, gerade bei dieser Frage tritt Jörg in die zweite und dritte Reihe des Interesses. Die ganze Episode Isenburg, von dem alten Wüsten-

hofer ganz abgesehen, hat doch mit dem eigentlichen Gedicht nichts zu thun. Das ist aber sehr mißlich, wenn zu Anfang eines Kunstwerkes, ehe die eigentliche Frage noch gestellt ist, solche Digressionen sich häufen, da sie nothwendig das Interesse verwirren und schwächen. Aber ist überhaupt diese große Lebensfrage des Gedichtes bis jetzt klar gestellt? Nein. Sie ist wohl angedeutet, aber nicht so bestimmt ausgesprochen, daß der Leser sie nun selbst aus den Thatsachen überall heraushört, daß er fühlt, wie sich das bunte Vielerlei zur Einheit gestaltet. Welches also ist die Frage?

Die Läuterung Jörgs von der weltunerfahrenen, etwas stolzen Unschuld zur erfahrenen demüthigen Selbstkenntniß und wahren Gottesliebe. Wie es aus dem Folgenden noch klarer hervorgeht, soll Jörg, in seiner Art ein Seitenstück zum Parcival, von dumpheit — durch zwîvel — zur saelde gelangen. Was wir bis jetzt sahen, bildet den Abschnitt dumpheit, die reine Unerfahrenheit und das ideale Streben nach absoluter Vollkommenheit für sich und andere. Dreimal im Verlauf der bisherigen Gesänge schlägt der Dichter dieses Motiv ziemlich deutlich, aber doch leider nur wie zufällig an. Man glaubt, es sei eben bloß Nebensache, da es doch die Hauptsache bildet. Der Hauptfehler liegt unserer Meinung nach darin, daß wir den Charakter Jörgs nicht von früh auf kennen. Der Dichter hätte Sorge tragen müssen, die Aufmerksamkeit des Lesers mit aller Energie auf den etwas idealistisch angelegten schwärmerischen Charakter des Klostercandidaten hinzulenken; er hätte uns zeigen müssen, wie Jörg inmitten seiner kriegerischen Familie, und trotzdem er der ältere Sohn war, zum Klosterberuf kam. Er hätte uns etwa die Kämpfe mit dem Vater vorführen können, wo sich denn gleich die Sache dramatisch zugespitzt und besonders psychologisch entwickelt hätte. Vielleicht auch wäre die erste Unterredung zwischen dem Prior und dem um Aufnahme bittenden Jörg ein Mittel gewesen, diese psychologische Seite zur Anschauung zu bringen. Aber wie immer es geschehen mochte, geschehen mußte es. Wir verstehen wohl die Absicht des Dichters bei der jetzigen Anordnung. Er wollte uns ein Zeitbild geben. Allein so sehr wir diese Absicht lobend anerkennen, müssen wir die Art, wie er sie zu erreichen strebt, als unkünstlerisch verwerfen. Im Gedicht muß alles — Episoden ausgenommen — streng auf die Hauptfrage Bezug haben; hier also in psychologischer, innerer, nicht bloß äußerer, thatsächlicher Beziehung zu der Hauptfrage, der Charakterentwicklung Jörgs, stehen. Einmal hat der Dichter seine Absicht wirklich in dieser künstlerischen Art erreicht, beim Hofgelage in Koblenz. Hier ist das Zeitbild der Hintergrund, auf dem uns die Persönlichkeit des Helden entgegentritt, ohne welches wir den Blick in sein Inneres nicht thun würden.

Aber, so wird der Dichter uns erwiedern, die äußere Handlung Philipps gegen das Kloster und alles, was sie begleitet, soll nur zu der Begegnung mit dem Kurfürsten und dann zu dem Compromiß zwischen Vater und Sohn führen, daß ersterer die Erlaubniß zum Eintritt in den Orden unter der Bedingung gibt, Jörg solle später der Nachfolger Kuno's werden. Abgesehen davon, daß diese Absicht nur vom hundertsten Leser bei vielem Nachdenken entdeckt und so die höhere Einheit hergestellt wird, bleiben unsere obigen Bedenken um

so mehr bestehen, als in der Art, wie der Dichter die Sache erzählt, selbst jenes Compromiß nicht als das erscheint, was es wirklich ist, — der Knoten der äußeren Handlung. Diese Nachfolgerschaft ist nur im Plan für eine ferne Zukunft, nicht eine brennende Frage der Gegenwart, wie sie doch der Knoten eines Kunstwerkes, das actuelles Interesse erregen soll, nothwendig enthalten muß. Schon gleich in dem nächsten Gesang, jenem Hofgelage, wird auf die Nachfolgerschaft direct nicht mehr Bezug genommen; Jörg ärgert sich bloß über die Handlungsweise des Oheims, und auch der Prior spricht nur sehr allgemein, kaum aber von der Lage, in welche Jörg selbst durch die Nachfolgerschaft in Bezug auf all' die beklagten Punkte gerathen wird — kurz, der Leser erhält den Eindruck, daß es mit jener Nachfolgerschaft noch gute Wege hat. Daß der Zukunftsplan nothwendig war für das Gedicht, läugnen wir nicht, im Gegentheil; wir behaupten nur, er müßte eher, schärfer und dringender vorgebracht werden. Bedurfte es etwa jener zufälligen Begegnung der Brüder zu diesem Plan? Warum nicht ex visceribus rei z. B. in den Kampf um den Beruf zwischen Vater und Sohn den Kurfürsten als Helfer hineinziehen, dann den Compromiß schließen und Jörg sich vielleicht nach nutzlosem Widerstand in denselben anscheinend ergeben, aber kurz danach fliehen lassen, um in einem entlegenen Kloster Unterkunft zu finden? Zuerst verlieren die Verwandten seine Spur — inzwischen sehen wir Jörg als Novizen und erfahren, wie ihm ein Ideal ums andere, selbst in Bezug auf das Klosterleben, schwindet — wie er aber zudem in ständiger Furcht vor Entdeckung lebt. Diese geschieht jedoch trotzdem, etwa dadurch, daß Jörg in Begleitung eines Ordensbruders eine Reise macht, auf der er mit Kuno zusammentrifft oder sonstwie, vielleicht gar, was vorzuziehen, auf directen Befehl des Obern, der Kuno kennt und Jörg für würdig hält, den Bischofsstuhl einzunehmen. Jörg käme dann sofort in einen Conflict mit dem Gehorsam und seiner eigenen Weltanschauung. Nun aber will der Kurfürst Vorsorge treffen und schickt darum gleich den mitreisenden Neffen nach Avignon u. s. w. Auf diese Weise wäre nirgends eine Lücke in der Handlung, diese drängte immer weiter und böte zudem, was das Wichtigste, in ihren einzelnen Hauptpunkten Gelegenheit, den Charakter Jörgs nach allen Seiten zu beleuchten, ja die Handlung ruhte auf diesem Charakter. Der Dichter selbst wird uns gestehen, daß auf diese Weise seine innersten Gedanken viel klarer und einheitlicher zur Anschauung kämen; wie wir andererseits durchaus dafür halten, daß Laven der Mann ist, den von uns skizzirten Plan meisterhaft auszuführen, wozu ja überdies theilweise das gegenwärtig schon vorliegende Material könnte verwerthet werden. Ob's aber zu einer solchen Umarbeitung kommt? Im Interesse des herrlichen Grundgedankens könnten wir dies nur auf das sehnlichste wünschen. Jetzt ist die Anlage unseres Erachtens verfehlt. Doch nun zum zweiten Theil, dem zwîvel.

XVI. Rhone. Auf der Straße nach Avignon begegnen wir einem Reisezug: es ist Jörg, der alte Rath Linz, Georg Klöckner und einige Reisige, eine Gesandtschaft Kuno's an den Papst. Eben macht der alte Rath den jungen Mönch darauf aufmerksam, daß er am päpstlichen Hofe manches sehen

werde, was ihn nicht erbauen dürfte. Jörg jammert wieder nach dem Kloster. Linz erwiedert ihm, das sei alles wohl und gut,

„Doch des edlen Oheims Wunsch ist, Ihr wißt es wohl, ein anderer,
Als daß Ihr im Ordensstande Eures Lebens Thun beschließet.
Nein, in unsren schweren Tagen braucht die Christenheit zum Handeln,
Braucht die Kirche starke Seelen, wie die Eure, die da machtvoll
In das wirre Weltgetriebe schaltend, schlichtend, ordnend wirken.
Nun, so siegt zuerst im eignen Kampfe mit dem Zug des Herzens...."

Bald gesellt sich am letzten Ruheplatz eine andere Reisegesellschaft zu den Deutschen, die hl. Katharina von Siena mit ihrer Begleitung, die ebenfalls nach Avignon will. Die Heilige prophezeit im Verlauf dem jungen Mönch:

„Schwere Kämpfe warten deiner. In der Brust trägst du, ihn hegend,
Einen schlimmen Feind, der siegreich über dich wird triumphiren.
Aber nach der Tage Umlauf schaue ich dich neubegnadet,
Neu umkleidet mit des Heilands Liebe, weinend, betend, büßend."

XVII. Avignon. Gregor XI. empfängt zuerst die Deutschen in einer Audienz. Gregor hat von Kuno ein Schreiben erhalten mit der Bitte, ihm seinen Neffen Jörg als Nachfolger zu geben. Dieses Gesuch soll Rath Linz des weitern erklären. Jörg vertheidigt sich auch gegen den Papst wegen seines Verlangens, im Kloster bleiben zu dürfen. Das gefällt dem Statthalter Christi, und er gewinnt dadurch Jörg noch lieber; solche Männer heischt eben die Zeit. Zwar will er den Mönch nicht zwingen, aber rathen muß er ihm, mit Samuel zu sagen: Herr, hier bin ich! Jörg soll sich im Gebet noch einige Tage mit Gott berathen, dann will der Papst ihn wieder rufen lassen. Nach den Deutschen betritt den Audienzsaal die Heilige von Siena, um nun ihrerseits dem Papst die Himmelsbotschaft ans Herz zu legen. Wir müssen es uns versagen, des näheren auf diese herrliche Scene einzugehen, die trotz allem wieder manche Wunde der damaligen Clerisei bloßlegt. Jörg und Linz haben den Verhandlungen beigewohnt, und der junge Mönch sagt zum Schluß:

„Wär' ich endlich wieder
Auf dem Niederwerth bei Vallar; hier erstickt mir Herz und Seele!"

Der Rath mahnt ihn, der Rede der Heiligen auf dem Wege zu gedenken, und tröstet ihn, er werde

Aus der Fülle fremder Dinge (sich) das Rechte, das Gesunde
Klugen Sinns heraus schon raffen.

„Nie im Leben!" antwortet Jörg bitter.

XVIII. In der Herberge. Die Entscheidung naht. Ein letztes Mal tritt Rath Linz vor Jörg und mahnt ihn zum Rechten. Sollte Jörg, den alles zum Bisthum ruft und drängt, dennoch bei seiner Weigerung beharren, so hat Linz den Auftrag, von Gregor statt Jörgs den zweiten Sohn Philipps als Nachfolger zu erbitten, und Gregor wird diese Bitte erfüllen. Was dann

geschehen wird, weiß Jörg ebenso wohl wie er, Linz, der sofort die Rathskette ablegen und sich von den Geschäften zurückziehen würde. Jörg aber würde alles Elend zu verantworten haben, das dann über die trierische Kirche käme. — Jörg seufzt:

„Ja, wenn heute wie vor Zeiten noch der Kirche Hirten glichen
Den Aposteln und den großen Männern jener ersten Liebe:
Aber nun! Hab' ich doch selbst jetzt geschaut das tiefe Elend;
Wie des Papstes bester Wille, wenn selbst Heil'ge ihn zu stählen
Kommen, — dennoch schwach bleibt in des Hofes ird'schem Treiben!" —

Aber Gott hat doch zu deutlich gerufen — wenn es wirklich Gottes Wille wäre, daß er die Mitra trüge? ... So wogt der Kampf hin und her, als ein alter Grieche sich heranschleicht und, „Wahres mit Falschem mischend", den Zorn Jörgs gegen den Papst und die vermeintliche Verweltlichung alles Christenthums schürt. Als der Grieche gegangen, taucht freilich die Mahnung der Heiligen in der Seele wieder auf, allein Jörg erklärt sie auf seine Weise:

„Jener inn're Feind, was war es anders, als die Sucht nach Ehren,
Das Verlangen nach der Macht? Sollte dieser triumphiren? Nein!"

Vor des Aermsten Geist erstehen Bilder jener weltentfremdeten Wüste der heiligen Einsiedler — wer dort dem Herrn in Frieden diente!

XIX. Dschebel Mokattam. Aegypten. Wüste der Thebais.

... Zwei Gestalten knieten — rauhe Kleider, Mattenflechtwerk —
Um den Leib mit einem Stricke rings gebunden — lange Haare,
Lange Bärte, nackte Arme, nackte Füße — welch ein Anblick!
Welch ein Singen! ... Schön war's nicht, ich würde lügen. ...

Nach dem Psalmengesang erheben sie sich — ein Greis und der bereits gealterte Jörg! Der Greis bittet den Genossen, ihn anzuhören, er fühle sein Ende nahen und müsse ihm die Irrung seines Lebens bekennen. In kräftigen Zügen wird nun erzählt, wie der jetzige Einsiedler, früherer Franziskanermönch, ebenfalls an seinem Glauben, d. h. an der Kirche, irre geworden, als der Papst den Michael von Cesena als Ketzer verdammte; wie er sich dann auf die Seite Ludwigs des Bayern geschlagen und selbst später, als die übrigen Rebellen seines Ordens sich mit dem Heiligen Stuhle aussöhnten, in sündigem Stolze für den einen Gerechten gehalten und sich grollend in die Wüste zurückgezogen habe. Erst in der letzten Nacht habe ihm eine Erscheinung des hl. Franziskus die Augen über seinen langen Irrthum geöffnet. Zu spät habe er jetzt erkannt, wie „leer und taub sein ganzes Leben, weil der Kern gefehlt, die Liebe"! Der Mönch stirbt; an Jörg aber geht auch diese Gnadenmahnung nutzlos vorüber. Sein Fall ist ja ein ganz anderer!

XX. Madi al Sachaz. Nach dem Tode des Gefährten ist Jörg doppelt einsam, und immer tiefer frißt der stolze Groll sich in seine Seele. Da hat er Gelegenheit, eines Tages einem siebenzigjährigen vornehmen Muselmann, Ben Musa, das Leben zu retten, der zu dem Jüngling, den er als

einen Unglücklichen sofort erkennt, eine große Liebe faßt und ihn bittet, mit ihm auf sein Schloß zu kommen. Der Mann ist ein Ideal arabischer Bildung, religiös sehr aufgeklärt; „Kreuz und Halbmond sind nur Zeichen, die den Weisen weisen und den Thoren blendend fesseln". Jörg soll Christ bleiben, wenn er es wünscht; er soll wieder zur Wüste gehen, wenn er es verlangt; nur soll er einmal auf das Schloß kommen und sich das Leben ansehen. Anfangs weist Jörg das Ansinnen erschrocken ab, auf das freundliche Zureden des edlen Greises gibt er schließlich nach und begleitet denselben.

XXI. Kosseir 1. XXII. Kosseir 2. In diesen beiden äußerst gelungenen Gesängen wird uns nun das Leben Jörgs in Kosseir, dem Prunkpalast des Arabers, geschildert. Ben Musa weiht den Franken nach und nach in sein umfassendes Wissen ein, besonders in die Astronomie und die Heilkunde; mit der Zeit nimmt Jörg aber auch immer mehr arabische Sitte und Weltanschauung an, nennt sich Almansor, trägt reiche Kleidung und ist auf dem besten Wege, das zu werden, was der Araber wünscht: der Gemahl der einzigen Tochter Ben Musa's. Da wird diese von der Pest ergriffen und stirbt, worauf der greise Vater sich selbst das Leben nimmt, Jörg aber als Erben seines großen Besitzthums einsetzt. Inzwischen ist Georg Klöckner auf seiner Kundschaft nach dem verschollenen Jörg auch nach Kosseir gekommen, die Landsleute erkennen sich und beschließen, gemeinsam nach Europa zurückzukehren.

XXIII. Granada. Als arabischer Arzt und dessen Sklave ziehen also Jörg und Georg nach Granada, jenem letzten Reiche, das der Mauren Kraft noch hielt gegen Spaniens kühne Ritter.

> Selten nur vermochten beide unbeachtet sich zu sprechen,
> Und auch dann war Jörg verschlossen, wußte er ja selber nicht,
> Was es mit ihm werden sollte. . . . Ohne Groll und ohne Liebe
> Sah er um sich in das Leben.

Bald hatte Almansor-Jörg Gelegenheit, den Maurenfürsten vom Tode zu erretten. Sein Ruf und sein Ansehen wuchs dadurch so sehr, daß, als kurz nachher der spanische König Don Juan in eine gefährliche Krankheit fiel, Abgesandte desselben nach Granada kamen, um den berühmten Arzt nach Toledo zu holen. Anfangs weigert sich Jörg, dann aber kommt es seltsam über ihn; er gibt Georg den Auftrag, das Beste zu packen und sich reisefertig zu machen; sie werden, einmal in Christenland, nicht mehr zurückkehren. Auf der Reise gewinnt Jörg das Vertrauen Cristobals, des Führers der spanischen Gesandtschaft, und eröffnet sich ihm; er erzählt ihm die Irrungen seines Lebens. Seltsam, aller Groll war geschwunden. Es

> Hob sich nimmer jener bittre Grimm, der vormals ihn erfaßte,
> Wenn er dieser Dinge dachte; ja, vor seines eignen Urtheils
> Blick sah staunend er getadelt seines Irrgangs wirres Wandeln.

Hier können wir wohl die zweite Abtheilung: zwîvel, schließen. Sie enthält unläugbar den Höhepunkt des Gedichtes in jeder Beziehung. Immer

steht das psychologische Moment im Vordergrund, die Handlung ist einheitlich und trägt auf Schritt und Tritt zur Entwicklung des Charakters bei. Nebenbei aber gewährt sie dem Dichter die natürlichste Gelegenheit, Zeit- und Culturbilder von höchster Anziehungskraft zu entwerfen. Wir müssen es uns versagen, auf das Einzelne näher einzugehen; ohne die Dichtung ganz zu lesen, würde doch keine annähernde, geschweige denn erschöpfende Wiedergabe möglich sein. Nur ein Bedenken! Die erste innere Umkehr ist psychologisch nicht begründet. Warum geht Jörg von Kosseir nach Granada? Der Dichter schweigt. Was geschieht oder was thut Jörg, um den so plötzlich von außen an ihn herantretenden Ruf in seinem Innern zu einem wirksamen Ruf der Gnade zu machen, nachdem stärkere Gnaden einfach abgewiesen wurden? Wie war er vorbereitet? Die Dichtung gibt keine Auskunft. Sie sagt bloß:

Menschenherz, wer kann dich messen? Welches Senklot grüßt den Grund?

Das ist keine epische oder künstlerische Antwort. Im Kunstwerk muß eine Handlung mit der andern in ursächlichem Zusammenhange stehen. Der Dichter wird sagen: Die Gnade kommt und wirkt, wann sie will. Gut, aber das schließt nicht aus, daß uns im Kunstwerk der Kampf der Gnade mit der Natur gezeigt werden muß, wenn auch die Gnade Sieger bleibt. Wunder sind nicht episch. Hier ist ein schwacher Punkt der Dichtung, wo eine bessernde Hand nachhelfen muß, aber auch leicht nachhelfen kann. Denn was ist natürlicher, als daß Jörg durch den innern Widerspruch seines Lebens in Granada, durch den Anblick der Sitten der Araber, durch einen letzten Rest christlichen Glaubens langsam zur Sehnsucht nach Umkehr kommt, ehe jener Ruf an ihn ergeht? Wenn ihn der Anblick der Gebrechen der Kirche von Gott abgelenkt, so muß ihn doch die Corruption des Unglaubens auch wieder abstoßen und zum Christenthum zurückführen. Das ist poetische Gerechtigkeit.

XXIV. Toledo. Der König ist gestorben, ehe der fremde Arzt ihn gesehen. Der edle Cristobal nimmt Jörg und Georg auf seine Burg, gibt ihnen Christenkleider und weist dann, auf Jörgs Bitten, dem Neumüthigen den Weg nach Montserrat, um ihn dort seine Bekehrung vollenden zu lassen.

XXV. Montserrat 1. In dem berühmten Bergkloster legt Jörg beim Abt eine Generalbeicht ab, worauf letzterer folgenden Rückblick auf des Büßers Leben wirft:

„Ueberdenk ich
Eurer Weltfahrt Zickzackwege, Recht Euch sprechend, sag' ich so:
Frei wart Ihr, Euch zu entscheiden, doch die Quellen waren sündhaft
Der getroffenen Entscheidung. Erstlich Groll, daß Euch die Stille
Eurer Zelle war verloren durch die Reise nach der Curie.
Opferfreudig mußtet Ihr dieses tragen, Eurem Bischof
Hierin folgen — aber freudig. . . . Zweitens Pharisäer-Hochmuth.
Hieltet Euch für viel zu rein, in der Kirchenfürsten Reihen
Einzutreten, weil Ihr merktet, daß nicht alles Gold, was glänzet,
Als ob durch des Menschen Schwäche auch das Amt, das hehre, kranke,
Und Euch anvertraut gewesen des Verdammens furchtbar Recht. . . .

Beider Quellen gift'ge Strudel sprudelten aus Einer Schlucht,
Aus der Selbstsucht tiefverstreckten dumpfen unterird'schen Grüften.
Nur um Euch bedacht, um Eure geistige Bequemlichkeit,
Wart Ihr bar der mitleidvollen Nächstenliebe, die bei Gott
Unerschöpfte Gnade findet. Darum ließ Euch Gott. Ihr irrtet
Ferne ihm und seinem Reiche, sondernd Euch und ausgesondert.
Eures irren Weges Pfade senkten niederwärts sich stetig,
Bis des Gotteslichtes Glanz völlig Eurem Geist verblich,
Und die Schatten dieser Erde Aufblick Euch zum Schöpfer raubten."

Das ist wohl die beste und kürzeste Analyse des Gedankenganges der Epopöe. Wäre im Anfang des Gedichtes die Selbstsucht in der geschilderten Art etwas mehr in die Erscheinung der Thatsachen getreten, wie wir dies früher nachwiesen, so wäre alles trefflich. Aber was soll Jörg nunmehr beginnen?

„Vor Euch liegt die Zukunft! Auf! Blicket vor Euch hin und forschet,
Wie Ihr nunmehr Gottes Pfade wandeln werdet, Euch zu retten
Für das Reich der Ewigkeiten, und als Ritter Jesu Christi
Wieder kämpft in seinem Solde!"

Dies zu erkennen, macht Jörg unter Leitung eines Paters eine Art Exercitien, welche die folgenden Gesänge Montserrat 2, 3, 4, 5 füllen, in Form von zehn Betrachtungen mit jedesmaligem Gebet am Schluß gehalten und in Reimen, d. h. einer Art Terzinen oder sonst sehr künstlicher Strophe geschrieben sind. Mit Jörgs Vergangenheit und Zukunft im besondern haben sie nichts zu thun; das ist ein erster und entscheidender Grund, sie auszumerzen. Ein zweiter Grund, dasselbe zu thun, liegt in der Ausdehnung dieser Betrachtungen an dieser Stelle, wo Leser und Gedicht zum Ausgang eilen. Eine dritte Anklage haben wir gegen diese Gedichte als selbständige Stücke überhaupt, insofern sie zu schwerfällig in der Form sind. Die angestrebte Künstlichkeit und der Reimreichthum führen zu Constructionen und Gedankenverbindungen, die nicht das sind, was man vom Dichter des „Jörg", der sonst so klar und leicht schreibt, zu erwarten geneigt war. (Wir wollen nicht einmal so kleinlich sein und die stark falschen Reime, wie: treten und reden u. s. w., anmerken.) Es ist kein Genuß, sich durch diese Gedichte hindurchzuarbeiten, und wer es nicht nöthig hat, wer bloß zu seinem geistigen Trost und Vergnügen liest, wird die Betrachtungen ganz gewiß — überschlagen. Der Dichter sollte sie daher einfach fortlassen.

Auch die letzte Betrachtung hat über die Zukunft des Helden nicht die mindeste Andeutung enthalten. Wir sind daher gespannt, was uns der letzte Gesang bringen wird.

XXX. Rom. Der Weltfahrer mußte natürlich in Rom seine Fahrt beenden. Wir betreten die heilige Stadt am 30. September 1420 und wohnen dem Einzug Martins V. in die Stadt der Päpste bei. Dem Pontifex entgegen tritt plötzlich ein Mönch, der dem Hohenpriester einen Diamant von höchstem Werthe als Geschenk überreicht, ein Kleinod, wie selbst in der Tiara

keines glänzte, und das aus einem ägyptischen Schatz stammt. „Wer bist du?“ fragt der Papst den Mönch. „Fra Conforto!“ ruft das Volk, und der Zug drängt weiter. Der Dichter (wieder das subjective Hervortreten) läßt sich von einem Greise Auskunft über diesen Fra Conforto geben, und erfährt, daß der Mönch mit seinem Genossen vor langen Jahren nach Rom gekommen, daß sie dort zuerst trotz des wüthenden Aufruhrs ruhig ihre Andacht verrichtet und später in das von den Colonnas errichtete Spital als Krankenpfleger eingetreten seien. Des Jüngeren Geschicklichkeit und Liebe habe ihm bald den Beinamen Fra Conforto, Bruder Trost, eingetragen. Woher und wer sie seien, wisse man nicht. Später begegnet ihnen der Dichter noch einmal und erkennt Jörg, den Falkensteiner, und Georg Klöckner.

Ausgeklungen sind die Töne dieses Liedes von der Liebe,
Der erbarmungsreichen Milde, dem hellleuchtend schönsten Kleinod
In der Kirche Strahlenkrone. Damit gnade Gott uns allen!

Ende.

Schlägt dieser Schlußaccord nicht eigentlich einen neuen Ton an? Es war doch nicht gerade ein Lied der Nächstenliebe, was der Dichter uns gesungen. Verstehen wir ihn recht, so ist dieser Schluß die Antwort auf die in der oben mitgetheilten Rede des Abtes aufgeworfene Frage von der „Selbstsucht“ und „geistlichen Bequemlichkeit“, welche bei Jörg die Grundquelle allen Irrthums gewesen. Darum auch der Entschluß des Büßers, sich in Zukunft den Werken der Nächstenliebe zu widmen. Der Dichter sagt das nirgends, es hat ihm vielleicht selbst nur unklar vorgeschwebt; aber in den Thatsachen liegt dieser ursächliche Zusammenhang. Im Grunde haben wir gegen die Sache selbst nichts, nur als Abschluß des Kunstwerkes will sie uns nicht recht behagen. Erstens ist die Berufsgeschichte Jörgs nicht derart, daß der Leser sich sagen muß, das Mönchsleben eines Benediktiners sei *nicht* des Jünglings Beruf gewesen. Von vorneherein aber behaupten, jedes Mönchsleben habe als Quelle Selbstsucht und geistliche Bequemlichkeit, es entbehre der christlichen Nächstenliebe und stehe dem Krankendienst in dieser Beziehung nach, das geht doch wohl nicht an und liegt auch dem Dichter gewiß sehr fern. Zweitens scheint es uns, das Gelübde Jörgs habe den Wiedereintritt in den Orden dringend verlangt, und zwar auch die Rückkehr in das Kloster am Rhein. Ob dann der Dichter seinen Helden nicht doch noch hätte Bischof werden lassen sollen, wagen wir nicht gerade zu behaupten, würden es aber lieber gesehen haben, als die jetzige Lösung. Das Ende des Exils von Avignon hätte trotzdem als Schlußtableau gelten können, etwa in der Art, daß Jörg eine Reise ad limina zu jener Zeit unternommen, oder dergleichen.

Aus dem Vorstehenden geht zur Genüge hervor, daß wir es in „Jörg von Falkenstein“ mit einem Werke zu thun haben, das alle Keime zu einem großartigen Gedicht von weltumspannender Tragweite in sich trägt. In dem Herzen des Helden geht der Entwicklungsproceß eines geistlichen Parcival oder, wenn man lieber will, des Sängers der Divina Commedia vor sich. Jörg ist nur um wenige Zeit jünger als Dante, und auch in seinem Herzen rufen

die kirchenpolitischen Zustände jener Tage, das avignonische Exil, der Streit der Fraticellen und so manches andere dieselben Accorde des Ingrimms, der Zweifelsucht und des grollenden Sichinsichselbstverschließens wach, wie bei dem großen Florentiner, bis beide „in der Mitte des Lebensweges" eines Bessern belehrt werden. Sieht man nun, wie diese uns allen so wohlverständliche, so naheliegende, ja so nahe angehende Entwicklung sich auf dem breiten Grunde der Zeitgeschichte abspielt, fahren wir mit unserem Helden durch die ganze damalige Culturwelt, so müssen wir gestehen, daß wir es hier mit einem ganz andern Werk zu thun haben, als es die Liebesgeschichte eines noch so anziehend geschilderten Paares ist, daß wir ein Epos im alten und rechten Sinne, d. h. ein Weltlied, vor uns haben. Stände „Jörg von Falkenstein" technisch auf derselben Höhe, wie „Dreizehnlinden", so würden wir keinen Augenblick Bedenken tragen, ihn dem Meisterwerk Webers wegen des universelleren, uns alle viel näher angehenden, ja geradezu actuellen Gegenstandes unbedingt — vorzuziehen. Wir sagen: wenn! Aber bis dahin hat es eben noch sehr, sehr weite Wege! Von den schweren Compositionsfehlern abgesehen, ist nämlich auch die Sprache durchgehends nicht auf der Höhe des Stoffes und der Kunst. Von einer Sorgfalt in Behandlung des reimlosen Vierfüßlers, wie wir sie bei A. Jüngst auf Schritt und Tritt wahrnahmen, ist bei Laven keine Spur zu entdecken. Gleich die Einleitung verräth uns nur zu deutlich die Vorlage, nach der sich der Dichter leider gerichtet, — den „Trompeter von Säckingen". Ton wie Versbildung erinnern oft sehr unliebsam und störend an dieses humoristisch-satirische Gedicht; was bei dem Charakter des Scheffel'schen Sanges aber vielleicht am Platze war, steht hier mit dem durchgehends pathetischen Inhalt in schroffem Widerspruch. Soll das Gedicht Lavens das werden, was es sein kann und sein muß, so ist eine sorgsame Ueberarbeitung des sprachlichen Gewandes, eine strengere Disciplinirung des etwas schludderig daherschlendernden Verses und Gedankens ein erstes Erforderniß. Ein feines Ohr für die poetische Periode möchte man dem Dichter bisweilen absprechen, oder aber man muß annehmen, er habe sich seine Verse niemals laut vorgelesen. Dieses häufig wiederkehrende Abhacken des Verses durch männliche, oft einsilbige Endungen wirkt störend; lange, verwickelte Vordersätze haben einen winzigen, nicht gerade durch Sinn und Klang bedeutenden Nachsatz; Einschachtelungen sind nicht selten. Dabei ist die Betonung der einzelnen Silben mitunter eine recht gewagte, der ganze Versbau stellenweise ein holperiger. Die klaffendsten Hiatus finden sich gehäuft. Auch recht prosaische Wendungen stoßen auf. Laven weiß gute und schöne Verse zu bilden, das hat er an manchen Stellen seines Werkes, besonders in den beiden Kosseir-Liedern, bewiesen; er sollte sich aber ganz von dem Systeme Scheffels lossagen, sich auf die ideale, ernste und würdige Höhe seines Stoffes erschwingen und auch im äußeren Gewand etwas von der innern Schönheit seines Jörg zur Schau tragen. Vielleicht ist alles nur eine Folge der Hast, mit der dies Buch noch im letzten Augenblick für den Weihnachtsmarkt mußte fertig gestellt werden, wobei sich dann der Dichter nicht die nöthige Zeit und Muße ließ, das Golderz seiner Dichtung zu läutern

und auszumünzen. Auf jene Eile deuten symptomatisch auch jene seltsamen Druckfehler: bemooßten — hielst — Imbis — Giesbach — Dreuen — Handierung — Höf'gen (höfischen) u. s. w. Als wir die Widmung an die Freunde lasen, versprachen wir uns keinen besondern Genuß von der nachstehenden Dichtung:

„Nicht um Lohn hab' ich gesungen!
Nein! des innern Sanges Rauschen
Wollt' mein äußeres Ohr erlauschen;
Sang zur Freude mir und allen,
Denen ernster Ton gefallen
Mag, vom Kreuzesduft durchdrungen."

Das ist nicht besonders neu, und der von Duft durchdrungene Ton ist ganz im Stil des Dilettantismus, der sich nie glücklicher fühlt, als wenn er recht viele Bilder durcheinandermengt. „Dachte meiner alten Muhme, mir vom Vater her verwandt", ist eine sehr undeutsche Satzverbindung. — „So wie mit der Zauberruthe seine aufbeschwornen Nebel künstlich theilt der Astrologe — also theilten sich die weißen Wolken" ist kein richtiger Vergleich. Derselbe Fehler findet sich gleich darauf wieder: „So wie wir auf der Heide ein Denkmal finden — also ragt in meiner Seele ein Malstein. . . ." Doch genug. — Bei der Neubearbeitung für die jedenfalls nothwendig werdenden weiteren Auflagen des Gedichtes muß auf das alles geachtet und keine Zeit und Mühe gescheut werden, das Werk nach allen Richtungen kunstgerecht auszugestalten. Die Ausstattung ist würdig; der Einband geschmackvoll; der Preis etwas hoch.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Der dogmatisch-ethische Lehrgehalt der alttestamentlichen Weisheitsbücher. Bearbeitet von Dr. **Hermann Zschokke**, k. k. Hofrath und o. ö. Professor des alttestamentlichen Bibelstudiums an der k. k. Universität in Wien. Mit oberhirtlicher Genehmigung. VIII u. 231 S. gr. 8°. Wien, Manz, 1889. Preis: *M.* 5.

Der hochw. Herr Verfasser hat bereits 1877 eine „Theologie der Propheten des Alten Testamentes herausgegeben, die auch in diesen Blättern besprochen wurde (B. XIII. S. 571—576). Im Anschlusse hieran folgt jetzt im vorliegenden Buche eine systematische Darstellung der dogmatisch-ethischen Schätze, welche in den Weisheitsbüchern (Buch der Sprüche, Hohes Lied, Prediger, Buch Job, Buch der Weisheit und Sirach) enthalten sind. Die Art der Darstellung und die Methode der Durchführung ist die gleiche, die schon beim ersten Buche des nähern gekennzeichnet wurde. Daher können wir auch das Lob, das wir dem Buche über die Theologie spendeten, in derselben Weise dem gegenwärtigen aussprechen.

Ueber den besondern Zweck und die unterscheidenden Merkmale der Weisheitsbücher wird kurz in der Einleitung, ausführlicher und gründlicher S. 120 f. gehandelt. Der dogmatische und moralische Lehrgehalt wird in fünf Theilen dargelegt. Die Lehre von Gott macht den Anfang. In 14 Abschnitten werden die Stellen systematisch zusammengetragen, die sich auf das Wesen und die Eigenschaften Gottes beziehen; alsdann folgen die Erörterungen, inwieweit die Mehrpersönlichkeit Gottes in den Weisheitsbüchern angedeutet sei, und dem Inhalt derselben entsprechend eine längere Darlegung über die persönliche Weisheit. Eingestreut sind fast überall kurze Erläuterungen der Begriffe, auch manche Anführungen aus den heiligen Vätern und der theologischen Literatur. Dem Abschnitte über Götzendienst (S. 77) ist die richtige Bemerkung vorausgeschickt, daß nach der Lehre der Heiligen Schrift der Monotheismus die älteste und ursprüngliche Form der Religion sei und daß gerade das Buch der Weisheit für die Beurtheilung des Wesens und für die Geschichte des mythologischen Heidenthums wichtige Fingerzeige biete. Der zweite Theil gibt die Lehre von den Geschöpfen (Geisterwelt, Mensch, Natur), der dritte die Lehre von den letzten Dingen; hier sind besonders die Ausführungen über das Jenseits beachtenswerth. Der vierte Theil, der umfänglichste von allen (S. 119—203), stellt die Lehre von den Tugenden dar.

Zunächst wird in 8 Abschnitten die subjective Weisheit nach verschiedenen Gesichtspunkten besprochen, ihr Wesen und Ursprung, ihr Werth, ihre Segnungen, die Erwerbung derselben, ihr Princip an der Hand der einschlägigen und sorgfältig gesammelten Stellen bündig dargelegt. Daran schließen sich Gesetzestreue, Gebet, Opfer, Gelübde, Schwur, Fasten (unter dem Namen „Die religiösen Tugenden" vom Herrn Verfasser gruppirt), sodann die 3 theologischen und die 4 Cardinaltugenden. Ein neuer Abschnitt bringt die socialsittlichen Tugenden und setzt die Lehren auseinander, welche die Weisheitsbücher über die verschiedenen Lebensverhältnisse und -Berufe in unübertroffener Klarheit und Wahrheit, in packender Schärfe und Kürze, in allgemeingiltiger Form einschärfen. Der Herr Verfasser führt uns die betreffenden Stellen in folgender Ordnung vor: 1. betreffs der Eltern und Kinder, 2. der Herrscher und Untergebenen, 3. der Menschen zu einander (Nächstenliebe, Freundschaft, Zeugen- und Bürgschaft, Reichthum und Armuth, Nichtigkeit der irdischen Güter, Werke der Barmherzigkeit, geselliger Verkehr, Arbeit, die Stände, Freude und Trauer). Der letzte Theil ist der Lehre von der Sünde gewidmet; nach Darlegung des Lehrgehaltes über Sünde und Strafe im allgemeinen und über die Rechtfertigung des Sünders werden die einzelnen Gattungen der Sünden, namentlich die Zungensünden, durch Anführung der betreffenden Stellen in ihrer Gefahr und Verwerflichkeit geschildert und die erschütternden Warnungen und Mahnungen der inspirirten Schriftsteller mitgetheilt.

Diese gedrängte Uebersicht zeigt schon, daß hier ein reichlicher Stoff verarbeitet ist. Der Dogmatiker, der Moralist, der Prediger findet hier über die einschlägigen Gegenstände alle Stellen der Weisheitsbücher mit großem Fleiße zusammengetragen; in kürzester Zeit kann er sich über die sonst in den heiligen Büchern an verschiedenen Orten niedergelegten Lehren und Mittheilungen unterrichten und sich das vom Herrn Verfasser zusammengestellte Gesammtbild aneignen. Namentlich möchten wir den Prediger auf den reichen Schatz aufmerksam machen, der im 4. und 5. Theile aufgehäuft ist; er wird z. B. für Standeslehren, für Predigten über die Pflichten der Gatten und Eltern, der Herrschaften und Dienstboten, für Unterricht über die Pflichten der Kinder, der Jünglinge und Jungfrauen die kernigsten Aussprüche und die einschneidendsten Lehren und Warnungen finden und in den inspirirten Aussprüchen zugleich eine reiche Ader wahrer Beredsamkeit, eine lohnende Fundgrube fruchtbarer und wirkungsvoller Gedanken entdecken. Ebenso kann es dem Dogmatiker nur erwünscht sein, die in den verschiedenen Weisheitsbüchern zerstreuten Lehren und Aussagen über dogmatische Gegenstände übersichtlich geordnet beisammen zu finden. Dazu kommt noch obendrein ein sorgfältiges Sachregister, das die Benutzung des Buches und die Auffindung ungemein erleichtert.

Was wir schon früher über die „Theologie der Propheten" bemerkten, muß auch hier noch besonders erwähnt werden: die Stellen sind überall genau verzeichnet und mit einem wahren Bienenfleiße gesammelt. Wir greifen ein Beispiel heraus: „In mannigfacher und charakteristischer Weise umschreiben die Weisheitsbücher den Begriff des Todes. Das Sterben wird genannt:

ein Zurückkehren in den Mutterschoß der Erde[1] oder des Staubes zur Erde[2], ein Liegen im Staube[3], ein Schlaf oder Entschlafen[4], ein Erlöschen der Tage[5], ein Abschneiden des Lebensfadens[6], ein Nahen der Seele zur Grube hin[7], ein Gehen ins ewige Haus[8], ein Abfallen der Blätter vom Baume des Lebens[9], ein Führen zu den Pforten der Unterwelt[10], ein Hinabfahren in die Unterwelt[11], ein Wandern an Einen Ort[12], ein Herausziehen der Seele durch Gott[13], Aushauchen des Geistes[14], ein Ausreißen[15], das Bestellen des Hauses für alles Lebendige[16], der Ausgang des Lebens[17], das Endschicksal des Menschen[18], der Urtheilsspruch des Herrn[19], ein Hinabsteigen in die Grube[20], ein Zulooſen seiner Monde[21]" (S. 105).

Bei manchen Stellen wäre wohl neben dem Wortlaute, der sich meist an den Urtext anschließt, noch eine kurze Erklärung zu wünschen; so gewiß z. B. zu Sap. 8, 19. 20; Sap. 1, 7 wird schon S. 13 angeführt, aber erst S. 75 erläutert. Hie und da vermißt man eine strengere Scheidung; so wird bei der Allgegenwart Gottes unter Nr. 3 auch behandelt, daß Gott alles sieht und weiß; dasselbe, was dann auch unter der Allwissenheit zur Sprache kommt; so wird die Erhaltung und Regierung aller Dinge erörtert (S. 20. 39. 43). — Daß sich bei der einen und andern Stelle eine abweichende Auffassung geltend machen könne, wird der Herr Verfasser selbst am besten wissen und zugestehen. Aus Prov. 20, 1: ein Spötter ist der Wein, ein Lärmmacher der Meth, möchte ich keinen Dämon der Trunksucht und Völlerei beweisen (S. 87), ebenso wenig als aus Job 14, 22 folgt, „daß selbst nach der Scheidung von Leib und Seele im Tode noch ein gegenseitiger Rapport besteht, welcher als eine Voraussetzung ihrer einstigen Wiedervereinigung gelten kann" (S. 92); richtig ist die S. 106 von derselben Stelle gegebene Erklärung: der Leib trauert im Grab, daß er in Verwesung übergehen muß — nur muß man den Ausdruck eben dichterisch, metaphorisch fassen; aber ein gewisser Rapport zwischen Seele und Leib ist durch eine solche dichterische Personificirung nicht gegeben. Vom alttestamentlichen Standpunkt aus ist es etwas kühn, in dem Ausdrucke: Gott hat durch sein Wort geschaffen, das persönliche Wort Gottes, den Logos, so ohne weiteres anzuerkennen; viel näher liegt es an: dixit Deus: fiat lux etc., dixit et facta sunt zu denken; zumal da ja bekanntlich verbum Domini in gar vielen Verbindungen sich findet, bei denen an das Verbum nicht gedacht werden kann, und Personificirungen überhaupt nicht selten sind.

---

[1] Job 1, 21. Coh. 5, 14. 15.
[2] Coh. 12, 8; 3, 20. Sir. 40, 11; 41, 20 (sic; lies 41, 13).
[3] Job 21, 26.
[4] Job 3, 12 f. Sir. 49, 11 (sic; aber wohl 46, 23 oder auch 24, 45).
[5] Job 17, 1. [6] Job 6, 9; 27, 8. [7] Job 33, 22. [8] Coh. 12, 5.
[9] Sir. 14, 18. 19. [10] Sap. 16, 13. [11] Job 7, 9. [12] Coh. 3, 20.
[13] Job 27, 8. [14] Coh. 8, 8. [15] Coh 3, 2. [16] Job 30, 23.
[17] Sap. 7, 6. [18] Coh. 3, 19. [19] Sir. 41, 5.
[20] Sap. 10, 13 (sic; aber hier ist vom Kerker des ägyptischen Joseph die Rede).
[21] Job 21, 21.

Das Buch ist auch insofern von großer Bedeutung, weil gezeigt wird, welch herrlicher dogmatischer und moralischer Gehalt im Buch der Weisheit und in Sirach enthalten ist; somit auch, wie ungerecht die Anklagen mancher Protestanten gegen diese Bücher sich erweisen. Treffend hebt der Herr Verfasser S. 68 hervor, daß die katholische Kirche mit Recht in der Liturgie die Stellen Prov. 8, 22—31; Sir. 24, 5 f. auf die seligste Jungfrau anwende, „welche als Mutter der Weisheit mit dieser in engster und innigster Beziehung steht. Gottes ewiger Rathschluß, welcher die Menschwerdung seines Sohnes vorausbestimmt, hat auch der Mutter der Weisheit, als der nothwendigen Mittelursache, die innige Beziehung und Stellung zur menschgewordenen Weisheit angewiesen. Ueberdies ist Maria der reinste Spiegel und das treueste Abbild der Schönheit der Weisheit" (S. 68). Und so sei das gehaltreiche und fleißig gearbeitete Buch bestens empfohlen.

Joseph Knabenbauer S. J.

Tractatus de gratia divina actuali auctore **Dominico Palmieri** S. J. 556 p. 8°. Galopiae, Alberts, 1885. Preis: *M.* 7.20.

Einen theologischen Tractat des verdienten P. Palmieri zur Anzeige bringen, heißt auf ein Werk von vorzüglicher Güte aufmerksam machen. Dies bewahrheitet sich bei vorliegender Schrift aufs neue.

Nach einem Prolegomenon von 19 Seiten, worin in sechs Thesen die allgemeine Bedeutung des Wortes „Gnade", sowie ihre verschiedenartige Eintheilung erörtert wird, beginnt mit dem ersten Kapitel die Darlegung de gratiae actualis natura (p. 22—85). Es folgen das zweite: de gratia actuali necessaria hominibus lapsis (p. 85—268), das dritte: de gratiae actualis gratuitate et de praeparatione ad gratiam (p. 268—327), das vierte: de gratiae actualis efficacia (p. 327—505), und endlich das fünfte: de distributione gratiarum (p. 505—537).

Der Schwerpunkt des ganzen Werkes liegt, schon äußerlich erkennbar durch die bedeutende Seitenzahl, im zweiten und im vierten Kapitel. Das lange zweite Kapitel wird sehr klar und übersichtlich eingetheilt durch die zwei Hauptfragen: Was *kann* die Natur aus sich, ohne Gnade? Was kann sie *nicht* ohne Gnade? Besonders hervorzuheben ist aus diesem Abschnitt die lichtvolle und gründliche Auseinandersetzung über die pelagianischen Irrthümer in der Gnadenlehre. Schon allein durch diese Darlegung wird dem Vorwurf des „Pelagianismus" und „Semipelagianismus", welchen man bis in die neueste Zeit gegen einzelne ganz correcte Lehrmeinungen erhebt, von vornherein jeder Boden entzogen. Dieser historisch-kritische Excurs möchte vielleicht manchem in einem streng dogmatischen Tractat etwas lang erscheinen; allein wir glauben, seine Ausdehnung ist durch das soeben hervorgehobene Moment durchaus gerechtfertigt. Als Muster eines Beweises aus den heiligen Vätern kann das Argument für die 24. These gelten: „Necessitas gratiae actualis ad agendum sicut oportet asserta a Patribus contra Pelagianos, est necessitas non solum moralis, sed physica et absoluta"; zumal die Vorbemerkung auf S. 169: „adverte 1°", ist sehr gut. Uebrigens sei bei dieser Gelegen-

heit die Frage geſtattet, warum bei dieſem und ähnlichen Punkten der Verfaſſer nicht mehr aus der disproportio, beziehungsweiſe aus der necessitas proportionis inter finem et media argumentirt? Ein ſolcher Beweis wäre häufig viel klarer und durchſchlagender, als eine noch ſo ausführliche Darlegung aus Schrift oder Tradition. Von hohem Intereſſe iſt auch die unmittelbar folgende Theſe (25) de intrinseca supernaturalitate actuum supernaturalium. Die Sache ſelbſt iſt ja nicht ſo gar ſchwierig, aber es knüpfen ſich zwei ſchwierige Fragen an, in deren Behandlung der Scharfſinn des Verfaſſers ſo recht ſich geltend macht. Können natürliche und übernatürliche Acte dasſelbe Material- und Formalobject haben? Gegen Suarez, Cardinal Mazella u. a. bejaht Palmieri nach dem Vorgang von Ripalda dieſe Frage. Auch das Anſehen des hl. Thomas (diligere Deum super omnia esse quiddam connaturale homini, S. th. I. II. q. 119 a. 3) und anderer hervorragender Dominikanertheologen weiß der Verfaſſer ſehr gut für ſeine Anſicht zu verwerthen. Die zweite Frage iſt: „Warum können wir die übernatürlichen Acte, trotz ihrer innern höhern Vollkommenheit, nicht von den natürlichen unterſcheiden? Nach Abweiſung des Löſungsverſuches von Ripalda gibt Palmieri die einfache, aber tiefe Antwort: „Quoniam actus nostros in se ipsis non videmus et perfectio intrinseca seu entitativa actus ac ipsius modi non subest intimo sensui, sed actus nostros ex modo generali tendendi in aliquid (puta cognitionis, volitionis) discernimus et ex objectis distinguimus, in eadem autem objecta ... potest ferri actus naturalis et supernaturalis, hinc fit, ut criterio careamus discernendi in concreto actus naturales a supernaturalibus“ (p. 190).

Zwei Punkte heben wir aus dieſem Kapitel noch hervor, zunächſt die wahrhaft glänzende Unterſuchung (p. 254—268) über die Anſicht Ripalda's, daß in der gegenwärtigen Ordnung alle ſittlich guten Werke auch übernatürlich gut ſeien (De ente supernat. disput. 20, sect. 2 sqq.). Gegen die Gründe Ripalda's läßt Palmieri zunächſt Cardinal de Lugo (warum immer Lugus?) zu Wort kommen, und die Verfolgung dieſes Kampfes der beiden großen Theologen bietet dem Leſer einen wahren Genuß. Schließlich gibt Palmieri ſein eigenes Urtheil dahin ab, daß er die Meinung Ripalda's in ihrer Allgemeinheit verwirft, ſie aber auf die Gläubigen beſchränkt für richtig erklärt. Das dritte Argument de Lugo's hat in den Augen Palmieri's die Anſicht Ripalda's in ihrer Allgemeinheit zu Fall gebracht. Nicht minder ausgezeichnet iſt die Entwicklung und Beweisführung in der 29. Theſe, welche ſich zu einer exegetiſchen Erläuterung und Inhaltsbeſtimmung des bekannten 23. Canon der ſechſten Sitzung des Tridentinums geſtaltet: „Si quis dixerit, hominem semel justificatum ... posse in tota vita peccata omnia, etiam venialia, vitare, nisi ex speciali Dei privilegio, quemadmodum de b. Virgine tenet ecclesia, a. s.“ Die Löſung der daran ſich knüpfenden Schwierigkeit: „quomodo haec duo componantur: non posse justum immunem se custodire semper a peccato et tamen formaliter peccare cum labitur“ (p. 239), gehört mit zu den Glanzſtellen des Buches und zeigt, wie bereitwillig P. Palmieri den tiefſinnigen Fingerzeigen des Doctor Angelicus folgt.

Das vierte Kapitel (de gratiae actualis efficacia) wird, abgesehen von einem dankenswerthen Excurs über die Massilienser, gleichfalls in zwei Haupttheile gegliedert: Controversia cum haereticis und Controversia inter scholasticos. In der ersten Controverse gibt der Verfasser eine ausführliche Entwicklung der Lehre des hl. Augustinus und zeigt, wie wenig die Jansenisten aller Schattirungen sich auf ihn berufen können. Ueberhaupt ist es ein hervorragendes Verdienst Palmieri's, daß er seine große Vertrautheit mit den Schriften des hl. Augustinus dazu benutzt, die Lehre dieses „Doctor gratiae" überall in den Vordergund zu stellen und durch sie das katholische Dogma zu erklären und tiefer zu begründen.

Die Einleitung zum zweiten Theile dieses Kapitels bildet eine meisterhafte Darlegung der thomistischen Sentenz. Doppelte Bedeutung hat diese Erörterung, weil Palmieri hier eine Selbstzeichnung des Thomismus bietet, zusammengesetzt aus den Worten seiner vornehmsten Vertreter. Von ihm selbst ist nur die übersichtliche Gruppirung und hie und da eine das Verständniß wesentlich fördernde Bemerkung. Sehr werthvoll ist dabei die kurze Untersuchung über die Frage, ob das thomistische auxilium efficax zum actus primus oder zum actus secundus zu rechnen sei. Mit den bedeutenderen Thomisten betrachtet Palmieri es als zum actus primus gehörig. Es wäre, scheint uns, von Nutzen gewesen, hier darauf hinzuweisen, daß der Begriff dieses complementum actus primi noch weit schwieriger erscheint, als jener der elevatio extrinseca facultatum. Und doch wollen viele Thomisten es als unfaßbar hinstellen, wie eine solche elevatio extrinseca zum actus primus gehören könne; sie scheinen die Worte des Xantes Mariales zu übersehen (Biblioth. Interp. 7. 4. Relect. 9. sect. 3): „... esse complementum extrinsecum (sc. auxilium efficax), perficiens non intra limites actus primi, sed potius intra lineam actus secundi, saltem reductive, quatenus applicat actum primum ad efficiendum exercite secundum, quod verissimum est." Mit vollem Recht sagt Palmieri am Schluß dieser Uebersicht: „Patet, expositionem sententiae Thomisticae sinceram esse" (p. 452). Unmittelbar daran schließt sich die Widerlegung der thomistischen Auffassung, zunächst aus der Schrift und der Definition des Concils von Trient (Sess. 6 can. 4). Eine kraftvollere Verwerthung der beiden Stellen Matth. 11, 21: Vae tibi Corozain etc. und Is. 5, 3: Quid est quod debui ultra facere etc. wird wohl schwerlich sonstwo gefunden werden. In neunmal wiederholtem „Ergo" sammelt Palmieri das unanfechtbare Ergebniß seiner Beweisführung aus der Schrift und überläßt es dem Leser, damit die thomistischen Principien zu vergleichen. Wohl das Bedeutendste aber ist seine Argumentation aus dem Tridentinum (p. 456—459). Aus den Worten: „liberum arbitrium a Deo motum et excitatum ... posse dissentire, si velit," beweist er unwiderleglich, daß hier die Rede ist von dem arbitrium actu sub influxu Dei moventis et excitantis, denn die beiden Participien „motum" et „excitatum" können keinen andern Sinn haben. Das Concil spricht also aus: liberum arbitrium in sensu composito cum gratia posse dissentire, si velit. Ein Vergleich mit den Worten aus dem Kap. 5

derselben Sitzung macht diese Schlußfolgerung womöglich noch deutlicher. Hier sei nur noch aufmerksam gemacht auf den Beweis, durch welchen Palmieri die immer wiederkehrende distinctio sensus compositi et sensus divisi, wir möchten sagen a limine als unhaltbar darthut (p. 480). Sehr wohlthuend in dieser ganzen Controverse wirkt die Ruhe und Objectivität, welche überall trotz des fortiter in re gewahrt bleibt.

Für alles übrige Schöne und Gute, welches in reicher Fülle geboten wird, müssen wir auf das Buch selbst verweisen; so zumal für die 34. und 36. These des dritten Kapitels, über den Sinn des bekannten Axioms: Facienti quod in se est, Deus non denegat gratiam und über die formalis perseverantia. Nicht nur der Theologe, sondern auch der Prediger und Beichtvater wird aus dem Studium des Werkes großen Nutzen ziehen für sich und andere. Leider ist die Zahl der Druckfehler sehr groß; auch sinnstörende fehlen nicht.

Paul von Hoensbroech S. J.

Sammlung von Compendien für das Studium und die Praxis. II. Serie. 1. Grundriß des katholischen Eherechtes, von Dr. **Franz Heiner**, Professor des Kirchenrechts an der philosophisch-theologischen Facultät zu Paderborn. 317 S. 8°. Münster i. W., Heinrich Schöningh, 1889. Preis: *M.* 3.60.

Wir stehen nicht an, vorliegendes Werk ein Compendium im besten Sinne des Wortes zu nennen. Die praktisch wichtigen Fragen über das gesammte Eherecht sind hier in logischer Folge recht übersichtlich, klar und kurz zusammengestellt. Die summarische Inhaltsangabe ist mit den Titeln der sieben Theile gegeben: 1. Allgemeine Grundlagen des Eherechtes, 2. das Eheverlöbniß, 3. Ehehinderniße, 4. Beseitigung der Ehehinderniße durch Dispensation, 5. Revalidirung einer ungiltig geschlossenen Ehe, 6. Eheschließung, 7. Ehescheidung. Das einzige, was hier stößt, ist, wie auch schon von anderer Seite bemerkt wurde, daß von der „Revalidirung" einer Ehe früher gehandelt wird, als von der „Eheschließung".

Der erste Theil dürfte als theoretische Einleitung zu dem Nachfolgenden gelten; es werden in ihm die dogmatischen und kirchenrechtlichen Grundsätze entwickelt. Eine eingehende Begründung dieser Grundsätze ist natürlich nicht Sache eines Compendiums: der Verfasser entschädigt den Leser diesbezüglich durch Hinweis auf die einschlägige Literatur aus Dogma und Kirchenrecht.

In den folgenden Abschnitten werden die praktischen kirchenrechtlichen Seiten der Ehe besprochen. Der hochw. Verfasser geht hier selbstverständlich mehr ins Einzelne ein. Controverse Fragen werden zwar auch hier nicht eingehender von ihm discutirt, sondern durch Angabe größerer Werke und eingehenderer Behandlung dem weitern Studium der Leser überwiesen; aber gerade in der so knappen und doch so correcten Behandlung zeigt er nicht nur große Literaturkenntniß in seinem Fach, sondern auch ein sehr gediegenes Urtheil bei Auswahl der Meinungen. Zudem beweist er, daß er für alle neuen römischen Entscheidungen ein offenes Auge gehabt hat: das war ganz

besonders für das Eherecht vonnöthen, weil das Pontificat Leo's XIII. mehrere in das Eherecht tief eingreifende, theils erklärende, theils umgestaltende Entscheidungen gebracht hat.

Wenn der Recensent nicht in allen Einzelfragen vollständig dem Verfasser beistimmen kann, so beeinflußt das durchaus nicht sein Gesammturtheil über das Werk. Um den einen oder andern diesbezüglichen Punkt anzuführen, so will es dem Recensenten scheinen, daß der Satz S. 9 und dessen weitere Begründung etwas mißverständlich sei: „Weil aber der Inhalt und die Wirkungen der Ehe in ihrer Natur begründet liegen, so ist sie zwar an sich kein juristisches Verhältniß, jedoch ein solches wegen ihrer umfassenden, alle Lebensverhältnisse berührenden Bedeutung geworden". Das „Juristische" und „Rechtliche" wird ausschließlich im positiv-rechtlichen Sinne gefaßt, obgleich es doch auch naturrechtliche Rechte und Rechtssätze gibt. — Bei den S. 147 ff. aufgestellten Grundsätzen über die bedingte Wiederholung oder die Nichtwiederholung der Taufe von Nichtkatholiken darf der Leser nicht vergessen, daß diese Grundsätze zunächst dazu dienen sollen, um ein richtiges Urtheil über die Giltigkeit oder Ungiltigkeit einer Mischehe zu ermöglichen; sollten sie die Norm abgeben, um überhaupt über die Zulässigkeit, beziehungsweise Pflicht der bedingten Wiederholung der Taufe zu entscheiden, so dürfte doch die Wiederholung häufiger Platz greifen müssen, weil die „Präsumption" bei einem so nothwendigen Sacrament nicht jeden vernünftigen Zweifel hebt. — S. 151 hält der Verfasser die freilich sehr verbreitete Meinung, daß bei der Lösung einer von Nicht-Christen geschlossenen Ehe für den Fall der Bekehrung des einen Ehetheils die sogen. „Dispens von der Interpellation" nur eine „Declaration des göttlichen Gesetzes" sei; nach den neuesten Publicationen Zitelli's in seiner 2. Auflage de dispensationibus matrimonii dürfte diese die Machtbefugniß des Papstes zu eng auffassende Lehrmeinung wesentlich an Halt verloren haben.

Das sind einige Punkte, wo wir bezüglich der Sache oder der Ausdrucksweise dem Verfasser gegenüber unsere Ansichten und Wünsche ausdrücken möchten. Die zahlreichen Punkte, wo wir ganz auf Seite des Verfassers stehen, brauchen wir nicht namhaft zu machen. Mit Befriedigung heben wir hervor, daß S. 13 die neulich vertheidigte, aber kirchlich nicht haltbare Lehre verworfen wird, als ob mit dem gegenseitigen Consens die wesentlichen Bedingungen einer eigentlichen Ehe noch nicht gesetzt seien. Die rechtliche Befugniß des Staates mit ihren Grenzen sowohl, wie auch der thatsächliche Eingriff des modernen Staates in das Eherecht werden (S. 27 ff. 67 ff.) recht gut behandelt: auch letztern zu kennen, ist nöthig für diejenigen, denen die Sorge für kirchliche Eheschließung obliegt.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Liturgica. Breviarium Romanum. Editio prima post typicam. 4 tom. in 4°. — Editio tertia post typicam. 4 tom. in 18°. — Pontificale Romanum. Editio typica. — Missale ad usum sacerdotum caecutientium. Fol. — Missae pro defunctis. Fol. — Cantus ecclesiasticus Pas-

sionis D. N. Jesu Christi secundum Matthaeum, Marcum, Lucam et Joannem. Fol. — Regensburg, Pustet, 1888 et 1889. Preise für die sechs Bücher ungebunden je: *M.* 48 (mit vier Farbenbildern *M.* 56), 16, 9, 10, 2 (feinere Ausgabe 4), 5.

Im 16. Jahrhundert nannte man oft die Druckerei des Christoph Plantin († 1589) zu Antwerpen wegen der Schönheit, Menge und Güte ihrer Arbeiten ein achtes Weltwunder. Die aus seinem Verlag, den ein Schwiegersohn J. Moret und dessen Nachkommen bis in unser Jahrhundert fortsetzten, hervorgegangenen Werke werden immer zu den besten Leistungen der Typographie gehören. Es ist für Deutschland, zu dem Antwerpen damals gehörte, erfreulich, daß es die Ehre beanspruchen darf, nicht nur die Buchdruckerkunst erfunden und zur Höhe geführt zu haben, sondern auch noch heute so entschieden an der Spitze zu stehen, daß der Papst von vielen der für die ganze katholische Welt bestimmten liturgischen Bücher in ihm die maßgebenden, als Vorbilder dienenden Ausgaben veranstalten läßt.

Eine solche „Editio typica" ist das oben an dritter Stelle genannte neue Pontificale. Dasselbe schließt sich in seinen drei ersten Theilen (mit 206, 224 und 164 S.) enge an die officiellen römischen Ausgaben von 1752 und 1848 an, verbessert aber doch in authentischer Weise deren Fehler und Abweichungen von anderen liturgischen Büchern, bringt überdies an vielen Stellen neu revidirte und oft umgearbeitete Noten. Die Anordnung eines vierten Theiles (mit 244 und 16 S.) ist eine von der Congregation der Riten verordnete, sehr bequeme Neuerung, weil in ihm einestheils mehrere Formulare aus dem für die Priester bestimmten Rituale abgedruckt sind, deren sich auch Bischöfe bedienen, und weil andererseits aus dem Pontificale selbst verschiedene größere Theile wiederholt sind. Es ist nämlich manches zu ändern, wenn die Weihe sich nicht, wie das Pontificale voraussetzt, auf eine Person oder einen Altar, sondern auf mehrere bezieht, und umgekehrt gibt es Theile, für welche im Pontificale die Mehrzahl sich findet, während die besonderen Umstände eine Einzahl erheischen. Da es sehr ermüdet, während der langen Ceremonien immer darauf zu achten, je nach der Lage Einzahl oder Mehrzahl einzufügen, bietet diese Ausgabe zwei Formulare, so daß jetzt der Celebrant einfach den Text ablesen kann, wie er liegt. Der Druck dieses, gleichwie der übrigen neuen liturgischen Werke des Pustet'schen Verlages ist wie derjenige der alten Plantin'schen Ausgaben nicht nur dank der sorgfältigen Hand des P. G. Schober C. SS. R. und der tüchtigen Arbeiter der Officin fehlerlos, sondern auch technisch vollendet. Der schwierige Roth- und Schwarzdruck greift regelmäßig und geschmackvoll ineinander, rothe Linien in der Mitte, in den Rändern oder bei den Noten vermitteln in glücklicher Weise das Gleichgewicht der Farben auf dem gelblich getönten Papier.

Das prächtige, an erster Stelle angezeigte Breviarium Romanum, die huldreich angenommene Festgabe des Verlegers zum goldenen Priesterjubiläum des glorreich regierenden Papstes Leo XIII. ist eines der schönsten liturgischen Bücher, die je gedruckt wurden. Die von Professor Klein und Fr. M. Schmalzl

C. SS. R. gezeichneten Bilder und Kopfleisten, welche die höheren Feste auszeichnen, bedürfen wegen ihres allgemein anerkannten Werthes hier des ausdrücklichen Lobes nicht. Im ganzen Brevier wird das Auge durch nicht weniger als 130 solcher Holzschnitte erfreut. Hinsichtlich der großen, gewiß an und für sich vortrefflichen Titelbilder wird aber doch ein Bedenken auszusprechen sein. Die Bilder zeigen nämlich zweierlei Technik, fast möchte man sagen zweierlei Stil: im Text die von Klein mit so viel Glück und Talent wieder zu Ehren gebrachte Linienmanier in Holzschnitten, beim Titel gestochene, sorgfältig durchschattirte Platten. Die dem großen und kleinen Brevier, sowie anderen der angezeigten Bücher beigegebenen bunten Bilder gehen wieder ihren eigenen, einen dritten Weg. Etwas mehr Einheit würde wohl die Ruhe des Gesammteindruckes erhöhen. Mit Recht hat der Herausgeber auf gotische Typen verzichtet. Sie haben in den liturgischen Büchern für immer den schönen Buchstaben älterer Zeiten Platz gemacht. Diese Concession war wegen des internationalen Verkehrs und des Mangels an Popularität der gotischen Buchstaben erfordert. Wenn also somit schon Typen und Bilder stilistisch in einer dem Meister freilich nicht zum Bewußtsein kommenden Weise auseinander gehen, so ist für die Illustration Gleichförmigkeit um so mehr zu erstreben, wenn man, wie hier, den höchsten Anforderungen entsprechen kann und will.

Das Missale ad usum sacerdotum caecutientium liegt schon in zweiter, bedeutend verschönerter Auflage vor. Das Format ist dasjenige eines gewöhnlichen Missale, der Inhalt bietet auf 128 Seiten die vier Votivmessen der Gottesmutter und die gewöhnliche Messe für die Verstorbenen, alles in so großem Druck, daß beispielsweise eine Präfation an drei Folioseiten füllt. Man wird unwillkürlich an die gewichtigen und schönen Inschriften der besten classischen Zeit erinnert, wenn man diese Typen anschaut, welche jeder lesen kann, der auch nur noch etwas vom unschätzbaren Lichte seiner Augen bewahrt hat. Selbst die kleinen Buchstaben haben 13 Millimeter Höhe.

Der Cantus ecclesiasticus Passionis D. N. Jesu Christi zerfällt in drei, getrennt zu bindende Theile, so daß Priester, Diakon und Subdiakon in ihrer Abtheilung alles finden, was sie zu singen haben. Sehr praktisch ist dabei, daß nur die Abschnitte, welche der Betreffende zu singen hat, mit Noten versehen sind, während das, was die beiden anderen vortragen, in gewöhnlicher Weise ohne Noten dazwischen hinein gedruckt ist. Dem zweiten Theile sind die Lamentationen der drei Tage beigegeben, während dem dritten das Exultet des Charsamstags angefügt ist. Selbstverständlich entspricht in allen Büchern der Choral genau den neuesten Vorschriften und tritt dem Leser in dem bekannten prächtigen Notendruck vor Augen.

Am meisten Verbreitung dürfte das neue kleinere Brevier finden, bei dem Handlichkeit, Schönheit, Richtigkeit mit Billigkeit vereint sind. Der deutsche Clerus wird durch Benutzung dieser Ausgabe zugleich dem Verleger seinen Dank für die mit so schönen Erfolgen gekrönten Bemühungen abstatten.

St. Beissel S. J.

Die Westfälischen Siegel des Mittelalters. Mit Unterstützung der Landstände der Provinz herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Münster, in Commission bei Regensberg.

I. Heft. 1. Abtheilung. Die Siegel des 11. und 12. Jahrhunderts und die Reitersiegel, bearbeitet von Dr. **F. Philippi**, königl. Archivsecretär. VII u. 39 S. 19 Tafeln. Folio. 1882. Preis: *M.* 20.

I. Heft. 2. Abtheilung. Die Siegel der Dynasten, bearbeitet von Dr. **Georg Tumbült.** VIII u. 66 S. 21 Tafeln. Folio. 1883. Preis: *M.* 20.

II. Heft. 1. Abtheilung. Die Siegel der Bischöfe, bearbeitet von Dr. **Georg Tumbült.** VIII u. 48 S. 24 Tafeln. Folio. 1885. Preis: *M.* 15.

II. Heft. 2. Abtheilung. Die Siegel der Städte, Burgmannschaften und Ministerialitäten, bearbeitet von Dr. **Georg Tumbült.** VIII u. 72 S. 34 Tafeln. Folio. 1887. Preis: *M.* 15.

Die Bedeutung der Siegel nicht bloß für den Heraldiker und Sphragistiker, sondern vor allem für die Diplomatik, ist glücklicherweise heute theoretisch erkannt und praktisch anerkannt. Aber auch die Kunst beginnt sich in höherem Maße für dieselbe zu interessiren, als dies bislang der Fall war. Mit Recht, denn es handelt sich hier um eine der interessantesten Kleinkünste, die zur Plastik in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie die Miniatur zur Malerei, die in ihren verschiedenen Blüteperioden durch eine mindestens gleiche Vollendung nach Entwurf und Ausführung sich auszeichnet, die aber, was Reichthum und Mannigfaltigkeit betrifft, letztere vielleicht noch überflügelt. „Endlich möchte ich," schreibt Dr. A. Reichensperger in seinen „Fingerzeigen" (S. 109), „noch eine Gattung von Gegenständen für die kirchlichen Kunstsammlungen ganz besonders empfehlen: alte Siegel in Originalen und Abgüssen. In keiner andern Weise kann man, wie mich die eigene Erfahrung gelehrt hat, mehr und geeigneteres Material zu archäologischen Studien aller Art, praktischen wie theoretischen, zusammenbringen. . . . Mit Hilfe von ein paar tausend Siegelabdrücken wird es schon möglich, eine Geschichte der Architektur, der Sculptur, der Epigraphik, des Kostüms durch das ganze Mittelalter hindurch in zureichend festen Umrissen darzustellen; kurz für den Aesthetiker bietet die Sphragistik noch eine bei weitem reichere Fundgrube als für den Diplomatiker, der bis jetzt sie doch fast ausschließlich benutzt hat." Will man diese Ausführungen nach Weise des Mathematikers in einer kurzen Formel niederlegen, so läßt sich dafür kaum ein geistreicherer und wahrerer Ausdruck finden, als der des Fürsten Hohenlohe, der die mittelalterliche Sphragistik den „Mikrokosmos der Cultur- und Kunstgeschichte" genannt hat.

Aus dem Gesagten wird der Werth und die Tragweite einer Publikation, wie die vorliegende, vorausgesetzt, daß es ihr gelingt, ihrem Zwecke zu entsprechen, jedem in die Augen springen. Dieser Voraussetzung stellen sich aber bei einem Werke, welches nicht beliebige interessante Siegel bieten will, die in irgend einem Archive, ähnlich wie die Schiffe der verschiedensten Nationen in

einem Welthandelshafen, sich zusammengefunden, sondern welches beabsichtigt, die Siegel eines bestimmten, in sich geschlossenen Ländercomplexes, dieselben mögen wohin immer verschlagen sein, thunlichst vollständig und in möglichst brauchbarer Wiedergabe zusammenzustellen, nicht geringe Schwierigkeiten entgegen. Ihre Ueberwindung vertheilt sich, wenn auch zu ungleichen Theilen, auf den Herausgeber, der das Material aufzusuchen und vorzubereiten hat, und auf den Künstler, der die Wiedergabe — in unserem Falle durch Heliotypie bewerkstelligt — zu besorgen hat. Beides ist bei vorliegendem Werke in befriedigender, theilweise in vorzüglicher Weise gelungen. Dies im einzelnen nachzuweisen, muß ich mir, so instructiv es auch wäre, bei dem einmal zugemessenen Raume leider versagen. Ich kann dies um so eher, als das meiste von dem, was zur Sprache kommen müßte, in einer eingehenden Besprechung der drei ersten der vorliegenden Hefte von dem verstorbenen Dr. W. Diekamp (Westdeutsche Zeitschrift, 1886. S. 270—301) in vortrefflicher Weise gesagt worden. Leser, die sich für die Sache interessiren, sollten nicht unterlassen, von dieser lehrreichen Abhandlung Kenntniß zu nehmen. Ich beschränke mich darauf, einiges wenige dem dort Gesagten beizufügen.

Das letzte Heft enthält S. 16 u. f. eine Zusammenstellung der noch vorhandenen mittelalterlichen Siegelstempel Westfalens. Ganz vollständig ist dieselbe nicht. So fehlen mindestens die höchst interessanten und wohlerhaltenen Stempel der Stadt Osnabrück, nämlich die Stempel zu Tafel 75 Nr. 6, Tafel 85 Nr. 1, 2, 3, von denen also sehr viel schönere Wiedergaben zu erzielen waren. Auch zu Werl sollen alte Stadtsiegel erhalten sein.

Die nach Abdrücken aus den Originalstempeln wiedergegebenen Siegel beginnen mit Tafel 94. Sie sind, wie der sie umgebende hohe Wulst beweist, in Lack abgedrückt worden, und zwar in sehr schlechtem; das zeigen die vielen Blasen, die in dem umgebenden Rande sichtbar sind. Dieser wäre wohl besser entfernt worden, da er Schatten in die Schrift wirft und diese stellenweise beeinträchtigt. Wollte man Lackabdrücke wählen, so wäre, da Dauerhaftigkeit der Vorlagen hier nicht mit in Frage kommt, ein weicherer und plastischerer Lack (etwa der Graveurlack der Firma Richter in Wien) vorzuziehen gewesen, da die Qualität des Lacks für Schärfe und Bestimmtheit der Abdrücke von entscheidendem Einfluß ist, und zwar um so mehr, je feiner das Detail gearbeitet ist. Die rothe Farbe des Lackes ist als ein ungünstiger Umstand für die Aufnahme mit Gelatineplatten zu betrachten, auf die Roth kaum anders denn Schwarz wirkt. Sind Collodiumplatten, mit denen viele Photographen nicht mehr gut umzugehen wissen, zulässig, so wird ein Mattiren der Reliefstheile der Siegel durch Zinnoberstaub gute Dienste thun. Die günstigsten Aussichten dürfte, wo der Stempel nicht zur Verfügung steht, ein Abguß in Schwefel über eine mit Leinöl gesättigte Gipsmatrize haben. Solche Schwefelabgüsse sind schärfer als Gipsabgüsse, vermeiden leichter die Gipsbläschen, die noch im Lichtdruck störend wirken, und eignen sich trefflich zur photographischen Aufnahme, ohne jedoch das beleidigende Grelle des Gipsabdrucks an sich zu haben. Wo von Originalsiegeln eine Matrize herzustellen ist, dürfte sich stets, auch wo Gips zur Hand ist, die Arbeit mit Wachs mehr empfehlen. Das-

selbe schädigt das Original nicht, erzielt das feinste Negativ und löst sich am leichtesten vom Positiv ab. Nur ist, wo keine Eile vonnöthen, weißes Tafelwachs dem Modellirwachs vorzuziehen. Ersteres nimmt, einige Zeit in warmes Wasser gelegt, für eine hinlängliche Zeitdauer ganz die Geschmeidigkeit des Modellirwachses an, erstarrt auf dem Siegel, das gar nicht eingefettet zu werden braucht, sehr schnell und läßt sich, ohne Verbiegungen ausgesetzt zu sein, von demselben abheben. Es erlaubt ferner, beim Anfertigen des Positivs den Gips zur thunlichen Vermeidung der Bläschen mit einem energischen Pinsel aufzutragen; ja es ermöglicht, statt aus Gips jetzt aus Modellirwachs ein Positiv herzustellen, das sich nach Schärfe und Lichtwirkung sehr empfiehlt. Ein Künstler — allerdings nur ein solcher — wird auch aus einem Gelatinenegativ ein Schwefelpositiv gewinnen können, wobei freilich das Negativ geopfert wird. Besser als alles ist natürlich die Aufnahme vom Original, die sich in den allermeisten Fällen unschwer ermöglichen lassen wird.

Auch unter den Städtesiegeln zeigen sich Arbeiten von hohem künstlerischem Interesse. Den Preis verdient unter dieser Rücksicht das Siegel der Ministerialen zu Recklinghausen (Taf. 95 Nr. 5), dessen Stempel jetzt im Staatsarchiv zu Münster liegt. Es ist geradezu classisch in der Zeichnung und äußerst sorglich gearbeitet. Ich muß aber gestehen, daß man sich trotz der nicht gerade schlechten Wiedergabe keine rechte Vorstellung von der ganzen Vortrefflichkeit dieses Stückes bildet, das ein Bildhauer, so wie es liegt, ohne weiteres copiren dürfte. Namentlich der edle und ausdrucksvolle Kopf ist nicht halb, was er sein könnte. Es kommt das freilich in erster Linie auf Rechnung des Lichtdrucks, der eben noch eine sehr jugendliche Kunst ist, wodurch leider die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, daß schon nach den Fortschritten weniger Jahre uns nicht mehr gefallen wird, was vor zehn oder zwanzig Jahren Bewunderung erregte.

G. M. Dreves S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Cultus SS. Cordis Jesu, sacerdotibus praecipue et s. theol. studiosis propositus. Cum additamento de cultu purissimi Cordis B. Mariae V. Scripsit H. Nix S. J. VIII et 167 p. 12°. Friburgi, sumptibus Herder, 1889. Preis: *M.* 1.40.

Trotz aller Anfeindungen des modernen Irr- und Unglaubens verbreitet sich die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu stets mehr. Diese so segensreiche Bewegung weiter zu fördern, ist der Zweck des vorliegenden Buches, das vorzugsweise für die Priester bestimmt ist, die Lehrer der Gläubigen, die selbst ebendeshalb vor allen klar

und gründlich unterrichtet sein müssen über einen für das Gnadenleben der ihnen anvertrauten Seelen so wichtigen Gegenstand. Ein solcher Unterricht aber in Bezug auf alles, was die Verehrung des göttlichen Herzens betrifft, findet sich auf dem geringen Raum von anderthalbhundert Seiten wohlgeordnet und übersichtlich zusammengestellt. Der große Reichthum des Ganzen wird aus der einfachen Angabe des in den einzelnen Kapiteln Enthaltenen am besten ersichtlich. — Das erste Kapitel bringt in vier Abschnitten die Geschichte der Verehrung des heiligsten Herzens von Anfang bis auf unsere Tage, während im zweiten Kapitel das eigentliche Wesen derselben dargelegt wird. Dieses ist der umfassendste und wichtigste Theil. Das dritte Kapitel zeigt uns den allgemeinen und den besondern Zweck der Andacht in seiner göttlichen Berechtigung und Schönheit; das vierte dagegen zählt verschiedene Arten der Verehrung auf. An alles dieses reihen sich naturgemäß im fünften Kapitel die mannigfaltigen Früchte der besprochenen Andacht. Dieser Schluß ergibt sich aus dem Wesen der Sache und aus den Verheißungen des göttlichen Heilandes. Das sechste Kapitel berührt kurz die nämlichen Punkte in Bezug auf das reinste Herz der seligsten Jungfrau. Als praktische Beigabe machen den Beschluß: 1. eine Anleitung für die Errichtung der Herz-Jesu-Bruderschaften, 2. die Statuten des Gebets-Apostolats, 3. die Weiheformel, wie sie von den Bischöfen Englands in ihrer Eingabe an den Heiligen Vater beantragt wurde und vielfach in Uebung ist. — Ist nun der Zweck des Buches in erster Linie eine gründliche theologische Belehrung, so ist doch auch der Erbauung reicher Stoff geboten, nicht weniger in manchen kurz erklärten Versen der Heiligen Schrift (z. B. Parvulus natus est nobis u. s. w., S. 85 ff.), als in den schönen wörtlich angeführten Stellen aus den heiligen Vätern und den Erlassen der Päpste und Bischöfe. Ueberall geht der Verfasser auf die Quellen zurück, die ausgiebig in den zahlreichen Anmerkungen citirt werden. Nebenbei findet sich in eben diesen Anmerkungen manches Interessante, z. B. die Citate über die Bedeutung des körperlichen Herzens aus den Werken hervorragender moderner Physiologen (S. 54 ff.). Zunächst zur Selbstbelehrung bestimmt für die Diener der Kirche, ist das Buch in der Sprache der Kirche geschrieben. Erfahrungsgemäß wohnt ja derselben eine besondere Weihe inne. Außerdem wird der Priester, der das Werk benützt, durch die fremde Einkleidung genöthigt, den Stoff mehr in sich verarbeiten und so als eigensten geistigen Besitz in eigener Fassung wirksamer seinen Zuhörern vortragen. Möge der beginnende Herz-Jesu-Monat das gehaltreiche Buch in viele Hände bringen.

Allgemeine Grundlagen der Nationalökonomie. Beitrag zu einem System der Nationalökonomie im Geiste der Scholastik. Von Jul. Costa-Rossetti, Priester der Gesellschaft Jesu. VIII u. 128 S. kl. 12°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 1.50.

Wenn vorliegende Schrift auch nichts anderes gethan hätte, als etwas Klarheit in die zur Nationalökonomie gehörigen Begriffe und Definitionen zu bringen, so verdiente sie, einem jeden, der mit dieser Wissenschaft sich befaßt, empfohlen zu werden. Unsere auf Wissen und Wissenschaft pochende Zeit ist eben nicht gerade stark in Aufstellung klarer Begriffsbestimmungen und folgerichtiger Durchführung derselben. Doch mit dem Gesagten ist der Werth der Schrift nicht erschöpft. Sie enthält auch manche anregende Gedanken und bündige Widerlegungen folgenschwerer Irrthümer auf dem nationalökonomischen Gebiete. Von besonderer Wichtigkeit dürften die kurzen Kapitel über Werth und Preis und über das Verhältniß der Arbeit zu den anderen Factoren der Production sein.

De justitia et lege civili. Praelectiones theologicae de principiis juris et justitiae, deque vi legum civilium in materia justitiae juxta S. Thomam Doctoresque scholasticos. Auctore Adriano van Gestel S. J., lectore theologiae moralis in collegio theologico Societatis Jesu Mosae Trajectensi. 166 p. 8°. Groningae, Wolters, 1889.

Bei der heutigen Begriffsverwirrung über Recht und Pflicht ist eine Klärung der Rechtsbegriffe gewiß mehr denn je vonnöthen. Jedes Werk, welches diesem Zwecke dient und ihn wirklich fördert, muß mit Freuden begrüßt werden. Vorliegende Schrift darf auf einen hervorragenden Platz in der Reihe solcher Bücher rechnen. In ihr erörtert der Verfasser mit vieler Belesenheit und großer Schärfe des Verstandes klar und deutlich die Begriffe von Recht im allgemeinen, sowie von Naturrecht und positivem Recht und das Verhältniß beider, ebenso den Unterschied und die Bedeutung der verschiedenen Arten von Gerechtigkeit. Es kann nicht zuviel betont werden, daß diejenigen, welche vom Naturrecht absehen und alles Recht nur wollen positives Recht sein lassen, eben mit letzterem vollständig in der Luft schweben, und daß es überhaupt gar kein Recht gibt, wenn nicht das Naturrecht die unverletzbare Grundlage bildet. Es war daher sehr am Platze, daß der Verfasser bei Abfassung seines Werkes nicht bloß Theologen im Auge hatte, sondern auch solche, die sich der Rechtspflege widmen. — Vielleicht noch bedeutender, als der bisher besprochene erste Abschnitt, ist der zweite, welcher die Tragweite der civilrechtlichen Bestimmungen über Recht und Gerechtsame erörtert. Vor allem dürfte es von Interesse sein, die Ausführungen über die leges irritantes zu verfolgen. Es ist uns kein Werk bekannt, in welchem genauer und gründlicher die Frage zum Austrag kommt, wann und wieweit jene Verungiltigung von sonst giltigen Acten vor dem Gewissen ihre Geltung habe. Der Verfasser bezieht sich zunächst auf die holländische Gesetzgebung und gibt daher auch mehrere längere Citate aus den Schriften holländischer Rechtsgelehrten; allein die principielle Behandlung der Frage wird überall mit Nutzen gelesen werden. — Die Ausstattung des Werkes seitens der Verlagshandlung ist eine vorzügliche zu nennen.

Ein Palmzweig auf das Grab des hochw. Herrn Johann Ev. Dichtl, apostolischen Missionärs von Central-Afrika. Von Dr. Joh. Chr. Mitterrutzner. 20 S. kl. 8°. Wien, Verlag des Priestervereins, 1889.

Am 31. Januar dieses Jahres starb der noch jugendliche Missionär, dem dieser „Palmzweig" aufs Grab gelegt wird. Johann Dichtl, ein geborener Steiermärker, war als Student u. a. durch die Lesung der „Katholischen Missionen" für die Mission in Central-Afrika begeistert worden, und so trat er, noch nicht 19 Jahre alt, in das von Msgr. Comboni gegründete Institut zu Verona ein. In Chartum widmete er seine Thätigkeit vorzugsweise den Missions-Zöglingen, seinen „Negerlein", wie er sie nannte. Hier war es auch, wo Bischof Comboni in Dichtls Armen seine Seele aushauchte. Nur wenige Jahre vermochten die körperlichen Kräfte unseres Missionärs den aufreibenden Arbeiten und dem mörderischen Klima zu widerstehen. Er mußte zur Wiederherstellung seiner gebrochenen Gesundheit nach Europa zurückgeschickt werden. Aber auch hier war er noch unermüdlich für seine theure Mission thätig, obwohl seine Kräfte immer mehr abnahmen. Das anschaulich geschriebene Lebensbild erfüllt den Leser mit Liebe und Hochachtung gegen den wahrhaft apostolischen Arbeiter, aber auch mit erneutem Interesse für die Missionsthätigkeit unserer heiligen Kirche.

Johann Heinrich Schmülling, der Nachfolger Overbergs. Ein Lebensbild von Dr. Franz Hipler, Professor der Theologie am königl. Lyceum Hosianum und Regens des bischöfl. ermländischen Priesterseminars zu Braunsberg. 236 S. gr. 8°. Braunsberg, Wichert, 1889.

Braunsberg und Münster sind stolz auf den Mann, dessen Lebensbild uns hier von dem um die Geschichte Ermlands hochverdienten Herrn Seminarregens Dr. Hipler vorgeführt wird. Johann Heinrich Schmülling, geboren zu Warendorf 1774 und zum Priester geweiht 1801, wirkte als Lehrer am Gymnasium zu Münster von 1800 bis 1811, bekleidete dann an dem gleichsam aus den Trümmern neu aufzurichtenden Gymnasium zu Braunsberg die Directorstelle bis 1827, und wirkte von diesem Jahre an bis zu seinem 1851 erfolgten Tode als Regens des Priesterseminars zu Münster. Am ausführlichsten ist in der Biographie die Braunsberger Zeit behandelt, wobei insbesondere die zahlreichen noch erhaltenen Briefe Schmüllings aus dieser Periode es ermöglichten, daß dem Leser ein genauer Einblick in das höchst segensreiche Schaffen und Wirken Schmüllings zum Besten des neu aufblühenden Gymnasiums geboten wird. Auch für die Zeitgeschichte und die jeweiligen leitenden Ideen verschiedener Gesellschaftsklassen bietet das Buch werthvolle Beiträge. Hier möge nur auf die sehr bemerkenswerthe Rede hingewiesen werden, welche der protestantische Professor Delbrück als Commissarius der geistlichen und Schul-Angelegenheiten der Kgl. Ostpreußischen Regierung bei der feierlichen Eröffnung des neuen Gymnasiums zu Braunsberg (29. Dec. 1811) hielt. Darin heißt es: „Da unsere Reformatoren ihr Werk damit anfingen, die Idee des Priesterthums zu verwerfen und die weltlichen Mächte zu Oberhäuptern der Kirche zu erklären: so können wir nicht anders als mit Zittern daran denken, was geworden wäre, wenn die neue Lehre sich der ganzen Christenheit bemächtigt hätte. Welches würden hiervon fast unvermeidlich die unseligen Folgen gewesen sein? Das himmlische Reich wäre dem irdischen unterthänig geworden, es hätten sich abgesonderte Kirchen gebildet, etwa eine sächsische, preußische, dänische, wie es Staaten dieses Namens gibt; vielfach zerrissen wäre das Band, welches die Seele aller Christen verknüpfen soll; und die Religion, welche bestimmt ist, das ganze menschliche Geschlecht zu vereinigen, würde beigetragen haben, es nach Völkerschaften zu trennen. Daß dieses nicht erfolgt ist, daß die Idee von einer Gemeine Jesu, die nicht von heute und gestern ist, deren Dasein über die Anfänge aller Staaten weit hinausreicht und sie alle überdauern wird, von einer Gemeine Jesu, die ein selbständiges, von aller weltlichen Macht unabhängiges Leben unmittelbar von Gott hat, daß, sage ich, diese Idee bei den Protestanten noch lebendig geblieben oder wenigstens nicht völlig erstorben ist, verdanken wir vornehmlich der Majestät und Klarheit, womit dieselbe sich in der alten Kirche darstellt durch eine unter ihrem gemeinsamen Oberhaupte verbundene geweihte Priesterschaft." Die ganze Rede erschien, bald nachdem sie gehalten war, auch im Drucke unter dem Titel: „Im Geiste des echten Protestantismus liegt nichts, was innigster Achtung vor echtem Katholicismus widerstrebt". Unwillkürlich denkt man: Und der „Evangelische Bund"?!

Vie de Sainte Athanase, patriarche d'Alexandrie, par l'abbé Paul Barbier, prêtre du diocèse d'Orléans. 440 p. 8°. Paris, Letouzey et Ané, 1888. Preis: *M.* 3.60.

Diese Lebensbeschreibung will den großen Athanasius nicht nur als hervorragenden Kirchenlehrer, als tapfersten Streiter gegen den Arianismus und als kirchlichen Gesetzgeber schildern, sondern als Mann, aus dessen Charakter und Heiligkeit

alle seine Vorzüge sich entwickelten, sobald Stellung und Lage es ermöglichten und erheischten. Die Erzählung soll die Quellen benutzen, aber nicht für Gelehrte, sondern „für das große katholische Publikum" bestimmt sein. Diese Grundsätze leiteten den Verfasser bei der Ausarbeitung und haben ihm geholfen, ein schönes und nützliches Buch zu schreiben. Er zeigt, daß der hl. Athanasius keiner jener „mystischen Heiligen" war, die von unserer Zeit so schwer verstanden werden, sondern einer von denen, die mitten im Kampf stehen und eine Frömmigkeit haben, welche sich unmittelbar auf die Grunddogmen des Christenthums stützt und für das praktische Leben verwerthbar ist. Die Schlußworte des Buches sind seine beste Empfehlung: „Es war Zeit, die hohe Gestalt des Athanasius wieder ins Licht zu stellen. Die Kraft der Ueberzeugung welkt hin, die Charaktere werden weich. Durch unbesiegbare Festigkeit, durch unerschütterlichen Glauben, durch brennende und königliche Liebe erinnert uns dieser unsterbliche Athlet, wohin wir gehören. Weg mit unserem Egoismus und unserer sträflichen Lauheit, dann werden wir seinen Spuren folgen und den Weg der Wahrheit wandeln, von dem er nie abwich, trotz so vielen Versuchungen und Prüfungen."

Lebensgeschichte des hl. Fidelis von Sigmaringen, Martyrers aus dem Kapuzinerorden. Ein Lebensbild für das christliche Volk. Von P. Anton Maria Augscheller, Mitglied der nordtirolischen Kapuzinerprovinz und Missionär. Im Auftrag der Oberen. 152 S. 16°. Bregenz, Teutsch, 1889. Preis: 80 *Pf.*

Diese „Lebensgeschichte" will nicht ein wissenschaftliches Werk, sondern ein Erbauungsbuch sein; das ist sie auch in der That voll und ganz, und zwar ein Erbauungsbuch für jedermann, gebildet und ungebildet, jung und alt. Jedem Kapitel, das den Leser weiterführt im Leben des Heiligen, ist eine fromme Nutzanwendung beigegeben, welche sich einfach und ungezwungen an den jedesmaligen Zug aus dem Leben des hl. Fidelis anschließt.

Der selige Reginald von Saint Gilles aus dem Predigerorden, in seinem Leben und Wirken dargestellt von P. E. C. Bayonne O. Pr. Autorisirte Uebersetzung. 132 S. 8°. Dülmen, Laumann, 1889. Preis: *M.* 1.

Bei allen großen Orden wiederholt sich die auf Gottes außerordentliche Fürsorge klar hinweisende Thatsache, daß die heiligen Stifter nicht vereinzelt hervorragen, sondern in einem Kreise ihnen ähnlicher Seelen stehen. Durch solche Mitarbeiter wird der Geist des neuen Ordens lebendig erfaßt und wirksam verbreitet; sie sind Mittelglieder zwischen dem Stifter und der Menge seiner Schüler. Einer der Heiligen und Seligen, welche dem hl. Dominicus bei Gründung des Predigerordens halfen, ist der um 1175 zu St. Gilles in Frankreich geborene, 1220 zu Paris fromm verstorbene Reginald. Im Jahre 1218 verzichtete er auf die Dekanatswürde der Collegiatkirche von Sanct Anian in Orleans, um sich zu Rom dem hl. Dominicus anzuschließen und ihm beim Ausbau und der Verbreitung des neuen Ordens zu dienen. Das Büchlein erzählt in ansprechender Weise das Leben und Wirken des Seligen und gibt ein ebenso lehrreiches als schönes Bild seines Eifers.

1. **Die Entstehung der Welt.** Zwei Briefe an den Freidenkerbund in Böhmen. Von Professor Dr. A. Rohling. 100 S. 8°. Prag, Verlag der Cyrillo-Method'schen Buchhandlung, 1889. Preis: *M.* 1.20.

2. **P. Millériot.** Eine Lebenserinnerung u. s. w. Von Professor Dr. A. Rohling. 64 S. 8°. Prag, Verlag der Cyrillo-Method'schen Buchhandlung, 1889. Preis: 80 *Pf.*

1. Heute, wo Unglauben und Heidenthum so gerne im Namen der Wissenschaft gegen „gläubige Dummheit" orakeln und gutmüthigen, kurzsichtigen Leuten imponiren, kann nach der Seite, nach welcher Professor Rohling hier arbeitet, nicht genug geschehen. Die Noth und die Nächstenliebe lassen es da höchst wünschenswerth erscheinen, daß der Fachgelehrte wenigstens von Zeit zu Zeit, den Fortbau und die Pflege seines eigentlichen Gebietes unterbrechend, sein Wissen und Ansehen geltend macht, um seinen Zeitgenossen über die angeblichen „wissenschaftlichen" Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Zudem bewegt sich hier wenigstens die Hälfte der Leistung auf des Herrn Verfassers eigenstem Gebiet. Der erste Brief ist der Erklärung des mosaischen Berichtes (Gen. 1, 1 bis 2, 3) gewidmet und bietet in gedrängter übersichtlicher Erklärung der einzelnen Verse alles Material, das für den Gebildeten unserer Tage nöthig scheint, sich ein entsprechendes Verständniß der heiligen Urkunde zu erwerben und zahlreiche, bloß auf Mißverständniß und vorgefaßten Meinungen beruhende Schwierigkeiten zu heben. Der zweite Brief behandelt die philosophischen Einreden des Materialismus. Um eine Idee zu geben, welch reiches Material hier verarbeitet vorliegt, genügt es, die Hauptabschnitte hier anzudeuten: 1. Gegensatz des Materialismus und seine Ausgangspunkte — Monismus. 2. Wesen des Körpers. Dynamismus, Atomismus. Dynamischer Atomismus. Stoff und Form. 3. Die belebte Natur. 4. Das Leben im Menschen. 5. Die Arten. — Gebildete aller Stände, die nicht in der Lage sind, über all diese brennenden Fragen sich aus den meist umfangreichen Fachschriften zu unterrichten, dürften dem Verfasser für diese kurze, übersichtliche Zusammenstellung besonders Dank wissen. Die Form der Darstellung ist durchweg zutreffend, einfach und klar, dabei die speculativeren Auseinandersetzungen durch eingestreute concrete Züge oft unterbrochen. Wir wünschen den Briefen eine weite Verbreitung; sie sind durchaus geeignet, in gewissen Kreisen viel Gutes zu wirken.

2. Vorliegendes Schriftchen weist Vorzüge auf, die sich selten so vereint finden. Es ist interessant, spannend, witzig wie ein geistreiches Feuilleton, dabei erbauend und rührend auf jeder Seite. Der Mann, dessen Andenken die Schrift gilt, war eben nicht bloß ein Mann von hohem apostolischen Sinn, sondern auch ein lebhafter, geistreicher Franzose, dem das treffende Wort und der glückliche Einfall nie ausgingen. Derselbe wird uns hier nach seinem eigenen Tagebuche und anderen verbürgten Nachrichten in höchst objectiver, und gerade darum so wirkungsvoller Darstellung vorgeführt. Die Predigtbeispiele wie das ganze Thun des Mannes fordern sehr zu Vergleichen auf und geben viel zu denken.

Ein Weltbild unserer kirchlichen Kunst, gezeichnet in der Vaticanischen Ausstellung von Heinrich Swoboda, Kaplan am deutschen Campo Santo in Rom. Mit sechs Kunstbeilagen. 48 S. gr. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.80.

Die Vaticanische Ausstellung wird hier mit Recht als Weltbild geschildert, sowie als erfreuliches Zeichen der Huldigung, welche „gewaltige Kaiser, regierende und vertriebene Könige und Fürsten, Republikaner, Clerus und Laien, Christen und Heiden, Europäer, Asiaten und Gebieter überseeischer Staaten" dem Stellvertreter Christi entweder in gläubiger Demuth oder wenigstens zum Zeichen ihrer Hochachtung darbrachten. Das Bild, welches der Verfasser bei einem Rundgang durch die Räume der Ausstellung entrollt, ist so lebendig und fesselnd, daß wir es dankbar annehmen und lobend

empfehlen. Bei der subjectiven Beurtheilung treten indessen auch Anschauungen zutage, welche mehrfaches Bedenken erregen. Beispielsweise wäre das herbe Urtheil über die belgische Kunst bei einer Beschreibung der Geschenke der Belgier im Vatican zu vermeiden gewesen. Die belgischen Künstler werden als Industrie-Ritter traurigster Gestalt, ihre Leistungen als Manchesterkunst, als eine Warnungstafel für Europa, als Kunst der Menschenmaschine bezeichnet. Offenbar kennt der Verfasser nur einen, und zwar den ungünstigsten Theil belgischer Leistungen. Noch bedenklicher ist es, die Hoffnung auszusprechen, die im Vatican ausgestellten Gegenstände würden, wenn sie vom Papste in alle Welt verschenkt wären, „als Gesandte Roms auf die Mischung, Belebung, den Fortschritt und die Berechtigung verschiedener Kunstanschauungen einen zur Stunde unberechenbaren Einfluß nehmen". Der Verfasser wünscht, die zahlreichen kirchlichen Kunstvereine möchten absehen vom Hader der Stämme und Nationen, um mit den tüchtigen Akademien und Staatsmuseen zusammenzuarbeiten. Würde das nicht zu dem schrankenlosesten Eklekticismus, zum Verderben jeder echten Kunst, vielleicht gar zur Verstaatlichung der christlichen Kunst führen? Leo XIII., welcher die Theologen und Philosophen so oft und entschieden auf den großen Träger der mittelalterlichen Ideen und der Wissenschaft des 13. Jahrhunderts hinwies, hat sicher nie beabsichtigt, durch die großartige Ausstellung die christliche Kunst zu zersplittern und zu verweltlichen. Wenn der Verfasser sich „ganz besonders das Vergnügen machen will, einen unserer gotischen Dogmatiker vor das chinesische Tabernakel, den japanischen Hausaltar, den prächtigen Traghimmel aus Tonking oder vor die niedliche Altareinrichtung in birmanischer Holzschnitzerei hinzuführen", so ist nicht zu vergessen, daß solche Sachen und Sächelchen, deren Brüder und Schwestern seit Jahrhunderten in den Boudoirs der eleganten Welt gern gesehene Gäste sind, doch wahrlich nicht im Vatican ausgestellt sind, um dem christlichen Europa neue Ideen für seine kirchliche Kunstthätigkeit zu vermitteln. Wie wir in Theologie und Philosophie nicht auf Araber, Indier, Chinesen u. s. w., sondern auf die großen Meister der christlichen Vorzeit zurückgehen und auf den von ihnen breit angelegten Fundamenten ohne Engherzigkeit in geistiger Freiheit weiterzubauen haben, ähnlich ist es auch in der christlichen Kunst.

Eine Mainzer Presse der Reformationszeit im Dienste der katholischen Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchhandels und der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, auf Grund von bisher unbekannten Briefen geliefert von Dr. Simon Widmann. 111 S. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 2.40.

Der Verfasser fand die hier publicirten Briefe bis auf den letzten, den 23., als Deckblätter eines alten Buches aufeinandergeklebt. Mit großer Mühe trennte er sie und wurde so auf den Drucker Franz Behm, einen Verwandten des humanistischen Theologen J. Cochläus, aufmerksam. Zweiundzwanzig der geretteten Schriftstücke betrafen Behm und seine Presse. Weitere Nachforschungen zeigten, daß der Genannte infolge reformatorischer Unduldsamkeit 1539 aus Leipzig auswandern mußte und 1540 zu Mainz eine Druckerei errichtete, die er bis 1581, beziehungsweise bis zu seinem zwischen 1584 und 1594 eingetretenen Tode leitete. Sein Sohn Kaspar setzte das Geschäft fort bis zum Jahre 1601. Die Darlegung der Beziehungen Behms zu namhaften Vorkämpfern der Gegenreformation, die Schilderung, wie in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts Druckereien und Verlagshandlungen geleitet wurden, und das sorgfältige Verzeichniß der Behm'schen Drucke machen die Arbeit zu einer werthvollen Monographie. Zu ihrer Empfehlung diene noch die Bemerkung, daß die Herausgabe durch die Munificenz der Görres-Gesellschaft gefördert worden ist.

Die veränderlichen Sterne. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungsversuche. Von Joseph Plaßmann. Dritte Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1888. II u. 116 S. gr. 8°. Köln, Bachem, 1888. Preis: *M.* 1.80.

Wir dürfen uns freuen, daß eine kundige Hand das Wissenswerthe, welches in verschiedenen Büchern und Zeitschriften über veränderliche Sterne zerstreut sich vorfindet, zu einem Gesammtbild vereinigt hat. Die Darstellung ist so gehalten, daß auch der gebildete Laie bei einiger Aufmerksamkeit nicht ohne Befriedigung den Gegenstand verfolgen wird. Da der Verfasser selbst auf diesem Gebiete thätig ist und vielfach fördernd eingegriffen hat, so bürgt schon sein Name für eine gediegene wissenschaftliche Leistung, die wir hiermit den Freunden des gestirnten Himmels bestens empfehlen.

Kurze Biblische Geschichte für die unteren Schuljahre der katholischen Volksschule, mit 47 Bildern. Nach der Biblischen Geschichte von Schuster-Mey bearbeitet und mit Andeutungen für die Auslegung und Anwendung versehen von Dr. Fr. J. Knecht, Domkapitular. Dritte, verbesserte Auflage. Ausgabe für die Lehrer. 128 S. 12°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: 30 *Pf.*, geb. 40 *Pf.*

Zur Rechtfertigung dieser neuen Bearbeitung der Kurzen Biblischen Geschichte von Schuster-Mey dient die beachtenswerthe Einleitung. Sie vertritt mit Recht die Ansicht, eine den Anfängern in die Hand gegebene Biblische Geschichte müsse sich möglichst genau an den Text der Heiligen Schrift und an die von den größeren Kindern beim Religionsunterricht zu benutzenden Bücher anschließen; dann zählt sie eine Reihe wichtiger, hier verbesserter Fehler der früheren Ausgaben auf. Einzelne Abschnitte wurden neu beigefügt, andere gestrichen. Die der hier angezeigten, für den Lehrer bestimmten Ausgabe in kleinerem Drucke beigegebenen Andeutungen für Auslegung und Anwendung der einzelnen Lehrstücke sind eine dankenswerthe Zugabe. Möge die kurze Anweisung zur Ertheilung des Unterrichtes in der Biblischen Geschichte in den drei untersten Schuljahren, welche den zweiten Theil der Einleitung bildet, recht beachtet und befolgt werden, dann wird dieser Geschichtsunterricht dem Lehrer eine Quelle reichen Segens für sich und die Seelen der ihm anvertrauten Kleinen.

Cornelii Nepotis Vitae. In usum scholarum recensuit et verborum indicem addidit Dr. M. Gitlbauer, Prof. Univers. Vindob. Ed. tertia. 12°. Friburgi, Herder, 1889. Preis: *M.* 1; geb. *M.* 1.30.

Die Classiker-Ausgaben der Herder'schen Verlagshandlung stellen sich in sachlicher Beziehung eine dreifache Aufgabe: „Alles zu entfernen, was in sittlicher Hinsicht für die jugendlichen Leser irgendwie bedenklich scheinen könnte, ferner einen gut lesbaren Text herzustellen, endlich in möglichster Knappheit ein ausgewähltes Wörterverzeichniß als Anhang folgen zu lassen." Was die beiden ersten Grundsätze betrifft, so wird jeder besonnene Freund der alten Classiker sich ohne weiteres mit denselben einverstanden erklären, wo es sich um Schulausgaben handelt. Hinsichtlich des letzten Punktes gehen die Ansichten auseinander. Während die einen eine mit Erklärungen versehene Ausgabe in den Händen der Schüler wünschen, sehen es die anderen lieber, daß die Schüler wenigstens in der Schulstunde eine reine Textausgabe vor sich haben. Von den Vertretern dieser letztern Ansicht werden aber wohl die meisten es für nothwendig oder doch räthlich erachten, daß die Schüler für die häusliche Vorbereitung irgend ein besonderes Hilfsmittel besitzen, sei dies nun ein Commentar, sei es ein Special-

Lexikon oder ein dem Texte beigegebenes und dem Bildungsstadium der betreffenden Schüler angepaßtes Wörterverzeichniß. Der Herder'sche Verlag hat sich im Einverständniß mit seinem gelehrten Gewährsmann, dem Wiener Professor Dr. Gitlbauer, für letzteres entschieden, und viele Lehrer werden auch in diesem Stücke mit seiner Einrichtung zufrieden sein, wenigstens soweit es sich um Ausgaben für untere und mittlere Klassen handelt. Daß dem so ist, beweist der Erfolg, welchen das erste Bändchen der Herder'schen Sammlung, die Vitae des Cornelius Nepos, bereits erzielt hat. In diesem Werke brauchten nur einige wenige Stellen aus pädagogischen Gründen gestrichen zu werden. Im übrigen ist bei dieser Ausgabe von seiten des Herausgebers und des Verlegers alles geschehen, was einer Schulausgabe zur Empfehlung gereichen kann.

Meisterwerke unserer Dichter. 51—53. Gedichte von Jos. Freiherrn von Eichendorff. Herausgegeben mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. O. Hellinghaus, Realgymnasial-Oberlehrer. 380 S. kl. 16°. Münster, Aschendorff, 1889. Preis: 60 *Pf.*; geb. 90 *Pf.*

Das vorige Jahr mit seiner Centenarfeier des Dichters hat wieder einmal nachdrücklich die allgemeinste Aufmerksamkeit auf Eichendorff gelenkt, und so kommt diese neue Ausgabe einem wahren Bedürfniß entgegen. Nicht als ob wir glaubten, Eichendorffs Gedichte in ihrer Gesammtheit würden jemals volksthümlich; dafür enthalten sie im großen Ganzen unserer Ansicht nach zu wenig Faßbares und Markirtes im Stoff. Von den Romanzen sagt dies der gelehrte Herausgeber ganz unumwunden. Es gilt aber auch von so manchen lyrischen Sachen, daß sie „gleichsam im Nebelduft schwimmen". Das ist aber auf die Dauer unangenehm zu lesen. Allein viele Lieder sind doch nun einmal, und zwar mit Recht, Volksgut geworden und wecken dadurch das Verlangen, auch die andern kennen zu lernen. Dem Programm der „Meisterwerke" entsprechend ist alles ferngehalten, was verletzen könnte, andererseits ist aber auch der „Nachlaß" berücksichtigt, so daß diese mit der bekannten Akribie besorgte Ausgabe allen Anforderungen entspricht, die ein Eichendorff-Freund an eine handliche Taschenausgabe seines Dichters stellen kann. Ob die Anmerkungen nicht etwas zu knapp sind? Wie mancher Gebildete, der gern auf die Fremdworterklärung verzichten möchte, sieht sich vergebens nach sachlichen, biographisch-literarischen Hinweisen um, ohne welche so manche Gedichte doch nur halben Werth haben! Druck, Papier und Einband sind derart, daß man Besseres bei dem Preis nicht verlangen kann.

Missa in honorem S. Berchmans für 4stimmigen gemischten Chor, von L. Bonvin S. J. Regensburg, Pustet. Preis: Partitur *M.* 2.60; Stimmen *M.* 1.20.

Missa in honorem S. Ludovici Regis. Ebenso.

Leichte Lauretanische Litanei für 4stimmigen gemischten Chor, von demselben. New-York, Fischer. Preis: Partitur *M.* 1.40.

„Schwungvolle Compositionen, in denen der Geist der Kirche sich manche werthvolle Errungenschaft der Neuzeit dienstbar macht und zu höherem Leben erhebt." So beurtheilte ein Fachmann (Herr J. Czerwinski, Organist an der St. Ludwigskirche in Buffalo) die Messen, nachdem er sie wiederholt unter Leitung des Componisten hatte aufführen hören. Es ist eine einheitlich gearbeitete, doch reiche Abwechslung bietende Musik. Gut erfundene Themata kommen in mannigfacher Steigerung wirkungsvoll umgebildet zur Darstellung. In der Berchmans-Messe vergleiche man z. B. nur das Christe, das zweite Kyrie, das cum sancto Spiritu, das Hosanna, das Sanctus mit

dem ersten Kyrie. — Aehnlich ist es mit der Ludwigs-Messe. Ueberall ist der Werth und Sinn der Worte maßgebend. Die Stimmführung verräth den erfahrenen Dirigenten. Bei aller Kunst in den vielfach auftretenden contrapunktischen Formen blickt die kluge Berechnung durch, „quid valeant humeri, quid ferre recusent“ Die Quinten in der Orgelbegleitung des Christe und Benedictus liegen zu offen am Tage, als daß sie nicht beabsichtigt wären. — In der Litanei ist jene bekannte Singweise angewendet, nach welcher mehrere Titel zu einer Anrufung vereinigt werden. Sie ist sanglich, reich an Melodien. — Wenn der in amerikanischen Cäcilienkreisen rühmlich bekannte Herr Tappert über die Berchmans-Messe sagt: „Möge der talentvolle Componist etwas von seinem Ernst und seiner Strenge nachlassen, um bei amerikanischen Sängern besser zu ziehen“, so ist dieses ein ehrendes Zeugniß, um so mehr, da derselbe hochw. Referent bemerkt: „Die vorliegende Arbeit steht weit über dem Niveau gewöhnlicher Musikliteratur.“

Miscellen.

Renan und Hörth, Aphrodisiacum und künftige Weltreligion. Seinen sittlichen Standpunkt hat Herr Ernst Renan vor zwei Jahren in seinem kleinen Schandstücke „Die Aebtissin von Jouarre“ so unverschämt, poesielos-cynisch und in so ekelerregender Langweiligkeit vorgetragen, daß selbst die Pariser Boulevard-Presse für die „Poesie“ des Lasters doch wenigstens etwas mehr Form, Geist und Bekleidung verlangte. „Die schlimmsten Andeutungen des ‚Lebens Jesu‘“, sagt der protestantische Theologe A. Harnack über das erbärmliche Machwerk, „sind hier zu einer Art von perverser Metaphysik geworden, die trotz und wegen ihres Helldunkels den brutalsten Instincten raffinirter Subjecte verständlich und genehm sein mag . . .“ Daß das Stück ein Ausdruck und eine Verherrlichung der „brutalsten Instincte“ ist, das ist vollkommen richtig; „Metaphysik“ aber möchten wir solchen Schmutz denn doch nicht nennen, und „Helldunkel“ hat Renan dabei nicht viel übrig gelassen; denn in der Vorrede erklärt er mit der deutlichsten Deutlichkeit von der Welt, der brutalste aller Triebe, jener der Wollust, sei unüberwindlich und trotze dem Gedanken an Tod und Ewigkeit, so zwar, daß, wenn der Menschheit in zwei bis drei Tagen ihr sicherer Untergang bevorstände, niemand an Buße, sondern jeder nur an Wollust denken, ja „in eine Art Raserei“ der Wollust ausbrechen würde. „Die Welt“, sagt er, „würde in vollen Zügen und ohne jeden hemmenden Gedanken ein starkes Aphrodisiacum trinken, welches sie vor Vergnügen sterben lassen würde.“ Er insinuirt sogar die Vorstellung, die christlichen Martyrer der ersten Jahrhunderte hätten sich am Vorabende ihrer Hinrichtung den gemeinsten Orgien überlassen. Er weiß von nichts anderem. Das nennt er „Liebe“, und seine Ueberzeugung von der „Unüberwindlichkeit“ dieser „Liebe“

hat ihm die schmutzigen Declamationen eingegeben, die außer ihm fast niemand für ein Drama gehalten hat.

Wenn die Pariser Grisetten einen solchen Mann für einen „Theologen" halten, so ist das natürlich. Das ist ja die Theologie der großen Göttin, an deren Dienst die altgriechische und altrömische Welt elend dahingesiecht ist; das ist die Theologie der Göttin „Vernunft", die vor einem Jahrhundert Frankreichs schönste Kathedralen mit den scheußlichsten Sacrilegien schändete; das ist die Theologie des höhern und niedern Pöbels, der sich anschickt, die Greuel der französischen Revolution als Großthaten der Menschheit zu feiern. Unbegreiflich ist es uns aber, daß ein angesehenes deutsches Blatt, wie die „Frankfurter Zeitung", sich nicht nur einen solchen „Theologen" gefallen läßt, sondern sein seichtes Geschwätz über das „Leben Jesu", über die „Geschichte Israels", über die Grundbegriffe und die Entwicklung der Religion feierlich approbirt und dem ganzen deutschen Volke empfiehlt. Dazu gab sich Herr Otto Hörth her (Nr. 58 und 59 dieses Jahres). Seine Empfehlung bezieht sich freilich zunächst nur auf das neueste Werk Renans, die zwei ersten Bände der Histoire du Peuple d'Israël, welche bis zur Eroberung Samaria's reichen; aber sie greift doch weiter aus und verherrlicht den französischen Apostaten dafür, daß er in seinen übrigen Werken: „Das Leben Jesu", „Die Apostel", „Der heilige Paulus", „Der Antichrist", „Die Evangelien und die zweite christliche Generation", „Die christliche Kirche", „Marc Aurel und das Ende der antiken Welt", die Ideen des Darwinismus auf die gesammte Entwicklung des Christenthums angewendet und nun begonnen habe, auch die Geschichte Israels zu darwinisiren. „Der Darwinismus", so orakelt der Frankfurter Feuilletonist, „hat auch Geltung für die Religion, und sie muß es sich gefallen lassen, daraufhin angesehen zu werden, es mag ihr lieb sein oder nicht" — — d. h. auf deutsch: Bestien sind wir, und Judenthum wie Christenthum müssen sich aus Brehms Thierleben herausentwickeln lassen!

Es ist dem Herrn Hörth nicht entgangen, daß Renans Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit auch von sonst wunderlichen „Christen" bezweifelt wird. „Man hat Renan oft vorgeworfen, er habe zu viel Phantasie, und sein ‚Leben Jesu' z. B. sei mehr Roman als Geschichte." „Das ist in gewissem Sinne richtig," meint er, — „aber nur in Bezug auf die Form." Dabei begnügt er sich aber „in Bezug auf die Sache" schon, wenn Renans kühnste Combinationen „irgendwo (!!) den festen Boden berühren" ..., was bekanntlich auch bei der abenteuerlichsten Seiltänzerei noch zutrifft. „Sollte der Historiker es nicht machen können wie der Naturforscher, der aus ein paar gefundenen Knochen das ganze Thier reconstruirt?" Wie Renan aus ein paar Propheten-Knochen einen Propheten, und aus ein paar Königs-Knochen einen König reconstruirt, gibt Herr Hörth mit staunenswerther Naivetät an. Nichts einfacher als das: „Wo ihm die Vergangenheit keinen Aufschluß gibt, wendet er sich an die Gegenwart; die gesammte Culturgeschichte steht ihm immer zur Verfügung, und eine passende Vergleichung aus der Jetztzeit wirft sofort ein helles Licht auf sonst dunkle Vorgänge. So nennt er z. B. die Propheten

‚zornentbrannte Publicisten, von der Art, wie wir sie heute Socialisten oder Anarchisten nennen würden‘; ja sie erinnern ihn sogar an die russischen Nihilisten.“

Das nennt der Herr Otto Hörth „Geschichte!“ Wenn man von der Vergangenheit nichts weiß, dann wendet man sich zur Gegenwart. Wenn man von Cäsar nichts weiß, so wendet man sich zu Napoleon und füllt die Lacunen in den „Commentaren“ aus dem „Moniteur“. „Diese Vergleichung wirft sofort ein helles Licht auf sonst dunkle Vorgänge!“ Die gesammte Culturgeschichte steht ja immer zur Verfügung — und so läßt sich schon unter Noe's Söhnen die Admiralität vom Auswärtigen Amte trennen! Das ist alles Geschichte!

Nach diesem Recepte hat Renan wirklich gearbeitet. Aus den dürftigen Knochenüberresten, welche die destructive Kritik deutscher Protestanten von dem erhabenen Inhalte der heiligen Bücher übrig gelassen, hat er mit Hilfe der gesammten Culturgeschichte, d. h. mit willkürlichster Phantastik, den Alten Bund mit seinen Patriarchen und Propheten, Ideen und Lehren, Ereignissen und Kämpfen zur tollsten Caricatur entstellt und diesen Roman dann Histoire betitelt.

So sind aus den Patriarchen der Menschheit moderne Beduinenstämme geworden, mit deren ältestem Stammesglauben Herr Renan noch ganz erträglich zufrieden ist. Und warum? Weil er noch so einfach und primitiv als möglich ist, und weil sich nach Renans Meinung alles daraus entwickeln läßt.

„Man kann von dem Nomaden gleichzeitig sagen, daß er der religiöseste und der am wenigsten religiöse Mensch ist. Sein Glaube ist der stärkste, den es gibt; zweimal hat er die Welt besiegt, und doch, wenn man die Sache von außen beurtheilt, ist seine Religion nur eine Art Minimum, eine Quintessenz, ein Bodensatz, ein Bündelchen negativer Vorsichtsmaßregeln. Der Cult nimmt im Leben des Nomaden sehr wenig Platz ein; ein oberflächlicher Beobachter wäre versucht, diesen stolzen Vagabunden für einen Gleichgiltigen, fast für einen Ungläubigen zu halten. Seine Lebensart macht Statuen und Tempel unmöglich. Seine biedermännischen Gewohnheiten flößen ihm Abscheu vor Aberglauben und gemeinen Handlungen ein. Seine philosophische Reflexion, die mit Nachdruck in einem engen Kreise der Beobachtung ausgeführt wird, führt ihn zu äußerst einfachen Begriffen, und da der religiöse Fortschritt immer in der Vereinfachung besteht, so zeigt es sich sehr bald, daß der Nomade in der Religion diejenigen Völker übertrifft, die an Civilisation über ihm stehen. Der semitische Nomade ist ein Protestant (!!!). Manche Völker, die im 16. Jahrhundert den Protestantismus annahmen, waren weit entfernt von der Cultur des Italiens Leo's X. Die religiöse Corruption war ihnen zuwider, und dieses gesunde Gefühl hat ihnen Glück gebracht und ist ihnen zur Gerechtigkeit angerechnet worden.“

Die alten Patriarchen also schon Protestanten!

Die beste Religion ist jene, die nur ein Minimum von Religion darstellt, einen Bodensatz, ein Bündelchen negativer Vorsichtsmaßregeln!

Diese Minimalreligion der Patriarchen hält sich indes nicht auf ihrer „protestantischen" Höhe. Sie verschlechtert sich in dem „ultramontanen" Aegypten.

Die Bundeslade mit den Sphinxen (!) oder Cherubim, die Schaubrode, die eherne Schlange, das goldene Kalb, ein lärmender und glänzender Cult, das Ephod, Urim und Thummim und schließlich der besondere Priester selbst sind ägyptischen Ursprungs.

„Demgemäß verliert auch der Gottesbegriff an Reinheit und Umfang. Elohim, der im besten Zuge ist, der alleinige, gerechte Gott des Weltalls zu werden, wird ein engherziger, beschränkter Stammesgott Jahve, dessen einziges Geschäft es ist, Israel zu beschützen und zu rächen. Der El und der Schaddai der Patriarchen war gerecht gegen alle Menschen, obgleich seine Gerechtigkeit in Geheimnisse sich hüllte. Jahve dagegen ist nicht gerecht. Er ist von empörender Parteilichkeit für Israel, von scheußlicher Härte gegen die anderen Völker. Er liebt Israel und haßt die ganze übrige Welt. Er tödtet, lügt, betrügt, stiehlt — alles zum Wohle seines Volkes Israel."

So erklärt Herr Renan die Bibel! Das ist der Gott, auf den sich Christus selbst beruft, auf den er seine Sendung stützt, auf dessen Heilsplan die beiden Testamente ruhen. Ein Gott der Mörder, Lügner, Diebe und Betrüger!

Die Propheten sind nach Renan die gottgesandten Socialisten, Anarchisten und Nihilisten, welche dem Priesterstamme Levi und dessen Nationalgott den Krieg erklären, um dem vollständig entarteten Volke Israel die ersten Begriffe der Moral beizubringen. Jahve wird von ihnen abgesetzt.

„Amos, Michäas, Oseas und Isaias führen die Moral in die Religion ein, und mit dem Auftreten des Ezechias, etwa 725 v. Chr., ist das historische Judenthum als Religion fertig. Was Josias, Esdras und die Wiederhersteller des Tempels dazuthun, ist lediglich etwas Aeußeres: die starke Organisation. Der religiösen Grundidee brauchte das Christenthum nichts hinzuzufügen; es baute nur die Brücke zum Hellenismus, über die der jüdische Monotheismus siegreich in die civilisirte Welt einziehen und ihn umgestalten konnte."

Man sieht — für Renan gibt es keine Schwierigkeiten! „Wo ihm die Vergangenheit keinen Aufschluß gibt", macht er es wie die Roman- und Zeitungsschreiber, „er wendet sich an die Gegenwart; die ganze Culturgeschichte steht ihm zur Verfügung."

Um z. B. begreiflich zu machen, wie die Jahve-Religion aus dem Nationalismus des israelitischen Volkes hervorgewachsen sei und dasselbe erst recht zur Nation gemacht habe, führt er das deutsche Volk des 19. Jahrhunderts an. Besser als jedes andere Volk, meint er, hätte das deutsche Volk den absoluten, unpersönlichen (!!!) und höchsten Charakter der Gottheit verkündigt. Als es aber eine Nation ward, gelangte es auf dem Wege alles Fleisches dazu, die Gottheit zu partikularisiren. Wilhelm I. habe immer nur von „Unserem Gott" und von seinem festen Vertrauen zu diesem Gott der Deutschen gesprochen. Nation und Philosophie hätten eben nichts miteinander zu schaffen. Der Nationalgeist erhebe unter anderen Kleinigkeiten auch den Anspruch, einen ihm allein gehörenden Gott zu haben.

Wir überlassen es den Herren Stöcker, Beyschlag u. Cie., sich in diesem Punkte mit dem Dichter der Abbesse de Jouarre abzufinden.

Herr Otto Hörth selbst wird hier an Renan irre und meint: „Im Alterthume, bei der engen Verbindung von Religion und Staat, ist der Renan'sche Gedanke unstreitig richtig; aber er verliert an Giltigkeit, je mehr wir uns den Zeiten nähern, wo Staat und Religion völlig getrennte Dinge sind. Schon Luther hat von ‚Unserem Gott' — Renan kennt ohne Zweifel sein Lied ‚Eine feste Burg' — gepredigt und gesungen, und doch ist Deutschland von Luther an als Nation immer weiter heruntergekommen. ‚Unser Gott' ist eine façon de parler geworden, wie so manche andere. Hätte Renan Recht, so müßte mit der nationalen Erneuerung Deutschlands auch eine religiöse Aenderung, etwa die Gründung einer deutschen Nationalkirche, verbunden gewesen sein. Das war aber gar nicht der Fall, und außer einigen altkatholischen Schwärmern und einem angeblich sehr realistischen, aber bald gewitzigten Staatsmanne hat in Deutschland niemand an eine religiöse Wandlung gedacht oder ernstlich geglaubt."

Wenn Herr Hörth jetzt klug und logisch dächte, so müßte ihm bald klar werden, daß der confuse Renan nicht einmal die Gegenwart versteht, daß sie ihm also für das Verständniß der Vergangenheit nichts helfen kann. Es müßte ihm doch dämmern, daß ein Mensch, der sich weder über Luther noch über das heutige Deutsche Reich klar ist, auch aus der ganzen Culturgeschichte, wenn sie ihm zur Verfügung stände, wenig Licht in die Zeiten der Könige und Propheten bringen kann. Wahrhaft lächerlich nehmen sich deshalb die Schlußtiraden des Herrn Hörth aus:

„Renan theilt mit allen aufgeklärten Geistern die Zuversicht, daß auch der Strom der religiösen Entwicklung dermaleinst in das Meer des reinsten Menschenthums münden wird. Dann gibt es keine Religion des Dogmas mehr, das die Menschen trennt und verfeindet, sondern nur noch eine Religion — wenn man diesen Namen beibehalten will — des Geistes, der Wahrheit und der Liebe, welche die Menschen versöhnt und zu gemeinschaftlicher Arbeit, Förderung und Erhebung einigt. Mit Renan wird ein scharfes Auge schon in der Lehre der Propheten die Keime dieser Religion der Zukunft erkennen."

Aber, lieber Herr Hörth, was sagen Sie da? Die Propheten sind ja nach Renan schon Socialisten und Anarchisten, die ihn sogar an die russischen Nihilisten erinnern. Und von diesen Bombenfabrikanten und von der „Liebe" der Abbesse de Jouarre sollen wir das „reine Menschenthum" erwarten?! Schmutz bleibt Schmutz, auch wenn er von Paris kommt und in die Eschenheimer Gasse mündet. Eine Religion ohne Dogma aber ist ein Buch ohne Blätter, ein Herz ohne Gefühle, ein Geist ohne Ideen — ein Irrwisch, ein Wortbrei, ein hohles Freimaurergefasel!

Ueber „Menschen-Thierschau" (Menneskelige Dyrskuer) veröffentlichte vor einiger Zeit die in Kopenhagen erscheinende „Berl. Tid." einen beachtenswerthen Artikel, aus dem wir einiges hier wiedergeben:

Daß Riesen und Zwerge sich für Geld sehen lassen, darüber wäre schließlich weniger zu sagen. Je auffallender ihre außergewöhnliche Größe oder Kleinheit ist, desto schwieriger mag für sie der Verkehr inmitten des gewöhnlichen Menschenhaufens sein. So sind sie gewissermaßen von selbst darauf hingewiesen, ihre eigenthümliche Leibesbeschaffenheit für den Lebensunterhalt zu benutzen. Wenigstens weiß man, wenn solche Leute umherreisen, um sich sehen zu lassen, daß die Sache etwas Freiwilliges ist.

Ganz anders verhält es sich mit den „wilden Menschen", die so häufig vorgezeigt werden, Indianern, Zulukaffern u. s. w. Früher waren es in der Regel nur einzelne Personen oder eine einzelne Familie; jetzt müssen es gleich ganze Karawanen sein, damit man einen möglichst getreuen Einblick gewinne in ihre ganze Lebensweise. Sie führen Kriegstänze auf, bereiten die Speisen, halten Mahlzeiten vor den Augen des Publikums; es fehlt bloß noch, daß man „Menschenfresser" einander aufzehren läßt. Jedenfalls sieht man kaum etwas Arges darin, sie ihre religiösen Ceremonien ausführen zu lassen zur Ergötzung für gaffende Zuschauer.

Wäre auch hierüber nichts zu sagen?

Fürs erste haben wir hier in den meisten Fällen kaum etwas anderes als Sklaventransport. Natürlicherweise wird man einwenden, daß die „Wilden" ganz freiwillig umherreisen. Aber wer bürgt dafür? Die Unternehmer? Wer sind denn diese? Wer gibt für sie selber Bürgschaft? Die armen Menschen aber, die man sehen läßt, können weder von der Polizei, noch von sonst jemand ausgefragt werden; oder wer ist ihrer Sprache mächtig? Und selbst wenn sie anfangs einigermaßen freiwillig gegangen sind, was für einen Begriff konnten sie sich denn darüber bilden, worauf sie eigentlich eingingen und wohin man sie führen wolle?

Es ist nämlich — dieses muß als zweites hervorgehoben werden — für diese Menschen mit Lebensgefahr verbunden, so weit fortzukommen von ihrer Heimat und ihrem natürlichen Klima, selbst wenn die größte Sorgfalt angewendet wird, die Uebelstände dabei zu vermindern. Für Europäer ist es gefährlich, in ganz andere klimatische Verhältnisse zu gelangen als die gewohnten. Es gibt ja Gegenden, die wahre Mördergruben sind für Missionäre und andere Reisende. Was muß nun eine ähnliche Veränderung für „wilde" Menschen werden, die eine weit geringere Widerstandskraft besitzen gegen mannigfaltige Eindrücke und Versuchungen, und eine weit geringere Anpassungsfähigkeit ungewohnten Verhältnissen gegenüber als ein Europäer, der von vornherein durch seine Bildung und seine Reisen sich in manche verschiedene Zustände und Daseinsformen eingelebt hat? Welches bleibt das Endergebniß für jene armen Geschöpfe? Sie sterben zum großen Teil, entweder an klimatischen Krankheiten oder durch die veränderte Lebensweise, oder durch den Tabak und starke Getränke, die sie rasch liebgewinnen und denen sie nicht widerstehen können. Es gibt bestimmte Angaben darüber, wie es mit solchen zur Schau gestellten Truppen gegangen ist, wie schnell der Tod einen Theil hinwegraffte, während die Gesundheit der übrigen mehr oder weniger zerstört ward.

Selbst aber, wenn ihr Leben und ihre Kräfte einigermaßen bewahrt blieben, ist denn — das bildet den dritten und wichtigsten Punkt — eine solche Schau geziemend für eine gebildete und christliche Nation? Noblesse oblige. Unser Vorzug verpflichtet uns, diesen niedriger stehenden Leuten zu bringen, was sie aufrichten und emporheben kann. Empörend ist es zu denken, daß europäische Speculation sich sofort daran gemacht hat, Afrika vorzugsweise mit Branntwein und Schießwaffen zu versehen, obschon man weiß, daß diese bei uns schon so gefährlichen Handelsgegenstände in den Händen jener uncivilisirten Menschen vollständige Ausrottungswerkzeuge werden. Aber empörend ist es auch zu sehen, daß man Schaaren dieser Völker nach Europa schleppt, nicht um sie das Beste zu lehren, was wir haben, sondern um sie als Schaugegenstände für eine leere Neugier in öffentlichen Lokalen, vielleicht gar im zoologischen Garten auszustellen. Alles, was den Menschen erniedrigt, muß demoralisirend wirken, und hier findet sich wahrlich genug davon.

Der neue Katechismus von Köln, Trier und Münster. Das Erscheinen eines einheitlichen Katechismus für die drei großen Diöcesen, denen sich nunmehr auch die Riesendiöcese von Breslau angeschlossen hat, muß als ein freudiges Ereigniß begrüßt werden. Jedermann sieht leicht die mancherlei Gründe ein, die für einen einheitlichen Katechismus sprechen. Ganz abgesehen von der materiellen Rücksicht, daß nämlich bei der gegenwärtigen Beweglichkeit des Lebens gar oft Wohnungswechsel und Uebersiedelung stattfinden, die dann bei Ermangelung eines einheitlichen Katechismus immer neue Bücher für die Kinder erheischen, fördert ein einheitliches Religionsbuch nicht wenig die Einheit und Festigkeit im Glauben. Letzteres war ein Hauptgrund bei Abfassung des Catechismus Romanus[1]. Auch von den Vätern des letzten Vaticanischen Concils war der Vorschlag gemacht worden, daß ein einheitlicher Katechismus in lateinischer Sprache ausgearbeitet werden möge mit Berücksichtigung des Katechismus von Bellarmin und anderer mehr verbreiteter und bewährter Katechismen. Dieser Katechismus sollte dann dem Unterricht der Jugend in allen Ländern zu Grunde gelegt werden, nachdem er wortgetreu in die verschiedenen Landessprachen übersetzt worden sei. Dabei sollte es jedoch den Bischöfen gestattet sein, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse ihrer Diöcesen diesem kleinen Katechismus ausführlichere Unterweisungen beizufügen, die dann aber vom einheitlichen Texte getrennt werden müßten. Was hier für die ganze katholische Welt gewünscht wurde, aber wegen der Ungunst der Zeiten bisher nicht erreicht werden konnte und auch wohl auf unbestimmte Zeit noch nicht erreicht werden wird, das ist in den vorgenannten Diöcesen in erfreulichster Weise zur Wirklichkeit geworden. Die Katechismen stimmen genau überein, nur sind in den vorausgeschickten Gebeten kleine Verschiedenheiten (Köln und Münster sind auch hierin identisch).

---

[1] Ut, quemadmodum unus est Dominus, una fides, ita etiam una sit tradendae fidei, ad omniaque pietatis officia populum Christianum erudiendi communis regula atque praescriptio (Cat. Rom., Praef. n. 8).

Müssen wir nun das Project eines einheitlichen Katechismus als ein freudiges Ereigniß begrüßen, so können wir der Ausführung desselben nur unsern aufrichtigen Beifall zollen. Der vorliegende Katechismus gehört sicherlich zu den besten Umarbeitungen des Deharbe'schen Katechismus. Eine solche Frucht war von vornherein zu erwarten von der Mühe und Arbeit, die auf die Herstellung des Katechismus verwandt wurde. Nachdem in den einzelnen Diöcesen die Vorarbeiten vollendet waren, kam im Juni 1887 eine Commission in Köln zusammen, die meistens unter dem persönlichen Vorsitze des hochw. Herrn Erzbischofs geraume Zeit hindurch in unermüdeter Thätigkeit an der Herstellung des neuen Katechismus arbeitete. Der früher schon umgearbeitete Deharbe'sche Katechismus von Köln bildete die Grundlage. Die besten Diöcesankatechismen von Deharbe, wie die von Freiburg, Mainz, Eichstätt u. s. w., und der gerade neu erschienene vorzügliche Katechismus von Rottenburg wurden fleißig zu Rathe gezogen. Nachdem das Ganze durchberathen war, wurde das Resultat provisorisch gedruckt und mehreremale in die verschiedenen Diöcesen zur Begutachtung, beziehungsweise Verbesserung gesandt. So kam endlich im Herbst 1887 der gewünschte einheitliche Katechismus für Köln, Trier und Münster zu Stande. Nachdem man in Breslau die Katechismusangelegenheit reiflich durchberathen hatte, entschied sich der hochw. Herr Fürstbischof, den vorliegenden Katechismus „auch zum Diöcesankatechismus der Diöcese Breslau und des Delegaturbezirkes zu erklären und unverändert (einige in der Diöcese gebräuchliche Gebetsformulare ausgenommen) zur Einführung zu bestimmen". Bei dieser Gelegenheit konnte der hochw. Herr Fürstbischof sagen, daß dem genannten Katechismus „wegen seiner Klarheit, Kürze und systematischen Stoffanordnung allgemeine Anerkennung zu theil geworden" sei. In der That erfreut sich der Katechismus in allen Diöcesen einer recht günstigen Aufnahme, so daß z. B. der hochw. Herr Bischof von Münster bei Einführung des kleinen Katechismus von ersterem sagen konnte: „Der mehrerwähnte größere Katechismus hat seit seiner Einführung vor Jahresfrist rasch sich eingebürgert. Es wird uns allseitig bestätigt, daß die Kinder ihn leicht und gern lernen, und sein Gebrauch dem Katecheten die Arbeit wesentlich erleichtert."

Trotzdem bleibt der Katechismus ja eben ein Menschenwerk, dem gewiß auch seine Mängel ankleben. Namentlich bei einem Katechismus dürfte es sehr schwer halten, allen Wünschen und Ansichten gerecht zu werden. Ein auf katechetischem Gebiete wohlerfahrener Geistlicher sagte darüber in drastischer Weise: „Wenn unser lieber Herrgott einen Katechismus verfaßte, und man nicht wüßte, daß er von ihm sei, dann würde derselbe von manchen sicherlich kritisirt werden." Wir können daher die Entschließungen des hochw. Herrn Fürstbischofs von Breslau nur mit Freuden begrüßen, daß Hochderselbe nämlich in Anbetracht der „Unmöglichkeit, die sich (bei den Berathungen in Bezug auf einzelne, nicht wesentliche Aenderungen) kundgegebene Verschiedenheit der Ansichten in einer gerechten und angemessenen Weise auszugleichen", und ganz besonders in der Absicht, „die angestrebte Einheitlichkeit mit den übrigen Diöcesen nicht zu schädigen", den Katechismus unverändert angenommen hat. Einzelne Wünsche der hochw. Herren Katecheten werden von den hochw. Ordinariaten

gewiß bereitwillig entgegengenommen und können ja bei einer spätern allgemeinen Berathung Verwendung finden. Die Hauptsache ist und bleibt ja ein tüchtiger und eifriger Katechet, der das „Goldstück", das die Kinder am Katechismus haben, ihnen „wechseln" muß, „sonst nützt es ihnen nichts" [1].

Im genauen Anschluß an den Katechismus ist auch das kürzere Deharbesche Handbuch bereits umgearbeitet und befindet sich schon im Druck.

Zum Schluß fügen wir noch ein kurzes Wort bei über den kleinen Katechismus, der jetzt auch in den vier Diöcesen einheitlich zu Stande gekommen ist. Derselbe ist aus guten und leicht begreiflichen Gründen möglichst conform, oder wie man zu sagen pflegt, concentrisch zum größern ausausgearbeitet, soweit es nur eben die Kindlichkeit gestattet. In neuerer Zeit neigen wohl die meisten Katecheten zu dieser concentrischen Form des kleinen Katechismus hin. Wenn dieser als ein möglichst genauer Auszug aus dem größern erscheint, so gewährt dies für den Religionsunterricht keinen geringen Vortheil. „Denn nun kann das Kind alles," heißt es im ‚Kirchlichen Amtsblatt der Diöcese Münster' (18. Oct. 1888) sehr richtig, „was es von dem ersten Beginne dieses Unterrichtes ab sich angeeignet, und was es seinem Gedächtnisse eingeprägt hat, beim Aufrücken zum größern Katechismus unmittelbar und vollständig verwerthen. Ohne daß es eine Ahnung davon hatte, ist durch die Benutzung des kleinen Katechismus zugleich schon ein wesentlicher Bestandtheil des größern sein geistiges Eigenthum geworden. Und diese Wahrnehmung ist dem Kinde angenehm, sie macht ihm Muth und regt zu neuem Fleiße an; das Kind begreift, daß es das Erworbene und Gelernte nur noch zu vervollständigen und zu ergänzen braucht." Durch Anbringung von Sternfragen in beiden Katechismen ist dafür gesorgt, daß eine öftere, concentrisch erweiterte Durchnahme der ganzen Religionslehre für die Kinder möglich wird, was für den religiösen Unterricht von großer Bedeutung ist. Die Lehre über das heilige Bußsacrament ist mit Recht schon ausführlich in den kleinen Katechismus aufgenommen worden; denn von der ersten heiligen Beicht sagt das Provinzialconcil von Köln (1860), daß sie durchaus nicht über das neunte Lebensjahr hinausgeschoben werden dürfe: Ne autem haec prima confessio ultra nonum annum differatur, stricte prohibemus. (Cf. Coll. Lacens. t. V. p. 365).

In Bezug auf beide Katechismen schließen wir uns von ganzem Herzen dem Wunsche des hochw. Herrn Bischofs von Trier an, den Hochderselbe dem größern Katechismus vorgedruckt hat: So mögen denn diese Katechismen „die Wahrheiten und Vorschriften unseres heiligen Glaubens tief in die jugendlichen Gemüther einsenken und die Herzen mit inniger Liebe zu Christus und seiner heiligen Kirche erfüllen, damit daraus allen die reichsten Früchte für das ewige Leben erspriessen".

[1] S. „Katholik" (December-Heft 1863), wo ein in der Seelsorge wohlbewanderter Benediktiner seinem geistlichen Neffen praktische Winke für eine gute Katechese gibt.

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Siebenunddreißigster Band.

Bibliothek
St. Ludwig

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des siebenunddreißigsten Bandes.

Seite

Die Revolution von 1789 und die christliche Freiheit. (A. Lehmkuhl S. J.) . 1
Entstehung und Entwicklung des Kirchenstaates. (P. v. Hoensbroech S. J.) . 13
Die Grundwahrheiten des Christenthums im Lichte der „modernen Ideen". (A. Langhorst S. J.) 34. 139
Rede und Redner. (K. Racke S. J.) 41
Die Lebensbeziehungen der Ameise. (E. Wasmann S. J.) . . . 62. 166
Maria de Padilla. (A. Baumgartner S. J.) 71
Versicherungszwang und Zwangsversicherung. (A. Lehmkuhl S. J.) . . . 127
Die Schule den Kindern. (L. v. Hammerstein S. J.) 152
Katholischer Gottesdienst in Dänemark zu Anfang des 16. Jahrh. (W. Schmitz S. J.) 180
Die Symbolik der Taube. (St. Beissel S. J.) 193
P. Georg Michael Pachtler S. J. † 227
Die Schule als Opfer fremdartiger Interessen. (L. v. Hammerstein S. J.) . 231
Liebfrauensommer. (M. Meschler S. J.) 245
Zur Würdigung des idealen Gehaltes mittelalterlicher Handwerksordnungen. (St. Beissel S. J.) 257
Das Wunder von Tipasa. (P. v. Hoensbroech S. J.) 269
Im Fjord von Christiania. (A. Baumgartner S. J.) 284
Das Centenarium zu Baltimore. 6. November 1889. (A. Baumgartner S. J.) 329
Die alte Reichsstadt Goslar und die neuen Malereien des restaurirten Kaiserhauses. (St. Beissel S. J.) 348. 453
Das Brixlegger Passionsspiel 1889. (Th. Schmid S. J.) 364
Papst Hadrian IV. und die „Schenkung" Irlands. (O. Pfülf S. J.) . 382. 497
Die Aufgabe der Volksschule. (L. v. Hammerstein S. J.) 397
Ein Wort über „Jesus-Romane". (W. Kreiten S. J.) 409
Zur Geschichte des Tantum ergo. (G. M. Dreves S. J.) 475
Fortschritte und Aufgaben der Entomologie. (E. Wasmann S. J.) . . . 483
Christiania, Norwegens Hauptstadt. (A. Baumgartner S. J.) 518
Die Fahne des gebildeten Oesterreicherthums? (W. Kreiten S. J.) . . . 533

Recensionen.

Laurin, Introductio in Corpus Juris canonici. (Fr. X. Wernz S. J.) . 94
Booseh, Oliver Cromwell und die puritanische Revolution. (A. Zimmermann S. J.) 99
Drammer, P. Agostino da Montefeltro, Die Wahrheit. (Th. Granderath S. J.) 102
Resoconti delle Prediche di Padre Agostino da Montefeltro. (Th. Granderath S. J.) 102
Payne, Records of the English Catholics of 1715. (A. Baumgartner S. J.) 106
Payne, Old English Catholic Missions. (A. Baumgartner S. J.) . . 106
Kürschner, Deutscher Litteraturkalender auf das Jahr 1889. (A. Langhorst S. J.) 107
Kürschner, Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch. (A. Langhorst S. J.) . 109
Kürschner, Quart-Lexikon. (A. Langhorst S. J.) 109
Schanz, Apologie des Christenthums. (J. Knabenbauer S. J.) . . . 201

Seite

Douais, B. Guidonis O. P. Practica Inquisitionis Heretice Pravitatis. (V. Frins S. J.) 208
Wilpert, Principienfragen der christlichen Archäologie. (St. Beissel S. J.) . 210
Schilling, Methodus practica discendi ac docendi linguam hebraicam. (G. Gietmann S. J.) 212
Schilling, Anthologia hebraica. (G. Gietmann S. J.) 212
Schematismus der Römisch-Katholischen Kirche des Deutschen Reiches. (O. Werner S. J.) 213
Kobler, Katholisches Leben im Mittelalter. 3 Bände. (St. Beissel S. J.) . 297
Wittenbrink, Deharbe's kürzeres Handbuch. (J. Linden S. J.) . . . 300
Hower, Laven und Weber, Katechetische Skizzen. (J. Linden S. J.) . . 302
Schmitt, Erklärung des mittleren Deharbe'schen Katechismus. (J. Linden S. J.) 304
Schmitt, Anleitung zur Ertheilung des Erstkommunikanten-Unterrichtes. (J. Linden S. J.) 305
Bryce, The American Commonwealth. 3 Vols. (A. Zimmermann S. J.) 305
Stelzer, Leben der heiligen Franziska Romana. (A. Lehmkuhl S. J.) . . 308
Cornely, Historica et critica Introductio in U. T. Libros Sacros. (A. Lehmkuhl S. J.) 419
Cornely, Historicae et criticae Introductionis in U. T. Libros Sacros Compendium. (A. Lehmkuhl S. J.) 422
Scheuffgen, Beiträge zu der Geschichte des großen Schisma's. (D. Rattinger S. J.) 422
Hipler et Zakrzewski, Stanislai Hosii et quae ad eum scriptae sunt epistolae. Tom. I et II. (O. Braunsberger S. J.) 431
Mohnike, Affe und Urmensch. (E. Wasmann S. J.) 434
Wolff, Beuron, Bilder und Erinnerungen aus dem Mönchsleben der Jetztzeit. (A. Huonder S. J.) 438
Méric, Die socialen Irrthümer der Gegenwart. (A. Lehmkuhl S. J.) . . 547
Eberle, Social-politische Fragen der Gegenwart. (A. Lehmkuhl S. J.) . . 548
Krone des häuslichen Glücks. (T. Pesch S. J.) 549
Braun, Geschichte der Heranbildung des Clerus in der Diöcese Wirzburg. (O. Pfülf S. J.) 550
Ward, George Ward and the Oxford Movement. (A. Zimmermann S. J.) 556
Ruhle, Bilder aus der Thierwelt. (E. Wasmann S. J.) 559
Empfehlenswerthe Schriften . . . 111. 214. 311. 440. 561

Miscellen.

„Befreiung der Geschichtsdarstellung von engherzigen, theologischen Vorurtheilen" 121
Die dogmatische Polemik in der protestantischen Schule 125
Ueber die literarische Thätigkeit der ältesten Missionäre Japans . . . 219
Die durch die französische Revolution verbannten Priester 223
Lutz contra Lutz 224
Die Feier des Centenars der französischen Revolution im Schoße der Freimaurerei am 16. und 17. Juli 1889 317
Geschichtliche Unwahrheiten 325
Die Verluste der Rheinprovinz während der französischen Revolution . . 326
Wieviel bezahlen die Protestanten für die Bekehrung eines Heiden? . . 328
Der geplante anglikanische Mönchsorden 448
Eine neue Menschenrasse 451
Bilderpreise 573
Mannigfaltigkeit — ohne Einheit 576
„Das enthüllte Papstthum" 577

Die Revolution von 1789 und die christliche Freiheit.

Ein ganzes Jahrhundert ist jetzt vergangen seit jenen folgenschweren Tagen, welche die französische Revolution besiegelten und mit Aufstellung der sogen. Menschenrechte eine von Grund aus neue Staatsverfassung einleiteten. Mit fieberhaftem Wahnsinn wurde mit allem Alten aufgeräumt; eine neue Glückszära wurde der ganzen Menschheit verheißen. Was Frankreich, was ganz Europa statt des Glückes an Drangsal und Weh gelitten hat, brauchen wir nicht zu erzählen. Mit Strömen von Blut wurde der Freiheitsbaum getränkt, bevor er in Frankreichs Boden eingesenkt ward; durch Ströme von Blut mußte in ganz Europa der Boden bereitet werden, um Schößlinge dieses Freiheitsbaumes aufzunehmen. Des Segens, den er verhieß, wurde die Welt bald müde; mit dem Sturze Napoleons I. schien die Unglückszära der neuen Freiheit abgeschlossen.

Aber der Baum war gefällt, nicht ausgerodet; seine Wurzeln steckten zu tief in den Herzen und in den Ideen des lebenden und heranwachsenden Geschlechtes. Die Revolutionsideen haben fortgewuchert; fast alle staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse sind von ihnen durchrankt und des Lebenssaftes beraubt. Ob nicht eine große welterschütternde Katastrophe, von der die Revolution von 1789 nur erst ein Vorspiel gewesen, bereits vor der Thüre steht, weiß Gott allein. Daß zur Vermeidung eines gewaltsamen Zusammenbruches unserer gesellschaftlichen Ordnung die freiheitlichen Ideen des vorigen Jahrhunderts nach irgend einer Richtung hin rückläufig werden müssen, sieht allmählich auch der Blödeste ein. Selbst das Jammern über Rückwärtsbewegung von seiten gewisser Parteien, welche einen echten Köhlerglauben an den welterrettenden Liberalismus und einen blinden Haß gegen alles Katholische haben, bestätigt jene Nothwendigkeit. Bemerkenswerth sind die Worte, mit welchen die „Neue Freie Presse" ihre letzte Neujahrsbetrachtung einleitet: „Wie hat sich der Gedanke der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, der

damals im Sturm die Herzen eroberte, weiter entwickelt, welchen Gebrauch haben die Völker von dem allmählich gewonnenen Selbstbestimmungsrechte gemacht, wie bewähren sich am Ausgange des 19. Jahrhunderts die Errungenschaften, die am Ausgange des 18. gemacht wurden?" Vollständiges Fiasko wird zugestanden. Begreiflicherweise darf das aber ja nicht den liberalen Ideen aufs Conto gesetzt werden! Hören wir weiter: „Der kosmopolitische Freiheitsgeist, welcher die Menschen einander näher brachte und eine Verbrüderung der Nationen anzubahnen schien, ist verflogen, und wir sehen die Nationen sich ängstlich gegeneinander abschließen; an die Stelle der individuellen Freiheit ist das Nationalgefühl getreten. Der Grundsatz, daß alle Menschen gleich geboren seien, mit gleichen Rechten und Pflichten, ist wieder verdunkelt; wir sehen die Unterschiede der Geburt, des Standes, der Rasse sich wieder erheben. Die Theorie von einer Schichtung der Gesellschaft, die jedem einzelnen einen unverrückbaren Platz anweist, findet nicht bloß eifrige Apostel in den Ständen, die Vorrechte bewahren oder wieder zu erringen haben, sie findet sogar Anhänger in den Massen, welche der harte Kampf ums Dasein entmuthigt und dem Liberalismus, der Selbstthätigkeit und Selbstvertrauen voraussetzt, entfremdet hat. Die alten Irrthümer, die alten Vorurtheile und mit ihnen der alte Haß kommen wieder zum Vorscheine, und unfähig, eine neue Welt- und Gesellschaftsordnung zu begründen, welche diejenige von 1789 ersetzen könnte, kehrt das lebende Geschlecht allmählich zu Anschauungen und Einrichtungen zurück, welche schon die Urgroßväter als irrig und der Menschheit unwürdig abgeschüttelt haben." Aus diesem Gemisch von Wahrem und Falschem das Richtige auszuscheiden, lohnt sich der Mühe nicht. Die „Selbstthätigkeit" und das „Selbstvertrauen", welches der Liberalismus für sich in Anspruch nimmt, wird hoffentlich die Völker ihm gründlich entfremden und seiner Knechtschaft entreißen. — „Man muß fest an das ewige Gesetz des Fortschrittes glauben, um nicht durch die Erscheinungen, die sich am Ende der hundert Jahre nach der französischen Revolution darbieten, beirrt zu werden." Von diesem Geständniß nehmen wir mit Freuden Notiz. Es ist nur mißlich, daß dieser feste Glaube immer mehr ins Wanken geräth.

Die Ideen der französischen Revolution hat sich ja der Liberalismus ganz zu eigen gemacht. In wirthschaftlicher, socialer und kirchlicher Beziehung hat er gründlich aufgeräumt mit den spärlichen Ueberresten all der Einrichtungen, welche ein gläubiges und ein auf Freiheit und Selbstverwaltung eifersüchtiges Volk der mittelalterlichen Zeit geschaffen und

gehütet hatte. Gerade in wirthschaftlicher Beziehung ist nun der Bankerott des Liberalismus den meisten Staatsmännern in jüngster Zeit so klar geworden, daß man ernstlich daran denkt, zur Vermeidung einer über die Einzelreiche hinausgehenden, immer bedrohlicher werdenden socialen Umwälzung auf internationalen Arbeiterschutz einzugehen.

Allein wenn nur das geschieht, so ist das kaum etwas mehr, als wenn die oberste Wasserschicht eines tiefen Stromes von augenblicklichem Sturmwind zurückgepeitscht wird; das wirft die dahinbrausenden Wassermassen des Stromes nicht in ein anderes Bett. Die tiefsten Grundlagen der Revolution und des seit derselben über die civilisirte Welt hereingebrochenen oder noch drohenden Unheils sind die Rechtsanschauungen und -Grundsätze der neuen Zeit und ihre Verwirklichung in Staat und Gesellschaft. Wälzen diese sich fort in der einmal angenommenen Richtung, dann reißen sie die Menschheit mit sich in den Abgrund.

Aber eine Rückbildung in unserem Zeitalter, das nur ein Fortschreiten der Menschheit kennt! Kann jemand im Ernste an ein Zurückgreifen auf die Verhältnisse eines vorigen Jahrhunderts denken? Ein einfaches Zurückschrauben der Lage und Gestaltung in Leben und Gesellschaft ist selbstredend weder ersprießlich noch möglich. Wenn von Grundprincipien des Rechts die Rede ist, dann genügt ein Zurückgreifen um ein Jahrhundert gar wenig. Viele Ideen waren damals recht sehr gefälscht und der eigentliche Giftsame geworden, der das Unglück der Revolution und auch unseres Zeitalters als gezeitigte Frucht gebracht hat. Es muß viel weiter zurückgegriffen werden. Wenn es sich aber um sociale Einrichtungen handelt, dann ist überhaupt von einem einfachen Zurückgreifen auf die Vergangenheit nicht die Rede. Die Menschheit und die menschlichen Verhältnisse haben auch ihre berechtigten Entwicklungen; gerade die Neuzeit hat vieles gebracht, was nicht braucht abgeschüttelt und in den Staub getreten zu werden, will man das wahre Wohl und Glück der Völker befördern. Allein all die wandelbaren Geschicke und Fortschritte und Errungenschaften des Menschen müssen durchdrungen und belebt werden von dem unwandelbaren Geiste der Wahrheit, von den ewig bleibenden Ideen und Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit. Wenn nicht nach deren Forderungen alles beurtheilt und eingerichtet wird, was der Menschengeist auffindet und schafft, wenn im Gegentheil der Geist der Lüge und des Truges sich dessen bemächtigt: dann werden bald die Einrichtungen und Verhältnisse der noch so weit fortgeschrittenen Menschheit den verkörperten Lügengeist darstellen, der mit Prunk die ganze Welt ins Elend und Verderben stürzt.

Die Ideen, welche die Revolution des vorigen Jahrhunderts beherrschten oder hervorriefen, enthielten irgend einen Schein von Berechtigung oder auch ein Körnchen Wahrheit: das machte erst den folgenschweren Umsturz aller Verhältnisse möglich; es hatte eben die alte bestehende Ordnung durch Fälschung des Rechts allmählich unausstehliche Mißbräuche in sich aufgenommen. Aber weit mehr Lug und Trug bargen die Revolutionsideen in sich: gerade die sind es, welche unser Jahrhundert noch weiter entwickelt und großgezogen hat. Kürzer und klarer können diese Ideen kaum dargestellt werden, als in den sogen. Menschenrechten, welche von anfangs Juli 1789 an als Grundlage der neuen Verfassung discutirt und am 27. August verkündigt wurden. Es sind wesentlich dieselben, welche auch in der Constitution vom 13. September 1791 ihren Ausdruck fanden. Wir greifen die hauptsächlichsten heraus. Ein einfacher Vergleich mit den von Pius IX. und Leo XIII. verurtheilten Sätzen zeigt deutlich, daß diese Sätze der „Menschenrechte" zu den Grundirrthümern auch unserer Zeit zählen, und was darum jeder Katholik, ja jeder ernst nachdenkende Mensch davon zu halten hat.

Menschenrechte:

„1. Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben frei und gleich. Die socialen Unterschiede können sich nur auf den gemeinsamen Vortheil stützen."

„2. Der Zweck jeder politischen Verbindung ist die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigenthum, die Sicherheit und

Leo XIII. sagt in der Encyklika „Immortale Dei": „Der hauptsächlichste unter den Grundsätzen der zügellosen Freiheit . . . und des sogen. neuen Rechtes . . ., welches dem christlichen und natürlichen Rechte in manchen Punkten widerspricht, heißt, alle Menschen seien, wie der Abstammung und Natur nach, so auch fürs Leben und Handeln einander gleich; jeder einzelne sei so sein eigener Herr, daß er in keiner Weise der Autorität eines andern unterstehe; er könne in allen Dingen denken und thun, was ihm beliebe; anderen zu befehlen, dazu habe keiner das Recht."

Ferner heißt es ebendaselbst: „Es liegt in der Natur des Menschen, daß er in bürgerlicher Gesellschaft lebe. Da nämlich die zu einem gesitteten Leben und zur vollkommenern geistigen Ausbildung nothwendigen Mittel vom vereinsamten Menschen nicht beschafft werden können, so hat die göttliche Vor-

der Widerstand gegen Unterdrückung."

„3. Der Grund jeder Oberherrschaft ruht seinem Wesen nach in der Nation. Keine Genossenschaft, kein einzelner Mensch kann eine Gewalt ausüben, die nicht ausdrücklich von ihr herkommt." (Damit wird alles Familien- und Elternrecht, unabhängig vom Staate und vor ihm existirend, geläugnet; jedem unabhängigen kirchlichen Rechte die Existenz abgesprochen.)

„6. Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens."

„10. Niemand darf um seiner Meinungen willen, selbst wenn sie die Religion betreffen, beunruhigt werden, außer wenn ihre Kundgebung die vom Gesetze angeordnete Ruhe stört."

„11. Die freie Mittheilung der Gedanken und Ansehung es derartig geordnet, daß er zur geselligen Verbindung nicht nur in Familie, sondern auch in bürgerlicher Gesellschaft geboren werde, da diese allein die Mittel bietet, welche zur Vervollkommnung des Lebens erforderlich sind."

Pius IX. verurtheilt in der Encyklika „Quanta cura" folgende Sätze: „Die häusliche Gesellschaft oder Familie besteht nur durch das Civilrecht; alle Rechte der Eltern ihren Kindern gegenüber, insbesondere das Recht des Unterrichts und der Erziehung, sind somit ein Ausfluß der bürgerlichen Gesetzgebung und hangen von ihr ab." — „Die kirchliche Amtsgewalt ist nicht nach göttlichem Recht getrennt und unabhängig von der bürgerlichen; diese Unterscheidung und Unabhängigkeit kann nicht eingehalten werden, ohne daß die Kirche wesentliche Staatsrechte verletzen und sich aneignen würde."

„Der Volkswille, der sich durch die öffentliche Meinung oder auf andere Weise kundgibt, ist höchstes Gesetz, ohne Rücksicht auf irgend welches göttliche oder menschliche Recht."

Leo XIII. sagt in der Encyklika „Immortale Dei": „Wer immer das Recht zu befehlen hat, hat es nur vom höchsten Herrn aller, von Gott."

Pius IX. verurtheilt in der Encyklika „Quanta cura" folgende Sätze: „Zur besten öffentlichen Ordnung gehört es, daß man es staatlicherseits als Pflicht erachtet, durch Strafbestimmungen gegen die Verletzung der katholischen Religion nur insoweit vorzugehen, als der öffentliche Frieden es nothwendig macht." — „Die Gewissens- und Cultusfreiheit ist das eigenste Recht eines jeden

sichten ist eines der kostbarsten Rechte des Menschen: jeder Staatsbürger darf demnach frei sprechen, schreiben und drucken, nur muß er sich in den vom Gesetz vorgeschriebenen Fällen über den Mißbrauch dieser Freiheiten verantworten."

Menschen: in jeder wohl geordneten Gesellschaft muß dies durch das Gesetz ausgesprochen und verkündet werden. Die Staatsbürger haben die volle Freiheit, all ihre Ideen und Meinungen durch Wort oder durch die Presse oder auf andere Weise zu bekunden und zu veröffentlichen; keine kirchliche oder staatliche Gewalt darf sie hierin beschränken."

Leo XIII. sagt in der Encyklika „Immortale Dei": „Jene Freiheit, ohne Einschränkung zu meinen und zu schreiben, was beliebt, ist in sich kein Gut, wessen die menschliche Gesellschaft mit Recht sich erfreuen könnte, sondern der Grund und die Quelle vieler Uebel."

So waren also die hauptsächlichsten Sätze der „Menschenrechte" von den folgenschwersten Irrthümern angesteckt. Doch war, wie schon oben gesagt, nicht alles auf Irrthum gestellt. Der 12. Satz: „Die Aufrechthaltung der Rechte des Menschen und des Bürgers erfordert eine öffentliche Gewalt; diese Gewalt ist demnach zum Besten aller eingeführt und nicht zum Privatnutzen derer, welchen sie anvertraut ist", faßt freilich die Aufgabe der öffentlichen Autorität zu eng, indem er dieselbe auf den bloßen Rechtsschutz beschränkt; sonst aber drückt er eine praktisch nur zu leicht verkannte Wahrheit aus. Leo XIII. sagt in seiner Encyklika Immortale Dei über die Staatsordnung folgendes: „Es muß aber die oberste Gewalt geführt werden zum Nutzen der Staatsbürger; denn diejenigen, welche den anderen vorstehen, haben dies ihr Vorsteheramt einzig und allein dazu, daß sie für die Wohlfahrt der Gemeinschaft sorgen. Es wäre durchaus verkehrt, wenn die Obergewalt im Staate dem Nutzen eines einzelnen oder einiger wenigen diente, da sie doch bestellt ist zum gemeinsamen Wohle aller." Wir haben also da irgend eine richtige und berechtigte Forderung, welche von den Revolutionsmännern freilich auf eine unberechtigte Weise geltend gemacht wurde. Eben weil schon seit langem jene Forderung des christlichen und natürlichen Rechtes von den Großen mißachtet ward, war der Zündstoff für den Ausbruch gewaltsamer und übertriebener Freiheitsforderung bereitet.

Es ist schon eine eingebürgerte Gewohnheit geworden, die Einleitung zur französischen Revolution mit der Regierung Ludwigs XIV. zu beginnen.

Es wäre nicht unrecht, noch weiter zurückzugreifen. Ludwig XIV. war eigentlich nur die schroffste Verkörperung der schon seit Jahrhunderten Wurzel treibenden und immer mehr sich auswachsenden Idee von der Staatsallmacht in der Form des absoluten Königthums. Das bekannte „Der Staat bin ich" drückt nur halb die Rechtsstellung aus, in die sich ein Ludwig XIV. und mit ihm nicht wenige andere Fürsten der alten Ordnung hineingeträumt hatten und nach der sie handelten. Eine jüngst erschienene Schrift sagt nicht unpassend, es sei ein „christlich-heidnisches" Regiment gewesen[1]. Wenn man die Schilderungen Taine's in seinem L'ancien régime liest, so sollte man freilich meinen, man habe in dem Könige von Frankreich einen orientalischen Despoten vor sich, dem Land und Leute vollständig zu eigen gehören und ohne dessen Willen keiner Hand oder Fuß bewegen darf.

Mit anderen Worten: Staatsgewalt gilt nicht mehr als die oberste Gewalt, sondern ist Allgewalt; kein Recht über und neben dem staatlichen Recht; dieses ist das oberste Recht und die Quelle alles Rechts, der König der eigentliche Inhaber und Träger: solche Ideen lagen nicht zwar voll und ganz entwickelt in der Rechtsanschauung der damaligen Zeit — so gründlich war das Bewußtsein vom natürlichen und göttlichen Recht noch nicht ausgemerzt —, aber es war doch mehr als ein Ansatz derselben in der Regierungsweise zu finden.

Früher konnte ein christlicher Fürst es nicht ungestraft wagen, an den Rechten der Stände zu rütteln, oder die einzelnen Gruppen der Staatsangehörigen, welche sich organisch gegliedert in den staatlichen Gesammtkörper einfügten, nur wie die Räder einer Maschine anzusehen, welche bloß in ihrer Verbindung mit dem Ganzen Thätigkeit haben und Nutzen bringen. Jede Gruppe hatte ein Leben für sich, hatte Rechte für sich, hatte Verwaltung für sich. Die höchste staatliche Autorität, die königliche Gewalt, hatte zunächst die Aufgabe, jene Rechte zu schützen; nur insofern das Gesammtwohl es nothwendig machte, konnte sie in jene Rechte ändernd und leitend eingreifen; sonst fand auch die oberste staatliche Gewalt an den Rechten der einzelnen Körperschaften sowohl wie an denen der Individuen ihre Schranke. Vor allem aber war es das höhere Recht der Kirche, welches auch der höchste Fürst achten mußte, welchem auch ein christlicher König und Kaiser unterstand. Ja, wo immer es nicht bloß dem Namen,

[1] G. de Pascal, Révolution et évolution; le centenaire de 1789 et les Conservateurs catholiques, p. 34.

sondern auch der That nach christliche Fürsten gab, war es gerade die Kirche und die kirchliche Gewalt, welche einen Staatsabsolutismus auch im Königsmantel nicht aufkommen ließ. Sie schützte Hoch und Niedrig, Reich und Arm; das Recht der Fürsten sicherte sie gegen Unbotmäßigkeit und Aufruhr von unten, das Recht des Volkes gegen Vergewaltigung von oben. Auch die Großen der Erde fanden es nicht unter ihrer Würde, Christus, dem König der Könige, zu dienen, und deshalb auch der Stimme seines Stellvertreters, des gemeinsamen Vaters der ganzen Christenheit, Folge zu leisten, der Kirche und dem kirchlichen Recht sich zu unterwerfen.

Allein schon seit langem hatte die Praxis die Idee der weltlichen Macht gefälscht. Sie suchte auch die geistliche Macht sich dienstbar zu machen. In Deutschland hatte die sogen. Reformation den Fürsten das oberste Recht in Sachen der Religion zugeschrieben; in Frankreich war es, als ob der allerchristlichste König dem Spruch: „Der Staat bin ich", den noch anmaßendern und unvernünftigern: „Das Christenthum bin ich", hätte hinzufügen wollen. Cardinal Hergenröther zeichnet schon die Periode von Papst Bonifaz VIII. und dem französischen König Philipp IV. an bis zum 16. Jahrhundert sehr richtig auf folgende Weise[1]: „Diese Periode bildet den Uebergang zu der neuen Zeit. Sie zeigt uns das Sinken der päpstlichen Macht . . . das Aufkommen eines weltlichen, der Kirche feindseligen Staatsbewußtseins, das Ueberhandnehmen der staatlichen Eingriffe in das kirchliche Gebiet. Die Könige entzogen sich immer mehr der Leitung der Kirche; dem ghibellinischen Staatsgedanken huldigend, glaubten sie sich ihrer Vormundschaft entwachsen; Philipps IV. Beispiel fand Nachahmung, und so bildete sich eine immer größere Kluft zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt. Die Kirche sollte dem irdischen Reiche nicht mehr übergeordnet, sondern untergeordnet sein; man betonte noch die Nebenordnung, aber legte bereits Hand an die völlige Unterjochung der Kirche, die nicht sofort gelingen, aber Fortschritte machen konnte. War der Papst nicht mehr Schiedsrichter der Fürsten, so entschied in ihren Zwisten noch allein das Schwert; ging das Gefühl der Einheit und der Familienverbindung der christlichen Völker verloren, so gewann die Nationaleifersucht und Selbstsucht immer größern Boden; die Politik trennte sich gänzlich von der Moral und der Religion. Aber auch dem irdischen Reiche drohten damit neue Gefahren."

Freilich bereitete sich das irdische Reich gerade durch die Vergewaltigung der Kirche und ihrer göttlichen Rechte Gefahr und Verderben. Die

[1] Kirchengeschichte. II. Bd. S. 1.

Kirche mit ihrer moralischen und göttlichen Macht war, wenn sie diese mit der Vollkraft ihrer Bedeutung einsetzen konnte, der stärkste Wall zum Schutze aller natürlichen und menschlichen Rechte. Das Niederlegen oder Durchlöchern dieses Walles entzog nicht nur den augenblicklich Schwächeren den Schutz gegen die Eingriffe gewaltthätiger Großen, sondern hielt auch ein bedrücktes Volk nicht mehr in den Schranken rechtmäßigen Widerstandes, wenn es sich gegen die Bedrückung der Herrscher einmal mächtig genug glaubte. — Zudem mußte das Beispiel der Unbotmäßigkeit und Ungerechtigkeit gegen die Kirche nur zu leicht zur Nachahmung auf dem staatlichen Gebiete reizen. Galt die höchste, von Gott unmittelbar aufgestellte Autorität nichts mehr, konnte dieser mit Trotz und Drohung begegnet werden: wie sollte dann die minder erhabene Autorität von Königen und Fürsten so unantastbar sein, daß man vor ihr hätte Halt machen müssen? Sie stützte sich da nur mehr auf Schwerter und Bajonette; diese konnten auch einmal in andere Hände übergehen. — Dann aber forderte das himmelschreiende Unrecht, welches die weltlichen Fürsten der Kirche zufügten, und zwar nicht selten noch mit der heuchlerischen Miene frommer Söhne, die Strafgerechtigkeit Gottes heraus. Das der Kirche zum Unterpfand gegebene prophetische Wort: „Volk und Reich, das dir nicht dienen will, wird zu Grunde gerichtet; bis zur Oede wird die Verwüstung solcher Völker gehen", mag zuweilen jahrhundertelang seiner Erfüllung harren — Gott ist langmüthig und lohnt so oft auch das stückwerkartige Gute, welches unter vielem Bösen sich noch vorfinden mag —: aber schließlich ist auch das Maß der göttlichen Langmuth erschöpft; wenn der strafende Arm Gottes vor ganzen Reichen und Völkern nicht Halt macht, dann noch weniger vor Herrschern und Dynastien.

Die Bedrängung der Kirche von seiten der gekrönten Häupter war gerade vor der Revolution des vorigen Jahrhunderts eine hochgradige geworden. Zu den Rechtsverletzungen gesellte sich noch ein ruhiges Geschehenlassen gegenüber den Verunglimpfungen, von denen die aufgeklärte Philosophie gegen die Kirche strotzte. Es war ein wahrer Augiasstall von Lästerungen, mit denen man Christus und seine Kirche, ja die Gottheit selber ungestraft beschmutzen konnte. Aber der Pesthauch solcher Frivolität und Lästerung gebar eine andere Seuche, den Freiheitsschwindel und Umsturzgeist, welcher Europa mit Leichen und Trümmern bedeckte und Königshäuser vom Erdboden wegfegte.

Hätte das Stück Wahrheit und Berechtigung, welches in den Freiheitsideen lag, einen andern Boden gefunden, ein von christlicher Ge-

sinnung durchdrungenes Volk, und wäre es so rein und ungefälscht aufgekeimt: dann hätte es der Ausgangspunkt einer wahrhaft heilbringenden Umbildung der alten gesellschaftlichen Ordnung werden können; eine freiheitliche Staatenordnung, die gleich sehr vor Willkür von oben wie vor Zügellosigkeit von unten würde geschützt haben und jedem Stand und Rang in Wahrheit seine Freiheit gegeben hätte, nicht aber Sklaverei und Massenelend unter der Freiheitsmaske würde sich mit dem Fortschritt der Cultur haben herausbilden können. Jetzt aber hat durch Schuld des Volkes und durch Schuld der berufenen Leiter der Völker und Staaten die verfehlte Ausbildung der Freiheitsideen eine solche Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse herbeigeführt, daß weniger als ein Jahrhundert genügt hat, um die heutige Welt für einen ärgern Umsturz reif zu machen, als derjenige von 1789 es war, zu dem viele Jahrhunderte das vergangene Geschlecht vorbereiten mußten. Die Idee der Staatsallmacht, diese Mörderin jeder wahren Freiheit, ist seit 1789 nicht nur nicht verschwunden, sie ist noch grasser ausgebildet, nur ihr Träger ist gewechselt. Das Volk wurde zum König proclamirt, und wo heutzutage noch ein Fürst an der Spitze steht, ist es Mode geworden, ihn als von Volkes Gnaden zu betrachten; in Wahrheit waren und sind es immer nur die jeweiligen Sprecher und Führer des Volkes, welche ihre Willkür mit dem Namen Volkswillen decken. Dieser vermeintliche Volkskönig ist weit unersättlicher und anmaßender, als es ein monarchischer König der alten Zeit sein konnte und war. Die Gelehrtenweisheit unserer Tage hat die Erbschaft der Gottlosigkeit des vorigen Jahrhunderts angenommen und mit ihr gewuchert. Sei er Volksstaat oder Beamtenstaat oder Abgeordnetenstaat: der moderne Staat ist eben ein wahrer Abgott geworden, dem man göttliche Rechte zuschreibt, von dem es keine Berufung gibt, weder an Kirche, noch an Gewissen, weder an geschichtliches noch an natürliches Recht; er gibt alles: legitimes Dasein, Recht, Besitz, Bildung, Religion, d. h. Verbildung und Irreligion; er nimmt alles: Steuer, Blut, Gewissen; ihm gehört Leib und Seele; das einzige, was er läßt und was alles Gute in sich fassen muß, ist das stolze Bewußtsein, Staatsbürger zu sein.

Wie ganz anders würde die Freiheit, auch die politische Freiheit, sich ausgestaltet haben und sich auch jetzt noch ausgestalten, wenn die öffentlichen Verhältnisse nach den Normen geordnet würden, wie die Kirche sie immer gefordert und wie zumal Leo XIII. in unseren Tagen sie in seinen Encykliken und Allocutionen gezeichnet hat! Noch jüngst in der Consistorial-Allocution vom 11. Februar 1889 klagt er, wie die Frucht

falscher Lehre in den Einrichtungen und Sitten unserer Zeit überall herangereift, wie fast alle Staaten, groß und klein, den christlichen Charakter abstreifen und von dem Wahn angesteckt sind, welcher die ganze staatliche Ordnung ohne Religion herzustellen wünscht. „Wir haben es niemals unterlassen," fährt der Heilige Vater, an die um ihn versammelten Cardinäle sich wendend, fort, „an Heilmittel zu denken. Ihr selbst seid Zeugen, Ehrwürdige Brüder, wie sehr Wir allen Fleiß und alle Mühe darauf verwendet haben, um klarzustellen, wohin denn endlich jener elende Abfall von Gott führen müsse, und um die Abgeirrten zu ihrem Befreier zurückzuführen, dem eingeborenen Sohn Gottes, unter dessen Obhut und treuem Schutz sie beständig und vertrauensvoll hätten verharren müssen." Eine Freiheit freilich, welche dem Bösen sich zuwendet, ist, wie Leo XIII. in seiner Encyklika Libertas praestantissimum sagt, ein Mißbrauch und „eine Fälschung der Freiheit". Eine solche Freiheit, führt derselbe Papst in der Constitution Immortale Dei aus, „kann die Kirche nicht billigen. Aber die wahre und wünschenswerthe Freiheit ist die, welche fürs Privatleben den Menschen dem Irrthum und der Begierlichkeit, jenen tyrannischen Herren, nicht unterwürfig sein läßt, und welche fürs öffentliche Leben den Staatsangehörigen mit Weisheit vorsteht, zur Mehrung der Wohlfahrt reichlich Mittel und Fähigkeit schafft, und das Gemeinwohl gegen fremden Eingriff vertheidigt. Diese lobenswerthe und menschenwürdige Freiheit billigt die Kirche durchaus, diese den Völkern sicher und unversehrt zu erhalten, war sie stets eifrig bemüht. In der That, was nur im Staat zum allgemeinen Wohl am besten sich erweist; was gegen eine Uebermacht der Fürsten, zum Schaden des Volkes sich alles erlauben zu dürfen, weise eingerichtet ist; was die oberste Staatsgewalt hindert, in die Gemeinde- und Familienangelegenheiten in unzuträglicher Weise sich einzumischen; was immer nur dazu dient, die Würde und Persönlichkeit des Menschen und die Unparteilichkeit in den Rechten aller einzelnen zu wahren: das alles ist, wie die Zeugnisse der verflossenen Jahrhunderte beweisen, entweder von der katholischen Kirche ausgegangen, oder es ward von ihr stets begünstigt und geschützt." In diesen Worten sagt Leo XIII. klar, daß gerade die katholische Lehre eine bürgerliche und politische Freiheit in ausgiebigem Maße befürwortet; zum Ueberfluß sagt der Papst noch ausdrücklich: „An sich ist es gar nicht zu tadeln, daß das Volk sich an den staatlichen Angelegenheiten betheiligt; das kann bei gewissen Verhältnissen und gewissen Gesetzen nicht bloß von Nutzen, sondern selbst Pflicht der Staatsangehörigen sein."

Und welches ist das Mittel, diese wahre Freiheit, welche gegen Tyrannei und Zügellosigkeit in gleicher Weise schützt, zu erreichen und zu bewahren? Ein leichtes, aber auch das einzige Mittel ist die praktische Annahme der Grundsätze, welche gerade in den angeführten Encykliken Immortale Dei und Libertas praestantissimum aufgestellt werden:

1. Das Recht, zu befehlen, kommt schließlich von Gott. 2. Das Recht, zu befehlen, muß bei seiner Bethätigung auf das Wohl und den Nutzen der Staatsangehörigen gerichtet sein; nicht zum Besten des einen oder der wenigen, sondern zum Gemeinwohl ist die Staatsgewalt da. 3. Der legitimen Gewalt, von wem immer sie innegehalten wird, sich widersetzen, heißt dem göttlichen Willen sich widersetzen; ihr den Gehorsam aufkündigen und durch Erregung der Massen Aufruhr anstiften, ist ein Majestätsverbrechen nicht nur gegen die Menschen, sondern auch gegen Gott. 4. Auch der Staat muß sich um Gott kümmern; Verbrechen wäre es, wollte er die Sorge um Gott und Religion als ihm fremd und unnütz beiseite setzen; auch für ihn ist es Pflicht, nach der Religion sich zu richten, welche Gott in unverkennbarer Weise als die einzig wahre bekundet hat. 5. Der Kirche Christi hat der Staat volle Freiheit und Schutz zu gewähren, und ihre Rechte hat er unangetastet und ungeschmälert zu lassen.

Das sind die wesentlichsten Punkte einer wahrhaft freien, weil christlichen, Staatsverfassung. Sie sollten und müßten die Grundlage jedes Reichsgesetzbuches bilden. Verschaffe man ihnen Anerkennung und praktische Geltung: dann wird die Saugmaschine, welche von seiten des Staates durch die Steuerlast, von seiten des Geldkapitals durch Wucher aller Art am Aufzehren des Klein- und Großbesitzes mit Hochdruck arbeitet, bald zum Stillstand kommen; dann wird der Furcht vor dem rothen Gespenst der Socialdemokratie bald der Boden entzogen sein; dann wird der Nothschrei wegen Gewissensbedrückung verstummen, Klassenhaß und Parteihader aufhören, und die vereinten Kräfte des Volkes, ja der Völker werden auf Wahrung des Friedens und der Wohlfahrt erfolgreich sich richten können.

Will man aber auf die Erbschaft des Revolutionszeitalters, auf die gefälschten Freiheitsideen der Zügellosigkeit und Gottlosigkeit nicht verzichten, dann wird diese Erbschaft Glück und Wohl der Völker bis auf die Wurzel verzehren: Gott wird in seiner Gerechtigkeit das Inventar machen; die Schuldabrechnung wird schrecklich sein.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Entstehung und Entwicklung des Kirchenstaates[1].

Das weltliche Fürstenthum des römischen Bischofs, wie es bis zu den Revolutionsjahren 1859 und 1870 bestand, ist das Ergebniß einer vielhundertjährigen Entwicklung.

Unter der unverkennbaren Leitung Gottes, ohne Unrecht und Gewalt, ohne List und Betrug entstand für das Haupt der Kirche ein unabhängiger, weltlicher Besitz: der materielle Untergrund und die äußere Sicherstellung seiner geistlichen Weltherrschaft.

Rom, welchem das eiserne Scepter entfallen war, womit es Jahrhunderte hindurch die Völker beherrscht hatte, erhielt den Hirtenstab, um Mittelpunkt zu werden des irdischen Gottesreiches, der Kirche Jesu Christi. Aufs neue wurde es Fürstenstadt und sah in seinen Mauern abermals einen Königsstuhl sich erheben, von welchem aus ein Priester-König, der Papst, seines erhabenen Amtes in Freiheit und Unabhängigkeit walten sollte.

---

[1] Zaccaria, Dissert. de Patrimoniis S. R. E. ad Johannem VIII. (Dissertt. latt. de rebus ad hist. atque antiq. eccl. pertinentibus. Fulginiae 1781, tom. II, p. 68 sqq.); Muratori, Antiq. Ital. tom. V. p. 797, dissert. 69; Sack, De patrimoniis eccles. Rom. circa finem saec. VI. (Commentt. quae ad theol. hist. pertinent, 1821, p. 25 sqq.); Analecta juris pontificii, tom. II. Romae 1860, col. 1933 sqq.: Domaines temporels de l'Eglise; Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat, Freiburg 1872, S. 360—372; Gfrörer, Gregorius VII. und sein Zeitalter, 1860, Bd. V. S. 1—241 ff.; Gosselin, Die Macht des Papstes im Mittelalter, oder historische Untersuchungen über den Ursprung der zeitlichen Herrschaft u. s. w. Aus dem Französischen von Stoeveken, Münster 1847, Bd. I, S. 106 ff.; Papencordt, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter, Paderborn 1857, S. 112 ff.; Scharpff, Entstehung des Kirchenstaates, Freiburg 1860; Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter, I u. II (3. Aufl.), Stuttgart 1877; Reumont, Gesch. der Stadt Rom II, Berlin 1867; Grisar, Ein Rundgang durch die Patrimonien des Heiligen Stuhles um das Jahr 600 (Zeitschr. für kath. Theol., 1877, S. 321 ff.); W. Martens, Die römische Frage unter Pippin und Karl d. Gr., Stuttgart 1881; Derselbe, Neue Erörterungen über die römische Frage, Stuttgart 1882; H. v. Sybel, Die Schenkungen der Karolinger an die Päpste (Historische Zeitschr., 1880, S. 47 ff.); B. Niehues, Die Schenkungen der Karolinger an die Päpste. Eine Replik gegen H. v. Sybel (Görres-Gesellschaft, Histor. Jahrbuch, 1881, S. 76—99. 201—241); G. Hüffer, Die Echtheit der Schenkung Karls von 774 (Histor. Jahrb., 1881, S. 242 ff.); F. Brabant S. J., L'origine, le développement et les vicissitudes du pouvoir temporel des Papes, Bruxelles 1879; L. Oelsner, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter König Pippin, Leipzig 1871, S. 1—11. 98—164 (Jahrbücher der deutschen Geschichte).

Daß die Kirche zu Rom, und zwar als Körperschaft, schon zur Zeit der heidnischen Kaiser nicht unbedeutendes Eigenthum besaß, ist unzweifelhaft. Oft zwar wurde es ihr im Sturm der Verfolgung entrissen; allein, als sie aus dem Dunkel der Katakomben an das Tageslicht trat, und als der eben noch Geächteten der Schutz des Staates zu theil wurde, da war sie schon rechtliche Besitzerin von Liegenschaften [1].

Der älteste größere Besitz des römischen Stuhles, oder vielmehr seiner Inhaber, der Päpste, dürfte der Lateran sein.

Wann das altrömische Geschlecht der Lateranen [2] seine prächtige Wohnung der Kirche übergeben hat, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Ob der vom hl. Paulus erwähnte Pudens (2 Tim. 4, 21), ob die unter Nero gemarterten Anastasia und Basilissa aus der gens Laterana waren, ob die von Pius I. (142—157) geweihte Kirche zu den Gebäulichkeiten des Lateran gehörte, mag dahingestellt bleiben [3]; gewiß ist, daß die römische Synode, welche im Jahre 313 gegen die Donatisten abgehalten wurde, im Lateranpalast stattfand, der zu diesem Zweck von der Kaiserin Fausta den Bischöfen zur Verfügung gestellt wurde [4]. Bald darauf scheint Constantin der Große den in kaiserlichen Besitz übergegangenen Palast dem römischen Bischof und dessen Nachfolgern geschenkt zu haben [5]. Tausend Jahre, von Sylvester I. (314—335) bis Clemens V. (1305 bis 1314), bildete er die ständige Wohnstätte des Oberhauptes der Kirche; in seinen Räumen wurde aus dem Papst der Papst-König.

Wie die uralte Basilika des Lateran die Aufschrift führt: „Aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises Mutter und Haupt", so kann man also auch den Palast des Lateran bezeichnen als den Anfang des weltlichen Fürstenthums der Kirche.

Das Mailänder Duldungsedict vom Jahre 313 ist aufzufassen als Dankesäußerung des Kaisers für den Sieg an der Milvischen Brücke (312).

---

[1] Quoniam iidem Christiani non ea loca tantum, ad quae convenire consueverunt, sed alia etiam habuisse noscuntur ad jus corporis eorum, id est ecclesiarum, non hominum singulorum, pertinentia, ea omnia . . . iisdem Christianis, id est corpori et conventiculis eorum reddi jubebis (Edict des Licinius bei Lactant., De morte persecut. c. 48).

[2] Plautus Lateranus, designirter Consul, wurde als Mitschuldiger an der Verschwörung des Piso unter Nero hingerichtet (Tacit. Annal. XV. c. 49 et 60); Juvenal (Sat. X, 17) erwähnt die „egregias Lateranorum aedes".

[3] Vgl. Acta SS. Maji IV, 295—300.

[4] S. Optati De schismat. Donatistarum, lib. I, 23 (Migne XI, 931): Convenerunt in domum Faustae in Laterano; Mansi II, 436; Harduin V, 1499.

[5] Ciampini, De sacr. aedif. p. 7.

Constantin hatte mit Hilfe des Christengottes (τούτῳ νίκα) seinen Gegner Maxentius vernichtet; dafür erhielt die Religion dieses mächtigen Gottes staatliche Anerkennung und Schutz. Befreit von dem Druck der Verfolgung, entwickelte sich die göttliche Keimkraft der Kirche in raschester Folge. Schon allein vom weltlich-politischen Standpunkt aus mußte dem Kaiser daran gelegen sein, dem mächtig aufstrebenden, alle Klassen der Bevölkerung durchdringenden Christenthum auch äußerlich eine glänzende Stellung zu verschaffen. Eusebius und das „Papstbuch" berichten wiederholt und ausführlich über die kaiserliche Freigebigkeit des ersten, wenn auch erst auf dem Todesbett christlich gewordenen Imperator. Besonders reichlich wurde die römische Kirche bedacht; auch wenn man nicht alle Einzelangaben des „Papstbuches" gelten lassen will, immerhin bleibt es eine Thatsache, daß Constantin bedeutende Güter nicht nur in und um Rom, sondern auch in fernen Provinzen der Kirche und dem bischöflichen Stuhle zu Rom schenkte [1].

---

[1] Das „Papstbuch" (ed. Duchesne I, p. 177—187) zählt in langer Reihe diese Eigenthumsübertragungen von Gebäulichkeiten, Kostbarkeiten und Liegenschaften auf („Donum quod obtulit Constantinus Augustus beato Petro Apostolo"). Mit Recht kann man dies alles mit dem Sammelbegriff „Schenkung Constantins" bezeichnen. Die großartige Länderschenkung aber, welche unter diesem Namen (Constitutum Constantini) noch bis ins letzte Jahrhundert hinein als echt vertheidigt wurde, ist eine Fälschung. Nach H. Grauerts eingehenden Untersuchungen (Histor. Jahrb., 1883, 525—617) ist diese Fälschung fränkischen Ursprungs und ihre Entstehungszeit etwa zwischen die Jahre 840 und 850 zu setzen. In neuester Zeit suchen H. Brunner (Das Constitutum Constantini, Festgabe für R. von Gneist zum Doctor-Jubiläum, Berlin 1888) und J. Friedrich (Die Constantinische Schenkung, Nördlingen 1889) gegen die Grauert'schen Ausführungen Rom als Brutstätte der Fälschung zu erweisen. Allein der unbefangene Beurtheiler wird die Aufstellungen Grauerts als einstweilen noch unwiderlegt gelten lassen müssen. Zumal die Schrift Friedrichs setzt sich aus sehr luftigen Hypothesen zusammen. Sein ganzes zweites Kapitel: „Benutzung des Constitutum Constantini durch Papst Hadrian I. im Jahre 785", beweist rein gar nichts. Denn selbst zugegeben, daß in zwei Hadrianischen Briefen Aehnlichkeiten mit dem Constitutum sich finden, so folgt daraus nichts, weil es sehr möglich ist, daß nicht Hadrian das Constitutum, sondern der Fälscher des Constitutum die Briefe Hadrians benutzt habe. Uebrigens erklären sich auch protestantische Forscher ersten Ranges gegen die so beliebte und als sicher hingestellte Deutung der Hadrianischen Briefe; so F. A. Biener (De collect. canon. eccl. Graec. p. 75), Gieseler (Kirchengeschichte II. 1, S. 35, § 5, Note p), A. Dove (De Sardinia insula, p. 42 sqq.), S. Abel (Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Karl d. Gr. I, S. 208, Note 1), Th. Sickel (Das Privilegium Otto's I. für die Römische Kirche, S. 50 ff.). Außer den Genannten ist zur Literatur über das „Constitutum" noch anzuführen: Karl Zeumer, Der älteste Text des Constitutum Constantini (Festgabe, S. 39—60); H. M. Colombier S. J., La donation de

Dem Beispiele des Staatsoberhauptes folgten die großen und fürstlich reichen Familien Roms, die alten Senatoren- und Rittergeschlechter[1]. Ein Gesetz vom Jahre 321 gestattete, daß kirchliche Anstalten von jedermann Vermächtnisse annehmen durften[2]. Die Früchte dieser Begünstigung waren so erstaunlich groß, daß schon nach 50 Jahren (370) Kaiser Valentinian I. glaubte, eine Beschränkung dieses Gesetzes eintreten lassen zu müssen[3].

Endlich sei für diese ersten Jahrhunderte der freien Entwicklung der Kirche noch auf ein anderes Zeichen hingewiesen, welches deutlich bekundet, daß mit der sich entfaltenden geistlichen Macht der Päpste auch der materielle Besitz des römischen Stuhles gleichen Schritt hielt. Gfrörer schreibt darüber[4]: „Eine Thatsache, welche tief in die Weltgeschichte eingreift, legt von dem Aufschwunge päpstlichen Reichthums und seiner unausbleiblichen Folge, politischer Unabhängigkeit des Stuhles Petri, merkwürdiges Zeugniß ab. Seit der Zeit, da die Einheit des römischen Reichs in zwei Kaiserthümer, das östliche und das westliche, aufgelöst zu werden begann, hat nicht ein einziger der Beherrscher des Westens in Rom dauernd seinen Sitz aufgeschlagen, obgleich fast alle in Italien lebten, und obgleich viele unter ihnen waren, die während der zunehmenden Schwäche des Staats die Hilfsmittel, welche der Zauber des römischen Namens bot, sehr gut hätten brauchen können. . . . Warum ließ sich nun von so vielen Fürsten, die noch den Titel Römischer Kaiser führten, oder Könige Italiens hießen, auch nicht ein einziger in der ehemaligen Welthauptstadt nieder? warum haben die meisten Rom nur vorübergehend, einige vielleicht gar nie besucht? Meines Erachtens gibt es nur eine ge-

---

Constantin (Etudes religieuses 1877, XI, p. 801—829); Dominicus Jacobatius S. R. E. Cardinalis, De Concilio lib. X, art. 8 (Roccaberti, Biblioth. maxima pontificia, Romae 1698, tom. IX, p. 616—622); Döllinger, Papstfabeln, München 1863, S. 61—106.

[1] Aus einem Briefe Hadrians I. vom Mai 778 (es ist derselbe Brief, welcher für die „Constantinische Schenkung" citirt wird) erhalten wir Kunde von Eigenthumsübertragungen römischer Großen an den Apostolischen Stuhl (Cod. Carol. ed. Jaffé, Ep. 61, p. 200; Jaffé, Regesta I. n. 2423 [1854]; Migne XCVIII, 306). Hochinteressant ist es, in den Schenkungsurkunden an die Römische Kirche den Namen altheidnischer Patricierfamilien zu begegnen. Unter Gregor d. Gr. finden wir da die Massa Papirianensis (Ep. X, 13; Migne LXXVII, 1075), Furiana (Ep. IX, 84; M. l. c. 1015), Varroniana (Ep. I, 44; M. l. c. 503), den Fundus Cornelii (Ep. XIV, 14; M. l. c. 1319), das Xenodochium (Ep. XII, 39; M. l. c. 1248).

[2] Cod. Theodos. XVI. tit. 2, l. 4. [3] Ibid. l. 20.

[4] Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. Schaffhausen 1860. Bd. V. S. 10.

nügende Antwort auf diese Frage: sie scheuten längern Aufenthalt zu Rom, weil sie fühlten, daß in einer Stadt, die einen priesterlichen Charakter angenommen hatte, sie nicht mehr in dem Maße, wie es Könige wünschen und wünschen müssen, die erste Rolle spielen würden. Jene Thatsache ist daher ein unwiderleglicher Beweis nicht nur der Macht, sondern auch des Reichthums der Päpste. Denn ohne Besitz kann keine Gewalt — auch nicht eine geistliche — in die Länge bestehen."

Wir überspringen einen Zeitraum von 250 Jahren. Gregor I. der Große (590—604), welchen das Römische Martyrologium mit vollem Recht den „unvergleichlichen Mann" nennt, ziert den Stuhl Petri. Der Bischof von Rom im alten Palast der Lateranen ist der größte Grundherr Italiens, ja des ganzen Abendlandes geworden. Er ist der eigentliche Schutzherr Roms, welches zwar noch immer dem oströmischen Kaiser untersteht, aber bei jeder Noth und Gefahr nicht in Byzanz oder Ravenna, sondern im Lateran Schutz und Hilfe sucht.

Wahrhaft königlich ist das Ansehen, welches der Statthalter Christi schon genießt. Sein weltlich-politischer Einfluß folgt seinem Grundbesitz, und dieser dehnt sich aus über Italien, Sicilien, Sardinien, Corsica, Gallien, Dalmatien, Illyrien und Nordafrika.

Ein verhältnißmäßig klares Bild des damaligen Grundeigenthums der römischen Kirche läßt sich gewinnen aus den Briefen Gregors des Großen[1]. Sein Wirken zu Gunsten der Patrimonien ist, wie Grisar, dem wir hier folgen, hervorhebt, „epochemachend"[2]. Durch seine rastlose Thätigkeit für die materielle Macht der Kirche, einzig beeinflußt von den lautersten Beweggründen für das Wohl der Menschen, zeitigte der Sohn des hl. Benedikt die äußere Anerkennung der politischen Unabhängigkeit des kirchlichen Eigenthums fast bis zur vollen Reife. Ein Jahrhundert später trat der Papst auch formell in die Reihe der Souveräne. Die Welt staunte nicht; denn thatsächlich war der Bischof von Rom schon lange souverän gewesen.

Nach einer Notiz des Diakons Johannes, des Lebensbeschreibers Gregors, besaß unter dessen Pontificat die römische Kirche mindestens 23 Patrimonien, nämlich das sicilische, das syracusanische, das panormitanische, das calabritanische, das apulische, das samnitische, das neapolitanische, das von Campanien, das tuscische, das sabinische, das nur-

[1] Jaffé, Regesta I. (ed. 2), n. 1069—1994; Migne LXXVII, 442—1328.
[2] A. a. O. S. 322 ff.

sinische, das carseolanische, das von der Appischen Straße, das von Ravenna, das istrische, das dalmatische, das illyrische, das von Sardinien, das corsikanische, das von Ligurien, das der Cottischen Alpen, das germanicianische und das gallikanische[1].

Wie bedeutend diese Patrimonien an Umfang und Erträgniß waren — freilich mit Unterschied —, läßt sich aus sicheren Nachrichten über das sicilische entnehmen. Zur Zeit Leo des Isauriers (714—741) betrugen die jährlichen Einkünfte des Römischen Stuhls aus Sicilien und Calabrien drei und ein halbes Talent oder 350 Pfund Gold. Ohne den viel höhern Geldwerth der damaligen Zeit in Anschlag zu bringen, ergibt das die große Summe von 25 200 Solidi oder 319 064 Mark[2]. Daß Größe und Einnahme dieses Patrimoniums unter Gregor I. wesentlich kleiner gewesen wäre, läßt sich nicht annehmen. Im Jahre 591 mußten die Bauern, welche auf den päpstlichen Besitzungen in Sicilien lebten, jährlich dreimal je 507 Solidi dem griechischen Kaiser als Steuer entrichten, ungefähr 12 838 Mark[3]. Trotz dieser gewaltigen Abgaben blieb Gregor der Große im Stande, zur selben Zeit noch bedeutende Almosen aus den sicilischen Einkünften zu vertheilen. So im gleichen Jahr Getreide im Werthe von 3600 Solidi oder 45 580 Mark, und ein ferneres Geldgeschenk von 300 Solidi oder 3798 Mark[4].

Solche Summen flossen aus einem Patrimonium. Es gab aber, wie wir hörten, zum mindesten deren dreiundzwanzig. Nicht ganz ungerechtfertigt erscheint deshalb die Annahme von Bianchini-Giovini[5], das Gesammterträgniß aller Patrimonien habe sich damals auf 200 000 Solidi in Gold und 500 000 Solidi in Naturalien belaufen ($6^1/_2$ Millionen Mark); und Scharpff[6] glaubt, nach dem Vorgang von Lau[7], den Flächeninhalt des päpstlichen Besitzes auf 85 Quadratmeilen angeben zu können; eine Ausdehnung, welche dem frühern Herzogthum Nassau ungefähr gleichkommt.

Einen Blick müssen wir noch werfen auf das Patrimonium von Campanien. Seine Hauptstadt war Neapel; und hervorragende Geschichtsforscher schreiben dem Papst den Besitz dieser großen und mächtigen

---

[1] S. Gregorii Papae Vita, lib. I, 53 (Migne LXXV, 110).
[2] Theophanes, Chronographia, ed. Bonn. p. 631. [3] Ep. I, 44.
[4] Ep. I, 72 (Migne LXXVII, 527); Ep. II, 32 (M. l. c. 566).
[5] Il Pontificato di s. Gregorio il Grande. Milano 1844. p. 170.
[6] A. a. O. S. 38.
[7] Gregor der Große. Leipzig 1845. S. 50.

Stadt zu[1]. Und wirklich sind die Thatsachen, welche das Verhältniß zwischen Neapel und dem päpstlichen Stuhl charakterisiren, derartig, daß man leicht zur Aufstellung eines Besitzrechtes kommen kann.

Im Jahre 592 ernennt Gregor I. einen militärischen Tribun für Neapel, und die kaiserlichen Soldaten leisten diesem Gehorsam. Bald darauf (600) befiehlt der Papst dem Bischof Fortunatus von Neapel, eine Wasserleitung und die Stadtthore an den Magistrat auszuliefern. Ferner stellt Gregor eine Handwerkerzunft Neapels unter seinen Schutz und verficht kraftvoll die Rechte der Stadt auf gewisse Ländereien[2].

Wir lassen es völlig dahingestellt, ob man aus diesen Vorgängen einen zwingenden Beweis herleiten kann für das päpstliche Besitzrecht auf Neapel. Eine andere in ihrer Art viel bedeutsamere Thatsache ergibt sich hieraus: die Thatsache des großartigen politischen Einflusses des Papstes und die Anerkennung dieses Einflusses durch Volk und Kaiser.

In einigen Zügen müssen wir diesen Einfluß zu zeichnen suchen, und wir beginnen mit dem Zugeständniß eines höchst unverdächtigen Beurtheilers, des Juden Samuel Sugenheim[3]: „Gewöhnlich waren sie (die Päpste) die Helfer aus aller Noth, schafften das zur Besoldung der Truppen erforderliche Geld wie die nöthigen Lebensmittel herbei, um dem drohenden Schrecken des Hungers zu wehren, wie sie denn auch nicht selten Kriegsgefangene loskauften. ... Da nun der Schützer auf die Beschützten stets entschiedenen Einfluß ausübt, und die entfernten Kaiser sich ebensosehr durch ihre Schlaffheit auszeichneten, wie die Statthalter Christi durch ihre Thätigkeit im Interesse Italiens und der Siebenhügelstadt ganz insbesondere, so war nichts natürlicher, als daß die Geltung der Männer, die so oft deren Retter wurden, immer höher in ihr stieg, so daß sie bald thatsächlich an der Spitze fast aller weltlichen Angelegenheiten in und um Rom, mit beinahe fürstlicher Macht standen. Das war besonders seit

---

[1] Gfrörer a. a. O. S. 16; Lau a. a. O. S. 50; Barmann, Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII. 1868. I, 89.

[2] Ep. II, 31 (M. LXXVII, 565); dieser Brief „an die Besatzung Neapels" führt eine Sprache, wie sie eigentlich nur ein Oberfeldherr führen kann. Ep. X, 25 (M. l. c. 1083); Ep. X, 26 (M. l. c. 1084); Ep. X, 53 (M. l. c. 1110).

[3] Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaates. Leipzig 1854. Von der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. S. 5. Im übrigen müssen wir entschieden Protest erheben gegen die wahrhaft cynische Darstellungsweise dieses Mannes. Auch seine Objectivität leidet an den allerschwersten Mängeln. Ueberall bricht sich die bittere Abneigung gegen alles Katholische durch.

dem Pontificat Gregors I., des Großen, jenes wahrhaft hochwürdigen, gleich sehr durch ausgezeichnete Geistesgaben wie durch umfassenden, gesunden, praktischen Blick und eherne, durch nichts zu beugende Willenskraft hervorragenden Papstes, der Fall, der überhaupt eben deshalb dem griechischen Kaiserhof gegenüber zu einer freiern politischen Stellung sich erhob als seine Vorgänger."

Wohl war es Justinian I. (527—565) und seinen unmittelbaren Nachfolgern gelungen, durch Umgestaltungen im Innern und durch siegreiche Kriege den Glanz des byzantinischen Reiches noch einmal wiederaufleben zu lassen, allein der Verfall schritt dennoch voran, und die Machtlosigkeit der griechischen Kaiser und ihrer Vertreter, der Exarchen von Ravenna, in der westlichen Reichshälfte trat immer deutlicher hervor. Ein anderes Element, das in gewaltigen Strömen seine Kraft in den Süden Europa's und zumal in die apenninische Halbinsel ergoß, drängte hier zu neuen staats- und völkerrechtlichen Gebilden. Es waren die germanischen Stämme. Zur Zeit Gregors des Großen waren sie fast sämmtlich von der arianischen Irrlehre zur Einheit des katholischen Glaubens zurückgekehrt. Was Wunder, daß sie in dem mächtigen Oberhaupt ihrer Kirche, dem römischen Bischof, den eigentlichen Schutzherrn Italiens erkannten, nicht aber in dem kaiserlichen Exarchen und dessen untergeordneten duces?

Unzweideutig tritt denn auch diese Auffassung von der päpstlichen Stellung in den Quellen der damaligen Zeit hervor. So schreibt z. B. der berühmte Minister Theodorichs, Cassiodor, an Papst Johann II. (532—535)[1]: „Ihr steht als Wächter dem christlichen Volke vor, Ihr umfaßt Alle als Väter. Die Sicherheit des Volkes geht Euch an, Euch ist die Sorge dafür von Gott übertragen worden. Allerdings haben auch wir Einiges zu überwachen, Ihr aber Alles. Ihr führt zwar die Euch anvertraute Heerde auf geistliche Weide, dennoch aber dürft Ihr das nicht außer Acht lassen, was den Körper angeht. Denn wie der Mensch aus zwei Bestandtheilen besteht, so ist es Sache des guten Vaters, für beide zu sorgen. . . . Belehret mich, wie ich zu handeln habe. . . . Zwar bin ich ein königlicher Richter, höre aber deshalb nicht auf, Euer Schüler zu sein."

Die Kaiser selbst waren es, welche — sicherlich unter göttlicher Leitung — durch Gesetze und Verordnungen beträchtlich dazu mitgewirkt

[1] Variarum lib. XI, ep. 2 (Migne LXIX, 828).

hatten, daß die Bischöfe und besonders der Papst zu jener weltlichen Machtstellung gelangten, welche im sechsten Jahrhundert so deutlich hervortrat.

Valentinian I. und Valens ertheilten im Jahre 368 den Bischöfen das Aufsichtsrecht über Maß und Gewicht. Honorius und Theodosius geben (409) den Bischöfen das Wahl- und Einsetzungsrecht der Defensoren der Städte. Dies alles wurde von Justinian bestätigt; außerdem erweiterte dieser Kaiser die Befugnisse der Bischöfe noch dahin, daß letztere die Aufsicht über Waisen, Sklaven und Gefangene erhielten, die Gesetze gegen die Glücksspiele auszuführen hatten, städtische Einkünfte und öffentliche Arbeiten überwachten. Dem Patriarchen Paulus von Alexandrien und seinem Nachfolger Johannes stellte Justinian die Civil- und Militärbeamten Aegyptens zur Verfügung, um die Häretiker wirksam zu strafen [1]. Zuversichtlich konnte zu Anfang des sechsten Jahrhunderts Avitus von Vienne öffentlich von der Kanzel die Thatsache hervorheben, daß nicht die weltlichen Beamten, sondern die Bischöfe die eigentlichen Beschützer der Städte seien gegen die andringenden Feinde [2].

Neben diesem kräftigen Gedeihen der kirchlichen Macht sank in Italien das kaiserliche Ansehen immer tiefer. Das siebente und achte Jahrhundert wurde für die byzantinische Herrschaft verhängnißvoll. Ein Beispiel möge hier als Beweis genügen. In Venedig, einer dem griechischen Scepter nominell unterworfenen Landschaft, wurden die wichtigsten Verfassungsänderungen vorgenommen, ohne daß man von Byzanz aus auch nur den Versuch einer Einmischung gewagt hätte [3]. Und als erst der Bilderstreit ausgebrochen war, trat ganz Italien auf Seite des römischen Bischofs gegen den Kaiser. Diese in sich rein religiöse Frage führte zwischen Rom und Byzanz die politische Machtfrage zur Entscheidung.

Drei Machthaber hatten sich bisheran, wenn nicht in die Herrschaft, so doch in den Einfluß über die Bewohner Italiens getheilt: der griechische Kaiser, der Papst und der Longobardenkönig.

In der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts war Italien fast ganz unter der Herrschaft der Longobarden; mit Ausnahme des Exarchats von Ravenna, der Pentapolis, des römischen Ducats, sowie eines Theils von Campanien und Calabrien erkannte die übrige Halbinsel die eingewanderten Barbaren als ihre Herren an.

---

[1] Nachweise für diese Einzelheiten finden sich bei Gosselin, Die Macht des Papstes im Mittelalter. 1859. S. 159—181.

[2] Fragm. homil. (Migne LIX, 296).

[3] Johannis Diaconi Chron. Venetum (Pertz, SS. VII. p. 11).

Im römischen Ducat regierte thatsächlich der Papst; nur der Name eines Herrschers war dem Kaiser verblieben. Dennoch waren es die Päpste, welche, trotz aller Plackereien von Byzanz, das alte Rechtsverhältniß zwischen Italien und Ost-Rom aufrecht zu halten suchten[1]. Es kann diese loyale Haltung der damaligen kraftvollen Päpste gegenüber der kaiserlichen Scheingewalt nicht genug hervorgehoben werden, da sie klar und deutlich zeigt, wie nicht päpstliches Herrschergelüste, sondern einzig die Macht der Verhältnisse, d. h. die göttliche Weltregierung, die endgiltige Loslösung Roms von Constantinopel und damit die fürstliche Souveränität der Päpste herbeiführte.

„Der Kaiser hieß Herr von Rom, der Papst war es", sagt über diese Zeit Alfred von Reumont[2]. „Für die päpstliche Herrschaft ist es ein ruhmvoller Anfang. Nicht rechtlose Gewalt, nicht ehrgeizige Kämpfe und Selbstsucht legten den Grund zu dieser Herrschaft, sondern die freiwillig entgegenkommende Zustimmung der Völker in Anerkennung wirksamen Schutzes, standhafter Pflichterfüllung, ungebeugten Muthes, festen Glaubens, heiligen Wandels."

Gregor II. (715—731), ein Mann in vielen Punkten ähnlich dem großen Gregor, sollte der erste in der Reihe der Päpste sein, welcher nicht nur thatsächlich, sondern auch formell das weltliche Fürstenscepter erhielt.

Die Stellung dieses Papstes war die denkbar schwierigste. Ganz Italien, einschließlich der katholisch gewordenen Longobarden, hatte sich erhoben gegen den von Byzanz aus erregten Bildersturm. Der streitbare Longobardenkönig Liutprand nahm wie im Flug fast alle kaiserlichen Besitzungen. Der Exarch floh aus dem eroberten Ravenna nach Venedig. Als Papst, d. h. als Kirchenoberhaupt, stand Gregor ganz und voll auf seiten der siegreichen Feinde des kaiserlichen Namens. Aber in seiner politischen Thätigkeit blieb der Bischof von Rom der entschiedenste Anhänger, der treueste Vertheidiger und Schützer der bilderstürmenden Kaiser.

„Kämpfe dafür," so lesen wir in einem seiner Briefe an den Dux (Doge) Ursus von Venedig, „daß die Stadt Ravenna der heiligen Republik unter der kaiserlichen Dienstbarkeit unserer Herren und Söhne, der großen Kaiser Leo und Constantin, zurückgegeben werde, damit wir im

---

[1] Ludwig Oelsner, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter König Pippin. Leipzig 1871. S. 80 ff.

[2] Geschichte der Stadt Rom. II, 105.

Eifer und in der Liebe unseres heiligen Glaubens in der Republik und in der kaiserlichen Botmäßigkeit mit Gottes Hilfe beharrlich verbleiben können." [1]

Treffend schreibt deshalb der Protestant Luden von Gregor: „Es wäre ihm ein leichtes gewesen, ganz Italien vom Gehorsam gegen die bilderstürmenden Kaiser zu trennen, aber er wollte es nicht. . . . Gregor selbst verhütete, daß die Italiener sich lossagten vom Reich und dem kaiserlichen Namen." [2]

Es waren also reine Hände, nicht befleckt durch Aufruhr und Illoyalität, in welche König Liutprand die Schlüssel der Stadt Sutri niederlegte. Er schenkte diese Stadt den Aposteln Petrus und Paulus, d. h. dem Papst. Dieses Ereigniß, klein in seiner äußern Erscheinung, groß und weltgeschichtlich in seiner Bedeutung und Tragweite, fällt in das Jahr 727.

„So verband sich in Zeiten, wo auf den Trümmern des römischen Reichs neue Verhältnisse sich erst gestalteten, für die Päpste mit der Aufgabe, die Kirche zu regieren, die andere, in einem Theile Italiens auch die weltliche Herrschaft zu führen. Diese weltliche Herrschaft ist durch keine einzelne Handlung begründet, sie ist den Kaisern nicht entrissen, sie ist vielmehr das nothwendige Ergebniß des Umstandes, daß die Päpste in einer Zeit schwankender Verhältnisse den Bewohnern des fraglichen Gebietes das waren, was die Kaiser ihnen nicht sein konnten." [3]

In Gottes weltregierender Hand war ein Lombardenfürst zum Werkzeug geworden zur formellen Begründung des Kirchenstaates; ein Frankenkönig sollte, von derselben Hand geleitet, das Werk vollenden.

Schon zu Lebzeiten Gregors II. hatte der siegreiche Liutprand dem Heiligen Stuhl und Rom schwere Tage bereitet. Nur dem übermächtigen persönlichen Einfluß des Papstes ist es zuzuschreiben, daß der anfänglich mit Rom verbündete König nicht die Stadt der Plünderung preisgab. Lagernd auf dem Neronischen Felde, zum Aeußersten entschlossen, wurde der ungefüge Liutprand von Gregor, wie einst Attila von Leo, zur Umkehr bewogen.

---

[1] Jaffé, Regesta (2. ed.) I, n. 2177 (1670). Es liegt durchaus kein zwingender Grund vor, diesen Brief als unecht zu verwerfen, wie es bei Jaffé geschieht. Selbst in der 3. Aufl. seiner „Geschichte der Stadt Rom" (Bd. II. S. 228 Anm.) citirt ihn Gregorovius ohne jeden Zweifel als echt.

[2] Geschichte des deutschen Volkes (Citat aus Scharpff, Entstehung des Kirchenstaates. S. 69).

[3] Kiesel, Weltgeschichte. Bd. II. Abth. 1. S. 112. 113.

Gregor III. (731—741) gerieth in noch größere Bedrängniß. Trotz mehrfacher Versuche, den griechischen Kaiser vom Bilderstürme abzubringen, beharrte Leo der Isaurier auf seinem für Kirche und Staat gleich verderblichen Vorgehen. In den für Italien fortdauernden oder neu entstehenden kriegerischen Wirren hatte der Papst für die Sicherheit des Heiligen Stuhles engere Beziehungen zu den beiden longobardischen Herzogthümern Benevent und Spoleto angeknüpft. Für König Liutprand, welcher ganz Italien unter seine Herrschaft bringen wollte, wurde somit auch der Papst, als Verbündeter der genannten selbständigen Herzogthümer, zum Feind. Unmöglich konnte aber der Heilige Stuhl der unumschränkten Longobardenherrschaft sich unterwerfen; er suchte einen Schützer und wandte seinen Blick auf das Frankenreich.

Seine Bemühungen blieben jedoch vorerst ohne Erfolg; auch zogen verhältnißmäßig friedlichere Zeiten ins Land, und nach dem Tode Gregors, während des Pontificats des Papstes Zacharias (741—752), war ein Einschreiten der Franken zu Gunsten des Heiligen Stuhles unnöthig.

Erst als Aistulf, Sohn des Herzogs von Friaul, als zweiter Nachfolger Liutprands auf den Longobardenthron erhoben wurde, drohte der Ruhe Italiens und der Freiheit Roms wieder ernste Gefahr. „Aistulf war", wie Oelsner schreibt[1], „ein leidenschaftlicher Mann, der, wo er auf Widerstand traf, sich von seinem Zorn überwältigen ließ; der gegen seinen Kirchenfürsten und seinen König den Arm erhob und auch vor dem obersten Kirchenhaupte nicht zurückwich." Einem solchen Manne und seinen gegen das byzantinische Italien gerichteten Eroberungszügen gegenüber sah sich Papst Stephan II. (752—757) bald genöthigt, Hilfe im Ausland zu suchen. Eine Gesandtschaft nach Constantinopel bleibt ohne Erfolg. Und nachdem so in abermals ganz loyaler Weise der letzte Versuch am griechischen Hofe gemacht worden, wendet sich das verlassene päpstliche Rom dauernd dem Frankenreich zu.

Der Papst selbst zog über die Alpen und traf mit König Pippin am 6. Januar 754 im Schlosse Ponthion zusammen[2]. „Der Empfang geschah unter feierlichen Formen. Pippin, der ungefähr eine Stunde Wegs dem Gaste entgegengezogen war, stieg beim ersten Anblicke des Papstes vom Pferde, kniete demuthvoll nieder und ging dann eine Strecke weit wie ein Marschall neben dem Rosse des Heiligen Vaters her"

---

[1] König Pippin. Leipzig 1871. S. 116.

[2] Ponthion lag im heutigen Departement Marne, zwischen Vitry und Bar-le-Duc.

(Oelsner a. a. O. S. 127). Nach kurzer Rast in Ponthion nahm der Papst auf Einladung des Königs längern Aufenthalt im Kloster des hl. Dionysius bei Paris; Pippin selbst aber verließ diesen stillen Ort, um öffentlich mit seinen Großen ins Werk zu setzen, was er vertraulich mit dem Papste verabredet hatte.

Wir sind angelangt bei der Pippinischen Schenkung. Wenn die Stadt Sutri, von Liutprand dem römischen Bischof zu eigen übertragen, vergleichbar ist mit dem Kerne des Kirchenstaates, so ist, was Pippin jetzt that und gab, die volle Frucht zu nennen [1].

Pippin begab sich von St. Denis nach Carisiacum. Dieser Ort ist das heutige Quierzy im Departement Aisne an der Oise. Hier waren die Großen des Frankenreichs versammelt, und indem Pippin dieselben „mit den Ermahnungen des Papstes bekannt machte, beschloß er mit ihnen, das auszuführen, was er mit dem Heiligen Vater verabredet hatte" [2].

Ohne Zweifel wurde dieser Beschluß der Reichsversammlung in einem

---

[1] Eine gedrängte Mittheilung über das Beweismaterial bezüglich dieses hochwichtigen Schenkungsactes wird nicht unwillkommen sein. Zwei verschiedene Berichte, ein fränkischer und ein römischer, sind uns darüber erhalten. Der fränkische Bericht ist die von einem Vetter des Königs veranlaßte Fortsetzung des Fredegar (Fredegarii cont. bei Bouquet, 2. Aufl. V, 2); der römische bildet die Lebensbeschreibung Stephans im sogen. „Papstbuch" (ed. Duchesne I. p. 440—456). Dazu kommt aus dem gleichen „Papstbuch" die Biographie Hadrians I. (Duchesne l. c. p. 486—514). In neuester Zeit hat H. v. Sybel in seiner „Historischen Zeitschrift" (Bd. XLIV. S. 46—85) mit großer Zuversicht alle drei Berichte als Fälschungen hingestellt und frischweg Papst Hadrian selbst als den Fälscher bezeichnet. Eine wohlverdiente und gründliche Abfertigung ist ihm durch Professor Niehues im „Historischen Jahrbuch" (Bd. II. S. 76—99 und 201—241) zu theil geworden. An der Echtheit der Schenkung ist einfachhin nicht zu zweifeln. Vgl. Reumont a. a. O. II. S. 116 ff.; Duchesne l. c. p. 458 sqq.; Gregorovius a. a. O. S. 270 ff.; Oelsner a. a. O. S. 129 ff.; Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens II. § 34 c; Sugenheim a. a. O. S. 23; Martens, Die römische Frage, S. 17 ff.; Hergenröther, Kirchengeschichte (3. Aufl.) I, 714; Hefele, Conciliengeschichte (2. Aufl.) III, 577 ff.; Mock, De donatione a Carolo M. sedi apostolicae a. 774 oblata. Monasterii 1862; Realencyklopädie für protestantische Theol. (2. Aufl.) Bd. XIV. S. 678 ff.; Sigurd Abel, Forschungen zur deutschen Geschichte I, 459; Derselbe, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Karl d. Gr. I, 131; Sickel, Acta II. p. 380—381; Waitz, V.-G. III, 87. Kurz und treffend sagen Richter-Kohl (Annalen des fränkischen Reichs im Zeitalter der Karolinger, 1885, S. 683, N. 1) über die Behauptungen Sybels: „Der Nachweis von Irrthümern und Fehlern in dem Bericht der Vita Hadriani, welchen v. Sybel, Martens u. a. versucht haben, um ihr verwerfendes Urtheil zu begründen, ist nicht gelungen."

[2] Vita Stephani XIX. (Duchesne l. c. p. 448).

Schriftstücke niedergelegt[1]; dasselbe ist jedoch verloren gegangen. In den uns erhaltenen Quellen wird diese Urkunde wiederholt eine „Schenkung" genannt. Mit diesem Wort ist aber der Begriff einer Uebertragung eigenen Besitzthums verbunden. Vergleichen wir damit eine Stelle einer andern zeitgenössischen Quelle, in welcher das Kriegs- und Eroberungsrecht als giltiger Rechtstitel für Eigenthumserwerb anerkannt wird[2], so ergibt sich, daß Pippin und seine Großen das von Aistulf erst zu Erobernde dem Römischen Stuhle zu schenken, d. h. zu eigen übertragen beabsichtigten.

Welches war nun das Gebiet, das der König der Franken dem Papste abtreten wollte?

Offenbar handelte es sich zunächst um Vergütung des großen Schadens, welchen der Römische Stuhl durch die Lombardenkriege erlitten hatte. Von den vielen Patrimonien Petri haben wir schon oben gehört. Daß diese alle und zumal jene, welche in nächster Nähe der Hauptstadt lagen, während der Kriegsunruhen schwer gelitten hatten, liegt auf der Hand. „Dieses rechtmäßige Eigenthum der Kirche ist unter der ‚Justitia S. Petri' zu verstehen, welche Pippin aus Verehrung für den Heiligen von den Feinden wiederzufordern versprach; in diesem Sinne ist, der eigentlichen Bedeutung des Wortes gemäß, von einer Restitution die Rede. Das den Longobarden entrissene Land sollte in den Besitz und unter die Botmäßigkeit des Papstes kommen. Damit waren nicht nur solche Gebiete gemeint, aus welchen die Longobarden erst durch einen Sieg der Franken hinausgedrängt wurden, sondern auch solche, welche sie beim Herannahen des Feindes räumten. . . . Von der Größe des Sieges aber und den Bedingungen des Friedens hing die Ausdehnung des neugegründeten päpstlichen Machtgebietes ab. Darin also bestand das Zweite und Neue, was zur bloßen Vertheidigung der Kirche und zur Wiederherstellung ihres frühern Besitzes hinzukam: die Erhöhung der Kirche, der Zuwachs zu ihrem Besitzthum." [3]

Zum bessern Verständniß der Tragweite der Schenkung müssen wir einen Ausdruck aus der Lebensbeschreibung Stephans etwas näher erwägen.

Dort heißt es, der Papst habe den König unter Thränen gebeten, „daß er durch Friedensschluß (mit den Longobarden) die Sache des

---

[1] Jaffé, Monumenta Carolina. Ep. 6, p. 36: per donationis paginam . . . per donationem vestram manu firmatam.

[2] Fred. cont. c. 126.

[3] Oelsner a. a. O. S. 131; vgl. dazu Jaffé, Monumenta Carolina. Ep. 13, p. 71; ep. 7, p. 37; ep. 6, p. 36.

hl. Petrus und der italischen Republik regele“ [1]. Was ist unter dieser „italischen Republik“ zu verstehen, und in welchem Verhältniß stand zu ihr der römische Bischof? [2]

Die Jahrhunderte lang thatsächlich geübte Schutzherrschaft der Päpste über Italien, anerkannt von seiner gesammten Bevölkerung, hatte zwischen letzterer und dem römischen Bischof ein Verhältniß herausgebildet fast wie das zwischen Fürst und Unterthan. Der Scheinherrschaft von Byzanz wurde die apenninische Halbinsel immer mehr entfremdet, und als die kräftige Longobardenfaust ihr ein neues Joch auflegen wollte, konnten die Alt-Italiener auch damit sich nicht befreunden. In schönerem Lichte wie jemals erschien vor ihren Blicken die nie ganz vergessene Vergangenheit: die glorreiche alt-römische Republik. An diesen staatsrechtlichen Begriff knüpfte Italien in den Wirren des achten Jahrhunderts wieder an. Vertreter dieser Republik waren und konnten aber nicht sein weder der Kaiser zu Konstantinopel, noch der Longobardenkönig zu Pavia. Einzig und allein der Papst zu Rom war durch die zwingende Macht der Verhältnisse zu dieser Stellung berechtigt; einzig und allein er tritt für den Besitzstand dieser Republik ein. So schreibt Stephan an Pippin, nachdem Aistulf sich geweigert hatte, die nach dem ersten Feldzug eidlich gelobte Landabtretung zu vollziehen: „Der alte Feind des Menschengeschlechts, der Teufel, hat sein (Aistulfs) treuloses Herz in Besitz genommen, und was er durch Eid versprochen, will er aufheben, und keine Handbreit Land dem hl. Petrus, der Kirche und der römischen Republik zurückgeben.“ [3]

Diese Auffassung ist durchaus nicht etwa eine Erfindung der katholischen Geschichtschreibung, um die Lostrennung Italiens von Byzanz und die Schenkung Pippins an den Papst mit einem rechtlichen Gewande zu bekleiden, sondern auch nicht katholische Forscher vertreten dieselbe und erkennen ihre objective Berechtigung an. So schreibt der oft erwähnte Oelsner (a. a. O. S. 132 Anm.): „Pippin wollte die eroberten Gebiete der alten national-italienischen Respublica zurückerstatten, deren autonomes Recht durch die byzantinische Usurpation nur factisch unterbrochen, nicht aufgehoben worden sei. Dem Papste aber übergab er sie wie ein De-

[1] Duchesne l. c. p. 448.

[2] Im Folgenden geben wir die Ergebnisse der eingehenden Untersuchungen Professor Niehues' wieder (Geschichte des Verhältnisses zwischen Kaiserthum und Papstthum im Mittelalter, 2. Aufl. I, 418 ff.; Historisches Jahrbuch a. a. O. S. 80 ff.).

[3] Monumenta Carolina. Ep. 6, p. 35.

positum, als dem Vertreter der Respublica, im Gegensatz zu Longobarden und Griechen. Ich kann nur finden, daß das Papstthum nach erfolgter Schenkung mit der römischen Respublika vollständig identificirt wird." Aehnlich äußern sich Gregorovius (a. a. O. S. 270 ff.) und Waitz (a. a. O. S. 88).

Was wir wiederholt schon hervorgehoben, müssen wir hier aufs neue betonen. Die Bischöfe von Rom waren diejenigen, welche bis zum letzten Augenblick das Band zwischen Rom und Byzanz zu erhalten suchten: noch unmittelbar vor seiner Reise zu Pippin wandte sich Stephan an den Kaiser. Aber der unaufhaltsame Gang der Ereignisse, hier wahrhaft der eherne Schritt der Weltgeschichte, sprengte endgiltig dieses Band, welches ja schon lange nur mehr das leere Zeichen eines Scheinverhältnisses gewesen war. Auch der Name der kaiserlichen Herrschaft wich jetzt von Italien. Es dieser Herrschaft abermals zurückzustellen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Nun trat derjenige, welchen schon Jahrhunderte als Hort der Halbinsel anerkannt und verehrt hatten, welchen Gott, in Voraussicht der Zukunft, hineingesetzt hatte in die Hauptstadt des Landes, in die alte Roma, jetzt trat der römische Papst in das freigewordene Erbe der römischen Kaiser. Und auch hier ist nicht er selbst es, welcher eigenmächtig das gesunkene Scepter aufgreift, obwohl nach Lage der Dinge kein anderer es führen konnte, sondern der Frankenkönig setzt den Nachfolger Petri in die Erbschaft ein.

Waitz schreibt über den Thronwechsel im fränkischen Reiche [1]: „Dem Träger des alten merowingischen Königthums war nichts als ein Schimmer der alten Würde geblieben. . . . Der schwache Abkömmling des alten Geschlechts hatte auf das Reich, wie es hergestellt und neu begründet war, keinen Anspruch, in ihm kein wahres Recht. Es mußte als eine Störung der natürlichen Ordnung erscheinen, daß er noch König hieß, daß die Gewalt, welche Pippin besaß, nicht auch äußerlich als das hervortrat, was sie war." Diese Worte sind in weit höherem Maße anwendbar auf den Herrschaftswechsel in Italien. Gott, der König der Könige, welcher allein die Kronen gibt und nimmt, die Dynastien erhebt und verwirft, hatte auch hier gegeben und genommen, verworfen und erhoben [2].

---

[1] Deutsche Verfassungsgeschichte (2. Aufl.), Bd. III. S. 50 ff. Berlin 1883.

[2] Auch Döllinger gesteht (Jahrb. der histor. Klasse der Kgl. Akademie der Wissenschaften. VI. Erste Abhandlg.: Das Kaiserthum Karls d. Gr. S. 327): „Der Papst war damals der einzige, der als natürlicher Schirmvogt der nicht longobardischen Italiener das (von Pippin) Zurückgegebene in Empfang nehmen konnte."

„In Zeit weniger Jahre war ein neuer Staat, der Kirchenstaat, gegründet worden. Der Moment war ein großer und entscheidender. Die Zeiten des Römerreiches waren erfüllt. So auf dem Felde der Wissenschaft, namentlich der theologischen, wie auf dem Gebiete der politischen Gestaltungen hatten Morgen- und Abendland sich immer schärfer geschieden. Ein Abkommen war unmöglich geworden, wollte nicht das Abendland seiner civilisirenden Mission untreu werden. . . . Nie ist ein Staat unter so merkwürdigen Umständen, bei einem gewaltigen Zusammenstoß, unter so allgemeiner Zustimmung entstanden; infolge consequenten Handelns einer Reihe ausgezeichneter Männer, infolge ihres moralisirenden Einflusses, der sich nicht auf die zunächst betheiligten Völkerschaften beschränkte, welche in den Päpsten inmitten so arger Noth und Bedrängniß ihre steten Fürredner und wirksamen Beschützer erkannt hatten, sondern die ganze christliche Welt umfaßte. Diesen moralisirenden Einfluß lebendig zu erhalten, diese große Mission der Kirche zu erfüllen, war die weltliche Unabhängigkeit der Kirche von nöthen. Gäbe es in der Geschichte Italiens und des Papstthums keine andere Periode, als die der letzten longobardischen Zeiten, oder die nachmalige der zerfallenden karolingischen Herrschaft, so müßte diese Nothwendigkeit jedem klar werden. Die Begründung der weltlichen Herrschaft war kein künstlicher Plan, welchen Papst Gregor II. für sich und seine Nachfolger entwarf, als er den großen Kampf gegen die Bilderstürmer begann. Sie war eine aus der politischen und religiösen Lage der Dinge rasch, aber stufenweise sich entwickelnde welthistorische Nothwendigkeit. Und gleichsam als sollten auch Rechtstitel nicht fehlen, erstand die neue Gestaltung in dem Moment, wo unabhängig von dem Wirken der Päpste das alte Recht des Reiches factisch in Mittelitalien erlosch, von den Päpsten allein auch dann noch anerkannt, als es kaum etwas anderes geblieben war als eine bloße Formel und ein Name" (Reumont a. a. O. S. 118 ff.).

Die Pentapolis und das Exarchat, sowie ein großer Theil Umbriens gehörten von jetzt an der römischen Kirche. Von den sumpfigen Niederungen Camacchio's, die adriatische Küste entlang, bis in die nachmalige anconitanische Mark hinein, und auf der andern Seite bis Narni, nahe am Zusammenfluß der Nera und des Tiber, zogen sich die neuen Grenzen hin. Rom und der römische Ducat wurden nicht ausdrücklich in der Schenkung erwähnt; einer solchen Erwähnung bedurfte es nicht mehr.

Dem geschichtlichen Gang der Ereignisse sind wir vorausgeeilt; es erübrigt, denselben kurz nachzutragen. Bei St. Denis und Quierzy ver-

ließen wir Papst und Frankenkönig. Pippin knüpfte zunächst Unterhandlungen mit Aistulf an. Dieselben führten zu keinem Ziel, und jetzt erst griffen die Franken zu den Waffen. Am Fuße des Mont Cenis, bei Susa, wurden die Longobarden geschlagen; rasch rückte Pippin vor Pavia, Aistulf willigte in den Frieden. Jetzt glaubte auch Stephan nach Rom zurückkehren zu können, wo er mit Jubel empfangen wurde (754). Aistulf hielt den eidlich beschworenen Frieden nicht; nichts gab er von dem der römischen Kirche Versprochenen heraus; der Papst selbst wurde mit Unbilden überhäuft, Rom belagert. Schon 55 Tage wogt um die ewige Stadt der Kampf. Unter ihrem neuen Fürsten zeigen die Römer ihres Namens sich würdig. Doch die Noth steigt. Da gelingt es mit vieler Mühe einer päpstlichen Gesandtschaft, auf dem Seewege den Hof Pippins zu erreichen. Die Abgesandten sind die Ueberbringer zweier kraftvollen päpstlichen Schreiben[1]. Das eine ist jene so berühmt gewordene Prosopopöie, in welcher Petrus der Apostelfürst selbst zu den Franken spricht und sie, „seine Kinder und das Volk, welches Gott mir übergeben", aufruft zur Vertheidigung des Heiligen Stuhles. Der Heereszug ward beschlossen, und im Mai 756 zog das Frankenheer abermals über die Alpen. Im piemontesischen Tiefland wurden die Longobarden geworfen; auch Pavia mußte sich ergeben. Die schärfsten Friedensbedingungen mußten sich die Besiegten gefallen lassen. Vor allem auch wurden jetzt genau und in einer schriftlichen Abtretung jene Landstriche und Städte auf-

[1] Monumenta Carolina. Ep. 9 et 10, p. 48—60. Gregorovius in seinem bittern Papsthaß kann sich nicht enthalten, über den letzteren Brief folgende wenig würdige Bemerkungen zu machen: „Weder die Ketzerei des Arius, noch des Nestorius, noch andere, welche die katholische Religion im Innersten bedrohten, hatten den hl. Petrus je vermocht, eine Epistel zu schreiben, und selbst als der Kaiser Leo sein Standbild in Rom zu zerschlagen drohte, hatte er kein Zeichen des Zornes von sich gegeben. Aber er erhob sich bei der dringenden Gefahr seiner Stadt oder seiner Patrimonien und richtete einen flammenden Brief an die Könige der Franken. Diese merkwürdige Epistel ist eines der giltigsten Zeugnisse von dem rohen Geist nicht allein jenes Jahrhunderts, sondern auch der damaligen Kirche selbst, welche sich nicht mehr scheute, die heiligsten Motive der Religion für weltliche Angelegenheiten zu verwenden. Das barbarische Latein dieses Briefes würde selbst Petrus, der nur hebräisch oder griechisch zu schreiben verstand, mit Erröthen abgelehnt haben" (a. a. O. Bd. II. S. 275). Zu derartigen Aeußerungen treibt der Haß, oder besser das Vorurtheil, selbst ernste Männer. Hätte doch Gregorovius wenigstens von einem Gibbon gelernt, welcher diesen „höchst außerordentlichen Brief" gegen den Vorwurf des Betruges und der Blasphemie entschieden in Schutz nimmt (The History of the Decline and Fall of the Roman Empire, London 1830, chap. 49, p. 883, not. f.). Auch Oelsner erkennt in jenem Brief das Zeichen „lebendigen Glaubens" jener Zeit (a. a. O. S. 262, Anm. 4).

gezeichnet, welche schon im vorigen Frieden dem Papst hätten zukommen sollen. Abt Fulrad von St. Denis, als Vertreter Pippins und von Aistulf bevollmächtigt, begab sich in die Aemilia und Pentapolis, um dort im Namen des Papstes die Schlüssel der Städte in Empfang zu nehmen. Von dort eilte er, begleitet von den obersten Behörden dieser Städte, nach Rom, und auf das Grab des Apostelfürsten in der Basilika von St. Peter legte er Schenkungsurkunde und Schlüssel nieder: ein Zeichen, daß Petrus und seine Nachfolger die weltliche Herrschaft angetreten hatten.

Noch zu Lebzeiten Stephans erhielt diese Herrschaft eine bedeutende Erweiterung.

Im November 756 starb König Aistulf eines jähen Todes auf der Jagd. Zwei Bewerber um die lombardische Krone traten ins Feld: Desiderius, Herzog von Tuscien, und Rachis, der ältere Bruder Aistulfs, der Mönch von Montecassino. Unmöglich konnte der Papst letztern, welcher eigenmächtig Ordensgewand und Zelle verlassen hatte, begünstigen. Im Gegentheil, mit seinem ganzen Ansehen als Oberhaupt der Kirche trat Stephan gegen Rachis auf und sein Eintreten hatte Erfolg. Der Mönch, das Schwert schon in der Hand, kehrte zur Pflicht und in sein Kloster zurück. Dafür schenkte Desiderius schriftlich und unter feierlichem Eide sechs Städte nebst ihren Stadtgebieten an den römischen Stuhl. Diese Städte sind: Faenza, Imola und Ferrara in der Provinz Aemilia; Ancona, Osimo und Umana im südöstlichen Theil der Pentapolis. Kurz nachher wurde noch hinzugefügt Bologna und sein Gebiet [1].

Allein auch Desiderius, der letzte Longobardenkönig, änderte Verhalten und Gesinnung gegen Rom. Hadrian I. (772—795) nahm wie Stephan seine Zuflucht zu den Franken. Karl, der größere Sohn des großen Vaters, saß auf dem Frankenthron.

Im September 773 brach Karl der Große mit seinem Heere gen Italien auf. Ohne bedeutenden Widerstand gelangte er bis Pavia und schloß die Stadt ein. Er selbst wollte das Osterfest (774) in Rom feiern, und mit glänzendem Gefolge zog er am 2. April in die ewige Stadt ein. Mittwoch den 6. April fand zwischen ihm und Hadrian eine denkwürdige Unterredung statt. Der Papst „drang beharrlich und inständig in ihn und ermahnte ihn voll väterlicher Liebe, jenes Versprechen, welches sein Vater König Pippin und Karl selbst mit seinem Bruder Karlmann und allen fränkischen Großen dem hl. Petrus und seinem

[1] Vita Stephani cp. 49. 50 (Duchesne l. c. p. 454 sqq.).

Stellvertreter, dem Papst Stephan, als dieser ins Frankenreich kam, gegeben hatten, nämlich verschiedene Städte und Gebiete jener Provinz Italien, dem hl. Petrus und allen seinen Nachfolgern zu ewigem Besitz zu übergeben, in allem zu erfüllen“ [1]. Nachdem darauf Karl das frühere Versprechen von Quierzy sich hatte vorlesen lassen, stimmte er allem zu, und aus eigenem freiem Antrieb ließ er ein neues Schenkungsversprechen, aber mit demselben Inhalt wie das frühere, durch seinen Kanzler und Notar Etherius ausstellen. Diese Urkunde wurde vom König, den Bischöfen, Aebten, Herzogen und Grafen unterzeichnet und zuerst auf den Altar, sodann auf das Grab des hl. Petrus niedergelegt. Eine Abschrift des Documents, ausgefertigt durch den Scriniar der römischen Kirche, behielt der König für sich. So der zeitgenössische Bericht des Biographen Hadrians. Mit hinreichender Klarheit lassen sich aus der gleichen Quelle auch die Grenzen bestimmen, welche das päpstliche Gebiet umschließen.

Eine Nordgrenze, von Luna und Corsica beginnend, geht quer durch Italien, scheidet Tuscien vom Longobardenreich und läuft an der Nordseite des Exarchats hin. Ausdrücklich wird noch hervorgehoben, daß das gesammte Exarchat Ravenna in der Schenkung einbegriffen ist; ebenso Venetien und Istrien, dann der Ducat von Spoleto und das Herzogthum Benevent. So entsteht ein Gebiet, welches, ganz Mittelitalien umfassend, nördlich von der heutigen Lombardei, südlich durch das griechische Unteritalien begrenzt wird [2].

Hiermit ist die longobardisch-fränkische Besitz- und Herrschaftsübertragung an den Heiligen Stuhl zum Abschluß gebracht. Was Liutprand begonnen, Pippin und Desiderius fortgesetzt haben, ist durch Karl besiegelt worden. Der Kirchenstaat ist begründet und, was seine Hauptumrisse angeht, vollendet und ausgebaut. Spätere Aenderungen und Grenzverschiebungen kommen nicht in Betracht [3].

---

[1] Vita Hadriani (Duchesne l. c. p. 498); vgl. dazu Duchesne l. c. Introduction, p. CCXXXVI sqq.

[2] Ueber die Echtheit und Glaubwürdigkeit der Vita Hadriani vgl. Duchesne, Le Liber Pontificalis, Introduction, p. CCXXXVI sqq.; G. Hüffer, Echtheit der Schenkung von 774 (Histor. Jahrbuch 1881, S. 242 ff.; Sickel, Privilegium Otto's I., S. 25 ff.; Ficker, Italienische Forschungen II. S. 330; Scheffer-Boichhorst, Pippins und Karls des Großen Schenkungsversprechen (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung V, 1886, S. 193 ff.).

[3] Die aufgestellte Behauptung, daß über diese Ländergebiete die Päpste nur das dominium utile — die Nutznießung —, nicht ein wirkliches Recht als Staatsoberhaupt gehabt hätten, wird von Savigny (Geschichte des römischen Rechts, Kap. 5, § 10) und von Leo (Geschichte von Italien I. S. 187—189) eingehend widerlegt.

Geben wir das Gesammtergebniß unserer kurzen Darstellung mit den Worten eines protestantischen Geschichtsforschers wieder: „Die Gerechtigkeit der Schenkung in Zweifel zu ziehen ist so unbillig als ungereimt: seit der Wiedereroberung durch Belisar und Narses ward Italien von Constantinopel durchaus nur als Provinz, nicht als Reichstheil, oder, was es ursprünglich gewesen, nicht als Reichssitz angesehen. Wo wäre für die griechischen Tyrannen das Recht begründet gewesen, Eroberungen, die sie weder zu regieren noch zu behaupten verstanden, sogar aus der zweiten Hand immer wieder zurückzuerhalten? Die Aeußerungen einiger neueren Geschichtsschreiber scheinen vorauszusetzen, daß ganz Europa bis an den Rhein und die Donau für ewige Zeiten von Gott unter das byzantinische Joch gegeben worden, und daß die Abschüttelung desselben eine unverzeihliche Ungerechtigkeit gewesen sei. Rom that unter seinen Bischöfen, was die Völker unter seinen Königen: es benutzte die Zeit, sich frei zu machen vom Joche fremder Herrschaft und unnatürlicher Verhältnisse. Kein Fürst, kein Volk Europa's hat ein anderes Anrecht auf seinen Boden aufzuweisen, als dieses und die Jahrhunderte. Beide aber zeugen für Rom. Ueber diesem Zeugnisse verschwindet der geringere, obwohl auch giltige Rechtsgrund, daß der griechische Kaiser dem Papste die in Unteritalien liegenden Kirchengüter eingezogen hatte, und daß nichts natürlicher war, als daß der letztere die dargebotene Entschädigung annahm. Die andere Frage, die man dabei aufgeworfen hat, ob das Amt eines Lehrers und Bischofs der christlichen Gemeinde mit dem einer weltlichen Verwaltung vereinbarlich gewesen, war (jedoch lange vorher) schon beantwortet. Darum allein stand Rom noch, weil seine Bischöfe es beschützten. In der Dankbarkeit des Volkes hatten sie das beste Herrscherrecht gefunden, und lange vor der Schenkung Ravenna's waren sie, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach, Fürsten in Rom." [1]

Elfhundert Jahre hat dieser Staat bestanden! Die anderen politischen Gemeinwesen Europa's, so groß und alt sie auch sind, erscheinen wie Kinder gegen den ehrwürdigen Kirchenstaat. Die moderne Revolution hat dieses Urbild der Legitimität, dieses tausendjährige Reich zertrümmert. In Worten läßt es sich nicht ausdrücken, welch einen Angriff auf die gesammte Rechtsordnung, welch ein Attentat auf das Rechtsgefühl diese That in sich birgt. Wo ist der Thron, der noch sicher steht, da der

[1] Adolf Menzel, Geschichte der Deutschen, 3. Buch, 16. Kap., S. 448.

Thron des Papstes ungestraft gestürzt werden durfte? Wo ist der Fürst, der sich beklagen darf, daß man ihm die legitime Krone vom Haupte reißt, wenn man ungestraft die tausendjährige Krone des Statthalters Christi zerbrechen darf? Ist denn unsere Zeit eine so loyale, eine so fürsten- und königstreue, daß man glaubt, dieses ungeheuerliche Beispiel der Illoyalität und Illegitimität ohne Gefahr für die gesammte Ordnung bestehen lassen zu können?

In den Tiefen regen sich die Mächte des Umsturzes. Vernehmlich dringt der Donner des nahenden Unwetters an das Ohr der Fürsten und Staatsmänner. Zurück auf den Boden des Rechts und der Gerechtigkeit, des praktischen Gottesdienstes! Das ist die einzige Rettung der modernen Gesellschaft. Ein Grund- und Eckstein dieser Rechtsordnung war durch ein volles Jahrtausend der Kirchenstaat. Senke man diesen Stein wieder hinein in die Grundfesten des europäischen Staatenlebens.

Paul von Hoensbroech S. J.

Die Grundwahrheiten des Christenthums im Lichte der „modernen Ideen".

Man darf sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß der Abfall vom Christenthume in Deutschland stetige Fortschritte macht. Die überaus beklagenswerthe Thatsache fällt nur deswegen nicht so stark in die Augen, weil man in Deutschland mit den Lehren des Christenthums nicht auch zugleich den Christennamen preisgeben will. Während in Frankreich, in Italien und überhaupt in den romanischen Ländern die Männer des Unglaubens offen ihre Fahne entfalten und sie vor aller Welt zum Kampfe gegen das Christenthum aufpflanzen, erhob sich in Deutschland ein Schrei der Entrüstung, als David Friedrich Strauß das Wort auszusprechen wagte: „Wir sind keine Christen mehr." Gerade diejenigen, welche bis dahin die Leistungen dieses Mannes als die Höhe der theologischen Wissenschaft gepriesen hatten, waren am wenigsten geneigt, dieses Geständniß ihm zu verzeihen. Wiewohl sie ungefähr in dem gleichen Umfange, wie der Verfasser des „Lebens Jesu", die Lehren des Christen-

thums verwarfen oder rationalistisch umdeuteten, wollten sie doch auf den Christennamen nicht verzichten. Und ähnlich ist es auch heute noch. Wir sagen nicht, daß hier bewußte Heuchelei vorliege — ob und wo solche mitwirke, darüber maßen wir uns kein Urtheil an —; aber wer die überkommenen Lehren des Christenthums in ihr Gegentheil verkehrt und dennoch den Bekennern des Christenthums nach wie vor beigezählt werden will, der erhebt thatsächlich eine der Wahrheit widersprechende Forderung.

Wie die sogen. „speculative Theologie" des modernen Protestantismus in jener Läugnung und Umformung der christlichen Ideen fortwährend voranschreitet, darauf ist in diesen Blättern bereits wiederholt hingewiesen worden. Sehr bezeichnend ist nun die Wahrnehmung, daß in allerjüngster Zeit gerade die nach dieser Richtung hin am weitesten Vorgeschrittenen am wenigsten gewillt sind, auf den Christennamen zu verzichten, ja umgekehrt mit stets wachsendem Selbstbewußtsein *ihr* Christenthum als das für unsere Zeit einzig berechtigte hinzustellen sich bemühen. Wir sind bereits so weit gekommen, daß ein Superintendent für ein „Undogmatisches Christenthum", d. h. für ein Christenthum ohne irgend welche Dogmen, in die Schranken treten und die betreffende Schrift einer theologischen Facultät widmen durfte. Und immer häufiger und immer lauter ertönt der Ruf, das Christenthum müsse dem Culturfortschritt angepaßt, mit den „modernen Ideen" in Einklang gebracht werden. Das alles spielt sich allerdings auf protestantischem Boden ab; allein auch der Katholik darf diese Erscheinungen, welche die höchsten Lebensfragen und die wichtigsten Lebensinteressen betreffen, nicht unbeachtet lassen.

Jüngst trat als Wortführer der bezeichneten Richtung auch ein Mann auf, welcher zwar nicht zu den Theologen von Fach gehört, aber doch als Universitätslehrer und sehr fruchtbarer Schriftsteller sich unter den Gebildeten Deutschlands längst eine gewisse Berühmtheit erworben hat. Es ist der Philosoph und Aesthetiker Moritz Carriere, unter dessen Schriften die ausführliche „Aesthetik" und das sechsbändige Werk „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung" hervorragen. Als der bereits hochbetagte Gelehrte im verflossenen Jahre sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum beging und er bei dieser Gelegenheit die Gratulation der Münchener Universität entgegennahm, kündigte er das baldige Erscheinen einer Schrift an, in welcher er seine religiöse Weltanschauung zur Darstellung bringen werde. Das Buch ließ nicht lange auf sich warten. Es führt den Titel: „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart" und wendet sich

mit seinem Versuche, Wissenschaft und Christenthum zu einer einheitlichen Weltanschauung zu vereinigen, an das gesammte deutsche Volk. Es heißt in den einführenden Worten: „Der Zug zum Ursprünglichen, Machiavelli's Rückkehr zum Zeichen, begegnet uns heute auch in der protestantischen Theologie durch die Hinwendung zu Jesus selbst, zu seinem Leben und seinen Aussprüchen, und ich habe es wiederholt als eine Lebensfrage des Christenthums bezeichnet: das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtskenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan. Der Friede von Kopf und Herz kann auf diesem Wege gewonnen werden. Möge das deutsche Volk ihn einschlagen, zu seinem Heil eine gemeinsame sittlich-religiöse Lebensansicht erringen und bewahren!" In protestantischen Kreisen fand die Schrift in der That große Beachtung. Die „Protestantische Kirchenzeitung" z. B. sprach alsbald den Wunsch aus, daß wirklich alle Gebildeten Deutschlands die von Carriere gebotenen Belehrungen sich zu eigen machen möchten, indem sie ihn pries als „einen Mann, der, mit seltener Vielseitigkeit in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst zu Hause, infolge seiner durch ein halbes Jahrhundert rastlos fortgesetzten literarischen Thätigkeit sicher sein kann, bei allen gebildeten Deutschen williges Gehör zu finden".

Carriere ist weit entfernt, dem Materialismus unserer Zeit eine wissenschaftliche Bedeutung zuzuerkennen; er legt vielmehr manche kräftige Lanze gegen denselben ein. Dieses vorausgeschickt, wenden wir uns gleich der Behandlung der streng religiösen Fragen zu. Zwei derselben treten so sehr in den Vordergrund, daß sich alles übrige um sie gruppirt. Es sind die zwei großen Fragen: 1. Welche Gottesidee entspricht der auf den gegenwärtigen Fortschritten der Wissenschaft und der Cultur gegründeten Weltanschauung? 2. Wie haben wir uns gemäß diesen Fortschritten die Persönlichkeit Jesu zu denken?

I.

Die Gottesidee findet Carriere in der Aussöhnung des Deismus und des Pantheismus. Diese Aussöhnung soll in einem höhern Dritten geschehen, welches den Wahrheitsgehalt beider zur Geltung bringe. „Die Ueberwindung der Einseitigkeiten des Deismus wie des Pantheismus mit der Bewahrung ihrer Wahrheit erschien mir als eine Aufgabe der Gegenwart, und da ich sie bei den deutschen Mystikern wie bei Giordano

Bruno[1] vorbereitet fand, schrieb ich in diesem Sinne das Buch über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, und hielt die religiösen Reden für das deutsche Volk." Carriere kann darauf hinweisen, daß er seit vierzig Jahren für diese Anschauung eingetreten sei. Dennoch glaubt er, „Mißverständnissen gegenüber" auch jetzt noch betonen zu sollen: „Ist von Verbindung des Deismus und Pantheismus die Rede, so soll nicht eine Kluft zwischen zwei Welten überbrückt, sollen nicht fremde Dinge verschmolzen werden, sondern es handelt sich um zwei Lebensansichten, die von verschiedenen Standpunkten aus eine und dieselbe Wahrheit betrachten; jede hat Recht in dem, was sie sieht, und hat Unrecht, wenn sie dies für das Alleinige hält und das läugnet, was die andere ihrerseits gewahrt und bekennt. Der Deist hält die Einheit und Persönlichkeit, der Pantheist die Unendlichkeit Gottes als des allgemeinen Wesens in allen Erscheinungen fest; mir ist Gott der Eine in seiner Unendlichkeit sich selbst Erfassende, zugleich Naturmacht, Vernunft und Wille der Liebe; in dieser Weltanschauung wird die Wahrheit des Pantheismus und des Deismus bewahrt und ergänzen sich beide zur Idee des ganzen lebendigen Gottes." Daß thatsächlich der christliche Theismus längst der „Idee des ganzen lebendigen Gottes" in allein und vollkommen befriedigender Weise gerecht geworden, darauf brauchen wir die Leser dieser Blätter wohl nicht erst aufmerksam zu machen.

Sehen wir vielmehr, wie Carriere seine der modernen Weltanschauung entsprechende Gottesidee genauer entwickelt und erklärt. In der ganzen sichtbaren Welt tritt uns ein geschlossenes System von Kräften entgegen, die nach ganz bestimmten Gesetzen ihren Einfluß ausüben. Das soll schon genügend erkennen lassen, daß nicht eine Vielheit, sondern eine Einheit das Ursprüngliche gewesen. Welche Einheit aber? Gleich hier wird unserem Philosophen der pantheistische Satz verhängnißvoll: „Erst Selbstsein ist wahres Sein, Fürsichsein." Indem er diesen Satz unbedenklich als Wahrheit, als Errungenschaft der modernen Speculation hinnimmt und ihn zur Stütze wählt, gelangt er zu der Schlußfolgerung: „Alle Dinge sind Selbstbestimmungen des Einen und ewigen Seins, das durch sie den unerschöpflichen Schatz der eigenen Innerlichkeit und Wesenheit erschließt, die Möglichkeiten der eigenen Natur verwirklicht. Das Eine

[1] Auch letzthin, bei dem Pfingstfest-Skandale in Rom, glaubte Carriere neben Haeckel und Gregorovius als Lobredner Giordano Bruno's in Deutschland auftreten zu sollen (Allgem. Ztg. 6. Juni 1889). Ueber das Giordano-Bruno-Denkmal vgl. übrigens diese Blätter Bd. XXXVI. S. 375 ff.

Unendliche offenbart sich in der Fülle alles Endlichen, und ist so Eins und Alles, das Alleine." Damit ist der Pantheismus seinem Wesen nach als berechtigt anerkannt. Nur wenn der Pantheismus behaupten will, das Alleine sei nicht Geist, nicht Person, tritt Carriere ihm entgegen. Denn darin, daß Gott nur als ein persönliches Wesen gedacht werden könne, stimmt er den Deisten bei. Das Alleine als persönliches Wesen, das ist nach Carriere's Dafürhalten der Gott, wie er den Ansprüchen der modernen Wissenschaft entspricht. Es liegt uns hier fern, die Unhaltbarkeit einer solchen Auffassung nachzuweisen und die Widersprüche aufzudecken, welche sie einschließt; für uns kommt es ja nur darauf an, von einem so hervorragenden Wortführer der modernen Cultur und Wissenschaft zu vernehmen, was letztere aus Gott gemacht hat, mit anderen Worten, welches Zerrbild noch übrig bleibt von dem Schöpfer Himmels und der Erde, vor dem die Christenheit anbetend im Staube kniet.

Der Pantheismus vermengt Gott mit der geschaffenen Welt und reißt auf solche Weise jene Schranke zwischen Schöpfer und Geschöpf nieder, auf welcher die Religion und alle religiösen Pflichten beruhen. Mag Carriere auch durchaus nicht gewillt sein, diese Folgerung einzuräumen, thatsächlich kann er sich ihr nicht entziehen. Und auch seine Behauptung, daß das Alleine persönlich sei, vermag daran nichts zu ändern. Um dies einzusehen, brauchen wir uns nur zu überzeugen, daß auch das Alleine Carriere's einen wesenhaften Unterschied zwischen Gott und Welt nicht mehr aufkommen läßt. Vernehmen wir zu diesem Zwecke noch einige seiner Erklärungen. „Das Seiende ist ein Fürsichseiendes, sich selbst Erfassendes, es ist nicht bloße Naturkraft, es ist auch Bewußtsein und Wille, es erhebt sich durch eigene Macht zur Selbstinnigkeit, Selbsterleuchtung, Selbsterkenntniß. Und daß dies in uns geschieht, ist darum möglich, weil das Sein als solches, das Eine Unendliche, Naturmacht ist, welche, von der Vernunft erleuchtet, damit Wille, zur Subjectivität sich erhebend, Wirklichkeit und Geist ist. Und was will die Naturwissenschaft anders als den Weltzusammenhang, als die mannigfaltigen Gesetze und ihre Wechselbeziehung zu einander, als das Ideale und Vernünftige im Realen erkennen? . . . Alles Entstehen und Vergehen ist nur eine Veränderung in der Verbindung der unvergänglichen Lebenskräfte, und wo unsere Vernunft tiefer eindringt in die Gesetzlichkeit des Alls, da findet sie sich selber wieder; unser Verständniß der Dinge zeigt uns, daß Verstand in ihnen waltet und offenbart ist, und unser Erkennen ist ein Nachdenken der ewigen Gedanken, die als die Normen

der Wirklichkeit die vernunftnothwendigen Formen und Bedingungen des Seins bilden. Und so haben auch die Weisen Griechenlands und Indiens sich zu der Anschauung des Alleinen erhoben, den gemeinsamen Lebensgrund in allen Dingen erfaßt, und Spinoza hat Denken und Ausdehnung, Natur und Vernunft als die beiden Attribute oder Offenbarungsweisen der einen Substanz erkannt, die er Gott nannte; an der Stelle eines naturlosen Gottes oder einer gottlosen Natur steht dem Pantheismus das eine Realideale."

Schon der Appell an Spinoza und die Vedanta-Philosophie der Inder zeigt zur Genüge, daß auch der modernisirte Pantheismus nicht gesonnen ist, an Stelle der Emanation oder Evolution die Schöpfung zu setzen. Wenn Carriere zuweilen von Schaffen und Schöpfer und Schöpfung spricht, so ist dies Mißbrauch der Worte oder eitel Selbsttäuschung. Unwillkürlich tritt dann auch der emanatistische Gedanke wiederholt ganz offen zu Tage, so wenn es heißt: „Ist uns Gott selbst die allwaltende Naturmacht, der seiende Unendliche, dann steht er nicht der Welt wie ein jenseitiger Urheber und Baumeister gegenüber, dann entsteht sie durch sein Denken und Wollen als die Entfaltung seiner eigenen Kraft und Wesenheit, dann läßt er den Lebensquellen freien Lauf, indem er ihnen die Ziele steckt, die sie durch selbständige Thätigkeit erreichen sollen, wie wir das ja wieder unmittelbar in uns selber erfahren. Nun zeigt uns jede in der Welt erscheinende Zweckmäßigkeit seine welteinnehmende Vernunft, wie sie im Zusammenhange der Weltgesetze sich uns offenbart. Nun suchen wir ihn nicht erst jenseits der Wolken und über den Sternen, er ist uns wirklich der Allgegenwärtige, der im Hauch der Luft uns umweht, im Schein der Sonne uns umleuchtet, in der Brodfrucht uns ernährt und im Wein unser Herz erfreut." Dieser Allgegenwärtige kommt durch seine Thätigkeit in der Welt zum Selbstbewußtsein und soll gerade dadurch Person werden, sich personificiren: „Selbstsein ist kein Mangel, keine Negation, sondern die Bejahung und Erfassung des eigenen Wesens. Und so verliert sich Gott nicht in der Welt, sondern er gewinnt gerade durch seine weltschöpferische (?!) sich selbstbestimmende Thätigkeit sein Selbstbewußtsein, das so wenig für ihn wie für den Menschen ein fertiger ruhender Zustand, sondern stets nur in sich selbst setzender Willensthat wirklich ist, — das möchte ich dem Deismus zu bedenken geben, dem ein jenseitiger weltloser Gott an sich fertig scheint, während Gott nur der sich stets Personificirende, durch seine Offenbarung in der Welt sein eigenes Bewußtsein Vermittelnde und Gewinnende ist."

Wie man sieht, ist in dieser modern-pantheistischen Auffassung gerade der Grundirrthum des Pantheismus voll und ganz beibehalten. Daß aber Carriere's Ausführungen einer in weiten und maßgebenden Kreisen des Protestantismus herrschenden Anschauungsweise einen zutreffenden Ausdruck geben, zeigt u. a. die Zustimmung und Anerkennung, welche denselben bereits zu theil geworden ist. So spendet Dr. Otto Pfleiderer, Professor der Theologie an der Universität Berlin, der Schrift hohes Lob (Allg. Ztg. 20. Nov. 1888). Er ist der Meinung, dieselbe werde „allen Freunden einer gesunden sittlich-religiösen Entwicklung unseres deutschen Volkes willkommen sein", und er wünscht, „daß diese Schrift bei vielen die Ueberzeugung bewirken oder befestigen möge, daß christlicher Glaube und modernes Wissen einander nicht nur nicht ausschließen, sondern einander zu fördern bestimmt sind, indem eben aus ihrem engsten Bunde die gesunde Entwicklung sowohl des kirchlichen als des weltlichen Lebens unseres Volkes zu erwarten ist". Und gerade die in Carriere's Schrift entwickelte „Gottesidee" findet Pfleiderers vollen Beifall, wie ja auch er selbst die gleiche Anschauung in seinen eigenen Schriften wiederholt und ausführlich vertreten hat. Hier schreibt er u. a.: „Nur der Gott, der aus seinem eigenen Wesen alles hervorbringt, im Endlichen einwohnt und dasselbe in sich trägt und zugleich über allem bei sich selbst ist, der ist der Vater, dessen Kinder wir sind. Weil wir Geist von seinem Geist sind, so ist sein Gesetz uns nichts Fremdes, sondern die Norm unseres eigenen Wesens uns ins Herz geschrieben, so daß wir in der Autonomie unseres Willens zugleich den göttlichen Willen erkennen und bethätigen." Und der Gothaer Superintendent Dr. Otto Dreyer rühmt bei Besprechung der Schrift Carriere's (Prot. Kztg. 14. Nov. 1888) ganz insbesondere die Ausführungen über den „Gottesbegriff, der sich gleicherweise über den Pantheismus wie über den dualistischen Deismus zu der Anschauung des sowohl unendlichen als selbstbewußten Einen erhebt". „Die Construction dieses Gottesbegriffs", versichert der Herr Superintendent, „gehört zu den ausführlichsten und vorzüglichsten Partien des Buches. Das wird jeder willkommen heißen, dem der Zusammenhang aller theologischen Speculation mit dem Gottesbegriff als ihrer Wurzel zum Bewußtsein gekommen ist ... Carriere steht hier mit trefflichem Rüstzeug ganz auf unserer Seite. Sein lebendiger Gottesbegriff befriedigt durchaus die Postulate des frommen Gemüthes, ohne mit einem innern Widerspruch behaftet zu sein." Gewiß, nicht mit einem innern Widerspruch! In Wahrheit zeichnet sich der Pantheismus dieser

Herren nur dadurch von dem Pantheismus vulgaris aus, daß er zu den schon in diesen enthaltenen Widersprüchen noch neue hinzufügt. Wie lockend es auch erscheinen mag, auf die Häufung von Widersprüchen näher einzugehen, die in jenem Gottesbegriff enthalten ist, um so die völlige und allseitige Unhaltbarkeit desselben darzuthun, so müssen wir doch hier davon Umgang nehmen, wo es uns einzig darum zu thun ist, einen Hauptvertreter der modernen Weltanschauung über einige Grundwahrheiten des Christenthums zu Worte kommen zu lassen. Uebrigens wird es für alle an gesundes Denken gewöhnten Leser einer solchen Widerlegung auch gar nicht bedürfen, da der Widersinn des pantheistischen Gottesbegriffs, welcher das absolut Nothwendige und das rein Zufällige, das Unendliche und das nach allen Seiten Beschränkte, das Vollkommenste und das Unvollkommenste, das Geistige und das Materielle vereinerleit, allzu sehr in die Augen springt. Anders freilich mag das Urtheil bei den im „modernen Denken" Erzogenen ausfallen, insbesondere bei jenen, welche die Hauptaufgabe des Denkens gerade in einer aus Antithesen gewonnenen Synthese erblicken. Für diese aber schreiben wir hier nicht.

(Fortsetzung.)

Aug. Langhorst S. J.

Rede und Redner.

„Können wir Deutsche von Beredsamkeit sprechen, nachdem längst aller höhere Verkehr bei uns stumm und schriftlich oder in einer auswärtigen Sprache getrieben wird? — Wenn die gesammten Staatsgeschäfte einer Nation mit der Feder abgemacht werden, wenn alle größeren Geister, welche sich in ihr regen und sie ergreifen oder doch berühren wollen, statt der Rednerbühne einen Schreibtisch bereitet finden; wenn die heiligsten und erhabensten Ideen niemals mit der Gewalt, welche die Natur in die Brust des Menschen und in seine Stimme legte, unmittelbar an das Herz der Nation schlagen können; .... wo sollen da die Redner herkommen?"

Diese Worte sprach Adam Müller in der ersten jener Vorlesungen, welche er zu Wien im Frühling des Jahres 1812 über „Die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland" hielt. Inzwischen hat sich ein Um-

schwung vollzogen, und wenn Müller heute aus dem Reiche der Todten zurückkehrte, er schriebe uns vielleicht ein Buch über die Beredsamkeit und deren Wiedererwachen in Deutschland. Denn die Redner sind gekommen, und wir Katholiken insbesondere rühmen uns einer Reihe glänzender Namen, welche in der Geschichte der Beredsamkeit immerdar mit Ehren werden genannt werden. Gewaltige Kämpfe, welche das Volk in seinem tiefsten Innern aufregten; verletzte oder gefährdete Rechte und das allenthalben rege Bewußtsein, daß es sich um die höchsten und heiligsten Güter handle, haben die schlummernden Kräfte geweckt und auf den Kampfplatz gerufen. Wie kühn und ritterlich sie da gestritten, ist noch in aller Erinnerung.

Bei dem lebhaften Interesse, welches das ganze katholische Deutschland an diesen ruhmreichen Kämpfen nahm, konnte es nicht ausbleiben, daß auch der Sinn für die Beredsamkeit in den weitesten Kreisen erwachte. Und so dürfen wir hoffen, daß der Leser dieser Blätter uns ohne Widerstreben folgen wird, wenn wir ihn einmal auch auf dieses Gebiet einladen.

I.

Was ist Beredsamkeit? Sie ist, wie schon der Name verräth, die Fähigkeit, zu bereden oder zu überreden, d. h. andere zu etwas durch die Rede zu vermögen. Das will der Anwalt, welcher seinen Schützling vertheidigt; das der Feldherr, wenn er seine Soldaten zur Schlacht anfeuert; das der Parlamentarier, der Gesetzesvorschläge bekämpft oder empfiehlt; das der Kanzelredner, der die Gerichte und die Erbarmungen Gottes verkündet. Freilich erreicht der Redner nicht immer seinen Zweck; auch die überzeugendste Rede kann an dem menschlichen Willen machtlos und ohne Erfolg abprallen, denn er ist frei, und keine Macht der Welt ist im Stande, ihn zu nöthigen. Aber das hindert nicht, daß die Worte, welche von der Lippe des Redners strömen, wahrhaft beredt, d. h. geeignet sind, Ueberredung zu wirken. Wer besaß in höherem Maße die Gabe, das Herz zu bewegen, als Christus der Herr? Und doch, wie oft fiel auch sein Wort auf steinigen Boden! Man kann also auch ein großer Redner sein, obgleich von Leidenschaften aufgeregte Massen jede Einwirkung fast unmöglich machen.

Die Beredsamkeit ist zunächst natürliche Anlage und bis zu einem gewissen Grade Sache eines jeden vernünftigen, der Sprache mächtigen Menschen. Schon der Knabe, welcher um einen Apfel bittet, ist ein kleiner

Redner. Wie geschickt weiß er seine Bitte zu begründen, falls sie auf Schwierigkeiten stößt! Und wenn die Gründe nicht helfen, dann ruft er die Affecte zu Hilfe, süße Schmeicheleien und Thränen, die das Herz der Mutter rühren. Ja, wie ein fein berechnender Psychologe nimmt er den richtigen Augenblick wahr, um sein Anliegen vorzutragen. Er kommt gewiß nicht, nachdem er eben ein kleines Schelmenstück verübt oder ein schlechtes Zeugniß aus der Schule gebracht hat. Er wartet auf eine bessere Stunde. Beobachte ferner den Bettler an deiner Thüre, der um ein Almosen fleht. Er ist nie bei einem Redekünstler in die Schule gegangen, hat weder Cicero's noch Aristoteles' Schriften über die Beredsamkeit gelesen, und doch weiß er den Weg zu deinem Herzen zu finden und dir die Hand zu öffnen. Ja, gehe zu den wildesten Völkern, die Bildung und feine Sitte nicht einmal dem Namen nach kennen: überall triffst du auf Spuren der Beredsamkeit.

Und nun bedenke, wie weise der Schöpfer gehandelt, als er dieses Talent in uns legte! Hat er uns nicht als gesellige Wesen geschaffen, die in ihrem Dasein auf andere angewiesen sind, die sich wechselseitig unterstützen und ergänzen sollen, um den gemeinsamen Zweck des Lebens mit vereinten Kräften zu erreichen? Die Sprache aber ist das wunderbare Mittel, durch das wir im Stande sind, nicht nur unsere Gedanken und Empfindungen anderen mitzutheilen, sondern auch mächtig auf die Entschließungen unserer Mitmenschen einzuwirken.

So gehört also die Beredsamkeit, als Fähigkeit betrachtet, mit zur Ausstattung unserer geselligen Natur. Indes pflegen wir im vollkommenen Sinne des Wortes nur jenen einen Redner zu nennen, der die Gabe der Ueberredung in hervorragender Weise besitzt. Auch diese ist zunächst natürliche Anlage, kann aber gleich anderen zur wahren Kunst ausgebildet werden. Das beweisen die vielen glänzenden Redner alter und neuer Zeit, die mit klarer Erkenntniß und vollendeter Meisterschaft die Mittel der Ueberredung handhabten. Erworben wird diese Kunst durch Studium und Uebung. Das Studium umfaßt die Gesetze und Regeln der Redekunst, sowie die Lectüre und Anhörung großer Redner; die Uebung ist eine schriftliche und mündliche.

Damit ist nun auch Wesen und Aufgabe der Rhetorik oder des Unterrichtes in der Beredsamkeit deutlich bezeichnet. Sie will die Entwicklung der Naturanlage zur vollen Kunstfertigkeit auf dem geebneten Wege des Unterrichtes leichter und sicherer erreichen, als es dem einzelnen, bliebe er sich selbst überlassen, möglich wäre. Zu diesem Zwecke macht

sie den Schüler mit den Grundsätzen vertraut, welche in der Natur des Menschen selbst begründet, von den großen Meistern der Rede befolgt und durch die Erfahrung langer Jahrhunderte bestätigt worden sind; dann führt sie ihn an der Hand eben dieser Grundsätze in das tiefere Verständniß der anerkannten Musterleistungen auf diesem Gebiete ein, überwacht sorgsamen Auges dessen schriftliche und mündliche Versuche, rügt das Fehlerhafte und fördert jeden Keim des Guten. Die Griechen waren es, welche zuerst die Rhetorik ausbildeten; von ihnen empfingen sie die Römer, und durch diese, besonders durch Cicero's und Quintilians Schriften, wurde sie ein Gemeingut der gebildeten Welt[1]. In den humanistischen Schulen war sie ein Hauptbildungsgegenstand, sozusagen die Krone des gesammten sprachlichen Unterrichtes. Heute steht sie in Deutschland nicht mehr in so hohem Ansehen. Selbst solche, welche die Beredsamkeit in Ehren halten, vermögen zu der Rhetorik keine rechte Neigung zu fassen. Entweder, mögen sie denken, besitzen die Schüler rednerische Anlagen oder nicht. In beiden Fällen scheinen sie der Rhetorik entrathen zu können: im ersten, weil sie ohne Unterricht beredt sein werden; im zweiten, weil kein Unterricht den Mangel natürlicher Begabung zu ersetzen vermag. Aber sollte dieses Beweisverfahren wirklich stichhaltig sein? Jedenfalls könnte man mit demselben so ziemlich allem Unterrichte die Existenzberechtigung abstreiten. Denn es gibt in allen Gebieten vereinzelte Erscheinungen, die ohne Schule es zur vollendeten Meisterschaft bringen, und es gibt solche, die nur mittelmäßige oder geringe Fähigkeiten besitzen. So in den Sprachen, in der Mathematik, in den Naturwissenschaften, kurz in allen Fächern. Und doch ist es noch niemand eingefallen, deshalb die Schulen und Hörsäle zu schließen. Wäre es nicht weit richtiger, also zu folgern: Entweder sind die Schüler mit hervorragendem Rednertalente ausgestattet oder nicht. Für die einen wie für die anderen kann ein *vernünftiger* Unterricht nur nützlich sein — für die reichbegabten, damit sie, gegen Ausschreitungen gesichert, ihre natürlichen Anlagen vollkommener entfalten; für die minder bevorzugten, damit unter der liebevollen Hand des Lehrers auch das schwächere Talent gepflegt und entwickelt werde.

Wie auch bei der größten Begabung dem Unterricht noch eine Stelle bleibe, das erläutert Hettinger in seinen „Aphorismen über Predigt und

[1] Auch im Mittelalter wurde die Rhetorik auf den Schulen nicht ganz vernachlässigt. Hauptquellen waren Cicero's Bücher De inventione und die Cicero damals zugeschriebene Rhetorica ad Herennium. S. Specht, Geschichte des Unterrichts u. s. w. S. 116.

Prediger". „Wer von allen", so schreibt er, „trug so den göttlichen Funken des Genius in seiner Brust, als Raffaele Santi von Urbino? Und trotzdem, wie lange hat er nicht gelernt, gelernt im eigentlichen Sinne dieses Wortes, zuerst bei seinem Meister Pietro Perugino, dessen Unterricht wir in den Bildern seiner ersten Periode Zug für Zug verfolgen können. In seiner zweiten Periode zu Florenz waren es Leonardo da Vinci, Michel Angelo und besonders Fra Bartolommeo della Porta, von dem er, engern Umgang mit ihm pflegend, lernte; ebenso in seiner dritten Periode zu Rom, wo er sich durch Anschauung und Studium der Antike weiterbildete. Und wer auch nur einige der vielen Handzeichnungen und Entwürfe dieses großen Malers gesehen hat, der weiß, daß jedes seiner Bilder die Frucht eingehender, von erstaunlichem Fleiße zeugender Studien und langen Nachdenkens war.

„Sollte es bei Werken der redenden Kunst anders sein? ... Von Natur und Geburt sind wir alle Barbaren, sagte schon der alte Gracian in seinem ‚Weltorakel'; Unterricht und Erziehung machen aus uns, was wir sind. Und nun erst das Wort, diese edelste, höchste Blüte aller geistigen und sittlichen Bildung, in dem die ganze Ideenwelt sich offenbart, die Summe alles dessen, was der Mensch geworden, errungen und erstrebt hat, sich darstellt, das sollte einem unbewußten Triebe, einem rohen, blinden Instincte entstammen?"

Gewiß nicht. Selbst das größte Genie bringt nur *eines* mit auf die Welt: die Anlage, etwas zu werden. Diese bedarf der Entwicklung, und der gewöhnliche Weg dazu ist der Unterricht. Freilich kann man auch ein Lehrverfahren einschlagen, das die Fähigkeiten mehr erstickt als fördert, auf dem Gebiete der Beredsamkeit so gut wie in anderen Fächern; man kann den Geist in geistlose Formen zwängen und an Stelle der Bildung die Dressur setzen. Aber in diesem Falle trifft die Schuld nicht den Unterricht als solchen, sondern den Mißbrauch desselben.

Uebrigens wollen wir nicht läugnen, daß man den Einfluß der Schule auch überschätzen kann. Keinem Lehrer, und wäre es der geschickteste, wird es gelingen, große Redner heranzubilden, wo nur mittelmäßige Begabung vorhanden ist. Hier wie überall setzt die Kunst die Natur, Bildung Bildungsfähigkeit voraus. Wie sich der Bildhauer von dem Steine, den er bearbeitet, der Gärtner von dem Boden, worein er das Samenkorn senkt, abhängig weiß, so wird kein Jugendbildner im Stande sein, die Schranken zu überschreiten, welche der Urheber der Natur ihm gezogen hat. Das erkannte auch Crassus im Dialoge „Ueber den Redner"

an. „Die natürliche Anlage", so sagt er, „ist nach meinem Dafürhalten das erste in der Beredsamkeit." Nachdem er sodann einige Erfordernisse des großen Redners aufgezählt hat — Lebhaftigkeit des Geistes, Scharfsinn in der Auffindung und Fülle in der Entfaltung der Beweisgründe, ein sicheres und treues Gedächtniß —, fährt er fort: „Es ist schon viel, wenn der Unterricht diese Anlagen hegen und pflegen kann, verleihen kann er sie nicht", ebenso wenig, wie „eine leichte Aussprache, eine klangvolle Stimme, eine starke Brust, kräftigen Körperbau, edlen Gesichtsausdruck und würdevolle Haltung"[1]. Und gelänge es auch, durch geschickte Verwerthung der Kunstmittel diese Naturanlagen zu ersetzen oder ihren Mangel minder empfindlich zu machen, eines läßt sich durch nichts ersetzen: die Fähigkeit, tief zu empfinden und warm zu fühlen. Wo aber diese fehlt, da ist es um den großen Redner geschehen.

Vielleicht möchte nun jemand eben deshalb, weil die natürliche Begabung ein so unerläßliches Erforderniß ist, den rhetorischen Unterricht auf jene beschränkt wissen wollen, welche ganz besondere Anlagen zur Beredsamkeit besitzen. Was gewinnt man damit, so könnte er fragen, wenn mittelmäßige Talente zu mittelmäßigen Rednern ausgebildet werden? Männer, die sich in der Geschichte der Beredsamkeit einen Platz erobern, freilich nicht; aber doch vielleicht solche, die in den vielfachen Gelegenheiten, welche das Leben bietet, mit Anstand und Erfolg aufzutreten wissen. Ja selbst für diejenigen, die niemals eine Rede in der Oeffentlichkeit halten werden, ist der Unterricht in der Beredsamkeit ein treffliches Bildungsmittel. „Die Rede", so schreibt Kleutgen, „ist ohne Zweifel dasjenige Kunstwerk, zu dessen Gestaltung alle höheren Fähigkeiten des Menschen zusammenwirken müssen. Der Vortrag des Redners soll bald die Klarheit und Genauigkeit des Geschichtschreibers, bald die Gründlichkeit und Tiefe des Philosophen oder Theologen haben, ohne deshalb aufzuhören, populär, lebendig, interessant zu sein; er soll sich dem Feuer und dem Aufschwunge des Dichters nähern, ohne sich von der Wahrheit und Wirklichkeit loszusagen. Fülle, Harmonie, Leben, Kraft und Mannigfaltigkeit verlangen wir von seinem Stile und wollen sie bis auf einen gewissen Grad in Stimme, Geberden und Bewegungen des Körpers ausgedrückt finden. Die Beredsamkeit wurde also mit Recht als das Ziel angesehen, auf das die gesammte humanistische Bildung gerichtet werden müsse. Denn wer eine Rede ihrem künstlerischen Werthe nach zu beurtheilen, wer

[1] Cicero, De oratore. I, 113 et 114.

sie, insoweit es seine natürlichen Anlagen gestatten, nachzuahmen weiß, dessen Geist hat jene allgemeine Bildung erhalten, die ihm auch in den übrigen Gattungen des Stils eine seiner Fähigkeit entsprechende Gewandtheit geben wird." [1]

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob das Lob, welches Kleutgen der Rede spendet, übertrieben sei oder nicht. So viel aber wird jeder billige Beurteiler einräumen, daß der Unterricht in der Beredsamkeit ein sehr vielseitiges Bildungsmittel ist. Er erfaßt den ganzen Menschen, von der äußeren Haltung angefangen, bis zu den höchsten und edelsten Fähigkeiten. Vortrag und Geberde, Gedächtniß, Einbildungskraft und Empfindung, Verstand und Willen, alles zieht er in seinen Bereich. Welche Wandlungen macht nicht die Rede durch von dem ersten Aufleuchten des Grundgedankens bis zu dem Augenblicke, da sie an das Ohr des Hörers schlägt! Welch eine Fülle geistig-körperlicher Thätigkeit liegt nicht in ihr eingeschlossen! Ist der Zweck bestimmt, so heißt es die Mittel ausfindig machen, um ihn zu erreichen. Dann muß das Gefundene gesichtet und geordnet werden, damit alles an die richtige Stelle komme und da seine volle Wirkung thue. Steht erst der Plan fertig vor dem Geiste, so geht es an die Ausführung des Einzelnen. Die Sprache soll ihren Zauber über das Ganze ausgießen und jeden Gedanken künstlerisch gestalten. Phantasie und Gefühl müssen dazu die Farben leihen. Darüber aber steht beherrschend der thatkräftige Wille, der alle Fähigkeiten dem einheitlichen Redezwecke dienstbar macht. Jetzt ist das Werk vollendet. Doch nein, jetzt beginnt es erst recht. Die Rede soll ja nicht auf dem Papiere bleiben, sondern durch den Vortrag des Redners Wärme und Leben erhalten. Sie muß darum noch einmal und zwar in ihrer allseitigen Vollendung Eigenthum ihres Urhebers werden. Dann mag sie, mit der Kraft der Ueberzeugung und dem Feuer der Begeisterung vorgetragen, auch in anderen Ueberzeugung und Begeisterung wecken.

Man wende hier nicht ein, daß die wirklichen Leistungen der Schüler weit hinter diesen idealen Anforderungen zurückbleiben. Das wird ohne Zweifel der Fall sein; solche, die erst in die Lehre gehen, pflegen keine Meisterwerke zu schaffen. Aber gerade diese schülerhaften Versuche sind es, an welchen die Fähigkeiten sich entfalten und die Kräfte erstarken, vorausgesetzt, daß es dem Schüler weder an unverdrossener Beharrlichkeit noch an weiser Leitung gebreche.

---

[1] Ueber die alten und die neuen Schulen. S. 12.

II.

Schwer ist die Aufgabe, welche der Redner sich gestellt hat: den freien Willen des Menschen, diese, wie es scheint, uneinnehmbare Festung, will er in seine Gewalt bringen. Da fragen wir uns mit Recht: welche Waffen sind im Stande, ein solches Werk zu vollführen? oder, wenn Gewalt nichts ausrichtet: wo sind die Schlüssel, um die Thore zu öffnen? „Die Thore sind von innen verriegelt", hat einer treffend geantwortet. Wie stellen wir es also an, daß wir den Hausherrn vermögen, die Riegel wegzuziehen und uns Einlaß zu gewähren?

Es wurde schon oben im Vorübergehen bemerkt, daß es das Wort ist, welches sich dieses schwierigen Geschäftes zu entledigen hat. Aber damit ist im Grunde noch wenig gesagt. Wir möchten gerne erfahren, wie das Wort beschaffen sein müsse, um einen so mächtigen Einfluß auf den Willen ausüben zu können. Der sinnlich wahrnehmbare Laut, den die Luftwellen an unser Ohr tragen, hat an sich keine Macht über unser geistiges Wollen. Aber die menschliche Sprache ist ja auch etwas mehr als ein articulirtes Geräusch; sie ist der Körper unserer Gedanken und Empfindungen, eine „wunderbare Ineinsbildung von Sinn und Schall" und darum „recht eigentlich das echteste Kind der menschlichen Natur, der Ineinsbildung von Geist und Stoff" [1].

Welches sind also die geheimnißvollen Kräfte, die in und aus den Worten des Redners auf uns einwirken? Aristoteles führt sie auf drei zurück: die Kraft der Beweise, die Macht der Gefühle, das Gewicht der Persönlichkeit, die zu uns redet [2]. Und in der That, wenn der Redner auf unsere Seele wirkt, wenn er uns bestimmt, auf seine Vorschläge einzugehen, seinen Willen zu dem unserigen zu machen; woher kommt es anders, als weil seine Gründe uns überzeugen, die Wärme seiner Sprache uns rührt und hinreißt, seine eigene geistig-sittliche Beschaffenheit endlich uns gewinnt und dafür bürgt, daß seine Anschauungen richtig, seine Rathschläge gut und heilsam sind? Wir schließen uns deshalb einfach der Eintheilung des griechischen Philosophen an, weil

---

[1] v. Nostitz-Rieneck S. J., Das Problem der Cultur. S. 12.

[2] Im Anschlusse an Aristoteles schreibt W. For S. J. in seinem geistvollen Buche „Die Kranzrede des Demosthenes": „Die Aufgabe des rednerischen Vortrags in ihrem vollen Umfange ist, durch zweckmäßig combinirte und in möglichst vollendeter Redeform dargestellte ethische, pathetische und logisch-pragmatische Gründe die vom Sprecher beabsichtigte Seelenstimmung, Ueberzeugung und Willensentschließung in den Zuhörern hervorzubringen." S. 51.

wir bei keinem andern eine bessere gefunden haben, noch selbst eine bessere zu geben im Stande sind. Was dieselbe in unseren Augen besonders empfiehlt, ist der Umstand, daß die hohe Bedeutung der sprechenden Persönlichkeit zu ihrem vollen Rechte kommt. Doch davon später. Zunächst haben wir uns mit der Beweisführung zu beschäftigen, der sich die Erklärung und Widerlegung als vorbereitende und ergänzende Theile anschließen.

Ueberzeugung sollte stets die Grundlage der Ueberredung sein. Denn die Zuhörer, welche gewonnen werden sollen, sind vernunftbegabte Wesen und haben ein Recht, als solche auch behandelt zu werden. Sind sie doch selbst gehalten, in ihren Maßregeln und Entschließungen, in ihrem ganzen Thun und Lassen dem Urtheile der Vernunft zu folgen. Oberste Richtschnur ist diese freilich nicht — die ist Gott selbst, die untrügliche Vernunft, der höchste Wille, das „ewige Gesetz"; aber dieses ewige Gesetz muß durch das Licht der vernünftigen Erkenntniß dem Menschengeiste offenbar werden; wie könnte es sonst sein Wollen bestimmen? Darum sind die Forderungen der Vernunft Forderungen Gottes selbst, darum ist es des Menschen unwürdig, von dunklen Gefühlen und Leidenschaften sich leiten, oder besser gesagt, hin- und herzerren zu lassen, darum ist ein Handeln gegen besseres Wissen und Gewissen nicht nur ein unvernünftiges, sondern auch ein unsittliches Handeln. Was folgt nun daraus für den Redner? Was anders, als daß er Gottes weise Ordnung beobachte, die vernünftige Menschennatur in Ehren halte und auf dem Wege redlicher Ueberzeugung seine Hörer gewinne? Zu diesem Zwecke wird er seine Sache zu erklären, zu begründen und gegen etwaige Bedenken sicherzustellen haben. Er soll seine Sache klar auseinanderlegen, damit ein jeder wisse, worum es sich handelt und was von ihm verlangt wird. Wie wichtig ist nicht dieser Punkt z. B. in der geistlichen Beredsamkeit! Da predigt einer gewaltig gegen die Sünde des Aergernisses, alle Gerichte Gottes und alle Schrecken der Hölle werden heraufbeschworen, Entsetzen und Schauder erfaßt jeden Hörer, und doch hat der Prediger vielleicht wenig erreicht. Viele von denen, die bei den flammenden Worten zitterten und bebten, wußten nicht, was das Aergerniß ist, und von dem gewaltigen Redner haben sie es auch nicht erfahren. Was wird die Folge sein? Verwirrung der Gewissen auf der einen Seite und eitler Schrecken auf der andern. Aengstliche Seelen werden Aergernisse sehen, wo keine sind, die Leichtsinnigen aber werden sich bald von ihrem ersten Schrecken erholt haben und sich einreden, die Predigt sei nicht an ihre Adresse gerichtet gewesen.

An die Erklärung schließt sich naturgemäß die Begründung an. Was das Knochengerüst am menschlichen Körper ist, das ist sie in der Rede. Aristoteles nennt dieselbe geradezu den „Körper", d. h. die Hauptsache, den Kern der Ueberredung, und spricht sich sehr tadelnd gegen die Rhetoriker seiner Zeit aus, weil sie von der rednerischen Beweisführung kein Wort zu sagen wüßten, während sie sich eingehend über das Beiwerk verbreiteten. Ja er begründet, wenn man genau zusieht, das Erscheinen seiner Schrift über die Beredsamkeit eben mit dem Hinweise auf diese Lücke in der Behandlungsweise seiner Vorgänger. Ganz gewiß hat der große Philosoph die Bedeutung der Beweisführung nicht überschätzt. Denn selbst in jenem Falle, wo sich voraussetzen läßt, daß der Zuhörer von der Vernünftigkeit, Nützlichkeit, vielleicht sogar Nothwendigkeit dessen, wofür er gewonnen werden soll, im voraus überzeugt ist, wird der Redner selten jeder Begründung aus dem Wege gehen können. Freilich ist es dann seine eigentliche Aufgabe, den Willen seines Zuhörers mit dessen Erkenntniß in Einklang zu bringen. Aber zu eben diesem Zwecke wird es nothwendig sein, durch lichtvolle Entwicklung der Beweggründe die schon vorhandene, aber unwirksame Ueberzeugung neu zu beleben und so wirksam zu machen.

Von noch größerer Bedeutung und Nothwendigkeit ist die Beweisführung in Sachen, über welche sich die Zuhörer entweder kein Urtheil oder ein anderes, als der Redner, gebildet haben. Es mag ja dann in gewissen Fällen die Persönlichkeit des Sprechers allein hinreichende Bürgschaft für die Vortrefflichkeit seiner Sache leisten. Aber sehr häufig ist die Beweisführung das einzige Mittel, um ein vernünftiges Urtheil zu begründen oder eine entgegenstehende Anschauung in ehrlichem Kampfe aus dem Felde zu schlagen. Es wäre in Wahrheit ein gemeiner Sieg, wollte der Redner auf einem andern Wege, als dem der Ueberzeugung, in die Seele seines Zuhörers eindringen, ihn durch List und Betrug, durch Schmeichelei und Drohung, ja durch die Anregung der niedrigsten Leidenschaften unterwerfen. „Die Beredsamkeit", sagt A. Müller, „will ihre Beute nicht todt haben, wie der gemeine Eroberer, aber im vollen Sinne des Wortes lebendig. Sie will eine freie Seele bezaubern und beherrschen; sie will ihren Gegner nur zwingen und reizen, niederzuknieen vor der Wahrheit, die größer ist, als sie beide." Darum ist auch niemand ein großer Redner, welcher nicht in der Seele seines Zuhörers zu lesen weiß; denn nur wer diese Kunst besitzt, wird im Stande sein, auch die geheimen Bedenken, Einwendungen und Ausflüchte, welche den Zweck der Rede zu

vereiteln drohen, im voraus zu errathen. Wer sich aber darauf nicht versteht und darum in seiner eigenen Rede den Zuhörer nicht zu Worte kommen läßt, wie kann sich der versprechen, einen vollkommenen Sieg zu erringen? Nur wenn der Redner dem Hörer alle Wege zur Flucht verlegt hat, wird sich dieser auf Gnade und Ungnade ihm ergeben, während umgekehrt jeder nicht gelöste Zweifel, jeder nicht gewürdigte Gegengrund einen Ausgang zum Entkommen offen läßt. Deshalb spielt auch die Widerlegung in der Beredsamkeit eine so wichtige Rolle, eine weit wichtigere, als viele Redner zu ahnen scheinen. Man begnügt sich damit, die eigene Ansicht kräftig auszusprechen, auch wohl, so gut es geht, zu begründen; aber wo bleiben die Gegengründe des Hörers? Und doch zeigt sich gerade im siegreichen Kampfe das Genie des Redners nicht minder, wie das des Feldherrn. „Still! der Feind kommt", soll Condé gesagt haben, als Bourdaloue auf die Kanzel stieg. Mag die Aeußerung wirklich gefallen sein oder nicht, dieselbe bezeichnet jedenfalls sehr treffend das Verhältniß, welches häufig zwischen Redner und Hörer, oder besser gesagt, zwischen beider Sachen obwaltet. Es ist das Verhältniß des Gegensatzes. „Das Gemüth des ... Menschen ist beständig in kriegerischer Disposition und zum Widerspruche geneigt", bemerkt nicht ganz unrichtig der noch eben genannte Verfasser der Reden über die Beredsamkeit und zieht daraus die wichtige Folgerung: „Wollen wir also mit den Waffen der Rede oder des Arms vertheidigen, so müssen wir anzuklagen und anzugreifen wissen, was vertheidigt werden soll. Der Sachwalter eines Verbrechers muß die stärkste Anklage gegen ihn führen, um ihn mit wahrem Erfolge vertheidigen zu können; der Sachwalter der Tugend muß alle Ränke kennen, die seinen Gegenstand verunglimpfen können, ebenso, wie der wahre Gottesgelehrte ohne gründliche Erkenntniß des Teufels nicht zu denken ist." [1] Und etwas später: „Wisse zu hören, wenn du reden willst; versetze dich in das Herz, dahinein du greifen willst; in den verwirrten Sinn, welchen du bekehren, in die Krankheit, welche du heilen willst. Verstehe, Redner, mich, deinen Gegner, wenn du dich mir verständlich machen willst." [2]

Wir brauchen nach dem Gesagten nicht mehr zu bemerken, daß uns die Beredsamkeit ganz etwas anderes bedeutet, als die Kunst, „durch den schönen Schein zu hintergehen" — so nämlich hat Kant den Begriff des Wortes bestimmt —, wenn wir auch einräumen müssen, daß sie das oft

[1] S. 19. [2] S. 21.

durch den Mißbrauch der Menschen gewesen ist. Seitdem sich die Schlange im Paradiese mit solchem Erfolge dieser Art von Beredsamkeit bediente, haben sich viele Nachahmer gefunden, die aus der Gabe des Wortes ein Mittel der Täuschung machten und an Stelle der Beweise blendende Trugschlüsse und eine berückende Sophistik setzten.

Auch das soll nicht geläugnet werden, daß die Kunst der Beredsamkeit bei eben jenem Volke, das dieselbe besonders gefördert hat, in sehr enger Beziehung zur Sophistik stand, ja gewissermaßen aus ihr herausgewachsen ist. Wie sehr aber diese sophistische Redekunst den Widerspruch ernsterer Geister, vorzüglich aus der sokratischen Schule hervorrief, mag man z. B. aus Plato's Wechselgesprächen ersehen. Leider hat auch die spätere griechische Beredsamkeit ihren sophistischen Ursprung nicht immer verläugnet. Selbst ihre glänzendsten Vertreter haben, wo sie sich des Gegners nicht anders zu erwehren wußten, mit den Waffen der Sophistik gefochten. Unter dem Eindrucke dieser betrübenden Thatsache schrieb ein guter Kenner der antiken Beredsamkeit die Worte nieder:

„Je mehr wir diese Reden begreifen und verstehen lernen, desto mehr macht sich bei uns das Gefühl geltend, welchem der geistreiche Verfasser des Dialogus[1] das Wort leiht, wenn er von der ähnlichen republikanischen Beredsamkeit seines Vaterlandes und deren Vertretern sagt, man müsse diese großartigen Wundergestalten anstaunen, aber auch Gott danken, daß wir in anderen Zeiten leben, welche durch die Strenge der Gesetze und die Milde der Sitten Erscheinungen jener Art unmöglich machen."[2]

Wollte Gott, es wäre wahr, daß heute Erscheinungen jener Art unmöglich sind! Wenn sie nur wenigstens nicht allzu häufig wären! Aber die Thatsachen belehren uns eines andern. Was bleibt von so mancher „glänzenden" Rede unserer Tage, wenn sie auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft wird, als Niederschlag übrig? Kecke, unerwiesene Behauptungen, falsche Schlüsse, freche Entstellungen der Wahrheit. Das heißt man Beweisführung, und was das Schlimmste ist, viele halten es auch dafür. Etwas harmloser ist der Irrthum jener, welche den Mangel der Gründe durch die Stärke ihrer Stimme ersetzen zu können meinen. Indem sie die Kunst der „Ueberredung" etwas allzu buchstäblich auffassen, suchen sie das Hauptgeheimniß der Beredsamkeit in einer Stentorstimme. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß diese einigen Eindruck

[1] Gemeint ist der von vielen dem Tacitus zugeschriebene Dialog: De oratoribus.

[2] L. Spengel, Demosthenes' Vertheidigung des Ktesiphon. S. 71.

zu machen im Stande ist, auf das Ohr einen recht bedeutenden. Manche mögen auch das für bewiesen erachten, was mit großem Lärm behauptet wird. Im Grunde aber hat der Redner nichts außer Zweifel gestellt, als daß ihn Gott mit einer kräftigen Stimme beschenkte. Hätte aber die Beredsamkeit keine höhere Aufgabe, dann wäre sie eine sehr niedrige Kunst oder, richtiger gesprochen, keine. Ueberzeugen, nicht überschreien soll mich der Redner.

So wichtig indessen die Ueberzeugung des Verstandes auch immerhin sein mag, sie ist doch in der Regel nicht das einzige, was der Redner ins Auge zu fassen hat. Er soll nicht nur den Beweis liefern, daß seine Sache gut und vernünftig ist; er soll auch dafür sorgen, daß ich eine wahre Neigung zu ihr fasse. Es möchte mir sonst geschehen, was so oft im Menschenleben eintritt, daß ich das Gute erkenne und doch nicht ernstlich wolle. Die Schwierigkeit der Ausführung schreckt mich, das Gesetz der Trägheit hält mich zurück, die sinnliche Natur lockt mich zu einem andern Gute. Diese Hindernisse muß der Redner mir überwinden helfen, will er ein ganzes Werk verrichten. Zu diesem Zwecke muß er nicht nur meine Vernunft, sondern auch mein Herz für seine Sache gewinnen. Weiß er dieses einzunehmen, dann werde ich ihm gerne und freudig, und deshalb um so sicherer Folge leisten. Diese Herrschaft über das Herz galt von jeher als der höchste Triumph der Beredsamkeit und das eigentliche Kennzeichen des großen Redners. Und wirklich ist das Wort dann am gewaltigsten, wenn es in die Tiefen des Gemüthslebens hineingreift und das verborgen glimmende Feuer zu hellen Flammen entfacht. Oder welches sind die Stellen, die von den stummen Blättern aus, auf denen sie aufgezeichnet sind, noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden uns entzücken und hinreißen? Sind es nicht jene, in welchen der Redner die glühende Sprache der Gefühle spricht? Erst da scheint er uns ganz die breite Straße verlassen und die Höhe erreicht zu haben, wohin nur allein der Flug des Adlers trägt. Was aber uns beim bloßen Lesen schon so mächtig ergreift, wie muß das erst die Hörer erfaßt und über alle Hindernisse hinweggetragen haben! Wir brauchen übrigens gewiß uns nicht in vergangene Zeiten zurückzuversetzen, um einen Begriff von der Gewalt einer solchen Beredsamkeit zu erhalten; haben wir jemals einen Redner von Gottes Gnaden gehört, dann haben wir es an uns selbst verspürt, welchen Zauber die Sprache des Herzens über das Herz ausübt.

Woher mag es nun aber kommen, daß gerade durch das Pathos die Beredsamkeit bei manchen in Verruf gebracht worden ist? Einen Theil

der Schuld werden wohl gewisse Redner und Rhetoriker selbst zu tragen haben. Um mit den letzteren zu beginnen, so haben diese durch eine mitunter allzu mechanische und geistlose Behandlung der verschiedenen Gemüthsbewegungen vielleicht den Schein erweckt, als handle es sich in der Beredsamkeit nur um unwahre, geheuchelte Empfindungen. Noch peinlicher ist der Eindruck, den die Affectenlehre einiger Rhetoriker aus der alten Zeit auf ein ehrliches Gemüth macht. Schon der lateinische Ausdruck perturbationes, mit welchem die rednerischen Gemüthsbewegungen häufig bezeichnet werden, ist geeignet, Verdacht zu erwecken, und die weiteren Erklärungen, welche die Sachverständigen geben, sind ganz dazu angethan, den geschöpften Verdacht zu bestärken. Hören wir beispielsweise, wie sich Quintilian, einer der hervorragendsten Rhetoriker des Alterthums, in dieser Hinsicht ausspricht. „Die Beweisgründe", so lesen wir im sechsten Buche seiner Unterweisungen, „sind meistens mit der Sache selbst gegeben, und für die bessere Sache sprechen stets auch die meisten Gründe. Wer also durch diese in einem Rechtsstreite obsiegt, der weiß eben nur so viel, daß ihn sein Anwalt nicht ganz im Stiche gelassen hat. Wo es aber gilt, dem Richter Gewalt anzuthun und dessen Geist von der Betrachtung der Wahrheit abzulenken, da beginnt erst recht eigentlich die Kunst des Redners ... Die Beweise bewirken freilich, daß die Richter unsere Sache für die bessere halten; die Erregung der Leidenschaften aber sorgt dafür, daß sie dieselbe als solche auch anerkennen wollen. Das aber, was sie wollen, glauben sie auch. Denn sind sie einmal so weit, daß sie Groll, Zuneigung, Abneigung und Mitleid hegen, dann betrachten sie die Sache, welche verhandelt wird, als die ihrige, und wie Liebende über die Schönheit des Geliebten nicht urtheilen können, weil die Leidenschaft blind macht, so vergißt auch der Richter ganz und gar, den Sachverhalt zu untersuchen, wenn er einmal innerlich erregt ist. Die Begierde erfaßt ihn und reißt ihn wie ein wilder Strom mit sich fort." Ein Wort des Tadels fügt Quintilian dieser Schilderung nicht bei. Es ist dies um so auffallender, als er doch sonst den Grundsatz vertritt, nur ein Ehrenmann könne ein wahrer Redner sein[1]. Wie sich aber ein Ehrenmann mit einer solchen Kunst, oder sagen wir lieber mit einem so verwerflichen Handwerk, wie das oben beschriebene ist, abgeben könne, ist schwer einzusehen. Wenn in Wahrheit die Erregung des Gemüthes nur dazu dienen soll, die Vernunft irre zu leiten und zu bestechen, dann ist die Redekunst nicht eine

[1] Institutiones 12, 1.

Lenkerin, sondern eine Verführerin des Menschen; dann ist es aber auch kein Lob mehr, wenn sie von Pacuvius gepriesen wird als die herzbeherrschende Königin: „flexanima atque omnium regina rerum“ [1]; dann ist vielmehr die Mahnung des Aristoteles voll und ganz an ihrem Platze: „Man soll den Richter nicht durch Zorn, Neid oder Mitleid von der Sache ablenken; denn das wäre gerade so, als wollte einer das Richtscheit, dessen er sich zu bedienen gedenkt, zuerst krumm biegen.“

Wie sehr aber die alten Redner mitunter sich bemühten, „das Richtscheit krumm zu biegen“, davon liefern manche ihrer Reden schlagende Beweise. Cicero's vielgelesene Vertheidigungsrede für Milo kann an Stelle vieler anderen als gelungenes Probestück dieser Gattung dienen.

Ueberhaupt spielte das Pathos in der alten Gerichtsberedsamkeit, zumal bei den Römern, eine uns heutzutage unbegreifliche Rolle. So hielt Cicero, wie er selbst erzählt, um die Richter zum Mitleid für einen Angeklagten zu bewegen, dessen unmündiges Kind während der Rede in den Armen; ein anderes Mal hob er in einem Proceß das kleine Söhnchen eines vornehmen Mannes empor und sprach so bewegt, daß das Forum von Weinen und Wehklagen wiederhallte [2].

Der berühmte Redner Antonius hieß als Anwalt des bejahrten M. Aquilius den „kummervollen, im Trauergewand dasitzenden Greis sich erheben, riß dessen Unterkleid auf und zeigte die Narben“, welche der ehemalige Feldherr im Dienste des Vaterlandes davongetragen hatte. Bei derselben Gelegenheit redete Antonius viel von der Wunde, die ein feindlicher Führer dem Aquilius am Kopfe geschlagen, und schüchterte dadurch die Richter so sehr ein, daß sie sich scheuten, einen Mann zu verurtheilen, der sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt, den aber das Schicksal den feindlichen Geschossen entrissen hatte [3].

Wir brauchen wohl kaum erst darauf hinzuweisen, daß diese und ähnliche Mittel in vielen Fällen sehr geeignet waren, das Recht zu beugen und den Schuldigen der verdienten Strafe zu entziehen. Darum wird auch niemand das Verschwinden solcher Scenen aus unseren Gerichtssälen bedauern. Ist nun aber damit jeder andere Mißbrauch der menschlichen

[1] Bei Cicero, De oratore. II, 187. [2] Orat. n. 131.

[3] De orat. II, n. 195. Verr. V, n. 3. Vgl. auch Quintilian. VI, n. 30 sqq. Cicero gesteht selbst in der Rede für Flaccus ein, daß Aquilius durch zahlreiche Zeugnisse der Habsucht überführt worden sei. Das „Schicksal“ entriß ihn übrigens nicht immer der Gewalt der Feinde. Er gerieth später in die Gefangenschaft des Mithridates, der ihn gebunden auf einem Esel durch Kleinasien umherführen und nach harten Mißhandlungen ihm geschmolzenes Gold in den Mund gießen ließ.

Gefühle und Leidenschaften, ist überhaupt jedes unberechtigte Pathos aus der modernen Beredsamkeit verschwunden? Ganz gewiß nicht. Unberechtigt ist schon jener hochpathetische, unnatürlich feierliche Ton, in dem gewisse Redner sich so sehr gefallen, daß sie auch das Alltägliche, Allergewöhnlichste darin vorzutragen pflegen. Es ist freilich nicht zu fürchten, daß durch diese Weise die Gefühle in allzu heftige und andauernde Thätigkeit versetzt werden — die Gefahr liegt fern —, aber ein Gefühl wird sich dabei in steigendem Maße geltend machen, das des Mißbehagens. Erst wenn der Zuhörer sich einmal ganz an diesen Ton gewöhnt hat, weicht die Unbehaglichkeit allmählich einer stummen Ergebung, die sich bei diesem oder jenem bis zur Schlafsucht steigern kann. Niemand fühlt sich angesprochen, darum antwortet innerlich auch niemand; es knüpfen sich keine eigentlichen Beziehungen an zwischen Redner und Hörer, beide stehen sich fremd gegenüber und freuen sich in gleicher Weise, wenn die Rede zu Ende ist.

Indessen so lästig diese Unsitte vieler Redner auch werden mag, sie stiftet doch im Grunde kein eigentliches Unheil an. Ganz anders steht es mit jenen redegewandten Schwärmern und Bösewichten, welche die gefährlichsten Leidenschaften entfesseln, um sie ihren wahnsinnigen Plänen dienstbar zu machen. Die Geschichte der kirchlichen und bürgerlichen Umwälzungen ist reich, überreich an solchen Erscheinungen, und auch der nächsten Gegenwart sind sie nicht fremd. Am meisten ist zu bedauern, daß diese Brandstifter schlimmster Art ihr Handwerk ungestraft am hellen Tage treiben dürfen.

Sollen wir nun aber aus diesen und ähnlichen Thatsachen etwa den Schluß ziehen, daß sich die Beredsamkeit überhaupt nicht an das Gefühl zu wenden habe? Das wäre in der That ein Fehlschluß. Oder sollte es wirklich dem edlen Manne verwehrt sein, die berechtigten Empfindungen des menschlichen Herzens für hohe und würdige Zwecke in Anspruch zu nehmen, weil irregeleitete und boshafte Verführer durch Aufregung der niedrigsten Leidenschaften ihre verwerflichen Ziele erreichen? Mit demselben Rechte müßte man die Beredsamkeit überhaupt verurtheilen; denn auch die übrigen Mittel, deren sie sich bedient, sind dem Mißbrauche ausgesetzt. Ja man müßte nicht nur die Sprache des Gefühls aus der Rede, man müßte die Gefühle selbst aus dem menschlichen Herzen verbannen; denn zu welchen Ausschreitungen und Frevels haben sie nicht schon Anlaß gegeben! Doch das fällt nur wenigen ein, und diesen wenigen, die in der Empfindungslosigkeit das höchste Ideal der Tugend erblicken, hat

bereits der heilige Augustinus die rechte Abfertigung angedeihen lassen: „Wenn einige mit einer Eitelkeit, die um so unnatürlicher erscheint, je seltener sie ist, gerade das an sich lieben, daß sie durch kein Gefühl gehoben und begeistert, durch keines gebeugt und niedergedrückt werden, so entäußern sie sich vielmehr vollständig der Menschennatur, als daß sie die wahre Ruhe erlangen. Denn nicht deshalb ist etwas recht, weil es hart ist, oder vernünftig, weil empfindungslos." Und etwas vorher: „Sind diese Regungen, diese Gefühle, welche aus der Neigung zum Guten und aus der heiligen Liebe entspringen, Laster zu nennen, so mag man die wirklichen Laster Tugenden heißen. Wenn aber diese Gemüthsbewegungen der Vernunft folgen und in der rechten Weise gebraucht werden, wer möchte sie dann Krankheiten oder fehlerhafte Leidenschaften zu nennen wagen? Hat sie doch sogar der Herr selbst, der Sündenlose, als er sich würdigte, in Knechtsgestalt ein menschliches Leben zu führen, dort nicht zurückgewiesen, wo er sie zuzulassen für werth erachtete. Denn derjenige, welcher einen wahren menschlichen Leib und eine wahre menschliche Seele hatte, empfand und fühlte auch wahrhaft wie ein Mensch!"[1] Derselbe große Kirchenlehrer versäumte es aber auch nicht, die höchsten Grundsätze anzugeben, nach welchen wir unser Gefühlsleben zu regeln haben: „Die Heilige Schrift unterwirft den Geist selbst Gott, damit er ihn leite und unterstütze, die Leidenschaften dem Geiste, damit sie der Gerechtigkeit dienen."[2] Nicht weniger tief und umfassend ist ein anderes Wort des heiligen Lehrers: „Bei uns ... fürchten und wünschen, trauern und freuen sich die Bürger der heiligen Stadt Gottes, welche auf der Pilgerfahrt durch dieses Leben gottwohlgefällig wandeln; und weil ihre Liebe geordnet ist, darum sind auch diese ihre Gefühle alle geordnet."[3] Wo so erhabene Grundsätze befolgt werden, da sind den Leidenschaften feste und sichere Schranken gezogen, und wer sich von solchen Anschauungen leiten läßt, wird in den Gemüthsbewegungen etwas ganz anderes erblicken, als Mittel, „den Geist von der Betrachtung der Wahrheit abzulenken". Dem wahren Redner sind diese vielmehr verbündete Mächte der Wahrheit, welche die Vernunft nicht beherrschen, sondern in ihren Forderungen unterstützen sollen, besonders dann, wenn der Wille unter dem Banne ungeordneter Neigungen sich nicht ermannen kann, der bessern Erkenntniß Folge zu leisten. Die unwürdigen Fesseln zu lösen, welche den Geist gefangen halten, ihm

[1] De civitate Dei XIV, 9. [2] L. c. IX, 5. [3] L. c. XIV, 9.

Schwingen zu geben, die ihn mit sanfter Gewalt nach oben tragen — das und nur das kann die Aufgabe des Redners sein. Darum aber muß er auch selbst von hohen und reinen Empfindungen beseelt sein, muß ein edles, für alles Gute empfängliches Herz haben, muß recht zu lieben und recht zu hassen wissen; dann „ist die Liebe geordnet, dann sind alle Gefühle in der Menschenbrust geordnet". Deshalb ist das Grundgesetz des Christenthums auch ein Grundgesetz der christlichen Beredsamkeit: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften und aus deinem ganzen Gemüthe, und deinen Nächsten wie dich selbst."

Noch ist ein drittes übrig, das den Erfolg der Rede wesentlich mitbedingt: des Redners eigene Persönlichkeit — so glauben wir am treuesten das „Ethos" der Griechen wiederzugeben. Es muß dieses nun freilich, wie Aristoteles richtig bemerkt, durch die Rede selbst zu Tage treten; denn nur insofern kann es unter den rednerischen Mitteln aufgezählt werden. Aber weil das Ethos der Rede nichts anderes sein kann und darf als eine Ausstrahlung des innern Wesens, der äußere Widerschein des innern Seelenadels, so ist es klar, daß hier die Kunst der Rede tief, sehr tief in das gesammte Leben des Redners einschneidet und hohe geistige, wie sittliche Eigenschaften als unerläßliche Bedingungen fordert. So begreift es sich auch, wie Quintilian den vollkommenen Redner mit Cato geradezu als einen „vortrefflichen, sprachgewandten Mann" bezeichnen und behaupten kann, die Beredsamkeit, „das Schönste von allem, lasse sich nicht mit einem lasterhaften Gemüthe vereinigen" [1]. Auch jenes andere Wort des Alterthums wird uns unter diesem Gesichtspunkte minder befremdlich erscheinen: „Die Rede nicht, der Redner ist's, der überredet." [2]

Weniger einseitig, aber um so schöner, ist eine Aeußerung Plutarchs im Leben des Phokion: „Ein einziges Wort, ja der bloße Wink eines edlen Mannes wiegt tausend Argumente und Perioden auf." Und sollte es eines noch umfassendern Nachweises dafür bedürfen, daß die alten Kunstlehrer die hohe Bedeutung des Redners für den Erfolg seiner Rede wohl zu würdigen wußten, so verweisen wir auf ihre Erörterungen über die Eingänge der Reden. Hier ist ja vor allem das Ethos an seinem Platze; denn hier hat sich der Redner sozusagen selbst einzuführen, hat die Hochachtung, das Vertrauen und die Zuneigung seiner Hörer zu ge-

[1] Inst. XII, 1.

[2] Vgl. Volkmann, Die Rhetorik der Griechen und Römer. 2. Aufl. S. 224.

winnen. Darum soll er auch gerade hier alles vermeiden, was Anstoß erregen und die Herzen entfremden könnte: jedes bittere Wort, jeden Tadel des Zuhörers, jeden Schein von Anmaßung und Selbstüberhebung. Darum soll er aber auch den Eingang mit ganz vorzüglicher Sorgfalt ausarbeiten, damit der erste Eindruck ein guter sei und der ganzen folgenden Rede den Boden bereite.

Doch, denkt da vielleicht der Leser bei sich im stillen, haben nicht die Redekünstler jener Zeiten diese und ähnliche Vorschriften nur insoweit befolgt, daß sie die Maske des weisen und edlen Mannes zur Schau trugen, sich mit dem Scheine begnügten und Gesinnungen heuchelten, von denen das Herz wenig oder nichts wußte? Das mag geschehen sein, geschieht heute und wird auch in Zukunft geschehen; denn es läßt sich wohl wünschen, aber kaum erwarten, daß die „Wölfe im Schafspelze" jemals ganz aussterben. Dürfen wir aber die Kunst für solchen Unfug verantwortlich machen? Ich glaube nicht. Ziehen wir lieber aus den künstlerischen Gesetzen die Folgerung, daß der Redner, will er nicht zu einem elenden Komödianten und Heuchler herunterſinken, die geistig-sittlichen Eigenschaften, welche ihm die nothwendige Autorität bei seinen Zuhörern verschaffen, in der That besitzen müsse.

Es ist hier der Ort, auf diese Eigenschaften selbst in Kürze einzugehen. Aristoteles zählt ihrer drei auf; wir hätten aber nichts dagegen einzuwenden, wenn jemand sie auf zwei zurückführen wollte. Doch hören wir den Philosophen. „Drei Dinge sind es," so schreibt er im zweiten Buche seiner Rhetorik, „welche dem Redner das Vertrauen seiner Zuhörer gewinnen — so viele Momente nämlich gibt es, durch die wir uns, abgesehen von den Beweisen, bestimmen lassen, sie heißen Einsicht, Tugend und Wohlwollen. Denn wenn der Redner oder Rathgeber in die Irre führt, so kommt das eben daher, weil eine dieser Eigenschaften oder auch alle insgesammt ihm abgehen. Entweder verleitet Unkenntniß ihn selbst zu einem falschen Urtheil, oder, wenn er die richtige Anschauung hat, spricht er aus Bosheit gegen seine bessere Ueberzeugung, oder es gebricht ihm zwar weder an der richtigen Erkenntniß noch an persönlicher Rechtschaffenheit, er ist aber nicht wohlwollend gesinnt: so kann es geschehen, daß er das Beste zwar erkennt, aber nicht räth. Andere Momente gibt es nicht. Wer also alle diese Eigenschaften in sich zu vereinigen scheint, der muß nothwendigerweise das Vertrauen der Zuhörer gewinnen."

Mit diesem ist aber viel, außerordentlich viel gewonnen. Stellen wir uns einen Mann vor mit ruhigem, klarem Blick, von reichem Wissen und

reicher Lebenserfahrung, gerecht, uneigennützig und uns in besonderer Liebe zugethan; stellen wir neben ihn einen redegewandten Advokaten und Wortkünstler, der von all diesen schönen Eigenschaften keine besitzt: auf welcher Seite ist die größte Macht der Ueberredung? Und sprächen sie dieselben Worte, wir würden es an uns selbst erfahren, wie wahr auch in diesem Sinne der alte Spruch ist: Wenn zwei dasselbe sagen, ist es doch nicht dasselbe. Der eine vernichtet durch sein Wesen die Wirkung seiner Worte, bei dem andern ist es, als ob eine höhere, geheimnißvolle Macht die Rede belebte und beseelte. Der ganze innere Werth des Redners spricht und wirkt mit. Dem Gewichte der einzelnen Beweise und Gründe gesellt sich die Autorität des Redenden als neues Ueberzeugungsmittel bei — ein eigenartiges argumentum ex auctoritate. Und wenn nun der edle Mann durch „ein einziges Wort, durch einen bloßen Wink" ganze Reihen von Argumenten zu Boden wirft, was wird er vermögen, wenn er, angethan mit dem ganzen Rüstzeug der Beredsamkeit, auf dem Schlachtfelde erscheint? wenn die persönliche Ueberzeugung aus dem Feuer der Augen blitzt, aus dem Tone der Stimme redet, sich in Haltung und Geberde verkörpert? In solchen Augenblicken mag es geschehen, daß jeder innere und äußere Widerspruch verstummt, und der Hörer, wie von unsichtbarer Gewalt erfaßt, mit einer Art Nothwendigkeit dem Redner folgt.

Ja, groß ist die Macht des Wortes in dem Munde eines weisen und edeln Mannes! Je heiliger aber die Sache ist, die er vertritt, um so höhere Anforderungen sind wir an ihn zu stellen berechtigt. Darum müssen die Männer, welche die Sache der Religion und des Christenthums erfolgreich vertheidigen wollen, vor allem selbst von dem christlichen Geiste ganz durchdrungen sein. Welch ein erhabenes Beispiel haben uns in dieser Beziehung nicht jene deutschen Katholiken gegeben, welche in schwerer Zeit so muthig und mannhaft für die heilige Sache ihrer Kirche eintraten! Von den Lebenden dürfen wir ja nicht reden; aber eines großen Todten dürfen wir gedenken. Als Hermann von Mallinckrodt, ein Mann, den kein Deutscher ohne Ehrfurcht nennt, mitten auf dem Kampfplatze gefallen war, da konnten auch seine politischen Gegner nicht mehr umhin, seinem Charakter und seinen seltenen persönlichen Eigenschaften die gebührende Anerkennung zu zollen. Sie sprachen es unverhohlen aus, daß ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung aus dem politischen und irdischen Leben zugleich geschieden sei. C. Mertens hat diese „Lorbeerkränze aus Feindeshand" mit denen aus Freundeshand in seinem schönen Buche „Die Todtenklage um Hermann von Mallinckrodt"

der Nachwelt aufbewahrt. Was hat aber diesem „ganzen Mann" sein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt? Das möge uns ein Freund und Mitkämpfer des großen Todten erklären. „Mallinckrodt", so sprach Dr. Windthorst auf der 26. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Aachen, „war der Mann des Glaubens wie wenige, und seine Reden zündeten, weil sie nichts anderes waren als der lebendige Ausdruck eines noch lebendigern Glaubens." Dieser Glaube hatte ihn auf die Walstatt gerufen, in diesem Glauben wurzelte auch seine Kraft. Nie und nimmer wäre Mallinckrodt, trotz seiner reichen Begabung, ein so vortrefflicher Vertheidiger der katholischen Sache geworden, wäre er nicht im Leben ein frommer und treuer Sohn seiner Kirche gewesen. Sein christlicher Tod war der würdige Abschluß seines christlichen Lebens. Er starb, das Kreuz in der Hand, für das er allezeit so unerschrocken gekämpft hatte.

Mallinckrodt ist heimgegangen in das Land des ewigen Lebens, wo aller Waffenlärm schweigt — „per crucem ad lucem"[1] — uns Lebende umtobt noch der Kampf, der Kampf des Unglaubens gegen den Glauben, des neuen Heidenthums gegen alle Schöpfungen und Segnungen der christlichen Cultur. Gegenüber diesem weltbewegenden Kampfe sind alle anderen Schlachten und Kriege nur eitel Kinderspiel. Der Feind hat seine sämmtlichen Regimenter gerüstet. Ueber die Grenzpfähle der einzelnen Länder hinüber reichen sich die Mächte der Zerstörung brüderlich die Hände, stehen vor keiner Schranke still, achten kein Recht, keine Sitte, vergreifen sich an jeder Wahrheit und treten selbst das Heiligste in den Staub. Sollen wir da mit verschränkten Armen zusehen, oder soll „die Wahrheit" — es ist dies ein Wort des großen Augustinus — „wehr- und waffenlos der Lüge gegenübertreten"? Gewiß nicht. Die Waffenrüstung der Wahrheit aber ist die Beredsamkeit. „Da die Redekunst", so schreibt derselbe heilige Lehrer, „zum Guten wie zum Bösen gebraucht werden kann und nach beiden Seiten hin so überaus wirksam ist, warum sollten die Guten im Kampfe für die Wahrheit sich nicht dieser Waffe bedienen, wenn die Schlechten sie zu verkehrten und nichtswürdigen Zwecken so schnöde mißbrauchen?[2]

[1] Mit diesen Worten schloß Mallinckrodt seine Rede über das Ausweisungsgesetz am 14. April 1874. Am 26. Mai starb er. Schulte, Geschichte des Culturkampfes.

[2] De doctrina christiana. L. IV. c. 2.

Karl Nacke S. J.

Die Lebensbeziehungen der Ameise.

Keines der unzähligen lebenden und fühlenden Wesen, welche Erde, Luft und Wasser bevölkern, steht vereinzelt da. Wie die Glieder einer Kette oder vielmehr wie die Maschen eines riesigen Netzes hängen sie alle unter sich und mit der sie umgebenden Natur zusammen. Welches der Zusammenhang dieses Gewebes ist, welche Fäden jedes Glied mit den übrigen unmittelbar oder mittelbar verbinden, das zu ergründen ist Aufgabe der biologischen Forschung.

Die Ameisenkunde hat in dieser Richtung seit dem Beginne unseres Jahrhunderts Anerkennenswerthes geleistet. Sie hat eine Fülle interessanter Beziehungen zu Tage gefördert, welche die Ameise mit ihrer kleinen und großen Mitwelt verknüpfen, und sie ist mit ihrer Forschung noch lange, lange nicht am Ende. Einen gedrängten Ueberblick über jene Beziehungen zu bieten, ist Aufgabe dieser Zeilen. Die Menge der merkwürdigen Einzelnheiten ist nämlich so groß, daß sie nur durch einen Blick aus der Vogelperspective in ein kleines Bild zusammengefaßt werden kann, wie es dem Raum dieser Blätter entspricht.

1. Beziehungen zwischen Ameisen derselben Art.

Eine Ameise ist, für sich allein betrachtet, ein kleines, unscheinbares Wesen. Zwar können die größten ausländischen Vertreter der Ameisenfamilie über 30 mm lang werden [1]; dafür steigen aber die kleinsten Verwandten um so tiefer in der Größenscala hinab und müssen sich mit 1 bis 2 mm begnügen [2]; die meisten halten sich unter dem bescheidenen Mittelmaß von 10 bis 15 mm. Was Körpergröße anbelangt, kann also die Ameise selbst in der Klasse der Insekten keinen Ehrenplatz beanspruchen. Aber vielleicht ist ihre Artenzahl sehr groß? Es sind zwar schon weit über 1000 Ameisenarten auf dem Erdenrund bekannt und lateinisch benannt [3]. Das ist jedoch nicht viel im Vergleich mit den Ziffern, die

[1] Z. B. Camponotus gigas aus Ostasien, Pachycondyla villosa aus Südamerika, Dorylus juvenculus aus Nordafrika.

[2] Z. B. Leptanilla Revelierii, Plagiolepis pygmaea und andere.

[3] Rogers Formiciden-Katalog vom Jahre 1863 enthält schon 1157 Arten, ohne die Doryliden.

andere Familien der Insektenwelt aufzuweisen haben; unter den Käfern zählt z. B. die Familie der Kurzflügler (Staphyliniden) über 6500 beschriebene Arten; ebenso viel die Blatthornkäfer und manche andere[1]. In der Artenzahl ist also die hervorragende Bedeutung der Ameisen auch nicht zu suchen. Worin liegt sie denn? In dem Grundsatz „Unitis viribus", der sich in diesen kleinen Geschöpfen verkörpert zu haben scheint; in der ungeheuern Menge von Individuen und dem gesellschaftlichen Leben, das dieselben zu Einheit und Stärke verbindet, darin liegt ihre Größe.

Eine Ameise hat bekanntlich viele nahe Verwandte in demselben Neste. Am zahlreichsten sind darunter jene, die dem Arbeiterstande angehören, die „Ameisen" schlechthin; auf sie bezieht sich zumeist, was der Entomologe wie der Landmann über die Ameise weiß. Solcher Arbeiterinnen kann es in einem großen Haufen der Waldameise (Formica rufa, bezw. pratensis, im Englischen wegen ihrer Bauten treffend hill-ant genannt) mehrere Hunderttausende geben; die nicht minder bekannten, glänzend schwarzen Holzameisen (Lasius fuliginosus) haben gleichfalls sehr individuenreiche Kolonien, die den vorigen an Bürgerzahl kaum nachstehen, sie manchmal sogar übertreffen. Aber auch bei einigen unserer kleineren Arten, die minder in die Augen fallen, ist oft eine erstaunliche Menge von Arbeiterinnen zu einem Gemeinwesen vereinigt. So bei der schwarzen Rasenameise (Tetramorium caespitum) und namentlich bei der diebischen gelben Zwergameise (Solenopsis fugax), deren weitverzweigte Nester nicht selten ein Gewimmel von Millionen winziger Insassen zu beherbergen scheinen. Andere Arten sind nicht so gesegnet. Manche können sich glücklich schätzen, wenn die Arbeiterzahl ihres Nestes Tausend erreicht (z. B. Leptothorax acervorum und tuberum), einige wenige (z. B. Stenamma Westwoodi[2]) bringen es kaum zu Hundert. Weitaus die meisten einheimischen Arten beherbergen aber immerhin als Durchschnittszahl mindestens ein paar Tausende von Arbeiterinnen in jedem Neste.

Stellen wir nun eine kleine Rechnung an; bei derselben ist zu berücksichtigen, daß unsere gemäßigten Erdstriche weit ärmer an Ameisen

---

[1] Vgl. Gemminger et Harold, Catalogus Coleopterorum hucusque descriptorum synonymicus et systematicus (Monach. 1868—1876), und Duvivier, Enumération des Staphylinides decrits depuis la public. etc. (Bruxelles 1883).

[2] Ich spreche hier von der Stenamma Westwoodi Westwood (= Asemorhoptrum lippulum Mayr), nicht von der Stenamma Westwoodi auctorum (= Formicoxenus nitidulus Nyl.).

sind als die Tropen, nicht bloß bezüglich der Artenzahl, sondern namentlich auch an Menge der Individuen. Auf einem Quadratkilometer der nächsten Umgebung[1] liegen mindestens 30 Nester von Waldameisen; wir wollen jedes derselben nur auf 50 000 Bewohner schätzen, das gibt trotzdem schon eine hübsche Nachbarschaft von einer und einer halben Million. Noch zahlreicher, aber nicht so stark bevölkert, sind hier die Kolonien der blutrothen Raubameise (Formica sanguinea). Wer die unscheinbaren Nester dieser stattlichen, durch Kampfesmuth ausgezeichneten Ameise kennt, kann sich an einem heißen Sommertage das Vergnügen machen, durch einen Fußtritt Armeen aus der Erde zu stampfen; nur muß er sich sofort einige Schritte zurückziehen, wenn er für dieses Aufgebot nicht empfindlich bezahlt sein will. Die kleine braunschwarze Wegameise (Lasius niger) gehört nicht bloß in ganz Europa, sondern auch in einem großen Theile von Asien und Nordamerika zu den gewöhnlichsten Arten. Die Zahl ihrer Niederlassungen ist so groß, daß man stellenweise über 500 Nester auf einem Quadratkilometer zählen kann. Hat jedes derselben auch nur 3000 Bewohner, so haben wir doch schon abermals eine und eine halbe Million zu Nachbarn. Wir wollen die Rechnung nicht fortsetzen, sonst müßten wir noch mehrere Millionen aus anderen Ameisenarten hinzufügen.

Die Ameisenstaaten, in deren Mitte wir leben, haben eine entfernte Aehnlichkeit mit demokratischen Republiken. Die Arbeiterinnen eines und desselben Nestes sind zu einem Gemeinwesen vereinigt, Kolonie genannt; sie stehen zu einander in freundschaftlicher Beziehung, mögen sie nun sämmtlich einfache Arbeiterinnen sein, oder auch in großköpfige „Soldaten" sich abgliedern, wie dies bei vielen ausländischen Arten der Fall ist[2]. Freundschaftlich ist ihr Verhältniß zu der eierlegenden Stammmutter, die man trotz ihrer sonstigen Bedeutungslosigkeit Königin[3] nennt, und zu den geflügelten Männchen und den gleichfalls geflügelten unbefruchteten

---

[1] Um Eraeten bei Roermond. Formica rufa, pratensis und sanguinea sind hier im mittleren und nördlichen Holländisch-Limburg (Sandboden, Kiefernwald und Heide) allerdings besonders häufig. Dafür sind aber in anderen Gegenden andere Arten, die hier sehr selten sind, zahlreicher vertreten, z. B. Lasius brunneus und Tapinoma erraticum.

[2] Unter den europäischen Ameisen besitzen nur die Gattungen Colobopsis und Pheidole Soldaten. Vgl. E. André, Species d. Hyménoptères II. p. 161 u. 384.

[3] Solche Königinnen können auch in größerer Zahl in einer Kolonie sich finden. Bei Formica rufa und bei Myrmica scabrinodis habe ich sogar über 60 in einem Neste getroffen.

Weibchen. Freundlich ist auch ihre Beziehung zu der zarten, unentwickelten Nachkommenschaft, den Eiern, Larven und Puppen, deren Pflege und Schutz die Hauptaufgabe einer Arbeiterameise bildet. Aber die sogenannte Freundschaft einer Emse für ihresgleichen beschränkt sich auf die eigene Kolonie; auf erwachsene fremde Ameisen derselben Art pflegt sie sich unter normalen Verhältnissen [1] nicht zu erstrecken. Ja, man kann ohne Bedenken sagen, eine Ameise habe keine erbitterteren Gegner als ihre eigenen Stammesverwandten. Kommen die Jagd- oder Weidegebiete zweier Kolonien der Waldameise einander zu nahe, so entspinnt sich manchmal aus anfänglichen Plänkeleien ein hitziger Kampf, der sogar mehrere Tage währen und den Boden mit Ameisenleichen bedecken kann. Aehnliche Gefechte habe ich auch zwischen benachbarten Kolonien der Rasenameise (Tetramorium caespitum) beobachtet. Es kann übrigens nicht befremden, daß zwischen Concurrenten, die völlig dieselbe Lebensweise führen und deshalb auch dieselben Existenzbedingungen haben, gelegentlich ein mörderischer „Kampf ums Dasein" entbrenne. Ist dann eine der beiden Parteien zurückgedrängt und wieder Platz auf Erden geworden, so läßt man sich gegenseitig in Ruhe wie ehedem. Von Freundschaft ist allerdings auch in solcher Friedenszeit keine Rede: wer sich zu nahe an das Nachbarnest wagt, muß gewärtig sein, abgefaßt, in das Innere geschleppt und kalt gemacht zu werden.

Es gibt jedoch scheinbare Ausnahmen von dieser Regel. Manchmal umschlingt ein gemeinsames Band mehrere benachbarte Niederlassungen derselben Art. Forel zählte auf dem Mont Tendre über 200 Nester von Formica exsecta, die in friedlichen Beziehungen zu einander standen. Von Formica exsectoides fand Mc Cook in den Alleghany-Bergen einmal sogar einen Bezirk von 1600 befreundeten Nestern; wahrlich eine starke Eidgenossenschaft von etwa 16 Millionen! Dieses gute Einvernehmen zwischen benachbarten Nestern derselben Art ist deshalb nur eine scheinbare Ausnahme von dem gewöhnlichen Gesetze gegenseitiger Trennung, weil eine und dieselbe Familie manchmal mehrere Häuser besitzen kann. Wird die Bewohnerschaft des Mutternestes zu zahlreich, so sendet sie Tochterkolonien aus und vermehrt durch Auswanderung eines Theiles der Bürger die Zahl der Niederlassungen. Hier im mittleren und nörd-

[1] Nämlich abgesehen von den sogenannten Allianzkolonien, in denen erwachsene Ameisen derselben Art aus verschiedenen Kolonien sich (meist nur im Nothfalle) vereinigen. Die unten erwähnten Kolonieverbindungen, die durch Abzweigung aus einer Kolonie hervorgehen, sind von diesen Allianzkolonien wohl zu unterscheiden.

lichen Holländisch-Limburg habe ich wiederholt beobachtet, daß mehrere benachbarte Haufen der Waldameise (Formica rufa und pratensis), die mit den erwähnten beiden Arten (Formica exsecta und exsectoides) in Lebensweise und Bauart des Nestes am nächsten verwandt sind, zu einander in freundschaftlichem Verhältnisse standen [1]; einmal zählte ich sogar sieben solcher befreundeten Haufen (von Formica pratensis). Verbindet noch eine Kette hin- und herziehender Arbeiterinnen die verschiedenen Niederlassungen, so ist die Auswanderung erst vor kurzer Zeit erfolgt, vielleicht vor wenigen Wochen. Allgemach hört jedoch der wechselseitige Verkehr auf; nach einigen Jahren herrscht gewöhnlich schon feindliche Scheidung von Tochterkolonien und Mutterstadt und ersterer untereinander.

Wie eine Kolonie mehrere Nester besitzen kann, die verbündete Zweige derselben Familie beherbergen, so kann auch eine Kolonie abwechselnd verschiedene Nester bewohnen [2]. Bei der blutrothen Raubameise (Formica sanguinea) ist es in hiesiger Gegend die gewöhnliche, jedoch nicht ausnahmslose Regel, daß sie eine eigene Sommer- und Winterwohnung hat; sie gehört auch hierin, wie in ihrer Sitte, Sklaven zu halten, zu den „Vornehmen".

2. Beziehungen zwischen Ameisen verschiedener Arten.

Bisher haben wir nur die Beziehungen der Ameisen zu den Mitgliedern derselben Art betrachtet. Weit mannigfaltiger gestalten sich die Verhältnisse, die zwischen Ameisen verschiedener Arten obwalten. Auch hier zeigen sich Bilder des Friedens und Bilder des Krieges; letztere sind jedoch weit häufiger. Das gewöhnliche Gesetz ist: Ameisen verschiedener Arten begegnen sich feindlich. Man hütet sich wohl, in die Wohnung eines fremden Stammes zu gerathen; es sei denn, daß man von seinesgleichen hinreichend unterstützt ist, um mit Aussicht auf Erfolg einen räu-

[1] Die Entfernung solcher befreundeten Nester voneinander beträgt manchmal nur wenige Meter; in einigen Fällen aber sah ich Nester von Formica rufa, die 15, ja sogar 20 m voneinander entfernt lagen, durch eine Kette von Ameisen in reger Verbindung. Hierbei sieht man nicht selten Ameisen, die Gefährtinnen im Maule tragen und zum anderen Neste bringen. Auf irrthümlicher Deutung solcher Beobachtungen beruht der Bericht von C. G. Bignell, Formica rufa strengthening its nest by taking workers from other nests (Entomologist's Monthly Magazine. Vol. XVI. 1879—1880. p. 267).

[2] Ueber die Umzüge von Formica sanguinea und eines ihrer Gäste (Dinarda dentata) gelegentlich des Nestwechsels vgl. meine Mittheilungen in der „Deutschen Entom. Zeitschr." 1886, 1. Heft, S. 57, und 1887, 1. Heft, S. 109.

berischen Einfall wagen zu dürfen; oder, daß man, durch seine Kleinheit gedeckt, still und unvermerkt einen Diebsbesuch im fremden Hause abzustatten vermag. Das letztere Geschäft ist natürlich um so einträglicher, je näher man den fremden Vorrathskammern wohnt, in denen die Larven und Puppen — der beste Bissen nach Ameisengeschmack — aufgehäuft liegen. Dies führt uns zu den sogenannten zusammengesetzten Nestern der Ameisen[1]. Wie nämlich in einem großen Hause mehrere Miethparteien wohnen können, so kommt es auch bei den Ameisen vor, daß in einem Neste die Haushaltungen von zwei oder mehreren verschiedenen Ameisenarten sich finden. Meist sind es Große und Kleine, die so beisammen hausen. Während jedoch bei uns Menschen gewöhnlich die Kleinen den Kürzern ziehen, wenn sie mit den Großen zusammen sind, ist es hier meist umgekehrt. Das kleine Volk kann sich leicht in die große Nachbarwohnung einschleichen und dort in unbewachten Augenblicken manchen Schabernack treiben; nicht so die Großen, die in den Gängen des kleinen Mäusevolkes gar nicht Platz haben.

Sich im Nestbezirke einer fremden Art niederzulassen, kann also manchmal einen Vortheil für Küche und Keller einer Ameisenhaushaltung bieten; ein anderes Mal ist es bequemere Wohnung oder billigere Heizung (höhere Nesttemperatur), was die Miethpartei anlockt; in anderen Fällen — vielleicht am häufigsten — ist es auch nur der sogenannte Zufall, der zur Bildung eines zusammengesetzten Nestes führt. Eine befruchtete Königin ist nach dem Hochzeitsfluge in der Nähe eines Ameisennestes fremder Art zur Erde gelangt. Rasch streift sie ihre nun zwecklos gewordenen Flügel ab und gräbt sich ein Loch in der Erde; dort bringt sie ihre ersten Kleinen zur Welt. Nach und nach wächst die kleine Kolonie, wird stark an Arbeiterzahl, dehnt ihr unterirdisches Heim ringsum aus und stößt dabei bald auf die Gallerien der Fremden. Unter Reibereien und Grenzstreitigkeiten wird die Nachbarschaft begonnen und fortgesetzt;

---

[1] Vgl. meine ausführlichere Abhandlung „Die Beziehungen zwischen fremden Ameisenarten in den zusammengesetzten Nestern" in „Natur und Offenbarung" 1888, 4. Heft, S. 193—210.

(Unsern Lesern sei die genannte Zeitschrift bestens empfohlen. Dieselbe hat mit dem Jahrgange 1888 an Zahl der Mitarbeiter wie an Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhaltes einen bedeutenden Aufschwung genommen. Ihr hohes Ziel, als Organ zur Vermittlung zwischen Naturforschung und Glauben zu dienen, verleiht ihr eine höchst wichtige Stellung gegenüber jenen naturwissenschaftlichen Zeitschriften, die im Sinne der sogenannten modernen Wissenschaft die Ergebnisse der Forschung in den Dienst des Unglaubens zu ziehen suchen. Anm. d. Red.)

gelingt es der einen Partei nicht, die andere aus ihrem Wohnsitze zu verdrängen, so müssen sie eben Nachbarn bleiben, wenn auch noch so schlechte. Uebrigens ist nicht nur diese Form von zusammengesetzten Nestern eine „zufällige"; auch wenn die Nachbarschaft mit den obenerwähnten Vortheilen für die kleinen Einmiether verbunden ist, bleibt doch deren Zusammenwohnen mit der fremden Art insofern meist ein zufälliges, als die beiden Nachbarn auch für sich allein wohnen können, ja sogar für gewöhnlich allein zu wohnen pflegen. Außer diesen zufälligen Formen zusammengesetzter Nester gibt es aber auch gesetzmäßige. Die zwerghafte, gelbe Diebsameise (Solenopsis fugax) und die kleine glänzende Gastameise[1] (Formicoxenus nitidulus) haben nämlich im Nestbezirke fremder Arten ihren regelmäßigen Wohnsitz: erstere bei fast allen größeren Verwandten, letztere in den Haufen der Waldameise (Formica rufa und pratensis); erstere ihrem Namen entsprechend als giftiges, tückisches Diebsvolk, das nur widerwillig geduldet wird, letztere als friedliebende, stille Nachbarn, die sich möglichst wenig bemerkbar machen. In fremden Ländern gibt es ohne Zweifel noch manche Arten, die als Diebs- oder Gastameisen eine ähnliche Lebensweise führen wie diese beiden kleinen Landsleute.

Die Beziehungen, die zwischen Ameisen verschiedener Arten obwalten, sind hiermit noch keineswegs erschöpft; im Gegentheil, die interessantesten derselben sind noch übrig: wenn nämlich die fremden Ameisen nicht bloß beisammen wohnen, sondern zu einem socialen Gemeinwesen, zu einer Kolonie verschmelzen; es sind dies die sogenannten gemischten Ameisenkolonien[2]. In den zusammengesetzten Nestern herrscht keine Gemeinschaft zwischen den fremden Familien; jede führt ihre eigene Haushaltung und läßt im günstigsten Falle die andere völlig in Ruhe; in den gemischten Kolonien umschlingt die Vertreter der verschiedenen Arten ein engeres Band. Hier leben Arbeiterinnen einer andern Species als Sklaven oder richtiger als Hilfsameisen bei sogenannten

---

[1] Ausführlichere Mittheilungen über die Lebensweise dieser beiden Ameisenarten vgl. in „Natur und Offenbarung" (1888, 6. u. 9. Heft): „Diebsameisen und Gastameisen". Daselbst ist auch die einschlägige Literatur verzeichnet.

[2] Ausführlicheres über die gemischten Kolonien siehe in „Natur und Offenbarung" 1889, 1. Heft: „Die sklavenhaltenden Ameisen". Daselbst ist auch die einschlägige Literatur verzeichnet. — Die sogenannten Allianzkolonien, die früher erwähnt wurden, gehören eigentlich auch zu dieser Klasse. Da sie jedoch nur eine anormale Ausnahme-Erscheinung bilden, brauchen wir hier nicht näher auf dieselben einzugehen.

Herren, arbeiten mit diesen oder für diese, pflegen deren Brut und kämpfen bis auf den Tod für das Wohl ihrer fremden Herren, auch gegenüber ihren ehemaligen Stammesgenossen. Sie sind ein wichtiges Glied in der Haushaltung, um so wichtiger, je mehr die „Herren" ihrer bedürfen, je größer die Abhängigkeit ist, in der die letzteren zu ihren „Sklaven" stehen. Dieses Abhängigkeitsverhältniß zeigt die verschiedensten Abstufungen. Die schon mehrfach erwähnte blutrothe Raubameise (Formica sanguinea) bedarf strenge genommen keiner Hilfsameisen; sie kann auch allein ihre Nester bauen, Nahrung für sich und ihre Brut sammeln und dieselbe ohne fremde Beihilfe erziehen. Dennoch geht sie auf Sklavenfang aus, plündert die Nester arbeitsamer Gattungsverwandten (Formica fusca und rufibarbis), schleppt deren Puppen in ihre Raubburgen und zieht sie auf als nützliche Glieder des eigenen Staates. Anders verhält es sich mit der Amazonenameise (Polyergus rufescens [1]), deren Beziehungen zu der schwarzgrauen Sklavenameise (Formica fusca) wir an einer andern Stelle dieser Blätter eingehend geschildert haben [2]. Diese Amazonen vermögen allerdings mit großem Erfolge die Sklavenjagd zu betreiben; aber Raublust und wilder Kampfesmuth ist auch die einzige Mitgift, die sie von der Natur erhielten; im übrigen sind sie von ihren Hilfsameisen völlig abhängig; sie könnten ohne deren Hilfe weder Nester bauen noch Junge erziehen, ja die vornehmen Patricier müßten vor Schmutz und Hunger elend umkommen ohne die Pflege ihrer treuen Gehilfen aus dem Plebejerstande [3]. Noch größer ist die Abhängigkeit, in der zwei andere sklavenhaltende Ameisenarten aus der Gattung Strongylognathus zu ihren Hilfsameisen stehen. Die eine derselben (Strong. Huberi) ist noch kräftig und groß genug, um mit Gewalt die Nester der Rasenameise (Tetramorium caespitum), die ihnen Sklaven liefern müssen, zu plündern und deren Puppen zu entführen; aber während die Amazonen die Sklavenjagd allein unternehmen, muß Strongylognathus Huberi hierbei von einem Hilfschor ihrer Sklaven unterstützt werden. Die andere Strongylognathus-Art (Strong. testaceus) scheint überhaupt nicht mehr

---

[1] Eine ganz ähnliche Lebensweise führt Polyergus lucidus in Nordamerika; sie hat zur Hilfsameise Formica Schaufussi.

[2] Band XXXI, 4. Heft, S. 418 ff.

[3] Daß die Amazonen nicht selbständig Nahrung zu sich nehmen können, wie man früher glaubte, ist nach meinen neuesten Beobachtungen allerdings nicht richtig. Immerhin bleibt bestehen, daß die Fütterung durch die Sklaven ihre gewöhnliche und hauptsächlichste Ernährungsweise ist, ohne die sie nicht fortkommen würden.

im Stande zu sein, durch offene Gewalt in den Besitz von Hilfsameisen zu gelangen; wahrscheinlich erhält sie dieselben auf dem Wege friedlichen Bündnisses [1]. Noch räthselhafter ist das Verhältniß, in dem die entartetste aller bekannten Ameisen (Anergates atratulus) zu ihren Sklaven sich befindet. Da sie selbst gar keine eigene Arbeiterform besitzt, sondern nur aus Weibchen und völlig verkrüppelten Männchen besteht, herrscht noch Dunkel darüber, wie sie sich mit den Arbeiterinnen der Rasenameise, die ihre Gehilfinnen sind, zu einer gemeinsamen Haushaltung verbinde.

Die gemischten Kolonien bieten viel des Geheimnißvollen und Unerforschten. Im europäischen Norden lebt eine Ameisenart (Tomognathus sublaevis), über die man noch nicht einmal ganz im klaren ist, ob sie zu den Gastameisen oder — was wahrscheinlicher sein dürfte — zu den sklavenhaltenden Arten zu zählen sei. Man kennt von dieser Ameise bisher nur Arbeiterinnen, keine Männchen oder Weibchen; erstere leben in der Gesellschaft kleinerer Verwandten (Leptothorax acervorum und muscorum) und werden von denselben gefüttert und gepflegt. Aber wenn auch die Thatsachen allmählich durch neue Entdeckungen und Beobachtungen sich lichten, so bleiben doch noch die Gesetze zu erforschen, die den Formen des Zusammenlebens (Symbiose) zwischen Ameisen verschiedener Arten zu Grunde liegen; das ist eines der interessantesten, wenngleich schwierigsten Probleme der Thierpsychologie.

---

[1] Strongylognathus testaceus, neu für die niederländische Fauna, habe ich vorigen Sommer in hiesiger Gegend entdeckt. Vgl. Tijdschrift v. Entomol. XXXII. „Ein kleiner Beitrag zur niederländischen Ameisenfauna.")

(Fortsetzung folgt.)

E. Wasmann S. J.

Maria de Padilla.

„Das geistig bewegteste Zeitalter der deutschen Geschichte, das Zeitalter der Reformation und des dreißigjährigen Krieges, berührt Stoffe der Glaubensspaltung, in denen sich noch heutzutage die Meinungen der Nation und die einzelnen deutschen Staaten schroff gegenüberstehen. Jede einseitige Auffassung dieser Stoffe wird die andere Partei verletzen, und eine vollkommen objective Darstellung dürfte in Gefahr gerathen, beide (?) Confessionen gegen sich aufzubringen.

Rudolf von Gottschall,
Die deutsche Nationalliteratur. II. 330.

„Maria de Padilla" lautet der Titel eines Trauerspiels in fünf Acten, das Herr Rudolf von Gottschall soeben als Nr. 2550 der Reclam'schen Universal-Bibliothek erscheinen ließ. Wie wir hören, hat das Stück bereits ein paar Mal die Bretter des Leipziger Stadttheaters betreten, allein wenig Anklang gefunden und sich vielleicht deshalb so früh in die „Literatur" zurückgezogen. Wir beabsichtigen weder das noch kurze Bühnenschicksal des neuen Dramas näher zu untersuchen, noch das Stück selbst ästhetisch-kritisch zu zergliedern. Wir würden es ganz seinem Schicksal überlassen, wenn der Dichter sich nicht bemüßigt gefühlt hätte, den hl. Ignatius von Loyola, den Stifter der Gesellschaft Jesu, in dasselbe hineinzuziehen. Das veranlaßt uns denn doch, in Kürze unseren Lesern darzulegen, was es mit dem geschichtlichen Stoff dieser Tragödie für eine Bewandtniß hat, in welcher Beziehung derselbe zu dem Gründer des Jesuitenordens steht und in welch eigenthümlicher Weise Herr von Gottschall diese bewegte Epoche spanischer Geschichte verarbeitet hat.

Wie sich von selbst versteht, gönnen wir dem dramatischen Dichter auch auf dem Felde der Geschichte eine sehr ausgedehnte Freiheit, da ohne Fiction und Idealisirung sich eine geschichtliche Tragödie nicht gestalten läßt. Wir haben uns nie an den Anachronismen Shakespeare's und Calderons gestoßen; wir haben selbst Schiller viel milder beurtheilt, als es von manchen katholischen wie protestantischen Kritikern geschehen ist. Wenn der Dichter die Bühne jedoch einfach zur Kanzel und zum Lehrstuhl macht, um tendenziöse Geschichtslügen mit mehr Wirksamkeit zu verbreiten, so ist das ein schreiender Mißbrauch der schönen Kunst; und wenn er den reichsten poetischen Stoff verschmäht, den die Geschichte bietet, um an seine Stelle verbrauchte Opernmotive und willkürliche Einbildungen zu setzen, so sündigt er an der Poesie und an der Geschichte zugleich.

I.

Zwei gefeierte Frauen der spanischen Geschichte tragen den Namen Maria de Padilla, beide sind durch ihr tragisches Schicksal berühmt geworden.

Die ältere Trägerin des Namens führte denselben von Geburt an und hat ihn nie mit einem andern vertauscht. Durch ihre verhängnißvolle Schön-

heit mißleitet, ist Peter der Grausame von Castilien — um die Mitte des 14. Jahrhunderts — zum Mörder seiner Gattin Blanca von Bourbon und zum Schrecken seiner Völker geworden. Wenn es Herrn von Gottschall bloß um einen tiefergreifenden tragischen Stoff zu thun gewesen wäre, so hätte er ihn im Schicksal dieser frühern Maria de Padilla mühelos finden können. P. Juan de Mariana S. J. hat dasselbe in seiner Geschichte Spaniens ausführlich erzählt [1], und schon Franz Grillparzer hat — als Jüngling von siebzehn Jahren — an dem großartigen dramatischen Stoff seine Kraft erprobt, wenn es ihm auch nicht gelang, denselben völlig künstlerisch zu bewältigen.

Die zweite Maria de Padilla hat diesen Namen erst durch ihre Verheiratung erhalten und wird nach ihrer Mutter wohl auch Maria Pacheco genannt. Sie war die Tochter des Iñigo Lopez de Mendoza, zweiten Grafen von Tendillas, und ersten Marques von Mondejar. Ihr Gatte, Juan de Padilla, war bei seinem Tode (1521) noch nicht dreißig Jahre alt. Ihre Geburt wird also gegen das Ende des 15. Jahrhunderts oder ganz früh an den Anfang des 16. fallen; das genaue Jahr geben die uns zugänglichen Historiker nicht an. Ihr tragisches Loos hängt wesentlich mit jenem ihres Gatten zusammen; dieses hinwieder steht in enger Verbindung mit dem damaligen Schicksal Spaniens und ist nicht bedeutungslos für die gesammte Weltpolitik jener Jahre, in welchen die große abendländische Glaubenstrennung ihren Anfang nahm.

Ueber diesen denkwürdigen Abschnitt spanischer Geschichte liegen so viele Quellenpublikationen, Specialforschungen, kürzere und ausführlichere, sich gegenseitig ergänzende Darstellungen vor, daß der Dichter bei nur einigem Studium sich ein vollkommen anschauliches Bild dieser Zeit hätte verschaffen können [2]. Da er dies völlig verabsäumt zu haben scheint, so wollen wir versuchen, wenigstens in einigen Umrissen ein solches Bild zu entwerfen, ohne welches eine Beurtheilung des dramatischen Stoffes gar nicht möglich ist. Hätte Herr von Gottschall sich diese Mühe genommen, so wäre es ihm wohl unmöglich geworden, ein Trauerspiel zu schreiben, wie er es geschrieben hat.

---

[1] Joh. Mariana S. J., Historia de rebus Hispanicis. L. 16. c. 17 sq. Moguntiae 1605. II, 78 sqq. — Vgl. Prosper Merimée, Histoire de Don Pèdre I. roi de Castille. Paris 1843.

[2] Ein umfangreiches Verzeichniß der einschlägigen Literatur gibt Constantin von Höfler, Der Aufstand der Castilianischen Städte gegen Kaiser Karl V., 1520 bis 1522. Ein Beitrag zur Geschichte des Reformationszeitalters. Prag 1876. Es ist das Verdienst dieser auf den umfassendsten Quellenstudien beruhenden Schrift, die geheimeren Fäden der castilischen Insurrection klargelegt und den Antheil der verschiedenen Führer dadurch richtiger bestimmt zu haben. Hermann Baumgarten (Geschichte Karls V., Stuttg. 1885) klagt (I, 199) sehr über den noch ungesichteten und ungelichteten Zustand des historischen Materials, was ihn jedoch nicht abgehalten hat (I, 199—253, 344—362. 460—472; II, 128—153), eine Darstellung des Aufstandes zu geben, welche in den thatsächlichen Hauptmomenten, auf die es hier ankommt, mit jenen Höflers übereinstimmt. Letztere ist aber weit eingehender und gründlicher.

Am 31. October 1517 schlug der Augustinermönch Martin Luther seine 95 Thesen wider den Ablaß an der Universitätskirche zu Wittenberg an, um, wie er sagte, „ein Loch in die Pauke zu machen". Eine Woche später, am 8. November, starb in dem kleinen Städtchen Roa bei Burgos der Franziskanermönch Franz Ximenes de Cisneros, der größte Spanier seiner Zeit, Cardinal der heiligen römischen Kirche, Erzbischof von Toledo und Reichsverweser von Castilien für den noch minderjährigen Karl V., ein wahrer, echter Reformator im Geiste Christi und der von ihm gestifteten Kirche. Der lutherischen Bibel, durch welche das Wort Gottes zum Aushängeschild des kirchlichen und politischen Aufruhrs wurde, steht seine Polyglotte als ein erhabenes Denkmal der Ehrfurcht gegenüber, mit welcher die Kirche und ihre Wissenschaft das geschriebene Gotteswort zugleich mit der mündlichen Ueberlieferung treu und segensvoll bewahrte[1]. Den brandstifterischen Ablaßthesen Luthers stehen seine ernsten, ehrfurchtvollen Bedenken an die Päpste Julius II. und Leo X. gegenüber, ob die allzu leichte Ertheilung von Ablässen den Ernst der kirchlichen Disciplin nicht schwäche und lockere[2]. Strenge gegen sich selbst, mild gegen andere, hat der große Cardinal das religiöse Leben Spaniens mächtig gestärkt und gehoben, das wissenschaftliche gemehrt, das politische gefördert. Uneigennützig und unbestechlich, ohne einen andern Ehrgeiz als jenen, für die Interessen Gottes einzustehen, hat er den Ruf eines Heiligen mit sich ins Grab genommen. Mit der liebevollsten Schonung suchte er als Reichsverweser das Loos der geisteskranken Königin Johanna zu lindern, mit fester Hand ordnete er Staatshaushalt und Staatsverwaltung, vermehrte die Flotte um 23 Kriegsschiffe, warf einen Angriff der Franzosen auf Navarra zurück, sicherte dem jungen König seine vollen Herrscherrechte, indem er ihn gegen den Widerspruch der Granden 1516 zum König proclamiren ließ, und bändigte einen Aufstand, der gegen diese nothwendige Anordnung sich erhob. Von spanischen und niederländischen Günstlingen gegen ihn eingenommen, dachte der 17jährige Monarch ihm schlecht zu lohnen, als er im September 1517 nach Spanien kam; er wollte den 82jährigen Greis, der ihm in unverbrüchlicher Treue entgegenreiste, völlig aus dem Gebiete der Politik verweisen. Doch der Cardinal erlebte diesen Undank nicht mehr. Er verschied selig in Gott, ehe ihn der Brief Karls erreichte[3].

Seine Unerfahrenheit und seine Abhängigkeit von den belgischen Hofleuten brachten den jungen König bald in eine mißliche Lage. An die Stelle des dahingeschiedenen Cardinalerzbischofs Ximenes setzte er als Administrator von Toledo den erst zwanzigjährigen Wilhelm von Croy, der übrigens nicht nach Spanien kam. Zum fast allmächtigen Leiter der Politik wurde der Belgier von Chièvres, ein Ohm Wilhelms de Croy. Weit geringeren Einfluß erhielt Hadrian von Utrecht, des Kaisers Erzieher, der schon bald darauf zum Cardinal

[1] Vgl. Menendez Pelayo, Historia de los Heterodoxos Españoles. Madrid 1880. II, 46.

[2] Gams, Die Kirchengeschichte von Spanien. Regensburg 1879. III, 145.

[3] Hefele, Der Cardinal Ximenes. Tübingen 1851. 2. Aufl. S. 530.

erhoben wurde. Die Spanier waren höchst unzufrieden, sich überall zurückgedrängt zu sehen. Sie murrten, geheim und offen. Bei den Cortes, die im Februar 1518 in Valladolid zusammentraten, wurde laut gegen die Ausländerei protestirt. Erst als der König sich nicht bloß eidlich verpflichtet hatte, im allgemeinen die Gesetze des Königreiches zu halten, sondern auch speciell, keine Aemter an Ausländer zu übertragen, leisteten die Deputirten ihm den Huldigungseid und bewilligten ihm das Servicio von 600 000 Dukaten, in drei Jahren zahlbar, um das er eingekommen war, weil die großen Reisekosten und die Forderungen seiner Günstlinge bereits den Schatz erschöpft hatten, den Ximenes durch haushälterische Sparsamkeit vieler Jahre zusammengebracht. Die Cortes riefen ihm dabei ernstlich ins Gedächtniß, daß der König um der Unterthanen willen da sei, nicht die Unterthanen um des Königs willen. „Wenn gleich die Könige," so erklärten sie ihm, „viele andere guten Eigenschaften haben, wie Abkunft, Macht, Ehren, Reichthum und Annehmlichkeiten, so macht doch nichts dergleichen den König aus, sondern nur die Ausübung von Recht und Gerechtigkeit, welche verlangt und fordert, daß, wenn seine Unterthanen solche verlangen, sie gewährt werde. Und so muß es Eure Hoheit machen; denn sie ist in der That der Besoldete (mercenario) ihrer Vasallen, und deshalb geben Ihnen Ihre Unterthanen einen Theil ihrer Einkünfte und Gewinnste und dienen Ihnen mit ihren Leuten, so oft sie gerufen werden."

Die Mahnung war wohl verdient. Während der König von den Spaniern Geld und immer nur Geld verlangte, scharrte einer seiner Flamländer, der Großkanzler Johann von Sauvage mittelst Aemterverkauf in kürzester Frist eine halbe Million Thaler zusammen. De Chièvres selbst wußte durch seine Finanzoperationen so viel Doppeldukaten an sich zu bringen, daß sie aus dem übrigen Geldverkehr verschwanden, und von den indischen Schätzen, die nach Spanien gelangten, wies er auf einen Schlag 80 Pfund Perlen seiner Gemahlin zu, ohne daß irgend eine der königlichen Prinzessinnen etwas davon mitbekommen hätte. Die Hauptsorge dieses Staatsmannes war, den Spaniern möglichst viel Steuern abzupressen, und wenn seine Steuerreformvorschläge auch an sich manches Richtige enthielten, so begreift es sich doch, daß sie den Spaniern in solchem Zusammenhang nicht gefallen konnten. Besonders verletzte er die Caballeros mit dem Antrag, daß auch sie künftig die Abgabe (alcabala) entrichten sollten.

Es ist kein Zweifel, daß zu diesen Gründen der Unzufriedenheit, welche von manchen Geschichtschreibern zu einseitig betont wurden, sich zahlreiche andere gesellten, um in allen Theilen Spaniens Gährung hervorzurufen: Eifersucht der verschiedenen Landschaften, Aragonien, Catalonien und Castilien untereinander, eine für die heimische Industrie ungünstige Regulirung des indischen Handels, die kastenartige Trennung der verschiedenen Bevölkerungsklassen, die Unthätigkeit des Adels, die Käuflichkeit der Aemter, Zwistigkeiten unter dem höhern Adel (den Granden), dem niedern Adel (den Caballeros), den Städten und den Zünften, welche sich in Valencia zu einer Brüderschaft (Germania) zusammenschaarten, endlich zahllose persönliche Händel.

So verdarb es der Herr von Chièvres mit dem angesehenen Hernan de Avalos, dem er das Amt eines Corregidor in Jerez entzog, mit Don Pedro Laso de la Vega, dem Bruder des Dichters Garcilaso de la Vega, dem er ebenfalls das Amt eines Corregidor in Toledo nahm, um es einem Verwandten zu übertragen, während der König den Don Pedro de Giron heftig abwies, als dieser Ansprüche auf den Herzogstitel von Medina Sidonia erhob. An Hernan de Avalos schloß sich sein Neffe Juan de Padilla an, ein noch jugendlicher, aber tapferer Caballero, in Toledo sehr beliebt.

Schon im März 1520 wollte der König nach einem heftigen Streit den Don Pedro Giron gefangensetzen, während Don Pedro Laso nichts geringeres plante, als den Herrn von Chièvres und das ganze flämische Gefolge Karls in Valladolid festzunehmen und der Ausländerei gewaltsam ein Ende zu machen. Nur mit Mühe entkam der König aus Valladolid und ebenso hernach aus Tordesillas, wohin er sich begeben hatte, um von seiner Mutter Johanna Abschied zu nehmen.

Karl war unterdessen am 28. Juni 1519 zum römischen Kaiser erwählt worden und mußte daran denken, nach Deutschland zu reisen. Für die Spanier ein neuer Schlag. Denn es war nun vorauszusehen, daß Spanien in seinen Interessen nothwendig zurücktreten und nur dazu dienen müßte, Geld und Soldaten für seine Kriege im übrigen Europa zu liefern. Sie drangen in ihn, Spanien nicht zu verlassen. Er aber brauchte Reisegeld und mußte solches von den Cortes zu erlangen suchen.

Am 31. März 1520 wurden die Cortes zu Santiago feierlich eröffnet. Nachdem der Bischof von Badajoz für die Forderungen des jungen Königs gesprochen, ergriff auch dieser selbst das Wort und versprach, nach drei Jahren wieder nach Spanien zu kommen und mittlerweile keine Ausländer in Spanien anzustellen. Die Abgeordneten der bedeutendsten Städte verlangten indes, der König müßte erst den Beschwerden der Nation Genüge leisten. Die nöthigen Stimmen versagten. Erst zu Coruña, wohin die Cortes im Mai verlegt wurden, kam eine geringe Mehrheit zu stande und ließen sich die übrigen Procuratoren zu einem Compromiß herbei, so daß Karl am 26. mit der Flotte abreisen konnte. Er ließ aber Spanien viel erregter und unzufriedener zurück, als er es im ersten Jahre seines Aufenthaltes getroffen hatte. Die Stadt Toledo hatte er sich gründlich verfeindet, indem er die Stadt weder besuchte noch auf ihre Bitten achtete, vielmehr ihre Procuratoren, unter ihnen Don Pedro de Laso, in verletzender Weise aus Santiago zurückwies, ja sogar daran dachte, ihren Widerstand gewaltsam zu brechen. Obwohl aber von den Cortes ausgeschlossen, behauptete Laso den mächtigsten Einfluß auf die Abgeordneten der Städte Leon, Zamora, Cordova, Jaen, Toro, Valladolid und Madrid.

Als seinen Stellvertreter — Gobernador — ernannte der Kaiser bei seiner Abreise, mit Uebergehung der spanischen Granden, seinen Lehrer und Vertrauensmann, den frommen und gelehrten Cardinal Hadrian, Bischof von Tortosa. Eine schreckliche Aufgabe lag hiermit vor dem friedlichen Gelehrten, der bereits 63 Jahre zählte und sich über die Sachlage keiner Täuschung hin-

gab. Offen hatte er seinem scheidenden Herrn erklärt, er habe die Liebe seiner spanischen Unterthanen verscherzt. Das war nur allzu richtig. Kaum war er mit dem königlichen Rath am 6. Juni, dem Vorabend des Fronleichnamsfestes, in Valladolid eingetroffen, so brach der Aufstand gegen die bestehende Regierung nach und nach in fast allen Theilen Spaniens los. Von Toledo, das noch dem Kaiser selbst offen getrotzt, erging die Einladung an die Städte Castiliens, sich zu einer Junta zu verbinden, um angeblich vom Kaiser einen einheimischen Regenten und Abstellung der längst vorgebrachten Beschwerden zu erlangen, in Wirklichkeit aber eigenmächtig die eingesetzte Regierung zu stürzen und die Herrschaft an die Communen zu bringen. Der Aufruf wirkte. Madrid, Guadalajara, Avila, Segovia, Salamanca, Toro und Ciudad Rodrigo entledigten sich der königlichen Beamten und machten Comunidad. In Zamora trat der Bischof Don Antonio de Acuña mit 400 Clerikern an die Spitze der Bewegung. Auch Burgos schloß sich dem Aufstand an und wurde das Centrum desselben im Norden, wie Toledo im Süden. Najera und Dueñas empörten sich. Es folgten Soria, Murcia, Cuenca, Leon. Am 29. Juli vereinigten sich die Abgeordneten der castilianischen Städte unter dem Vorsitz eines Tuchscherers zu Avila und proclamirten die Gleichheit der Besteuerung mit dem weitern Ziel, eine ähnliche Freiheit wie die italienischen Republiken anzustreben. In Valencia vereinigten sich die Zünfte zu einer Waffenbrüderschaft und vertrieben gewaltsam den Adel. Die königliche Artillerie lag in Medina del Campo. Als der Generalcapitän Don Antonio de Fonseca einen Versuch machte, dieselbe für die Regierung zu retten, vertheidigten die Einwohner die Stadt. Es gelang Fonseca nur, einen Theil der Stadt in Brand zu stecken, die damals nächst Sevilla der größte Waarenmarkt von Spanien war. Der Schaden wurde zwischen einer halben und zwei Millionen Ducaten veranschlagt. Die unglückseligen Flammen schürten den Aufstand.

Wie in anderen Revolutionen, so waren auch hier die vorgebrachten Beschwerden durchaus nicht ohne objectiven Grund; die Reformpläne der Junta trafen in vielen Punkten das Richtige. In anderen Punkten schossen sie aber weit über das Ziel hinaus, und die Durchführung war eine völlig ungesetzliche. Da in einigen Städten die Caballeros, in anderen die Bürger, wieder in anderen die Zünfte und in noch anderen der eigentliche Pöbel zur Herrschaft gelangte, so war der Wirrwarr grenzenlos. Die Granden, dem ausländischen Gobernador abgeneigt, ließen diesen im Stiche; dann aber von den Caballeros bedroht, machten sie mit den Aufständischen doch nicht gemeinsame Sache. Persönlicher Hader zwischen den einflußreichsten Männern beraubte die gesetzliche Regierung anfänglich jedes thatkräftigen Rückhaltes gegen die sich immer fester organisirende Empörung, die allmählich eine zweite Regierung bildete.

Unter den Männern, welche die gesammte Bewegung leiteten, nimmt Don Pedro Laso de la Vega bei weitem den ersten Rang ein; er hatte die meiste staatsmännische Begabung; er wußte, was er wollte, und verstand es, die wild auseinander strebenden Kräfte wenigstens einigermaßen zu vereinigen. Das meiste militärische Talent besaß Don Pedro Giron, der zeitweilig auch

als Generalcapitän die Truppen der Junta leitete. Der Hauptführer des Aufstandes zu Toledo war Fernan de Avalos. Er machte indes lange nicht so viel von sich reden, wie sein Neffe Juan de Padilla und dessen jugendliche Frau Maria. Dieses junge Ehepaar, schön, phantastisch und ehrgeizig, wurde gleich im Anfang von den schlaueren Führern Laso und Avalos vorgeschoben, um Lärm zu schlagen, Anhang zu gewinnen und die Sache in Fluß zu bringen. Der Vater und ein Bruder Juans wollten nichts davon wissen und entfernten sich rechtzeitig aus Toledo, ehe noch der allgemeine Aufruhr jeden Widerstand niederschlug. Um so begeisterter schwärmte Maria für die vermeintliche Sache des Vaterlandes. Von Liebeleien oder gar ehebrecherischer Untreue derselben findet sich in den Berichten keine Spur; im Gegentheil erscheint sie als die treueste, liebendste Gattin, voll Anhänglichkeit, Muth, leidenschaftlicher Hingebung. Sie soll den Zauber der Schönheit mit der feinsten Bildung verbunden haben, des Lateinischen und sogar des Griechischen kundig gewesen sein. Sie war entschlossener und kluger als ihr Mann. Während dieser nie recht wußte, was er sollte, zeichnete sie ihm die kühnsten Pläne vor und drängte ihn vorwärts. Es steckte eine Herrscherin in ihr, und deshalb verschmähte sie es nicht, an die Spitze des Pöbels zu treten, der zu Toledo den Aufruhr machte. Drei Jahre nach dem Tode des Cardinals Ximenes herrscht sie in Toledo fast mit dem Ansehen einer Fürstin — ein seltsames, räthselhaftes Wesen, die sonderbarste Verkörperung der Revolution gegenüber dem ehrwürdigen Cardinal-Gobernador, in dessen Klugheit der Cardinal Ximenes noch einigermaßen fortzuleben schien, wenn ihm auch die gewaltige Thatkraft seines großen Vorgängers nicht eignete.

„Padilla, ein unreifer und unklarer Enthusiast, von seiner kühnen und hochstrebenden Frau in eine Bahn gedrängt, für welche seine Kräfte nicht ausreichten, wünschte anfangs nur der Unannehmlichkeit zu entgehen, sich vor dem König rechtfertigen zu müssen, ohne sich doch dem Rufe desselben offen zu widersetzen. Er richtete es deshalb so ein, daß, als er zum Schein die Reise an den Hof antrat, ein Volkshaufe ihn umringte und wie einen Gefangenen in eine Kapelle der Kathedrale sperrte. Aber gleich bei diesem ersten Act der Selbsthilfe brach die lange geschürte Glut der Volksleidenschaft so gewaltig hervor, daß die königlichen Autoritäten widerstandslos zusammenknickten.“ [1] Das Volk vertrieb den königlichen Corregidor sowie den Adel aus der Stadt, stürmte den Alcazar und setzte hier eine Volksregierung (Comunidad) ein. Juan de Padilla blieb jetzt nicht viel anderes übrig, als sich dem Aufstand anzuschließen. Als Segovia bedroht schien, zog er mit einem Contingent von Toledanern dahin ab, um es zu retten. Nach dem Unheil zu Medina wurde diese Rettung sehr leicht; ohne weitere Mühe konnten sich die Aufständischen der königlichen Artillerie bemächtigen, und Juan de Padilla wandte sich nun vereint mit zwei anderen Hauptleuten, Juan Bravo und Juan Zapata, nach Tordesillas, um vorgeblich die unglückliche Königin Johanna und deren Tochter, die vierzehnjährige Infantin, zu „befreien“. Am

[1] Herm. Baumgarten, Geschichte Karls V. I, 238.

29. August zog er in die Stadt ein und stellte sich der Königin selbst als ihr Befreier vor. Auch Valladolid, der Sitz der Regierung und des Cardinals, schloß sich darauf der Junta an und sandte Abgeordnete an sie ab; ein Theil des königlichen Rathes entfloh, und von allen verlassen, hätte der Cardinal-Gobernador das Aeußerste befürchten müssen, wenn nicht der religiöse Geist der Spanier noch seine geistliche Würde und seine persönliche Sittenstrenge geachtet hätte.

Der Hauptplan der Junta ging nun dahin, der geisteskranken Königin eine Unterschrift zu ihrem revolutionären Reformprogramm abzuringen und so dasselbe mit dem Scheine königlicher Autorität und voller Gesetzlichkeit zu decken, den Sohn und seine Beamten durch die Königin-Mutter abzusetzen und im Namen dieser dann zu thun, was sie wollte. Der Plan scheiterte, da die Königin scheu ward und Cardinal Hadrian brieflich sie abzumahnen wußte. Sie empfing zwar am 21. September Don Pedro Laso und die übrigen Häupter der Junta und ließ sie zum Handkuß zu, wich aber dem Gesuche aus, die Leitung der Regierung an sich zu nehmen. Es gelang den Verschworenen auch nicht, wie sie wünschten, Südspanien in ihren Bund hereinzuziehen. Andalusien, besonders Sevilla, Granada und Cordova, lehnten jede Betheiligung ab, so daß die Alhambra ganz außerhalb des großen politischen Dramas blieb. Der Hauptschauplatz desselben war die Stadt Tordesillas am Ufer des Duero mit den benachbarten Städten Toro, Zamora, Torre de Lobaton, Simancas, Medina, Valladolid, im Norden Burgos, im Süden Toledo.

Das allgemeine Verbrüderungsfest aller Städte, das am 25. September zu Tordesillas gefeiert wurde, war deshalb zum Theil nur eine Fiction. Juan de Padilla zog indes am 28. September mit 400 Mann Reiterei und 300 Fußsoldaten nach Valladolid, um der königlichen Regierung daselbst völlig ein Ende zu machen. Er war der Garibaldi der ganzen Revolution, während Laso mehr die Rolle eines Cavour und Mazzini spielte. Mit theatralischer Frechheit besetzte er die Residenz des Gobernadors im Namen der Junta, bemächtigte sich des königlichen Siegels und der Rechnungsbücher (Libros de contadura), belegte die königlichen Renten mit Beschlag und ließ durch den Mönch Alonso de Medina von der Kanzel die Einsetzung einer neuen Regierung verkünden, an deren Spitze er selbst stand als Generalcapitän der heiligen Junta, ein gewisser Castañedo als Siegelbewahrer, der Licentiat Ximenes als Kanzleidirector, Rodriguez Rica und Christofero Suarez als Custoden der königlichen Einkünfte. Die von Karl eingesetzten königlichen Räthe Beltran, Palaciorubios, Cabrero und Tello wurden festgenommen, um nach Tordesillas geschleppt zu werden. Nach diesen Acten des Hochverraths aber hatte Juan noch die Unverschämtheit, mit dem Mönche Alonso und vier Hauptleuten vor den Cardinal zu treten und sich zu entschuldigen, daß zwei von ihm nach Tordesillas abgesandte Bischöfe nicht zu Unterhandlungen zugelassen worden seien.

Um dieser Heldenthaten willen wurde Padilla vom Volke mit Hannibal verglichen und als Befreier in den Himmel erhoben. Von jugendlichem Ehr-

geiz berauscht, machte er indes einen Fehlgriff um den andern. Durch die Entwendung des königlichen Siegels zerriß er den letzten Schein von Gesetzlichkeit, den die Junta noch da und dort zu wahren gesucht hatte, und verletzte alle Königstreue aufs tiefste. Einen Theil des königlichen Rathes gab er frei, den andern ließ er entkommen. Das feste Simancas, das an seinem Wege lag, griff er nicht an und überließ so den Gegnern der Junta einen wichtigen Stützpunkt. Das Schlimmste aber war, daß sich immer mehr Pöbel in den Reihen der Aufständischen emporbrängte und in verschiedenen Städten die Oberhand gewann — statt Granden und Caballeros Wollweber, Schlächter und Schwertfeger. Der Königin Johanna wurde in rücksichtsloser Weise ihre letzte Stütze, der Oberhofmeister Marques von Denia und dessen Gattin, entrissen. Der Cardinal-Gobernador war thatsächlich Gefangener der Revolution Wahrscheinlich auf Anregung seiner Gattin ging Juan de Padilla nun noch weiter und faßte den Entschluß, der Krone das Großmeisterthum des Ordens von Santiago zu entreißen, sowohl um ihr weitere ansehnliche Einkünfte abzuschneiden, als auch um den eigenen Ehrgeiz zu befriedigen. Um dieselbe Zeit wurden von Toledo aus, wo Maria de Padilla gleich einer Fürstin in der Citadelle thronte, Unterhandlungen mit den Franzosen angesponnen, um diese zu einem Einfall in Navarra zu bewegen.

Nachdem der Cardinal-Gobernador verhindert worden war, offen Valladolid zu verlassen, griff er zu dem letzten Mittel, einem nächtlichen Fluchtversuch. In der Nacht des 15. October stieg er, nur von einem Kaplan begleitet, über die Stadtmauer, erreichte unbemerkt den Platz, wo zwei Maulthiere seiner harrten, und entkam auf Umwegen nach Medina de Rio seco, wo er vorläufig einen sichern Zufluchtsort fand. Die kleine Stadt wurde zum Sammelplatz der Granden, welche sich nach und nach zur Vertheidigung der gesetzlichen Ordnung um den Gubernador vereinigten.

In beiden Lagern herrschte indes Zwiespalt und Verwirrung. Weder der Almirante noch der Condestable von Castilien, welche der Kaiser im September zu Mitregenten Hadrians ernannte, fanden sich zu einheitlicher Action unter sich und mit dem Cardinal zusammen, und in dem Heere der Granden selbst befanden sich Anhänger der Comuneros. In dem Lager der Aufständischen aber standen Mitglieder des höchsten Adels an der Spitze, und die Stelle eines Generalcapitäns wurde nicht Juan de Padilla, sondern dem weit fähigeren Don Pedro Giron übertragen. Das Heer der Granden war stärker an Reiterei, das der Junta an Fußvolk.

Da Juan de Padilla den Generalcapitän Don Pedro Giron nicht genügend unterstützte, mißglückte dessen Zug nach der Stadt Villalpando; auf den Rath des Cardinals griff die Armee der Granden dagegen das schlecht besetzte Tordesillas an, bemächtigte sich am 5. December 1520 der Stadt, befreite die Königin aus den Händen der Junta und hatte den letzteren damit einen mächtigen Stützpunkt entrissen. Hätte unter den Granden Einigkeit geherrscht, so wäre die ganze Revolution nun leicht zu bewältigen gewesen. So aber zogen sich die Wirren in das folgende Jahr hinein. Don Pedro Giron,

wegen seiner hohen Abkunft schon mit Argwohn angesehen, wegen seines Mißerfolges als Verräther ausgeschrieen, legte die Führerschaft nieder; Don Pedro Laso ließ sich nun zum Generalcapitän ernennen; aber thatsächlich erlangte Juan de Padilla, der von Toledo nach Valladolid zurückgekehrt war, die Oberhand und schließlich auch die Stelle des Generalcapitäns. In einem Pöbelaufstand zu Valladolid, an dem sich auch Weiber betheiligten, wurde Don Pedro Laso als Verräther ausgeschrieen und Juan de Padilla zum Oberführer verlangt. Er selbst traute der Volksgunst nicht, durch die er emporgehoben wurde; allein es war zu spät. Er vermochte das Netz nicht mehr zu durchbrechen, in das ihn der Ehrgeiz seines Weibes verstrickt. Alles hing von dem augenblicklichen Erfolg ab, dessen er sich nicht sicher fühlte und der auch nicht in seiner Hand lag.

Nur der Saumseligkeit der Gegner dankte er es, daß ihm am 23. Februar 1521 nach kurzer Beschießung die Einnahme von Torre de Lobaton gelang. Für einige Zeit war er nun der Abgott der Junta. Don Pedro Laso und andere traten von ihr zurück. Der Bischof von Zamora zog mit seinen Streitkräften nach Toledo, wo er gern den erzbischöflichen Stuhl erhalten hätte. Im Norden ließ der französische Einbruch in Navarra auf sich warten. Anstatt die Granden anzugreifen, als er mit 7000 Mann einem Heere von bloß 2000 gegenüberstand, ließ Juan de Padilla zaudernd die Zeit verstreichen, bis sie sich auf mehr als 8000 verstärkt hatten, und zwar mit überlegener Artillerie und Reiterei.

Mehr als je drängte jetzt seine Gemahlin Maria die Franzosen, doch die Pyrenäen zu überschreiten. Nicht bloß eines der drei Großmeisterthümer wollte sie dem König entreißen, sondern alle drei. Eines sollte dann ihr Mann erhalten und sie so als „Alteza", vom König unabhängig, das Ansehen einer Königin genießen. Dazu hoffte sie noch für einen ihrer Brüder, der in Rom war, den Primatialsitz von Toledo zu gewinnen und so mit den Ihrigen thatsächlich über der königlichen Familie zu stehen.

Unterdessen hatte es aber Juan de Padilla so weit kommen lassen, daß die vereinigte Streitmacht der Granden ihn zu einer Schlacht zwingen konnte, ehe es ihm gelang, seine verschiedenen Truppenabtheilungen zu vereinigen. Völligstes Mißtrauen war schon unter seinen Schaaren eingerissen, als er dem Gegner durch einen Zug nach Toro am Duero auszuweichen versuchte. In der Nähe von Villalar stießen sie am 23. April mit den Königlichen zusammen. Beim ersten Anprall lösten sie sich in Flucht auf und vertauschten die Abzeichen der Junta mit jenen des Königs. Don Juan wurde verwundet und gefangen genommen, ebenso die tapferen Führer Juan Bravo, Francesco Maldonado und Antonio Saravia. Sie wurden sofort vor ein Kriegsgericht gestellt, als Hochverräther verurtheilt und am andern Morgen, den 24. April, enthauptet.

Während Juan Bravo im Angesichte des Todes gegen den Vorwurf des Hochverraths sich laut verwahrte, mahnte ihn Juan de Padilla zu demüthigem Sinn. Als der Augenblick der Hinrichtung gekommen war, nahm er ein Reliquiar vom Halse und übergab es dem Grafen von Haro mit den Worten:

„Señor Don Luis, gebt dieses Reliquiar der Donna Maria, meiner Gattin, und sagt ihr, sie möge mehr Sorge auf ihre Seele verwenden, als sie auf ihren Leib verwandt hat.“ [1] Dann kniete er nieder, empfahl sich Gott und empfing den Todesstreich.

Durch die unglückliche Schlacht von Villalar war die Macht der Junta gebrochen, aber nicht der Trotz und die Herrschsucht Maria's de Padilla. Ihre Stütze war jetzt Fernan de Avalos und der kriegerische Bischof von Zamora, Don Antonio de Acuña, der „Luther Spaniens“ oder auch der „Teufel“, wie man ihn nannte.

Am Charfreitag, den 29. März, war dieser in Toledo angekommen, in einfacher Reiterstracht, nur mit zwei Begleitern. Kaum hatte er sich jedoch als Bischof von Zamora zu erkennen gegeben, als ihn der Pöbel auf seine Schultern hob und unter Freudengeheul in die Kathedrale trug und den ernsten Trauergottesdienst unterbrach, um ihn alsbald als Erzbischof zu inthronisiren. Zugleich wurde er zum Generalcapitän für Toledo ausgerufen. Da es an Geld fehlte, wollte man erst die Häuser plündern; als sich aber herausstellte, daß nichts mehr zu plündern war, setzte Don Antonio am 29. April für 36 Stunden die Domherren gefangen, um von ihnen seine Anerkennung als Erzbischof und die Herausgabe der an der Kathedrale niedergelegten Gelder zu erpressen. Nur ein paar Tage zuvor stand Luther vor Karl V. zu Worms und nur ein paar Tage später ward er auf die Wartburg geführt. In dieser Zeit traf die Nachricht von der Schlacht von Villalar in Toledo ein, erst als falsche Siegesnachricht, dann als Trauerbotschaft. Der Bischof besetzte nun den Thurm der Kathedrale und warf sich zum Rächer Juans de Padilla auf. Dabei war es ihm aber nur darum zu thun, die unumschränkte Herrschaft in der Stadt an sich zu reißen. Das wollten Donna Maria und ihre Anhänger sich nicht gefallen lassen und durchkreuzten deshalb unaufhörlich seine Pläne. Da es ihm weder gelang, von dem Domkapitel seine Anerkennung als Erzbischof zu erzwingen, noch sich der Güter des Erzbisthums zu bemächtigen, Donna Maria aber mit dem Prior von Toledo Unterhandlungen anknüpfte und den Marques von Villena in die Stadt rief, wo sich bereits eine königlich gesinnte Partei zu bilden begann, verließ der Bischof Mitte Mai Toledo heimlich bei Nacht und Nebel, wie er gekommen war. Seine ehrgeizigen, hochverrätherischen Pläne gab er indes noch nicht auf. Nachdem im Süden nichts mehr zu erhoffen war, versuchte er in den Norden zu entweichen und mit Hilfe der Franzosen den Kampf gegen König Karl weiter zu spinnen. Gegen Ende Mai (um den 20.) wurde er indes im Paß von Navarrete gefangen genommen und zu Najera eingekerkert.

Nach der Schlacht von Villalar hatten inzwischen die Sieger Stadt um Stadt unter die Botmäßigkeit des Königs zurückgebracht: Valladolid, Medina del Campo, Salamanca, Leon, Alcalá, Zamora, Segovia. Gegen Mitte Mai

[1] „Señor Don Luis. Dá V. M. este relicario á Donna Maria mi muger y digale que ponga mayor recaudo en el anima que a puesto en el cuerpo.“ Alcocer, Pedro de, Relacion de algunas cosas etc. Sevilla 1872. p. 32.

waren nur noch Ubeda, Baeza und Toledo widerspänstig und warteten auf die französische Invasion.

Auch in Toledo hatte sich Lust zur Unterwerfung geregt; allein Donna Maria und ihre Anhänger waren zu weit gegangen, um auf Verzeihung hoffen zu können. Der Marquis von Villena, der eine Verständigung anzubahnen versuchte, mußte, von der Wuth des Volkes bedroht, wieder abziehen. Mit ihm verließen die meisten Adeligen und Geistlichen die Stadt; nur sechs Canoniker blieben zum Schutz der Kathedrale zurück. Während die Königlichen, welche die Stadt belagerten, sich mit dem Großadmiral und Condestable nicht einigen konnten, beschloß die tollkühne Donna Maria, den Widerstand fortzusetzen, bemächtigte sich des Alcazar, der Citadelle und regierte von hier aus die alte Primatialstadt weiter. Da es an Geld fehlte, ließ sie die wenigen zurückgebliebenen Canoniker ohne Speise und Trank drei Tage und Nächte in der Kathedrale einsperren, bis sie endlich das noch vorhandene Silber und die im Schatz verwahrten Depositen herausgaben. Der Werth dieses schimpflichen Raubes und Kirchenraubes wurde auf 400 000 Dukaten geschätzt. Zwei Brüder Aguirre, welche angeklagt waren, ihren Gatten ohne Unterstützung gelassen zu haben, ließ sie hinrichten. Sie herrschte unumschränkt. Mit den Franzosen unterhielt sie beständige Verbindung und hoffte immer noch, durch sie aus ihrer mißlichen Lage befreit zu werden, auch nachdem sie in der Schlacht von Noain in Navarra am 30. Juni 1521 eine vernichtende Niederlage erlitten hatte. Ein Ausfall aus der Stadt am 24. October endete indes unglücklich. Donna Maria mußte sich, da alles verfügbare Geld aufgezehrt war, zu Unterhandlungen herbeilassen. Am 1. November zogen die Königlichen in die Stadt ein und nahmen von dem Alcazar Besitz. Die aufrührerische Partei war indes der königlichen noch nahezu gewachsen. Maria de Padilla zog sich in ihr Haus zurück, das sie befestigen und mit Geschützen und der nöthigen Mannschaft ausrüsten ließ. Noch drei Monate lang versuchte hier die romantische Volkskönigin von Toledo ihre fast hoffnungslose Macht zu behaupten, als am 1. Februar 1522 die Nachricht in die Stadt drang, das Cardinalscollegium habe am 25. Januar den Cardinal-Gobernador Hadrian von Utrecht zum Papste gewählt — denselben, den ihr unglücklicher Gatte noch vor kaum etwas mehr als einem Jahre zu Valladolid in Gefangenschaft hielt.

Damals hatte sie geträumt, von der Gunst des Volkes getragen, als Frau des Großmeisters von Santiago und Schwester des Primas von Toledo alle Frauen des Adels und selbst die Königin an Macht und Glanz zu überstrahlen — — und nun war ihr Mann als Hochverräther enthauptet, der Bischof von Zamora als Hochverräther eingekerkert, sie aus dem Alcazar verdrängt, die Junta aufgelöst und überwunden, die Franzosen aus Navarra zurückgeschlagen, der Gobernador aber, den sie überwältigt zu haben meinte, Sieger in Spanien und höchster Fürst der Christenheit! Welch eine Wendung des Schicksals!

Ein unermeßlicher Jubel ergriff die königlich Gesinnten in Toledo. In der alten Kathedrale, in der noch vor so kurzer Zeit Don Antonio die heiligste

Feier gestört und Donna Maria ihre Räubereien verübt hatte, erscholl nach der Vesper ein feierliches Tedeum. Die Stadt wurde beleuchtet. Freudengeläute erscholl die ganze Nacht hindurch. Den Anhängern der frühern Pöbelherrschaft erschien das wie ein Todesstoß. Sie konnten ihren Unwillen nicht zurückhalten, und in einzelnen Straßen erscholl der alte Kampfesruf: „Padilla! Comunidades!" Zusammenrottungen fanden statt. Es kam zum Straßenkampf. Die Anhänger der Ordnung hatten sich diesmal jedoch vorgesehen [1]. Das Haus Donna Maria's wurde belagert und nach kurzem Kampfe erstürmt. Von ihren überwundenen Anhängern wurden diejenigen, welche an den Gewaltthaten gegen die Canoniker theilgenommen, festgenommen und hingerichtet. Die stolze Frau selbst entkam nur mit genauer Noth in ein befreundetes Haus und von da, als Bauernweib verkleidet, aus der Stadt. Eine mohrische Sklavin, welche längst großen Einfluß auf sie gewonnen, begleitete sie. Am Thore erkannte sie einer der Soldaten, ließ sie aber aus Mitleid durch. Drei Monate lang irrte sie dann herum, ohne Heim, ohne Schutz, ohne Hilfe. Ihr Oheim, der Marques von Villena, bei dem sie zuerst Zuflucht suchte, wies ihr die Thür. Seine Gattin sandte ihr 300 Dukaten nach. Obwohl den Anhängern des Aufstandes von der portugiesischen Regierung der Aufenthalt in Portugal verweigert wurde, suchte sie auf ungewohnten Wegen die Grenze dieses Landes zu erreichen. Hier fand sie auch insgeheim Schutz und Erbarmen, erst bei dem Erzbischof von Braga, Don Diego de Sousa, dann bei dem Bischof von Oporto, Don Pedro de Acosta. Hier starb sie schon 1531, anstatt als erste Frau Spaniens, wie ihr Ehrgeiz es geträumt, als arme, nur aus Mitleid geduldete Verbannte.

Im Laufe des Sommers 1522 kehrte König Karl nach Spanien zurück, nachdem der Aufstand bereits in allen Theilen des Landes unterdrückt worden war. Im ganzen wurden die Aufständischen mit großer Milde und Schonung behandelt. In Valladolid, auf demselben Marktplatz, wo zwei Jahre zuvor Juan de Padilla als Befreier umjubelt worden war, verkündete der Kaiser am 1. November, umgeben von den Granden, allgemeine Amnestie. Dieselbe galt jedoch fast nur den niedern Ständen, Bauern und Handwerkern, die sich ohne rechtes Verständniß zum Aufruhr hatten reizen lassen. Auch unter den zahlreichen Mitgliedern des höhern und niedern Adels und der Geistlichkeit wurden nur 270 Theilnehmer an der Junta von der allgemeinen Begnadigung ausgeschlossen, zur Einziehung ihrer Güter und zum Tode verurtheilt, unter ihnen die mächtigen Führer Don Pedro Giron, Don Pedro Laso, der

[1] Das Hauptverdienst um Wiederherstellung der Ordnung hatte das Domkapitel von Toledo, welchem der neuerwählte Papst deshalb unter dem 12. Februar 1522 von Herzen Glück wünschte. Et quidem cessit res prout pietas, qua eam aggressi estis, merebatur, et negotii justitia aequitasque exposcebat; itaque restituistis regi regnum, patriae libertatem, et toti Hispaniae egregium reliquistis virtutis exemplum. Gachard, Corresp. de Charles-Quint et d'Adrien VI. Bruxelles 1859. p. 258.

Bischof von Zamora, der Graf von Salvatierra und Donna Maria de Padilla. Ausgeführt ward das Todesurtheil vorläufig nur an dem Grafen von Salvatierra [1].

Das ist in Kürze das Schicksal der geschichtlichen Maria de Padilla. Im Volksmunde wurde es mannigfach ausgeschmückt und mit Sagen umwoben. Der gewaltige Einfluß, den sie ausübte, wurde einem Dämon zugeschrieben, der sie beständig in Gestalt ihrer Mohrensklavin begleite. Zwei schwülstige Briefe, welche ihr Gatte vor seiner Hinrichtung an sie und an die Stadt Toledo geschrieben haben sollte, wurden von Robertson für echt gehalten, widersprechen aber anderen zuverlässigen Berichten [2].

II.

Von irgend welcher Beziehung der seltsamen Frau zu ihrem großen Zeitgenossen Ignatius de Loyola haben die Geschichtschreiber in der ausgebreiteten Quellenliteratur dieser Periode bisher nicht die leiseste Andeutung vorgefunden. Die Möglichkeit eines nähern Verhältnisses der beiden Persönlichkeiten in den Jahren 1520—1522 wird durch die vorhandenen Zeugnisse mit nahezu vollständiger Gewißheit ausgeschlossen.

---

[1] Für Don Pedro Laso verwandte sich persönlich Hadrian VI. in einem der ersten Schreiben, die er als Papst an den Kaiser richtete (aus Vitoria, 15. Febr. 1522). Mucho ruego á Vuestra Magestad me embie perdon para Don Pedro Lasso de la Vega, y para el bachiller de Guadalajora, de todo lo pasado, ca yo les le prometido de instar sobre ello á Vuestra Magestad, y ántes que me parta destos reynos, querria en verdad que estos dos quedasen libros y perdonados: que cierto, aunque en lo pasado erraron mucho, se reduzieron al servicio de Vuestra Magestad, quando las cosas de la comunidad ivan mas prósperas, y entonces pudieron hazer grandisimo daño, y, con la mucha confiança que tuvieron en los offrecimientos que los hizimos, ellos se reduzieron al servicio de Vuestra Magestad, y en lo que han podido, cierto han emendado las faltas passadas. Das war die Rache des Niederländers an denjenigen, die seine Amtsverwaltung als Reichsverweser zum wahren Martyrium gemacht hatten. Gachard l. c. p. 36.

[2] Auf den reichen poetischen Gehalt dieser Geschichtsperiode, der aber einer epischen Behandlung günstiger ist als einer dramatischen, hat schon Höfler in der Vorrede seines erwähnten Werkes hingewiesen: „Für das neue Geschlecht von Dichtern, welche, seit unsere großen Dramatiker ausstarben, den literarischen Markt beherrschen, — die Verfasser historischer Romane — hier noch ein Wink zur Beherzigung. Kaum dürfte eine Episode der neueren Geschichte zur dichterischen Behandlung sich mehr eignen, als dieser an bedeutenden Personen und Wechselfällen so reiche Abschnitt mit dem hochbetagten Bischof von Zamora und der Donna Maria de Pacheco, ihrer zauberhaften Negersklavin und dem Thaumaturgen von Valencia, mit Don Juan de Padilla und mit Doctor Zumel, den eifrigen Verfechtern castilianischer Freiheiten, mit Don Pedro Giron und Don Pedro Laso, mit der irren Königin und ihrer blühenden Tochter, den drei Gobernadoren, dem Kaiser und dem letzten deutschen Papste!"

Geboren 1491 auf dem Schlosse Loyola bei dem Städtchen Azpeytia in Guipuzcoa, kam Iñigo Lopez de Recalde, nach seinem Stammschloß gewöhnlich de Loyola genannt, schon in seinen Kinderjahren nach Arevalo in Castilien, wo er von seiner frommen Tante Maria de Guevara erzogen ward. Früh wurde er Page am Hofe Ferdinands des Katholischen und blieb im Dienste des Hofes bis zu seinem 26. Jahre, also 1517. Um diese Zeit begleitete er seinen Verwandten Don Antonio Manrique, Herzog von Najera, unter welchem er seine militärische Schule durchgemacht hatte und welcher nun zum Vicekönig von Navarra ernannt worden war. Ueber die Zeit seines Hoflebens sind keine genaueren Aufzeichnungen vorhanden. Der älteste Bericht des P. Luis Gonzales, der sich auf mündliche Mittheilungen des Heiligen selbst stützt, sagt nur: „er sei bis zum 26. Jahre den Eitelkeiten der Welt ergeben gewesen und habe, von einem mächtigen, eiteln Ehrgeiz geleitet, sein Hauptvergnügen an Waffenübungen gefunden". Erst gelegentlich seiner Krankheit wird dann erwähnt, er habe viel Geschmack an den Ritterromanen jener Zeit gehabt und in ihrem Sinne sich eine Dame erkoren; Stunden lang habe er geträumt, wie er zu der Stadt, wo sie wohnte, reisen, mit welchen Witzen und Scherzen er sie unterhalten, welche Waffenübungen er zu ihren Ehren veranstalten würde, sobald er hergestellt wäre; dabei sei es ihm aber gar nicht eingefallen, daß das alles ein leerer Traum sei, da diese Frau unerreichbar hoch über ihm stände; denn „sie war weder Gräfin noch Herzogin, sondern von viel höherem Rang als diese (non era condesa ne duquesa, mas era su estado mas alto que ninguna destas)". Es kann hiermit nur eine Person von königlicher Abkunft gemeint sein, in keinem Fall Maria de Padilla, welcher er an Rang völlig ebenbürtig war, wenn sie auch in ihrem Ehrgeiz sich das Höchste erträumte. Der Ausdruck, auf sie bezogen, wäre ein völliger Widerspruch [1].

Ein anderer alter Bericht erwähnt ausdrücklich, daß Ignatius auch als Ritter schon eine tiefe Ehrfurcht gegen alles Heilige gehegt, Fluchen und Schwören gemieden, Geiz und Gewinnsucht nicht gekannt habe, daß er Feinden gern verziehen, in schwierigen Unternehmungen ebenso viel Kühnheit als Geschick, in Geschäften und im Umgang schon in frühen Jahren eine ernste, männliche Reife an den Tag gelegt habe. Diese Züge muß man nothwendig mit in Rechnung ziehen, wenn man sich von ihm nicht ein völlig willkürliches Phantasiebild machen will [2]. Ein edler, idealer Ritterssinn war der Grundzug seines weltlichen Lebens [3].

Im Jahre 1517 machte Ignatius den Feldzug gegen die Franzosen in Navarra mit und zeichnete sich besonders bei dem Angriff auf die Stadt Najera aus. Ueber die folgenden drei Jahre fehlen alle Nachrichten. Wir begegnen ihm erst wieder im Frühjahr 1521. Da steht er abermals im Norden

---

[1] Acta antiquissima a P. Ludovico Gonsalvo S. J. excepta. Acta SS. Boll. ad 31. Jul. p. 646—648.

[2] Maffaeus, Vita S. Ign. l. 1. c. 1.; ibid. p. 423.

[3] Genelli, Leben des hl. Ignatius. Innsbruck 1848. S. 7 ff.

von Navarra, als königlicher Officier im Kampfe gegen die Franzosen, welche Maria de Padilla von Toledo aus ins Land gerufen. Es ist kaum denkbar, daß ein am Hofe aufgewachsener Ritter, der sich 1517 wie 1521 durch seine Königstreue auszeichnete, in der Zwischenzeit plötzlich zum Verräther an der königlichen Sache geworden sein sollte. Der Verdacht auf solchen Verrath fällt völlig weg, solange nicht ein beweiskräftiges Anzeichen darauf beigebracht werden kann. Die Vermuthung, daß Maria de Padilla seine Dame gewesen sein könnte, wird durch die consequente Bekämpfung ihrer Parteigänger völlig absurd.

Als die Festung Pamplona im Mai 1521 von der französischen Uebermacht aufs härteste bedrängt war — es war noch kein Monat, seit das Haupt Juans de Padilla unter dem Henkerbeil fiel —, begleitete Ignatius den Commandanten mit zwei anderen Begleitern zu Unterhandlungen ins französische Hauptquartier. Der Commandant neigte zur Nachgiebigkeit, aber Ignatius wollte auf die harten Bedingungen nicht eingehen und drang mit seiner Entschlossenheit durch. Die Vertheidigung ward fortgesetzt und von seiten des Ritters von Loyola mit solcher Tapferkeit, daß er selbst den Gegnern Bewunderung abnöthigte. Am 20. Mai traf ihn ein Schuß, der ihm das eine Schienbein zerschmetterte. Mit ihm sank die Seele des Widerstandes. Die Franzosen bemächtigten sich der Festung, ließen aber ihrem tapfern Vertheidiger die sorgfältigste Pflege angedeihen, so daß er nach ein paar Wochen in sein Stammschloß zurückgebracht werden konnte. Das geschah, während Maria de Padilla zu Toledo sich des ihr lästigen Bischofs von Zamora entledigte und unaufhörlich die Franzosen zu ihrer Unterstützung antrieb.

Von Juni 1521 bis zum Frühjahr 1522 weilte Ignatius auf seinem Stammschloß, noch Monate lang durch seine Wunden aufs Schmerzenlager hingestreckt, durch die Lesung des Lebens Christi und der Heiligen[1] innerlich völlig umgewandelt und nur mehr darauf bedacht, den Dienst seines weltlichen Königs mit dem unmittelbaren religiösen Dienst des höchsten Königs zu vertauschen. Während Maria de Padilla im Alcazar von Toledo thronte, den Kirchenschatz plünderte, Feinde hinrichten und Freunde kämpfen ließ, dann sich in ihrem Hause verschanzte und noch immer auf französische Hilfe wartete, endlich vertrieben ward und nach Portugal flüchtete, litt und betete der Ritter auf seinem Schloß Loyola und hatte seine Rechnung mit den Ehren und Kämpfen dieser Welt längst abgeschlossen. Als er im Frühjahr 1522 endlich wieder reisen konnte, da begab er sich auf die Pilgerschaft, aber nicht südwärts nach Toledo, sondern ostwärts nach Montserrat. Dort hielt er am Vorabend des 25. März seine Ritterwache vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau und vertauschte seinen Waffenschmuck mit dem Gewande eines Bettlers. In dem Exercitienbüchlein, das er während des Jahres 1522 in Manresa aufzeichnete, ist nicht die leiseste Andeutung, welche auf irgend eine geistige Ver-

[1] Gonzales erwähnt ausdrücklich zwei Bücher is, cui vita Christi est titulus et alter, qui flos Sanctorum inscribitur. Acta antiquissima l. c. — Vgl. Höfler a. a. O. S. 231.

wandtschaft mit den Comuneros hinweist; wohl aber zeichnet die Betrachtung vom Reiche Christi den Charakter eines loyalen, königstreuen Caballero in so schlichten, klaren und wahren Worten, daß über seine frühere politische Richtung kein Zweifel bestehen kann.

So sind denn Maria de Padilla und Ignatius de Loyola zwei historische Erscheinungen, die in gar keinen erweisbaren näheren Beziehungen zu einander stehen. Psychologisch sind es zwei interessante Gegensätze: ein leidenschaftliches Weib, das, gleich Lady Macbeth vom Teufel des Ehrgeizes besessen, sich, Gatten, Familie und Heimat ins unsäglichste Elend stürzt — und ein ehrlicher, ritterlicher Soldat, der gegen sich, die Seinen, König und Heimat alle Pflichten eines wackern Mannes erfüllt, als Opfer seiner Pflichttreue fällt, aber nur, um als Heiliger von seinem Lager aufzustehen und als Ritter Christi alle jene Obliegenheiten in viel erhabenerer Weise zu erfüllen. In einem Drama, selbst des größten Stiles, lassen sich die beiden Gestalten, die dämonische Hochverrätherin und der wackere Ritter, nicht vereinigen, da ihre Lebenskreise zu weit auseinander liegen; selbst in einem historischen Roman wäre ihre Verknüpfung eine sehr willkürliche und gezwungene.

III.

Was hat nun Herr von Gottschall mit dem reichen tragischen Stoff angefangen, der sich unter dem Namen „Maria de Padilla" zusammenfassen läßt?

Man könnte das sehr kurz sagen; wir wollen aber diese kurzen Worte dem Leser selbst überlassen, ihm nur noch einiges weitere Material zur Beurtheilung vorlegen.

Vor allem hat Herr von Gottschall die wichtigsten Hauptgestalten dieser ganzen Periode, die eigentlichen Führer und Gegner des castilischen Städtebundes, die merkwürdigsten, seltsamsten, originellsten, wahrhaft poetischen Charakterköpfe aus dem Personenverzeichniß und aus der Handlung seines Dramas einfach gestrichen: so den Cardinal-Gobernador Hadrian von Utrecht, den Hauptrepräsentanten des Königthums, der aus dem wirren Kampfe als der letzte deutsche Papst hervorging, so den Großadmiral Don Federico Henriquez, den Großcondestable Don Iñigo de Velasco, dann die ewig unter sich hadernden Granden, ebenso den militärischen Führer der Junta Don Pedro Giron, den Prätendenten des Herzogthums Medina, Sidonia, endlich den abenteuerlichen Bischof von Zamora, der sich allerdings, bei der heutigen Beschaffenheit des Theaters und des Theaterpublikums, nicht ohne Skandal auf die Bühne bringen ließe. Es fehlt die Infantin Katharina, die geliebte Niña, an welcher die unglückliche Königin Johanna ihren einzigen Trost fand; es fehlt der plebejische, proletarische Hofstaat, mit dem sich Don Juan de Padilla in Valladolid, Donna Maria in Toledo umgab. Aus Don Pedro Laso de la Vega, dem politischen Führer und Haupt der Junta, ist eine unbedeutende Nebenfigur, ein „Rathsherr Laso aus Toledo" geworden; aus der unheimlichen Mohrensklavin, in welcher der Volksglauben den Teufel verkörpert sah, ein Alhambra-Mädchen, das Liebesbriefchen herumträgt und sich selbst in den schönen Ritter

Don Fernan verliebt; aus dem Toledaner Pöbel, der selbst den Charfreitagsgottesdienst schändet, eine gottesfürchtige Bürgerschaft, die über Maria de Padilla und ihre freche Kirchenplünderung murrt; aus dem kopflosen Insurgentenführer Juan de Padilla, der völlig unter dem Pantoffel seiner Frau steht, ein Heldenjüngling à la Max Piccolomini und Juranitsch. Mit der Chronologie springt Herr von Gottschall um wie mit einer Spieluhr, mit den geschichtlichen Personen wie mit Gliederpüppchen. Auch aus ihrem natürlichen Schauplatz heraus reißt er die Handlung, indem er Anfang und Schluß nach Granada versetzt, eine Stadt, die sich an dem Aufstande der castilischen Städte gar nicht betheiligte. Da es für Herrn von Gottschall gar keinen Hadrian von Utrecht gibt, so wird die Weltstellung des Kaisers geradezu unverständlich. Karl V. ist nur da, um der „ersten Liebhaberin", d. i. Maria de Padilla, als Schaustellungsmöbel zu dienen. Obwohl Maria de Padilla schon im Februar 1522, mit dem Gänsekorb am Arm aus Toledo fliehen mußte, Kaiser Karl aber erst am 16. Juli dieses Jahres wieder nach Spanien kam, läßt ihn Herr von Gottschall ganz unbedenklich vor ihr auf dem Alcazar von Toledo erscheinen, um sich von ihr erst einschüchtern und dann das Leben retten zu lassen, unter einer unverantwortlichen Verschwendung von Jamben!

Nachdem Herr von Gottschall die gesammte wirkliche Geschichte mit ihrer Fülle von Poesie, mit ihrer farbenglühenden Kraft, Lebendigkeit, Mannigfaltigkeit glücklich hinweggeräumt und die ihm allzu katholischen Gefilde von Castilien mit dem ihm mehr zusagenden Alhambra-Lokal von Granada vertauscht hat, fängt er nun zu phantasiren an. Es ist Hochzeit. In der mit venetianischen Lampen erhellten Maurenherrlichkeit des Myrthenhofes erscheint die Primadonna Maria de Tendilla. Ihr Vater ist Schloßcommandant, ihr Bräutigam Lieutenant Juan de Padilla von den schweren Dragonern. Wie schön! Es fehlt bloß der Nebenbuhler. Nichts leichter als das. Herr von Gottschall ersinnt sich einen wahren Ausbund von Lüsternheit, Gemeinheit und Niedertracht — und diesen nennt er Ignaz de Loyola.

Das ist ein von der gesammten Kirche verehrter Heiliger. Jeder Priester muß alljährlich eine Messe ihm zu Ehren lesen, und das Brevier ihm zu Ehren beten. Thut nichts! Herr von Gottschall macht einen Schuft aus ihm.

Der wirkliche Iñigo de Loyola kämpft wider die Franzosen in Navarra, er ist also von der Alhambra ungefähr so weit entfernt wie Dresden von Triest. Thut nichts! Herr von Gottschall gibt ihm Urlaub und bringt ihn — ohne Eisenbahn — über den Ebro, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir, sowie über drei bis vier anständige Gebirge rechtzeitig in den Myrthenhof, um die Hochzeit zu stören.

Nun kann es losgehen. Wir erhalten folgendes Drama:

1. Act. Unter Vermittlung der mauriſchen Zofe Zelima schleicht sich der Ritter von Loyola noch im letzten Augenblick bei der Braut Maria ein und sucht sie durch die hochtrabendsten Liebesdeclamationen ihrem Bräutigam Juan de Padilla abspänstig zu machen. Sie weist ihn aber von sich, und die Hochzeit wird gefeiert. Der alte Padilla schwätzt dabei wie ein abgelebter Opernhabitué von Maurenköniginnen, Castagnetten, Hindumädchen, Lotos-

blumen und Boabdil (Reminiscenzen eines Künstlerballs); der junge Padilla dagegen macht in Politik, welche aber lediglich darin besteht, auf die Niederländer zu schimpfen. Ein paar Leute der Junta, die nichts zu sagen wissen, kommen dazu. Padilla junior behält das Wort und vergißt darüber beinahe die Braut, die ihn endlich aufstöbert und ihm einige zärtliche Schmollscenen bereitet. Statt der ehrgeizigen Spanierin Maria de Padilla entpuppt sich darin das bekannte deutsche Ding, bald Klärchen, bald Gretchen, von Göthe zur Abwechslung auch Grasaff genannt, dem es nur um Schäferstunden zu thun ist. Es wird ernstlich böse, da sein Juan erklärt, morgen schon nach Toledo abreisen zu müssen. Der verschmähte Loyola hat aber unterdessen schon seine Minen gelegt. Die ersten Minister Karls V., an ihrer Spitze der Herr von Chièvres, läßt Herr von Gottschall von Santiago de Compostela nach Granada reisen, um Don Juan de Padilla einen Haftbefehl zu überbringen. Nun ist es aus mit der Liebe. Don Juan läßt sofort die Pferde satteln, um noch am Brautabend nach Toledo zu reiten. Donna Maria fühlt sich verschmäht — vernichtet.

2. Act. Vor der Festung Tordesillas am Duero, in Castilien. Donna Maria ist ihrem Bräutigem Juan erst nach Toledo und dann hierher nachgepilgert und hat angefangen, sich mit seinen politischen Ideen zu befreunden. Vor der Stadt treffen sie mit Karl V. und Herrn von Chièvres zusammen, welche beabsichtigen, die Königin Juana zu entführen. Donna Maria klagt dem Kaiser über ihr „verkohltes häusliches Glück" und hält ihm eine Strafpredigt. Kaiser Karl und die Abgesandten der Comuneros suchen sich der Königin zu bemächtigen. Karl wird von ihr zurückgestoßen und entkömmt mit genauer Noth den eindringenden Aufständischen. Juana wird zur Königin der Comuneros ausgerufen.

3. Act. In Toledo. Die Primadonna Maria de Padilla, von ihrem Gatten abgewiesen, der sie nicht mit im Lager haben will, ist zwar stolz auf seine Ernennung zum Capitän, aber sehr unglücklich über ihre Vereinsamung. Der Ritter von Loyola hat das richtig ausgekundschaftet und benützt ihre mißliche Stimmung, um sie nochmals mit seiner Liebe zu verfolgen. Diesmal gelingt es ihm. Die in maurischen Farben ausgemalte Verführungsscene wird indes durch Allarmnachrichten über die Schlacht bei Villalar unterbrochen. Noch im selben Acte versetzt Herr von Gottschall die abtrünnige Primadonna auf das Schlachtfeld von Villalar, wo sie dem verwundeten Gatten ihre Untreue beichtet, von ihm Abschied nimmt und aus einiger Entfernung — mit herzzerreißendem Monolog — seiner Hinrichtung beiwohnt. Sie schnaubt gleichzeitig Reue und Rache!

4. Act. In Toledo. Die Bürger knurren über Maria's Kirchenraub. Ihr Vater Tendilla kommt als Parlamentär, um Unterhandlungen anzuknüpfen, wird aber stolz abgewiesen. In dem Ritter Don Fernan findet sich ein neuer Liebhaber, der sie retten will, den sie aber nicht minder rasend von sich stößt. Stadt und Festung werden inzwischen genommen und zwar von dem Kaiser selbst (der sich damals zu Brüssel befand!). Dieser vergißt ganz Europa (das damals durch die Papstwahl in Athem gehalten wurde), um

die Primadonna des Herrn von Gottschall aufzusuchen. Das ist aber sehr unvorsichtig. Denn das ganze Haus ist unterminirt, die Minen mit Pulver gefüllt. Der Fackelträger steht bereit, und wenn der Kaiser nicht alle ihre Anhänger friedlich abziehen läßt — Puff! dann fliegt er in die Luft und die ganze spanisch-habsburgische Monarchie mit ihm. Karl ist natürlich klug genug, die „Furie von Toledo" ausreden zu lassen, obwohl sie fast wie eine Dreipunkte-Schwester des 19. Jahrhunderts schwätzt:

„Du aber, Herr der Christenheit, wo du
Auch wandeln magst, gedenke dieser Stunde,
Wo deine Allmacht schauerte und bebte
Vor einem Weib — und lern als Mensch dich fühlen,
Und Menschen, deinesgleichen, zu beglücken!"

5. Act. Im Vordergrund ein verlassener Kirchhof bei Granada und im Hintergrund die Alhambra. Man würde aufathmen, wenn jetzt Don Quijote und Sancho erschienen oder etwa ein deutscher Tourist und zu dem von Herrn Gottschall vorgeschriebenen Mondschein allenfalls sänge:

O süße Maurenherrlichkeit,
Wo bist du hingeschwunden!

Allein statt dessen läßt der Dichter den Ritter von Loyola auftreten, „eine offene Mönchskutte (!) über dem Harnisch, lahm, links an der Ceder lehnend". Derselbe hält folgenden Monolog:

„Die Sonne sinkt, ein blutig Abendroth
Flammt um die Thürme der Alhambra — [anders
Ist mir zu muth, als damals, wo ich hier
Um ihre Liebe warb; dieselbe Glut
Beseelt mich noch; doch flackert sie im Sturm,
Ob er die Pforten nur des Himmels sprengt,
Ob er emporstürmt aus der Hölle Tiefen][1].
Als ein Verkrüppelter kehr' ich zurück.
Des Krieges Handwerk und sein Ruhm sind mir
Versagt auf immerdar; doch bin ich noch
Kein Bettler, der am Heerweg steht, um kläglich
Das Leben sich zu fristen Tag für Tag,
Werthlosen Athemzug sich wach zu halten.
Die Fieberträume des Verwundeten
Sah'n manche leuchtende Gestalt im Schein
Der Himmelsglorie sich herniederneigen,
Und die Madonna sprach zu mir im Traume:
Die Welt ist reif für eine neue Sendung.

[1] „Die eingeklammerten [ ] Stellen sind bei der Aufführung zu streichen." Anm. des Dichters, S. 8. Er hätte noch sehr viele andere einklammern können, ohne daß dabei ein Verlust von Poesie eingetreten wäre.

Und ich, der lahme Krüppel, bin berufen,
Sie zu vollführen. [Und ich sah mich selbst
In schlummerlosen Nächten hoch und herrlich,
Gebietend einem Heer, das endlos sich
Verlor im Dunkeln, doch auf seinen Fahnen
Die Losung trug: In diesem Zeichen wirst
Du siegen!] Ist mein weltlich Schwert gebrochen,
Feldhauptmann Christi will ich werden, retten
Die Kirche aus der drohenden Gefahr.
Der Drache mit dem Feuerodem greift
Sie an — [und sie ist allzu schwach zur Wehr,
Bequem auf ihrem heil'gen Polster ruhend,
Thatlos in alte Satzung festgebannt].
Da muß ein Feuergeist dem andern trotzen,
Ein Kriegesheer den großen Kampf beginnen,
Und dieses Heeres Feldherr will ich sein.
Regt sich der Abfall und die Ketzerei —
Geist gegen Geist — und freier noch als diese,
An nichts gebunden, was die Menschen fesselt,
Dem einen mächt'gen Willen unterthan.
Zu Grunde geh' die Welt, die Kirche siege,
Mich aber schmücke dieses Sieges Lorbeer!
Und sie — und sie — wie hat im Traum und Wachen
Sie meine Seele wundersam entzückt.
Nicht klösterlich verzichten ist die Losung,
Das ist nur für des Lagers niedre Söldner;
Im Feldherrnzelt — da herrscht Genuß und Glück.
[Denn wer die Welt regieren will, der muß
Sich rückhaltslos in ihren Taumel stürzen.]
Die Sünde lehrt die Sünde nur versteh'n.
Sie hat mich schwer gekränkt, jetzt ist sie frei,
Und kann es sühnen, wird sie ganz die Meine.
Sonst weiht die Rache, die ich in Toledo
Geschworen, sie dem Tode! Ja, Maria,
Ich halte meinen Schwur. Ich bin durch Spanien
Ihr nachgereist und habe ihre Spur
Verfolgt, und endlich — endlich aufgefunden.
Doch an den Pforten soll ein Wächter steh'n,
Der dich im Arm auffängt zu Lust und Glück
Und weigerst du's — zu tödtlicher Vernichtung!"

Das ist keine leere Drohung. Der Ritter von Loyola hat an den Ort seiner Zusammenkunft mit Maria de Padilla zugleich die Schergen der Inquisition bestellt[1]: bequemt sich Maria seinen Wünschen, so gedenkt er, um die

[1] Anstatt so banaler Schaudermären sollte man von einem gebildeten Mann, wie Herr Hofrath von Gottschall, doch erwarten können, daß ihm die Studien eines Hefele und Gams über die spanische Staatsinquisition nicht unbekannt geblieben wären.

Inquisition zufriedenzustellen, ihr die Zofe und Zwischenträgerin Zelima zum Feuertod zu übergeben; stößt sie ihn aber nochmals zurück, so soll sie das Opfer sein. Maria erscheint. Er entwickelt ihr den Plan seines Ordens und begehrt sie zu seiner Mitarbeiterin und Freundin, in so niederträchtigem Sinn, daß sie ihn selbst an die Gebote der Kirche mahnen muß. Er aber erwiedert:

„Ich gebe das Gesetz — ich folg' ihm nicht.
Oft holt aus einer großen Leidenschaft
Der Geist das Feuer, das die Welt verwandelt,
Oft aus den Tiefen der Natur, der Sünde
Flammt es empor: wer will mit enger Satzung
Die Kraft ersticken, welche Großes schafft?
Es ist der Zweck, der jedes Mittel heiligt.
Was für die Menge Frevel, ist uns Tugend" u. s. w.

So schwach und wankelmüthig sich Maria de Padilla zuvor gezeigt, eine solche Nichtswürdigkeit geht ihr denn doch zu weit. Sie stößt den schimpflichen Verführer von sich. Gerade in diesem Augenblick aber naht die schon bestellte „Procession der Inquisition", nach des Dichters genauer Bühnenangabe der Mönch „Salvador, Verlarvte, Mönche mit Kreuzen, Fahnen und Fackeln", und Salvador frägt:

„Du riefst mich — welches Opfer ist bereit?"

Da zieht Loyola die Maurensklavin Zelima an sich und überliefert Maria de Padilla den Mönchen. Während diese sie umringen, eilt indes plötzlich — als deus ex machina — der für sie schwärmende Ritter Don Fernan zu ihrer Rettung herbei. Er zieht das Schwert. Loyola auch. Sie fechten. Allein das ist bloße Spiegelfechterei von seiten Loyola's. Er hat schon gedungene Meuchelmörder in den Hinterhalt gelegt, welche Don Fernan von hinten erstechen. Zelima stürzt sich entsetzt über die Leiche ihres frühern Geliebten. Zur Strafe dafür übergibt Loyola auch sie der Inquisition.

Man staunt, wenn man diesen letzten Act liest. Ein solcher Mischmasch der verbrauchtesten Opernmotive und Decorationen (Kirchhof, Alhambra, Mondschein, Inquisitionsschergen mit Fackeln, Mönchskutten, Mauernsklavin,

---

Diejenigen des letztern sind als eigene Schrift erschienen: P. Pius Gams, Zur Geschichte der spanischen Staatsinquisition. Regensburg 1878. Als Literatur- und Kunstkenner sollte Herr Gottschall auch wissen, welche Freiheit der Entwicklung Literatur wie Kunst unter dem vorgeblichen Schreckensregiment der Inquisition genossen haben. Lese er doch einmal die Namen der Dichter und Künstler nach, welche Fr. Xavier Rodrigo (Historia verdadera de la Inquisicion. Madrid 1877. II, 90. 91) zusammengestellt hat, und vergleiche er einmal das Loos dieser Männer mit den Quälereien, die Dichter und Künstler in protestantischen Ländern oder unter liberalen Regierungen auszustehen hatten! Immer auf denselben Geschichtslügen sitzen zu bleiben, während die umfangreichste Forschung sie widerlegt, den lieben Wauwau der Kinderjahre kindlich mit ins Grab zu schleppen — das ist denn doch kein Fortschritt!

Verführungsscene, Duell, Erstechung von hinten), verquickt mit dem abgedroschensten Phrasenthum, das seit drei Jahrhunderten gegen die Gesellschaft Jesu abgeleiert worden ist — — das soll Poesie sein? An diesem Punkt langt einer der gefeiertsten deutschen Kritiker und Literaturhistoriker endlich an, nachdem er hundert große und kleine Dramatiker, darunter auch einen Schenk, Auffenberg, Raupach und Friedr. Halm, in hohem Orakelton unter die λαμβειοφάγοι verwiesen! Seltsam, fürwahr, sehr seltsam. —

Ob Herr von Gottschall geglaubt hat, durch eine solche Caricatur des ersten Jesuiten bloß die aus Deutschland ausgewiesenen Jesuiten zu treffen? Dann hat er sich gründlich getäuscht. Sein Stück ist ein Hohn auf Wahrheit, Liebe, Geschichte und Poesie zugleich — eine Beleidigung der katholischen Kirche, welche den Stifter der Gesellschaft Jesu, Ignatius von Loyola, als Heiligen verehrt. Sie stellt ihn als ein leuchtendes Vorbild der Frömmigkeit und Tugend auf, Herr von Gottschall macht ihn zu einem niederträchtigen Verführer, einem heimtückischen Schurken und Mörder. Weshalb? Auf welche Gründe hin? Etwa bloß, um eine Gruseltragödie zu liefern? Das ist kaum glaublich, da Voltaire, der Patriarch der modernen Aufklärung, schon vor mehr als hundert Jahren, am 1. December 1760, an seinen Freund Trochin geschrieben hat:

„Es ist so angenehm, Jesuiten zu jagen, zu schinden, ihre Börse zu erleichtern, das Maß ihrer Schande voll zu machen, daß man einem solchen frommen Werke alles opfern muß!“ [1]

---

[1] P. W. Kreiten, Voltaire. Freiburg 1885. 2. Aufl. S. 481.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Introductio in Corpus Juris canonici. Cum appendice brevem introductionem in corpus juris civilis continente. Exaravit Dr. **Franciscus Laurin**, c. r. capellanus aulicus, juris canonici in fac. theol. c. r. univers. Vindobon. professor p. o., S. S. P. Leonis XIII. prael. dom. Cum approb. cels. ac rev. ord. arch. Vindob. XX et 284 p. 8°. Friburgi Brisg., Herder, 1889. Preis: *M.* 4.50.

Der hochw. Herr Verfasser bietet mit diesem Werke eine schon seit längerer Zeit angekündigte Arbeit, auf die man mit Recht gespannt war. Mit großer Befriedigung können wir nunmehr unseren Lesern in derselben die reife Frucht einer zwanzigjährigen Lehrthätigkeit zur Anzeige bringen. Wenn der gelehrte Canonist, wie aus der Einleitung zu entnehmen ist, zunächst durch den Wunsch seiner zahlreichen Zuhörer, sowie durch die Absicht, sein Autorrecht gegen ungenannte literarische Industrieritter in Sicherheit zu bringen, sich zur Veröffentlichung seiner Vorlesungen entschloß, so müssen wir doch beifügen, daß auch die Wissenschaft des katholischen Kirchenrechts das Erscheinen eines solchen Werkes nur freudig begrüßen kann. Was ein Mann von der kirchlichen Gesinnung und hohen Begabung des Verfassers als das Resultat einer mehr denn zwanzigjährigen, rastlosen Arbeit auf diesem Felde bietet, wird stets eine hervorragende Leistung sein und einen wirklichen Gewinn und wahren Fortschritt für das Studium des Kirchenrechts bedeuten. Nicht zu den letzten, welchen das Werk des verehrten Prälaten hochwillkommen sein dürfte, rechnen wir die Fachmänner und strebsamen Studirenden des Kirchenrechts im Auslande. Diesen hat er es durch den Gebrauch der lateinischen Sprache, welche ihm schon der Stoff und noch mehr die eigene vielsprachige Heimat nahe legte, vielfach erst möglich gemacht, das viele Gute, was deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit gerade auf diesem Gebiete geleistet, wirklich zu benutzen. Aus eigener Erfahrung können wir bestätigen, daß ein deutscher Professor des Kirchenrechts im Auslande bei der Nachfrage über einschlägige Literatur die Empfehlung gewisser Werke nicht selten mit der Bemerkung schließen muß: Leider ist das Buch deutsch geschrieben, und da heißt es dann

auch gar zu leicht: Graeca sunt, non leguntur. Diesem Uebelstande hat der Verfasser durch die Wahl der lateinischen Sprache abgeholfen und damit seinem Werke eine mehr allgemeine Bedeutung für die Kirche gesichert; jedenfalls ist dies ein Grund, weshalb die introductio in corpus juris canonici in Rom schon manche gute Freunde gefunden hat.

Das Werk selbst zerfällt in drei Theile nebst einem Anhange, in welchem mit einem recht glücklichen Griff die für das Kirchenrecht, besonders für den Proceß und eine Reihe von Titeln des dritten Buches der Decretalen so wichtigen Quellen des römischen Rechts kurz und gut behandelt werden. Der erste Theil enthält alle auf das Decret Gratians bezüglichen Einleitungsfragen; der zweite ist den Untersuchungen über die verschiedenen Decretalensammlungen gewidmet bis zu den Extravaganten; der dritte endlich behandelt das corpus juris canonici als Ganzes nach seinem heutigen Umfang, wobei noch die verschiedenen Beilagen und Ausgaben des canonischen Rechtsbuches eine eingehende Erörterung finden. Dies in aller Kürze der reiche Inhalt des Werkes, über den wir uns nur in der anerkennendsten Weise äußern können. Die ganze Darstellung des Verfassers zeigt auf jeder Seite, daß das Werk aus Vorlesungen eines tüchtigen und erfahrenen Professors hervorgegangen ist, ein Umstand, der ihm in jeder Beziehung zum Vortheil gereicht. Klar, bestimmt, übersichtlich, mit gediegener und bündiger Begründung wird zunächst in Großdruck der eigentliche Lehrstoff, das Resultat der Studien vorgelegt; ein reicher Notenapparat gibt sodann zahlreiche und gewissenhafte Literaturangaben, genaue Quellencitate[1], treffende Beispiele, weitere Ausführungen und Begründungen. Diese nach den Grundsätzen einer richtigen Lehrmethode eingerichtete Behandlung des an sich etwas spröden Stoffes macht das Werk auch zum Selbststudium besonders für Studirende im höchsten Grade brauchbar.

Ein weiterer Vorzug des Buches ist dessen große Vollständigkeit. Es dürfte kaum eine für die Einführung in das Verständniß des canonischen Rechtsbuches irgendwie bedeutende Frage vorhanden sein, über welche man in der introductio des Verfassers nicht directen Aufschluß oder wenigstens die nöthigen Literaturangaben erhalten könnte. Wenn trotzdem der Umfang des Werkes nicht sehr groß ist, so hat man dies ohne Zweifel der fortgesetzten Feile zu verdanken, die das Werk von überflüssigem Wortschwall befreite und ihm eine abgerundete, nach richtigen Proportionen gearbeitete Form verlieh.

Nicht minder sagte uns die polemische und kritische Seite des Werkes zu. Auf eine Polemik gegen Schulte, die sehr nahe lag, geht der Verfasser nicht häufig und dann nur sehr maßvoll ein. Nicht selten begnügt er sich, den einfachen Thatbestand vorzulegen, was auch zur Widerlegung der Uebertreibungen und Maßlosigkeiten Schulte's z. B. in betreff der Gründe zur Decretalensammlung Gregors IX. vollkommen ausreicht. Doch unterläßt es der gelehrte Wiener Professor nicht, S. 72 bei aller Anerkennung der früheren Verdienste Schulte's dessen Wandlungen in späterer Zeit hervor-

[1] S. 80 ist die Jahreszahl 1774 selbstverständlich ein Druckfehler.

zuheben, welche die Leistungen desselben besonders für Anfänger im Studium des Kirchenrechts nur von sehr beschränktem Werthe erscheinen lassen. Ebenso zeugt es von richtigem pädagogischen Tact, wenn bei gewissen Schriftstellern, wie van Espen und anderen, die manchmal brauchbares Material enthalten und darum angeführt werden, mit einigen Strichen deren schiefer Standpunkt angedeutet wird. Bei abweichenden Ansichten ist der Verfasser sehr ruhig und wohlwollend. So z. B. wird die Frage über den juristischen Werth des Decrets von Gratian gegen verschiedene ältere und neuere Gegner so gründlich gelöst, daß man beinahe glauben möchte, es sei denselben zu viel Ehre angethan, wenn nicht eine solide und allseitige Begründung durchaus sicherer Sätze des Kirchenrechts als ein Gewinn für die Wissenschaft bezeichnet werden müßte. Wir heben diesen Punkt deshalb hervor, weil der Verfasser die Untersuchung über den juristischen Charakter der Extravagantensammlungen sehr kurz abmacht. Er hält sie als Sammlungen nur für Privatsammlungen, nicht für Gesetzbücher, deren Bestandtheile als solche allgemeine Bedeutung in der Kirche haben. Wir stimmen dieser Ansicht vollkommen bei. Es ist aber dem Herrn Verfasser gewiß nicht unbekannt, daß gar manche ältere bedeutende Canonisten anderer Meinung sind, und auch in Rom gibt es noch Professoren des Kirchenrechts, welche seine Auffassung nicht theilen. Bei diesem Punkte dürfte sich daher eine ausführlichere Behandlung eher lohnen als beim Decret Gratians. Damit sind wir auf das Gebiet der Wünsche gekommen.

S. 16 hätten wir bei der Frage über die Bußbücher auch das gründliche Werk von Schmitz gern citirt gesehen. S. 156 und S. 193 wird mit Recht hervorgehoben, daß gar manche Kapitel der Gregorianischen und Bonifazianischen Sammlung durch spätere Gesetze ihre Bedeutung verloren haben, und eine Reihe trefflicher Beispiele wird in den Noten angeführt. Selbstverständlich macht diese auf Vollständigkeit keinen Anspruch, und doch wäre eine wohlgeordnete Zusammenstellung der abgeschafften oder abgeänderten Kapitel des Decretalenrechtes von großem Werth. Eine solche findet sich nun in den zu Rom vielfach gebrauchten institutiones canonicae von Maschat, dessen elenchi auch heute noch recht brauchbar sind. Ein Verweis auf Maschat dürfte daher an den bezeichneten Stellen am Platze sein. Im Interesse ausländischer Leser ist sodann wohl der Wunsch berechtigt, statt der bloßen Citirung von Schulte und ähnlicher Schriftsteller, die dem Ausländer kaum zugänglich sind, mit einigen Worten das Resultat anzugeben. Ganz besonders würde es uns freuen, wenn es dem gelehrten Verfasser möglich wäre, bei einer hoffentlich bald nothwendigen zweiten Auflage seine introductio in corpus juris canonici zu einer introductio in collectiones juris canonici zu erweitern. Schon jetzt werden in dem Werke nicht wenige Sammlungen besprochen, die nicht im Rechtsbuche stehen, sondern nur zu dessen besserem Verständniß herangezogen werden. Es bedürften in der That nur die vorgratianischen Sammlungen einer etwas eingehenderen Darstellung, und an die bisherige pars tertia könnten sich dann als letzter Theil die Untersuchungen über die Rechtssammlungen und Rechtsquellen nach dem Decretalenrecht anschließen, z. B. über die Decrete von Konstanz, die Kanzleiregeln, die Reformdecrete des

Concils von Trient, die Entscheidungen der römischen Congregationen u. s. w. Das wäre eine Vorhalle und ein Ausbau; das Hauptgebäude ist ja fertig. Bei der von dem Verfasser befolgten Methode, vor allem bestimmt und klar und ohne lästige Breite die Resultate seiner Forschungen vorzulegen, dürfte das Werk nicht allzu umfangreich werden, jedenfalls aber würde es ganz bedeutend an Werth gewinnen. Käme dazu dann noch eine in derselben Weise bearbeitete Geschichte der Literatur des Kirchenrechts, welche alle neueren Forschungen besonders in Deutschland sorgfältig benützte, so würden wir wieder eine in lateinischer Sprache geschriebene vollständige Einleitung zum Studium des Kirchenrechts besitzen, wie sie die ältere Literatur in dem Werke von Doujat bot, nur mit dem Unterschiede, daß eine solche Leistung die Arbeiten des französischen Gelehrten und auch eines Plettenberg und Zech und anderer in Deutschland entschieden überholt hätte. Natürlich wollen wir mit diesem Wunsche keinen Tadel aussprechen, sondern nur dem verdienten Gelehrten die bescheidene Bitte nahelegen, aus den reichen Schätzen seines Wissens weitere Mittheilungen zu machen als bonus paterfamilias, qui profert de thesauro suo nova et vetera.

Zu kritischen Ausstellungen bietet ein so durchgearbeitetes Buch wie die introductio in corpus juris canonici wenige Anhaltspunkte. Nur einigemal wollte es uns scheinen, daß man einigen Ansichten des Verfassers nicht so unbedingt beitreten könnte. S. 147 wird im Anschluß an Schulte der Satz aufgestellt, daß sämmtliche allgemeine Rechtsbestimmungen älterer Zeit, soweit sie nicht in das Decret Gratians oder die authentische Sammlung Gregors IX. Aufnahme gefunden, als aufgehoben zu betrachten seien. Mit dieser so weit ausgedehnten Exclusivität der Gregorianischen Decretalensammlung konnten wir uns niemals recht befreunden. In den Worten der Publicationsbulle Rex pacificus liegt dieselbe nicht, und der mit allerlei kühnen Schlußfolgerungen von Schulte hergestellte Beweis scheint uns ein so schwankendes Fundament zu sein, daß wir darauf keine canonistische Theorie aufbauen möchten. Desgleichen entspräche ein solches Vorgehen wenig dem conservativen und bedächtigen Verfahren, welches ein Grundzug der päpstlichen Gesetzgebung ist, und da können wir nicht recht begreifen, was Gregor IX. bestimmt haben sollte, in so vollständiger Weise tabula rasa zu machen. Wie vorsichtig man in Rom ist, auch einer „authentischen" Sammlung nicht sofort den Charakter der Exclusivität beizulegen, dafür ist uns noch aus neuerer Zeit ein Beispiel bekannt. Wir glauben uns daher der Hauptsache nach in voller Harmonie mit Professor von Scherer zu befinden, wenn er in seinem Kirchenrecht I. S. 251 schreibt: „Es ist unbegründet, daß Gregor alle nicht im Decrete und seiner Compilation enthaltenen Decretalen für den gemeinen Rechtsbereich aufgehoben habe", und in N. 52 beifügt: „Wie Schulte, Kirchenrecht I, 340, behauptete und andere nach ihm."

Nach der S. 187 gegebenen Darstellung sollen die regulae juris in der Decretalensammlung Bonifaz' VIII. auf dem kirchlichen Rechtsgebiet keine gesetzliche Geltung haben, weil Papst Bonifaz VIII. in der Publicationsbulle über diese Regeln nichts bestimmt. Auch dieser Behauptung möchten wir ein

Fragezeichen beifügen. Der aus dem Stillschweigen der Publicationsbulle hergenommene Grund ist schon seiner Natur nach als argumentum ex silentio ziemlich schwach; diese Schwäche wird bedeutend gesteigert, wenn man bedenkt, daß gar kein Grund vorlag, weshalb der Papst in seiner Bulle besonders von den Rechtsregeln hätte sprechen sollen. Wäre es etwas ganz Neues gewesen, auch dem kirchlichen Rechtsbuche eigene Rechtsregeln beizufügen, so könnte das Stillschweigen eine etwas größere Bedeutung haben. Allein Rechtsregeln finden sich in der ersten Compilation und ebenso in der authentischen Sammlung Gregors IX. Weshalb also Bonifaz VIII. seine Rechtsregeln ausdrücklich hätte erwähnen sollen, ist nicht recht einzusehen. Daß die Rechtsregeln von dem Legisten Dinus verfaßt sein sollen, ist auch nicht durchschlagend, weil eben die mit der Redaction des lib. sext. beauftragten Canonisten ebenso gut das vorhandene Material benützen konnten, wie schon Gratian und der hl. Raymund für ihre Sammlungen, selbst wenn man den Worten Friedbergs: „unter Hinzuziehung des Legisten Dinus" gar keine Bedeutung beilegen will. Alles kommt eben darauf an, ob in den von der Redactionscommission Bonifaz VIII. zur Approbation und Versendung vorgelegten Exemplaren die betreffenden Rechtsregeln sich bereits befanden. Daß dies nicht der Fall gewesen sei, dafür bringt der Verfasser keine Beweise bei; daher sind wir der Meinung, die aufgestellte Ansicht sei von ihm nicht hinlänglich begründet worden.

In betreff der Clementinen kommt der Verfasser über die Resultate der Arbeiten Friedbergs und die Nachrichten des Joann. Andreae im wesentlichen nicht hinaus. Ohne Zweifel enthalten die Untersuchungen Friedbergs einen Fortschritt in dieser Frage, der alle Anerkennung verdient, und auch in formeller Beziehung zeichnen sie sich vor der völlig verfehlten Darstellung Schulte's aus. Dennoch will es uns scheinen, daß Friedberg in dieser Frage nicht das letzte Wort gesprochen hat und auch die Notizen des berühmten Altmeisters der canonistischen Wissenschaft im 14. Jahrhundert einer eingehenderen Kritik bedürfen. Schon Professor v. Scherer hat damit im „Archiv für katholisches Kirchenrecht" Bd. 50 S. 464 und 465 einen guten Anfang gemacht. Unterdessen werden dem Verfasser wohl auch die neuesten Publicationen des P. Ehrle über die Clementinen in dem von ihm und P. Denifle herausgegebenen Archiv bekannt geworden sein. Dem P. Ehrle standen bei seinen Arbeiten zum Theil bisher unbekannte Handschriften, zum Theil Documente in besseren Ausgaben zu Gebot, so daß wir nicht zweifeln, seine Ausführungen werden die Darstellung Friedbergs und des Verfassers nothwendig modificiren und ergänzen.

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, das von dem verehrten Herrn Professor in der Sprache und dem Geiste der Kirche, mit echter Wissenschaftlichkeit geschriebene Werk möge seinen Weg finden weit über die Grenzen der engern Heimat hinaus in die gesammte Kirche, um durch das geschriebene Wort zahlreiche Schüler in das Verständniß und den Geist der kirchlichen Gesetzgebung einzuführen.

Fr. X. Wernz S. J.

Oliver Cromwell und die puritanische Revolution. Von **Moriz Boosch.** X u. 526 S. 8°. Frankfurt, Rütten-Löning. Preis: *M.* 10.

Kenntniß der einschlägigen Literatur, Objectivität der Darstellung, Vollständigkeit sind Eigenschaften, welche jedes wissenschaftliche Werk aufweisen muß. Das vorliegende Buch befriedigt in dieser Hinsicht auch nicht einmal mäßige Ansprüche. Eine kurze Zusammenstellung und Charakterisirung der Quellen und der zahlreichen Bearbeitungen war jedenfalls angezeigt. Statt dessen sagt der Verfasser in der Vorrede: „Meine Erzählung gründet sich in erster Linie auf die kostbare Veröffentlichung der englischen State Papers und die nicht minder kostbare der Cromwell'schen Briefe und Reden durch Carlyle, dann auf weitere Quellenwerke zur Revolutionsgeschichte und Bearbeitungen, soweit sie mir zugänglich waren." Solch ein Geständniß erweckt wenig Vertrauen; wir können uns doch unmöglich der Führung eines Mannes überlassen, der die einschlägige Literatur nicht vollständig kennt.

Selbst die Bearbeitungen, welche Herr Boosch zu Rathe gezogen, sind nicht genügend verwerthet, wie eine Vergleichung der meisterhaften Geschichte Englands von 1603—1641 durch Gardiner mit der Darstellung des Verfassers zeigt. Nur die flüchtige, dilettantenmäßige Benützung Gardiners, der Strafford glänzend gerechtfertigt hat, erklärt es, daß Boosch schreiben konnte: „Strafford ist die verkörperte, rücksichtslose, aber zielbewußte Herrschsucht; Laud dagegen die reine Armseligkeit am Geiste, die den innern Menschen erreichen will, während sie nur den äußern unter gewisse pseudoreligiöse Satzungen beugt." Hätte Herr Boosch das weit besonnenere Urtheil Gardiners erwogen oder gar Anhänger der Staatskirche consultirt, dann würde er gefunden haben, daß Laud zwar ein unkluger, aber in vielen Beziehungen ehrenwerther, überzeugungstreuer Mann war. Ueberall, wo der Verfasser auf Gegner seines Helden Cromwell zu sprechen kommt, läßt er sich von seiner Leidenschaft zu den maßlosesten Ausfällen hinreißen. Die Königin Henriette Maria, deren Anhänglichkeit an ihren Gemahl, deren unermüdliche Thätigkeit in seinem Interesse so allbekannt ist, „soll mit Schrecken erfüllt worden sein, daß Karl nach Frankreich kommen könne, das Exil mit ihr zu theilen und den Liebeshandel zu stören, der unfraglich schon damals zwischen ihr und Jermyn im Zuge war" (S. 311). Dieses Histörchen steht noch in Hallam, ist aber schon längst widerlegt. König Karl wird in ähnlicher Weise verunglimpft, er ist ein Schwächling, ein erbärmlicher Mensch, jeder Widerstand gegen noch so exorbitante Ansprüche des Parlaments ist ungerechtfertigt, weil der Verfasser nicht einmal die leiseste Ahnung hat, daß das Parlament sich bis dahin unerhörte Rechte angemaßt hat.

Ein wahres Curiosum von Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit findet sich S. 222: „Hält man sich, was die Zahl der Opfer betrifft, an die niedrigsten Schätzungen, so wären in den ersten zwei Monaten nach dem Ausbruch der Schlächterei an 12 000 Protestanten ums Leben gekommen, etwa 4000 davon durch beschleunigten Meuchelmord, der Rest durch verlangsamten, welcher in Form der über die Opfer verhängten Entbehrungen und Strapazen geübt

wurde." In der Anmerkung wird dann gesagt: „Die von Miß Mary Hickson[1] angegebene Zahl der Opfer wage ich nicht als feststehend anzunehmen." Miß Hickson, die sich in ihrem Urtheil auf die höchst verdächtigen Zeugenaussagen vor der Cromwell'schen Untersuchungscommission in Dublin stützt, berechnet die Zahl der Getödteten für die ersten drei oder vier Jahre seit Ausbruch der Revolution auf 27 000; früher dagegen, wie aus einer Anmerkung bei Gardiner (S. 69) hervorgeht, nahm sie an, es seien in den ersten zwei oder drei Jahren ungefähr 20- oder 25 000 Protestanten umgekommen.

In derselben Anmerkung, in welcher Herr Boosch sich eine solche Blöße gegeben, heißt es: „Lingard fällt hier gar nicht in Betracht; er ist wohl einer der ehrlicheren katholischen Historiker, aber in diesem Falle hat er den Historiker eben ganz verläugnet und den kirchlichen Parteimann hervorgekehrt." Ein solcher Tadel aus Herrn Booschs Munde klingt doch sonderbar. Ein Mann, der die ungemein gründlichen Untersuchungen Lecky's und Gardiners, und fügen wir hinzu, Prendergasts und Gilberts einfach ignorirt und nach seiner eigenen Phantasie ein Gemälde der von den irischen Katholiken verübten Greuel entwirft, sollte doch seine Gegner nicht der Unehrlichkeit zeihen. Wir können zur Entschuldigung des Herrn Boosch nur dies eine vorbringen, daß er die Bedeutung und Tragweite seiner eigenen Ausdrücke zu verkennen scheint.

Ueber Cromwells Tod wird S. 516 bemerkt: „Wenn man schon nicht sagen will, daß Cromwell als Gerechter gestorben ist, so bleibt doch unbestreitbar, daß er als gläubiger Christ in die Ewigkeit sich hinübergeträumt und von dem Traume nicht gelassen bis zum letzten Athemzug." Dieses geringe Lob, Cromwell habe sich hinübergeträumt in die Ewigkeit, stimmt schlecht zu den überschwänglichen Phrasen, in denen Herr Boosch seinen Helden gefeiert: zu seiner Glaubenstiefe, seiner innigen Verbindung mit Gott. Der Verfasser scheint solche Widersprüche nicht zu bemerken, denn in demselben Athem wird behauptet, Cromwell habe die puritanische Religion zum Siege geführt, „und für die sittliche Erhebung, welche die Puritaner dem englischen Volke gebracht, war die Zeit abgelaufen; mit einer Art Naturnothwendigkeit mußte die Reaction hereinbrechen". Ein wirklicher Sieg, wenn der Verfasser nicht etwa einen Pyrrhussieg meint, konnte doch unmöglich von einer gänzlichen Erschöpfung des Puritanismus gefolgt sein; wenn der Puritanismus eine naturgemäße consequente Entwicklung und Vertiefung der protestantischen Ideen war, konnte von einer Art Naturnothwendigkeit der Reaction nicht die Rede sein. Ein aufmerksames Studium der englischen Geschichtschreiber würde den Verfasser belehrt haben, daß Cromwell selbst die Hauptschuld trägt an dem Niedergange des Puritanismus, daß derselbe durch seine Intoleranz und Verfolgung der Geistlichen der Staatskirche, durch seine anfängliche Begünstigung der Gleichmacher (levelers), der Wiedertäufer und aller Nonconformisten, später durch

[1] Miß Hickson war einige Zeit lang Katholikin, trat später wieder zum Protestantismus zurück und gab ihrer Dankbarkeit für die vielen Wohlthaten, die sie namentlich von dem katholischen Dekan in Tralee erhielt, Ausdruck durch ihre gehässigen Ausfälle gegen die Katholiken.

Befehdung derselben, besonders aber durch Einlenkung in conservative Bahnen die Puritaner um allen Credit gebracht habe. Nach den Aeußerungen zu schließen, die sich in seinem Buche finden, ist Boosch ohne Kenntniß der christlichen Glaubenslehre, obgleich er sich anmaßt, Männer wie Laud, Milton zu verurtheilen.

Nach dem Gesagten wird kaum jemand Unparteilichkeit und Objectivität in dieser Biographie Cromwells suchen; denn Objectivität setzt voraus, daß der Biograph auch die Gegner zu Worte kommen läßt und ihre Gründe erwägt. Von dieser Pflicht hat sich der Verfasser entbunden, der z. B. die Werke von Forster, Bisset, den meisterhaften Essay des Oxforder Professors J. B. Mozley über Cromwell nicht zu kennen scheint und statt dessen alle barocken Urtheile Carlyle's annimmt. Die scharfe Kritik Mozley's über letzteren verdient um so mehr Beachtung, da der Carlyle-Cult auch bei Deutschen Eingang findet. „Carlyle", sagt Mozley (Essay I, 304), „ist seinem Helden so ergeben, wie ein anhängliches, aber unvernünftiges Thier seinem Herrn. Cromwells Hund, wenn er je einen solchen Begleiter gehalten, hat wohl seinem Herrn nicht so aufmerksam alles am Gesichte abgelesen, seine Hände vertrauensvoller beleckt, mehr muntere Sprünge vor ihm gemacht, als Carlyle im Geiste thut. Er will die bestverbürgten Thatsachen, die gegen seinen Helden zeugen, nicht glauben, verwirft alle Schlüsse, die man aus denselben zieht, und zwar aus Grundsatz und ohne Grund." Boosch geht noch weiter in seiner blinden Bewunderung; denn er übergeht einfach manche Thatsachen, die bei Carlyle wenigstens erwähnt, wenn auch verzerrt werden, z. B. die ungerechte Einkerkerung und Verurtheilung Overtons, sowie das abscheuliche Spionirsystem, wodurch harmlose, ruhige Menschen zur Empörung von Cromwells Agenten aufgestachelt wurden.

Um die schlimmsten Consequenzen der Cromwell'schen Politik nicht eingestehen zu müssen, wird gewöhnlich alle Schuld auf andere abgeladen; z. B. die Siedelungs-Politik in Irland hat dem Lande keinen Frieden gebracht, weil sie nicht consequent eingehalten worden, weil die Operation, welche Cromwell am kranken Leibe Irlands vorgenommen, durch die Schuld der Stuarts nicht von einer Vernarbung der Wunde gefolgt war. Eine Nation darf ausgerottet werden, so sagt uns Herr Boosch mit dürren Worten, wenn das zur Größe und zum Rufe eines mächtigen Nachbarreiches beiträgt; er hätte nur noch hinzufügen sollen: Macht ist Recht. — Hätte Boosch das Hauptwerk Prendergast's „The Cromwellian Settlement" studirt, dann hätte er sich leicht überzeugen können, daß die irische Nation nicht bloß eine unerschöpfliche Lebenskraft besaß, sondern auch noch in Cromwells Zeit Eroberungen machte. Die Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit dieser Cromwell-Biographie macht sich am meisten fühlbar in zu skizzenhafter Schilderung oder gänzlicher Uebergehung der Mitspieler in dem großen geschichtlichen Drama und der Stellung derselben zu Cromwell. Wir erfahren nichts von Baxter und Howe, sehr wenig von Milton, Sir Harry Vane, nichts von Scott, Hutchinson u. a. Die breiten politischen Reflexionen entschädigen uns nicht für diesen Mangel, da Boosch vom politischen Leben in England keinen Begriff hat und von dem Grundsatz ausgeht: Was Cromwell thut, ist wohlgethan.

A. Zimmermann S. J.

I. **P. Agostino da Montefeltro.** Die Wahrheit. Conferenzreden. Aus dem Italienischen von Dr. **Joseph Drammer.** VIII u. 294 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: *M.* 2.50.

II. **Resoconti delle Predriche di Padre Agostino da Montefeltro,** pronunziate nella chiesa di s. Carlo al Corso in Roma, nella Quaresima 1889 per ordine di S. S. Leone XIII. Roma, Perino, 1889.

Der Name des Franziskanerpaters Augustinus aus Montefeltro in Toscana ist in unserm deutschen Vaterlande nicht unbekannt. Wie früher in Bologna, Pisa, Florenz, Genua, Turin, so hat er in der letzten Fastenzeit zu Rom in der Kirche San Carlo al Corso durch seine herrlichen Conferenzreden Tausende für die christliche Wahrheit begeistert und Großes unter den Römern gewirkt. Hier in Rom hatte auch der Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit, den Vorträgen des großen Redners ein paarmal beizuwohnen.

Den Gegenstand derselben bilden seltener die rein offenbarten, häufiger die zugleich philosophischen Religionswahrheiten. Von den vierzehn Vorträgen, welche uns die vorliegende deutsche Uebersetzung bietet, behandeln die fünf ersten das Dasein und die Eigenschaften Gottes, die Existenz, Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele. Das Beweismaterial entnimmt der Redner nicht sowohl der Offenbarung, als der Philosophie und Erfahrung. Seine Beweisführung ist gründlich, überzeugend und klar; die Eintheilung des Stoffes psychologisch und bei aller Einfachheit wohl überlegt. Auch die Beweise, welche der an philosophisches Denken nicht gewohnten Menge schwer faßbar sind, weiß der große Redner ihrem Verständnisse näher zu bringen. Weil der Begriff einer einfachen Substanz dem Zuhörer so ferne liegt, ist es so schwer, ihm in der nothwendig kurzen Zeit die Einfachheit der Seele zu zeigen, die nothwendige Prämisse des Hauptbeweises für ihre Unsterblichkeit; P. Augustinus weiß die Einfachheit der Seele aus der gleichsam vor die Augen geführten Einfachheit ihrer Thätigkeiten darzuthun. „Ihre Seele denkt. Nun der Gedanke und die Mittheilung des Gedankens sind wesentlich einfach. Es genügt, diesen Satz aufzustellen, um seine Wahrheit zu fühlen. Bis jetzt hat wenigstens noch niemand ein Maß entdeckt, um daran die Gedanken zu berechnen. Wer könnte den zehnten Theil einer Behauptung messen? den fünfhundertsten einer Wahrnehmung? das Mehr oder Weniger eines Willensactes? Gut denn, wie kann dieses Product, welches wesentlich einfach ist, aus irgend etwas Zusammengesetztem hervorgehen?" (I. S. 46 f.) Den Materialisten, welche sagen, sie hätten die Seele gesucht, ohne sie zu finden, antwortet der Redner: „Wo habt ihr sie gesucht? In einem anatomischen Laboratorium, in einem zerschnittenen Leichnam! Da liegt der Fehler ... Nein, im lebendigen Leibe mögen sie die Seele suchen ... Ein gelehrter Physiologe, welcher seinen kleinen Schülern verständlich machen wollte, daß sie eine Seele und einen Körper hätten, trat eines Tages in das Zimmer, wo sie ihn erwarteten, wandte sich an einen Schüler, schlug ihn und wies ihm die Thüre. Das Kind weinte und ging fort. Er wandte sich dann an einen andern Schüler, reichte ihm

einen Brief und schickte auch ihn hinaus. Das Kind schrie und ging ebenfalls weg. Als der Unterricht begann, fragte der Lehrer die anderen Kinder, warum das erste Kind geweint habe, und sie antworteten, weil es geschlagen worden, weil ihm gedroht wurde. Er fragte sie weiter, warum das zweite Kind geschrieen habe, und niemand konnte ihm antworten. Er sagte darauf, weil dieses auch einen Schlag empfangen, aber einen moralischen, keinen körperlichen Schlag; jener Brief brachte ihm nämlich die Nachricht vom Tode seiner Mutter. Nun verstanden die Kinder, daß in ihrem Innern etwas viel Edleres sei, als ein bloß körperliches Wesen" (I. S. 44).

Die Sprache des Redners ist edel, die Bilder und Vergleiche gerade nicht großartig, aber schön, und geeignet, den geistigen Gedanken dem leiblichen Auge vorzuführen. Erzählungen versteht er zur Erläuterung gewandt einzufügen. Er vergleicht nach der heiligen Schrift die Tage des Menschen mit denen eines Arbeiters, „welcher am Abende kaum ein wenig mit dem Schweiße seines Angesichtes benetztes Brod zu essen hat". „Von der Wiege bis zum Grabe ist das Leben ein kurzer Pfad, besetzt mit dunklen Cypressen, besäet mit Dornen, benetzt mit Thränen." Was kann den Erdenpilger in seinem Leiden trösten? Die Philosophie, die Wissenschaft? „Aber die Philosophie und die Wissenschaft sind kalt angesichts des Schmerzes; sie haben große Worte, hochtrabende Phrasen; aber alles dies läßt das Herz öde und krank. Nein, laßt mich lieber einsam weinen, als Trost suchen in diesen leeren Systemen. Wo verbirgt sich denn dieses himmlische Paradies und der Tröster der Weinenden? In der Religion Jesu Christi. Sie allein besitzt das Geheimniß, unsere Schmerzen zu mäßigen, unsere Wunden zu heilen, unsere Leiden zu lindern, weil sie allein, uns den Himmel zeigend, es verstanden hat, aus der Hoffnung eine Tugend zu machen." „Friede auf der Stirne, Heiterkeit im Blicke, ein Lächeln auf den Lippen erscheint die Hoffnung, diese schöne Himmelstochter, und setzt sich neben den armen Geplagten; und wie jene heroische Mutter, welche dem jüngsten ihrer Söhne Muth einflößte, ermuntert sie ihn, seine in Thränen gebadeten Augen hinauf zu richten, ermuthigt sie ihn durch die Erinnerung an den verheißenen Lohn und spricht zu ihm: Muth! Deine Brüder sind schon zur Herrlichkeit gelangt. Sie schauen auf dich, sie rufen dir zu, sie erwarten dich. Gar bald wirst du hingehen, dich mit ihnen zu vereinigen und mit ihnen zu herrschen ..." Indem der Redner dann von den Ungläubigen spricht, welche dem Menschen die Hoffnung nehmen wollen, sagt er, daß ihr Vorgehen selbst dann als eine barbarische Grausamkeit bezeichnet werden müßte, wenn die Hoffnung weiter nichts wäre, als eine Illusion. „Ein junger Gefangener machte, um seine traurige Lage etwas zu versüßen, eine kleine Spinne zu seinem Lieblinge; jeden Tag besuchte sie ihn; er gab ihr Speise, freute sich, sie kommen zu sehen, erwartete sie mit Ungeduld und war ihr gleichsam ein Freund. Eines Tages bemerkte es der Kerkermeister, und er zertrat die kleine Spinne mit seinem Fuße. Armer Silvio, armer Silvio! Auch diesen geringen Trost mißgönnt dir dieser brutale Mensch. Meine Herren! eine Spinne ist etwas Geringes, ist ein Nichts; aber diese That richtete Uebles an, und jeder, der von ihr liest oder hört,

sagt: Welch ein Barbar mußte dieser Mensch sein! Aber dem Volke, aber dem Leidenden die Hoffnung des Himmels nehmen, heißt dem Menschen das letzte Stücklein Brod nehmen, dem Schiffbrüchigen die letzte Rettungsplanke nehmen, heißt ihn in den Abgrund der Verzweiflung hineinstoßen, ähnlich, wie wenn jemand denjenigen, der, in einen Fluß gestürzt, dem Ertrinken nahe, sich an einem einzigen Zweige festklammerte, zurückstieße; das heißt ihm zurufen: leide Hunger, Durst, Kälte; später wirst du ein Nichts besitzen. — Barbarei!" (II. S. 345 f.)

Der Vortrag des Redners ist recht lebendig, aber durchaus natürlich. Einem Italiener ist ein Vortrag ganz natürlich, dessen Lebhaftigkeit bei dem Deutschen schon das Maß etwas überschreiten würde. Dem P. Agostino stand es recht gut an, während des Vortrags von einer Ecke der balkonförmigen Kanzel auf die andere zu laufen, oder mit großer Lebhaftigkeit eine Reihe von Fragen an das auf der Kanzel befindliche Crucifix zu richten, um von dem Gekreuzigten eine stillschweigende Bestätigung der von ihm gepredigten Wahrheiten zu erhalten. Der Hauptvorzug seiner Vorträge war die Klarheit seiner Darstellung und die Ueberzeugung, mit welcher er vortrug. Die Ueberzeugung von der Wahrheit, die er vorlegte, überwand im Zuhörer jeden Zweifel, und die Klarheit, mit welcher er seinen Gegenstand erfaßte, schien sich den Zuhörern mitzutheilen.

Die Wahl des Stoffes dürfte vielleicht mancher nicht billigen. Wäre es nicht besser, zumal in der Fastenzeit, in einer katholischen Stadt, ja in der Hauptstadt des Christenthums, eher jene Wahrheiten zum Gegenstande der Predigten zu nehmen, welche unmittelbar auf eine Bekehrung von der Sünde dringen, oder die Mittel bezeichnen, welche zur Bekehrung angewandt werden müssen? Wir glauben aber, daß P. Agostino seinen Stoff gut gewählt hat. Freilich wäre es auch uns lieb gewesen, wenn er, der sein Auditorium ganz beherrschte, auch einmal eine Predigt von der Hölle, dem Gerichte, dem Tode gehalten. Im ganzen und großen aber war sein Gegenstand gut gewählt. Eine finstere Macht arbeitet in Rom an der Demoralisirung des Volkes und an der Untergrabung seines Glaubens; zahlreiche Mittel stehen ihr zur Verfügung, und eine schrankenlose Freiheit ist ihr gewährt; auf den Kathedern der Universität wird die christkatholische Wahrheit, und selbst ihre philosophische Voraussetzung als ein überwundener Standpunkt ausgegeben, und neuestens sahen wir Vertreter des Unglaubens aller Nationen zur Verherrlichung eines Apostaten in Rom sich versammeln. Es war also durchaus zeitgemäß, daß ein Redner wie Agostino vor einer Zuhörerschaar, in welcher alle Klassen der Bevölkerung Roms vertreten waren, die Fundamentalwahrheiten der christlichen Glaubenslehre darlegte und sie mit der ihm eigenen Klarheit und Ueberzeugung auch philosophisch begründete; daß er auf die Hohlheit der gegen sie mit solcher Zuversicht ins Feld geführten Phrasen, auf die Widersprüche, in welche sich ihre Gegner verwickeln, und auf die Gefahren, welche sie selbst über die irdische Wohlfahrt heraufbeschwören, aufmerksam machte und so ihren Einfluß wenigstens verminderte und in den Bewohnern der ewigen Stadt die Begeisterung und Liebe für die christliche Religion von neuem anfachte.

Wenn man sich nun aus den beiden vorliegenden Schriften einen Begriff von P. Agostino's Beredsamkeit verschaffen will, so ist wohl im Auge zu behalten, daß eine Rede und eine geschriebene Rede ganz verschiedene Dinge sind. Eine Rede wird nicht gemacht für Leser, sondern für Zuhörer. Der geschriebenen fehlt nichts weniger, als die, wenigstens als eine Hauptsache: der Vortrag; und es fehlt ihr um so mehr, je mehr der Redner sich gerade durch den Vortrag auszeichnet. — In der Regel sind auch diejenigen, welche in der Kirche Predigten zu Papier bringen, sehr unzuverlässig und häufig nicht einmal im Stande, das Gesagte richtig aufzufassen. Wir stießen bei der Lectüre der vorliegenden Predigten auf den einen oder den andern Gedanken, welchen P. Agostino schwerlich als sein Geisteskind anerkennen dürfte. — Ueberhaupt können wir das Aufzeichnen der Predigten zur Veröffentlichung derselben nicht billigen. Jedenfalls soll ohne Erlaubniß des Predigers sein Geisteserzeugniß nicht veröffentlicht werden, und wenn Predigten überhaupt herausgegeben werden, so geschieht dies am besten durch den Prediger selbst. Dann tritt er selbst für die Richtigkeit des Geschriebenen ein und kann für den neuen Zweck der Vorträge auch manches ändern.

Die italienische Schrift enthält in dem Theile, der uns vorliegt, von den zweiunddreißig von Agostino zu Rom gehaltenen Reden die letzten zwölf, also auch die letzte mit den rührenden Abschiedsworten und der großartigen Segensformel, in welcher eine Stelle einigen Anstoß erregt hat. Zwei vorhergehende Fascikel, welche mit dem vorliegenden etwa fünfhundert Seiten umfassen, enthalten die übrigen zwanzig Reden. Sie sind in der Kirche stenographirt worden, und die Fascikel sind weiter nichts als eine Zusammenstellung der losen Blätter, welche, die einzelnen Predigten enthaltend, stets bald nach der Predigt auf den Straßen Roms mit großem Lärm feilgeboten wurden. Auf dem Umschlage ist das Bildniß des Redners, zwischen den Predigten finden sich manche Einschiebsel: Zeitungsnachrichten über dieselben und Holzschnitte, welche zu ihrer Illustration dienen sollen. Die äußere Ausstattung ist sehr mangelhaft. Wenn ich aber nach einer Predigt, der ich selbst beigewohnt habe, ein Urtheil über die Genauigkeit der Aufzeichnung geben darf, so kann dies nur ein sehr günstiges sein. Ich finde, so weit ich mich erinnern kann, die Rede über die Hoffnung recht genau reproducirt.

Die deutsche Bearbeitung enthält außer der Einleitungspredigt vierzehn Conferenzen. Die Uebersetzung ist recht gut. Freilich wenn ich den mir vorliegenden italienischen Text mit dem deutschen vergleiche, so finde ich, daß die deutsche Ausgabe nicht immer genau genug den Worten des Urtextes entspricht. Bei jenen Künsten, deren Mittel das Wort ist, muß auf jedes Wort geachtet werden, und bei Reproduction ihrer Schöpfungen darf man nie unnöthigerweise den Wortlaut verlassen. Meistens wird dies dem Kunstwerke schaden. Doch bestreiten wir dem Uebersetzer sein Verdienst nicht: im ganzen ist die Uebersetzung treu, die Sprache edel, der Bilderschmuck geschmackvoll, und in echt deutschem Gewande treten die Vorträge des großen Franziskaners vor die deutsche Leserwelt, machen uns mit einigen seiner Hauptvorzüge bekannt, sind eine willkommene Lectüre über die wichtigsten, die Menschheit so

tief bewegenden Fragen und erleichtern dem Prediger, welcher dieselben behandeln will, seine schwere Aufgabe, indem sie ihm treffliche Beweise und Erklärungen bieten, neue Gedanken anregen und Muster vorführen für die Behandlung so schwieriger Gegenstände.. Th. Granderath S. J.

Records of the English Catholics of 1715. Compiled wholly from original documents. Edited by **John Orlebar Payne M. A.** XVI and 182 p. 8°. London, Burns & Oates, 1889.

Old English Catholic Missions. By **John Orlebar Payne M. A.** XXV and 122 p. 8°. London, Burns & Oates, 1889.

Höchst interessantes Actenmaterial zur Geschichte der englischen Katholiken im 17. und 18. Jahrhundert, indes bloß kritisch zusammengestellt, nicht bearbeitet, noch für den gewöhnlichen Leser mit den nöthigen Einleitungen und Erklärungen versehen. Wer aber die reichhaltigen Publicationen des P. John Morris und des Fr. Foley kennt, wird in diesen zwei prächtig ausgestatteten Bänden eine Fülle von ergänzenden Notizen finden, von welchen manche allerdings specialistischer, biographischer und genealogischer Natur sind, andere aber durchaus allgemeinen Werth besitzen und die bedeutsamsten Streiflichter auf diese Periode englischer Kirchengeschichte werfen. Sie bezeugen in der klarsten und unwiderleglichsten Weise, mit welchem Haß, mit welcher Strenge und mit wie unwürdigen Mitteln der englische Protestantismus seinen Vernichtungskampf gegen die katholische Kirche noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fortgesetzt hat. Andererseits zeichnen sie, allerdings sehr lakonisch, vollkommen sachlich, den Muth, die Standhaftigkeit und den Glaubenseifer zahlreicher Priester und Laien, welche der erdrückendsten Zwangsgesetzgebung Trotz geboten und das katholische Leben an vielen Punkten Englands aufrecht erhalten haben.

Der erste Band gibt, nach Ortschaften geordnet, eine stattliche Anzahl sicherer biographischer Daten über Katholiken, die am Beginn des 18. Jahrhunderts noch ihren Glauben bewahrt hatten, dann eine Menge Notizen über Confiscationen, welche um diese Zeit an treuen Katholiken verübt wurden; der zweite Band (hauptsächlich auf Pfarrbüchern beruhend, welche 1840 in die Archive zu Somerset House eingeliefert wurden) bietet meist sehr kurze Nachrichten über 78 verschiedene katholische Missionsposten in England.

Noch am 23. August 1767 wurde Joh. B. Malony, bloß weil er katholischer Priester (a Papist priest) war, zu lebenslänglicher Einkerkerung verurtheilt, vier Jahre wirklich gefangen gehalten und dann für Lebenszeit verbannt. Noch die Mutter des berühmten Historikers Lingard (die am 5. August 1824 im Alter von 92 Jahren starb) erinnerte sich, wie ihre Familie bei Nacht in einem Wägelchen ausfahren mußte, um Messe zu hören, und der Priester in einem runden Kittel (a round frock) zu der Kapelle kam, um als „ein armer Mann" unerkannt zu bleiben. So ging es noch im Zeitalter der Aufklärung zu. Dennoch gab es im Jahre 1793 in und um London schon 18 Kapellen. Aller Strafgesetze ungeachtet, wurde noch katholisch getraut, getauft, beerdigt; die ausgeraubten Katholiken brachten noch Geld auf, um

fromme Vermächtnisse und Stiftungen zu machen; immer traten noch Jünglinge und Mädchen in religiöse Orden ein; Benediktiner, Dominikaner und Jesuiten arbeiteten an verschiedenen Orten als Seelsorger; wenn auch nicht in großer Zahl traten fast beständig da und dort Protestanten in die Kirche zurück. Das Pfarrbuch von St. Georg zu Worcester (Old Engl. Cath. Missions p. 99. 100) zählt von 1686—1712 nicht weniger als 29 Conversionen auf, von 1721—1746 beinahe jedes Jahr zwei Conversionen. Um das zu würdigen, muß man sich aber die ganze damalige Gesetzgebung vergegenwärtigen und auch die traurigen Fälle nachlesen, wo Katholiken sich nicht nur zum Abfall verleiten ließen, sondern auch zu Angebern wurden, um sich aus der Confiscation ihrer einstigen Brüder ihren elenden Judaslohn zu verdienen. Diese traurigen Züge tragen nur dazu bei, die Treue der übrigen Katholiken in ihrem vollen Werthe zu zeigen. Die Pfarrbücher, welche dem Forscher zu Gebote standen, erschöpfen übrigens bei weitem nicht das ganze Missionsgebiet, und ehe eine deutsche Bearbeitung des Materials unternommen wird, dürfte es sich empfehlen, erst noch weitere Quellenpublicationen abzuwarten, obwohl der kritischen Sorgfalt und dem Fleiße des Herrn Payne die größte Anerkennung gebührt. A. Baumgartner S. J.

1. **Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1889.** Herausgegeben von **Joseph Kürschner.** Elfter Jahrgang. XXXIV u. 583 S. 12°. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1889. Preis: geb. *M.* 6.
2. **Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch** des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von **Joseph Kürschner.** Mit Porträts. VI u. 617 S. 8°. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1889. Preis: geb. *M.* 6.50.
3. **Kürschners Quart-Lexikon.** Ein Buch für Jedermann. Mit 1460 Illustrationen. 992 S. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1889. Preis: geb. *M.* 10.

Auf dem Gebiete der populären Lexikographie hat gegenwärtig in Deutschland wohl kein Name einen bessern Klang, als der des Herrn Professor Joseph Kürschner. Und dieser Ruf ist ein durchaus wohlbegründeter. Professor Kürschner bewegt sich für gewöhnlich nicht in ausgetretenen Geleisen. Freilich verschmäht er keineswegs die Erfahrungen, welche auf diesem gerade in der Neuzeit hochentwickelten Gebiete bereits vorliegen; mit kundigem Blick wählt er hier das Beste aus, um es seinen Zwecken dienstbar zu machen. Allein das genügt ihm nicht. Jedes neue Werk, das aus Kürschners Hand hervorgeht, weist auch wirklich neue Gedanken der Technik auf. Dieselben sind nicht selten so originell, daß man auf den ersten Blick stutzig werden kann; jedoch in den meisten Fällen überzeugt man sich rasch, daß die neuen Maßnahmen einen wirklichen, höchst praktischen Fortschritt bedeuten.

1. Der „Litteratur-Kalender" hat sich bereits seit einer Reihe von Jahren einer großen Beliebtheit zu erfreuen. Da in diesen Blättern desselben zum erstenmale Erwähnung geschieht, sind einige Bemerkungen über seinen Inhalt

und seine Einrichtung wohl am Platze. Die erste, weitaus kürzere der zwei Abtheilungen enthält die neuen Gesetze und Conventionen des jeweilig verflossenen Jahres, welche auf die literarischen Rechtsverhältnisse Bezug haben, sowie eine Reihe von Mittheilungen über literarische Vereine und Stiftungen und endlich eine literarische Chronik (Nekrologie, Ernennungen und Auszeichnungen, Statistisches). Der Hauptwerth des Kalenders liegt aber in der zweiten Abtheilung, und hier hinwiederum ist es das Adressenverzeichniß der deutschen Schriftsteller, welches auch räumlich so sehr hervortritt, daß es für sich allein 560 enggedruckte Seiten in Anspruch nimmt, während die übrigen Verzeichnisse (Agenturen, Zeitschriften, Zeitungen, Zeitungscorrespondenzen u. s. w.) zusammen nicht 20 Seiten beanspruchen.

Das alphabetisch geordnete Adressenverzeichniß, das seit einer Reihe von Jahren stetig an Umfang zunahm und schon im vorigen Jahrgang ungefähr 16 000 Namen aufwies, hat auch dieses Jahr wiederum nach der Versicherung des Herausgebers eine große Vermehrung erfahren. Mancher Leser fragt vielleicht erstaunt: Aber besitzt denn Deutschland überhaupt eine so große Anzahl von Schriftstellern? Nun, das Lexikon führt sie thatsächlich mit Namen auf. Aber ist ein solcher Heerbann von Schriftstellern für die allgemeine Wohlfahrt Deutschlands auch wirklich vonnöthen? fragt man vielleicht weiter. Darauf antwortet der Herausgeber mit gutem Humor auf dem Titel, wo er bereits zum zweitenmale als Motto die Worte Lichtenbergs abdrucken läßt: „Es sind zuverlässig in Deutschland mehr Schriftsteller, als alle vier Welttheile zu ihrer Wohlfahrt überhaupt nöthig haben." Allein die Thatsache liegt einmal vor, und so muß man die durch das Lexikon gebotene Möglichkeit, sich gegebenen Falls über den einzelnen rasch und ausreichend zu orientiren, um so höher anschlagen. Bei einem jeden Schriftsteller, über den sich die nöthige Auskunft gewinnen ließ, finden sich die folgenden Angaben: Name (eventuell auch das Pseudonym), Hauptgebiet der literarischen Thätigkeit, Stand und Titel, Wohnungsadresse, Geburtsdatum, chronologisch geordnetes Verzeichniß der verfaßten Bücher. Mit wie unsäglicher Mühe das Einziehen all dieser Angaben verbunden ist, leuchtet sofort ein, wenn man nur bedenkt, daß der Herausgeber, um eine möglichst große Correctheit und Zuverlässigkeit zu erzielen, jedes Jahr an jeden einzelnen der Schriftsteller ein Formular zum Ausfüllen, bezw. einen Correcturabzug gelangen läßt. Und welche Plackereien dabei unterlaufen, kann man im Vorwort des neuesten Jahrganges nachlesen. Doch der Herausgeber möge sich trösten. Jeder billig denkende Beurtheiler wird anerkennen müssen, daß wir jetzt im „Litteratur-Kalender" ein Nachschlagebuch ersten Ranges besitzen. Dasselbe ist vielen längst unentbehrlich geworden, wie es allen, die sich mit der modernen Literatur und der Presse etwas eingehender beschäftigen, in zahlreichen Fällen als höchst erwünschter Auskunftgeber die besten Dienste leistet. Es verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, daß auch die katholischen Autoren durch eine große Zahl von Namen vertreten sind. Eine anerkennenswerthe Rücksichtnahme auf die Katholiken zeichnet überhaupt die lexikographischen Arbeiten Kürschners aus.

2. Das „Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch" liegt jetzt zum zweitenmale in einer sehr zweckmäßigen Umgestaltung vor. Von der Reichhaltigkeit seines Inhalts kann man sich kaum einen Begriff machen. Wir begnügen uns, auf folgende Punkte hinzuweisen, die mit allem nur wünschenswerthen Detail und dabei in der gedrängtesten und knappsten Form unter alphabetisch geordneten Stichworten zur Behandlung kommen: Heer und Marine; sämmtliche Behörden des Deutschen Reichs; die deutschen Schutzgebiete mit ihren Beamten; Zusammenstellungen von Schulen und anderen Anstalten, wie agriculturtechnische Versuchsstationen, Akademien, Bergschulen, Kadettenhäuser, Kunstschulen und Kunstakademien, Museen, Sachverständigen-Vereine, Sternwarten, Universitäten u. s. w.; die einzelnen 26 Staaten mit Angaben über Bevölkerung, Verfassung, Religionsvertheilung, Finanzen, Landesvertretung, Auswanderung, Eisenbahnen, Viehstand u. s. w.; die preußischen Provinzen mit zahlreichen statistischen Angaben; sämmtliche Oberlandesgerichte, Landgerichte und Amtsgerichte mit ihren Beamten u. s. w.; die deutschen Botschaften, Gesandtschaften, Ministerresidenturen und Konsularbeamten; die einzelnen Städte des Deutschen Reiches mit Angaben über Gründungsjahr, Staatsbehörden, Einwohnerzahl, Zahl der Protestanten, Katholiken, Juden, Geburten, Sterbefälle, Zuzug, Ehen, städtische Behörden, Einnahmen, Ausgaben, Schulden, Vermögen, Banken, Eisenbahnen, Geistliche, Krankenhäuser, Militär, Post und Telegraph, Schulen, Versicherungsanstalten. Im neuesten Jahrgange haben auch die Bisthümer der katholischen Kirche in Deutschland Aufnahme gefunden mit den Namen der Bischöfe, Pröpste, Dekane, Domkapitulare, sowie mit Angabe der Diöcesan-Anstalten, der Zahl der Welt- und Ordensgeistlichen und der Namen der Dekanate.

Die Zusammenstellungen beruhen zum großen Theile auf authentischen Mittheilungen. Der Herausgeber hat keine Mühe gespart, um ein möglichst ausgiebiges und zugleich zuverlässiges Material von allen betheiligten Seiten sich direct zu verschaffen. Was das heißen will, möge man aus der vom Herausgeber mitgetheilten Thatsache ermessen, daß wohl an 10 000 Zuschriften in Angelegenheiten des Staatshandbuches erlassen worden sind. Es ist im Buche, um möglichst viel Stoff unterzubringen, zwar ein ausgedehnter Gebrauch von Kleindruck und ein noch größerer von Abkürzungen bei den ständig wiederkehrenden Worten gemacht; allein wir fürchten keinen Widerspruch, wenn wir behaupten, daß der Gebrauch des Buches dadurch nicht in nennenswerther Weise erschwert wird. Sechzehn gut ausgeführte Porträts (darunter die von Erzbischof Dinder und Bischof von Hefele) zieren das einfach, aber geschmackvoll ausgestattete Buch.

3. Das „Quart-Lexikon" dürfen wir wohl als einen Triumph lexikographischer Technik bezeichnen. Die Wahl der Stichworte dieses Conversationslexikons ist vorzüglich; nicht nur ist der Stoff in eine möglichst große Anzahl von Stichworten zerlegt, sondern der Herausgeber ließ sich auch von dem praktisch durchaus richtigen Grundsatz leiten, daß in erster Linie stets die Suchewahrscheinlichkeit maßgebend sein müsse. Ueber das eigenartige Format heißt es in der Vorrede: „Ich wählte das originelle und für den vorliegenden

Zweck neue Format, um das Buch, das bei zweispaltigem Satz den halbmal größern Umfang gewonnen hätte, handlicher zu machen, aber zugleich auch um die Mühe des Blätterns zu verringern, da die Wahrscheinlichkeit des Findens auf sechs Spalten naturgemäß weit größer ist, als auf vier. Indem ich dabei nicht zu voller Lexikon-Octav-Höhe ging, bot ich dem Auge eine Erleichterung, das nun die Seite auch in der Höhe leichter überblickt." Die zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen sind nicht auf Prunk, sondern einzig auf Erleichterung des Verständnisses berechnet. Wenn es auch großentheils nur Skizzen sind, und wenn wir auch die Auswahl nicht gerade vollkommen billigen, so erreichen sie doch im großen Ganzen vollkommen ihren Zweck: sie ergänzen in höchst wirksamer Weise den Text. Die Kürze des Ausdrucks dürfte kaum zu überbieten sein; was sich mit einem Worte sagen läßt, dafür sind gewiß nicht zwei, geschweige denn mehr Worte gebraucht. Die Zahl der Abkürzungen, sei es durch Buchstaben oder durch bildliche Zeichen, ist, wie in allen lexikographischen Arbeiten Kürschners, nicht unbedeutend, ja sie könnte sogar übergroß erscheinen. Allein, wie man beim Gebrauche des Buches bald wahrnimmt, sind alle Verkürzungszeichen so gewählt, daß sie zum größten Theile auch ohne die Erklärungstabelle sofort verstanden, jedenfalls aber, kennt man sie einmal, sehr leicht im Gedächtnisse behalten werden. Unläugbar erwächst aus der Anwendung dieser Zeichen dem Buche eine ungemein große Raumersparniß und eine dementsprechende Ermäßigung des Preises. Ein weiterer Vorzug des Lexikons besteht darin, daß bei fremdsprachlichen Worten auch die Aussprache angemerkt ist.

Die im ganzen anerkennenswerthe Zuverlässigkeit der Angaben wurde dadurch erzielt, daß vom Herausgeber die einzelnen Gebiete guten Kräften anvertraut wurden. Eine Ausnahme müssen wir hier allerdings verzeichnen. Der Mitarbeiter für Philosophie und Theologie läßt wiederholt einen religiösen und wissenschaftlichen Standpunkt zur Geltung gelangen, den wir nicht billigen können. Wir bedauern das um so mehr, als der Herausgeber selbst in hohem Grade bemüht ist, alles für den Katholiken Anstößige aus seinem Buche fern zu halten, wofür wir zahlreiche Artikel als Beispiele anführen könnten. Auch in den von uns zu beanstandenden Artikeln tritt keineswegs irgend eine Gehässigkeit zu Tage; aber es bestätigt sich da einmal wieder, wie ungemein schwer es ist, der Denkweise anderer, zumal auf religiösem Gebiete, in allem gerecht zu werden. Es ist ja wahr, der Katholik findet seine Belehrung über religiöse Wahrheiten in seinem Katechismus, er sucht sie nicht in einem Konversationslexikon; trotzdem ist es unser dringender Wunsch, daß bei einer neuen Auflage, die hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen wird, die betreffenden Artikel gründlich revidirt werden.

Im übrigen, wir wiederholen es, ist das Quart-Lexikon eine Musterleistung der Lexikographie. Die Anschaffung wird durch den trotz der eleganten Ausstattung sehr niedrig angesetzten Preis erleichtert.

Aug. Langhorst S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Was will der katholische Schulverein? Eine brennende Frage der Gegenwart, beantwortet von Anton Steiner, Pfarrer in Achau. 31 S. 8°. Wien, Verlag des kath. Schulvereins, 1889. Preis: 20 *Pf.*

Katholische Schulen, katholische Erziehung in den Schulen steht augenblicklich noch als erste Forderung auf der Beschwerdenliste der Katholiken Oesterreichs. Der „Katholische Schulverein" ist eine der Hauptmächte dieser Bewegung. Vorliegendes Schriftchen sucht für ihn Propaganda zu machen. Voll Humor, aber auch im tiefsten Ernste richtet es sich an das katholische Volk, in gut österreichischer Sprache; es zeichnet trefflich die Aufgabe des Vereins und die Nothwendigkeit jedes wahren Katholiken, nach Kräften für die heilige Sache religiöser Jugenderziehung einzutreten. Wir wünschten das Büchlein in den Händen aller Katholiken Oesterreichs. Aber auch anderswo wird es mit Nutzen und Interesse gelesen.

Die heilige Firmung, das Sacrament des Heiligen Geistes. In dogmatischer, historischer und liturgischer Beziehung für den praktischen Seelsorger dargestellt von Dr. Max Heimbucher, Vikar am Kgl. Hof- und Collegiatstift St. Cajetan und Privatdocent an der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. VIII u. 328 S. 8°. Augsburg, Lit. Institut von Dr. Max Huttler, 1889. Preis: *M.* 4.

Dem Titel gemäß bietet das Werk zunächst eine theologisch-kritische Behandlung der heiligen Firmung. Der sacramentale Charakter, Materie und Form, Spender und Empfänger, Ceremonien und Wirkung, dies alles kommt mit Aufwand großer Erudition zur Sprache. Zumal wird Tradition und Liturgie ausgiebig herangezogen. Zur praktischen Verwerthung wird der herrschende Ritus für die heilige Firmung in einem eigenen Abschnitt ausführlich dargelegt. In diesem umfangreichsten aller Abschnitte, „Ritus der heiligen Firmung", gibt jedoch der Verfasser auch noch — was der Titel nicht besagt — sehr geeignete pastorelle Winke sowohl bezüglich der Firmpathen, als auch betreffs Vorkehr gegen eine nicht immer fernliegende Gefahr, den Firmtag selbst durch Ausschreitungen entweiht zu sehen. — In den kritisch-theologischen Entscheidungen können wir dem hochw. Hrn. Verfasser nicht immer beistimmen. Im Gegensatz zu ihm glauben wir annehmen zu müssen: die Nicht-Wesentlichkeit der allgemeinen Handausstreckung zu Beginn der Firmungsceremonien sei mit Bezugnahme nicht nur auf Benedicts XIV. De synodo dioecesana, sondern auch auf dessen Encyklika Ex quo primum praktisch hinlänglich gewiß; nicht ganz gewiß sei die Nicht-Wesentlichkeit der förmlichen Anrufung der drei göttlichen Personen der hochheiligen Dreifaltigkeit; ferner kann die Nothwendigkeit (bischöflich) consecrirten Chrisams, und für den Fall, daß ein Priester außergewöhnlicher Spender des Sacramentes ist, die Nothwendigkeit der Delegation desselben schwerlich mehr ein controvertirter Punkt genannt werden. Für nähere Begründung dieser Sätze verweisen wir auf Lehmkuhl, Theologia moralis II. n. 93 sqq. — Uebrigens bekundet das ganze Werk durchgehends sowohl des Verfassers gründliches Wissen, als auch dessen hohen priesterlichen Seeleneifer.

Wegweiser in die marianische Literatur, zunächst für Maivorträge und Vereinsansprachen. Von P. G. Kolb S. J. 224 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 2.

Der Verfasser hat seine acht Artikel, worin er 1886 und 1887 in der Linzer Quartalschrift über Marienliteratur handelte, hier erweitert zu einem Nachschlagebuch über die deutschen, Maria betreffenden Bücher der vier letzten Jahrzehnte, ohne jedoch in andern Sprachen geschriebene Bücher grundsätzlich auszuschließen. Sein vorzüglichster Zweck war, denjenigen Priestern ein Hilfsmittel zu bieten, welche im Maimonate oder in Vereinen öfter zum Lobe der Gottesmutter zu reden haben und sich darum zur Vorbereitung nach neuen und fesselnden Stoffen und Gedanken umsehen möchten. Eine große Zahl Bücher — kein bedeutenderes dürfte fehlen — ist in einer durchaus zweckentsprechenden Weise besprochen und beurtheilt, wobei öfters die Kritiken der Linzer Quartalschrift, für die ja jene acht Artikel geschrieben waren, des Literarischen Handweisers und der Literarischen Rundschau verwerthet sind. Den Cyklus von Marienpredigten, welche sich an einunddreißig zu Maria in Beziehung gesetzte Blumen anschließt, hätten wir wohl am liebsten vermißt, zumal auch der Verfasser selbst auf die Gefahren solcher Stoffe hinweist, worin mehr Phantasie und Gefühl, als Verstand und Wille beeinflußt werden. — Wie schwer es war, eine so große Anzahl von Büchern in treffender Weise zu charakterisiren, dafür bieten zwei in geachteten Blättern veröffentlichte Besprechungen eines Buches klare Belege. Die erstere sagt: „Die Vermengung von phantastischen mit mystischen Gedanken, von geistlosen und geistreichen Einfällen, rohen und sentimental süßlichen Schilderungen läßt diese Predigten nur als homiletische Verirrung bezeichnen." Trotzdem meint ein Recensent eines andern Blattes, dieselben Predigten seien ein „herrlicher Hymnus, als Prachtrose gegenüber dem einfachen klaren Fensterglas des evangelischen Berichtes". Kolb schreibt: Dies Predigtwerk „kann nicht als Muster zu Vorträgen empfohlen werden". So geht er in ruhiger Haltung, mit sicherem theologisch-homiletischem Blick durch die weitschichtige, übersichtlich geordnete marianische Literatur und verdient, daß man ihm als erfahrenen Wegweiser vertrauensvoll folge.

Die feierliche Einweihung einer Kirche, Friedhof- und Glockenweihe in ihren Gebeten und Ceremonien, nebst Meß- und Vesperandacht. Von P. Leopold Studerus, Ceremoniar im Benediktinerstift Maria-Einsiedeln. Mit 28 Illustrationen. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Chur. 126 S. 16°. Einsiedeln, Benziger & Comp., 1889. Preis: cart. *M.* 1.20.

So sehr die Kirche es sich angelegen sein läßt, durch Anwendung einer todten Sprache die Feier der liturgischen Handlungen der Veränderlichkeit zu entziehen und ihre Würde zu erhöhen, so sehr ist sie stets darauf bedacht gewesen, durch passende Unterweisung die Gläubigen in den tiefen Sinn der liturgischen Feier einzuführen. Für manche Fälle ist eine volksthümliche Ausgabe von Uebersetzungen einzelner liturgischer Stücke für diesen Zweck von hohem Werthe. Zu dieser Klasse rechnen wir obiges Büchlein. Es gibt kaum eine erhebendere Feier, als die feierliche Einweihung einer Kirche. Mit großem Nutzen liest jeder katholische Christ die feierlichen Gebete, welche bei dieser hochwichtigen Weihe der Bischof in so verschiedenartiger Weise zu Gott emporsendet; es bringt ihm das alles die Heiligkeit eines katholischen Tempels so recht zum Bewußtsein. Wer daher je einer solchen Feier beizuwohnen das Glück haben wird, dem darf sehr wohl obiges Büchlein empfohlen werden; es ist für die Theilnahme an einer

solchen Weihe wenigstens das, was dem Reisenden ein sogen. „Führer" ist zur Besichtigung der Denkwürdigkeiten der Stadt und des Landes, das er bereist. Die an sich sehr mäßig gehaltenen beigefügten Erklärungen ergänzen das Verständniß dessen, was den gewöhnlichen Christen durch die Gebete selber nicht hinlänglich aufgeklärt wird. — Der „Kirchweihe" schließt sich in gleicher Weise die Uebersetzung und Erläuterung der Friedhof- und Glockenweihe an, d. h. derjenigen liturgischen Handlungen von höherer Feierlichkeit, welche leichter in jeder katholischen Gemeinde sich ereignen können. Die vielen, recht gut ausgeführten Illustrationen, welche die einzelnen Theile der kirchlichen Weiheacte veranschaulichen, sind photographische Verkleinerungen der Kupferstiche des prächtigen Pariser Pontificale vom Jahre 1646.

Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bisthums Augsburg. Mit Beilagen: Monumenta liturgiae Augustanae. Von F. A. Hoeynk, Pfarrer in Kleinerdlingen. VIII u. 437 S. gr. 8°. Augsburg, Lit. Anstalt von Dr. M. Huttler, 1889. Preis: *M.* 8.

Eine empfehlende Anzeige dieses Werkes können wir nicht besser beginnen, als mit den Worten des hochw. Bischofs von Augsburg: „Der Herr Verfasser bietet eine Frucht reifer und gediegener Studien, welche als ein Stück Diöcesan-Kirchengeschichte eine bislang vorhandene Lücke ausfüllt und einen klaren Einblick in den Entwicklungsgang gewährt, welchen die Liturgie von ältester Zeit bis auf den heutigen Tag im Bisthum genommen hat." Der I. und der III. Theil bieten eigentlich nur den Rahmen zum II. Theil, der den wesentlichen Bestandtheil des Buches ausmacht; zu ihm gehören auch die Beilagen: Monumenta liturgiae Augustanae. Er stellt den Ritus vom 8.—17. Jahrhundert dar, den man mit dem Verfasser füglich den Römisch-Augsburgischen Ritus nennen kann; aus ihm müssen die Ueberbleibsel des ältern Ritus der Urperiode geschöpft und näher bestimmt werden; an ihn lehnt sich dann die in jüngerer Zeit erfolgte Einführung des „reformirten Römischen Ritus" an. — Für den ältesten Ritus der Augsburger Diöcese hält der Verfasser den Ambrosianischen. Er begnügt sich damit, dieses als wahrscheinlich hinzustellen, sowohl aus der kirchengeschichtlichen Entwicklung der Diöcese, als auch aus den nicht wenigen Anklängen an die Mailändische Liturgie, welche sich in den Augsburgischen liturgischen Büchern des Mittelalters nachweisen lassen. Die zweite Periode, welche der Verfasser mit der durch Pippin und Karl den Großen energisch betriebenen Einführung der Römischen Liturgie beginnen läßt, ist die Periode der Entwicklung eben dieser Römischen Liturgie auf dem Boden der verschiedenen Diöcesen und Länder. Es zeigt sich in derselben, wie anderswo, so auch hier ein frisches, kindlich gläubiges Leben, welches auch eigene Gefühle und Auffassungen mit dem Ueberkommenen vereinigen wollte. Bei aller Ehrfurcht und dem unabänderlichen Festhalten an den wesentlichen Ceremonien und der Grundform des Ganzen finden wir bei den unwesentlicheren Theilen der heiligen Messe, der Sacramentsspendung, des kirchlichen Stundengebetes und bei anderem öffentlichen Gottesdienste Erweiterungen und Umgestaltungen. Neben manchen Bereicherungen, welche Ausdruck wahrer Frömmigkeit waren und solcher wiederum Nahrung boten, fehlte es freilich auch nicht an Verunzierungen. — Daß trotz der durch den hl. Pius V. ausgesprochenen Berechtigung zur Beibehaltung des eigenen Diöcesan-Ritus es auch in Augsburg nach nicht gar langer Zeit zur Einführung des reformirten Römischen Ritus kam, ist leicht begreiflich. Daß aber das Andenken an den ältern Ritus und seine durch so viele Jahrhunderte sich hindurchziehende Entwicklung sich nicht verliere, ist Gegenstand sehr berechtigter Fürsorge: vorliegendes Werk trägt einen wesentlichen Theil dazu bei. — Für eine etwaige folgende Auflage möchten wir

nur einen Punkt bezeichnen, der wohl auf einem Mißverständniß beruht. S. 150 wird die Spendung der heiligen Oelung nach altem Ritus besprochen, nach welchem mehrere Priester je eine Salbung vornahmen. Diese Art der Spendung ist unzweifelhaft giltig. Wenn aber der hochw. Herr Verfasser dies damit zu begründen sucht, daß auch überhaupt eine einzige Salbung eines Priesters mit der zugehörigen Form zur Giltigkeit des Sacramentes genüge, so ist dies zwar sehr wahrscheinlich, doch nicht ganz unzweifelhaft. Daß einzelne Ritualien (nicht das Römische) in Nothfällen ein solches Verfahren angeben, ist ein Beweis für die unzweifelhafte Giltigkeit nicht; in Nothfällen kann oder muß auch eine zweifelhafte Spendung stattfinden. Im vorliegenden Fall möchte sich jedoch leicht eine sicherere Salbung aller Sinne unter Einer entsprechenden Form erzielen lassen; von einer bedingten Wiederholung oder Supplirung dürfte aber, wenn die Möglichkeit noch vorliegt, schwerlich Umgang genommen werden.

Kirchliche Streiflichter in bündlerische Winkel. Von W. von Bock. I. 64 S. 8°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1889. Preis: 75 *Pf.*

Von den katholischen Schriften, welche 1883 zur Beleuchtung des Lutherfestes erschienen sind, hat die kleine Lutherbiographie von Jakob Wohlgemuth den ganz besondern Grimm des Evangelischen Bundes und seiner Gleichgesinnten auf sich gezogen. Nach einem vollen Lustrum sind sie darüber nicht zur Ruhe gekommen. Noch am 28. October 1888 fühlte sich Herr Schlieben, Pastor bei St. Aegidi in Quedlinburg, bemüßigt, gelegentlich eines Luther-Abends gegen diesen sogen. Wohlgemuth zu Felde zu ziehen und ihn anzuklagen, er habe „die Eheschließung Dr. Martin Luthers, resp. ihn selbst in ganz schamloser Weise, mit den unflätigsten Ausdrücken und schmutzigsten Zoten geschmäht und verleumdet". Man kennt die Tactik dieser Herren Pastoren, welche dieselben Stellen Luthers, wenn sie dieselben in seinen Tischreden lesen, ganz echt deutsch und erbaulich finden, wenn dieselben aber von katholischen Schriftstellern zur Charakteristik Luthers verwandt werden, alsbald diesen zuschreiben und sie dann als „schamlos", „unflätig" und „schmutzig" perhorresciren. Man weiß auch, daß selbige Pastoren seit den Colloquien des 16. Jahrhunderts wie an einem theuern Erbstück an der Methode festhalten, aus irgend einer katholischen Schrift ein Textlein herauszunehmen und daran beharrlich herumzubeißen, die ganze übrige Schrift und mit ihr die Hauptsache durch einen rechten Lärm über das eine Textlein völlig zurückzudrängen, damit der „denkende Protestant" keine Zeit hat, daran zu denken. So alt diese advokatischen Kunststückchen sind, so nothwendig und verdienstvoll ist es, sie bei neuer Gelegenheit aufzudecken und zurückzuweisen. Das hat Herr von Bock in vorliegender Schrift meisterlich gethan. Scharf und schneidend weist er Herrn Schlieben nach, daß seine gegen Wohlgemuth erhobenen Klagen die reinste Spiegelfechterei sind, daß die incriminirten Stellen auf historischer Wahrheit beruhen oder aber von Herrn Schlieben selbst eigenhändig „zugestutzt" sind, um sie bekämpfen zu können, daß der Vorwurf von Zoten, schamloser Weise und unflätigen Ausdrücken auf Luther selbst zurückfällt, daß endlich Herr Schlieben auf ein paar Textlein herumreitet, um über $^4/_5$ der Schrift Wohlgemuths völlig zu ignoriren. Jeder wird aus dieser Vertheidigung die Ueberzeugung gewinnen, daß die Luther-Charakteristik Wohlgemuths, wenn sie auch als Volksschrift sich auf die allerunentbehrlichsten Citate beschränkte, doch auf den gründlichsten Studien beruht und deshalb noch heute ihren vollen Werth besitzt.

Die Jesuiten. Ein Beitrag zur Frage ihrer Rückberufung von Ferdinand Knie. 80 S. 12°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1888. Preis: 40 *Pf.*

Diese kleine Schrift ist eine kräftige und gediegene Abfertigung der Angriffe, welche voriges Jahr Pastor Höpfner in Hannover gegen die Jesuiten erhoben hat.

Aehnliche Angriffe haben sich in letzter Zeit so sehr vermehrt, daß man fast glauben sollte, die Frage von der Rückberufung wäre aufgetaucht. Davon ist indes noch nicht die Rede. Doch darf man wohl den Wunsch aussprechen, rechtlich denkende Protestanten möchten derartige Schriften nicht ungelesen und ungehört von sich stoßen, sondern zum wenigsten mit den sich stets erneuernden Anklagen zusammenhalten und gegen dieselben ruhig abwägen.

Deutsches Einheits- und Stammesbewußtsein im deutschen Schriftenthum, von den Anfängen desselben bis zur Gegenwart. Von Leonhard Habrich. 176 S. 8°. Düsseldorf, Schwane, 1888. Preis: *M.* 2.50; geb. *M.* 3.50.

Mit ansehnlicher Belesenheit, auf Grund der gediegensten Geschichtswerke, in wohlmeinendem, christlichem Sinne hat der Verfasser die verschiedenen Lebensäußerungen des deutschen Patriotismus im gesammten Verlauf der deutschen Literaturgeschichte zu zeichnen versucht, oder, wenn man so will, den Patriotismus zum leitenden Standpunkt für einen kurzen Abriß der Literaturgeschichte genommen. Das ist nicht ohne Interesse; der patriotische Gesichtspunkt führt auf manche Betrachtungen, die nicht eben gang und gäbe sind. Ein deutsches Einheits- und Stammesbewußtsein, wie es der Verfasser begeistert umfängt, findet er eigentlich im ganzen Mittelalter nicht; die Zeit der Glaubenstrennung reißt die deutschen Stämme aufs unheilvollste auseinander; das 17. und 18. Jahrhundert betet Frankreich an; die deutschen Classiker huldigen mehr dem allgemeinen Weltbürgerthum, als deutschem Einheits- und Stammesgeist; erst in den Romantikern und den Sängern der Freiheitskriege leuchtet dieses auf, erst in der Gestaltung des neuen Deutschen Reiches gelangt es zu einer annähernd sichtbaren Verkörperung. Doch diese Verkörperung ist mehr militärischer und politischer, als friedlich-literarischer Natur. Der Verfasser macht hier einen Sprung aus dem Reiche der Literatur in jenes der Politik, und von den 15 Millionen Oesterreichern, Schweizern, Deutsch-Russen, Deutsch-Polen, Deutsch-Amerikanern u. s. w., die noch nicht zum Deutschen Reich, wohl aber zum Gebiete deutscher Literatur und Sprache gehören, werden wohl die wenigsten sein „deutsches Einheits- und Stammesbewußtsein" vollständig theilen können. Selbst innerhalb des Deutschen Reiches werden die historischen Verschiedenheiten der einzelnen Stämme und Länder wohl nie in ein einheitliches Centralbewußtsein aufgehen. Preußen und Elsässer, Bayern und Hannoveraner, Württemberger und Schleswig-Holsteiner haben eine zu verschiedenartige individuelle Entwicklung und Geschichte gehabt, als daß sich ihr Geistesleben und ihre Literatur auf dieselbe allgemeine Formel reduciren ließe. Es sind nun einmal verschiedene Stämme. Was aber den Frieden der Confessionen, den Frieden zwischen Staat und Kirche betrifft, den Herr Habrich schon als völlig verwirklicht begrüßt, so würde er sich wohl etwas zurückhaltender darüber geäußert haben, wenn er sich die gesammte kirchliche Lage Deutschlands in allen ihren Einzelheiten genau vergegenwärtigt hätte.

Salimbene und seine Chronik. Eine Studie zur Geschichtschreibung des dreizehnten Jahrhunderts von Emil Michael S. J. VII u. 175 S. 8°. Innsbruck, Wagner, 1889. Preis: *M.* 4.

Die wichtige Chronik des Franziskaners Salimbene († nach 1288) mußte selbst Muratori für verloren oder doch für unnahbar verwahrt ansehen. 1857 ist sie zu Parma zwar veröffentlicht worden; da aber den Herausgebern nur eine neuere Copie zu Gebote stand, kann dieser Druck heute in keiner Weise mehr genügen. Seit Eröffnung der Vaticanischen Schätze ist die Originalhandschrift zugänglich und vielfach

benützt worden. Der Verfasser vorliegender Schrift behandelt nun einerseits das Leben und den Charakter des originellen Franziskaners, andererseits Inhalt und Quellen der Arbeit desselben in einer Art und Weise, die sich ganz und voll auf den Boden der modernen Kritik und Geschichtschreibung stellt, die mit rückhaltsloser Offenheit und Klarheit Licht wie Schatten im Leben Salimbene's und in den Verhältnissen seiner Zeit schildert, und darum manche Leser vielleicht oft stutzig machen dürfte, aber jeden, der seine Ausführungen aufmerksam verfolgt, doch jedenfalls reichlich belehrt. Seine Arbeit zeigt, daß die Kirche nirgendwo ernste Quellenforschung zu fürchten hat. Möge das Buch viele Leser finden, nicht sowohl, weil es „Salimbene und seine Chronik" behandelt, die ja trotz ihrer Bedeutung doch für das große Publikum weniger Interesse haben, als vielmehr darum, weil es geeignet ist, an einem gut gewählten Beispiel zu zeigen, in welcher Weise alte Quellenwerke zu behandeln sind, und welche Vortheile die kritische Methode der Neuzeit mit ihren reichen Hilfsmitteln bietet.

Giov. Sforza's Papst Nicolaus' V. Heimat, Familie und Jugend. Lucca, Giusti, 1884. Deutsche Ausgabe von Professor Hugo Th. Horak. Mit fünf Stammtafeln. 292 S. 8°. Innsbruck, Wagner, 1887. Preis: *M.* 7.20.

Es handelt sich hier nicht um eine Biographie des berühmten Renaissance-Papstes Tommaso Parentucelli, als Papst Nicolaus V., dessen Leben und Wirken durch Pastors meisterhafte Charakteristik (I. 271—490) einem sehr weiten Leserkreis nähergerückt worden ist, sondern nur um specialgeschichtliche Untersuchungen über die Abstammung, Familie, Jugend und Heimat desselben. Dieselben stammen von einem italienischen Gelehrten, Giovanni Sforza in Lucca, der die Ergebnisse seiner Quellenforschung schon 1884 veröffentlichte, aber auch weitere seitherige Nachforschungen dem deutschen Herausgeber zur Verfügung stellte und es so diesem ermöglichte, die letzte Hälfte (Kap. V bis VIII) noch genauer zu vervollständigen. Die lateinischen Actenstücke, nur im Originaltext mitgetheilt, sind theils in die Darstellung selbst verwoben, theils in die Anmerkungen verwiesen, welche fast die Hälfte des Buches (S. 153—292) füllen. Obwohl somit auf einen gelehrten Leserkreis beschränkt, dem wahrscheinlich meist schon die italienische Schrift Sforza's selbst zugänglich gewesen wäre, bietet diese deutsche Ausgabe doch eine Fülle geschichtlich wie culturgeschichtlich interessanter Notizen. So wird z. B. S. 42 genealogisch nachgewiesen, daß die Mutter Nicolaus' V., Andreola, durch ihre zweite Heirat mit Tommaso Calandrini und durch Heirat ihrer Nichte Isabella Calandrini mit dem Geschlechte der Bonaparte verschwägert wurde, so daß Napoleon I. nicht ganz ohne Grund den großen Papst zu seiner Verwandtschaft rechnen konnte, wenn er sich auch über den Grad der Verwandtschaft im Irrthum befand. Wie der Vater des Papstes ein Arzt war, so wurde sein Stiefbruder Federico Calandrini Apotheker; er starb 1432 sehr verschuldet, 14 Jahre bevor Tommaso Cardinal ward. Vater, Mutter und Stiefvater waren, wie actenmäßig nachgewiesen wird, nicht sehr vermöglich, und so kam es, daß der künftige Papst als Waisenkind sich selbst den Weg zu den Studien erkämpfen mußte. Diese wie andere Ergebnisse von Sforza's Forschung findet man übrigens bei Pastor schon verwerthet (S. 280 ff.).

Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz 1484—1504. Seine kirchenpolitische und kirchliche Stellung. Von Dr. Joseph Weiß. 71 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 1.

In ruhigem, gründlichem und gehaltreichem Vortrag wird Erzbischof Berthold geschildert als einer der bedeutendsten jener scharf ausgeprägten Charaktere, an denen

die Wende des Mittelalters so fruchtbar war. Treue Ergebenheit an die kirchliche Lehre, ernstes Bestreben, das Gute zu fördern und die Mißstände zu heben, leiteten ihn bei seinen Verordnungen über die Wirksamkeit seiner Beamten, bei seinen Visitations- und Reformationserlassen. Für die wissenschaftliche und ascetische Bildung der Geistlichkeit, sowie die religiöse Unterweisung und Bildung des Volkes hat er sich bleibende Verdienste erworben. Wenn er auch hie und da etwas zu weit geführt ward von der damals stark ausgeprägten Spannung zwischen Italienern und Deutschen, vom Bestreben, als Landesherr und Kirchenfürst eine möglichst freie und starke Position zu gewinnen, endlich von der guten Absicht, gesunkene Klöster zu reformiren, so verdient er doch im ganzen und großen die warme Anerkennung, zu der die treffliche Darstellung des Biographen den Leser emporhebt.

Hermann van der Hart und sein sechsfoliobändereiches Quellenwerk über die Kirchenversammlung zu Konstanz. Von Dr. van der Hart. 59 S. 8°. Verlag des Verfassers in Viersen, 1889. Preis: *M.* 2.

Mit großer Liebe und Begeisterung sucht der Verfasser den Charakter und die Leistungen des 1746 als Professor von Helmstädt und Propst von Marienberg verstorbenen protestantischen Theologen Hermann van der Hart zu schildern. Er zeigt, wie der Betreffende ein hervorragendes Genie war und in seinem großen, 1695—1700 in sechs Folianten veröffentlichten Werke die wichtigsten Nachrichten über das Konstanzer Concil sammelte. Ueber die Hälfte der Arbeit besteht aus Auszügen, welche dem Leser einen Einblick in jenes Quellenwerk und in die Concilsgeschichte eröffnen sollen. Der Verfasser, ein Verwandter des von ihm gepriesenen Gelehrten, veröffentlicht sein Schriftchen zur Erinnerung an „das Jubeljahr (1688) der Ernennung Hermann van der Harts zum Vertrauten seines Fürsten", des Herzogs R. A. von Braunschweig-Wolfenbüttel. Dadurch fällt natürlich Ton und Durchführung anders aus, als man es bei rein wissenschaftlichen Arbeiten zu finden gewohnt ist.

En Vinter på Nilen, af Claes Lagergren. 314 S. 8°. Stockholm, S. Flodin, 1888. Preis: *M.* 2.86.

Ein Winter am Nil. Diese ungemein frisch und anschaulich gehaltenen Reisebriefe zeichnen in anmuthiger Weise das moderne Touristenleben im Lande der Pharaonen. Der Verfasser selbst ist ein katholischer Schwede, seine Reisegenossen ein vielgewanderter Amerikaner, dann ein Engländer, Mr. Snobbing mit Familie, und eine deutsche Mama mit zwei „höheren Töchtern". Die Fahrt hält sich an den Ufern des Nils, von den Pyramiden von Gizeh hinauf nach Minieh, Siut, Girgeh, Edfu, Esneh. Am ausführlichsten verweilt die Beschreibung aber bei den Ruinen des alten Theben (S. 137—267), deren malerische Schönheiten mit viel poetischem Schwung und doch mit echt künstlerischer Feinheit gezeichnet sind. Während Mr. Snobbing und Familie zwischen Obelisken und Pyramiden gar sehr den Comfort von London und Nizza vermissen, die höheren deutschen Töchter aber, nach Anleitung der Ebers'schen Romane, für alle Pharaonen und Pharaonentöchter schwärmen und über vieltausendjährigem Lotosduft den ägyptischen Jammer des 19. Jahrhunderts völlig vergessen, vermittelt der schwedische Wanderer in fröhlichster Abwechslung zwischen Vergangenheit und Gegenwart; bald läßt er als poetischer Idealist die alten Könige aus ihren Gräbern auferstehen und in prunkvollem Festzug die mächtigen Säulentempel durchwallen, bald schildert er als heiterer Realist die nach Bakschisch schreienden Aegypter unserer Tage; bald erzählt er uns von der Königin Hatasu, „der geliebten Tochter des

Ammon Ra", die 1620 vor Christus Kriegszüge führt und Tempel baut, bald von der Lady so und so, welche in einem Tragstuhl von Arabern am Nilstrande hin und her geschleppt wird, um durch ägyptische Luft ihr Asthma zu erleichtern. Wenn jemand diese unterhaltenden Reiseblätter ins Deutsche übertragen wollte, würde er gut thun, die Schilderung der Tänzerinnen von Esneh (S. 127 ff.) etwas einzuschränken, die zwar im ganzen abschreckend genug ist, doch in einzelnen Zügen manche Leser stoßen könnte.

Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg. Auswahl von Gräfin Friedrich zu Stolberg. Mit einer Einleitung von Wilhelm Kreiten. 280 S. 12°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 2.40.

Was sich zur Begründung und Erklärung der vorliegenden Blütenlese beibringen ließ, ist in der Einleitung sehr klar, gedrängt und schön gesagt. Mit Recht gemahnt P. Kreiten daran, daß man, um diesen Gedichten gerecht zu werden und sie zu genießen, sich in die Zeit und Stimmung zurückversetzen muß, in welcher dieselben entstanden sind. So gut wie Klopstock, Bürger, Claudius, Voß u. a. haben auch die Brüder Stolberg die größten Verdienste um die Gestaltung von Sprache und Poesie am Ende des vorigen Jahrhunderts. Eine mächtige, jugendliche Begeisterung für alles Ideale, tiefe Empfindung, feuriger Schwung machte sie zu wahren und echten Dichtern. Wie aber ihre tiefreligiöse Gesinnung, ihr männlicher Ernst, ihr sittlicher Charakter dem Kreis ihres Dichtens Schranken zog, von denen ein Göthe und Schiller nichts wissen wollten, so hat auch ihre Vorliebe für die Griechen, Ossian, Milton und Young im gefühlvollen Sinne jener Zeit, dann ihr reger Anschluß an Klopstock sie verhindert, in formeller Hinsicht mit der Entwicklung der damaligen Literatur gleichen Schritt zu halten. Während die Romantiker mit Dante, Shakespeare, Calderon u. s. w. eine ganze neue Welt von Poesie erschlossen, blieben sie mehr oder weniger in dem Ideenkreis befangen, der den Hainbund charakterisirt. Undankbar wäre es aber, deshalb das Schöne zu verkennen, das sie hervorgebracht, zumal heute, wo die glatte Verskunst eines Heine Verehrer und Nachbildner genug gefunden hat, während es mit dem idealen Gehalt der Poesie nur allzu übel bestellt ist. Die gut getroffene Auswahl sei deshalb aufs beste empfohlen. Möge sie manche dazu veranlassen, die Werke der beiden edlen Dichter selbst näher kennen zu lernen, in welchen sich eine echt christliche Gesinnung mit vielseitigem Wissen und der innigsten Liebe zum Schönen verbindet.

Niederländische geistliche Lieder nebst ihren Singweisen, aus Handschriften des XV. Jahrhunderts, von Wilhelm Bäumker. (Separatabdruck aus der Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft.) 198 S. 8°. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1888. Preis: *M.* 6.

Die Sammlung umfaßt 87 Nummern (wovon 13 lateinische) mit dem vollständigen Text, Melodie, dann mit orientirender Einleitung, kritischen Anmerkungen, Glossar, Literaturverzeichniß und sorgfältigem Register. Sie ist von den musikalischen wie literarischen Fachblättern bereits als eine mustergiltige Leistung anerkannt worden. Der wissenschaftliche Apparat läßt nichts zu wünschen übrig. Auch für weitere poesieliebende Kreise dürfte dieser wunderschöne, echt volksthümliche, fromme und innige Liederkranz eine willkommene Gabe sein. Schon Hoffmann von Fallersleben und der kürzlich verstorbene J. A. Alberdingk Thijm, die Bahnbrecher auf diesem Gebiete, haben zwar den religiösen Liederschatz des ausgehenden Mittelalters theilweise zugänglich ge-

macht; doch ist die Forschung inzwischen vorangeschritten, und dem neuen Herausgeber lag außer den von Hoffmann benützten Handschriften eine Wiener Handschrift (von 151 Blättern mit 47 niederländischen Liedern) vor, welche P. Guido Dreves eben erst auf der k. k. Fideicommiß-Bibliothek in Wien entdeckt hatte. Das nunmehr Gebotene ist reichhaltiger, vollständiger, mit sorgfältigster Genauigkeit mitgetheilt. Der Hauch der Poesie aber, der bereits die genannten Pioniere so freudig angemuthet und begeistert, hat dadurch nichts von seinem Liebreiz verloren. Der Umstand, daß die meisten dieser Texte auf schon vorhandene weltliche Singweisen gedichtet wurden, spricht schon für den kindlich-gemüthlichen Sinn jener Zeit, in welcher sich Geistlich und Weltlich, Leben und Poesie nicht getrennt und gegensätzlich gegenüberstanden, sondern die Religion verklärend das ganze private und öffentliche Leben durchdrang. Bald klingen diese Lieder wie ein lebensvoller Wiederhall, den die Gedanken der kirchlichen Hymnologie im Herzen des Volkes gefunden, bald wie ein Nachklang der seelenvollsten Accorde aus den deutschen Mystikern, bald wie ein Jubelruf aus dem Volksleben selbst, bald wie ein sehnendes Gebet aus gottesinniger Zelle. Bezaubernd in ihrer schlichten Frömmigkeit und Einfalt sind die Einleitungen, welche die Wiener Handschrift den einzelnen Liedern voranschickt, und die Zusätze, mit denen sie einige begleitet. So folgt dem Liede O ghy, die ihesus wyngart plant eine Schilderung des Frühlings und des ewigen Frühlings, die an Poesie fast noch das Lied übertrifft. O hoe scoen syn daer de bloemkyns mit sueten louerkyns beuaen. Ende hoe blidelic ende hoe scoen moeten daer die vogelkyns singen, daer anders niet en is, dan grote vroude en bliiscap ewelic durende. Völlig wiedergeben kann unsere neuere Schriftsprache den Zauber des Niederländischen nicht. Man muß die Lieder im Original studiren, wenn man sie genießen will — und dazu hat der Herausgeber die nöthigen Hilfsmittel freundlich selbst geboten.

Jost van den Vondels Peter en Pauwels, Treurspel in vijf bedrijven, voor Inrichtingen van Onderwijs en Vereenigingen bewerkt en met aanteekeningen voorzien door H. M. H. Bartels. 111 S. 8°. Roermond, H. van der Marck, 1888.

Die Tragödie „Petrus und Paulus" ist die erste größere Huldigung, welche der holländische Dichter Vondel nach seiner Conversion (im Jahre 1641) der katholischen Kirche in ihrem ersten Papste darbrachte. Eine gute Separatausgabe dieses Stückes hat P. J. Koets S. J. (Amsterdam, Langenhuysen, 1868) veranstaltet, mit einer gründlichen Untersuchung über Vondels Conversion. In gegenwärtiger Ausgabe aber ist ein nicht unglücklicher Versuch angestellt, das Stück durch Umarbeitung (mit Weglassung der Frauenrollen: Petronilla, Plautilla und Cornelia) für Seminarien, Studienanstalten und Gesellenvereine aufführbar zu machen. Eine deutsche Bearbeitung könnte sich vielleicht zu gleichem Zwecke eignen; eine bloße Uebersetzung aber möchte sich, schon wegen der Verschiedenartigkeit der Idiome, nicht sonderlich empfehlen. Wer jedoch Vondels Stück selbst kennen lernen will, der wird sich am besten die Ausgabe von Koets verschaffen.

Magister choralis. Theoretisch-praktische Anweisung zum Verständniß und Vortrag des authentischen römischen Choralgesanges, bearbeitet von Fr. Xav. Haberl. 8. Aufl. 224 S. 8°. Regensburg, Pustet, 1887. Preis: *M.* 1.40.

Viele Jahre umfassenden theoretischen Studiums sowohl als mannigfacher praktischer Uebung befähigen und berechtigen den Verfasser wie wenig andere, als Lehrer

des Chorals und der Kirchenmusik überhaupt aufzutreten. Demgemäß hat er im vorliegenden Buche ein Werk von seltener Reichhaltigkeit und Gründlichkeit geliefert. Eine wahre Fülle von Belehrung drängt sich zusammen zwischen den Anfangsparagraphen vom Begriffe des Chorals bis zu dem kleinen Lexikon am Schlusse, worin für die des Lateins Unkundigen alle in dieser Sprache vorkommenden Wörter verdeutscht sind. In drei Hauptabtheilungen: „Vorkenntnisse" — „Kenntniß" — „Erkenntniß" wird der Leser von den elementären Außendingen bis in den innern Bau und Werth der heiligen Gesänge hingeführt; nichts ist außer Acht gelassen, was zu einer würdigen Ausführung des Chorals befähigen kann. Wie umfassend der Stoff behandelt ist, möge nur die Erwähnung einiger einzelnen Abschnitte zeigen. In § 19 werden bündig und doch vollständig genügend die verschiedenen liturgischen Bücher aufgezählt und charakterisirt: Missale, Graduale, Pontificale, Rituale, Caeremoniale Episcoporum, Antiphonarium und Directorium chori. § 20 bringt einen Unterricht über Kirchenjahr und Kirchenkalender. § 39 bespricht die Behandlung der Orgel beim gregorianischen Choral. Von § 40 ab folgen allgemeine Belehrungen für Cleriker, Dirigenten, Organisten, Sänger. Dabei sind überall die nöthigen Gesänge in voller authentischer Notation angeführt. Aeußerst interessant ist ein kleiner Anhang, der in sieben Tabellen die verschiedenen bis zum 15. Jahrhundert einschließlich gebräuchlichen Bezeichnungsweisen der Töne veranschaulicht. So ist das Buch für jeden, der sich irgendwie mit der heiligen Sache des Kirchengesanges befaßt, ein vortrefflicher Rathgeber.

Laudate Dominum. Lieder für den katholischen Gottesdienst. Gesammelt und für gemischten Chor bearbeitet von C. Kaffler, Gesanglehrer am kathol. Gymnasium zu Konitz. Mit bischöflicher Approbation. Zwei Hefte. Konitz, Düpont, 1889. Preis: à Heft *M.* 2.

Das erste Heft dieser fleißig und mit Verständniß bearbeiteten Sammlung bietet auf 113 schön autographirten, mittelgroßen Querseiten 89 Gesänge mit lateinischem Text; das zweite Heft, das in Druck hergestellt ist, ebenso auf 136 Seiten über 130 Gesänge mit deutschem Text, sämmtlich eingerichtet für vier gemischte Stimmen. Die Strophen sind vollständig untergelegt, wodurch allerdings im ersten Hefte, so schön auch die Schrift an sich ist, bei vielstrophigen Liedern etwas an Deutlichkeit und Lesbarkeit verloren geht. Das Werk ist, wie das Vorwort sagt, „zunächst für den Gebrauch an höheren Schulen bestimmt und unmittelbar aus der Praxis und dem Bedürfniß hervorgegangen". Deshalb sind die Anforderungen an die Stimmen mäßig gehalten, so wie es den gewöhnlichen Verhältnissen der Unterrichtsanstalten entspricht. Die harmonische Bearbeitung ist eine durchaus gediegene. Mehrere Nummern werden nicht allgemeinen Anklang finden. So würden manche die deutsche Vesper im ersten Theile lieber entbehren, nicht wenige auch für die ziemlich zahlreichen Choralmelodien die authentische Form der neuen Regensburger Ausgaben vorziehen (z. B. für das Tantum ergo, Te Deum, Requiem, Begräbnißgesänge in extenso u. a.). Auch können einige Texte und Melodien im zweiten Hefte Bedenken erregen. Aber abgesehen hiervon findet sich in den beiden Heften eine große Menge allgemein Brauchbares, so daß dieselben besonders Gesanglehrern, die sich in der gleichen Stellung wie der Herausgeber befinden, gute Dienste leisten können.

Miscellen.

„Befreiung der Geschichtsdarstellung von engherzigen, theologischen Vorurtheilen", so lautet das wohlklingende Programm vieler Historiker unserer Tage. Wie diese Befreiung gemeint ist und wohin sie führt, zeigt Hermann Schiller, Professor zu Gießen, in seiner Geschichte der Römischen Kaiserzeit. Er erklärt: „Erst wenn wir uns aus dem engen Gesichtskreis und aus dem Banne der Vorstellungen befreien, welchen die Autorität des Tacitus, sowie eine schlechte Ueberlieferung einer- und eine engherzige philologisch-theologische Auffassung andererseits gezogen haben" (Einl. V), werden wir die römische Kaiserzeit würdigen können. Fast alle früheren Grundlagen der geschichtlichen Darstellung sind hier verurtheilt, an erster Stelle die bis dahin am meisten von den Philologen geschätzte, unmittelbare, „die Autorität des Tacitus", dann die tiefer liegende, welche den Maßstab zur Beurtheilung der treibenden Kräfte bot, „die engherzige philologisch-theologische Auffassung". Wir haben uns hier nicht mit dem Werth oder Unwerth der Schriften des „engherzigen" Tacitus zu befassen, der nach Schiller mit der gesammten Historiographie der römischen Kaiserzeit „sich durchaus nur den stadtrömischen Interessen und etwa der Kriegsführung zuwandte, für die Reichsverwaltung und die neue kaiserliche Schöpfung aber keinen Sinn und kein Verständniß besaß" (I, 140). Kommt es ja hier nur auf den Nachweis an, was Schiller als Repräsentant einer großen Partei unter „engherzig philologisch-theologischer Auffassung" versteht, welche Wege er einschlägt, um sich aus deren Bann zu erheben zu einer weitblickenden, verständigen geschichtlichen Darstellung. Diese Untersuchung verspricht um so wichtigere und lehrreichere Ergebnisse, weil Schiller die in weiten Kreisen vertretenen Anschauungen mit Consequenz verwerthet.

Mit Recht dringen alle gebildeten Geschichtsforscher heute darauf, zuerst müsse man seine Quellen systematisch ordnen und kritisch sichten, sie in ihrem Werth oder Unwerth zu erkennen suchen. Die Quellen bieten die Bausteine, aus deren geschickter Benützung das Werk sich zusammensetzt. Schiller räumt mit allen jenen Quellen auf, welche wegen ihrer „engherzig philologisch-theologischen Auffassung" sein Mißfallen zu erregen das Unglück haben. Seine Censuren mögen zeigen, wie er es macht. Die Apostelgeschichte „würde für die Entstehung des jungen Christenthums einen großen Werth haben, wenn sie eine zeitgenössische oder an diese Zeit heranreichende Darstellung wäre". Sie ist „eine Tendenzschrift einer im Entstehen begriffenen religiösen Gesellschaft" (I, 142). „Die orthodoxe Tendenz des Orosius macht ihn in den auf das Christenthum bezüglichen Nachrichten zu einer nur mit Vorsicht zu benützenden Quelle". Die Chronik des Hieronymus ist fast „ohne Werth". „Die Kirchengeschichte des Eusebius ist für die Geschichte des Christenthums die

wichtigste äußere Quelle; ihr Werth wird aber dadurch für die Benützung geringer, daß wir nicht wissen, welche Zuverlässigkeit die von ihm benützten Quellen besaßen; im allgemeinen sind die von ihm benützten Geschichtsquellen, welche einer entstehenden Religionsgesellschaft entsprungen sind, parteiisch und voreingenommen, auch meist kurzsichtig" (I, 598 ff.). „Wo Eusebius die Persönlichkeit und die Regierung Constantins, namentlich in ihren Beziehungen zum Christenthum berührt, darf man ihm nur mit großem Mißtrauen entgegentreten" (II, 8). In den Schriften der ältesten christlichen Apologeten „sind die geschichtlichen Thatsachen nur mit großer Vorsicht aufzunehmen". „Die Philosophumena, die man jetzt gewöhnlich dem Hippolytus zuschreibt, sind jedenfalls mit Vorsicht aufzunehmen, da sie von persönlicher Feindschaft (gegen die Häresiarchen) dictirt sind." Bei den Martyreracten „wird es immer unsicher sein, die Entscheidung darüber zu treffen, was geschichtlichen Werth hat und was lediglich der christlichen Mythenbildung seine Entstehung verdankt" (I, 601 f.). So sind sie denn auch bei Seite geschoben. Bei Tertullian und Cyprian „muß man von vornherein auf Uebertreibungen gefaßt sein, da namentlich der erstere in seinem leidenschaftlichen Haß gegen alles Heidnische nicht unparteiisch geurtheilt hat". Der Werth der Schriften des Origines besteht „vor allem darin, daß er die Argumente eines (heidnischen) Gegners, des Celsus, erhalten hat" (I, 704). Bei Lactanz „ist vieles zurecht gemacht ad majorem Dei gloriam, aber die Nachrichten selbst darf man deshalb nicht unbedingt verwerfen". Bei Behandlung „der Beziehungen der (heidnischen) Kaiser zu dem Christenthume scheinen Uebertreibungen, phantasiereiche Ausführungen, Mißdeutungen der Motive, Aufnahme ungünstiger Versionen ihm allein zur Last zu fallen". Die Schriften des Athanasius „tragen bei der leidenschaftlichen und fanatischen Natur des gewaltigen Hierarchen allzu sehr den Stempel der Parteinahme, als daß man versucht werden könnte, sie für zuverlässige historische Quellen anzusehen". „Dasselbe kann man auch von den Schriften des Hilarius von Poitiers sagen." Die Schriften des Gregor von Nazianz zeigen „alle Schattenseiten des religiösen Fanatismus; ihre Angaben über den Kaiser Julian insbesondere sind deshalb mit der größten Kühle aufzunehmen, da wir hier Schmähungen, Lügen (sic!), Uebertreibungen, aber keine glaubwürdigen Berichte vor uns haben". „Eine glaubwürdigere Quelle liegt nicht vor in der Kirchengeschichte des Rufinus von Aquileja. Die Sagenbildung erweist sich schon in seinem Werke bezüglich des Kaisers Julian geschäftig und einflußreich. Die ganze Arbeit zeigt den engherzigen und kurzsichtigen mönchischen Geist, der zur Ehre Gottes unbedenklich fälscht und in seiner Ignoranz dafür bei sich leicht Entschuldigung findet." Da Ambrosius „gleich leidenschaftlich (ist) in Haß wie in Liebe, wurde sein Urtheil dadurch nicht selten beeinflußt, einseitig und ungerecht. Diesen Umstand muß man bei der Frage nach seiner Glaubwürdigkeit berücksichtigen. Sokrates nimmt in seiner Kirchengeschichte „einen ruhigen und besonnenen Standpunkt gegenüber den kirchlichen Fragen ein, obgleich er Katholik ist". Sozomenos „übertrifft an Leichtgläubigkeit noch Sokrates". „Noch unbedeutender

ist Theodoret. Seine Nachrichten müssen mit großer Vorsicht geprüft werden" (II, 7 ff.). So werden die christlichen Quellen entweder als ganz unbrauchbar geschildert oder wenigstens möglichst herabgedrückt. Schiller behauptet ganz einfach ohne das mindeste Gefühl von Scham: die christlichen Quellen „sind im allgemeinen parteiischer" als die heidnischen. Ja er überbietet diesen Satz noch durch die Aeußerung: „Julian haßt das Christenthum, wir werden ihn (d. h. seine Schriften) daher mit Vorsicht gebrauchen müssen, doch lange nicht mit der Vorsicht wie seine christlichen Gegner. Er bekämpft literarisch seine Gegner, aber wir haben durchaus den Eindruck, daß die Anklagen nicht erfunden sind." Man erinnere sich, daß Schiller den hl. Gregor von Nazianz, den Gegner des Julian, einfach der „Lüge" beschuldigt. Julian verdient mehr Vertrauen, denn „eine positive Ungerechtigkeit bringt er nirgends vor" (II, 6).

Die alten Vertreter einer engherzig philologisch-theologischen Auffassung sind unschädlich gemacht! Herrn Schiller bleiben fast nur noch rein heidnische Quellen. An ihrer Hand soll nun die Geschichte der Christenverfolgungen, des Werthes der „neuen" Religion und der Bekehrung Constantins dargestellt werden. Doch sind dabei auch die Vorarbeiten anderer Gelehrten zu verwerthen. Nun wohl, Renan, Baur, Lipsius dienen ihm neben Mommsen als werthvollste Führer. Natürlich wird dadurch die Stellungnahme gegen die Göttlichkeit des Christenthums noch entschiedener, auch leichter. Ein Beispiel möge den Werth eines solchen „kritischen Verfahrens" klarstellen: In einem Gerichtssaal sitzen vor dem Richter zwei Angeklagte; der erste ist älter und schuldig, der andere jung und unschuldig. Der Advokat des Schuldigen verdächtigt alle Zeugen des Unschuldigen, behauptet sogar offen, sie lögen; dagegen lobt er seine Zeugen, stellt sie als besser hin, schildert die Thatsachen nach deren Aussagen. Der Staatsprocurator macht es nach dessen Vorgang ebenso. Das Publikum wird in die Irre geführt, der Unschuldige wird verurtheilt. Schiller verfährt gegen das Christenthum wie jener Advokat und rühmt dann sein Verfahren als bestes Mittel, die Darstellung der Geschichte von „engherziger, philologisch-theologischer Auffassung" befreit zu haben. Ja er wagt noch Schlimmeres.

Selbst ein Advokat, der vermittelst der schlauesten Trugschlüsse durch ungerechte Herabsetzung der Zeugen des Gegners den Sieg für seine Partei zu erringen sucht, wird nie seine Sache behandeln, bevor er die Lage des Gegners kennen lernte. Schiller beginnt dagegen die Darstellung der Kaisergeschichte, worin das Christenthum eine der wichtigsten treibenden Kräfte ist, ohne dies Christenthum auch nur irgendwie so zu kennen, wie man es fordern darf und muß. Man wird über diese Anschuldigung staunen, wird fragen, ob es möglich sei, daß ein Gießener Professor über die ersten Grunddogmen des Christenthums in der krassesten Unwissenheit sich befinde. Zum Beweise, daß dem leider so ist, dienen folgende Sätze seines Buches, die leicht zu vermehren wären: „Die Frage über das Verhältniß Christi des Sohnes zu Gott Vater war in der ältesten Kirche in einfacher und natürlicher Weise gefaßt worden und so, daß man dem einzelnen überließ, sich dasselbe näher auszumalen. Aber in demselben lagen eine Reihe von Keimen zu ebenso unfruchtbaren wie

tief aufregenden Streitigkeiten ... ein schwindelnder Aufbau eines dogmatischen Lehrgebäudes, das nachzuweisen suchte, daß Vater und Sohn ... zwei Wesen (!) seien und doch eines, ja mit einem dritten (Wesen), dem heiligen Geiste, zur völligen Wesenseinheit verbunden. Je unbegreiflicher dieses (?!) Dogma war, um so intensiver mußte der Glaube sein." Arius machte sich „dieser Lehre gegenüber zum Anwalte des gesunden Menschenverstandes" (II, 265 f.). Herr Schiller kennt also die Lehre von der heiligsten Dreifaltigkeit und der Person Christi weniger als ein Schulknabe von 8 bis 9 Jahren. Daß er keinen einzigen der Kirchenväter, deren Werth er in so hochmüthigem Tone beurtheilt, am wenigsten die Schriften des hl. Athanasius, den er so tief herabsetzt, gründlich gelesen hat, ist sonnenklar.

Doch es fehlt nicht an anderen Stellen, die noch deutlicher beweisen, mit welcher Oberflächlichkeit der Verfasser die benützten Quellen durchblättert hat. Er fährt a. a. O. fort: „Es gibt keinen Glauben" ohne eine „Grundbedingung", die aber fordert, „daß man seine Anschauungen von einer übersinnlichen Welt vom logischen Denken unabhängig gestaltet". Jeder gebildete Christ wird Herrn Schiller antworten, daß sein Glaube sich auf die Aussprüche Gottes gründet, dem wir ebenso wohl das logische Denken als jedes Dogma verdanken, zwischen denen darum ein Widerspruch unmöglich sei; einer der wichtigsten Gründe, worauf sich dieser christliche Glaube stütze, seien die von Christus gewirkten Wunder, besonders dessen Auferstehung. Schiller fragt aber: „Warum sollte das Heidenthum nicht ebenso gut Ansprüche auf Wunder erheben können, die in dessen ganzer Tendenz und Tradition ja viel inniger begründet waren als im Christenthum? Jedenfalls hatte die heidnische Religion darin die Priorität" (I, 930). Beweise dafür, daß das Heidenthum auch nur einen wirklichen Wunderthäter hatte, wie das Christenthum deren zahlreiche aufweist, bringt Schiller natürlich nicht. Auch die Folgerungen, welche die Leser aus seinen Sätzen ziehen sollen, wagt er nicht auszusprechen, weil die große Mehrheit des deutschen Volkes eben noch in „engherzigen theologischen Vorurtheilen" befangen ist und offene Rede noch nicht vertragen kann. Sie würden kurz gefaßt lauten: Warum sollte Apollonius von Tyana nicht ebenso wohl Wunder gewirkt haben als Christus? Wenn der „fromme Köhlerglaube des ersten Jahrhunderts" des letztern Wunder annahm, konnten auch die des erstern als wahr angenommen werden. Durch solche Kritik ist das Christenthum in seinen Grundlagen und in seinen Hauptdogmen mißverstanden, entstellt, verurtheilt. Warum sollte es mehr Ansehen beanspruchen dürfen als das Heidenthum? Der römische Staat mußte nach Schiller sich „der neuen Religion" gegenüber, welche auf die Massen haupsächlich durch ihre socialen, den Unterschied der Stände nivellirenden Ideen wirkte, neutral gegenüberstellen, mußte Heidenthum und Christenthum als gleichberechtigt anerkennen und behandeln; sobald er dies nicht mehr that, gab er sich auf, um unter die Herrschaft der Priester herabzusinken. Obgleich alle Quellen das Gegentheil in allen Tonarten sagen, stellt Schiller die Sache so dar, als ob die heidnischen Kaiser, durch den Fanatismus der Christen gezwungen, nur hie und da

eine kleine, kurze Verfolgung begonnen hätten, als ob Constantin und seine verständigen Nachfolger durch Neutralität die Oberhoheit des Staates über die „Confessionen", die Religionssysteme, d. i. Christenthum und Heidenthum, gewahrt hätten, als ob ein Grund des Untergangs des römischen Wesens darin liege, daß das Christenthum zur Herrschaft gelangte, nachdem es allmählich zu Reichthum gekommen sei und sich zu einer hierarchisch gegliederten Kirche entwickelt habe. Es ist unter solchen Umständen erklärlich, daß Schiller den vorzeitigen Tod Julians bedauert, den die Nachwelt als einen der größten Regenten anerkannt habe. Wäre diesem eine längere Regierung beschieden worden, „das Christenthum wäre schwerlich ohne Pact siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, und über dogmatische Gestaltungen hätte praktische Menschenliebe das Uebergewicht errungen" (II, 331), d. h. das Christenthum hätte wesentlich andere Formen angenommen. Also kann es nicht die unwandelbar wahre, nicht die höchste, von Gott geoffenbarte Religion sein. Also suchen wir wenigstens im 19. Jahrhundert mit allen Mitteln jener praktischen Menschenliebe gegenüber den dogmatischen Gestaltungen, welche der Logik Hohn sprechen, Geltung zu verschaffen mit Hilfe des neutralen Staates! Vielleicht erreichen wir, was Julian vergeblich erstrebte, weil er frühzeitig unterging. Solche Folgerungen sind die praktischen Früchte der Befreiung der Geschichtsdarstellung von engherzigen, theologischen Vorurtheilen. Die Methode liegt klar vor Augen. Sie darf sich mit den kühnsten Leistungen der alten Sophisten messen. Ihre Vorschriften sind in kurzem diese: Setze den Werth der Quellen, welche für Christenthum und Kirche sprechen, möglichst herab; stelle die gegnerischen in den Vordergrund. Hebe aus letzteren alles aus, was den modernen Ideen zusagt, aus ersteren das Gegentheil. Suche die modernen Ideen als leitende Gedanken den Alten unterzulegen. Was unserer Zeit, was unseren Gebildeten vernünftig erscheint, hat ja immer den Schein der Wahrheit für sich. So werden viele Leser in einem Buche finden, was sie wünschen und lieben. Rede oft von Wissenschaft und Objectivität, von Freiheit und Befreiung von den Fesseln mönchischer Beschränktheit. Das Lob derer, welche ihre Ideen zum Siege führen wollen, kann dir nicht ausbleiben.

Das Lob, welches Herr Schiller von einer gewissen Partei erhält, wird rasch vergessen sein. Unersetzlich aber ist der Schaden, wenn er als Gymnasialdirector seine christlichen Schüler in dem Geiste unterrichtet und unterrichten läßt, welcher sich in seinem Buche kundthut: es ist ein Geist, der mit dem Glauben an die Göttlichkeit der Offenbarung gebrochen hat.

Die dogmatische Polemik in der protestantischen Schule wurde letztes Jahr in diesen Blättern (Bd. XXXIV. S. 296 ff.) an der Hand protestantischer Religionshandbücher documentarisch beleuchtet. Als Nachtrag möge hier eine Stelle folgen, die wir einem officiell eingeführten Schulbuche entnehmen. In den „Biblischen Geschichten" von Ludwig Wengemann, 2. Theil, 9. Auflage (Leipzig 1887) lesen wir S. 157 wörtlich: „Obwohl Maria jedem weiblichen Herzen als ein Vorbild dient und die zarteste und edelste Blüte der Weiblichkeit ist, so haben wir sie dennoch nur als ein armes Menschen-

kind anzusehen. So will es auch der Herr Christus, darum seine strenge Zurückweisung, als sie in seine Wirksamkeit bestimmend eingreifen will. Trotzdem hat der Papst, der oberste Geistliche in Rom, der sich Nachfolger des Apostels Petrus nennt, befohlen, daß die Maria wie eine Göttin verehrt werde, und hat sogar die Macht, das Verdienst und die Ehre unseres Erlösers ihr zugeschrieben. Zu ihr sollen die römisch-katholischen Christen, welche an den Papst glauben, beten; denn sie sei die Himmelskönigin. Von ihr (sagt der Papst) kommen alle guten und vollkommenen Gaben den gläubigen römisch-katholischen Christen zu; sie sei es, welche vor allem Uebel behüte und bewahre und Vergebung aller Sünden bewirke. Solches aber ist gegen das Wort Gottes, und die Marienanbetung ist eine Uebertretung des ersten Gebotes. Gegen wen ist dieselbe schnöder Undank und warum?" Wir stellen nur die Gegenfrage: Will man denn wirklich den katholischen Katechismus nicht ansehen, sondern stets fortfahren, mit schnöden Verlästerungen unserer heiligen Religion schon die Kinderherzen zu vergiften?

Versicherungszwang und Zwangsversicherung.

Der jüngst geschlossene Reichstag hat eine lange, schwere Aufgabe zu Ende gebracht. Der vom Ministerium eingebrachte Entwurf und die Begründung der Invaliditäts- und Altersversicherung, die Commissionsberathungen und die dort angeregten Aenderungen zeugen nach allen Seiten hin von einer Arbeitskraft und Arbeitsausdauer, die staunenswerth ist. Durch kaiserliche Unterzeichnung und Verkündigung ist die Vorlage Gesetz geworden — ein Gesetz von neuem Inhalt und von riesenhafter Tragweite. Der Staatsminister von Bötticher gestand zu: „Es ist ein Vorgehen der deutschen Gesetzgebung, das bisher ohne Beispiel in der Weltgeschichte dasteht." Aber er glaubte mit einem gewissen vaterländischen Stolze gerade das hervorheben zu dürfen, daß ja in anderen socialpolitischen Gesetzen Deutschland auch zuerst vorgegangen sei und daß gleichfalls in obschwebender Frage Deutschland kühn die Führerschaft übernehmen könne. „In Dänemark, Schweden, Belgien, Oesterreich", fügt er hinzu, „rührt sich alles und betont das Bedürfniß dieser Gesetzgebung; überall erwartet man vom Vorgehen des Deutschen Reiches, daß es eine brauchbare Unterlage für die Gesetzgebung dieser Länder schaffen werde."

Je gegründeter die Aussicht ist, daß hinsichtlich dieses Gesetzes das übrige civilisirte Europa sich anschicke, in die Fußstapfen Deutschlands zu treten, desto mehr ist es wohl am Platze, sich von den Grundlagen des Gesetzes genau Rechenschaft zu geben; dies um so mehr, da einerseits Einzelbestimmungen des Gesetzes eingestandenermaßen nur eine zeitweilige Giltigkeit haben sollen, und die Erfahrung erst die Richtigkeit und Brauchbarkeit bestätigen oder verwerfen muß, und da andererseits eine inhaltliche Erweiterung des jetzigen Gesetzes eher in Aussicht gestellt als abgewiesen wurde.

Von der wirthschaftlichen Seite und den voraussichtlichen wirthschaftlichen Folgen des Gesetzes sehen wir ab. Beachtenswerth dürfte in dieser Hinsicht die Stellung sein, welche die socialdemokratische Partei des

Reichstags zu der Gesetzesvorlage einnahm. Sie äußerte sich sympathisch zu derselben, aber mit starker Verwahrung. Die Gesetzesvorlage war ihr genehm, insofern sie einen Ansatz zur Aufbesserung der wirthschaftlichen Verhältnisse der arbeitenden Kreise enthalte. Aber doch verwahrte sie sich dagegen, die Vorlage als eine eigentliche Wohlthat anzuerkennen; das würde sie erst sein, wenn der Staatssäckel sich viel weiter öffne, um den Kreis der Versicherten zu vergrößern und die vorgeschlagene Rente zu erhöhen. Nun, dieses Urtheil der Socialdemokratie kann weder zu Ungunsten, noch zu Gunsten des Gesetzes sprechen. Daß die Forderungen der Socialdemokratie nicht alle materiell unberechtigt sind, wird jeder leicht zugeben; daß aber auch nicht alle Forderungen derselben in den Grenzen der Berechtigung sich bewegen, ist ebenso wenig zweifelhaft. Darum kann ihr Tadel und ihr Lob ein sehr gerechtes und sehr wohlthätiges Gesetz treffen. Bedenklich wird eine Einrichtung, nicht wenn sie materiell mit irgend einer Forderung der Socialdemokratie übereinstimmt, sondern wenn sie ihr formell gerecht wird, d. h. eine Verwirklichung ihrer Grundsätze und Theorie ist.

Wer jedoch die Verhandlungen über das in Rede stehende Gesetz verfolgt, dem wird vielleicht mit uns auffallen, daß die grundsätzliche und rechtliche Begründung nicht eingehender zum Gegenstand der Debatten gemacht wurde. Kurz finden wir eine solche gegen Anfang der Motive der Regierungsvorlage: „Auch hier handelt es sich um ein erhebliches socialpolitisches Bedürfniß des Gemeinwesens. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses ist völlig sicherzustellen. Eine solche Sicherstellung bleibt aber ausgeschlossen, wenn die Benutzung der behufs Befriedigung des Bedürfnisses zu schaffenden Einrichtungen, mögen sie im übrigen auch noch so zweckmäßig sein, lediglich dem freien Willen überlassen bleibt."

Wir möchten glauben, diese Sätze, selbst wenn alle zugegeben werden, begründen noch nicht das Gesetz in seiner ganzen Tragweite, wenigstens noch nicht den directen staatlichen Zwang. Für die Begründung der Ausdehnung des Gesetzes dient der folgende Satz: „Hat die Gesetzgebung überhaupt die Aufgabe, die Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter zu regeln, so muß sie auch Vorsorge treffen, daß die zu schaffende Fürsorge allen Personen zu gute kommt, welche ihrer bedürfen." Dies würde in dem Fall zu Gunsten der Staatsversicherung zutreffen, wenn die Fürsorge für die alten und invaliden Arbeiter überhaupt direct und unmittelbar zur Aufgabe des Staates gehörte; allein das wird niemand zu behaupten wagen, der nicht den Staat zum allgemeinen Brodvater aller Staatsangehörigen machen will. Fällt aber jene Fürsorge nur unter ge-

wissen Rücksichten und nach einer gewissen Seite dem Gebiete der staatlichen Thätigkeit zu, dann müßten für die Nothwendigkeit oder auch für die Berechtigung solcher Ausdehnung noch andere Beweisgründe hinzutreten.

Doch wir wollen nicht eine Kritik des Gesetzes oder seiner vorhergegangenen Begründung liefern. Vielleicht hat man bei den Verhandlungen des Reichstags geglaubt, die grundsätzlichen Erörterungen über die Versicherungsfrage im allgemeinen hätten genugsam stattgefunden in den verflossenen Jahren, als die Unfallversicherungsvorlage zur Debatte stand. Unbestreitbar gibt es viele Berührungspunkte zwischen beiden Gesetzen, jedoch auch der Verschiedenheiten mehrere, besonders weil man jetzt nicht ganz auf denselben Boden sich stellte, wie damals. Aber eben weil es in allen verschiedenen Versicherungsgesetzen so viel Gemeinsames gibt, wenden wir uns hier zu dem Versicherungswesen und seinem Zwang im allgemeinen. Die rechtliche Seite dieser weitgehenden Frage kam, wie gesagt, im deutschen Reichstag zur Sprache, als es sich um die Unfallversicherung der Arbeiter handelte. Am einfachsten und radikalsten freilich löst diese Frage zu Gunsten der Staatsgewalt die Socialdemokratie und der Staatssocialismus. In ihrer vollen Ausgestaltung wird weder die eine noch die andere Theorie auf eine Quotenvertheilung der Beiträge zur Erzielung der Versicherungsrente viel Werth legen, noch darüber viel nachdenken, von wem die Last eigentlich zu tragen sei: das alles hat eben nach dem Socialismus, heiße er Staatssocialismus oder Socialdemokratie, der Staat zu leisten und zu besorgen und zur Bestreitung der Kosten das Privateigenthum der einzelnen, als Gemeingut für die Gesammtheit, heranzuziehen. Jedoch eine solche Theorie ist schon gerichtet. Sie läßt Privatrecht und Privatthätigkeit neben dem Staate nicht bestehen. Je mehr von allem Besitz und von aller Thätigkeit vom Staatsmagen erst aufgenommen und dann an die einzelnen Glieder übermittelt wird, desto besser und vollkommener ist der Socialismus. Doch da maßt sich der Staat etwas zu viel von Thätigkeit an. Ein solches Verfahren paßt nicht einmal mehr für Menschen in den Kinderschuhen, viel weniger für selbstbewußte Männer.

Den Staatssocialismus wollen freilich nicht alle so weit ausgedehnt wissen. Aber das ist bei allen Schattirungen und allen Abschwächungen der gemeinsame Punkt, daß das staatliche Recht einfachhin über das Privatrecht gehe, es nach Gutbefinden ebenso einschränken und abschaffen könne, wie er es aufgestellt und ins Dasein gerufen habe. Das ist jedoch eine Lehre, welche vor einer gesunden Philosophie nicht bestehen kann und welche, wenn man mit ihr Ernst machte, zum Umsturz und Untergang

der gesellschaftlichen Verhältnisse führen müßte. Dem Socialismus kommt bei dem in Frage stehenden Punkte die Staatstheorie gleich, welche nach Hegel'schem Recept einen Gott-Staat, d. h. Staatsgötzen, aus der Retorte der neuen Wissenschaft destillirt. Auch bei ihr kann von Rechtsbedenken in der Versicherungsfrage nicht die Rede sein. Wenn der Staat das höchste Recht und die Quelle alles Rechtes ist, wenn alles andere Recht nur durch ihn ist und besteht, dann braucht man nie nach Recht oder Unrecht zu fragen, sondern nur dafür zu sorgen, daß das Erwünschte Gesetz wird, und alle Schwierigkeit ist mit einem Mal gehoben. Wenn der Katholik nicht schon durch die gesunde Vernunft über die Thorheit solcher Sätze belehrt wäre, dann würde er es durch den Syllabus Pius' IX. In diesem wird n. 39 jener Satz verurtheilt: „Der Staat genießt, als die Quelle und der Ursprung jeglichen Rechtes, selbst ein unbeschränktes Recht." Die christliche Philosophie und der geoffenbarte Glauben entwerfen uns eine ganz andere Zeichnung von der Aufgabe und infolge dessen auch von der Rechtsbefugniß der Staatsgewalt. Ihre Aufgabe ist eine beschränkte, und so auch ihre Befugniß eine beschränkte. Bei jedem Gesetzeserlaß ist darum die erste Frage, ob die rechtliche Befugniß zu demselben vorhanden sei. Im Falle der Verneinung würde nur ein Scheingesetz das Gesetzbuch füllen helfen; dem hl. Thomas von Aquin und nach ihm allen kirchlichen Gelehrten war das so klar, daß sie von der Erfüllung oder Nichterfüllung jener Bedingung geradezu die Gesetzesexistenz abhängig machen. Ein Gesetz muß wesentlich gerecht sein, d. h. die Rechtsbefugniß des Gesetzgebers nicht überschreiten und überhaupt eine Rechtsverletzung nicht enthalten; fehlt dies eine der wesentlichen Elemente, so fehlt eben die Wesenheit eines Gesetzes.

Ueber Zweck und Befugniß des Staates und der Staatsgewalt enthält ein Satz der Encyklika Leo's XIII. Immortale Dei, wenn auch nur indirect, einen wichtigen Wink. „Von Natur aus", sagt der Papst, „ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Gesellschaft zu leben; denn da ihm in der Vereinzelung die zum Leben nothwendige Pflege und Fürsorge fehlt, ebenso auch die Bildung des Geistes und Gemüthes nicht möglich ist, deswegen hat die göttliche Vorsehung es so geordnet, daß er für die menschliche Gesellschaft, die häusliche nicht nur, sondern auch die bürgerliche, geboren wurde; denn nur diese kann ihm vollkommenen Lebensbedarf bieten." Also die Pflege und Fürsorge, die Beschaffung des zu einem völlig menschenwürdigen Leben Erforderlichen, soweit es ohne die bürgerliche Gesellschaft nicht geboten werden kann, dem Menschen zu be-

schaffen, das ist der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft; was zur Erreichung dieses Zweckes erforderlich ist, dazu kann die öffentliche Gewalt die Mitwirkung der einzelnen unter gerechter Vertheilung der Lasten anhalten und zwingen. Der Staat in sich ist nicht sich selber oberster Zweck, sondern sein Zweck ist Hilfe der einzelnen, insofern sie eine Gesammtheit bilden. Seine Thätigkeit muß also darauf gerichtet sein, daß möglichst vielen der Gesammtheit, d. h. der einzelnen Staatsbürger, ausreichende Hilfe zur Ermöglichung eines menschenwürdigen Lebens auf dieser Welt verschafft werde; daß dabei an die einzelnen für sich genommen Opferleistungen herantreten können, ja daß unter Umständen einige größere Opfer bringen müssen, als sie Gutes erwarten können, ist unvermeidlich und kann pflichtgemäß werden, weil das Wohl vieler dem Einzelwohl vorgeht und weil die volle Ausgleichung zwischen Opfer und Vortheil oder Genuß nicht in diesem Leben, wohl aber um so ergiebiger im andern Leben zu erwarten ist.

Diese Hilfe nun, in welcher der ganze Zweck des Staates aufgeht, umfaßt vor allem zwei Stücke: 1. Den Rechtsschutz, 2. Beschaffung von Mitteln und eine derartige Ordnung der Verhältnisse, daß durch sie die zeitliche Wohlfahrt der einzelnen und der Gesammtheit allseitig gefördert werden könne. Der Rechtsschutz steht in erster Linie. Er ist dasjenige, was bei der thatsächlichen Beschaffenheit der Menschen und den leider zu oft sich bethätigenden Leidenschaften für ein nur einigermaßen gedeihliches Zusammenleben am nothwendigsten ist; darum tritt auch bei den ursprünglichsten und einfachsten Formen der bürgerlichen Gesellschaft die Rechtssprechung und der Rechtsschutz am ausgeprägtesten in den Vordergrund der Amtswaltung der öffentlichen Gewalt. Dieselbe beschränkt sich fast auf sie. Wir können diese Aufgabe der bürgerlichen Gewalt die negative Förderung des öffentlichen Wohles nennen. Die zweite oben genannte Aufgabe, die positive Förderung des öffentlichen Wohles durch Anregung und Erleichterung der dahin gerichteten Privatthätigkeit, durch Hervorrufen von öffentlichen Anstalten und Einrichtungen des gleichen Zweckes, wird bei fortgeschrittener Culturentwicklung die Kräfte und Thätigkeiten der öffentlichen Gewalt und der in den verschiedenen Staatsämtern arbeitenden Beamten vielleicht mehr noch in Anspruch nehmen, und wird leicht die vornehmste, wenn auch nicht die nothwendigste Aufgabe. Sie ist aber auch ihrer Natur nach, mehr als die Handhabung des Rechtsschutzes, Mißgriffen ausgesetzt. Vor allem muß die bürgerliche oder staatliche Gewalt sich bewußt bleiben, daß sie in Beförderung des irdischen Wohles eben nur helfen, den ein-

zelnen nachhelfen soll; daß sie die Erlangung desselben den einzelnen zwar nach Kräften ermöglichen soll, daß sie aber nicht die Sorge für dieses Gut an Stelle der einzelnen selbst in die Hände nehmen darf.

Aehnlich wie den einzelnen gegenüber, hat die Staatsgewalt sich gegen jene unvollkommeneren gesellschaftlichen Bildungen zu verhalten, welche sich ganz natürlich auf dem Boden individueller Freiheit entwickeln; die freie Thätigkeit der einzelnen, wie der Vereine hat der Staat anzuregen, zu erleichtern, zu regeln und zu überwachen, aber nicht zu ersticken. Was und wie lange es durch die Thätigkeit der einzelnen oder durch freie Vereinsthätigkeit erreicht werden kann, das hat die staatliche Gewalt nur innerhalb der Rechtsschranken zu halten und zu fördern, nicht durch staatliche Zwangsanstalten zu ersetzen. Erst wo jene freie Thätigkeit versagt, da ist durch staatliche Anstalten, wo nöthig auch durch Zwangsanstalten, einzugreifen. Wenn die öffentliche Gewalt gar viele Dinge in die Hand nimmt oder auch je nach der augenblicklichen Lage in die Hand nehmen muß, ist das allein schon ein Zeichen höchst ungesunder Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens. Die Träger der öffentlichen Gewalt hätten nachzudenken, ob nicht schon längst verkehrte Bahnen eingeschlagen seien.

Wenden wir diese allgemeinen Erörterungen auf das Versicherungswesen, speciell der arbeitenden Klasse, an. Schon früher (Bd. XXXIV. S. 21 ff.) kamen die hierauf bezüglichen Grundsätze zur Sprache. Dort faßten wir die bei den Debatten über die Reichs-Unfallversicherung zur praktischen Geltung gekommenen Grundsätze in folgende Hauptpunkte zusammen: „1. Die Versicherung der in der Industrie beschäftigten Arbeiter fällt nicht diesen, sondern der Industrie zur Last. 2. Die Versicherung und deren Verwaltung wird nicht unmittelbar vom Staate in die Hand genommen, sondern von besonderen Berufsgenossenschaften, welche sich in einzelnen Orten oder in bestimmten Kreisen bilden können, bezw. müssen." Das sind die Sätze, welche allgemein auf den Versicherungszwang der arbeitenden Klassen, sei es gegen Unfall, sei es gegen andere Nöthen, ihre entsprechende Anwendung finden und als annehmbar gelten dürften. Auch der einigermaßen in ihnen angedeutete Zwang, welcher ja thatsächlich durch das Unfallgesetz zur Geltung gekommen ist, hat gerade darum nichts Bedenkliches, weil er zwar ein Versicherungszwang, nicht aber eine Zwangsversicherung ist, und weil dieser Zwang nur gegen diejenigen gekehrt ist, welchen naturgemäß die Sorge für die Betroffenen zufällt. Zu wessen Gunsten der Arbeiter seine Arbeitskraft aufgewendet und die Gefährdung seiner selbst übernommen hat, der ist, sei es als einzelner, sei es als Glied

einer großen Berufsgruppe, am natürlichsten zu einem Entgelt anzuhalten, wenn jene Gefährdung zur Wirklichkeit und die Arbeitskraft zu nichte geworden ist.

Dieser Zwang läßt sich von seiten des dem Staate zustehenden Rechtsschutzes begreifen und rechtfertigen, und zwar nach doppelter Auffassung oder nach doppelter Richtung hin. Nach der einen Richtung schützt so die öffentliche Gewalt eine große Anzahl Staatsbürger vor einer schwer belastenden Sorge, der Sorge für den Unterhalt von arbeitsunfähigen und, weil unbemittelten, deshalb nothleidenden Gliedern, welche, falls anderweitig nicht vorgesorgt ist, bei der massenhaften Anstauung der Arbeiter in industriellen Länderstrichen den Gemeinden zur Last fallen, wiewohl die Industrie es ist, welche diese Last hervorruft. Der Versicherungszwang gegen Unfälle in industriellem Betrieb, wie er durch das deutsche Reichsgesetz eingeführt wurde, ist unter dieser Rücksicht gewissermaßen eine polizeiliche Maßregel, welche getroffen wird zur Verhütung einer übermäßigen Armenlast oder zur Abwälzung derselben von den Schultern derer, für welche die erzwungene Beisteuer bis zur erforderlichen Höhe eine hohe Unbilligkeit, ja Ungerechtigkeit enthielte. Das Gesetz ist unter dieser Rücksicht in Wirklichkeit eine Rechtssicherung oder Versicherung der Gemeinden gegen ein ungerechtes Uebermaß der Armensteuer und eine Zuweisung dieser Steuer an die Industrie, welche allein die Ursache zu den Unfällen und der Verarmung der betroffenen Arbeiter sammt deren Folgen legt. Gerade die Industrie kann und darf der Staat weit eher zu Gunsten der Arbeiter belasten, damit diese nicht nur für die Dauer der wirklichen Arbeit und Arbeitstüchtigkeit, sondern auch darüber hinaus ihren angemessenen Unterhalt finden, weit eher, als daß er die Kreise kleinerer Arbeitgeber in ähnlicher Weise belaste. Die Industrie schafft nämlich jene ausgedehnte Nothlage der Arbeiter; die anderen kleineren Kreise finden die wirthschaftliche Lage, wie sie ist, vor und haben manchmal selbst mit ihr zu rechnen und zu kämpfen, sie können darum nicht in gleicher Weise für alle eventuellen Folgen verantwortlich gemacht werden.

Nach anderer Richtung hin ist jedoch das Unfallgesetz eine directe Versicherung und ein directer Rechtsschutz der Arbeiter selbst. Für die geleistete Arbeit nämlich hat jeder, der dieselbe geleistet, ein Anrecht auf gebührendes Entgelt. Abgesehen von etwaiger besonderer Gefahr, welche mit der Arbeit verbunden ist, soll die Arbeit ihren Mann ernähren, d. h. unter normalen Verhältnissen ihm so viel eintragen, als er für sich und seine Familie, soweit und solange sie etwa noch arbeitsunfähig ist, bedarf.

Ist die Arbeit gefahrvoll, wie es die Fabrikarbeiten ihrer Natur oder ihren Umständen nach durchgängig mehr oder weniger sind, so ist es durchaus billig und gerecht, daß für diese Gefahr außerdem dem Arbeiter eine Entgeltung werde; es ist dieses die in Werthausdrücken gefaßte Abschätzung der Gefahr. Will man dieselbe zum Lohne hinzuschlagen, so muß ein Lohnüberschuß gegeben werden. Will der Arbeitgeber statt dessen die Versicherung gegen Unfälle oder die Haftbarkeit für die nicht schuldbar vom Arbeiter selbst herbeigeführten Fälle übernehmen, so ist dies formell zwar eine andere Art der Entgeltung, wesentlich jedoch nicht verschieden von der Lohnerhöhung. Aus Zwecken des öffentlichen Wohles kann die staatliche Gewalt die letzte Art der Entgeltung durch Versicherung oder Haftbarkeit vorschreiben. Aber wie die Zahlung des Lohnes eine vom Arbeitgeber zu erfüllende Leistung ist, so obliegt naturgemäß auch die Versicherung oder Haftbarkeit dem Arbeitgeber.

Diese Ideen, unseres Erachtens einfach und klar, haben im Versicherungsgesetz des Deutschen Reiches gegen Unfälle und im Haftpflichtgesetz der Schweiz ihre Verkörperung gefunden. Der Boden, auf welchem man sich hier befindet, scheint unbedenklich und fest zu sein, wiewohl die Frage über Nothwendigkeit oder Ersprießlichkeit der engern und weitern Ausdehnung auch dieses Versicherungszwanges, besonders wenn man von der eigentlichen Industrie oder Maschinenarbeit zu analogen Beschäftigungen übergeht, den Gründen für und wider offen bleiben kann.

Wir können aber fragen: Wäre es berechtigt gewesen, die Haftbarkeit oder die Versicherung gegen Unfälle statt der Industrie dem Staate zur Last zu legen, d. h. alle Steuerzahler oder Staatsbürger zur Deckung der Kosten heranzuziehen? Es hieße das, die Gesammtheit der Staatsbürger mitzahlen lassen für eine Arbeit, welche weder von ihnen, noch vom Staate gefordert, noch auch ihnen oder dem Staate geleistet wäre; die Gesammtheit der Staatsbürger müßte statt der industriellen Arbeitgeber zur Entlöhnung der von diesen geworbenen und ausgenützten Arbeiter beitragen — ein Almosen an die industriellen Arbeitgeber zahlen. Daß bei staatlichen Betrieben wie der unmittelbare Arbeitslohn, so auch jene Lohnerweiterung oder Versicherung aus der Staatskasse geht und von allen Bürgern zu tragen ist, versteht sich; daß solches aber zu Gunsten von Privatunternehmen auch recht wäre, ist aus sich nicht erfindlich. Allerdings, wenn die Industrie dieses Almosen nöthig hat, und wenn sie durch den Nutzen, den sie der Gesammtheit der Staatsbürger oder dem öffentlichen Wohle leistet, in diese Nothlage und Bedürftigkeit gekommen ist,

dann läßt sich eine derartige zeitweilige Unterstützung rechtfertigen; sonst aber müßte man zusehen, ob nicht eine solche Industrie ihre Lebensberechtigung verwirkt hätte.

Der Boden, auf welchem die Unfallversicherung aufgebaut wurde, ist bei der Invaliditäts- und Altersversicherung verlassen worden. Wir können fragen: Weshalb? Lagen für die Staatsgewalt Gründe vor rücksichtlich des Rechtsschutzes, der ihre nothwendigste Aufgabe ist, oder rücksichtlich der positiven Inangriffnahme der Förderung des Gemeinwohles, welche wir oben als die zweite wichtige Aufgabe der Staatsgewalt bezeichnet haben?

Untersuchen wir zuerst, ob man von seiten des Rechtsschutzes, den der Staat zu gewähren hat, auf einen andern Weg gewiesen wurde. Bei dem Invaliditäts- und Altersgesetz wird die Last der Versicherung getheilt zwischen Industrie, Arbeiter und dem Staate, d. h. der Gesammtheit der Steuerzahler. Die Versicherung selber und deren Ausführung wird nicht bloß durch Staatsgesetz zur Pflicht gemacht, sondern vom Staate selber in die Hand genommen. Das sind die Unterscheidungspunkte zwischen der Unfallversicherung und zwischen der Alters- und Invaliditätsversicherung. Die staatliche Aufgabe des Rechtsschutzes rechtfertigt unseres Bedünkens jenes so wesentlich verschiedene Verfahren nicht. Wenn man beim Unfallgesetz glaubte, daß die Gründe der Billigkeit und Gerechtigkeit für die Belastung der Industrie mit Ausschluß der übrigen Elemente spreche, so scheinen bei der Invaliditäts- und Altersversicherung dieselben Gründe für die Belastung der Industrie und die Entlastung aller übrigen zu sprechen.

Die Beitragsquote der Arbeiter selber läßt sich aus der Idee des Rechtsschutzes wohl nicht erklären. Es ist ein aufgezwungener Schutz für die Zeit des Alters und der Arbeitsunfähigkeit, welcher mit sofortigen und vielleicht lange zu tragenden Lasten erkauft werden muß und wohl für die wenigsten zur Wirklichkeit werden wird. Zwar ist die ganze Einrichtung unbestreitbar eine Wohlthat für den Arbeiter, weil er ihm sofort die sichere Aussicht gibt, im Fall der erwiesenen Arbeitsunfähigkeit oder hohen Alters nicht ganz hilflos dazustehen, und weil bei denen, die wirklich in diese Lage kommen, die Aussicht zur That wird. Allein es läßt sich doch denken, daß manche wegen der Unsicherheit des thatsächlichen Nutzens es vorziehen, von der Last der wöchentlichen Beisteuer frei zu sein und das übrige Gottes Vorsehung und dem Mitleid der Nebenmenschen zu überlassen. Nach dieser Seite hin kann man also eine solche Versicherung schwerlich als Rechtsschutz der Arbeiter auffassen. — Vielleicht

aber als Rechtsschutz der Gemeinden, welche sonst für die thatsächlich unfähig gewordenen Arbeiter aufkommen müßten und dadurch mit Armensteuer über Gebühr belastet würden? Bei dieser Anschauung wären die ständigen Beiträge, welche zur Erzielung der Rente gezahlt werden müssen, einer Steuer ähnlich, welche zum voraus erhoben würde, um die zukünftige Belastung der Gemeinde zu verhüten. Allein eine solche Steuer läßt vielleicht noch schwerere Bedenken zu, insofern gerade derjenige Beitrag ins Auge gefaßt wird, welcher von den Arbeitern zu leisten ist. Zumal wenn der Lohn des Arbeiters so niedrig ist, daß er entweder an sich oder wegen der besonderen Verhältnisse des Arbeiters kaum zur Bestreitung des Nothdürftigsten genügt, würde wohl niemand es wagen, unter dem Namen „Steuer" von diesem einen Beitrag zu fordern, welcher die Höhe des zu zahlenden Versicherungsbeitrages erreicht. Aber auf den Namen kommt es nicht an, wenn die Sache sich deckt.

Also als Rechtsschutz überhaupt, sei es nach der einen oder nach der andern Seite, hat der Beitrag der Arbeiter selbst etwas Bedenkliches. Sofern also der Staat *diese* Aufgabe hat, den Rechtsschutz zu gewähren, kann ihm die Befugniß zur Einführung eines Versicherungsgesetzes, wie wir unterstellen, nicht zugesprochen werden.

Darum müssen wir auf die andere Aufgabe des Staates hinblicken, die positive Fürsorge für Anstalten und Einrichtungen zur Beförderung des allgemeinen Wohles. Um über die Ausdehnung der diesfallsigen Befugniß ein richtiges Urtheil zu fällen, muß der Blick sich auf folgende Punkte richten: 1. ob die fragliche Einrichtung das zum Wirkungskreis der bürgerlichen Gewalt gehörige Gemeinwohl befördere; 2. ob die Inangriffnahme staatlicherseits nothwendig sei, weil durch private Thätigkeit das erforderliche Ziel nicht genügend erreicht werden könne; 3. ob das voraussichtlich zu erreichende Gut in genügendem Verhältniß stehe zu den Lasten, welche zu dessen Verwirklichung auferlegt werden müssen; 4. ob die erforderlichen Mittel ohne anderweitige Rechtsverletzung beschafft werden können. Die an zweiter und dritter Stelle angegebenen Punkte sind selbstverständlich auch ein Gegenstand der praktischen Klugheit; bei ihnen wird es in erster Linie auf eine vernünftige Ueberzeugung der zuständigen Autorität ankommen, zumal eine widerspruchslose Einigung aller Betheiligten schwer zu erzielen sein wird.

Wenn wir diese allgemeinen Grundsätze auf den Versicherungszwang anwenden wollen, so dürfte mit Leichtigkeit alles bereinigt werden und unbeanstandet bleiben, sobald man Umgang nimmt von dem Beitrage,

den die Arbeiter selbst durch directen Zwang zu leisten haben. Ein indirecter Zwang, welchen die staatliche Gewalt dadurch z. B. ausübte, daß sie die industriellen Arbeitgeber unter Strafe der Concessionsentziehung des industriellen Betriebes anhielte, auf die eine oder andere Weise für die wirksame Versicherung aller Arbeiter Sorge zu tragen, würde grundsätzlichen Bedenken schwerlich unterstehen. Der directe Zwang unter dem Namen und dem sachlichen Begriff einer Art Steuer läßt sich, wie wir oben sahen, unter die Idee des staatlichen Rechtsschutzes nicht bringen. Bleibt dieser Zwangsbeitrag der Sache nach eine Art Steuer der Arbeiter, mag er formell wie auch immer benannt werden, so wird er wohl ebensowenig unter der Idee der staatlichen Fürsorge für die Förderung des Gemeinwohles sich genügend rechtfertigen lassen. Wäre er aber der Sache nach nicht sowohl ein Beitrag der Arbeiter, als vielmehr ein Beitrag der Arbeitgeber, dann ließe sich derselbe mit Rücksicht auf das Gemeinwohl schon erklären; selbst die Form eines Theilbeitrages seitens der Arbeiter ließe sich aus praktischen Gründen rechtfertigen, wenn nur in Wirklichkeit die Arbeiter nicht belastet, sondern durch einen Lohnzusatz über den zum Unterhalte erforderlichen Lohn dazu in Stand gesetzt würden. Praktische Gründe können eben sehr wohl eine gewisse Theilnahme der Arbeiter selbst rechtfertigen; sie selber gewinnen mehr Interesse daran, sie gewinnen auch formell um so mehr ein gewisses Anrecht auf Theilnahme an der Verwaltung oder Anwendung des Gesetzes.

Diese praktische Rücksichtnahme dürfte auch, wenn nicht entgegenstehende zwingende Gründe ein anderes erheischen, eher zu Gunsten genossenschaftlicher Versicherungen, als staatlicher Versicherungen sprechen. Jedenfalls ist die öffentliche Gewalt viel eher befugt, solche genossenschaftliche Anstalten zwangsweise einzuführen, als die Anstalten selbst unter staatliche Aufsicht und staatliche Leitung zu nehmen.

Bisher haben wir des staatlichen Zuschusses, welcher thatsächlich in das deutsche Versicherungsgesetz aufgenommen ist, noch nicht gedacht. Wie weit ist derselbe gerechtfertigt? So weit und nicht weiter, als die Zusage öffentlichen Almosens gerechtfertigt ist. Es wird also ein Nothstand erwiesen sein müssen, welcher eine solche öffentliche Unterstützung nothwendig macht. Ob dieser vorliegt, und ob er in der Ausdehnung des Gesetzes vorliegt, das zu untersuchen ist Sache derer, welche an der Gesetzgebung selber betheiligt sind.

Wir müssen uns auf diese Bemerkungen beschränken. Sie dürften aber zeigen, daß, wenn man die Versicherungspraxis möglichst erweitern

will, eine theoretische Erörterung über Recht und Befugniß jedenfalls vorher am Platze ist, damit nicht etwas eine thatsächliche Einrichtung werde, was einer theoretischen Grundlage entbehre und darum auch in sich selbst den Keim des Unterganges trage. Beherzigenswerth ist aber auch die Mahnung, welche bei den Debatten des Reichstages über die Invaliditäts- und Altersversicherung gemacht wurde, daß das Gebot des gesetzlichen Arbeiterschutzes am nothwendigsten und dringlichsten sei. „Die Beseitigungen der Ursachen, welche das Uebel der Arbeitsunfähigkeit hervorrufen," wurde dort von einem Redner betont, „erscheint mir die vornehmste Forderung ... Daß es nothwendig ist, nach dieser Richtung hin Bestimmungen zu treffen, geht hervor aus dem verhältnißmäßig niedrigen Durschnittslebensalter, welches die arbeitenden Klassen gegenüber anderen Klassen zeigen, und aus der zahlreich eintretenden vorzeitigen Arbeitsunfähigkeit der Lohnarbeiter." Diese Worte beruhen ganz gewiß auf Wahrheit: nicht als ob darum alle Versicherungsgesetze als unwerthig zu erachten seien; wohl aber ist es am Platze, immer von neuem zu betonen, daß, wenn das minder Wichtige betrieben wird, das Wichtigere und Nothwendigere doch auch in wirksamen Angriff genommen werden müsse. Wenn dann der oben angeführte Redner bezüglich jenes Schutzes nur auf vereinzelte ungenügende Ernährung infolge niedrigen Lohnes und auf mangelhafte Krankenpflege hinweist, so ist diese Aufzählung der einzelnen Punkte des Rechtsschutzes jedenfalls ungenügend. Es gibt da einige hochwichtige Punkte, welche sowohl auf das gesundheitliche, wie auf das ganze sittliche Leben der Arbeiterwelt uns hinüberführen, Punkte, welche die Abgeordneten des Centrums schon so oft zur Sprache gebracht haben, und welche auch in diesen Blättern schon mehrmals berührt wurden. Hier sind vor allem die Sonntagsruhe, die Einschränkung, bezw. Verbot der Kinder- und Frauenarbeit, Normirung des Arbeitstages, die sittliche Ueberwachung und Schützung zumal der jugendlichen Arbeiter zu nennen — Fragen, von denen die meisten auf dem Programm der internationalen Arbeiterschutz-Versammlung stehen. Diese Fragen sind allesammt auch noch im Deutschen Reich zu lösen. Wer die Schuld tragen würde, eine internationale Einigung über diese und ähnliche Punkte des Arbeiterschutzes zum Scheitern zu bringen, der würde eine schwere Verantwortlichkeit vor ganz Europa auf sich laden, und es würde ihn der Vorwurf treffen, dem immer drohlicher werdenden socialen Umsturz neuen Zündstoff zugeführt zu haben.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Die Grundwahrheiten des Christenthums im Lichte der „modernen Ideen".

(Schluß.)

II.

Wenden wir uns zur zweiten Frage. Welches Bild entwirft uns Carriere im Namen der modernen Wissenschaft von der Person und dem Wirken unseres anbetungswürdigen Erlösers? Charakteristisch ist sofort die Bemerkung, mit welcher die über Christus handelnden Erörterungen eingeleitet werden, daß nämlich die vorhin entwickelte Gottesidee uns nun auch im Zusammenhang mit dem Evangelium „als die Ueberzeugung Jesu" klar werden solle. Also ein pantheisirendes Christusbild — als Frucht der modernen Weisheit? wird vielleicht mancher Leser erstaunt ausrufen. Allerdings, so ist es. Und wir wollen gleich beifügen, daß sich die gleiche Auffassungsweise in den Schriften mancher Koryphäen jener theologischen Wissenschaft findet, welche daran arbeitet, die Lehren des Evangeliums mit der modernen Wissenschaft und der modernen Weltanschauung „auszusöhnen".

Carriere geht davon aus, daß Gott von Jesus Vater genannt werde. Es sei nämlich die Güte Gottes, die Jesus vor allem empfunden und mit der er sich in der Güte des eigenen Herzens eins gewußt habe. Darum fordere Jesus die Liebe zu Gott und den Menschen, den Brüdern, als des Gesetzes Erfüllung. „Daß wir Gott als den Vater wissen und lieben, das ist für Jesus das Wesen der Religion." Die altchristlichen Begriffe von den Bedingungen und Erfordernissen der Gotteskindschaft, zu der uns Gottes eingeborener Sohn berufen hat, sind begreiflicherweise für die moderne Theologie ein überwundener Standpunkt. Und so wird frischweg für das Vaterverhältniß Gottes zu uns „Wesensgemeinschaft" verlangt, natürlich eine vollkommene, im Sinne des Alleins. Damit ist dann ohne Schweißvergießen, in der denkbar einfachsten Weise das Ziel bereits erreicht: „Der in sich Eine, Unendliche, der sich in allem selbstbestimmend entfaltet, den Lebensquellen freien Lauf läßt und sich in ihnen selbst erschließt, der alles aus dem eigenen Wesen hervorbringt, als Urkraft in allen Kräften sich bethätigt, in allem Endlichen sich einwohnend gestaltet, der alles in sich hegt und trägt und über allem bei sich selbst

ist, dieser Gott, wie ich ihn in Anschauung der Wirklichkeit als den Seienden dargestellt, er ist der Vater, dessen Kinder wir sind." Und wie für Jesus das Wesen der Religion darin bestand, daß er Gott als den Vater wußte und liebte, so soll es auch bei uns sein. „Wir nennen ihn nach Jesu Vorgang mit dem Vaternamen, denn wir sind seine Kinder, nicht aus fremdem Stoff und fremder Wesenheit geformte, sondern aus seinem eigenen Wesen herausgebildete Wesen." „Wir sind Glieder eines Ganzen, eingegliedert in den Weltzusammenhang, und das Gefühl, zugleich abhängig und getragen zu sein vom Unendlichen ist das religiöse, das als Gottesfurcht und Gottesliebe sich bezeugt." Das ist das Wesentliche der uns durch Jesus gewordenen Heilsverkündigung.

Christus ist aber auch unser Erlöser. Wie stellt sich diese Wahrheit im Lichte der modernen Weltanschauung dar? Die Erlösung — das ist das erste — bezieht sich auf die Schuld. Was also ist Schuld? Dies lehrt uns Shakespeare's Richard III. Er hat „das große Wort der Schuld" ausgesprochen: „Ich bin ich selbst allein!" Das bedarf freilich der Erklärung; darum hören wir: „Unsere erste Geburt ist die zur Selbstheit, und das Gute, Wahre, Schöne ist nur wirklich als Gefühl, Gesinnung und Einsicht des Selbstes, der sich selbst bestimmenden Subjectivität; aller Werth des Lebens beruht im Gefühl des Selbstes. Aber in der Selbstheit liegt sofort auch die Gefahr der Selbstsucht; das Selbst sucht nun nur seinen Genuß, seine Lust, seine Bethätigung, sein Glück, unbekümmert um das Wohl und Weh des andern, und spricht am Ende mit Shakespeare's Richard III. das große Wort der Schuld: Ich bin ich selbst allein!" Die Schuld laste nun wirklich auf der Menschheit; diese sei thatsächlich der Gefahr der Selbstsucht erlegen. Gerade das Heraustreten des endlichen Willens aus dem göttlichen sei es, was wir Sündenfall nennen. Dementsprechend vollziehe sich nun die Erlösung. Sie finde statt, werden wir belehrt, in jener Wiedergeburt, von welcher der Heiland rede: „Es sei denn, daß ihr von neuem geboren werdet, sonst werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." Diese zweite Geburt bestehe darin, daß die eigenwillige Selbstsucht ersterbe, indem sich unser Selbst dem in ihm waltenden Alleinen hingebe. Das Alleine thue sich dem Menschen in seinem Innern als Liebewille kund, es offenbare sich ihm, und das gleiche Alleine biete sich dem Menschen dar „als die aus den Engen und Schmerzen liebloser Selbstsucht erlösende und versöhnende Gnade". Ja wir vermöchten nicht die Sünde zu überwinden und uns aus den Banden der Selbstsucht zu erlösen, wenn nicht der göttliche Wille uns einwohnend

beseelte und uns die Macht der Liebe und durch sie die Möglichkeit des innern Lebens, die Wiedergeburt durch unsere Gesinnung selbst verliehe. „Aber mehr als sich offenbaren, mehr als zur Erlösung und zur Freiheit berufen, kann auch Gott nicht." Die That der Erlösung selbst wird erst durch unsern eigenen Willen gesetzt, wenn wir denselben dem ewigen Willen und seiner sittlichen Weltordnung anschließen, „um nun auch in unserm bewußten Selbst ein Glied des göttlichen Lebens, des Vaters Kind in seinem Reiche zu sein". Für die Nothwendigkeit dieses Selbsteingreifens, gewissermaßen des Selbsterlösens, beruft sich Carriere auf Buddha, dessen Autorität er hoch hält. „Buddha, der indische Weise, der Religionsstifter durch Wort und vorbildliche That, hat in einem Spruche dies scharf ausgedrückt:

‚Du selber thust das Böse und schaffst das Leiden dir,
Du selber fliehst das Böse und schaffst dir Läuterung.
Du mußt dich selbst erlösen, kein Andrer macht dich rein,
In dir liegt Heil und Rettung, Selbst ist der Herr von Selbst.'"

Freilich fügt Carriere bei: „Das ist die eine Seite der Sache, die menschliche." Aber die andere Seite, die „göttliche", haben wir schon vorhin kennen gelernt; es ist nach Carriere's Erklärung die „Offenbarung" und „Berufung" zur Erlösung von seiten des Alleinen in unserm Innern.

Was bleibt nun nach dieser pantheistisch zugestutzten Erlösungstheorie noch übrig von der Erlösungsthat des Gottmenschen, was von der Erlösung durch seinen Tod am Kreuze, was von dem unendlichen Werthe seines kostbaren Blutes, das er als Lösepreis für unsere Sünden vergossen hat? Carriere erklärt allerdings: „Auch ich glaube an die Erlösung durch das Blut Christi, weil sein Tod das Siegel seines Lebens, die Krönung seines Werkes war, weil er dadurch das sittlich-religiöse Ideal vollendete; seine holden Friedensworte am See Genesareth hätten verhallen können, die Gottinnigkeit, die er am Kreuze offenbarte, hat den Sinn der Menschen durch die an der Liebe sich entzündende Liebe mächtiger als alle Rede zum Heil berufen." Allein unser Wortführer der modernen Weltanschauung ist es sich doch bewußt, daß eine solche Verflüchtigung der Erlösungsthat Christi sich mit der ganzen Vergangenheit des gläubigen Christenthums in Widerspruch setzt. Nichtsdestoweniger soll die moderne Weltanschauung und insbesondere die moderne Philosophie den Ausschlag geben. Er schreibt: „Die neue Philosophie wie die sittliche Erfahrung sagen uns gleichmäßig: in allen ethischen Dingen kommt es auf die Gesinnung, auf den Willen an; wie niemand für uns denken und wollen

kann, wie wir uns selbst im Bewußtsein als Ich erfassen, zum Guten uns selbst bestimmen, zur Freiheit uns selbst befreien müssen, so kann auch kein anderer das schuldige Gemüth versöhnen." Der Glaube der Christenheit, daß Christus unsere Schuld auf sich genommen und an unserer statt dem himmlischen Vater Genugthuung geleistet und so die Versöhnung bewirkt habe, ist für Carriere „pharisäische Betrachtung", und er ruft aus: „Ein Gott, der den Unschuldigen leiden ließe, um den Sünder zu begnadigen, wäre wahrlich nicht die Liebe, sowenig wie die Gerechtigkeit, sondern ein blutdürstiger Götze (!!). Hier in dieser Stellvertretung liegt für mich der Sauerteig der Pharisäer, vor dem Jesus die Jünger warnte." Herrn Carriere fehlen sichtlich die elementarsten Begriffe von Sühne, Gerechtigkeit und Liebe, wie die Offenbarung selbst sie uns an die Hand gibt. Sonst könnte er so haarsträubende Anklagen nicht erheben. Dieselben gelten in erster Linie dem Apostel Paulus, wenngleich auch der hl. Augustinus und Luther ausdrücklich mit einbezogen werden. Daß der heilige Paulus in Christus den Repräsentanten der Menschheit erblickt, an dem das Gericht über die Sünde der Menschheit durch seinen Tod vollzogen werde, so daß dieser Tod ein objectiver Sühneact zu Gunsten der ganzen Welt sei, diese erhabene und einzig wahre Auffassung der Erlösungsthat wird von Carriere als „Rest des Pharisäerthums", als „pharisäischer Standpunkt" bezeichnet. Freilich soll sich Paulus auch höher erhoben haben. Vom Standpunkte des äußern Rechts und der zugerechneten Gerechtigkeit bringe er vor zur Versöhnung im Gemüth durch Glauben und Liebe, und vom „hebräischen Deismus" komme er im Anschluß an das hellenische Dichterwort zu höherer Einsicht: daß wir seines Geschlechtes sind. „Diese Idee des sowohl der Welt einwohnenden als in und über ihr bei sich selbst seienden Gottes, des in seiner Entfaltung Unendlichen und doch in sich Einen, wie ich sie als die Ueberwindung der Einseitigkeiten von Deismus und Pantheismus oder die Verbindung von Leibniz und Spinoza philosophisch dargestellt, ist uns die Grundlage für das Verständniß der religiös-sittlichen Erfahrung von Wiedergeburt und Versöhnung, von dem durch die Sünde in der Menschheit getrübten oder verlorenen Kindschaftsbewußtsein und seiner Wiederherstellung durch den reinen Willen Jesu und der in ihm sich offenbarenden Vatergüte Gottes." Dies ist die „höhere Erkenntniß", auf die alles ankommt. Aber ist dieselbe auch ausreichend? Ja, antwortet der moderne Gottesgelehrte, will es aber dann doch nicht gerade verbieten, mit Paulus den Umweg einzuschlagen, wenn nur schließlich die „höhere

Erkenntniß" erreicht wird. „Wenn Paulus auf der Leiter des Judenthums und der pharisäischen Theologie kraft hellenischer Ideen und der innerlichen Erfahrung einer Gottesoffenbarung zur freiern höhern Erkenntniß emporstieg und die evangelische Wahrheit für sich und andere auf diesem Weg erfaßte und begründete, — ist diese Leiter und dieser Umweg auch heute noch nothwendig für uns, oder können wir wie die Jünger Jesu Christen sein im Anschluß an das Evangelium, das wir im Geiste des neuen Lebens verstehen? Jesus forderte die Wiedergeburt, die Umwandlung des sündlich selbstsüchtigen Willens zum Liebewillen, für den Eintritt in das Gottesreich ... Erlösung und Frieden in Gott gewinnen wir durch die Hingabe des Herzens an ihn. Ich glaube, das kann uns genügen, und dann wollen wir nicht verkennen, daß zu Paulus' und Luthers Zeit jener Weg der damaligen Welt ein heilsamer und förderlicher war, und ich möchte niemanden irre machen, der ihn geht, wenn er nur mit den beiden großen Männern zu ihrem Ziele kommt."

Es bedarf wohl keines besondern Nachweises, daß diese Erlösungstheorie mit allem specifisch Christlichen, wahrhaft Uebernatürlichen vollkommen aufräumt. Um die hier geschilderte Erlösung den Menschen zu theil werden zu lassen, waren fürwahr jene alles menschliche Erwarten weit übertreffende Veranstaltungen Gottes nicht von nöthen, welche für die gesammte Christenheit stets der Gegenstand der höchsten Bewunderung, Dankbarkeit, Anbetung gewesen sind.

Und die anbetungswürdige Person des Erlösers selbst? Bleibt dieselbe überhaupt noch anbetungswürdig? Ja wodurch zeichnet sich Jesus noch vor den übrigen Menschen aus? Carriere redet mit großer Hochachtung von den Sittenlehren Jesu und führt deren eine beträchtliche Anzahl im Zusammenhange vor, indem er die darin sich offenbarende Weisheit als die höchste feiert, die jemals von Menschenlippen verkündet worden sei. Wenn er freilich Jesus wiederholt mit Buddha, einmal sogar mit Diogenes in Parallele setzt, so muß dies jedes Christengemüth empören. Von den menschlichen Sittenlehrern sei indessen Jesus doch der größte gewesen. Zugleich habe derselbe alles das, was er gelehrt, auch in Wirklichkeit gethan; er habe das sittliche Ideal vollkommen verwirklicht und sei so das Vorbild der übrigen Menschen geworden. Die ganze religiös-sittliche Bedeutung Jesu, insofern dieser zugleich Lehrer, Vorbild und Erlöser ist, läßt sich nach Carriere dahin zusammenfassen: Indem Jesus seinen Willen mit dem Willen Gottes einte, war in seinem Bewußtsein auch die Trennung von Gott und Menschen aufgehoben, die eintreten

mußte, wenn der endliche Wille in der Sünde vom allgemeinen Willen, seinem Lebensgrunde, sich löste und entfernte. In diesem göttlichen Bewußtsein erkannte er Gott in sich und sich in Gott, war ihm Gott der Vater und er der Sohn, und berief er alle, die eines Sinnes mit ihm wurden, zu gleicher Kindschaft, und erlöste er sie von der Welt der Sünde und ihrem Fluch, indem sie mit ihm Glieder und Genossen des Himmelreichs wurden. Gott ist es, der hierzu beruft, und Jesus verstand den Ruf und folgte ihm mit ganzem Gemüth und allen Kräften, und so erschien in ihm das ethische Wesen Gottes, die Wahrheit und Gnade, leibhaftig, und konnte er sagen: Ich und der Vater sind Eins. Jesus war der erste, der dieses Wort aussprach. Aber, wie wir wiederholt vernommen, wir alle sind berufen, in dasselbe einzustimmen.

Wir fragen wieder: Können die Vertreter solcher Ideen Jesus noch anbeten?

Ueber die in Christus verwirklichte Messiasidee werden wir unter Berufung auf zwei Autoritäten, die als Vertreter der modernen Weltanschauung sich eine nicht beneidenswerthe Berühmtheit erworben haben, wörtlich also belehrt: „Schleiermacher sagte in seinen Vorlesungen über das Leben Jesu: Nicht von den messianischen Weissagungen oder von der Ueberzeugung aus, der Messias zu sein, habe sich das eigenthümliche Selbstbewußtsein entwickelt, sondern umgekehrt, von seinem Selbstbewußtsein aus sei er zu der Ansicht gekommen, daß er mit den messianischen Weissagungen gemeint sei. Strauß nennt dies ein sinnvolles Wort, das sich auch geschichtlich rechtfertigen lasse. Denn wenn Jesus erwog, ob die Hoffnungen des Volkes vom künftigen Heiland auf ihn Anwendung finden könnten, so brachte er sein Selbstbewußtsein von der Kindschaft in Gott bereits hinzu, und überwand kraft desselben alles weltlich Irdische, alles auf Herrschaft und Königthum Deutende; ‚mein Reich ist nicht von dieser Welt', das stand in seinem Gemüth fest, und von da aus vergeistigte und vertiefte er die Messiasidee zur Stiftung eines Gottesreiches der Liebe durch Erleuchtung der Geister und Erlösung der Herzen." Kann man die Vermenschlichung der göttlichen Person unseres Heilandes weiter treiben? Diese Herren, die so gern darin einstimmen, wenn der historische Sinn, die historische Auffassung als eine Errungenschaft der Neuzeit gepriesen wird, entblöden sich nicht, mit Gedankengebilden der Gegenwart an die göttliche Person unseres Heilandes heranzutreten und in diesem Lichte sein Inneres zu analysiren, nicht anders, als hätten sie einen Culturmenschen des 19. Jahrhunderts vor sich! Das ist ein Hohn auf die Wissenschaft und die Religion zugleich!

Wird solchergestalt die göttliche Person des Heilandes ganz in die Sphäre der Menschlichkeit herabgezogen, wird seine Erlöser- und Messiaswürde im Prokrustesbett der modernen Ideen verstümmelt und zerstört, so bleiben auch vom Gottesgesandten und von der Offenbarung, welche er der Welt gebracht, kaum noch Worte übrig. Was Christus der Welt verkündet hat, soll nämlich insofern als Wahrheit anzuerkennen sein, als es auch von seiten der übrigen Menschen erkannt worden sei. Jesus habe in fortwährender Klarheit und Besonnenheit geredet, und Gewissen und Vernunft der Menschheit hätten sein Wort bestätigt. Wie er seinen Willen selbstsuchtfrei mit dem Willen Gottes geeint, so sei auch sein Erkennen in religiös-sittlicher Hinsicht der Ausdruck der ewigen Wahrheit gewesen, die in seinem reinen, gottschauenden Herzen aufgeleuchtet. Es sei der „allgemeine Geist", der bei solchem Erkennen im Individuellen mächtig werde, wie ja auch in den Denkgesetzen und ihrer Zusammenstimmung mit den Weltgesetzen, sowie in der Herrschaft der sittlichen Weltordnung das allgemeine Wahre in allen Individuen wirksam sei. Die Worte Jesu, welche die in ihm aufleuchtende Wahrheit verkündeten, habe man als eine Offenbarung des göttlichen Geistes an die Menschheit angesehen, und im eben erklärten Sinne, aber nur in diesem, könne man auch mit Recht so reden. Damit ist thatsächlich der Begriff der Offenbarung, wie ihn bis auf unsere Culturepoche Katholiken wie Protestanten, Juden und Heiden festgehalten, vollständig verflüchtigt. Sie alle hielten stets daran fest, daß die göttliche Offenbarung eine wirkliche Mittheilung der Wahrheiten von seiten Gottes an die Menschheit sei. Allerdings, wo das moderne Alleine für alle Gedankengänge den Untergrund bildet, muß man auf die radicalsten Umgestaltungen in der Gedankenwelt und auf die schreiendsten Vergewaltigungen der Wahrheit gefaßt sein. Carriere's Schlußwort über diesen Gegenstand lautet: „Die Offenbarung ist nicht ein Einsprechen von außen, sondern ein Aufgehen in der eigenen Innerlichkeit, aus dem gemeinsamen Lebensgrunde aller Geister, und darum wie alle geistige Mittheilung nicht eine mechanische Uebertragung, sondern eine Anregung, die wir selbst auszuführen haben, so daß wir die mitwirkenden Organe sind. Ich habe in meiner Aesthetik dies ausführlich dargethan; zum Verständniß der Thatsache gehört freilich eine Gottesidee, die sich über den Pantheismus und dualistischen Deismus zu der Anschauung des sowohl unendlichen als selbstbewußten Einen erhebt."

Während so die Rechte des Alleinen auch hier unverkürzt zur Geltung gebracht werden, muß die geschichtliche Wahrheit sich mit dem Platze be-

scheiden, welcher dabei etwa übrig bleibt. Eine geschichtliche Thatsache ist die göttliche Sendung Jesu. In wie hohem Grade Carriere diese miß-kennt, haben wir bereits genugsam gesehen. Geschichtliche Thatsachen sind aber auch Christi Wunder. Daß nun Jesus auf die Wunder-thaten als auf ebenso viele Beweise seiner göttlichen Sen-dung sich ausdrücklich berufen habe, darüber herrscht bei Carriere ein beredtes Schweigen.

Von den Wunderthaten selbst freilich, deren Berichte einen so breiten Raum in den heiligen Evangelien einnehmen, konnte nicht wohl ganz ge-schwiegen werden. Fassen wir kurz dasjenige zusammen, wodurch Carriere sich mit denselben abzufinden sucht. Wenn die Evangelisten von Heilungen der Kranken und Besessenen erzählen, so haben wir an Nerven- und Geisteskranke zu denken. Auf sie übte die stille Größe der harmonischen Klarheit im Wesen Jesu einen beruhigenden Einfluß aus; sein auf ihre Vorstellungen eingehendes Machtwort gegen die störenden Elemente wirkte erschütternd und beschwichtigend, es brachte wieder Licht und Frieden in die verwirrten Gemüther. Die tägliche Erfahrung bestätigt ja, daß von der Einbildungskraft aus Einwirkungen auf körperliche Zustände, namentlich der Nerven, hervorgebracht werden. Jesus selbst stellt sich auf die Seite dieser Erklärung; denn er sagt zu dem blutflüssigen Weibe nicht: „mein Rock", sondern „dein Glaube hat dir geholfen". Sein völlig normal ideales Leben konnte gar nicht anders als normgebend, harmonisirend auf seine Leiblichkeit wirken, und der Einfluß dieser seiner gesunden Natur machte sich auf leidende, empfängliche Menschen vornehmlich vom Gemüth aus heilkräftig geltend. Genau die Sprache eines Strauß und Renan!

Und die Todtenerweckungen? Solche haben natürlich nicht statt-gefunden. Der Volksmund hat die Thaten Jesu eben vergrößert, die Phan-tasie der Gläubigen sie gesteigert und so ausgebildet, daß er, der geistig Neubelebende, auch als der Erwecker vom leiblichen Tode gefeiert wurde. Für Jesu eigene Auferweckung wird die Visionenhypothese herangezogen. Freilich, der Glaube der Jünger an die Erscheinungen Jesu „gehört zu den begründeten feststehenden Thatsachen der Weltgeschichte". Und doch müßte man diese Erscheinungen als etwas „mit den Naturgesetzen Streitendes, sie Aufhebendes, physisch Unmögliches" bezeichnen, wollte man an eine wirk-liche Wiederbelebung des Leibes denken. Ein Retter in der Noth ist da die Visionenhypothese; sie führt uns in das Gebiet des „Erfahrungs-gemäßen". Denn: „Visionen, Hallucinationen, Licht- und Schallempfin-dungen ohne äußere sinnenfällige Gegenstände von innen, von der Seele

aus gebildet, aus der Innerlichkeit wie andere Empfindungen nach außen versetzt, gehören in das Bereich erfahrungsmäßiger Thatsachen". Die weitere Frage, ob derartige „Visionen", also auch die der Jünger, jedes Anstoßes von außen entbehrten, also rein subjectiver Natur seien, will Carriere nicht entscheiden. „Die Frage ist dabei, ob solche nur subjectiv sind, oder ob sie in der Seele von einer andern Seele oder vom alldurchwaltenden Gottesgeist, der Weltseele (!), erregt werden, und diese Frage ist eine offene." „Ob Petrus, ob Maria Magdalena, ob Paulus, ob jene Fünfhundert nur in eigener persönlicher Erregung, in begeisterter erhöhter Stimmung den Heiland plötzlich sahen und seinen Friedensgruß vernahmen, oder ob eine Einwirkung von Jesu Seele auf die ihrige die Anregung dazu gab, ich vermag es nicht zu entscheiden, sicher ist, daß er ihnen gegenwärtig erschien und sie, von seinem Fortleben überzeugt, nun auch zur Fortsetzung seines Werkes sich berufen fühlten; und es war für sie ein Wunder, ein Zeichen und eine Offenbarung und Erfahrung des allwaltenden Gottesgeistes in persönlichem Erlebniß, und als solch Geisteswunder wird jede philosophische Betrachtung der Weltgeschichte die Auferstehung anerkennen." Zwar gibt Carriere zu, daß diese Auffassung mit der „gewöhnlichen Meinung", welche von einer leiblichen Wiederbelebung, einem körperlichen Hervorgehen aus dem Grabe rede, sich in Widerspruch setze. Statt „gewöhnlicher Meinung" hätte er auch sagen können: Glaube der gesammten Christenheit, welche an dem Worte des hl. Paulus festhält: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, ist vergeblich euer Glaube." Allein unser Philosoph meint: „Es bedarf hier wissenschaftlicher Aufrichtigkeit, und mein wissenschaftliches Gewissen schließt sich derjenigen Form des Glaubens an, die auch mein persönliches Erlebniß sein könnte, wie sie die innere Erfahrung von Petrus und Paulus war, und in der ich einen thatsächlichen Beweis der Vorsehung, der sittlichen Weltordnung in der Geschichte gleich ihnen erkenne."

Manche Wundererzählungen sollen auch aus begeisterten, bildlichen Ausdrücken entstanden sein. Dahin gehört, daß beim Verscheiden Jesu die Sonne sich verfinsterte, daß seine Geburt von Engeln verkündet worden, daß der Stern des Heils, der in ihm aufgegangen, auch die Weisen des Morgenlandes zu ihm mit ihren Gaben heranzieht, daß die Tyrannenmacht des Herodes so erfolglos gegen den „Genius der Menschheit" sich aufmacht, wie ja auch anderen Helden der Vorzeit die Verfolgung nachstellte. Die Poesie hat die Wiege und das Grab Jesu mit ihren duftigen Rosen umkränzt, wie sie sein ganzes Leben mit Schmuck umgeben hat.

Es ist eben die Phantasie, welche sich in verklärenden Bildern den Eindruck seines Wesens und Wirkens klar zu machen suchte. Wir können den Sinn im Bilde festhalten, uns daran erbauen und zugleich am schönen Bilde uns erfreuen. Die alten Redensarten aller Rationalisten!

Schließlich wird noch eingeräumt, man könne der Innigkeit des religiösen Gemüthes Recht geben, welches Wunder fordere und Wunder glaube, wenn man nur im Wunder nicht mehr erblicken wolle, als eben ein Zeichen, durch welches die göttliche Macht und Liebe sich uns kundgebe. Alles Außergewöhnliche, Unerwartete sei nämlich in gewissem Sinne wunderbar, d. h. es errege Verwunderung und Staunen. Die religiöse Phantasie bringe es in Zusammenhang mit dem Walten Gottes, wie Kalchas die Pest im Lager der Griechen als ein Zeichen vom Zorn Apollo's gedeutet habe, weil Agamemnon dessen Priester beleidigt hatte. Mit Teichmüller betont Carriere, es sei eben die subjective Auffassung des Menschen, welche in einem Ereignisse das Walten Gottes erkenne, die persönliche Deutung werde zur Erkenntniß des Wunders. Jeder Mensch erlebe Augenblicke im Zusammentreffen der Ereignisse, in denen der fromme Sinn eine göttliche Führung ahne und einer Vorsehung „empirisch gewiß" werde. „Die Schlacht von Sedan geschah im Zusammenwirken vieler realer Kräfte auf ganz natürliche Weise; aber tiefere Naturen sahen hier sittliche Mächte im Spiel, sahen hier ein Gottesurtheil; ‚welch eine Wendung durch Gottes Fügung', schrieb der König von Preußen an seine Gemahlin; die Aufrichtung des Deutschen Reiches ward hier wie ein Zeichen der Vorsehung verkündigt. So läßt Göthe in Hermann und Dorothea alles ganz natürlich geschehen: der Sturm der französischen Revolution und die werkthätige Menschenliebe, der Entschluß der Herzen führt die Liebenden zusammen, aber der Dichter deutet selbst auf die Vorsehung hin, und Dorothea sagt beim ersten Begegnen zu Hermann:

‚Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehʼn, denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet.'"

Carriere hält sich nach diesen Erklärungen zur Aufforderung berechtigt: „Möge man sich endlich entschließen, Begriffe wie Offenbarung und Wunder nicht auf die Bibel einzuschränken, sondern ein allgemein Menschliches auf seinem Höhepunkt in der Heiligen Schrift zu erkennen!" Und ferner: „Wohlan, so höre man endlich auch auf, die Weisheit und Macht Gottes in einer Durchbrechung der Naturgesetze zu suchen oder

finden zu wollen, statt in der Gründung und Erhaltung der Naturordnung selbst ... Höre man also auf, den Glauben an religiöse Wahrheiten, deren beseligende Macht jeder aus eigener Seele erfahren kann, die ja der Vernunft an sich einleuchten, auf die Annahme von Ereignissen gründen zu wollen, die sowohl den Naturgesetzen als dem Menschenverstande widersprechen." Das ist wiederum genau die Sprache der Wunderscheu, wie sie gleichmäßig von allen Rationalisten der verschiedensten Schattirungen geführt wird. Allerdings nur die Verwerfung der Wunder ermöglicht es, auch die Offenbarung und mit ihr alles Uebernatürliche über Bord zu werfen. Allein eben darum sollte man erwarten, der Nachweis, daß Wunder unmöglich seien, also wirklich „dem Menschenverstande widersprächen", würde auch mit um so größerm Eifer und mit um so größerer Sorgfalt in Angriff genommen werden. Weit gefehlt. Es sind stets nur dieselben Phrasen von der Durchbrechung der Naturgesetze u. s. w., wie sie immer wieder vorgebracht wurden, mochte auch die christliche Philosophie noch so oft die Hohlheit solcher Einreden nachweisen und noch so gründlich und überzeugend die Möglichkeit der Wunder darthun[1]. Freilich unternimmt man es auch, die neuen großartigen Fortschritte der Naturwissenschaften gegen die Wunder ins Feld zu führen. Demgegenüber braucht indessen bloß daran erinnert zu werden, daß bezüglich der Hauptfrage: ob Wunder möglich sind, die zahlreichen und ansehnlichen Resultate der modernen Naturforschung nichts, gar nichts Neues gebracht haben, ja nichts Neues bringen konnten. Wie sehr auch die Kenntniß der Naturgesetze im einzelnen an Ausdehnung und Zuverlässigkeit zugenommen haben mag, die Grundanschauung, daß nämlich bei dem natürlichen Laufe der Dinge alles nach bestimmten Gesetzen vor sich gehe, war ja ehedem ganz und gar die gleiche, wie heutzutage. Die weitere Frage aber, zu deren Lösung alle Ergebnisse der Naturforschung nichts beizutragen vermögen, ist die, ob in diesen natürlichen Lauf der Dinge der Schöpfer und Herr des Weltalls aus Gründen, die seiner Weisheit entsprechen, mit seiner Allmacht in außergewöhnlicher Weise eingreifen könne. Das gesunde Denken aller Zeiten hat diese Frage bejaht. Will die moderne Weltanschauung sie verneinen, so bringe sie die erforderlichen Beweise!

---

[1] Für die Widerlegung der Einwände gegen das Wunder verweisen wir unsere Leser insbesondere auf die Abhandlung: Das Wunder vor dem Forum der „modernen Wissenschaft", von P. Jos. Knabenbauer S. J., in dieser Zeitschrift Bd. VIII, S. 1 ff.

Bei der Frage der Wunder haben wir etwas länger verweilt, weil dieselbe einen Kernpunkt der modernen Weltanschauung bildet. „Der Streit, welcher die heutige Theologie bewegt und welchen ich am wenigsten läugnen will," sagt Prediger F. Richter in der „Protestantischen Kirchenzeitung" (1889, Nr. 13), „betrifft nicht eine einzelne Lehre, sondern das ganze überlieferte Lehrsystem. Das Ringen des modernen Geistes ist nicht allein darauf gerichtet, Wundergeschichten zu streichen, sondern zugleich das, was dann noch bleibt, festzuhalten und wissenschaftlich zu begründen." Die Wunderscheu ist der entscheidende Grund für zahlreiche Umdeutungen, welche die in den heiligen Evangelien berichteten Thatsachen und Wahrheiten sich müssen gefallen lassen. Diese Wunderscheu im Verein mit modern-philosophischen Irrthümern, nicht aber Resultate der Naturforschung und der Geschichtswissenschaft sind die treibenden und maßgebenden Factoren bei der Umdeutung des Christenthums und der Ausgestaltung des pantheistischen Christusbildes, wie die „moderne Cultur" sie erheischen soll und wie in deren Namen ein Moritz Carriere sie der Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts mundgerecht zu machen versucht.

Nein, und abermals nein, nicht die Resultate von Naturforschung und Geschichtswissenschaft sind das Ausschlaggebende für die mitgetheilten Religionsanschauungen des modernen Denkers, welche dieser selbst mit Umdeutung der Anfangsworte des Johannesevangeliums also zusammenfaßt: „Ich kann heute sagen: Am Anfang war Idee und Wille, sie waren in Gott, und Gott war Idee und Wille; und der Wille wirkte in den gesetzlichen Formen und nach dem Ziele der Idee, so ward sie verwirklicht, und Gott selbst führte die von ihm ausgegangene Welt als ihr Leben und Licht zu sich zurück, indem er in einer ihm völlig ergebenen Persönlichkeit als der Vater im Sohn offenbar und erkannt ward." Die Geschichte der Religionsphilosophie mag diese Worte aufzeichnen und sie den übrigen Theorien und Systemen beifügen, an denen unser glaubensarmes Jahrhundert so reich ist. Wenn aber solche neuzeitlichen Gedankengebilde, die in ununterbrochener Reihe einander folgen, um wie Seifenblasen einen Augenblick zu glänzen und dann zu zergehen, im Namen der Wissenschaft sich einführen wollen, so muß dagegen ernste Verwahrung eingelegt werden. Wir können daher nur unter dem entschiedensten Proteste die Schlußworte Carriere's hier anführen, in denen er den Dogmen des Christenthums seine eigenen Lehren und Erklärungen also gegenüberstellt: „Formeln und Satzungen früherer Jahrhunderte sind von damaliger Wissenschaft und Lebensansicht aus dem Inhalte der religiösen Erfahrung

nicht völlig gerecht geworden und stehen nicht im Einklang mit den Ergebnissen der Natur- und Geschichtsforschung unserer Tage. Wenn diese alten Schläuche den ewig jungen Most des Evangeliums nicht mehr halten können, so ist und bleibt er uns im neuen durchsichtigen Becher doch der rechte klare Lebenswein."

Den „neuen durchsichtigen Becher", in welchem Carriere *sein* Christenthum der Welt darbietet, haben wir einer so genauen Besichtigung unterworfen, daß es darüber keines weitern Wortes mehr bedarf. Nur möge nochmals betont werden, daß in keiner Weise die Wissenschaft es ist, welche den „neuen durchsichtigen Becher" geformt hat, sondern einzig die Scheu vor allem Uebernatürlichen. Der Naturalismus unserer Tage ist so weit vorgeschritten, daß er sich aufbäumt gegen jede Wahrheit, die er nicht greifen und begreifen kann; daher sein Widerstreben, selbst der göttlich geoffenbarten Wahrheit gegenüber sich gläubig zu beugen. Man *will* nicht mehr von Gott sich belehren lassen, nicht mehr Wahrheiten, die Gott selbst der Menschheit mitzutheilen sich gewürdigt hat, einzig auf sein Wort und seine Autorität hin bereitwillig entgegennehmen. Nur die eigene Einsicht und die eigene innere Erfahrung soll über die religiösen Wahrheiten urtheilen und über ihren Werth oder Unwerth endgiltig entscheiden. Ist das noch Glauben? Insofern der Protestantismus durch die maßlose Betonung der Subjectivität und eine dementsprechende Verkümmerung des Glaubensbegriffes diese Auffassung angebahnt hat, möge er nun auch die Verantwortung für diese Entwicklung zum vollendeten Unglauben übernehmen. Nach katholischen Begriffen — und diese sind so alt wie das Christenthum selbst — kann dort von Glauben nicht mehr die Rede sein, wo man nur das annehmen will, was man selbst vollkommen einsehen und verstehen kann, hingegen diejenigen Wahrheiten des Christenthums, die ob ihrer Erhabenheit das Begreifen des Menschen übersteigen, als unhaltbare „Formeln und Satzungen früherer Jahrhunderte" abweist. Wo dies geschieht, handelt es sich offenbar nicht mehr bloß um ein Vertauschen des Gefäßes, nein, da wird der kostbare Inhalt selbst, der göttliche Lebenswein des Evangeliums, mißachtet und verschüttet.

Aug. Langhorst S. J.

Die Schule den Kindern.

„Wozu hat der Soldat den Kopf?“ So etwa soll, wie böse Zungen berichten, ein Unterofficier einst beim Unterricht einen Rekruten gefragt und dann die Antwort erhalten haben: „Um die Pickelhaube darauf zu setzen.“ Nach der gewöhnlichen Anschauung freilich sind die Kleidungsstücke für den Menschen, nicht der Mensch für die Kleidungsstücke da. Der letztern Ansicht huldigen auch wir und sind der Meinung, daß dieselbe nicht bloß in der physischen, sondern ebenso auch in der ethischen Weltordnung ihre Geltung hat. Jene Socialbildungen also, welche den Menschen wie Gewänder umgeben: Staat, Gemeinde, Familie, erreichen ihr Ziel im Dienste des Menschen, nicht findet umgekehrt der Mensch sein letztes Ziel im Dienste dieser Socialbildungen. Und weil die Schule, insbesondere die Volksschule, als Organ jener drei Organismen dasteht, so glauben wir, daß unsre Anschauung, auf sie angewandt, sich also gestaltet: Die Schule ist für die Kinder, nicht die Kinder für die Schule noch für den Lehrer; ebenso ist die Schulverwaltung für das Schulwesen, nicht das Schulwesen für die Schulverwaltung.

Das klingt nun ungemein einfach und ist in der That der erste Grundsatz aller Pädagogik. Aber in der Praxis gestaltet sich die Sache oft anders, und zwar auch in der Hand jener liberalen Lehrer und jener Schulbehörden, welche sonst so gern die Pädagogik und die Geschichte der Pädagogik auf den Leuchter erheben.

1. Verfolgen wir jene ungläubig liberalen Lehrerversammlungen und die gleichgesinnte Presse, so drängt sich unwillkürlich die Ansicht auf: das Ziel, welches hier an erster Stelle verfolgt wird, ist nicht das Gedeihen der Schuljugend, sondern die Verherrlichung des Lehrerstandes. Dieser Selbstberäucherung soll das ganze Schulwesen mit allem, was drum und dran ist, dienstbar gemacht werden. „Ich sehe und begrüße Euch“, so bewillkommnete ein liberaler Lehrer auf einem Lehrertage zu Galgocz im Jahre 1880 die Anwesenden, „ich sehe und begrüße Euch, die geistigen, Menschen erschaffenden Prometheuse! Ihr erschafft die Menschen zum zweitenmale; wer aber einen Menschen erschafft, der ist Gott! und so ist der Volkslehrer Gott. — Ja! das Volk ist Gott, der Volkslehrer ist auch Gott! und der wahre Gott ist der größte Gott.

Dieses ist mein Glaubensbekenntniß, dieses ist meine Dreifaltigkeit, welche ich anbete." [1]

„Der Lehrer", sagt der liberale k. k. Oesterreichische Schulrath Dr. Lindner in seiner „Allgemeinen Erziehungslehre" (S. 149), „der Lehrer zeigt sich dem Kinde niemals, wie der Vater, im Schlafrocke des Alltagsmenschen, sondern nur umgeben mit den Abzeichen seines Amtes. Er steht vor ihm da auf dem Sockel seiner erhabenen Stellung in nahezu übermenschlicher Größe und läßt sich nur vorübergehend zu ihm herab." [2]

Der liberale „Niederösterreichische Schulbote" (1885. Nr. 1. S. 27) bekennt: „Zu viele unter uns gibt es, welche ihrer Selbstsucht und Eitelkeit nicht das geringste Zugeständniß abzuringen vermögen, gilt es, der Gesammtheit einen Dienst zu erweisen . . . Friede und Eintracht scheinen sich von unserm Stande völlig abgewendet zu haben . . . und in der Lehrerschaft gibt sich eine Zerfahrenheit und Zerrissenheit kund, wie sie ehedem niemals zu beobachten war." [3] Ehedem nämlich war die Lehrerschaft weit mehr vom christlichen Geiste, dem Geiste der Selbstverläugnung beseelt, diesem Geiste, welcher im Gedeihen der Kinder und nicht in Befriedigung der eigenen Eitelkeit, sowohl praktisch wie theoretisch, das Ziel der Schule erblickt.

Den Lehrerversammlungen machen die liberalen „Freien pädagogischen Blätter" (1888. Nr. 22) den Vorwurf: „Endlich werden nicht nur unsere Lokalconferenzen, sondern auch andere Lehrerversammlungen nicht selten zu kleinlichen, schulmeisterlichen Parteiumtrieben oder gar zu persönlichem Krakehl benützt, obwohl die Arrangeure glauben oder sich wenigstens den Anschein geben, als ob sie mit ihrem Vorgehen die Interessen der Schule und des Lehrerstandes vertreten wollten." [4]

Ueber die pädagogische Presse klagt der gewiß nicht ultramontane kgl. Preußische Regierungs- und Schulrath Schumann in einem 1884 im Evangelischen Verein zu Berlin gehaltenen Vortrage: „Daß der Inhalt der genannten Presse mit Tagesereignissen, der Stellung zur Politik, Zusammenschluß der Lehrer zu vereintem Handeln im Interesse ihres Standes erschöpft sei (die Interessen der Schule und der Kinder scheinen also unberücksichtigt zu bleiben); daß sie ein überreiztes Standesbewußtsein wachrufe, aus dem Standesvorurtheile entstehen; daß sie den Lehrer zum ersten Selbstsüchtling im Lande mache." [5]

---

[1] Bei Stauracz, Der Schlachtengewinner Dittes. Wien 1889. S. 150.
[2] A. a. O. S. 106. [3] A. a. O. S. 221. [4] A. a. O. S. 221.
[5] A. a. O. S. 232.

Das sind nicht etwa zufällige Erscheinungen. Die Selbstsucht des Lehrers, welche das wahre Ziel der Schule aus den Augen verliert, ist vielmehr eine naturgemäße Folge des ungläubigen Liberalismus, wie umgekehrt der christliche Glaube Lehrer erzeugt, welche in Selbstlosigkeit das Wohl der Kinder als die eigentliche Aufgabe ihres Wirkens ansehen, und gottlob gibt es solcher Lehrer, deren Pflichttreue und Opferwilligkeit alle Anerkennung verdienen, noch sehr viele. Das eine wie das andere Verhalten folgt nothwendig aus der Verschiedenheit der gesammten Lebensauffassung.

Dem christlichen Lehrer ist nämlich die Menschheit eine große Familie, deren Vater Gott ist. Jedes Glied derselben ist sich seiner Abhängigkeit vom gemeinsamen Oberhaupt voll bewußt; alle arbeiten zum Wohle des Ganzen, sie fühlen sich vereint, nicht feindlich getrennt. So erblickt der christliche Lehrer in jedem Kinde das Ebenbild Gottes, er sieht in ihm einen Edelstein, welcher ihm anvertraut ist, er behandelt es mit einer gewissen Ehrfurcht. Sorgfältig hütet er sich, durch irgendwelche unvorsichtige Aeußerung das Zartgefühl des Kindes zu verletzen. Das schuldet er dem gemeinsamen Vater im Himmel.

Ganz anders der ungläubige Liberalismus. Er läugnet das Dasein dieses gemeinsamen Vaters; ihm wird der Mensch zum Gott, zum höchsten, was es gibt, und jeder der so entstehenden Millionen von Göttern denkt zunächst an sich. Er selbst wird sich Zweck, höchster Zweck, höchstes und letztes Ziel. Ist er Lehrer, so benutzt er naturgemäß die Schule und das ganze Schulwesen, soviel er vermag, zu eigenem Gewinn, zu eigener Verherrlichung. Während der christliche Lehrer sich als Glied einer guten Familie fühlt, dürfen wir das Menschengeschlecht nach ungläubig-liberaler Auffassung mit einem Felde vergleichen, auf welchem Pflanzen aller Art dichtgedrängt emporkeimen: keine Pflanze hat das Bewußtsein der Unterordnung unter ein höheres Wesen, noch auch der Pflicht, anderen zu dienen, zu nützen; jede zieht vielmehr aus dem Boden soviel Kraft, als sie vermag, beansprucht an der Oberfläche soviel Sonnenschein und Luft, wie nur möglich; wenn ihre Rivalen darunter leiden, so ist ihr das gerade erwünscht. Jener Liberalismus, welcher den gemeinsamen Vater im Himmel läugnet, eröffnet eben hierdurch einen allgemeinen Kampf ums Dasein. Daher bei solchen liberalen Lehrern das unpädagogische Vernachlässigen des wirklichen Schulzieles, das ständige Verfolgen anderer Ziele, nämlich der Gehaltsaufbesserung und besonders der Selbstverherrlichung.

Aus dieser Richtung der liberalen Lehrer erklärt sich auch der Umstand, daß man gerade bei ihnen, mehr als z. B. bei ungläubigen

Kaufleuten, Juristen, Officieren u. s. w., einen ganz besondern Haß gegen Religion und Clerus antrifft. Der Kaufmann, der so unglücklich war, seinen Glauben zu verlieren, kümmert sich gewöhnlich nicht weiter um Kirche und Christenthum. Wozu auch? Anders der ungläubige Lehrer. Seiner verletzten Eitelkeit ist Religion und Clerus ein Dorn im Auge. Solange das Christenthum herrscht, sagt einem jeden die gesunde Vernunft, daß der Religionsunterricht unter allen Schulfächern den ersten Platz einnimmt. Nun ist aber der Religionsunterricht vielfach dem weltlichen Lehrer vorenthalten; er muß sich auf die weltlichen, also die niederen Fächer beschränken. Schon daher sein Haß gegen die Religion. Ebenso hat der Geistliche naturgemäß in der öffentlichen Meinung den Rang vor dem Elementarlehrer. Denn ihm gebührt die geistige Leitung nicht bloß der Kinder, sondern auch der Erwachsenen. Daher der Haß des liberalen Lehrers gegen den Clerus. In unpädagogischer Weise untergräbt er dessen Ansehen und sucht sich zum Gegenpastor aufzuwerfen. Der wahrhaft christliche Lehrer hält zwar mit vollem Recht auf die hohe Würde seines Standes. Er will gelten als das, was er ist; aber er will *nicht mehr* sein, als er ist. Daher geht er in echt pädagogischer Weise Hand in Hand mit dem Ortsgeistlichen. Ihm ist das Gedeihen der Kinder das Ziel seines Strebens, dem liberalen Lehrer gilt als Ziel die Selbstberäucherung.

Merkwürdig ist, wie dies richtige, beziehungsweise dies verkehrte Streben sich gerade in dem Punkte belohnt oder bestraft, um welchen es sich handelt. Der bescheidene christliche Lehrer genießt allgemeine Achtung. Es geht ihm wie einem braven bemittelten Grundbesitzer: in weiteren Kreisen ist er zwar nicht bekannt, in seiner Umgebung aber schätzt man ihn. Den ungläubigen Lehrer möchten wir gleichfalls mit einem Grundbesitzer vergleichen, aber mit einem solchen, der es nicht verschmerzt, daß er nicht der größte Grundbesitzer im Orte ist. Diese Scharte auszuwetzen, macht er einen Aufwand, als wäre er Graf oder Fürst. Das Ergebniß ist, daß er sich lächerlich macht und wohl auch finanziell zu grunde richtet.

Wir möchten für manchen Lehrer jenes Schlages sogar einen noch stärkern Vergleich anwenden: er ist wie ein Grundbesitzer, dem seine bescheidene Tracht und seine unscheinbare Stellung nicht genügt. Was thut er also? Er umgibt sich mit dem Flitter eines Seiltänzers, zieht von Ort zu Ort, läßt sich oben auf dem Seil beklatschen und hat den Herzensgenuß, daß er nunmehr hoch über dem ganzen Publikum steht. Ihm gleichen jene liberalen Lehrer, welche, das eigentliche Ziel ihres Standes

vergessend, in der Presse und auf Lehrerversammlungen durch Invectiven gegen Christenthum und Clerus sich breit machen. Was sie durch instinktmäßigen Haß gegen beides leisten, haben wir gelegentlich schon gesehen. Noch einige Proben seien hier beigefügt. Schulrath Lindner preist „die Begründung der neuen, allgemeinen, von jeder clericalen Abhängigkeit emancipirten Volksschule" als „die größte Geistesthat unseres Jahrhunderts." [1] Natürlich! Denn sie schiebt den unbequemen Geistlichen beiseite, um den Lehrer auf den Sockel zu erheben und anbeten zu lassen! Am 8. März 1888 erklärte auf dem Mistelbacher Lehrerverein der Obmann Wenzel Kühn: „Man sollte es kaum für möglich halten, daß es noch Männer gibt, und sogar unter den Lehrern, die bewußt oder unbewußt den Clericalen Heeresdienste leisten . . . Der Lehrer, der sich zum Trabanten des Rückschrittes hergibt, ist ein Verräther an seinen Standesgenossen und verdient, in Acht und Bann gethan zu werden." [2] Ganz begreiflich! Denn er hilft nicht, das Ziel des ganzen Schulwesens im Interesse des Lehrerstandes zu suchen. „Wer der Kirche Freund ist, ist der Schule Feind", so orakeln die „Freien pädagog. Blätter" (XIV. 53). Das heißt, in richtiges Deutsch übersetzt: Wer den Pastor als Pastor achtet und den Lehrer nicht über ihn stellt, den haßt die ungläubige Lehrerschaft.

Doch genug dieser Herzensergüsse, die sich bei den ungläubigen Lehrern aus dem angegebenen Grunde eben häufiger finden, als bei den Ungläubigen anderer Stände.

2. Die egoistische Verschiebung des richtigen pädagogischen Zieles findet sich nicht bloß bei Lehrern; sie findet sich auch bei Schulbehörden, und zwar um so mehr, je mehr dieselben vom Geiste des Christenthums abweichen.

Ein russischer Katechismus aus dem Jahre 1832 hat folgende Fragen und Antworten:

„Frage: Welche Pflichten legt die Religion uns, den demüthigen Unterthanen Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, gegen denselben auf?

Antwort: Göttliche Anbetung, Gehorsam, Treue, Zahlung der Abgaben, Dienste, Liebe und Gebet, deren Ganzes in den Worten ‚göttliche Verehrung und Treue' begriffen ist.

Fr.: Worin besteht diese göttliche Verehrung, und wie soll sie an den Tag gelegt werden?

---

[1] A. a. O. S. 107. [2] A. a. O. S. 161.

Antw.: Durch die unbedingteste Ehrfurcht in Worten, Bewegungen, Betragen, Gedanken und Handlungen.

Fr.: Welche Bücher schreiben diese Pflichten vor?

Antw.: Das Neue und Alte Testament und besonders die Psalmen, das Evangelium und die Apostolischen Episteln.

Fr.: Welche Beispiele bestätigen diese Lehre?

Antw.: Das Beispiel Jesu Christi selbst, welcher in Erfüllung seiner Pflicht als Unterthan des Römischen Kaisers lebte und starb und sich ehrerbietig dem Urtheile unterwarf, welches ihn zum Tode verdammte."[1]

Unschwer wird wohl ein jeder zugeben, daß bei einem solchen Katechismus nicht das Wohl der Kinder, sondern das Interesse Sr. Majestät des Kaisers von Rußland als Ziel der Schule vorgeleuchtet hat.

In ähnlicher Weise finden wir in einer gottentfremdeten Republik das wahre Ziel der Schule verkannt; nur daß hier die Republik oder das Vaterland jenen Platz in der Bestimmung des Menschen beansprucht, welcher dort dem Czaren und welcher nach christlicher Auffassung einzig Gott unserm Schöpfer zukommt. Im Lehrplan für den moralischen Unterricht in Frankreich werden folgende Gegenstände zur Behandlung aufgeführt: „La France et ses grandeurs: sa justice, sa générosité, ses gloires de tous genres: sciences, industries, arts etc. Ses malheurs: la guerre de 1870. L'Alsace et la Lorraine. Les devoirs du petit français: aimer la France et travailler à sa grandeur. Les bataillons scolaires."[2] In „aimer la France et travailler à sa grandeur" scheint sich also die gesammte Aufgabe des französischen Kindes auflösen zu sollen — offenbar wiederum nicht im Interesse dieses Kindes, sondern in dem der Republik, welche in ihrer Eigenschaft als Schulverwaltung eine solche Lehre verkündet.

Wenn das „Centralblatt für das preußische Unterrichtswesen" uns diese Verirrung vorführt, wenn v. Rönne, der Historiograph des preußischen Schulwesens, in ähnlicher Weise jenen russischen Katechismus an den Pranger stellt, so darf uns niemand die Frage verargen: Ist die preußische Schulverwaltung selbst frei von jeder selbstsüchtigen Verkehrung des eigentlichen Schulzieles?

Zunächst liegt die Gefahr nahe, daß das Schulwesen in egoistisch-dynastischem Interesse verwerthet wird, wenn auch nicht in so krasser Form, wie in Rußland. Daß diese Gefahr auch thatsächlich nicht ver-

[1] Vgl. v. Rönne, Das Unterrichtswesen des Preußischen Staates. Berlin 1855. Bd. 1. S. 47. [2] Vgl. Centralblatt 1883. S. 689.

mieden wird, insbesondere beim Unterricht in der „Vaterländischen Geschichte", darüber haben wir bereits früher ausführlich gehandelt [2].

Ein weiterer Punkt, in welchem das preußische Schulwesen in den Händen der weltlichen Regierung fremdartigen Zwecken dienstbar gemacht wird, scheint uns in dem Berechtigungswesen zu liegen. Hier wollen wir das Wort einem Manne überlassen, welcher Jahrzehnte hindurch mit an der Spitze des preußischen Schulwesens stand und ein großer Verehrer desselben ist. Wir meinen den bekannten Geheimrath Wiese, der sich folgendermaßen ausspricht:

„Das Ergebniß unserer bisherigen Betrachtung läßt sich dahin zusammenfassen, daß das Schulwesen in Preußen, wie fast durchweg in Deutschland, mehr und mehr ein Gegenstand der aufmerksamsten und thätigsten Fürsorge der Staatsregierungen geworden ist und ihnen äußerlich und innerlich eine vielseitige Förderung verdankt, daß es sich aber durch Verflechtung mit besonderen Staatsinteressen, namentlich in Folge des Berechtigungswesens, sowie durch die strenge gleichmäßige Gesetzlichkeit seiner Ordnungen in einem Zustande von Gebundenheit befindet, der die Schulen theils hindert, theils es ihnen erschwert, ihre wahren Ziele bei der Jugend zu erreichen. Die Kraft und Fruchtbarkeit des preußischen Staatsgedankens hat sich in langer Zeitdauer auch an den Schulen bewährt; aber die Gefahr ist, daß auf diesem geistigen Gebiet seine Macht zu einer Tyrannei werde. Die Bildung, statt in sich selbst Zweck des Lernens zu sein, wird immer mehr zu einem Mittel, eine Berechtigung zu erlangen oder ein Examen zu bestehen. Sie hört damit auf, wirkliche Bildung zu sein, und wird zu einer Ansammlung geforderter Kenntnisse. Das ist der eigentliche Druck, der auf unseren höheren Schulen liegt.

„Non scholae sed vitae! Was bedeutet diese Forderung an die Schule, wenn man auf die Gefahren und Aufgaben blickt, denen die Jugend beim Eintritt in das Leben heutzutage entgegengeht? Worin muß die geistige Ausrüstung, welche sie dafür zu geben hat, bestehen; und entspricht es dem Ernst dieser Frage und der aufgewandten Bemühung der Lehrer, wenn ein großer Bruchtheil der Schülerzahl schließlich nicht viel mehr als den Berechtigungsschein für den einjährigen Militärdienst davonträgt?" [2]

---

[1] Bd. XXXIII. S. 44 ff.

[2] Wiese, Pädagogische Ideale und Proteste. Berlin, Wiegandt u. Grieben, 1884. S. 103.

Soweit Geheimrath Wiese. Die „Verflechtung mit besonderen Staatsinteressen", über welche er klagt, und welche mit der Säcularisation des Schulwesens fast nothwendig eintrat, zeigt sich unseres Erachtens noch weit gefährlicher auf einem andern Gebiete, dem der Politik im engern Sinne, besonders bei den Wahlen.

Wir halten es für eine schwere Verletzung der Moralität, wenn jemand (sei er auch Staatsbeamter oder Lehrer) bei den Wahlen für die Volksvertretung anders wählt, als seine persönliche Ueberzeugung ihm eingibt. Seit es constitutionelle Verfassungen gibt, nimmt das Volk an der Regierung theil und hat daher nicht bloß die Berechtigung, sondern auch die Verpflichtung, die daraus erwachsenden Rechte, wenn es dieselben gebraucht, nach bestem Wissen und Gewissen zu gebrauchen. Das Dienstverhältniß des Wählenden zum Staate oder zu einer Privatperson ändert daran nichts; denn auf die Wahlthätigkeit bezieht sich das Dienstverhältniß nicht. Und wollte jemand den Dienstvertrag dahin abschließen, daß er sich zur Ausübung des Wahlrechtes im Sinne des Dienstherrn (unabhängig von seiner eigenen persönlichen Ueberzeugung) verpflichtete, so läge schon hierin eine Immoralität. Ein Vergleich möge die Sache greifbarer machen. Gesetzt, auch die Aerzte würden zu Staatsdienern gemacht und der Staat hätte (etwa wegen eines Monopols) Interesse daran, daß möglichst viel Chinin verbraucht würde. Dürfte jetzt ein Arzt den Kranken Chinin verschreiben, bloß darauf hin, weil er Staatsdiener ist und weil der Staat es wünscht? Dürfte er es auch, ganz abgesehen davon, ob Chinin im einzelnen Fall nach seiner persönlichen Ueberzeugung das richtige Mittel wäre? Ein jeder wird uns ohne weiteres zugeben, daß ein solcher Arzt unmoralisch handelte, und daß auch die Regierung unmoralisch verführe, wenn sie solches verlangte. Nun, ganz analog liegt die Sache bei den Wahlen. Der Lehrer, der Beamte handelt bei den Wahlen als Bürger, nicht als Beamter; er muß also seiner Ueberzeugung folgen, nicht der Ueberzeugung der Regierung. Das Gegentheil hieße, sein Gewissen verkaufen in einer Sache, die von noch weit größerer Tragweite ist, als das Verschreiben von Arzneien. Eine Regierung, welche das Dienstverhältniß ihrer Beamten oder Lehrer mißbraucht, um sie, ohne Rücksicht auf deren persönliche Ueberzeugung, zu einer Wahl in ihrem Sinne zu bestimmen, würde, so viel an ihr liegt, einen corrumpirten, charakterlosen Beamten- und Lehrerstand schaffen, der zur Zeit der Gefahr im Handumdrehen den Thron verließe und hinüberschwenkte ins Lager der Revolution. Die Regierung selbst hätte ihn zu solchen Schwenkungen einexercirt.

Bei dieser Lage der Dinge scheint es die heiligste Pflicht des Cultusministers zu sein, darüber zu wachen, daß die amtliche Stellung der Schulbeamten und Lehrer nie zu solch unsittlichem Verhalten bei den Wahlen mißbraucht wird. Der Cultusminister soll ja gerade die ethische Seite der Nation vertreten; wie könnte er dulden, daß die Volksethik in ihrer Wurzel beim Lehrerstande corrumpirt würde! Wo immer also er dergleichen wahrnähme, müßte er einschreiten. Nur zu nahe liegt die Versuchung der Augendienerei; nur zu nahe liegt es, daß ein Lehrer seiner Ueberzeugung Gewalt anthut, um durch Wahl im Sinne der Regierung sich bei dieser beliebt zu machen. Das bloße Schweigen der Regierung wird ihm genug sein, um anzunehmen, er entspreche ihren Wünschen, wenn er für ihre Partei wähle. Daher scheint es uns Pflicht des Cultusministers zu sein, deutlich und zu wiederholten Malen officiell dem ganzen Lehrerstande zu erklären: ein jeder möge bei der Wahl frei seiner Ueberzeugung folgen; sein Verhalten in dieser Beziehung werde nie den geringsten Einfluß üben weder zu seinen Gunsten noch zu seinem Schaden.

Ob ein preußischer Cultusminister je eine solche Erklärung abgegeben hat, wissen wir nicht. Anlaß zu einer solchen wäre schon wiederholt dagewesen. Es ist z. B. in aller Erinnerung, wie im Frühjahr 1887 der Deutsche Reichstag zu Stande kam. Ein vielgelesenes Blatt konnte mit Rücksicht hierauf erklären: „Die Mehrheit des neugewählten Reichstages und demgemäß die Mehrheit der Wahlprüfungs-Commission sind sich vollständig bewußt, daß sie nur einem System der schlimmsten Wahlbeeinflussungen ihre Existenz verdanken. Die Mehrheit würde deshalb selbst den Ast absägen, auf dem sie sitzt, wenn sie auch nur den gröbsten Wahlbeeinflussungen, über welche in den eingegangenen Protesten geklagt wird, in dem Rahmen der Praxis des frühern Reichstages und der frühern Wahlprüfungs-Commission Beachtung schenken und darüber Beweiserhebung anordnen wollte. Der frühere langjährige Vorsitzende der Wahlprüfungs-Commission, Freiherr von Heereman, hatte es von vornherein diesmal abgelehnt, in die Wahlprüfungs-Commission einzutreten. Bekannt ist die Aeußerung desselben, daß, wenn nach den früheren Grundsätzen der Wahlprüfungs-Commission die Wahlen geprüft würden, die gegenwärtige Reichstagsmehrheit sich selbst für ungiltig erklären müßte." Diese Lage der Dinge erklärt folgenden Vorgang. Die Wahl in Sagan-Sprottau war in einem Proteste aus 18 Gründen als ungiltig angefochten. Unter den Gründen war auch angeführt, der Schulrath Giebe in Liegnitz habe die Lehrer des Kreises Sprottau besucht und sie für die Candidatur des

Herrn Schmidt günstig zu stimmen gesucht. Nach der Wahlwoche wurden Gratificationen von 30—75 Mark an die Lehrer vertheilt und diejenigen bevorzugt, welche den conservativen Wahlaufruf unterschrieben oder für den conservativen Candidaten gewirkt hatten. Als Zeugen für diese Behauptung werden sechs Lehrer im Proteste namhaft gemacht. Mit fünf gegen fünf Stimmen hat die Wahlprüfungs-Commission den Antrag auf Beweiserhebung abgelehnt: denn es sei dies nur eine gehässige Denunciation; und wenn zufällig die Lehrer, welche der conservativen Partei angehörten, bei der Vertheilung besser fortgekommen seien als andere, so müsse angenommen werden, daß sie auch tüchtiger und eifriger als die anderen gewesen seien (vgl. „Köln. Volksztg.", 14. Juni 1887, Bl. 1). Ob wenigstens das Cultusministerium die Sache näher untersucht, eventuell Remedur geschaffen hat?

Der Landrath v. Versen zu Bublitz hat bei Gelegenheit der Septennatswahlen folgende Verfügung erlassen (vgl. „Trierer Landesztg.", 25. Sept. 1888):

„Königliches Landraths-Amt.

Bublitz, 5. März 1887.

Es ist die Wahrnehmung gemacht worden, daß bei der letzten Reichstagswahl die Schullehrer mehrfach eine Haltung angenommen haben, welche mit der amtlichen Stellung derselben und den Berufspflichten eines öffentlichen Staatsbeamten unter keinen Umständen zu vereinigen ist. Einige der Schullehrer sollen sich in unpatriotischer Weise von der Wahl ganz fern gehalten, andere sollen sich in ganz ungehöriger Weise an den Agitationen zu Gunsten der Oppositions-Candidaten betheiligt, ja sogar dieselben persönlich geleitet haben. Euer Wohlgeboren ersuche ich deshalb ergebenst, mir binnen längstens acht Tagen über das Verhalten des Lehrers bei Gelegenheit der Reichstagswahl in vertraulicher Weise gefälligen Bericht erstatten zu wollen.

An
die Herren Wahlvorsteher
des Kreises.

Der Landrath
(gez.) v. Versen."

Ob der Herr Landrath vom Ministerium des Innern wohl belehrt worden ist, daß die dienstliche Stellung zwar den Lehrer verpflichte, die Jugend tüchtig heranzubilden, nicht aber, bei den Wahlen thätig zu sein; daß er aber, falls er sich betheiligen wolle, damit lediglich sein politisches Recht ausübe, und daß diese Ausübung sich nach seiner persönlichen Ueberzeugung, nicht nach dem Wunsch der Regierung zu richten habe? Das Ministerium hätte bei dieser Darlegung sich auf eine der Erwägungen

stützen können, aus welchen die Wahlprüfungs-Commission im obigen Fall der Saganer Wahl einen Punkt des Protestes zurückwies. Die Wahlprüfungs-Commission nämlich meinte: „Auf die Agitationsreisen des Landraths für die conservativen Candidaten sei kein Gewicht zu legen, da der Landrath damit sein politisches Recht ausübe und sich seines amtlichen Charakters doch nicht entäußern könne."

Das Provinzial-Schulcollegium zu Breslau hat am 6. Februar 1888 an die Directoren der Schullehrer-Seminare mit Internaten folgendes Ausschreiben erlassen (vgl. „Köln. Volksztg.", 16. Febr. 1888, Bl. 1):

„Der Herr Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten hat uns zur Unterstützung für die Internats-Zöglinge der Schullehrer-Seminare des Reg.-Bez. Oppeln eine beträchtliche Summe zur Verfügung gestellt. Wir veranlassen die Direction daher, binnen drei Tagen bedürftige und würdige, selbstverständlich nur deutsche, und von diesen nur solche Zöglinge bei uns für Unterstützungen in Vorschlag zu bringen, welche durch ihre Tüchtigkeit in der deutschen Sprache die Gewähr leisten, daß sie in ihrer spätern lehramtlichen Thätigkeit voll und ganz für die Interessen der Staatsregierung eintreten werden."

Ob der Cultusminister das Provinzial-Schulcollegium wohl belehrt hat, die Gerechtigkeit verlange, daß obrigkeitliche Unterstützungen nach dem Verdienst und nicht nach der Nationalität vertheilt würden, sowie, daß der erste Gesichtspunkt bei diesem Verdienste die zu erhoffenden pädagogischen Leistungen zu gunsten der Schuljugend, nicht aber das Eintreten für Interessen der Staatsregierung sei?

Wir wollen hoffen, daß die große Mehrzahl der Lehrer ihr Gewissen nicht feil hält für eine Gratification. Falls der Lehrer die hierzu erforderliche Charakterfestigkeit besitzt, so wird das jedoch mehr sein persönliches Verdienst, als das jener Behörden sein, deren Handlungsweise uns soeben einige Proben lieferte. Immerhin werden manche Lehrer dem Sirenengesange von oben nicht widerstehen. Welch eine unwürdige, klägliche Figur derartige charakterlose Schullehrer spielen, führt uns die liberale „Preußische Lehrerzeitung" unter der Ueberschrift: „Wie der Wind weht", drastisch vor Augen:

Friedrich Wilhelm Schultze — so wollen wir ihn nennen — hatte nie eine andere Meinung, wie der Herr Minister. Unter dem conservativen Minister Eichhorn hielt er folgende Conferenzrede:

„Meine theuren Herren Collegen! Es geht ein Geist des Unglaubens, der Auflehnung gegen göttliche und menschliche Ordnung durch unser armes Vaterland. Leider hat dieses Gift auch schon auf manche Kreise der theuren

Collegen gewirkt. Man hat die frevelnde Forderung erhoben, uns von unseren von Gott verordneten Vorgesetzten, unseren würdigen Vorbildern und Seelenhirten, den Geistlichen, zu trennen. Ich bitte Sie, hören Sie nicht auf jene schändlichen Verlockungen und vertrauen Sie der Weisheit unseres verehrten Chefs, Sr. Excellenz des Herrn Ministers und seiner Räthe. Lassen Sie sich nicht durch das Geschrei derer bethören, welche um fortwährendes Drängen nach vermehrtem irdischen Lohne ganz und gar das Seelenheil der ihnen von Gott anvertrauten Jugend vergessen. Unser Lohn ist ja ein so köstlicher: die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz! Theure Collegen, — ich beschwöre Sie, wenden Sie sich ab von den verderblichen Lehren einer irreligiösen, unverständigen, pädagogischen Presse, deren Werk nicht von Gott ist."

Im Jahre 1848 sprach er in einer Versammlung, welche Lehrer-Deputirte für die Provinzial-Conferenzen wählen sollte:

„Meine Herren! Ein Geist der Freiheit weht erquickend durch unser Vaterland. Mächtig rührt das arme, bis dahin unterdrückte Volk seine Glieder, und auch unser Stand, der bisher unter dem Drucke einer ministeriellen und theologischen Paschawirthschaft seufzte, kommt wieder zur Geltung. Unser Stand ist zu sich selbst gekommen und will die Fessel geistiger Bevormundung abstreifen. Deshalb lassen Sie uns weit ins Land hineinrufen: Weg mit den Geistlichen von der Lokalschulaufsicht!! (Jubelnder Beifall! Rufe: ‚Das ist ein Prachtskerl! Den müssen wir wählen!') Auch wir Lehrer müssen mit unserer Meinung gehört werden; der Minister ist kein Gott, er kann auch irren! Unser Gehalt muß mindestens verdoppelt werden! (Rasender Beifall, — man umdrängt die Rednertribüne.) Meine Freunde, wir müssen, um unsere Angelegenheit zu betreiben, freiheitliche Schulzeitungen gründen, — und ein Verräther am Stande, — wer sie nicht stützt und verbreiten hilft! Das, meine Herren, wäre mein Programm!"

Unter dem conservativen Herrn von Raumer äußerte er 1856 in einem Privatgespräch:

„Es war die höchste Zeit, daß jener Geist der Unbotmäßigkeit und des allgemeinen Räsonnirens, wie er sich 1848 gezeigt hat, mit Energie und Gewalt unterdrückt wurde. Ein Staat kann nicht gedeihen, wenn jeder es besser wissen will, als die von Sr. Majestät berufenen Minister. Auch die Collegen haben ganz und gar vergessen, daß die Schule eine Tochter der Kirche sei und nach dem historischen und göttlichen Recht unter deren Leitung gehört. In betreff der Gehaltsfrage ist ja manches zu wünschen übrig —, aber der Herr Minister thut sein Möglichstes, und auch bei der conservativen Majorität des Abgeordnetenhauses (man hatte damals die ‚Landrathskammer') ist ein Wohlwollen für die ‚wirklich' berechtigten Forderungen der Lehrer vorhanden. Allerdings haben überspannte und liberalisirende Forderungen — und das mit großem Rechte — keinen Anspruch auf Erfüllung, da der Staat das Geld auch zu anderen Zwecken bereithalten muß. Die vom Herrn Minister erlassenen Regulative sind ein köstliches Werk altpreußischer Tradition; der Geist, der in denselben wohnt, wird bald die zerstörenden Nachwirkungen jener beklagenswerthen Revolution beseitigen. Die Lehrer würden am besten thun,

sich mehr in ihre Schularbeit zu vertiefen, als in Schulzeitungen, die oben mit Recht nicht gern gesehen werden, Skandal zu machen. Ich lese principiell keine Schulzeitung, höchstens das ‚Brandenburger Schulblatt'."

Als der altliberale Herr v. Bethmann-Hollweg ans Ruder kam, erschien er wieder in den Vereinen und nahm das Wort:

„Liebe Freunde! Durch Nacht zum Licht! Die Morgenröthe, die mit dem Regierungsantritt Sr. Königl. Hoheit des Prinzregenten anbricht, wird jenes finstere Gelichter verscheuchen, das schon wie ein Alp auf Kirche und Schule lag. Die Regulative, welche so recht ein Ausfluß jenes finsteren Geistes sind, deren Reformbedürftigkeit jeder Sachverständige vom ersten Augenblicke ihres Daseins an schon nicht mehr bezweifelte, werden jene Erweiterung und Revision erfahren, die sie erst zu einer würdigen Verfassung des preußischen Schulwesens stempelt. Gehen auch wir rüstig mit ans Werk; der Lehrer soll sich nicht vergraben in seiner Schulstube, er soll auch theilnehmen an den großen Fragen, die die Zeit bewegen. Eine fachmännische Schulinspection ist ‚anzustreben', das sogen. historische Recht der Kirche auf die Schule ist eine Chimäre, wenn ich auch die Betheiligung der Geistlichen an der Schulaufsicht nicht principiell ausgeschlossen wissen will. Wo aber zuerst Hand anzulegen ist, das ist bei unseren erbärmlichen Gehaltsverhältnissen. Der Staat hat seine Schuldigkeit nicht gethan — und von der conservativen Landrathskammer war ja von vornherein nichts zu erwarten. Also, meine Herren, treten wir zusammen: Einer für alle, alle für einen!"

Im Jahre 1862, als der conservative Herr v. Mühler regirte, schrieb er demselben Verein folgenden Absagebrief:

„Indem ich für die freundliche Einladung meinen verbindlichsten Dank sage, muß ich zu meinem Bedauern meinen Austritt aus dem Verein erklären. Einestheils nehmen mich meine Amtsgeschäfte so in Anspruch, daß ich keine Zeit für allgemeine Angelegenheiten, die doch erst in dritter und vierter Linie kommen, mehr erübrigen kann, andererseits konnte ich mir nicht verhehlen, daß der Ton, der im Verein herrscht, meine patriotischen und religiösen Gefühle oft verletzt. Das ewige Lamentiren über Gehaltsverhältnisse und geistlichen Druck muß auf einen Mann, der einen offenen und geraden Blick hat, mit der Zeit widerwärtig wirken, und ich glaube nicht, daß wir durch solche Opposition unsere Lage verbessern werden. Ueberlassen wir doch solche Sorge denen, die für uns zu sorgen berufen sind, und beschäftigen wir uns nicht mit großen Gesichtspunkten, zu deren Verständniß unser Bildungsstandpunkt nun einmal nicht ausreicht. Wenn wir in diesem Sinne handeln, so dürften die Vereine, die viel Zeit und Geld kosten, überflüssig sein. Ergebenst Friedr. Wilh. Schultze."

Auf der Breslauer Lehrer-Versammlung 1873, zur Zeit Falks, hielt er folgenden Toast:

„Meine Herren, es ist der köstlichste, schönste Augenblick meines Lebens, hier in der Mitte von Collegen, die gleiches Streben eint, zu sein. Wir haben eine herrliche Zeit erlebt, die Propheten und Könige unseres Standes vergebens zu sehen begehrt haben; wir haben es erlebt, daß an der Spitze von Preußens

Unterrichtsverwaltung endlich der Mann steht, der unser Hoffen und Wünschen erfüllen wird. Sie, meine lieben jungen Collegen, haben keine Ahnung, unter welchen schwierigen Verhältnissen ‚wir Alten' gearbeitet haben. Sie werden kaum ermessen können, was wir um unserer Ueberzeugung willen haben leiden müssen. Aber wir haben gestanden fest und unerschütterlich wie die Eichen unseres nunmehr von Priesterherrschaft freien deutschen Bodens, in der Hoffnung: Es muß doch endlich Frühling werden in Deutschland! Dieser Frühling ist angebrochen; mit Jubel haben auch wir Alten ihn begrüßt. Und nun, meine Herren, erheben Sie Ihr Glas und trinken Sie mit mir es aus bis auf die Neige mit einem Hoch auf den, der uns endlich den Frühling brachte: Unser Herr Minister Dr. Falk lebe hoch — hoch — hoch!"

Aber 1879 lag er auf dem Sterbebett. Herr Falk hatte Puttkamer weichen müssen und unser Friedrich Wilhelm Schultze äußerte:

„Wenn ich nur erst wüßte, wo unser neuer Minister hinaus will. Er scheint der rechte Mann am rechten Platze zu sein. Mit der Falk'schen Wirthschaft konnte es nicht so weitergehen."

Solcher Art sind die Charaktere, welche die Regierung in ihren Lehrern erzieht, wenn sie auf dieselben einwirkt, daß sie nicht nach ihrer persönlichen Ueberzeugung, sondern nach jener der Regierung wählen. Man hat so viel vom sacrifizio dell' intelletto, dem „Opfer des Verstandes", gefabelt; hier hat man ein leibhaftiges Exemplar vor Augen.

Charaktere dieser Art sind schwerlich eine kräftige Stütze für Thron und Altar; sie sind es weder für ihre Person noch durch ihre Wirksamkeit bei der Jugend. Falls aber die Regierung ihre Beamten und besonders die Lehrer veranlaßt, die eigene persönliche Ueberzeugung der Ansicht des jeweiligen Ministeriums zum Opfer zu bringen, so werden sich derartige Charaktere in größerer Zahl bilden. Die Versuchung, das Schulwesen und den Lehrerstand, statt für seine wahre Bestimmung, für politische Zwecke zu verwerthen, liegt eben für eine weltliche Regierung zu nahe, als daß man hoffen dürfte, bei vollständiger Säcularisation des Schulwesens werde derselben auf die Dauer widerstanden.

Weitere Fälle, in denen nicht das Wohl der Kinder, sondern das einseitige Interesse der maßgebenden Behörde die Maßnahmen im Schulwesen dictirte, seien einem spätern Artikel vorbehalten.

L. v. Hammerstein S. J.

Die Lebensbeziehungen der Ameise.

(Schluß.)

3. Beziehungen der Ameise zur übrigen Thierwelt.

Auch zu der übrigen Thierwelt stehen die Ameisen in mannigfacher Beziehung. In ihr finden sie ihre Jagdbeute und ihr Melkvieh, ihre Hausgenossen und ihre Feinde. Die Jagdameisen, welche vorzüglich von Insekten, Spinnen und anderm kleinen Gewürm sich nähren, reinigen unsere Forste von unzähligem schädlichem Ungeziefer. Zu dieser Polizei gehören die Waldameisen (Formica rufa und pratensis)[1], deren Nester deshalb mit Recht unter den Schutz der Forstgesetze gestellt werden können. Die blutrothe Raubameise (F. sanguinea) lebt noch ausschließlicher von der Jagd als jene, und obgleich ihre Hilfsameisen (F. fusca und rufibarbis) den Honig der Blattläuse vorziehen, so dürfen doch die Herren dieser Bundeskolonien zu den nützlichsten Insekten gezählt werden. Ein Hauptverdienst dieser Raubameisen besteht darin, daß sie andere Verwandte, die durch Blattlauszucht den Pflanzen schädlich werden könnten, in gebührenden Schranken halten. Sie hindern nämlich nicht nur die Vervielfältigung jener honigliebenden Ameisenarten, die ihnen Sklaven liefern müssen, indem sie denselben die besten Arbeitskräfte entziehen und dadurch mittelbar die Stärke und Fortpflanzungsfähigkeit der Kolonien vermindern, indem sie ferner auch unmittelbar eingreifen und bei ihren Raubzügen die Puppen der Männchen und Weibchen entführen und sie daheim verspeisen[2]; sondern sie veranstalten auch förmliche Jagden auf die geflügelten Geschlechter anderer Blattlauszüchter; wenn die Lasius-Arten an heißen Sommertagen ihren Paarungsflug halten, sieht man die blutrothen Raubameisen die Umgegend ihrer Nester in allen Richtungen durchstreifen, um jedes der armen beschwingten Wesen, das auf der Erde sich niederläßt, gleich als Beute in Empfang zu nehmen und fortzuschleppen. Ich sah einmal im letzten Sommer (am 24. August 1888), wie während einer Stunde über 100 Weibchen der braunschwarzen Wegameise (Lasius niger) jenen Raubameisen zum Opfer fielen und in deren unterirdischen Verließen verschwanden.

[1] Vgl. auch Forel, Les fourmis de la Suisse, p. 367.

[2] Dies gilt jedoch nur für die blutrothe Raubameise; die Amazone kann wegen der Bildung ihrer Kiefer so große Cocons kaum mitnehmen.

Einen ungleich größern Jagdbetrieb entfalten viele tropische und subtropische Ameisenarten; unter ihnen nehmen die Treiberameisen (die Arten der Gattung Anomma) in Afrika und die Wanderameisen (die Arten der Gattung Eciton) in Mittel- und Südamerika unstreitig den ersten Platz ein [1]. Fremde Ameisen und Termiten, Käfer, Heuschrecken, Raupen und Spinnen, kurz all das kleine Gethier, das auf Erden kriecht und springt, fällt den Heereszügen dieser Ameisen widerstandslos zum Opfer. Auch Schlangen und andere höhere Thiere, ja sogar der Mensch, der König der Schöpfung, nimmt vor dem Anrücken ihrer Kolonnen Reißaus. Diese unbesiegbaren Ameisenarmeen sind es, die einer zu starken Vermehrung der kleinen Thierwelt in der üppigen Vegetation der Tropenwälder energisch Einhalt thun. Kriegerische Ameisenschaaren sind auch die Beschützer des Pflanzenreiches gegenüber jenen blattschneidenden Verwandten, die wir später als die gefährlichsten Feinde des Laubwuchses im tropischen Amerika kennen lernen werden.

Nicht alle Ameisen sind Jagdvölker; es gibt unter ihnen auch *viehzuchttreibende* Stämme. Wer hätte nicht schon bemerkt, wie die Ameisen die Blattläuse mit ihren Fühlern streicheln, um ihnen den süßen Honigsaft zu entlocken? Jene Arten, die sich im Freien auf Gebüsch und Bäumen mit der Pflege der Blatt- und Schildläuse abgeben, hat man „weidefütternde" Ameisen genannt; zu ihnen gehören drei unserer bekanntesten schwarzen Emsen (Formica fusca, Lasius fuliginosus, Lasius niger). Andere Verwandte, wie die gelben Wiesenameisen (Lasius flavus, umbratus, mixtus) beschäftigen sich in ihren unterirdischen Galerien auf ähnliche Weise mit den Wurzelläusen; daher werden sie als „stallfütternde" Ameisen bezeichnet, ein Name, bei dem man sich allerdings nicht vorstellen darf, die Blattläuse und das übrige Melkvieh der Ameisen würden von letzteren wirklich gefüttert; dieses Vorrecht haben nur gewisse bei Ameisen lebende Käfer, die uns unten begegnen werden. Uebrigens können sich auch die Blattläuse und deren Verwandte über die Aufmerksamkeit nicht beklagen, die ihnen von den Emsen geschenkt wird. Sie

[1] Ueber die Treiberameisen vgl. Thom. Savage, On the habits of the drivers or visiting ants of West-Africa (Transact. Entomol. Soc. Lond. 1847. V. part. 1. p. 1) und Fred. Smith, Observations on the ants of equatorial Africa (ibid. 1862—1863. I. p. 470—473). Ueber die Wanderameisen vgl. H. W. Bates' Beobachtungen in Transact. Ent. Soc. Lond. 1852—1856. III. p. 156—169 und Newman's Zoologist 1855. XIII. p. 4604; ferner Bates, The naturalist on the river Amazonas (Lond. 1876); Belt, The naturalist in Nicaragua (Lond. 1874).

haben an ihnen nicht nur zarte Pflegerinnen, die sie selbst auf die geeigneten Nährpflanzen tragen[1] und sie auf sanfte Weise melken, sondern sie finden an ihnen auch wehrhafte Beschützerinnen gegen manche Feinde. Einige Arten bauen um ihre auf Busch oder Baum wohnenden Schützlinge sogar Wälle und Kammern aus Erde[2]. Die stallfütternden Ameisen schützen und hegen selbst die Eier ihres kostbaren Melkviehes[3]. In wärmeren Erdstrichen müssen auch verschiedene andere Schnabelkerfe (namentlich die Larven von Cercopiden, Fulgoriden und Membraciden), ja sogar die Raupen gewisser Schmetterlinge (Lycaena- und Tarurus-Arten) zu Kühen der Ameisen sich hergeben; wahrscheinlich erwächst ihnen ebenfalls ein Vortheil aus diesem Verhältnisse.

Die Blatt- und Wurzelläuse und ihre entsprechenden fremdländischen Stellvertreter leben auch außerhalb der Gesellschaft von Ameisen und sind nicht an diese gebunden: sie gehören also nicht zu deren Hausgenossen, zu den sogenannten Myrmekophilen. Unter diesen regelmäßig nur in Ameisennestern wohnenden Thierchen erschließt sich uns ein neues Gebiet der mannigfaltigsten, interessantesten Beziehungen[4]. In einem großen Haufen der Waldameisen wohnen Hunderte von kleinen Käfern und Wanzen, Wespchen und Fliegen, Spinnen und Milben, Tausendfüßlern und Asseln. Auch die meisten übrigen Ameisenarten haben eine größere oder geringere Zahl von Beiwohnern, die allerdings meist erst dem Namen nach bekannt sind; die fremdländischen Ameisennester beherbergen ohne Zweifel noch eine große Zahl völlig unentdeckter Einmiether[5]. Die Verhältnisse, welche zwischen diesen sogen. Ameisengästen und ihren „Wirths-

---

[1] Vgl. „Natur und Offenbarung", Bd. XVII. (1871) S. 139.

[2] Auf Eichengebüsch fand ich hier kleine, von Myrmica scabrinodis gebaute Blattlaushäuschen. Ausgedehntere Bauten zum Schutze auf Weinreben lebender Schildläuse (Pulvinaria vitis und Dactylopia vitis) legt Crematogaster scutellaris in Südeuropa an (vgl. André, Spec. d. Hyménopt. II. p. 392), ferner Crematogaster lineolata zur Hegung ihrer auf Andromeda ligustrina in Nordamerika wohnenden Pfleglinge (André, Les fourmis. p. 254).

[3] Vgl. Lubbock, Ameisen, Bienen und Wespen. S. 57 ff.

[4] Vgl. meine Mittheilungen „Ueber die Lebensweise einiger Ameisengäste" in der Deutschen Entomol. Zeitschrift, Jahrg. 1886 und 1887; ferner „Beiträge zur Lebensweise der Gattungen Atemeles und Lomechusa" (Haag 1888, Tijdschrift voor Entomologie XXXI); „Zur Lebens- und Entwicklungsgeschichte von Dinarda" (Wien. Entomol. Ztg. 1889); „Vergleichende Studien über Ameisengäste und Termitengäste" (Haag 1889, Tijdschr. v. Entomol. XXXII).

[5] Mehrere Gäste brasilianischer Wanderameisen habe ich kürzlich in der Deutschen Entomol. Zeitschr. (1887 u. 1889) beschrieben.

ameisen" obwalten, sind selbst bei den längst bekannten einheimischen Arten großentheils noch ein unerforschtes Land. So viel weiß man jedoch bereits jetzt, daß nur wenige dieser „Ameisenfreunde" wahre Freunde sind; weitaus die größere Mehrzahl sind bloß geduldete oder selbst feindlich verfolgte Einmiether, Mitesser am Tische der Ameisen oder sogar höchst verdächtige Parasiten. Eigentlich verdienen den Namen von Ameisenfreunden nur die echten Gäste; es sind dies Käfer[1], die von den Emsen gefüttert und überhaupt wie ihresgleichen oder wie die eigene Brut behandelt werden. Als Kostgeld sondern sie an Büscheln gelber Haare ein Secret aus, das von den Ameisen mit sichtlichem Behagen abgeleckt wird. Dieses echte Gastverhältniß zeigt wiederum verschiedene Abstufungen. Eine derselben, auf der die Kurzflügler der Gattung Atemeles stehen, ist dadurch ausgezeichnet, daß die Gäste nicht nur einen regen Fühlerverkehr mit ihren Wirthen unterhalten, um dieselben zur gastfreundlichen Pflege aufzufordern, sondern sich sogar gegenseitig nach Ameisenart füttern und überhaupt in ihrem ganzen Benehmen die Sitten der Ameisen in hohem Grade nachahmen[2]; eine für die vergleichende Thierpsychologie sehr bemerkenswerthe Thatsache. Auch die blinden Larven dieser letztgenannten Käfer leben in Ameisennestern und werden dort gepflegt gleich wirklichen Ameisenlarven[3]. Ganz rein ist selbst diese „echte" Freundschaft allerdings nicht, denn auch die meisten dieser Gäste und ihre Larven sind nebenbei Schmarotzer; erstere thun sich nicht selten an den Puppen ihrer Wirthe gütlich, letztere saugen deren Eier aus und setzen so der zu starken Vermehrung ihrer eigenen Freunde eine vom Schöpfer beabsichtigte weise Schranke.

Wenn die Ameisenfreunde schon so treulos sind, was haben die Ameisen dann erst von ihren eigentlichen Feinden zu erwarten? Deren gibt es manche schon unter ihren Hausgenossen. Millionen kleiner Milben raffen manchmal ganze Kolonien durch eine räudeartige Krankheit dahin; mehrere Nester von Formica sanguinea und anderen Ameisen gingen mir an dieser Pest zu Grunde. Viele der in Ameisenhaufen wohnenden kleinen Fliegen und Wespchen stehen auch in stark parasitischem Geruche,

---

[1] Die Clavigeriden und manche Staphyliniden (Lomechusa und Atemeles), ferner wahrscheinlich auch die Gnostiden, viele Paussiden und manche Pselaphiden.

[2] „Beiträge zur Lebensweise der Gattungen Atemeles und Lomechusa", S. 47 bis 59. — Eine kurze Schilderung des Verhältnisses von Atemeles zu ihren Wirthsameisen siehe auch in dieser Zeitschrift Bd. XXXI. S. 424 ff.

[3] „Beiträge" S. 74 ff.

obgleich sie nicht so verhängnißvoll sind wie die Milben. Die Käferfamilie der Kurzflügler liefert den Ameisen neben echten Gästen auch wahre Wölfe und Hyänen: bei der glänzend schwarzen Holzameise (Lasius fuliginosus) hausen Myrmedonien, die im Eingang oder in abgelegenen Winkeln des Nestes auf der Lauer liegen, um vereinzelte Ameisen zu überfallen und in Stücke zu reißen [1]. Aber auch draußen begegnet die Ameise manchmal schlimmen Feinden. Spinnen schießen von Gebüsch und Grashalmen herab klebrige Fäden nach den arglos Vorüberwandernden, ziehen sie an denselben wie an einem Galgen empor, umstricken sie mit ihren Banden und saugen sie aus [2]. Sogar die große, starke Waldameise ist vor diesen Schlingen nicht sicher. In der Nähe eines hiesigen Rufa-Nestes fand ich im Juli 1886 eine große Zahl von Opfern an der Spitze von Grashalmen mit feinen Spinnfäden befestigt. Einige Schritte weiter lauern Fallgruben auf dem Pfade der Ameisen. Es sind die Erdtrichter, die eine Netzflüglerlarve, als Ameisenlöwe (Myrmecoleon) allgemein bekannt, gegraben hat; von dem Edelmuth des Löwen zeigt diese Taktik allerdings wenig. Wehe der Ameise, die auf den abschüssigen Rand des Trichters geräth; mit einem Hagel von Sand begrüßt rollt sie in die Tiefe; dort erfassen sie zwei gierige Zangen, zapfen ihr das Lebensblut ab und werfen den leeren Balg verächtlich über den Rand der Grube hinaus. Auch in den Erdröhren, welche von räuberischen Larven der Sandlaufkäfer [3] bewohnt sind, läßt manche Ameise ihr Leben.

Unter den höheren Thieren ist in unseren Gegenden namentlich der Grünspecht als Ameisenfeind zu nennen; bis an den Schopf hackt er sich in die Haufen der Waldameisen ein und führt mit seiner langen klebrigen Zunge die Ameisen und deren Brut zum Schlunde [4]. Aber auch der Wiedehopf, das Birkhuhn und das Haselhuhn [5] verschmähen nicht die Ameisenkost, und im Winter folgt manchmal sogar ein hungriger Fuchs ihrem Beispiele.

---

[1] „Ueber die Lebensweise einiger Ameisengäste" (Deutsche Entomol. Zeitschrift 1886. S. 61 ff.).

[2] Die Arten der Gattung Theridium thun sich in diesem Handwerk besonders hervor. Vgl. Mc Cook, Agricultural ant of Texas (Philad. 1880) p. 203; Henking, Nahrungserwerb und Nestbau von Theridium riparium (Kosmos 1886); v. Hasselt, in der Tijdschr. v. Entomol. XV. (1872) p. LXV.

[3] Cicindela hybrida, campestris und sylvatica für hiesige Gegend.

[4] Westfalens Thierleben in Wort und Bild. Die Vögel. S. 26.

[5] A. a. O. S. 46 ff.

Wie bei uns der kleine Ameisenlöwe, so haben in anderen Ländern mehrere größere Thiere von ihrer Liebhaberei für Ameisen den Namen erhalten; sie sind übrigens in der That keine Dilettanten im Ameisenessen. Es würde wohl schwer sein, in Ziffern die Zahl der Opfer auszudrücken, die jedes Jahr in dem Magen der südamerikanischen Ameisenbären (Myrmecophaga) verschwinden; die Gürtelthiere (Dasypus) wühlen gleichfalls mit Vorliebe die Nester der Ameisen auf, obgleich sie nicht so ausschließlich wie jene auf Formicidenkost angewiesen sind. In Südafrika vertritt das Erdferkel (Orycteropus) die Stelle der Ameisenbären. In dunkler Nacht haut es mit seinen Krallen Löcher in die Baue der Ameisen und in die Burgen der Termiten und steckt seine Zunge in die Bresche; wüthend stürzen die kriegerischen Insassen auf den Eindringling los; dieser hat nichts anderes zu thun, als die immer neu andrängenden Schaaren in den Schlund zu befördern. Dieselben staatenbildenden Insekten sind auch die Lieblingsnahrung der Schuppenthiere (Manis), die in den Tropen der alten Welt die amerikanischen Gürtelthiere ersetzen. Gehen wir endlich über die Sundainseln, die von diesen beschuppten Ameisenfressern bewohnt werden, auf den fünften Erdtheil hinüber, so treffen wir auch dort wieder Vierfüßer, die dem gleichen Berufe leben; es sind die australischen Ameisenbeutler (Myrmecobius) und Ameisenigel (Echidna). Kurz, rings um die Erde begegnen uns Wesen, die den übermächtigen Ameisenheeren der Tropen erfolgreich Schach bieten, Wesen, die von der Natur meist eigens zu diesem Zwecke ausgestattet erscheinen; namentlich die lange Schnauze und die noch längere Zunge sind es, die ihren Beruf zum Ameisenfressen verrathen.

Die Vögel der tropischen Waldungen wollen im Kampfe gegen die Hegemonie des Ameisengeschlechtes nicht hinter den Säugethieren zurückbleiben. Die Züge der Wanderameisen im heißen Amerika werden angekündigt durch den Ruf der Ameisendrossel, welche deren Horden begleitet und an ihnen und ihrem Raube eine stets gedeckte Tafel findet. Ueber 200 Arten aus der Familie der Ameisenvögel (Formicarcidae) in Mittel- und Südamerika führen eine ähnliche Lebensweise; sie scheinen vorzüglich die Wanderameisen in Schranken zu halten, die ihrerseits wiederum der Schrecken der gesammten übrigen Kleinthierwelt jener Länder sind. So verjüngt sich täglich das harmonische Gleichgewicht in der Natur durch einen Kampf, dem Millionen zum Opfer fallen. Der Tod des einen ist das Leben des andern, und auch dieser findet seinen Stärkern zum Wohle des Ganzen.

4. Beziehungen der Ameisen zur Pflanzenwelt.

Die Beziehungen der Ameisen zur Pflanzenwelt sind nicht minder mannigfach und weit verzweigt wie ihre Beziehungen zur Thierwelt und zum guten Theile mit diesen enge verknüpft. Wir wollen zuerst jene Verhältnisse ins Auge fassen, in denen die Ameisen *unmittelbar* mit den Pflanzen in Berührung treten.

Das Reich der Gewächse bietet vielen Ameisenarten Wohnung, manchen auch ihre gewöhnliche Nahrung. Unter ihrer großen Zahl finden wir viele, die ihre Nester in morschen Stämmen oder in hohlen Bäumen anzulegen pflegen, andere, die unter der Rinde ihr Heim haben, wieder andere, die um die Wurzeln oder in Wurzelknollen sich ansiedeln. Einige schlanke Ameisenarten (Oecophylla) nähen Baumblätter zu einem Nestchen zusammen, andere (z. B. Myrmelachista gallicola) wohnen in dem Galeriensysteme großer Galläpfel — kurz wir finden kaum einen Theil der Pflanze, den nicht die eine oder die andere Ameisenart in irgend einem Theil der Erde für ihre häuslichen Zwecke zu verwerthen gewußt hätte[1]. Manche tropischen Bäume sind sogar durch ein Labyrinth von Hohlräumen in Stamm, Aesten und Zweigen von der Natur zu einem Ameisennester wie geschaffen; weshalb, das werden uns die mittelbaren Beziehungen der Ameisen zur Pflanzenwelt lehren.

Bei uns zu Lande kommt es selten vor, daß Ameisen den Culturgewächsen unmittelbar verhängnißvoll werden. Einen solchen Fall erwähnt Forel[2]. In Vaux (bei Morges, Kanton Waadt) hatten die Runkelrüben im Jahre 1884 einen neuen Feind sich erworben: es waren tausende kleiner Rasenameisen (Tetramorium caespitum). Gleich mehreren anderen einheimischen Insekten hatten sie die neueingeführte Kost süß gefunden und sich dadurch zur Aenderung ihrer bisherigen Speisekarte verleiten lassen. Viel schlimmer als solche instinktive Verirrungen sind die ständigen Lebensgewohnheiten jener Arten, die vom Lebensverbande losgelöste Pflanzentheile nach Hause tragen. Wir meinen damit nicht unsere Waldameisen, welche Kiefernadeln, Stengel und Holzstückchen, altes Laub und ähnliche Pflanzenstoffe auflesen und mit nimmer müder Emsigkeit zu einem mächtigen Kuppelbau aufschichten; das ist ganz unschuldige Arbeit.

---

[1] Vgl. Forel, Les fourmis de la Suisse. p. 150 sqq.; E. André, Spec. d. Hyménopt. II. p. 33 sqq., und Les fourmis, Chap. V; G. Mayr, Die südamerikanischen Formiciden. Wien 1885. S. 21 u. f. w.

[2] Etudes Myrmécologiques en 1884. p. 23.

Aber die zahlreichen Arten der Gattung Atta (Oecodoma), die sogen. Blattschneiderameisen [1], bedienen sich eines kostbareren Materials: sie steigen auf Bäume und Sträucher, schneiden deren Blätter stückweise ab und ziehen, dieselben wie Sonnenschirme über den Kopf haltend, damit nach Hause. Obgleich man noch nicht sicher weiß, zu welchem Theile ihrer Bau- oder Brutindustrie sie den Diebstahl verwerthen [2], so macht sich doch die Thatsache den Pflanzungen sehr fühlbar; der durch die Blattschneiderameisen in den Plantagen Mittel- und Südamerika's verursachte Schaden ist oft enorm.

Ihre eigentliche Nahrung entnehmen nur wenige Ameisen unmittelbar dem Pflanzenreiche. Allerdings sind süße, reife Früchte, wenn sie vom Baume gefallen sind und Quetschungen erhalten haben, bald gefüllt von Schaaren naschender Emsen. Aber dies ist nicht die Hauptnahrung selbst für jene Arten, die sich wie die braunschwarze Wegameise (Lasius niger) am öftesten dabei ertappen lassen. Außer der Fleischkost, die in Insekten und anderen Kleinthieren besteht, ist die Lieblingsspeise der Ameisen Honig. Die Quelle, aus der sie denselben beziehen, ist jedoch von unseren Honigmagazinen für gewöhnlich verschieden. Allerdings werden die Bienenstöcke fast regelmäßig von diebischen Ameisen fleißig besucht; ihren normalen Honigbedarf können jedoch nur wenige Kolonien aus Bienenstöcken schöpfen; dazu sind die letzteren viel zu selten. Auch der Honig der Blüten, den unsere Bienen sammeln, ist den Ameisen meist verschlossen; nicht wenige Pflanzen haben Schutzvorkehrungen gegen den Besuch von Gästen, die am Blüthenstengel heraufklettern wollen [3]; geflügelte Besucher, welche die Kreuzbefruchtung besser vermitteln können, sind den Blumen lieber. Dafür besitzen manche Gewächse, welche der Ameisen als Beschützer gegen andere Insekten bedürfen, sogen. extranuptiale Nektarien, Honiggefäße, die nicht dem Befruchtungsvorgange dienen;

[1] Vgl. E. André, Les fourmis, Chap. XIII.; Brent im American Naturalist, Febr. 1886; Mc Cook, Cutting or parasol ant (Atta fervens) (Proceedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia 1879. p. 33 sqq.); note on a northern cutting ant (Atta septentrionalis) (l. c. 1880. p. 359 sqq.); A. F. W. Schimper, Die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen im tropischen Amerika (Jena 1888) u. s. w.

[2] Atta fervens in Texas und Mexiko und Atta septentrionalis in New-Jersey verarbeiten die eingetragenen Pflanzenstoffe zu einer papierartigen Masse, die für Ausbau der Hohlräume des Nestes zu dienen scheint (vgl. Mc Cook l. c.). Aber es ist zweifelhaft, ob Atta hystrix und andere südliche Arten denselben Gebrauch von den Blättern machen.

[3] Lubbock, Ameisen, Bienen und Wespen. Leipzig 1883. Kap. 3

dieselben sind gleich den „Müller'schen Körperchen" (eigenen, den Ameisen wohlschmeckenden Knöspchen) die Lockmittel, durch welche die Pflanzen sich den Besuch der Ameisen sichern[1]. Eine reichere Honigquelle ist für die Emsen die Zucht der Blatt- und Schildläuse; wenigstens in unseren Erdstrichen ist genanntes Melkvieh der vorzüglichste Born, aus dem die Ameisen ihren Lieblingstrank schöpfen. Solche Arten, die gleich der Amazone und der blutrothen Raubameise nicht selbst zu diesem Brunnen gehen[2], lassen sich wenigstens von ihren blattlauszüchtenden Hilfsameisen daheim den Becher kredenzen.

Schon in einer früheren Abhandlung in dieser Zeitschrift[3] wurde berichtet, wie nach Mc Cook die Honigameise des Göttergartens (Myrmecocystus hortus deorum Mc Cook) ihren süßen Nahrungsbedarf aus Galläpfeln einer strauchartigen Eiche zieht und denselben in lebendigen Tonnen aufspeichert. Auch über die körnersammelnden Ameisen und deren von den übrigen Ameisen abweichenden Geschmack haben wir schon früher Eingehendes mitgetheilt[4]; in der Vorliebe für Getreidekörner und ähnliche Sämereien nähern sich diese Emsen den „brodessenden Menschen".

Die mittelbaren Beziehungen der Ameisen zur Pflanzenwelt ergeben sich aus ihrem Verhältnisse zu der Thierwelt, besonders insofern sie Jagdameisen und Viehzüchter sind. Da die Ameisen ihrer eigentlichen Natur nach Gesellschaften von Mordwespen und selbst die meisten blattlauspflegenden Arten nebenbei auch mehr oder minder Fleischfresser sind — man lege beispielsweise eine grüne glatte Eulenraupe auf den Pfad der glänzend schwarzen Holzameise (Lasius fuliginosus), und man wird sich hiervon augenscheinlich überzeugen können —, so haben sie als Vertilger pflanzenfressender Insekten wenigstens für die Flora unseres gemäßigten Erdstriches eine durchschnittlich wohlthätige Bedeutung. Indem die von den blattlauszüchtenden Ameisen gemolkenen Aphiden eifriger an dem Lebenssafte der Pflanzen saugen, indem die Ameisen ferner für die Verbreitung ihres Viehes sorgen und dasselbe gegen manche Feinde beschützen,

[1] Vgl. namentlich Schimpers oben erwähnte Arbeit. Ferner: Fr. Delpino, Funzione mirmecofile nel regno vegetale (Bologna 1886 und 1888); Ludström, Die Anpassungen der Pflanzen an die Thiere (Upsala 1887), u. s. w.

[2] Allerdings ist der Grund hiefür bei Polyergus rufescens und Formica sanguinea nicht derselbe; erstere läßt sich meist nur von ihren Sklaven füttern; letztere ist hierin nicht von den Hilfsameisen abhängig, geht aber lieber auf die Jagd, als zum Besuche der Blattläuse.

[3] Bd. XXVII. S. 280. [4] Bd. XXXIII. S. 360—374.

werden sie zwar Mitschuldige an dem Nachtheil, der jungen Pflanzen durch ihre Pfleglinge manchmal erwächst[1]; doch wird dieser Schaden durch die Vertilgung pflanzenschädlicher Insekten aufgewogen.

Es ist übrigens unseres Erachtens eine für die Land- und Forstwirthschaft ziemlich müßige Frage, ob die Ameisen im allgemeinen nützlich oder schädlich seien. Man beachte die Lebensweise der einzelnen Arten, und man wird diese Frage nicht nur sicherer, sondern auch nützlicher beantworten können. Die Chinesen in der Provinz Kanton sind uns hierin schon lange mit gutem Beispiele vorangegangen. Sie hängen eigens verfertigte künstliche Nester mit insektenfressenden Ameisen in ihren Orangenpflanzungen auf und bewahren dieselben hierdurch erfolgreich vor Raupenschaden. Der nordamerikanische Ameisenforscher Mc Cook hat seine Landsleute schon 1882 auf dieses Verfahren aufmerksam gemacht und es zur Nachahmung empfohlen[2]. In den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten, in Mittel- und Südamerika, wo die Blattschneiderameisen als die gefährlichsten Feinde der menschlichen Pflanzungen sich erweisen, dürfte ein solches homöopathisches Gegenmittel wohl das einzige sein, das gegen die Ameisenplage mit Erfolg angewandt werden kann. Die Amerikaner brauchten sich hierüber nicht einmal von den Chinesen Raths zu erholen; denn die Natur selbst hat ihnen schon den besten Rath gegeben. Es gibt nämlich im tropischen Amerika eine Anzahl myrmekophiler Pflanzen[3], die sich kriegerischen kleinen Ameisenarten als geeignete Nistplätze und Weidetriften gleichsam anbieten[4]. So haben beispielsweise die „Kronleuchterbäume" (Cecropia adenopus und Verwandte) — Imbauba werden sie von den Eingeborenen genannt — nicht bloß einen hohlen Stamm mit passenden Scheidewänden, sondern selbst eigene für die Ameisen leicht zu eröffnende Eingangspforten und lassen überdies an der Unterseite ihrer Blattstiele süße birnförmige Körperchen wachsen, die gewissen kleinen Ameisen (Azteca)

---

[1] Versuche hierüber mit Lasius niger auf Vicia faba stellte kürzlich Dr. H. Bos an. („Mieren en Bladluizen" (Tijdschr. v. Entomol. XXXI. p. 235 sqq.).

[2] Ants as beneficial insecticides by Rev. Dr. H. C. Mc Cook (Proceedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia 1882. p. 263 sqq.).

[3] Es sind dies myrmekophile Pflanzen im engeren Sinne, die nämlich eine specielle Anpassung an die Symbiose mit Ameisen zeigen. Unter myrmekophilen Pflanzen im weiteren Sinne begreift man noch eine Menge anderer Gewächse, die als Wohnung für Ameisen sich hergeben müssen. Ueber die letzteren vgl. Dr. Ernst Huth, Verzeichniß der myrmekophilen Pflanzen. Frankfurt a. O. 1886.

[4] Vgl. Schimper a. a. O. S. 25—58; Fritz Müller, Die Imbauba und ihre Beschützer (Kosmos Bd. VIII. S. 109 ff.).

einen Leckerbissen versprechen. Letztere nehmen denn auch dankbar das Anerbieten an und besorgen für freie Kost und Quartier die Beschützung der Pflanze. Jene Imbauba's, die zufällig leer stehen und nicht von den kleinen Ameisen bewohnt werden, sind meist in kurzem durch die Blattschneider ihres Laubschmuckes beraubt[1]; aber wagen es diese Plünderer, auf einen von Schutzameisen bewohnten Baum zu steigen, so stürzt die kleine Azteca instabilis in Schaaren hervor, hängt sich ihnen an Fühler und Beine, bearbeitet sie kräftig mit ihrer Giftspritze[2] und bewegt sie zu eiligem Rückzug. Daher stehen die von Azteca bewohnten Cecropien in schönster Blatthülle da. Aehnliche Verhältnisse, wie jene Kronleuchterbäume, bieten auch Acacia sphaerocephala in Centralamerika und Clerodendron fistulosum auf Borneo.

Es ist, als ob die Natur selbst in der Ausstattung dieser Ameisenpflanzen dem Menschen mit gutem Beispiele vorangegangen sei. Vielleicht wird man die Imbauba und ihre wehrhaften Insassen noch zu Wächtern der Orangenpflanzungen und anderer Plantagen machen.

Die menschliche Cultur in den Tropen hat jedoch noch schlimmere Concurrenten als die Blattschneider, Concurrenten, gegen die sie sich noch mehr um Bundesgenossen umsehen möchte, als gegen jene. Es sind die Termiten, gemeiniglich „weiße Ameisen" genannt, in Wirklichkeit aber einer ganz anderen Insektenordnung angehörig. Pflanzenleichen sind ihre Hauptnahrung. Leider gehört auch das Holz, aus dem der Mensch Haus und Hof zu bauen pflegt, zu jenen Leichen. Die weißen Ameisen kamen, sie fortzuräumen, und verwandelten das Innere der Balken in ein Ganglabyrinth, nur die äußere Hülle schonend; ein Krach und ein Trümmerhaufen war das Ende. Selbst die hehre Wissenschaft ist für sie nicht unantastbar; denn das Papier gilt ihnen auch nur als Pflanzenleiche. Nach Dr. H. Hagen[3] erreichen die Bücher in Südamerika wegen der Termiten selten ein hohes Alter, und selbst werthvolle Archive nordamerikanischer Großstädte wurden von den heimtückischen Mineuren bedroht; termitenfeste Wände sind dort zum Schutze der Bibliotheken fast wichtiger

[1] Ausgenommen ist hiervon eine von Schimper als Corcovado-Cecropia bezeichnete Art, die durch ihre glatte, wachsartige Rinde vor dem Besuche der Blattschneider sicher ist und darum auch keine Schutzameisen bedarf.

[2] Azteca gehört zur Familie der Dolichoderiden und besitzt keinen Stachel.

[3] Ueber die Lebensweise der Termiten und ihre Verbreitung (Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1852); Monographie der Termiten (Linnaea Entomologica 1855—1860); Ueber eine neue Bücherpest (Stettiner Entomol. Ztg. 1886).

als feuerfeste Schränke. Sollte es nicht möglich sein, die Ameisen im Kriege gegen die Termiten zu Hilfe zu nehmen? Manche Ameisenarten fressen die weichleibigen Termiten mit vorzüglichem Appetit; andere pflegen, wahrscheinlich aus denselben Geschmacksrücksichten, in der Nähe von Termitenbauten oder in diesen selbst sich niederzulassen; ihnen ist es möglich, den Termiten auf Schritt und Tritt bis in die geheimsten Gänge zu folgen und sie zu überwältigen. Wir dürfen hoffen, daß es dem menschlichen Scharfsinn noch gelingen werde, bestimmte Ameisenarten gegen die Termiten zu verwenden, wie die Katzen gegen die Mäuse. Das klingt vielleicht unglaublich, ist es aber nicht. Je weiter unsere Kenntniß von der Lebensweise der einzelnen Thierspecies, von ihren Beziehungen zu einander und zur Pflanzenwelt fortschreitet, desto größer wird auch die praktische Bedeutung der biologischen Insektenkunde werden. Wir stehen heute erst am Anfange dieser Wissenschaft. Wie der König der Schöpfung im neunzehnten Jahrhundert durch die Physik und Mechanik über die leblosen Elemente eine Herrschaft errang, die man früher kaum zu träumen wagte, so wird er vielleicht im zwanzigsten auch über die Insektenwelt glänzende Siege feiern, indem er sie seinen Zwecken vollkommener dienstbar macht.

5. Beziehungen der Ameisen zum Menschen.

Lange schon, bevor Adam aus der Schöpferhand Gottes hervorging, gab es Ameisen auf Erden. Zur Tertiärzeit stand unsere mitteleuropäische Heimat an Artenzahl und Individuenmenge den heutigen Ameisenfaunen der Tropen nahe, übertraf ihren Reichthum sogar noch durch einige nunmehr längst begrabene Formen[1]. Mit Recht dürfen wir annehmen, daß die Ameisen damals bei uns eine ebenso wichtige Rolle spielten, wie heute in Südamerika; ihnen fiel es hauptsächlich zu, das Gleichgewicht zwischen der kleinen Thierwelt und dem Reiche der Pflanzen aufrecht zu erhalten und stetig wieder herzustellen. Die tertiären Ameisen haben durch Erfüllung dieser Aufgabe auch uns spätgeborenen Menschenkindern den Weg bereitet. Seitdem ist allerdings manches anders geworden. Harte, eisige Zeiten sind über unsere Heimat dahingezogen; und als sie vorüber waren, wollte das schöne subtropische Klima nicht mehr wieder kommen. Viele Ameisen-

[1] Vgl. S. Scudder, Systematische Uebersicht der fossilen Myriapoden, Arachniden und Insekten (München und Leipzig 1885), S. 817 ff.; O. Heer, Urwelt der Schweiz. 2. Ausgabe. 2. Aufl. (Zürich 1883) S. 411 ff.; G. L. Mayr, Die Ameisen des Baltischen Bernsteins, u. s. w.

arten, die ehemals in unseren Gauen lebten und arbeiteten, sind nur mehr als seltene Fossilien in Museen zu sehen. Andere Gattungen haben ihren Verbreitungsbezirk, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, auf wärmere Erdstriche beschränkt; es ist ihnen bei uns zu kalt geworden. Sehen wir nun zu, welche Beziehungen den Menschen mit den Ameisen der Gegenwart verbinden.

Die meisten dieser Beziehungen werden vermittelt durch die übrige Thier- und Pflanzenwelt, insofern die Ameise der menschlichen Oekonomie und Forstwirthschaft fördernd oder hindernd gegenübersteht; darüber haben wir jedoch bereits oben gesprochen. Aber die kleine Emse hat es gewagt, sich noch näher an den Menschen heranzuschleichen, und ihr Dasein wird dem Könige der Schöpfung sehr unangenehm fühlbar durch die berüchtigten Hausameisen. Diesen Namen verdienen jene Arten nicht, die nur zufällig einmal auch in menschlichen Wohnungen sich ansiedeln, sei es, daß sie ihr Nest in oder unter den Dielen eines lange unbewohnten Hauses gegründet haben und dann nach Rückkehr der menschlichen Insassen an einem schönen Sommertage zu Tausenden im Innern der Wohnung erscheinen, um ihre geflügelten Männchen und Weibchen zum Paarungsfluge zu geleiten; oder sei es, daß sie an der Sonnenseite eines alten Hauses zwischen den Fugen und Ritzen des Gemäuers sich niedergelassen haben und von dort aus gelegentlich einige Kuchen in der benachbarten Küche besuchen. Eher kann man schon jene als Hausameisen bezeichnen, die mit besonderer Vorliebe in Gebäuden ihr Heim aufschlagen und dadurch dem Menschen öfter lästig fallen. In den südlichen Kantonen der Schweiz macht sich nach Forel[1] eine weiter nördlich nicht so menschenfreundliche Ameise (Lasius emarginatus) häufig als Hausameise bemerkbar. Eine andere kleine südeuropäische Ameise, die im Besitze großköpfiger „Soldaten" ist (Pheidole pallidula), ward auf Madeira zu einem wahren Hauskreuz; deshalb schilderte sie Oswald Heer einfachhin als „die Hausameise Madeira's"[2].

Das sind jedoch nur harmlose Plänkler, wenn man sie mit der Hausameise Pharao's (Monomorium Pharaonis) vergleicht: sie ist, obgleich ein winzig kleines Thierchen, die größte Ameisenplage in den Haupthandelsstädten der Erde. Linné, der sie im vorigen Jahrhundert als Formica Pharaonis zuerst beschrieb, kannte diese ihre Bedeutung noch

---

[1] Les fourm. de la Suisse. p. 200. 217.

[2] Ueber die Hausameise Madeira's. Zürich 1852.

nicht; denn er wußte über ihren Wohnort nur anzugeben: „Habitat in Aegypto“ [1]. Um so merkwürdiger ist es, daß er ihr einen so treffenden Namen gab, der an die kleinen und doch so schweren Plagen erinnert, mit denen Gott einst Pharao schlug. Dieser Name sollte sich in späteren Zeiten eigentlich bewahrheiten; denn erst seit einem halben Jahrhundert hat sich der menschliche Handelsverkehr in der ehemals unbeachteten, röthlichgelben Ameise seine eigene Geißel großgezogen. Ursprünglich nur in tropischen und subtropischen Erdstrichen heimisch [2], wurde Monomorium Pharaonis seit den dreißiger Jahren allmählich in die großen Handelsstädte der nördlichen Halbkugel durch Schiffe und Waaren eingeschleppt. In Europa hat sie sich bereits in Lyon, Paris, London, Amsterdam [3], Kopenhagen, Berlin und Aachen [4] festgesetzt; bis nach Åbo und Helsingfors in Finnland, nach Kronstadt und St. Petersburg in Rußland, ja selbst bis nach Tobolsk in Sibirien ist diese kleine reiselustige Handelsameise vorgedrungen [5]. In Nordamerika hat sie sich schon um einige Jahrzehnte früher bemerkbar gemacht als in Europa. Die Waarenlager großer Handelshäuser und Handelsgesellschaften, Bäckerläden, Badeanstalten, Spitäler und ähnliche öffentliche Gebäude sind meist der Anfangs- und der Centralpunkt ihrer Niederlassungen; dort findet sie Futter und feuchte Wärme in Fülle und vermehrt sich zu Millionen. Sie genießt fast alles, was auch der Mensch genießt. Mit dieser Anpassungsfähigkeit des Nahrungsinstinktes verbindet sie eine unverwüstliche Lebenszähigkeit [6], so daß sie trotz ihrer südlichen Herkunft auch bei uns den Winter überdauern kann, allerdings wahrscheinlich nur in geheizten Räumlichkeiten. Das beste Mittel zu ihrer Vertilgung dürfte wohl sein, die angesteckten Gebäude in einem strengen Winter den rauhen nordischen Witterungseinflüssen andauernd zu öffnen: das könnte der kleinen Südländerin doch das Lebenslicht auslöschen trotz ihrer Zähigkeit. Im übrigen ist der beste

[1] Vgl. Caroli a Linné Systema Naturae. Tom I. Pars IV. (Ed. XIII^{a}. Lipsiae 1788) p. 2799.

[2] Nach Rogers Formicidenkatalog (1863) S. 32, und André, Spec. d. Hyménopt. II. p. 333; ich habe sie auch aus St. Julians auf Malta erhalten. Es ist übrigens für die Handelsstädte in Nordafrika, Ostasien, Westindien, Südamerika und Australien nicht so leicht festzustellen, ob sie in dem betreffenden Orte einheimisch oder eingeschleppt sei. In Europa ist darüber kein Zweifel.

[3] Vgl. „Jets ov. d. Nederlandsche Mierenfauna“ p. 198.

[4] Ueber ihr Vorkommen in Aachen vgl. „Natur und Offenbarung“ 1884. 9. Heft. S. 572.

[5] Vgl. Dänische Geographische Zeitschrift. VII. Bd. (1883—1884) Heft 3 u. 4.

[6] Vgl. „Natur und Offenbarung“ a. a. O.

Rath: Principiis obsta! Man hüte sich vor Danaergeschenken und untersuche die fremde Waare, bevor man sie aufspeichert. Die junge Kolonie kann leicht vernichtet werden; sind ihre durch bedeutendere Größe leicht kenntlichen Königinnen getödtet, so ist der Feind unschädlich gemacht. Später, wenn die Hausameisen bereits unter den Dielen und in den Mauerspalten sich in hundertfach verzweigten Nestern niedergelassen haben, ist guter Rath theuer. Hat man die kleinen Plagegeister einmal gerufen, so wird man sie schwer wieder los.

„Es ist nur eine Ameise." So sagt mancher, und verächtlich tritt er das Thierchen todt, das vor ihm über den Weg läuft. Wäre es ihm jedoch einmal vergönnt, einen tiefern Einblick zu thun in alle die wunderbar mannigfaltigen und gesetzmäßigen Beziehungen, die solch eine Ameise zu den übrigen großen und kleinen Gliedern der belebten Natur hat, so würde seine Verachtung vielleicht etwas abnehmen. Allerdings brauchen wir dem sechsbeinigen Thierchen dafür keine Hochachtung zu bezeugen; denn es steht als vernunftloses Geschöpf tief unter uns. Aber wir erkennen in ihm die Weisheit und Macht des Schöpfers, dieselbe Weisheit und Macht, die in größeren Schriftzügen am gestirnten Himmel sich offenbart, am herrlichsten aber im Geiste des Menschen selbst erstrahlt. Diese Schrift zu verstehen ist der höchste natürliche Adel des Menschengeistes, zu diesem Verständnisse zu führen ist die höchste und edelste Lebensbeziehung der kleinen Ameise.

E. Wasmann S. J.

Katholischer Gottesdienst in Dänemark zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Ein Berg von Vorurtheilen steht der gerechten Beurtheilung religiöser Verhältnisse in den nordischen Gegenden im Wege; denn die Geschichte derselben ist bis dahin fast ausschließlich in einseitiger Weise von den Gegnern mittelalterlicher Einrichtungen dargestellt worden. In Dänemark ist es nun verhältnißmäßig leicht, zu zeigen, wie weit die jetzt geläufige Ansicht über vorreformatorische Zustände sich von der Wahrheit entfernt, weil dort ziemlich viele Schriften aus der Zeit um 1500 erhalten sind, wodurch die thatsächlichen Verhältnisse sich klar ergeben. Ver-

suchen wir für jetzt an der Hand der Quellen die Beantwortung zweier Fragen: I. Wie stand es zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Dänemark mit dem Besuche des Gottesdienstes? II. Wie war in jener Zeit das Benehmen des Volkes im Gotteshause?

I.

Einen zuverlässigen, monumentalen Beweis für fleißigen Kirchenbesuch in der vorreformatorischen Zeit bietet die große Anzahl Kirchen, die man damals überall im Lande fand. Es erhoben sich deren in den Städten und auf dem Lande so viele, daß sie nach Einführung der Glaubensneuerung Verlegenheiten bereiteten. Niemand wußte, was nun damit zu beginnen sei. Manche wurden niedergerissen, um dem Adel Steine zu Schloßbauten zu liefern; andere gaben Material her zu Brücken oder öffentlichen Gebäuden[1]. Roeskilde hatte ehedem 28 Kirchen, Lund 27, Viborg 22, Wisby 18, Schleswig 17, Ripen 14, Aarhus 9, obgleich die Einwohnerzahl der meisten dieser Städte unter 10,000 blieb. Von den 18 Kirchen Wisby's ist noch die U. L. Frau gewidmete, 1190—1225 erbaute Domkirche gut erhalten; zehn liegen in Ruinen, sechs andere sind spurlos verschwunden[2]. Daß alle diese Kirchen fleißig benutzt wurden, erhellt daraus, daß sie verschiedenen Jahrhunderten, denen des früheren Mittelalters bis zur Zeit des Beginns der Neuerung entstammten. Offenbar würde man sich die großen Kosten neuer Kirchenbauten erspart haben, wenn die älteren genügt hätten oder gar unbenutzt geblieben wären. Ein unmittelbares Zeugniß für die Richtigkeit dieser Beweisführung bietet Franz Vormordsen, einer der dänischen Reformatoren, in seiner Empfehlung eines Buches[3]. Er schreibt 1529: „Ein großer Theil der Christen sowie die Bischöfe jener Zeit vermeinten, Gott in der rechten Weise zu dienen, wenn sie Kirchen und Thürme aufführten."

Als Otto Krumpen 1520 bei Upsala lagerte und sich mit seinen siegreichen Dänen anschickte, Stockholm zu belagern, wollte er mit vielen seiner Hauptleute nicht versäumen, im Dome dem Charfreitagsgottesdienst beizuwohnen, obwohl ihm bekannt war, daß ein aus Dalekarlien zum Entsatz Stockholms heranrückendes Heer nicht fern sei. In der That nahte dieses so rasch, daß die ausgestellten Posten ihn aus dem Gottes-

[1] Münter, Reformationshist. II. S. 320 f.

[2] Allen, Fädrelhist. 8. Ausg. S. 325.

[3] Lamentatio ecclesiae von Olaus Chrysostomus. Ausgabe von Holger F. Rördam. S. 27.

dienst rufen mußten. Selten war ein König so beschäftigt, wie Christian II. Trotzdem wohnte er vor Einführung der Reformation mit seinem Hofe täglich der heiligen Messe am Morgen um 8 Uhr bei. Begab er sich auf Reisen, so wurde dieser Gottesdienst in aller Frühe vor ihm gefeiert, und einer der drei an seinem Hofe angestellten Kapläne begleitete ihn. Zwei derselben wurden von ihm unterhalten, der dritte gehörte zum Hofstaat seiner Gemahlin, Elisabeth von Burgund, Schwester Karls V. und Ferdinands I. Wie beim Könige fand man bei den Adeligen einen Hausgeistlichen, oft sogar zwei.

Es ist gewiß wahr, daß Christian II. sich schon als Statthalter von Norwegen durch große Verirrungen einen schlechten Ruf erwarb. Man hat aber darum noch nicht das Recht, seinen fleißigen Besuch der Kirche einfach als Heuchelei darzustellen, denselben nicht als Zeichen von Religiosität gelten zu lassen; letztere hat sich ja mit äußeren schweren Fehlern wiederholt vereint gefunden. Wäre indessen der König auch wirklich ein Heuchler gewesen, so würde sein heuchlerisches Benehmen doch noch beweisen, wie der Besuch des Gottesdienstes von der öffentlichen Meinung so sehr gefordert wurde, daß selbst der Herrscher sich der Sitte anbequemen mußte. Christian ging aber noch weiter. Er bestimmte, alle Geldbußen, welche seinen Hofleuten für kleinere Vergehen auferlegt wurden, sollten zu Meßstipendien verwandt werden. Die Lübecker beschuldigte er, ihre im hohen Norden verweilenden Kaufleute versäumten nicht nur am Sonntag die heilige Messe, sondern auch in der Osterzeit den Empfang der heiligen Sacramente. Ein solcher Vorwurf schien ihm eines der besten Mittel, diese verhaßten Gegner in Verruf zu bringen. Offenbar waren also die ihnen zur Last gelegten Versäumnisse in Dänemark damals nicht allgemein. Eine von demselben Christian II. erlassene Verordnung, aus allen Pfarrkirchen die Bänke zu entfernen, hat man sehr verschieden ausgelegt. Einige sahen darin ein Mittel, die Leute zum Stehen zu zwingen und ihnen so durch Ermüdung den Gottesdienst zu verleiden, andere eine Vorkehrung, um den Streit wegen der Plätze in den Bänken mit der Wurzel auszurotten. In jedem Falle bestätigt diese Verordnung wiederum den fleißigen Kirchenbesuch [1].

Sehr beachtenswerth sind für die Beantwortung unserer Frage die Schriften des Christiern Pedersen, eines Canonikers von Lund, der 1513—1515 zu Paris verweilte, um im Auftrage seines Erzbischofes,

[1] Allen, De tre nordiske Riger. II. 227. 235 und 243; III. 1. 217; 2. 17; IV. 1. 175.

Birger Gumarsen, den Druck eines Missale, eines Breviarium und anderer Werke zu besorgen. Für uns kommen hier seine eigenen Schriften in Betracht, besonders seine schon 1518 in zweiter Auflage erschienenen, neuerdings wiederum abgedruckten Homilien auf die Sonn- und Festtage, sowie die aus zwei Büchern bestehende Arbeit über die heilige Messe[1]. Pedersen setzt voraus, daß alle an jedem Sonntage die heilige Messe hören. Da er oft Fehler und Mängel rügt, die bei dem an Werktagen gefeierten Gottesdienst begangen wurden, müssen viele Dänen auch in der Woche der heiligen Messe beigewohnt haben. Als Pedersen protestantisch geworden war, ermahnte er 1531 seine Glaubensgenossen, sich nicht vom Teufel beirren zu lassen, als ob sie Gott jetzt weniger gefielen als ehedem, da sie noch Messe hörten, lange in den Kirchen beteten, viele Rosenkränze hersagten und großen päpstlichen Ablaß verdienten.

Hätten die Dänen den Gottesdienst nicht oft besucht, so würden sie nicht für die Kosten zur Feier desselben so vielfach beigesteuert haben. Bestritten wurden diese Kosten nicht nur aus älteren Stiftungen und Zehnten, sondern auch, was wichtiger ist, durch Vermächtnisse und andere freie Gaben. Könige, Prälaten und Adel wetteiferten in freigebigen Zuwendungen. Nicht vergeblich erklärte Bischof Lage Urne von Roeskilde, weil die Ausgaben für seine Kathedrale und für die Collegiatskirche zu Kopenhagen groß seien, müsse er um Hilfe bitten[2].

Solche Bitten begegnen uns während des ganzen Mittelalters überall sehr häufig, besonders wo neue Kirchen gebaut oder ältere vergrößert wurden, ein lautredendes Zeugniß sowohl für das Bedürfniß vieler großen und schönen Kirchen, sowie für die Liebe der Gläubigen zum kirchlichen Gottesdienst. Das änderte sich aber bald nach Luthers Auftreten. Schon die Art und Weise, in der Palladius, der erste protestantische Bischof von Seeland, im Anfange seines Visitationsbuches ähnliche Gaben und Beihilfe fordert, wirft düstere Schatten auf die religiösen Zustände. Er ermahnt seine Gläubigen[3], sie verdankten ihren Eltern Kirchen, die sich in gutem Zustand befänden. Hätten die Vorfahren die Mauern aus Kalk und Stein aufgeführt, so wisse er, daß man heute dies nicht mehr

---

[1] Wir benutzen die neue, von R. J. Brandt und R. Th. Fenger besorgte Ausgabe in fünf Bänden.

[2] Bischof Lage Urne's Synodalstatuten von 1517 in Ny Kirkehist. Saml. III. 275 und 278.

[3] Visitationsbuch S. 5 f. Vgl. über Palladius: „Historisch-politische Blätter" 1881. S. 17. 81. 260. 426 f.

thun würde. „Sorget dann wenigstens, daß eure Kinder diese Kirchen noch benutzen können." Die neugewählten Kirchenvorsteher fordert er auf, oft nachzusehen, ob Dächer und Fenster in gutem Zustande seien.

Auch in Dänemark liebte man zur Zeit des „finstern" Mittelalters lichte Farben und bunte Ausstattung. Fast alle Kirchen, selbst die der Dörfer, waren, wie in unseren Tagen stetig wiederholte Funde bezeugen, durch Wandgemälde belebt. Selbst Protestanten, welche den kurzsichtigen Eifer gegen die Bilder überwunden haben, geben zu, daß die dort dargestellten Reihen von Scenen aus der Heiligen Schrift oder dem Leben der Heiligen mehr geeignet gewesen seien, die Seele zur Andacht zu stimmen, als die Tünche, mit der man die alten Schildereien bedeckt hat und aus der sie jetzt wieder hervorzutreten beginnen. Glücklicherweise ging man nicht immer so gründlich voran wie Propst Jörgen Christieansen, der nach Ausweis seines Visitationsbuches die „schlimmen" Malereien der Kirche von Taagerug auf Laaland 1578 ganz auswischen ließ[1]. Die geretteten, heute hochgeschätzten Reste der für dänische Kirchen hergestellten Malereien zeugen für eine hohe Blüte der Kunst. Beispielsweise enthält der Flügelaltar des Domes von Aarhus sehr beachtenswerthe Bilder. Auch die freilich stark beschädigten Reste jenes Schnitzaltares, den die Königin Christine, Christians II. Mutter, die Schwester Friedrichs des Weisen von Sachsen, anfertigen ließ, gehören zu dem Besten, was man aus jener Zeit besitzt. Sebastian Münster sah das Altarwerk in seinem Glanze und nennt es in seiner Beschreibung „eine bewundernswerthe Arbeit, die ihresgleichen nicht haben soll in ganz Europa". Selbst Palladius ermahnte noch die Kirchenvorstände, die Bilder ihrer Gotteshäuser an den Wänden aufzuhängen, weil dieselben „den einfältigen Leuten als Spiegel" dienten. Dagegen fanden Bilder, zu denen man gewallfahrtet sei und vor denen die Betenden Kinderfiguren aus Wachs oder Krücken als Votivzeichen aufgehängt hätten, keine Gnade mehr; er will sie entfernt, ja verbrannt wissen. Weil die so verurtheilten Bilder meist auf Seitenaltären standen und theilweise mit kostbaren Mänteln oder Kleidern bedeckt waren, befahl der Genannte, diese nutzlos gewordenen Altäre zu entfernen, die Stoffe aber zu waschen, damit sie gebraucht werden könnten, „um Eiter und Blut von den Leibern armer Kranken abzuwischen".

Weit rücksichtsloser als dieser lutherische Bischof waren andere Prediger. Christian III. erhielt von Bugenhagen aus Deutschland einen Brief,

[1] Allen IV. 1. 219 f.; Ny Kirkehist. Saml. III. 492.

worin er aufgefordert wurde, aus dem Dome von Roeskilde die überlebensgroße, mit Gold und Edelsteinen bedeckte Statue des hl. Lucius zu entfernen, welche bis dahin von den Neuerern verschont worden war, selbst vom Grafen Christoph von Oldenburg, der die Roeskilder Kirchen arg gebrandschatzt hatte. Bugenhagen meinte, die Statue werde, „wenn sie nicht hohl sei, wohl zwei Fuder Brennholz liefern". Sie sehe aus wie ein Papstteufel, und sie dürfe doch keine drei goldenen Kronen tragen, da der König selbst nur eine habe.

Gleich dieser Statue des hl. Lucius waren auch andere Bilder mit edlen Metallen und Steinen verziert; denn Vormordsen klagte, ohne Nutzen, aber mit großen Kosten würden von den Katholiken Bilder mehr mit Gold und Silber geschmückt, als selbst zu heidnischer Zeit geschehen sei. Schon während der sogen. Grafen- oder Bürgermeisterfehde des Jahres 1529 hatte man die Bilder ihrer Zierden beraubt. Indessen waren die Schätze so groß, daß es lange dauerte, bis sie vollständig ausgeplündert waren. Als Christian II. sich 1531 der dänischen Grenze näherte, um sein Reich zurückzuerobern, erkannte der schon zum größten Theil protestantisirte Reichstag Friedrich I. das Recht zu, die meisten Kelche und kostbaren Geräthe, welche die Kirchen noch besaßen, zur Bestreitung der Kriegskosten an sich zu nehmen. Laut den noch vorhandenen Quittungen „lieh" nun der bedrängte, geldarme König bei den schwarzen Brüdern, den Dominikanern, 5 Mark und 3 Loth Silbergewicht, bei den grauen Brüdern, den Franziskanern, 6 Mark, von der St. Peterskirche 44 Loth, von der Martinskirche 38 Loth, von der Kirche in Kiögn 66 Loth, im Skowkloster 6 Mark Silbergewicht. Das Benediktinerkloster St. Knud hatte 1536 allein 4000 Loth Silber zu liefern. Der Rentmeister Reinhold Junge beschwerte sich dann noch, bei der Abwägung sei ihm ein 30 Loth schweres Bild gegeben worden, das nur aus vergoldetem Kupfer bestanden habe. 1537 erhielt der Prior von St. Knud Quittung über 774 Loth Silber und 1804 Mark in Geld, die aus den übrigen Kirchen Fünens kamen. Unter demselben Friedrich I. entnahm der Kopenhagener Magistrat aus der dortigen Liebfrauenkirche 600 Loth Silber. Friedrich I. selbst berichtete in seiner ersten Proclamation, die Bischöfe von Ripen, Viborg und Börglum hätten ihm versprochen, ihn mit dem Golde, Silber, mit den Kelchen, Monstranzen, Kreuzen, Bildern und anderen Kleinodien ihrer Kirche zu unterstützen. Durch seinen Beamten, Peder Lykke, nahm er aus den Kirchen auf Fünen, Langeland und Taasingen 30 Mark in Geld und 14050 Loth theilweise vergoldetes

Silber[1]. Drei Klöster mußten 1123½ Loth Silber hergeben, obgleich sie, wie alle Kirchen des Landes, schon seit Jahren zu unerhörten Leistungen herangezogen worden waren. Reiche Beute bot die Liebfrauenkirche zu Wisby auf der Insel Gotland, wohin zahlreiche Schiffer wallfahrteten, um eine glückliche Seereise zu erflehen oder zu danken für Rettung aus Sturmesnoth. Man fand und entwendete dort: ein Bild von reinem Golde, „so groß wie ein fünfjähriges Mädchen", eine vergoldete Monstranz, drei kleinere, dann die kostbarste, nur an den höchsten Festtagen benützte, zwölf silberne vergoldete Apostelfiguren, zwei silberne Engelstatuen, deren Flügel aus Gold gefertigt waren, sechs andere aus Silber getriebene Bildwerke, zwei vergoldete Communionschüsseln, worin man das heilige Sacrament zu den Kranken trug, vier goldene Meßkännchen, eine silberne, vergoldete Altartafel, einen silbernen Reliquienschrein, zwei vergoldete Weihrauchfässer von Silber, zwei silberne Reliquiare, ein Evangelienbuch mit silbernem Deckel und zwei Elfenbeinschreine. Dem Gnadenbilde nahm man die silbernen Votivgeschenke: 27 Medaillen, drei Schellen, drei Schiffe, fünf Fische und 27 Paare vergoldeter Spangen. Die Kirche besaß dann noch einen vergoldeten Gürtel, an dem mittelst einer silbernen vergoldeten Kette ein Horn aus Walroßzahn hing, das silberbeschlagene Horn eines Einhorns, einen Kranz echter Perlen mit einem goldenen Bilde, einen silbernen Hahn, drei große vergoldete Kronen, ebenso viele Kreuze aus Silber, eines aus reinem Golde u. s. w. An Geld nahm man 231 Mark. Christian III. schenkte seinem Rentmeister Jörgen Pedersen eine Goldkette nebst 58 Loth Silber, die von den Bildern der Dome von Ripen und Aarhus stammten.

Fast alle Kirchenschätze wurden eingeschmolzen. Wenige gerettete Stücke zeugen noch heute im Kopenhagener Museum für die ehemalige Pracht des katholischen Gottesdienstes und für die Kunstfertigkeit dänischer Goldschmiede, aber auch gegen die barbarische Habsucht derer, welche so viele Kunstwerke vernichteten und kaum etwas verschonten.

Wie die goldenen und silbernen Geräthe ehedem beim Gottesdienst schimmerten, so glänzten zahlreiche Wachslichter auf den Altären und Kronleuchtern. Obgleich in allen dänischen Provinzen, namentlich auf den jütländischen Heiden eine bedeutende Bienenzucht gepflegt wurde, mußte man große Mengen Wachs aus Danzig beziehen. Daß dieses Wachs

[1] Münter a. a. O. II. 319; Rohmann, Reformationens Indförelse (Reformationseinführung) p. 181; Engelstoft, Paulus Eliä S. 495 Anm. 36, S. 496 Anm. 36; Paludan-Müller, De förste Konger af den oldenborgske Slaegt. p. 458; Secher, Danmark. I. 57.

großentheils für Kirchen verwendet wurde, also nicht immer in den Palästen der Vornehmen, erhellt aus den Klagen des Protestanten Vormordsen, daß in den Kirchen am hellen Tage so viele Kerzen und Lampen angezündet, so viel Wachs und Oel verschwendet würden. Natürlich hielt Christiern Pedersen an den alten Gebräuchen fest. Er sagte: „Wenn auch hundert Sonnen auf den Altar schienen, tausend Monde oder hunderttausend Sterne, so darf doch keine Messe gefeiert werden, ohne daß Lichter angezündet sind, welche die Liebe Gottes und den festen Glauben, die in uns brennen sollen, versinnbilden." Ueberdies verlangte er, der Diener solle beim Beginn der „schweigenden" Messe, d. h. des Canons, die sogen. Sanctuskerzen anzünden. Palladius protestirt dagegen: „Wenn Gott seine Sonne täglich über unseren Häuptern aufgehen läßt, so daß es hier (in der Kirche) so hell ist, daß man eine Nadel einfädeln kann, dürfen wir nicht Gott verspotten mit Anzünden von Lichtern." Trotzdem mußte er sich den alten Sitten wenigstens insoweit fügen, daß er beim Empfange des Abendmahles und bei Eheschließungen je zwei Wachslichter zugestand [1].

Auch der Kirchengesang wurde eifrig gepflegt, meist natürlich unter Zugrundelegung der lateinischen Sprache und nach gregorianischer Singweise. Daß auch dänische Lieder im Gebrauch waren, beweisen manche in die protestantischen sogen. Psalmenbücher übergegangenen Lieder. Die erste protestantische Kirchenordnung bestimmt, auch in Zukunft solle Alleluja gesungen werden, doch „ohne den langen Schweif hintenher". Nach Palladius sang man damals noch viele „lateinische Chornoten". Daß auch lebhaftere Musik in alter Zeit beliebt gewesen, erhellt aus Christiern Pedersens Einladung zum Beiwohnen einer Primiz, weil dabei „lustig Diskant gesungen werde mit Orgelspiel, Läuten der Glocken in der Kirche und auf den Thürmen und anderem, wodurch Gott geehrt werde" [2].

II.

Wie benahm sich nun das Volk bei dem mit reicher Pracht gefeierten Gottesdienste? Daß die heilige Messe und die Predigt nicht nur gut besucht und fromm benutzt wurden, erhellt schon daraus, daß Christiern Pedersen in seinen Predigten die Zuhörer ermahnte, die heilige Messe womöglich täglich zu hören und ausrief: „Christenmenschen sollen

[1] Allen IV. 1. 27. 32 und 139; Lage Urne's Synodalstatuten: Ny Kirkehist. Saml. III. 285; Christiern Pedersens Danske Schriften. II. 468 f.

[2] Ny Kirkehist. p. 277; Kirchenverordnung III; Münter a. a. O. II. 345; Visitationsbuch des Lage Urne. S. 51; Pedersen II. 455.

gleich beim Beginn des Tages sich an den Herrn des Himmels wenden, Messe hören und Gott um das bitten, was ihnen am nützlichsten ist für Leib und Seele." Ja er redet von Leuten, die täglich sogar drei Messen hörten. Er empfiehlt, wenn man Sonntags früh am Morgen eine stille heilige Messe gehört habe, solle man nicht versäumen, auch noch in der Pfarrkirche dem Hochamt beizuwohnen. Sobald es am Sonntag läute, sollten gute Christen alles aus der Hand legen und zur Kirche kommen. Beim Eintritt möchten sie auf die Kniee fallen und mit dem Zöllner sprechen: „Herr, sei mir armen Sünder gnädig", dann vor Beginn des Gottesdienstes „bei dem Muttergottesbilde im Glorienscheine" ein kleines Gebet verrichten. Doch solle dergleichen Privatandacht nicht während der heiligen Messe vorgenommen werden. Es sei nicht lobenswerth, daß einige nicht nach dem Priester, sondern nach Bildern und Statuen sähen, um vor ihnen sich zu beugen und zu beten, andere aber sich zu nahe an den Altar hindrängten. Den Priester zu sehen, sei übrigens nicht nöthig, um seiner Pflicht, eine Messe zu hören, Genüge zu leisten. Uebrigens zog der Ministrant damals noch in Dänemark die Vorhänge vor den Altar, wenn der Canon begann. Pedersen empfiehlt seinen Zuhörern, während der heiligen Messe Reue über ihre Sünden zu erwecken und über Christi bitteres Leiden zu betrachten, das in der heiligen Messe erneuert und versinnbildet werde. Alle sollten während des Evangeliums stehen, um ihre Bereitwilligkeit zu zeigen, einzustehen für den Glauben. Bei Nennung des Namens Jesu sei das Haupt zu beugen, bei der Wandlung sollten alle auf beide Kniee sich niederlassen; im Pater noster bei der Bitte „Vergib uns unsere Schulden" an die Brust schlagen. Reiche hätten etwas zu opfern, Arme, die das nicht vermöchten, müßten desto andächtiger beten. Offenbar waren alle eben erwähnten Gebräuche in Dänemark eingebürgert, weil ein Mann, der in seinen Predigten so praktisch und einfach vorangeht wie Pedersen, sonst all diese Dinge nicht als selbstverständlich empfohlen und gefordert hätte.

Die Art und Weise, in der Pedersen seine Belehrungen ertheilte, erhellt z. B. daraus, daß er klagt, manche Mütter ordneten an Festtagen so lange die Haare ihrer Kinder, daß sie darüber den Gottesdienst versäumten. Wenn Knechte und Mägde durch träges Schlafen in den Tag hinein die Zeit zum Besuch des Gottesdienstes verlören, sei das ihre Schuld; die Herrschaften hätten dann nichts zu verantworten. Geschäftsreisen wollte er am Sonntag nicht erlauben, selbst Wallfahrten sah er nicht gern am Tage des Herrn, wenigstens solle man zuerst eine Messe hören. Nur

Krankheit und Sorge für kleine Kinder, welche sonst allein bleiben müßten, läßt er gelten als Entschuldigung für Versäumniß der Messe. In drastischer Weise eifert er gegen jene, die während der Predigt oder schon beim Ite missa est aus der Kirche gingen und auf den Kirchhof eilten, um dort zu plaudern, sowie gegen solche, die in der Kirche schwätzten und lachten, „als säßen sie auf der Gildenbank".

Solche Fehler setzen voraus, daß der Kirchenbesuch fast allgemein war, daß selbst jene kamen, die in sich nicht eben viel Drang zum Gebete fühlten, aber dem Kirchengebote doch genügen wollten, und zwar aus religiöser Ueberzeugung, nicht nur aus äußerem Zwang. Helveg [1], Verfasser der gelesensten dänischen Kirchengeschichte, sieht sich zum Geständniß gezwungen: „Wie strenge auch die Verpflichtungen im papistischen Kirchenwesen bei allem waren, so verdient es doch gleichfalls Beachtung, daß dasselbe auch in seiner größten Entartung niemals zu dem reinen Polizeiwesen herabsank, wie es später in der protestantischen Staatskirche der Fall war." In katholischen Kirchen ging nämlich nie ein Küster mit dem Stabe herum, um Schlafende und Schwätzende damit auf den Kopf zu schlagen.

Pedersens Aeußerungen über Putz und Kleiderpracht sind ebenfalls nicht zu übergehen, weil sie darthun, daß auch die Reichen und Vornehmen zur Kirche kamen, daß man dort von vielen gesehen wurde und gesehen sein wollte. Pedersen eifert dann weiterhin gegen Männer, welche in der Kirche ihren Hut nicht abnehmen, weil das Glück dieser Welt sie hoffärtig gemacht habe. Da seien doch die armen Leute und die Bauern besser, welche beim Eintritt ihr Haupt beugten, an die Brust schlügen und hinknieten. Jene Reichen fürchteten, ihre Kleider zu beschmutzen und beugten darum selbst bei der Wandlung nur ein wenig ein Knie, so wie die Juden gethan hätten, als sie Jesus verspotteten. Einiges Weibervolk falle nicht auf die Kniee, weil es die Kleider so sehr mit Gold und Silber, mit Perlen und Spangen besetzt habe, daß es befürchte, es möchte etwas aus der rechten Lage kommen oder abspringen. Es gäbe Leute, die nicht einmal das Haupt neigen könnten, weil sie zu viel Gold, Silberspäne und Kränze auf dem Kopf trügen oder von den hochmüthigen Deutschen gelernt hätten, ihren Hals in breite, hohe Kragen und Bänder einzuzwängen. Deutsche Moden beherrschten übrigens damals seit geraumer Zeit den Norden. Schon die im 13. Jahrhundert geschriebene Chronik

[1] Den danske Kirkes Historie til Reformationen. II. 492.

der Slaven sagt, die Dänen begännen jetzt jenen Deutschen, deren Nachbarn sie so lange gewesen seien, in Kleidung und Einrichtungen nachzuahmen. Früher seien sie in Seemannskleidern gegangen, weil sie gewohnt gewesen seien, auf dem Meere sich zu bewegen. Jetzt kleideten sie sich aber nicht nur in Scharlach und Pelzwerk, sondern in Purpur und Seide.

Manche Mißbräuche waren in Dänemark durch die im Mittelalter allerorts verbreitete enge Verbindung des kirchlichen und bürgerlichen Lebens entstanden. Vornehme kamen mit Waffen und Hunden zum Gotteshause. Sie legten die Waffen erst in der Vorhalle, dem „Waffenhause", ab, wo sie dann dieselben von den Thieren bewachen ließen. Im Waffenhause, oft im Obergeschoß der Kirchthürme, wurden in Dänemark, wie im deutschen Norden auch die städtischen Waffenvorräthe aufbewahrt. Dort legte man in den dänischen Küstenorten gestrandete Güter nieder, damit sie den Eigenthümern aufbewahrt würden. Es kam nun vor, daß nach Ueberfüllung der Vorhalle auch in der Kirche Waffen und Strandgüter aufgespeichert wurden. Christian II. verordnete dergleichen in seinem sogen. geistlichen Gesetzbuch an drei Stellen.

Daß bei der Leichenfeier adeliger Herren ein Knappe, angethan mit der Rüstung seines Herrn, auf dessen Streitroß mit gezücktem Schwert in die Kirche ritt[1] und dort während des Gottesdienstes paradirte, mag uns auffallend erscheinen, wird aber die Leute des Mittelalters in ihrer Andacht schwerlich gestört haben. Daß diese Sitte keineswegs aus Mangel an Achtung vor dem Gotteshause entstand, erhellt schon daraus, daß die Familie das Roß der Kirche schenkte, Schwert und Panzer aber auf den in der Kirche oder in dessen Kreuzgange eingesenkten Sarg legte.

An manchen Orten wurden die Kirchen nicht nur zum Gottesdienste, sondern auch zu bürgerlichen Versammlungen benutzt. So wird beispielsweise gemeldet, 1502 sei der Vertrag, wodurch die Königin Christine das Schloß von Stockholm nach heldenmüthiger Vertheidigung den Schweden übergab, in der Nikolaikirche daselbst abgeschlossen worden. 1524 ward eine Verhandlung zwischen den Königen von Dänemark und Schweden, ihren Reichsräthen und den Gesandten Lübecks, wodurch die Insel Gotland den Dänen zugesprochen ward, in der Peterskirche von Malmö abgehalten. Bei der Wahl Christians III. zum Könige diente 1535 die Kirche von Rye in Jütland als Versammlungsort.

[1] Der Knappe, welcher beim Begräbniß des jungen Prinzen Franziskus 1511 auf dessen Roß in die Franziskanerkirche von Odense ritt, erhielt dafür von der Königin drei Mark. Vedel-Simonsen, Odense Byes ældre Historie. II. I. 120 f.

Die Sitte, bürgerliche Versammlungen in den Kirchen, meist in deren Vorhallen, Sacristeien oder Anbauten, abzuhalten, findet man übrigens während des Mittelalters, als die kirchlichen Angelegenheiten noch nicht streng von den bürgerlichen und staatlichen getrennt waren, weit verbreitet. Sie führte wiederholt zu bedauerlichen Ausschreitungen. Mußte doch das Concil von Basel in seiner 21. Sitzung Schmausereien und Tänze in den Kirchen verbieten. Im Norden waren solche Mißbräuche auch zu finden. Kurz nach Einführung der Reformation wurden auf der Insel Seeland in den Kirchen sogar Hochzeitsmahle gefeiert; denn Palladius empfiehlt seinen Pröpsten, bei ihren Visitationen die Abschaffung eines solchen Mißbrauches zu versuchen. Er schreibt: „Hier (in der Kirche auf Seeland) ist auch Hochzeit und Gastmahl. Ich denke dabei nicht an Schlemmen und Tanzen, wie es am Montag und Dienstag der Hochzeitswoche hier in Seeland innerhalb der Kirchenthüren stattfindet; denn das gehört der Hölle und ist deshalb auf dem Landsthing durch das Schwert des Königs abgeschafft." [1] Da in den Synodalstatuten des Bischofs von Roeskilde, Lage Urne (1512—1529), der vielen zu strenge schien und manche Mißbräuche abschaffte [2], trotzdem dieser Hochzeitsmahle keine Erwähnung geschieht, müssen sie erst nach dem Abfall von der katholischen Religion eingeführt worden sein oder in katholischer Zeit mit strenger Nachahmung altchristlicher Liebesmahle in ernster und würdiger Weise gefeiert worden sein. Vielleicht deutet auf letzteres eine andere Stelle aus Palladius hin, der die Hochzeitspfeifer mit strenger Ahndung bedroht, wenn sie wiederum unter Anrufung der Heiligen „gottlose" (katholische) Weisen spielen würden.

Einen sehr alten, weitverbreiteten Mißbrauch suchte der fromme Erzbischof Birger von Lund (1497—1519) abzuschaffen, indem er folgende Verordnung erließ: „Neulich ist zu unseren Ohren gekommen, daß in verschiedenen Kirchen, Kapellen und auf Kirchhöfen am Vorabend und in der Nacht vor gewissen Festen, besonders vor dem des hl. Johannes des Täufers und des hl. Lodulfus, jedes Jahr einige mit Hinansetzung aller Gottesfurcht und in Nachahmung heidnischer Sitten Tänze aufführen, Bilder von den Altären herabnehmen, unanständige Lieder singen und andere abergläubische Dinge zu treiben pflegen. Indem wir solche und ähnliche gottesräuberische Mißbräuche durchaus abschaffen wollen, befehlen

[1] Visitationsbuch S. 79 und Anhang S. 141.

[2] Mon. hist. Danic. I. 74.

wir auf das bestimmteste, es solle ihnen an den Orten, wo sie geschahen, von den Pfarrern ein Ende gemacht werden. Der obengenannten und anderer Gebräuche soll man sich in Zukunft nicht mehr schuldig machen, wenn man dem Kirchenbann, welcher der That auf dem Fuße folgen soll, entgehen will. Die Lossprechung von dieser Sünde behalten wir uns und unserm Generalvikar ausschließlich vor." [1]

Noch etwa fünfzig Jahre später mußte der hl. Karl Borromäus einen ähnlichen Mißbrauch in seiner Kathedrale zu Mailand abstellen [2]. Altvererbte Mißbräuche lassen sich nicht leicht ausrotten. Es gibt im Volk immer manche, die an ihnen festhalten und sie aus Leichtsinn, Habsucht oder gar aus Aberglauben wiederum erneuern.

Wenn Unkraut auf einem Acker üppig zwischen dem Weizen aufwächst, wird niemand daraus schließen, der Boden sei schlecht oder man habe ihn nicht bestellt. Vielleicht wird man mit Recht den Verwalter tadeln, daß er nicht bei Zeiten, mit Kraft und Umsicht sorgte, das aufkeimende Unkraut zu entfernen. So beweisen die hier gesammelten Züge aus dem religiösen Leben Dänemarks beim Beginn des 16. Jahrhunderts, daß, wenn auch Mißbräuche nicht fehlten, der Boden dennoch gut war, daß das Volk die katholischen Gebräuche liebte und übte, daß es also aus dem Glauben seiner Väter lebte. Zu bessern ist überall manches, wo überhaupt Menschen leben, besonders da, wo seit langem eine tief eingreifende Erneuerung gefehlt hat.

Hätten sich Männer gefunden, welche im Sinne eines Karl Borromäus reformatorisch eingreifen konnten, Männer, welche der Gewalt, List und Tücke, womit die Regierung und die Vornehmen die Reformation einführten, kräftig entgegengetreten wären, das Volk würde ihnen mit Liebe und Gehorsam gefolgt sein, und der Norden wäre nicht getrennt worden von der katholischen Einheit.

---

[1] Statuta provincialia. De superstitiosis. Ed. Thorkelin. p. 10.

[2] S. diese Zeitschrift Bd. XXVII. S. 457.

Wilhelm Schmitz S. J.

Die Symbolik der Taube.

Die tiefen Gegensätze zwischen Mittelalter und neuerer Zeit wurzeln darin, daß ehedem der Glaube alles beherrschte. Von seinen Dogmen ging man aus, die von ihm in Aussicht gestellten Freuden erhoben die Herzen. Dieser Glaube führte wegen seines übernatürlichen Ursprungs, Seins und Zielens weit über die materiellen, weit über die sinnenfälligen Dinge hinaus, an denen unsere Zeit nur zu sehr hängt. Der moderne Geist analysirt, wägt, mißt, beobachtet und erforscht die drei Reiche der Natur. Er ist gewohnt, dies so zu thun, daß seine Untersuchungen ihn ganz in Anspruch nehmen und seinen Sinn so sehr auf die Erkenntniß dessen lenken, was ist, wie es ist und lebt, daß für ein Eindringen in Sinn und Wesen der Dinge Zeit und Interesse fehlen. Freilich lag für die mittelalterliche Geistesrichtung, weil sie eben immer und überall durch den Glauben auf das Uebersinnliche und Uebernatürliche hingewiesen war, die Gefahr nahe, bei den einzelnen Naturdingen zu früh und zu rasch den Aufschwung in ideale Sphären zu wagen und darüber die Erforschung der natürlichen Daseins- und Lebensformen zu vernachlässigen. In der That richteten die Gebildeten jener längst vergangenen Jahrhunderte ihr Augenmerk hauptsächlich darauf, in allem, was sie sahen, einen Widerschein der geistigen Wesen, ein Spiegelbild Gottes oder des Menschen zu finden. So wurden die verschiedenen Thierarten zur Darstellung der Tugenden und Laster, zur Erinnerung an geschichtliche Thatsachen, an Standesvorzüge und Standesfehler aufs ausgiebigste verwerthet. Wer wird es nicht mit Freuden begrüßen, daß die exacte Naturforschung, eine charakteristische Erscheinung der Neuzeit, uns die sichtbare Welt in einer ganz andern Weise erkennen lehrt, daß sie uns bis in alle Einzelheiten hinein zeigt, was alles Gottes Weisheit und Allmacht in die sinnenfälligen Dinge hineinlegte, die uns umgeben? Es wäre aber ungerecht, wenn wir jene Naturauffassung älterer Zeiten als veraltet und völlig werthlos verwerfen wollten. Die Wahrheit liegt in der Mitte, oder besser gesagt, jede der beiden Betrachtungsweisen hat ihre Berechtigung. Hie und da führte Einseitigkeit zum Irrthum, aber die Sache selbst kann darum nicht als verwerflich gelten. Suchen wir diese Ansichten durch ein Beispiel zu erläutern, beziehungsweise als richtig zu erweisen.

Schon früher ist in diesen Blättern (Bd. XXIV. S. 157 ff.) nachgewiesen, wie die katholische Kirche an der Hand der Heiligen Schrift den Löwen, den König der Thiere, so hoch geehrt hat, daß sie ihn als Symbol des menschgewordenen Sohnes Gottes behandelt. Ein anderes, ein sehr untergeordnetes Wesen der Thierwelt ist ebenfalls hoch bevorzugt: die Taube. Versuchen wir zu zeigen, wie dieselbe 1. als Bild des Heiligen Geistes gilt und 2. als Bild der geheiligten Seele. Aus diesen Erörterungen werden wir dann 3. ersehen, inwieweit diese Symbolik und dementsprechend Symbolik überhaupt auch noch in unseren Tagen Beachtung verdient.

1. Die entscheidenden Stellen, worauf sich die kirchliche Auffassung von der Bedeutung der Taube gründet, liegen in den Berichten über die Taufe Christi. Die Evangelisten erzählen nämlich, der Heilige Geist sei in Gestalt einer Taube erschienen und habe sich auf Christus herabgelassen. Damit war vorerst die Art der Wiedergabe der Taufe des Herrn gegeben. Mit der Taube als Sinnbild des Heiligen Geistes ist sie wahrscheinlich schon während des 2. Jahrhunderts in den römischen Cömeterien der hl. Lucina und des hl. Prätextat, sicherlich in vielen Denkmälern des 4. Jahrhunderts dargestellt. Die mittelalterliche Kunst hat sich besonders vom 12. bis zum 14. Jahrhundert nicht begnügt, den menschgewordenen Sohn Gottes mit nur einer über ihm schwebenden Taube darzustellen, sondern hat ihn häufig, z. B. im Psalterium des hl. Ludwig in der Arsenalbibliothek zu Paris, wie in den Glasgemälden von St. Denys und Chartres, mit sieben Tauben umgeben. Sie wollte dadurch an die siebenfache (nach Isaias 11, 2 f.) auf ihm ruhende Gnade, an die Gaben des Heiligen Geistes erinnern.

Wenn bei Darstellungen der im Himmel thronenden heiligsten Dreifaltigkeit die drei Personen wie drei ganz gleiche oder wie ähnliche Menschen gemalt wurden, haben die Alten häufig der mittlern Figur eine Kaiserkrone gegeben, der zur Rechten sitzenden ein Kreuz und eine Dornenkrone, der dritten eine auf der Brust oder auf der Hand ruhende Taube. Weit häufiger finden wir die wohl entsprechendere Darstellung, worin Vater und Sohn nebeneinander thronen und die Taube zwischen ihnen schwebt. Es zeugt von feiner Erfindungsgabe, daß man zuweilen, um an das Ausgehen des Heiligen Geistes vom Vater und Sohn zu erinnern, die Taube mit je einem Flügel den Mund der beiden ersten Personen berühren ließ. Gegen Ende des Mittelalters zog man vor, dem Vater das Kreuz, woran der Sohn hängt, in die Hand zu geben, so daß es vor ihm steht, die durch den Kreuzesnimbus ausgezeichnete Taube aber über dem Kreuz, auf der Brust des Vaters, anzubringen. Eine geistreiche Abkürzung dieser Gruppe dürfte vielleicht schon das aus Ottonischer Zeit stammende sogen. Lotharkreuz des Aachener Domschatzes zeigen; denn dort hängt der Sohn am Kreuze und erscheint die Hand des Vaters mit der Siegeskrone über dessen Haupt im obersten Kreuzesbalken, während eine Taube in dem genannten Kranze schwebt.

Nachdem einmal durch die Heilige Schrift die Berechtigung geboten war, in einer über dem Wasser schwebenden Taube das Symbol der dritten göttlichen Person zu sehen, boten sich im Alten Bunde zwei Thatsachen, die bei bildlicher Darstellung auf jenes Symbol hinweisen mußten. Als Vorbild der Taufe, worin wir durch Wasser gereinigt werden, gilt bekanntlich die Sintflut, insofern die verdorbene Erde durch sie entsündigt wurde. Die Taube Noe's erscheint nun schon seit dem 4. Jahrhundert oft so, daß sie mit ihrem Friedenszweig zu der noch schwimmenden Arche, dem Bilde der rettenden Kirche, hinfliegt. Der hl. Ambrosius verbindet sie in seinem 42. Briefe mit der bei der Taufe erscheinenden Taube. Er schreibt nämlich: „Die Synagoge verstand jene Taube nicht, welche nach der Sintflut den Olivenzweig brachte; aber diese Taube stieg späterhin herab, als Christus getauft ward, und blieb auf ihm."

In doppelter Weise hat die altchristliche Kunst das Geheimniß dieser zur Arche kommenden Taube in symbolischen Bildern zugleich ausgedrückt und verschleiert. Einerseits machte sie aus der Arche einen Kasten, in welchem Noe steht, indem er voll Sehnsucht seine Arme gegen die mit dem Friedenszeichen nahende Taube ausbreitet, andererseits verwandelte sie die Arche in ein Schiff mit kreuzförmigem Mastbaum, auf dem die gnadenspendende Taube ruht.

Das zweite Bild, worin die über dem Wasser schwebende Taube im Alten Bunde uns begegnet, wird schon durch den Anfang der Heiligen Schrift veranlaßt. Im ersten Kapitel der Genesis lesen wir ja: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Und Gott sprach: Es werde Licht." Der Geist Gottes, diese Licht und Leben spendende dritte Person, wurde dann durch eine über der einsamen Wassermasse hinfliegende Taube angedeutet.

Die drei bis dahin genannten Ereignisse, die Erscheinung des Heiligen Geistes bezw. der Taube bei der Taufe, bei der Sintflut und bei der Erschaffung bürgerten das Symbol so sehr ein, daß wir es auch bei anderen biblischen Scenen finden. Bei der Verkündigung fehlt es seit dem frühesten Mittelalter fast niemals. Weil der Herr vom Heiligen Geist empfangen ward, liebte es das Mittelalter, oben auf dem Stammbaum Jesse's eine reine Taube anzubringen. Selbst beim Bilde des Pfingstfestes wird die Taube öfters oben in der Mitte des Saales dargestellt, obwohl die Heilige Schrift hier nur Feuerzungen als Zeichen der Wirkung der Gnade nennt. Ein allerliebstes Bildchen ist in den Glasfenstern des Freiburger Münsters erhalten. Dort sitzt die hl. Anna als Königin gekleidet. Auf ihren Knieen liegt ein Buch; Maria steht als Kind vor ihr, um lesen zu lernen; die göttliche Taube hat sich auf ihre Rechte niedergelassen und schmiegt sich an ihr Herz, um sie einzuführen in den Geist der Heiligen Schriften. Jener Vogel, welchen Maria oder ihr göttliches Kind selbst noch auf Bildern der Renaissance trägt und liebkost, ist der letzte Rest mittelalterlicher Symbolik, welche den Heiligen Geist in der mannigfaltigsten Weise mit dem Erlöser und dessen Mutter in Beziehung setzte.

Die Erscheinung des Heiligen Geistes bei der Taufe Christi bewog schon die alten Christen, eine vergoldete Taube über dem Taufbrunnen anzubringen. Eines der wichtigsten Zeugnisse, wodurch diese Sitte beglaubigt wird, findet sich 536 in der 5. Sitzung des Concils von Konstantinopel. Die Geistlichen von Antiochia berichten nämlich dort in einem Schreiben, ihr Bischof Severus habe verbrecherischerweise von den Taufbrunnen und Altären die den Heiligen Geist sinnbildenden goldenen und silbernen Tauben entfernt. Weil so die Taube mit der Taufe in Verbindung gesetzt war, finden wir sie in Katakombenbildern über Jonas, dessen Errettung aus dem Meer an die Taufe erinnerte. Eine Taube erscheint auch in je einem altchristlichen Denkmal über den aus dem Feuerofen erretteten drei Jünglingen, sowie über den heiligen drei Königen, den Vorbildern der getauften Heiden.

Nicht bloß über dem Taufbrunnen, auch über den Altären hing bis tief im Mittelalter eine Taube, worin die heiligste Eucharistie aufbewahrt ward. In Rom ist diese Sitte früh bezeugt; denn schon Constantin soll eine goldene

Taube, die sich auf einer Patene in einem Thurm von Gold befand und von Edelsteinen umgeben war, der Peterskirche geschenkt haben. Eine ähnliche Taube erhielt die römische Kirche der hll. Gervasius und Protasius 402 von Innocenz I., diejenige des hl. Johannes in fonte 461 von Papst Hilarius. In Gallien wird eine solche Taube im Testamente des Bischofs Perpetuus von Tours um 490 erwähnt. Für das Morgenland bietet ein Zeugniß die Lebensgeschichte des hl. Basilius, indem sie berichtet, er habe eine goldene Taube anfertigen lassen, worin der dritte Theil der consecrirten Hostie aufbewahrt wurde. Die Kirchen haben besonders wegen der so in ihnen sichtbar aufgehängten Symbole schon von den ältesten Vätern den Namen „Haus der Taube" erhalten.

In den Lebensbeschreibungen der Heiligen wird erzählt, die Gnade des Heiligen Geistes sei diesem oder jenem Heiligen durch Herabkommen einer sichtbaren Taube vermittelt worden. Dementsprechend finden sich auf zahllosen Bildern Tauben neben Heiligen, um anzudeuten, diese seien auf übernatürliche Weise von Gott ausgezeichnet worden. So wird, um eines der bekanntesten Beispiele zu nennen, die hl. Theresia mit einer Taube dargestellt wegen ihrer Schriften, in denen die Hilfe des Heiligen Geistes hervortritt. Der Bericht der Diakonen Johannes und Petrus, daß der Heilige Geist in Gestalt einer Taube Gregor dem Großen während des Dictirens die Worte eingegeben habe, dient der weitverbreiteten Darstellung dieses Heiligen zur Unterlage. Beim hl. Ambrosius findet man eine Taube, weil er, wie viele andere Bischöfe, auf wunderbare Weise zur oberhirtlichen Würde erhoben ward. Ja bei auffallend glücklichen oder durch Eingreifen Gottes geleiteten Bischofswahlen wird oft gesagt, auf den Betreffenden hätten sich durch „das Zeichen der Taube" (signo columbae) die Stimmen geeinigt. Dem hl. Remigius soll eine Taube vom Himmel das Oel zur Salbung Chlodwigs gebracht haben. Wenn sich letztere Erzählung auch nicht als wahr erweisen ließe, darf sie doch vom Künstler dargestellt werden, weil sie eben eine schöne Versinnlichung des wahren Gedankens ist, der hl. Bischof habe bei Erhebung des neuen Königs nach dem Willen Gottes kräftig und segensreich mitgewirkt. Wie sehr es im Geiste des Christenthums liegt, Tauben gerade mit Bischöfen in Verbindung zu setzen, die ja „der Heilige Geist hinsetzte, die Kirche zu regieren" (Apg. 20, 28), erhellt aus einer altchristlichen, von Bosio gefundenen Sculptur, worin eine Taube auf einer zwischen Vorhängen stehenden Kathedra ruht.

2. Gott würdigte sich, den Menschen zu schaffen nach seinem Bilde und Gleichniß. Am meisten Aehnlichkeit hat die Seele mit der dritten Person der Gottheit, insofern geistiges Wesen ihr Hauptvorzug ist. Es darf daher nicht befremden, daß das Symbol des Heiligen Geistes auch als Symbol der Seele gilt.

Schon vor Christi Geburt treten auf ägyptischen, griechischen und etruskischen Denkmälern Vögel als Bilder der Seele auf. Der Name Columba begegnet uns frühe; später finden wir ihn als Columban auch für Männer verwendet.

Auf den Grabsteinen der Katakomben kehrt wohl kein Symbol öfter wieder, als das der Taube mit dem Oelzweige. Die Inschrift „In pace"

oder „Spiritus tuus in pace“ begleitet die Taube. Man könnte freilich darin ein Bild des Heiligen Geistes sehen, welcher den Verstorbenen Ruhe und Frieden vermittelt habe. Die besten Erklärer sehen aber in jenen Tauben Bilder der Seelen der bei der Inschriftstafel Begrabenen, welche des durch den Oelzweig versinnbildeten Friedens theilhaftig geworden sind. Zu dieser Deutung berechtigt schon der Umstand, daß nach dem Bericht des hl. Paulinus von Nola die zwölf Apostel unter den Bildern von zwölf Tauben dargestellt wurden, wie das auch auf einem Mosaikbilde in St. Clemente zu Rom geschehen ist. Wenn noch ein Zweifel bliebe, ob diese Tauben an den Heiligen Geist oder an menschliche Seelen erinnern sollen, so würde er entfernt durch zahllose altchristliche, offenbar symbolische Bilder von Tauben, welche trinken oder Trauben essen, um an die den Verstorbenen eröffneten Freuden des Paradieses zu erinnern. Auch die oft paarweise dargestellten Tauben mit Oelzweigen können nicht zu dem einen Heiligen Geist in Beziehung gesetzt werden. Die auf den Grabsteinen dargestellten Tauben und die Sitte, an den Gräbern Lampen anzuzünden, führten bald dazu, diesen Lampen die Gestalt von Tauben zu geben. So fanden die Verwandten beim Besuche der Kirchhöfe in den unterirdischen Galerien der Katakomben überall Tauben, wodurch sie an ihre Verstorbenen erinnert wurden. Wollten sie den Tod, das Scheiden der Seele aus dem Leibe, darstellen, dann lag es für sie nahe, aus dem Munde des entseelten Leibes eine Taube zum Himmel sich aufschwingen zu lassen. Später, im Mittelalter haben die Künstler statt der Taube eine kleine, nackte Menschengestalt eingesetzt, vielleicht unter dem Einfluß der scholastischen Lehre, daß die Seele die „forma“ des Körpers sei. Dieses menschenartige Wesen schwebt dann im Tode aufwärts und wird vom hl. Michael zu Gott getragen, oder es wird vom Teufel entführt. Es kommt hier nicht darauf an, zu untersuchen, welche Darstellung schöner und poetischer, welche wahrer und belehrender sei. Die Darstellung der Seele als Taube hat sich jedenfalls immer neben der andern gehalten. Wegen der Bedeutung des Benediktinerordens ist die Angabe, der hl. Benediktus habe die Seele seiner Schwester Scholastika gleich einer Taube aus dem sterbenden Leibe auffliegen sehen, für unsern Gegenstand von entscheidendem Einfluß gewesen. Auch vom hl. Polykarp ward im Mittelalter erzählt, seine Seele habe sich beim Tode in Gestalt einer weißen Taube zum Himmel erhoben. Aehnliche Berichte über andere Heilige finden sich sehr häufig.

3. Woher kommt es, daß die dritte Person in der Gottheit und daß infolge dessen auch die menschliche Seele als Taube versinnbildet wird? Durch eine willkürliche Spielerei mit Symbolen kann das nicht veranlaßt worden sein. In der Offenbarungsgeschichte hat der Heilige Geist selbst sich jenes Sinnbild gewählt. Er hat überdies seine Wahl durch die Heilige Schrift für alle Zeiten beurkundet und öffentlich bekannt gemacht. Auf einen Grund, vielleicht auf den besten, muß schon der gleiche Name hinführen, welcher der dritten göttlichen Person und der Seele gegeben wird. Er wie sie, beide werden Geist (Spiritus) genannt. Der Geist steht im Gegensatz zum Leibe, zur Materie, zum Irdischen. Er erhebt sich leicht und rasch über der Erde, er strebt auf

zum Himmel. Vögel sind offenbar schon durch ihre Natur geeignet, an das Wesen und die Thätigkeit des Geistes zu erinnern. Warum ist nun aber gerade die Taube als Symbol auserlesen worden? Schon das Auge findet bei vielen Vögeln Dinge, die sie ganz untauglich machen, als Symbole für edle, liebenswürdige, geistige Wesen Verwendung zu finden. Bei großen Vögeln, z. B. beim Adler, treten durch die kräftige Körpergestalt die leiblichen Vorzüge zu stark hervor. Anderen Vögeln fehlt es an Schönheit oder überhaupt an Eigenschaften, die sie liebenswürdig machen. Vögel, welche Fleisch fressen oder Insekten tödten, eignen sich nicht zu gewinnenden Symbolen. Der hl. Petrus Chrysologus vergleicht darum in der 93. und in der 171. Rede die gierigen Geier mit geistigen Bösewichtern. Der hl. Hieronymus aber schreibt dem Oceanus: „Die Welt sündigt und wird ohne Wasserflut nicht gereinigt. Rasch fliegt die Taube des Heiligen Geistes, nachdem sie den dunkelsten Vogel vertrieb, zu Noe wie zu Christus im Jordan. Sie verkündet mit dem Zweige der Erquickung und des Lichtes (denn das Oel bietet beides) der Welt den Frieden. . . Die (durch die Gnade) Belebten kommen aus dem Wasser (der Taufe), dann erhebt (der Heilige Geist) die beflügelten Gläubigen von der Erde zum Himmel." Denselben Gedanken entwickelt er im Dialog gegen die Luciferianer: „In der kirchlichen Taufe verkündet die Taube des Heiligen Geistes nach Vertreibung des dunkelsten Vogels (den Noe's Rabe sinnbildete) unserer Erde den Frieden."

Bei der Taube haben wir neben leichtem, raschem Fluge Schönheit und Sanftmuth; sie ist überdies ein den Menschen befreundetes Wesen. Eine weitere Eigenschaft hat Jesus Christus selbst hervorgehoben, als er seine (wie oben erwähnt, oft als zwölf Tauben dargestellten) Apostel ermahnte: „Ich sende euch gleich Schafen in Mitte der Wölfe. Seid also klug wie Schlangen und einfältig wie Tauben." Der hl. Augustin sagt darum (Quaest. 17. l. I): „Einfach wie die Tauben will er sie haben, damit sie niemanden schaden; denn diese Art Vögel tödtet keinerlei Thier, nicht nur keines der größeren, gegen die ihnen Kraft mangelt, sondern auch keines der winzigsten, von denen sich doch selbst die kleinen Spatzen nähren. . . . Aus dem Gleichniß von den Tauben sollen die Apostel lernen, keinem zu schaden." In einem andern Buche (In Psalm. 54, c. 8 und 130, c. 5) fügt der große Bischof von Hippo bei: „Die Taube gilt als Zeichen der Liebe. Ihr Seufzen ist liebenswürdig. Nichts liebt so sehr das Seufzen als die Taube. Tag und Nacht seufzt sie, gleichsam weil sie hierhin gesetzt ist, wo wir (in Sehnsucht) seufzen müssen." „Sieh, wie die Tauben sich in Gesellschaft erfreuen. Ueberall fliegen sie zusammen, nähren sie sich gesammelt. Allein wollen sie nicht sein, der Gemeinschaft freuen sie sich. Sie bewahren die Liebe und girren in Liebesseufzern."

Es wäre leicht, viele Stellen aus anderen Kirchenvätern anzuführen, worin ähnliche Gedanken entwickelt, erweitert und begründet werden. So sagt der hl. Gregor der Große (In Job. l. 32, c. 40): „Die Taube ist ein sehr einfaches Geschöpf, und weil sich in Gott durch dessen Zorn keine Unebenheit einschleicht, bezeichnet Jeremias (25, 36 f.) ‚die Wuth des Herrn' als ‚Zorn der Taube'; denn Gott bleibt sanftmüthig, wenn er die Ungerechten bestraft."

Nach Gregor von Nazianz (39. Rede) „erbat sich der Psalmist (54, 7) die Flügel einer Taube, weil diese leichter oder rascher sind, denn so muß derjenige sein, welcher die Gerechtigkeit übt". In der 17. Katechese des hl. Cyrill von Jerusalem wird erklärt, der Heilige Geist sei in Gestalt einer Taube auf Christus herabgestiegen, weil sie ein reines, unschuldiges und einfaches Geschöpf sei. Darum habe auch der Prophet von Christus vorherverkündet: „Deine Augen sind gleich denen der Taube" (Hohel. 5, 11). Vergessen wir nicht eine Stelle aus einem ältern und darum wichtigern Kirchenvater. Sie ist dem Buche des hl. Cyprian über die Einheit der Kirche entnommen und lautet also: „In einer Taube kam der Heilige Geist; denn sie ist ein einfaches und fröhliches Geschöpf, nicht bitter durch Galle, nicht böse durch Beißen, auch verletzt sie nicht gewaltsam mit den Krallen. Sie liebt bei den Menschen eine gastliche Stätte, kennt nur ein Haus als Aufenthalt. Wenn sie Nachkommen erhält, sind es mehrere. Ziehen Tauben einher, so sind sie zu gemeinsamem Fluge gesammelt; in geselliger Vereinigung führen sie ihr Leben. . . Solche Einfalt ist in der Kirche zu erkennen, solche Liebe zu erstreben, damit wir in brüderlicher Liebe dieser Taube nachahmen." Einen geistreichen Gedanken über unsern Gegenstand bringt der hl. Bernard in seiner Predigt auf Epiphanie: „Es ist nicht ohne Bedeutung, daß eine Taube kam, um das Lamm Gottes (dem Täufer) kenntlich zu machen; denn nichts paßt besser zum Lamm als die Taube. Was das Lamm ist unter den Vierfüßlern, das ist die Taube bei den Vögeln."

Tertullian faßt fast alles bisher Gesagte nach seiner markigen Art im Buche über die Taufe (c. 8) zusammen: „Damals bei der Taufe Christi stieg jener heiligste Geist gerne vom Vater herab über die gereinigten und gesegneten Körper, über die Wasser der Taufe. Er ruhte (über diesen Wassern), indem er seine ursprüngliche Stelle (die er beim Siebentagewerk eingenommen hatte) wiedererkannte. In Gestalt einer Taube senkt er sich nieder zum Herrn, damit die Natur des Heiligen Geistes erläutert werde durch das Geschöpf voll Einfalt und Unschuld. Weil die Taube auch dem Leibe nach (angeblich) keine Galle hat, darum sagt Christus: ‚Seid einfältig wie Tauben.' Allem diesem fehlt nicht das Vorbild zur Erläuterung. Denn nach den Wassern der Sintflut, wodurch die alte Bosheit getilgt ward, nach der Taufe der Welt, wenn ich so sagen darf, hat eine Taube der Erde als Herold nach himmlischem Zorn den Frieden verkündet. Aus der Arche entlassen, kehrte sie zurück mit dem Oelzweige, der auch den Heiden als Friedenszeichen gilt, jetzt aber übernatürliche Bedeutung erhält. In gleicher Weise naht die Taube des Heiligen Geistes sich im Fluge unserer Erde, d. h. unserem Leibe, wenn er auftaucht aus dem Taufbade, Gottes Frieden bringend, vom Himmel gesandt zu der durch jene Arche vorgebildeten Kirche." [1]

---

[1] Aehnliche Aussprüche findet man beim hl. Hieronymus (In Matthaeum 3, 16), beim hl. Chrysostomus (In Matthaeum hom. 12, c. 2 und De baptismo Chr. c. 4), beim hl. Gregor dem Großen (In 1 Reg. l. 5, c. 1 und c. 4; Super Cantic. c. 2, 3 und 6; In 3 und In 4 Psalm. poenit.; In Evang. l. 1, hom. 5; Epistol. l. 8,

Das Mittelalter ging von dem fruchtbaren Grundgedanken aus, wie der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes, des Beherrschers des Weltalls, so seien nach dem Ebenbilde des Menschen, des Königs der sichtbaren Schöpfung, viele Geschöpfe geschaffen. Darum fand es überall in der Natur eine Leiter, um zum Menschen und zu Gott emporzusteigen. Die Reiche der Thiere und Pflanzen wurden wegen der in ihnen liegenden Beziehungen zu Tugenden und Lastern, zu guten und bösen Eigenschaften herangezogen in den Kreis der Kunstthätigkeit und der Literatur, verwandt zur Mahnung und Warnung, in Scherz und Ernst. Zweifelsohne ging man oft zu weit. Wir dürfen jedoch nicht außer Acht lassen, daß viele allegorischen Anwendungen und mystischen Schrifterklärungen ihren Ursprung von den heiligen Vätern herleiten. Wenn auch der Wortsinn der Heiligen Schrift oft ein anderer ist, und wenn auch manche der geistreichen oder frommen Deutungen nur Versuche waren und als solche zuweilen mißglückten, so darf dies doch nie zur Verurtheilung des Systems der mystischen und allegorischen Erklärung als solcher verleiten. Sie behält jedenfalls ihre Berechtigung und ihren hohen Werth. Hiermit ist aber zugleich die grundsätzliche Berechtigung der symbolischen Deutungen gegeben, wie das Mittelalter sie liebte. Darum braucht man aber noch nicht alle Einzelheiten in Schutz zu nehmen. Schneide man Auswüchse ab, und entferne man geistreiche Spielereien, oder Erklärungen, die sich als unrichtig erweisen, indem die neue Naturforschung zeigt, daß die ihnen zu Grunde liegenden, von den Alten als wahr angenommenen, angeblichen Thatsachen der Existenz entbehren. Der Kern jedoch bleibe. Symbolische Deutungen, die auf Schriftausprüche sich gründen, die von vielen angesehenen heiligen Vätern entwickelt, im Mittelalter weitererzählt wurden, ja noch heute im kirchlichen Leben eine Rolle spielen, erheben auch gegenwärtig noch Ansprüche auf unsere Achtung. Eine maßvolle Verwerthung derselben wird gerade in unserer Zeit des Nutzens nicht entbehren. Die Gegenwart krankt an einer materialistischen, an einer die sinnenfällige Erfahrung über Gebühr schätzenden Richtung. Dem gegenüber sind mit allem Nachdrucke die großen Wahrheiten zu betonen: der Mensch besitzt außer dem Leibe auch eine Seele; er lebt auf Erden, ist aber für den Himmel geschaffen. Lassen wir seinem sinnlichen, irdischen Theil alle Rechte, welche die Natur ihm verleiht, aber wahren wir seinem Geiste unter den übrigen Vorzügen auch den, im Sinnlichen den Abglanz des Geistigen, des Uebernatürlichen, ja des Himmlischen und Göttlichen zu suchen und zu finden.

---

n. 2), beim hl. Bernhard (Ad sororem c. 56, und In Cantic.; Sermo 45). Der hl. Augustin kommt sehr häufig auf denselben Gegenstand zurück, z. B. Epistola 159; Quaest. 17, lib. 1; In Joh. tract. 3 und 6, c. 2 sq.; In Psalm. 54, c. 8; In Psalm. 130, c. 5; De agone Christiano c. 24; Contra Faustum l. 12, c. 20. Der hl. Thomas faßt in seiner Summa III. qu. 39. a. 6 sqq. die wichtigsten Gedanken zusammen.

St. Beissel S. J.

Recensionen.

Apologie des Christenthums. Von **Paul Schanz**, o. ö. Professor der Theologie an der Universität Tübingen, der Philosophie und Theologie Doctor. Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg. Erster Theil: Gott und die Natur. 354 S. gr. 8°. Zweiter Theil: Gott und die Offenbarung. 485 S. gr. 8°. Dritter Theil: Christus und die Kirche. 450 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1887—1888. Preis: *M.* 14.

Nach den einleitenden Abschnitten über Begriff, Aufgabe und Geschichte der Apologetik wird zunächst geschichtlich und ethnographisch die Thatsache festgestellt, daß es kein Volk ohne Religion gebe, und wird für den Ursprung der Religion selbst mit Abweisung der verschiedenen Erklärungsversuche auf das Wesen des Menschen, auf die religiöse Anlage und Ueberlieferung hingewiesen. Um letztere zwei Punkte richtig zu begrenzen, folgt eine Abhandlung gegen Traditionalismus und Ontologismus. Erst jetzt beginnt in den folgenden Abhandlungen der Beweis für die Grundlage und den Mittelpunkt der Religion im weitesten Sinne, für Gottes Dasein. Er wird aus dem Vorhandensein der sichtbaren Welt, aus den belebten und vernünftigen Wesen, aus der Ordnung, Zweckmäßigkeit, Zielstrebigkeit geführt mit besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse der neueren Naturwissenschaft und in fortwährendem Hinblicke auf gegnerische Angriffe und Einwürfe besonders von seiten des Darwinismus. Durch die Abhandlungen: Anfang und Ende, das Leben, die Verschiedenheit der Lebensformen, der Mensch, Ziel und Zweck, Tugend und Lohn, die Seele, der Monismus, schreitet der Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes stufenweise voran, reiht Glied an Glied, bis die Kette geschlossen ist und dem Skeptiker nur mehr Verzicht auf jede Erklärung oder die Annahme des Daseins Gottes übrig bleibt. Wie ersichtlich, bewegt sich die Apologie bisher auf dem Gebiete der Gotteslehre, das anderweitig der Philosophie zugewiesen ist, wenn man gelegentliche Anführungen kirchlicher Bestimmungen hierbei in Abzug bringt. Das theologische Gebiet aber wird in den Schlußabhandlungen des ersten Theiles betreten: die Schöpfung, Geschichte der Schöpfung, das Weltsystem, Einheit und Alter des Menschengeschlechtes, die Sintflut. Daß hier die Apologie sich vorzugsweise mit Aufhellung und Vertheidigung der biblischen Berichte, mit Besprechung der ver-

schiedenen Erklärungsversuche befasse, ergibt sich aus dem Gegenstande selbst; eine weitere geschichtliche Ausführung knüpft sich an das geocentrische und heliocentrische System.

Dies in Kürze der Inhalt des ersten Theiles. Der zweite Theil beginnt mit Abhandlungen über Religionsgeschichte. Da sich auch auf dem religionsgeschichtlichen Gebiete die christliche Anschauung und der Evolutionismus gegenüberstehen, so kann es wohl als Aufgabe der Apologie bezeichnet werden, diesen Gegensatz zu prüfen. Zu diesem Zwecke werden die Religionssysteme der Indogermanen, Hamiten, Semiten und der Naturvölker betrachtet, um den Beweis zu erbringen, daß sich überall bei den außerhalb der Offenbarung stehenden Völkern wenigstens noch ein fortglimmender Funke der alten religiösen Wahrheit, eine Spur der Uroffenbarung erhalten und eine negative Vorbereitung auf das kommende Heil sich vollzogen habe. Die positive Vorbereitung findet sich bei Israel, dem Volke der Offenbarung. Doch um das geschichtlich zu zeigen, muß die mosaische Gesetzgebung in der herkömmlichen Auffassung feststehen. Daher tritt die Apologie in eine ziemlich ausführliche Untersuchung der Graf-Wellhausen'schen Hypothese über Alter und Entstehungsweise des Pentateuch ein, um die Berechtigung der traditionellen Ansicht gegen die Aufstellungen und Willkürlichkeiten der rationalistischen Bibelkritik zu wahren. Als eine Art Anhang zur Geschichte des jüdischen Volkes und der semitischen Religionsgeschichte folgt sodann eine Erörterung über das talmudische Judenthum und den Islam. Die Abhandlung über Entstehung des Christenthums bekämpft u. a. die Aufstellung, als wäre das Christenthum bloß das Product jüdischer Religionsentwicklung oder das Erzeugniß einer Vermengung des griechischen Geistes mit der semitischen Religion; zugleich wird hier das Verhältniß des Christenthums zu den verschiedenen Religionen unter mehreren Gesichtspunkten berührt. Nachdem so beim Volke Israel und beim Christenthum die Thatsache der Offenbarung bereits mehrfach vorausgesetzt und bewiesen ist, folgt jetzt erst die principielle Darlegung des Begriffes der übernatürlichen Offenbarung, ihrer Möglichkeit und der Art ihrer Nothwendigkeit, ihrer Erkennbarkeit und Beweisbarkeit vermöge der Wunder und Weissagungen. Der Werth und die Giltigkeit dieser Kriterien der Offenbarung wird in zwei folgenden Abhandlungen bewiesen. Da das eingeschlagene Beweisverfahren sich auf die Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift stützt, so findet auch diese nachträglich zugleich mit der Inspiration und Auslegung der Heiligen Schrift in drei Abhandlungen eine ziemlich umfangreiche Erörterung. Der Abschnitt über Evangelium und Evangelien leitet alsdann über zur Betrachtung des Lebens Jesu, seiner Person und seines Wesens, seiner Lehre und seines Werkes; dabei wird die Gottheit Christi und das Verhältniß beider Naturen im Gottmenschen dargelegt. Ein Rückblick auf den in beiden Theilen abgehandelten Stoff beschließt den zweiten Theil.

Die einleitenden Abschnitte des dritten Theiles besprechen das Verhältniß zwischen der in sich abgeschlossenen Offenbarung und der kirchlichen Lehrentwicklung, alsdann die in den heiligen Schriften niedergelegte Idee des Reiches Gottes und speciell Gebrauch und Bedeutung des Wortes Kirche und die im

Neuen Testamente gegebene Beschreibung der Kirche mehr im allgemeinen. Daran reiht sich die Darlegung der Merkmale der wahren Kirche in den Abschnitten über die Apostolicität, Einheit, Katholicität und Heiligkeit, zwischen welchen auch die Unfehlbarkeit der Kirche und die alleinseligmachende Kirche eine eingehende Erörterung erfahren. Aus welchen Quellen die so beschaffene Kirche ihre Lehre schöpfe, beantwortet die Abhandlung über Schrift und Tradition; wer das sichtbare Oberhaupt derselben sei und welche Machtfülle ihm eigne, wird in den Abschnitten über den Primat Petri, den Primat und die Unfehlbarkeit des Papstes gezeigt. Die Apologie schließt mit dem Hinweise auf die in allen Gebieten sichtbaren heilsamen Wirkungen und Segnungen des Christenthums: das Christenthum und die Cultur. Das in kurzem Umriß Gang und Inhalt der Apologie.

Der Gesichtspunkt, von dem aus der hochwürdige Herr Verfasser sein Werk beurtheilt wissen will, ist wohl in folgenden Worten gegeben: „In der Disposition des ganzen Stoffes habe ich mir eine gewisse Freiheit wahren zu sollen geglaubt. Es war nicht meine Absicht, eine streng systematische Apologetik, sondern eine dem allgemeinen Geschmacke mehr zusagende, von der Schablone der Schule freie Apologie zu schreiben. Für ein Schulbuch, besonders für ein dogmatisches Lehrbuch, ist die im System begründete logische Diathese unentbehrlich, aber in apologetischen Schriften muthet es immer eigenthümlich an, wenn die ganze Reihe von Einwendungen und Beweisen gleichsam in Reih und Glied aufmarschirt. Trotzdem ist aber der Zusammenhang der einzelnen Abhandlungen nicht so lose, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte" (II, 478). In Hinsicht auf diese Erklärung wollen wir nicht mit dem Herrn Verfasser rechten, warum z. B. zuerst die Offenbarung aus den biblischen Wundern und Weissagungen bewiesen wird und dann hintendrein die Rede ist von der Möglichkeit und Erkennbarkeit der Wunder, warum die Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften besprochen wird, nachdem sie in einer Reihe von Abschnitten bereits die nothwendige Voraussetzung und Grundlage bildete, warum schon in der ersten Abhandlung des 3. Theiles durchgängig der Begriff der wahren, einen, unfehlbaren Kirche vorausgesetzt wird, da doch diese Punkte erst viel später zur Darstellung kommen u. dgl. m.

Es ist jedenfalls ein recht reicher Stoff, der hier in anregender Weise mit einem weiten Blick auf die mannigfaltigen Phasen des menschlichen Forschungsgeistes in Vergangenheit und Gegenwart dem Leser geboten ist. Jeder Theologe, der einen systematischen Cursus der Apologetik durchgemacht hat, wird nicht ohne erheblichen Nutzen diese Abhandlungen lesen. Im ersten Theile wird er dem Herrn Verfasser besonders dankbar sein für die Fülle der aus den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte beigebrachten Einzelheiten, durch welche die Eigenschaften des Stoffes, das Leben und die Lebensformen, die überall herrschende Zweckmäßigkeit, die gegenseitige Anpassung zwischen Pflanzen- und Thierreich u. dgl. m. beleuchtet werden. Damit sind auch sichere und zahlreiche Anhaltspunkte gegeben zur Beurtheilung und Verurtheilung einseitig darwinistischer Entwicklungstheorien. Bei anderen Abhand-

lungen wird man mit Interesse den geschichtlichen Gang der Darstellung verfolgen und zu nicht geringer Freude vernehmen, wie die Geistesheroen der christlichen Jahrhunderte zu den großen Fragen sich stellten. Anderen werden die Streifzüge in das Gebiet der Religionsgeschichte oder der biblischen Kritik oder die Erörterungen über die Stellung der Häretiker zu einzelnen Fragen besonders zusagen. Die Darstellung ist durchgängig recht gefällig und edel; nicht selten trifft man auf wirklich erhebende Stellen, z. B. über das Johannesevangelium, über Jesu Leben, Lehre und Werk, über den Gottmenschen, über die Liturgie der katholischen Kirche, über den Primat Petri und des Papstes u. dgl. m. Um zu eingehenderen Studien anzuregen und hierfür Mittel und Wege zu weisen, ist bei den einzelnen Abhandlungen für die besprochenen Punkte eine sehr reiche Literatur verzeichnet, die sich nicht selten auf 70 und mehr Nummern beläuft und oft unter einer Nummer vier bis fünf literarische Angaben und Verweisungen enthält. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß im vorliegenden Werke, welches auch für die ausgebreiteten Kenntnisse und die Arbeitskraft des Herrn Verfassers ein sehr ehrendes Zeugniß ablegt, eine reiche Quelle der Belehrung und Anregung fließt.

Nach Anerkennung des hohen Werthes vorliegender Abhandlungen möge es gestattet sein, gemäß löblicher Kritikerart, einige Bemerkungen beizufügen.

An manchen Stellen wäre wohl eine entschiedenere Sprache recht gut angebracht. Sätze, wie die folgenden, wollen mir nicht gefallen: „ob aber der ‚neue Glaube' (von Strauß) dem Bedürfnisse des Herzens ebenso genügt wie der alte Glaube, ist kaum mehr eine Frage" (I, 57); „ob diese unabhängige Moral sich mit der christlichen messen könnte, wenn es einmal gelänge, einem ganzen Volke jeden christlichen Einfluß zu rauben, dies wäre erst zu beweisen" (I, 58); „der Begriff der Schöpfung ist innerhalb der exacten Forschung unzulässig, aber er genügt dem vernünftigen Denken jedenfalls besser als die Autogonie und der ewige Kreislauf" (I, 102); „solange also der Beweis nicht erbracht ist, daß sich das menschliche Denken allmählich mit der Ausbildung des Denkorganes entwickelt hat, solange an der Grenze des Menschenreiches keine bessere Spur des Denkens nachgewiesen wird, solange bleibt auch die den Thatsachen entsprechende Annahme sicher, daß Denkorgan und Denken correlat sind" (I, 162); „entweder ist der Skepticismus allein berechtigt, oder auch diese Gotteserkenntniß (die analoge) ist eine wahre" (I, 216); „darüber kann heutzutage kaum ein vernünftiger Zweifel mehr herrschen, daß das Christenthum die wahre Religion ist" (II, 281); „ist es uns gelungen, wenigstens die Unsicherheit der destructiven (Graf-Wellhausen'schen) Hypothese darzuthun, so haben wir ein Recht, hier mit der positiven Darstellung zu beginnen; denn es hat dann jedenfalls die traditionell-historische Erklärung der Entstehung die größte Wahrscheinlichkeit für sich" (II, 300); in betreff des Glaubens an Christi Auferstehung „kann man also die Jünger schwerlich des Leicht- und Aberglaubens überführen" (II, 398). Wozu dieses Schwankende des Ausdruckes? diese *kaum* und *schwerlich*? Das ist ja für eine skeptisch angelegte Natur wahres Gift, und auch bei gläubigen Lesern entsteht der Schein, als sei es mit der objectiven Sicherheit denn doch nicht so ganz gut

bestellt, oder der Apologet traue seinen eigenen Beweisen selbst nicht recht. Die Apologie soll doch nicht die Skepsis und den Zweifel hervorlocken. Es müssen demnach die Beweise philosophisch und geschichtlich so durchschlagend geführt werden, daß bei grundlegenden Fragen die volle Sicherheit erreicht wird, und der Apologet darf nicht ruhen, bis er sich mit ehrlichster Ueberzeugung sagen kann, es sei eine objective, unumstößliche Giltigkeit da; dann halte er aber auch mit dem entschiedenen Ausdruck nicht hinter dem Berge. Mit der Versicherung, unsere christliche Weltanschauung sei jedenfalls besser und befriedigender, als jede andere, ist wenig geholfen.

Stellt man sich die Aeußerungen über den Ursprung der Gottesidee und der übersinnlichen Begriffe im Menschen zusammen, so scheint ein Widerspruch der Auffassung vorzuliegen. Man liest Sätze, wie: „wenn der Mensch in dem, was schädlich oder nützlich ist, die Wirkung einer übersinnlichen Macht erkennt, so muß ihm der Begriff des Uebersinnlichen schon bewußt oder unbewußt eigen sein, sonst könnte er denselben gar nicht fassen" (I, 63); „ohne eine ursprüngliche Offenbarung ist der Uebergang vom Naturereigniß zum Gottesbegriff nicht vermittelt" (I, 64); „wie sollte der Mensch zu dieser Lösung der Welträthsel kommen, wenn ihm bloß der Causalitätstrieb, nicht auch die Idee des Uebersinnlichen verliehen wäre? Die Naturgegenstände könnten ihm nicht als beseelte Wesen erscheinen, wenn er nicht an seine eigene Seele glaubte" (I, 67); wir hören I, 82 von einem Ideeninhalt der Vernunft und lesen (I, 86): „es muß in der That dem Vermögen der Seele ein gewisser Inhalt eigen sein, welcher allmählich mit der Bethätigung des Vermögens zur Entfaltung und zum Bewußtsein kommt. Die eingepflanzten Ideen können nicht bloß jene Vorstellungen sein, welche die Vernunft durch ihre unwillkürliche Thätigkeit bildet"; ja I, 87 lesen wir den mehr als fragwürdigen Satz: „man erkennt kein Axiom ohne einen Glaubensact". Auf der anderen Seite aber finden sich zahlreiche Aeußerungen, die in einfachem Wortlaut und bei folgerichtigem Denken nicht auf das System angeborener Ideen, sondern auf das der Abstraction führen. Man vergleiche z. B. I, 80: „der menschliche Geist bedarf der äußern Anregung und Unterstützung; aber seine Erkenntnisse übertreffen das, was durch diese Eindrücke bewirkt wird, inhaltlich und qualitativ bedeutend; seine Rückwirkungen sind ganz anderer Art, als die sinnlichen Eindrücke; die allgemeinen Begriffe, welche er bildet, die Ideen, mit denen er sich bereichert, sind so wesentlich verschieden von dem, was die Einzelwahrnehmung dem Geiste darbietet, daß sie nur aus der Fähigkeit des Geistes zu selbständigem Denken abgeleitet werden können"; oder I, 82: „was in keiner Weise durch die Sinne angeregt oder erhärtet werden kann, wird nie Eigenthum der geistigen Erkenntniß; der Blinde bekommt nie einen Begriff von der Farbe, der Taube nie einen Begriff vom Ton"; noch deutlicher wird dieses durch den Vergleich I, 87: „das Auge muß sehen, das Ohr hören können, sonst bleibt die schönste Landschaft ohne Reiz, die künstlichste Harmonie ohne Zauber; so muß auch ein Auge des Geistes vorhanden sein"; aber so wenig das Auge, um zu sehen, die Farben zuerst gleichsam sich eingeschaffen haben muß, ebenso wenig braucht der Geist die eingepflanzten

Ideen. Braucht er etwa die eingepflanzte Gottesidee? „Die Gewißheit, daß eine erste Ursache vorhanden ist und wirkt, vermag unser Geist zu gewinnen ... Wollen wir also nicht auf jede Erklärung verzichten, so bleibt uns nichts anderes übrig, als eine überzeitliche, metaphysische Ursache anzunehmen" (I, 97). Schließen wir das mit Denknothwendigkeit aus den natürlich erkannten Dingen, so ist eine eingepflanzte Idee überflüssig. Eben das besagt doch auch I, 207: „Wie man auch die Sache ansehen mag, die zweckmäßige Ordnung führt auf einen ordnenden Geist, die wunderbare Gesetzmäßigkeit auf einen intelligenten Gesetzgeber, die erstaunliche Kunstfertigkeit im Aufbau der Organismen auf einen vollendeten Künstler, die ästhetische Formschönheit im einzelnen und im ganzen auf einen geistreichen Aesthetiker. Dieser Schluß wird von der Vernunft immer wieder gezogen werden ...; wir werden durch die Spuren der Ideen, die wir in den veränderlichen Dingen verwirklicht finden, an die ewige Einheit, Schönheit und Güte gemahnt und schließen mit Recht von der harmonischen Einheit, Schönheit, Ordnung und Güte der Dinge auf den Schöpfer als das eine, urschöne, urgute Princip derselben ...; die Dinge spiegeln die göttliche Schönheit und Weisheit wieder, weil sie durch ihr Maß, ihre Gestalt und ihre Ordnung ein Ausfluß der göttlichen Weisheit, Schönheit und Güte sind." Ich wüßte kaum, wie man die Theorie der Abstraction, der Gewinnung unserer Ideen aus den sinnlichen Gegenständen, anschaulicher schildern könnte. Ganz den gleichen Weg beschreibt uns der Herr Verfasser, um den Begriff der Ewigkeit zu gewinnen: „um diese (die Ewigkeit) zu erhalten, müssen wir per viam negationis vorgehen, d. h. Anfang und Ende (der Zeit) negiren, das Nacheinander aufheben, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenfallen lassen" (I, 267); und wenn nöthig, noch deutlicher ist, was wir II, 451 lesen: „die Idee des Unendlichen, welche der Geist aus dem Endlichen und Beschränkten unwillkürlich abzieht (abstrahirt), weist ihn auf das Absolute hin, dessen einzelne Strahlen in der Schöpfung sichtbar sind"; nimmt man dazu noch, daß „das Universum ohne absolute Ursache unbegreiflich bleibt" (II, 292; vgl. I, 89. II, 205 unten), so ist alles gegeben zur Gewinnung der Gottesidee, ohne daß es des angeborenen Gottesbewußtseins u. dgl. bedarf.

Hie und da ist einzelnen Gedanken eine unglückliche Fassung zu theil geworden: „die Mittelursachen sind streng genommen gar keine Ursachen, sondern sind nur die Glieder an der großen Causalreihe, durch welche der Strom der ersten Ursache sich bis zum Ende fortpflanzt" (I, 97 unten). Die theologische incomprehensibilitas Dei ist nach Ursprung und Begriff so verschieden von dem platonischen Mysticismus, den Anschauungen Philo's u. s. w., daß das I, 83 über die Kirchenväter Bemerkte jedenfalls einer starken Einschränkung bedarf. Recht mißverständlich ist auch, was man I, 157 liest: „der hl. Thomas meint sogar, der specifische Unterschied zwischen Mensch und Thier sei nicht im Intellect zu suchen, weil sonst das Kind nicht zur menschlichen Species gehören würde". An der citirten Stelle (c. Gent. II, 59, 7. 8) sagt der hl. Thomas allerdings: non igitur differt homo specie a brutis animalibus per hoc quod est intellectum habens; aber in welchem Sinne?

Als eine Folgerung, die sich ergäbe, wenn die vom hl. Thomas bekämpfte Ansicht (quod intellectus possibilis sit substantia separata) zu Recht bestände!! Das ist klar aus der unmittelbar vorhergehenden Beweisführung und ist klar aus der Art, wie er das Beispiel vom Kinde verwerthet: sed puer etiam antequam ex utero egreditur est in specie humana, in quo tamen nondum sunt phantasmata, quae sunt intelligibilia actu; non est igitur homo intellectum habens per hoc quod intellectus continuatur homini mediante specie intelligibili, cuius subiectum est phantasma. Zum Ueberfluß sagt Thomas ebenda 60, 3: ergo intellectus possibilis est aliqua pars hominis et est dignissimum et formalissimum in ipso; ergo ab eo speciem sortitur. Der Commentar des Franciscus Ferrariensis erklärt daher den 59, 7 enthaltenen Gedanken des hl. Thomas ganz richtig mit den Worten: arguitur primo ex hac septima ratione sic: sequitur enim quod homo non differt a brutis per hoc quod est intellectum habens; hoc est manifeste falsum, ergo; probatur consequentia, quia si sit intellectus separatus secundum esse ab homine, unitus autem tantum modo praedicto, homo non sortietur speciem per unionem ad intellectum u. s. w.

Ich möchte auch nicht sagen: „Irenäus beweist die kirchliche Vierzahl der Evangelien aus Congruenzgründen, aus den vier Himmelsrichtungen, Winden u. s. w." (II, 309). Die Sache liegt anders; die Thatsache, daß es nur vier Evangelien, nicht mehr und nicht weniger gebe, steht ihm aus apostolischer Zeit und Ueberlieferung fest; warum aber wollte Gott gerade eine Vierzahl uns geben? Dafür sucht er nach Congruenzgründen (man vgl. Kaulen, Einl. 2. Aufl. S. 376; Cornely, Introd. III, 9). Ebenso wenig möchte ich zugeben, daß Judas selbst Apokryphen in seinem Briefe benutzt habe (II, 339); man sehe darüber, was Kaulen l. c. S. 584 und Cornely l. c. p. 657 bieten. Zu den von Eusebius uns überlieferten Worten des Papias nehme man noch hinzu, wie Eusebius selbe auffaßte, und dann kann wohl das „schwerlich" (II, 309) einem entschiedeneren Ausdruck weichen; richtig bemerkt Cornely: Eusebius Papiae libros integros novit neque tamen verba eius de Evangelio nostro intelligenda esse dubitavit (l. c. p. 23); ebendasselbe zu II, 365. 366. Die Erörterung über Jesus proficiebat (II, 455) wird die Theologen nicht allseitig befriedigen; es genüge hier auf Scheeben, Handbuch der kath. Dogmatik, 3. Bd. 1. Abth. S. 167 u. f. 180 zu verweisen.

Doch genug der Bemerkungen. Der dritte Theil enthält u. a. sehr ansprechende Ausführungen über die Merkmale der Kirche; durch zahlreiche Väterstellen wird dargethan, wie die heiligen Väter bereits diese Kennzeichen hervorhoben. Ebenso wird an der Hand der Geschichte und durch die Stimmen vollgiltiger Zeugen aus allen Jahrhunderten die Unfehlbarkeit der Kirche bewiesen; nebenbei fehlt es auch nicht an interessanten Streiflichtern auf die sogen. Reformatoren, die auch ihren Stiftungen den Charakter der alleinseligmachenden Kirche zuschrieben, sich selbst als unfehlbar hinstellten, das Richteramt über die Religion den Landesfürsten übertrugen und gegen abweichende Meinungen in Lehre und That recht unduldsam sich geberdeten (III, 174.

204. 206. 219). Der Ton der polemischen Abschnitte ist überall ein edler und ruhiger. Wie sticht doch diese katholische Polemik in ihrer Würde und Schonung, in ihrer edlen Ruhe und Sicherheit so sehr ab von der Gepflogenheit vieler protestantischen Schriftsteller, die kaum einen Satz über Katholisches schreiben können, ohne eine Schmähung und Verunglimpfung einfließen zu lassen!

Dem dritten Theile ist ein ausführliches Sach- und Namenregister beigegeben, welches die Benutzung des Werkes sehr erleichtert. Druck und Ausstattung ist recht gut; Druckfehler sind mir nur wenige aufgefallen (z. B. I, 297 Hohel. statt Kohel. II, 78 Lieblum, wohl Lieblein? II, 410 Luc. 2, 24 statt 3, 24; Formen wie „fetischistischen" [II, 259] machen doch an die Sprachwerkzeuge ungebührliche Anforderungen).

Joseph Knabenbauer S. J.

Practica Inquisitionis Heretice Pravitatis, auctore **Bernardo Guidonis O. P.** Document publié pour la première fois par le Chanoine **C. Douais.** XII et 370 p. 4°. Parisiis, Alph. Picard, 1886.

Man redet viel und oft von der Inquisition oder dem ehemaligen katholischen Glaubensgericht, das seit dem 13. Jahrhundert als besonderes kirchliches Tribunal bestimmt in der Geschichte auftritt. Gewöhnlich indessen hat man kaum eine Idee davon, wie es in diesen Gerichten denn eigentlich zuging. Man kennt weder ihre Competenz noch ihren Proceßgang noch endlich die Gesetze, welche in ihnen zur Anwendung kamen. Doch ist das leicht begreiflich, weil im ganzen nur recht wenig von der einschlägigen Literatur gedruckt ist. Deshalb muß man dem Herausgeber des obigen Werkes, dem hochw. Herrn Canonicus Douais, Professor an der theologischen Facultät zu Toulouse, Dank wissen, daß er ein in diesem Fache klassisches Werk in guter Ausstattung und mit großer diplomatischer Genauigkeit zur öffentlichen Kenntniß gebracht hat. Es ist ein praktischer Führer für den Glaubensrichter, wie deren im 13. und 14. Jahrhundert viele entstanden. Sein voller Titel lautet: „Practica tradita per fratrem B. Guidonis de Ordine Praedicatorum contra infectos labe heretice pravitatis."

Das Werk hat, wie die meisten praktischen Führer für das Glaubenstribunal, einen der älteren Inquisitoren zum Verfasser. Diese stellten nämlich alles, was ihnen eine längere Praxis an die Hand gegeben, systematisch zusammen und übergaben ihre Arbeiten ihren jüngeren Amtsbrüdern, meistens Predigermönchen, zur einstweiligen Befolgung, zur gelegentlichen Erweiterung und Verbesserung. Da selbst die Päpste für die Weiterverbreitung solcher Schriften thätig waren, so bildete sich schon recht früh eine ziemlich einheitliche Gerichtspraxis bei allen Glaubenstribunalen aus. Vgl. El. Berger, Registre d'Innocent IV., t. 2, p. 9; Baluze Misc. t. 7, p. 416. Päpstliche Constitutionen vor allem bildeten die Grundlage dieser Praxis; dazu kamen dann noch verschiedene Concilienbeschlüsse, kaiserliche Gesetze u. s. w.

So ist auch der Verfasser unserer Practica ein ehemaliger Inquisitor. Es ist der als historischer Schriftsteller mit Recht gerühmte Bernhard Gui.

Vgl. Léopold Delisle, Notice sur les manuscripts de Bernard Gui. Nachdem er bereits verschiedene ansehnliche Aemter in seinem Orden bekleidet hatte, wurde er 1306 Inquisitor zu Toulouse, einem Hauptmittelpunkte der damals grassirenden Häresien. Er blieb es bis 1323. Was er in diesem langen Zeitraume als Inquisitor theoretisch und praktisch gelernt hatte, stellte er, nachdem er 1324 Bischof von Lodève geworden, in diesem Werke zusammen.

Das Werk zerfällt in fünf Theile. Im ersten Theil finden sich 38 Nummern, theils Vorladungen, theils Haftbefehle. Der zweite Theil schließt 56 verschiedene Gnadenerlasse in sich. Der dritte Theil bringt 47 Formulare für feierliche oder für nicht feierliche Urtheilsverkündigungen (cum sermone aut sine sermone) bei. Durch diese Urtheilssprüche werden die verschiedensten Strafen verhängt, namentlich das Tragen von farbigen Stoffkreuzen auf den Kleidern (eine beliebte Strafe), Wallfahrten, Kirchenbesuche, Gefängnißstrafen, Güterconfiscationen, Depositionen, Degradationen, endlich Ueberantwortung an den weltlichen Arm. Dort finden sich auch Urtheilssprüche gegen bereits verstorbene Häretiker, beziehungsweise gegen deren Erben. Indessen sind der vierte und fünfte Theil unbedingt die wichtigsten Partien des Werkes. In jenem wird uns die ganze gesetzliche Grundlage des damaligen Inquisitionsverfahrens vorgeführt. Wir finden die canonischen Bestimmungen mitgetheilt über das Amt eines Inquisitors, über seine Machtbefugniß und über die bei den Glaubenstribunalen zur Anwendung kommenden Strafen; über das Proceßverfahren, wo auch der verschiedenen Bestimmungen gedacht wird, welche die Päpste, namentlich Bonifacius VIII., zum Schutze der Angeklagten trafen. Letzteres war um so nothwendiger, als der Glaubensrichter an den gewöhnlichen Proceßgang nicht gebunden war. Dieser Theil schließt passend ab mit einer Aufzählung jener Tugenden, welche ein Inquisitor besitzen muß. Hauptsächlich soll er 1) Glaubenseifer haben, aber Ungestüm und Zorn muß ihm fremd sein, denn diese würden ihn ins Verderben stürzen; 2) muß der Glaubensrichter fest sein, so daß er nicht einmal den Tod für den Glauben fürchtet, aber ebenso sehr hat er sich vor tollkühner Vermessenheit zu hüten; 3) muß er sorgfältig sein; er darf nicht leichthin etwas bloß Wahrscheinliches für wahr halten, noch sofort alles Unwahrscheinliche als falsch abweisen (S. 232). Schon vorher hatte unser Autor aus Guy Foucaud (später Papst Clemens IV.) folgende Stelle warnend angeführt: „Beim Glaubenstribunal erachte ich zwei Zeugen kaum für zwei Zeugen, weil dem Angeklagten die Vertheidigung verkümmert wird (truncatur), wenn schon wegen zwingender Gründe."

Der fünfte Theil endlich ist nicht ohne historischen Werth. Außer daß er die von den damaligen Manichäern, Waldensern, von den Armen von Lyon, von den falschen Aposteln und Beguinen u. s. w. verbreiteten falschen Lehren bespricht, schildert er auch diese Häretiker in ihrem ganzen Thun und Treiben: ihre Methode in Verbreitung des Irrthums, ihre Gottesdienstordnung, ihre Gebräuche u. s. w. Es ist ein buntes Bild.

Der Herausgeber hat seine Ausgabe nach zwei auf der Stadtbibliothek von Toulouse aufbewahrten Handschriften besorgt. Die beiden anderen be-

kannten Handschriften desselben Werkes, im britischen Museum und auf der französischen Nationalbibliothek zu Paris, sind von untergeordneter Güte.

Auf Anmerkungen hat der Herausgeber verzichtet: einmal damit nicht zwei Bände nöthig würden, sodann um alle gehässige Polemik zu vermeiden.

B. Fruns S. J.

Principienfragen der christlichen Archäologie mit besonderer Berücksichtigung der „Forschungen" von Schultze, Hasenclever und Achelis erörtert von **Joseph Wilpert.** Mit zwei Tafeln in Lichtdruck. VIII und 104 S. 4°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 3.

Der unerwartete Gewinn, welchen die Katakombenforschung der Kirche gebracht hat, indem sie glänzende Belege für die Wahrheit und das Alter der katholischen Lehren lieferte, war zu wichtig, um nicht die Gegner zu beunruhigen. Mit welcher Oberflächlichkeit und Erfolglosigkeit Schultze gegen die berufensten Vertreter der altchristlichen Archäologie aufgetreten ist, wurde in dieser Zeitschrift wiederholt und eingehend (Bd. XXVI. S. 1 ff., XXXV. S. 109 ff.) dargelegt. Auch Roller, der in Frankreich an die Spitze der Gegner trat, und dessen Buch durch die phototypischen Tafeln und die glänzende Ausstattung sich Beachtung erzwang, ist Bd. XXVIII S. 74 ff. besprochen worden.

In jüngster Zeit sind zwei neue Streitschriften erschienen, welche noch weit tiefer als die Leistungen von Schultze und Roller stehen. Hasenclever hat 1886 zu Braunschweig ein Buch unter dem Titel: „Der altchristliche Gräberschmuck" veröffentlicht, dem 1888 die von Achelis bei Elwert in Marburg herausgegebene Schrift: „Das Symbol des Fisches und die Fischdenkmäler der römischen Katakomben" gefolgt ist. Den beiden letzten Werken gegenüber wäre, selbst im Interesse der Verfasser, wohl Schweigen das beste gewesen, so daß das Gewoge der Zeit sie möglichst rasch der Vergessenheit überantwortet hätte. Allein Schultze hat es für angezeigt gehalten, das letztgenannte in großthuerischen Wendungen dem protestantischen Publikum anzupreisen. Ja, mit Rücksicht auf seine eigenen Arbeiten und die seiner beiden Nachfolger hat er sich in Luthardts Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben zu dem Satze verstiegen: „Erfreulich ist die Wahrnehmung, daß die deutsche protestantische Wissenschaft gegenwärtig an der monumentalen Forschung in hohem Grade betheiligt ist, und, was die Methode und Reife des Urtheils anlangt, im allgemeinen die römisch-katholischen Archäologen weit überholt hat." Eine solche Selbstberäucherung mußte zur Entgegnung reizen. Die Vertreter der „deutschen protestantischen Wissenschaft" haben also Herrn Professor Schultze dafür verantwortlich zu machen, wenn Wilpert in seinem oben genannten Buche die Arbeiten von Schultze, Hasenclever und Achelis einer ebenso scharfen, wie vernichtenden Kritik unterzogen hat. Wilpert weist nach, daß der junge Dr. Hans Achelis erstens die Literatur nur sehr ungenügend kennt, zweitens die ihm bekannte Literatur nur schülerhaft und unvollständig verwerthet hat, drittens die von ihm besprochenen Monumente eingehend zu studieren nie im Stande war. „Wir hatten", so schließt Wilpert nach genauer Nachprüfung, „keine Gelegenheit ‚Reife des Ur-

theils' bei Achelis zu constatiren, und ‚die gründlichen Untersuchungen', von denen Schultze redet, haben sich hier (bei Achelis) als Proben einer unmündigen Schülerweisheit erwiesen, die jedes wissenschaftlichen Werthes bar sind". „Achelis hat sich als einen bedenklichen Schriftsteller gezeigt. Und einen solchen konnte Schultze gegenüber den römisch-katholischen Archäologen als Muster eines Forschers aufstellen." Wilpert nennt Achelis einen „bedenklichen" Schriftsteller, weil derselbe falsche Angaben macht, im Vorbringen unrichtiger Citate Schultze fast übertrifft, de Rossi's Werke, die er bekämpft, nicht gelesen oder nicht verstanden hat, Phantasien und Hypothesen an die Stelle ernster Forschungen setzt. Nicht weniger scharf lautet der Spruch über Hasenclever: „Wir sind, um gelinde zu reden, zu dem Urtheile berechtigt, daß sein Werk über den ‚altchristlichen Gräberschmuck' das Product einer schrankenlosen Phantasie ist, die mit einer staunenerregenden Unkenntniß der behandelten Monumente Hand in Hand geht. Wenn daher Hasenclever in der Vorrede feierlich versichert, daß er ‚angesichts der Monumente das Material zu dieser Arbeit sammeln konnte', so ist das so zu verstehen, daß er hierzu in Rom die Gelegenheit gehabt hat, diese aber unbenutzt vorübergehen ließ." Noch viel schärfer lautet das Verdikt am Ende des Buches: „Bei allen individuellen Verschiedenheiten stimmen sie (Schultze, Hasenclever und Achelis) in zwei Punkten miteinander überein: es fehlt ihnen fürs erste der wissenschaftliche Ernst... Alle drei Forscher richten ihre Waffen entweder direkt oder indirekt gegen de Rossi, das ist der zweite Punkt ihrer Harmonie." Sie stellen sich als Vertreter der deutschen protestantischen Wissenschaft dar, als Leute, welche gegen römische Vorurtheile die Wahrheit aufdecken wollen. Darum polemisiren sie in selbstgenügsamer Dreistigkeit gegen die sogen. „römische Schule", welche sie ohne Unterschied auf alle katholischen Archäologen ausdehnen und besonders da angreifen, wo irgend ein obscurer Archäologe einmal eine abenteuerliche Erklärung vorgebracht hat. Ihn widerlegen sie und triumphiren dann über die „römische Schule" und ihren Führer de Rossi.

Wilpert hat zweifelsohne eine scharfe Tonart angeschlagen. Er hat aber, was immer von neuem zu betonen ist, einen solchen Kampf und diese Art der Katakombenforschung nicht begonnen, sondern ist durch die Gegner, welche er zurechtweist, dazu gewissermaßen gezwungen worden. Ob dieselben antworten werden, um sich den vernichtenden Schlägen zu entziehen? Wenn sie nicht einmal im Stande sein sollten, den Versuch zu wagen, mit wissenschaftlichen Beweismitteln die schweren Anschuldigungen zu entkräften, dann würden sie selbst durch dieses ihr Stillschweigen den besten Beweis dafür ablegen, daß sie besser aus demselben nie herausgetreten wären. Antworten sie aber, thun dies jedoch nicht gründlicher, als sie bis dahin geschrieben haben, so sind wir gespannt, was ihre Parteigenossen dazu sagen werden. Sollten dieselben trotzdem fortfahren, ihr Lob zu verkünden, so behält Wilpert Recht, der am Ende seines Buches bitter klagt, „daß in Deutschland in den durch unsere Drei repräsentirten Kreisen eine Winkelwissenschaft sich bilden konnte, die nur durch ein vorurtheilsfreies, gründliches Studium der Werke de Rossi's sowie der Monumente selbst beseitigt werden kann." Steph. Beissel S. J.

I. **Methodus practica discendi ac docendi linguam hebraicam.** Accedit anthologia cum vocabulario. A **D. Schilling.** 182 p. 8°. Lugduni et Parisiis, Delhomme et Briguet, 1889. Preis: *Fr.* 4.

II. **Anthologia hebraica** ex iis constans pericopis biblicis, quae Messiam in carne venturum praenuntiant, cum vocabulario hebraeo-latino. A **D. Schilling.** 92 p. 8°. Ibidem. Preis: *Fr.* 2.50.

Die vorliegende Schulgrammatik will, wie der Titel besagt, eine praktische Anleitung geben. Außer den gewöhnlichen Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, wie z. B. Ausscheidung des für den Schulunterricht Entbehrlichen, knappe und klare Fassung der Regeln und Uebersichtlichkeit in der Anordnung, kommen hier noch verschiedene andere zur Anwendung. Dahin gehört die Uebersetzung aller angezogenen Wörter und Wendungen, welche dadurch aufhören, ganz und gar unbekannte Größen zu bleiben. Zumal bei einer Wiederholung der Grammatik wird man ja verlangen dürfen, daß der Schüler die Wortformen und Satztheile zugleich mit ihrer Bedeutung als sinnbelebtes Sprachgut seinem Gedächtnisse einpräge. Ganz entsprechend treten denn auch sehr bald statt der Bruchstücke zusammenhängende Leseproben ein, z. B. gleich Seite 11 das hebräische Vaterunser. Der Schüler wird solche immer viel lieber lesen und lernen und selbst vor dem allseitigen Verständnisse, dem jedoch gleich anfangs die nebenstehende Uebersetzung vorarbeitet, als Theil der lebendigen Sprache in sich aufnehmen. Ohne Zweifel wäre es nur zu billigen, wenn alle unsere Schulgrammatiken die nun einmal unvermeidliche Zerstückelung des Sprachorganismus dadurch nach Kräften unschädlich zu machen suchten, daß sie möglichst rasch wieder in die zusammenhängende Lectüre einführten. Von den gewöhnlichen Grammatiken sind meist nur die der neueren Sprachen, und auch diese nicht immer, darauf bedacht, Leben in die todtgebornen Regeln zu bringen. In der vorliegenden ist wirklich ein ernster Schritt dazu gethan; daher denn auch die Lesestücke am Schluß gewissermaßen ein System bilden. Dies gilt aber insbesondere von der Anthologia hebraica, einer übersichtlichen Zusammenordnung aller messianischen Stellen des Alten Testamentes. Welcher Schüler wird nicht mit Interesse ein Buch lesen, das ihn zugleich in die Sprache und in das Verständniß derjenigen Stellen einführt, welche er vor allem im Urtext kennen zu lernen berufen ist? Indem er naturgemäß vom Pentateuch durch die anderen historischen Bücher zu den großen und den kleinen Propheten fortschreitet, entrollt sich ihm zu derselben Zeit immer klarer und prächtiger das Bild des verheißenen Erlösers. Wir empfehlen also beide Schulbücher der Aufmerksamkeit der Lehrer und Studierenden.

Obwohl schon die anderweitigen Arbeiten des verdienten Verfassers auf grammatischem wie exegetischem Gebiete die Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit der besprochenen Werke genugsam bekunden, so sei doch hier auch an eine schwächere Seite der Grammatik kurz erinnert. Wir vermissen nämlich die Berücksichtigung der neuern historisch-comparativen Spracherklärung, welche z. B. der größern Grammatik von

Olshausen und dem überaus werthvollen „Grundriß der hebräischen Grammatik" von Dr. Bickell (Leipzig, Brockhaus, 1869) zu Grunde liegt. Es würden unter Benutzung solcher Hilfsmittel die Vocalverhältnisse sich viel rationeller ordnen lassen und manche kleinere Unrichtigkeit der Auffassung von selbst wegfallen. Das erheblichste dazu in Beziehung stehende Versehen wollen wir namhaft machen. S. 9 wird die hebr. (weibl.) Form für misisti durch chalachatt (vielmehr sch—) umschrieben, also der kaum lautbare Hilfsvocal vor dem letzten Consonanten als voller Vocal und das Dagesch des t als forte aufgefaßt; beides ist aber durchaus sprachwidrig. Doch ist dieser Fehler, wie gesagt, der größte, der uns aufgefallen ist; anderes entspricht den kleineren Unrichtigkeiten, welche sich in den noch nicht von sprachvergleichenden Grundsätzen beherrschten Grammatiken der classischen und der neueren Sprachen finden.

G. Gietmann S. J.

Schematismus der Römisch-Katholischen Kirche des Deutschen Reiches.

416 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888. Preis: *M.* 6.

Fast die meisten Länder der Erde haben Generalschematismen ihrer Diöcesen; so die Vereinigten Staaten Nordamerika's: Sadliers Catholic Directory (57. Jahrg.) und seit 1886 Hoffmanns Catholic Directory; — Canada: Le Canada ecclésiastique (3. Jahrg.); Indien: The Madras Catholic Directory (39. Jahrg.); Australien und Oceanien: Australasian Catholic Directory (4. Jahrg.). In Europa finden sich deren in Italien: Statistica ecclesiastica d'Italia (1885); in Spanien: Guia ecclesiastica de España (1854, 1868, 1888); in Frankreich: La France ecclésiastique (39. Jahrgang); in Irland: Irish Catholic Directory (54. Jahrg.); in England: The Catholic Directory (52. Jahrg.); in Schottland: The Catholic Directory (4. Jahrg.); in Oesterreich: Jordan, Schematismus der katholischen Kirche (1882); in Ungarn: von demselben Verfasser, Schematismus der katholischen Kirche (1887); in Oesterreich-Ungarn: Fromme's Kalender für den katholischen Clerus (2. Jahrg.). Aehnliche Werke finden sich für Belgien und Holland.

Einen gewissen Anfang zu einem Generalschematismus der Diöcesen Deutschlands kann man erblicken in dem 1597 zu Köln bei Wilhelm Lutzenkirch erschienenen „Catalogus omnium totius prope orbis archiepiscoporum episcoporumque ab illo tempore, quo christiana religia originem sumpsit, ad haec nostra usque saecula, qui contra Misoliturgos Missae sacrificium asseruerunt". Dieser Catalogus beschäftigt sich nämlich besonders mit den Kirchenprovinzen des Deutschen Reiches. Doch erschien das erste eigentliche „Hand- und Adreßbuch über alle Verhältnisse der katholischen Kirche, Geistlichkeit und kirchlichen Institute in den Ländern deutscher Zunge" (nach amtlichen Quellen und officiellen Mittheilungen herausgegeben von Dr. J. A. M. Brühl) erst im Jahre 1850, und 16 Jahre später Status dioecesium Catholicarum in Austria Germanica, Borussia, Bavaria, reliquis Germaniae terris sitarum descriptus a J. Friderico Schulte etc. Gissae 1866. — Leider erfreuten sich diese Unternehmen keiner Lebenskraft, so daß dieselben nicht wieder aufgelegt wurden. Die fühlbare Lücke füllte seit 1878 das „Taschenbuch für den katholischen Clerus" einigermaßen aus, doch beanspruchte dasselbe nie, die Stelle eines

Generalschematismus zu vertreten. Die politischen Verhältnisse Deutschlands wären einem solchen Unternehmen nicht ungünstig gewesen, wäre nur der traurige Culturkampf der Bildung des jetzigen Deutschen Reiches nicht sofort gefolgt; in einer Zeit, in welcher die einzelnen Diöcesen keine Schematismen mehr lieferten, konnte an die Zusammenstellung eines Generalschematismus der Diöcesen des Deutschen Reiches nicht gedacht werden. Der geeignete Zeitpunkt hierzu kam erst, als wieder ruhigere und geordnetere Zustände eintraten. So erschien im vorigen Jahre in der thätigen Herder'schen Verlagshandlung (Freiburg im Breisgau) der „Schematismus der Römisch-Katholischen Kirche des Deutschen Reiches", ein Verzeichniß der Erzbisthümer und Bisthümer, des Episcopates, der Domkapitel, der kirchlichen Lehranstalten, Dekanate, Pfarreien, Exposituren, Curatien 2c., sowie der Klöster, klösterlichen Institute und Niederlassungen. Bei jeder einzelnen Pfarrei ist der Postbestellbezirk, der Regierungsbezirk und das Dekanat, in welchem sie liegt, vermerkt. Wohl nur wenige sehen es dem vorliegenden Schematismus an, welche Arbeit er erforderte, und der anonyme Herausgeber hat nicht Unrecht gehabt, vorläufig alles, was beständigem Wechsel unterworfen ist, fortzulassen. Was geliefert wurde, ist mit verhältnißmäßig sehr wenig Irrthümern behaftet und bietet somit ein im ganzen durchaus zuverlässiges Hand- und Adreßbuch der katholischen Kirche, ihrer Geistlichkeit und kirchlichen Institute des Deutschen Reiches. Hoffentlich wird dem ersten Jahrgang bald ein zweiter, durch Unterstützung der Generalvikariate der einzelnen Diöcesen vermehrter die Oeffentlichkeit betreten.

O. Werner S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Sklaverei von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Adolf Ebeling. Drittes Tausend. IV u. 107 S. kl. 8°. Paderborn, F. Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.

Die kurze geschichtliche Skizze, welche der Verfasser von der Sklaverei der Vergangenheit entwirft, ist als einleitendes Kapitel des Büchleins anzusehen. Bei der von so hoher Stelle ausgegebenen und mit solcher Begeisterung durch ganz Deutschland, ja fast darf man sagen durch ganz Europa hin aufgegriffenen Losung zur Befreiung der Sklaven wird das Schriftchen gewiß dazu beitragen, dieses so menschenwürdige Streben noch mehr anzufachen und zu unterhalten. Bei dem einleitenden Kapitel hätten wir freilich gewünscht, daß auch der Thätigkeit der Kirche und der Päpste auf jenem Gebiete wäre gedacht worden; dieselbe ist keineswegs zu unterschätzen. Der eigentliche Zweck des Verfassers war, die noch bestehenden Greuel der Sklaverei zu schildern. Zu diesem Zwecke hält er Auslese aus den zuverlässigen Reiseberichten der

letzten Jahrzehnte und kann aus eigener Erfahrung ein gutes Stück dieser Berichte durch „Selbsterlebtes" bestätigen. Wenn danach auch das Loos der sogenannten Hausſklaven meist von dem unserer Dienstboten sich nicht viel unterscheidet und häufig besser ist, als das mancher Arbeiterfamilien im gesitteten Europa, so gibt doch die leider nicht bloß mögliche Laune und Härte mancher Herren selbst in dieser Lage den Sklaven nicht durchweg Sicherheit gegen die grausamste Willkür, am wenigsten denen, die in großer Zahl zu gemeinsamer Arbeit verwendet werden. Aber erst das Einfangen und Fortschleppen der Sklaven, wie es auch jetzt noch in großem Maßstabe an der Tagesordnung ist, spricht nach den mitgetheilten Berichten jedem menschlichen Gefühle in der schnödesten Weise Hohn. Das Büchlein bringt freilich Dinge zur Sprache, deren Lesung sich nicht für alle schickt, es unterstellt daher jedenfalls gereifte Leser; in diesen wird es gerechten Unwillen gegen den an der Menschheit noch beſtändig verübten Frevel und hoffentlich auch thatkräftiges Mitleid erwecken, um diesen ärmsten der Menschen zur Freiheit von leiblicher Knechtschaft zu verhelfen, aber auch zur Freiheit der Kinder Gottes durch den Glauben und Anschluß an Christus.

Die Naturlehre in der Volksschule. Ein Beitrag zu ihrer rechten Würdigung und Begrenzung. Von C. Ommerborn. 28 S. 8°. Düſſeldorf, Schwann, 1889. Preis: 30 *Pf.*

„Der neueste Aufschwung der Naturwissenschaften hat ein so allgemeines Interesse an diesem Lehrgegenstande wachgerufen, daß ihm der gebührende Rang unter den Lehrfächern der Volksschule nicht vorenthalten wurde." Von dieser Thatsache ausgehend, bespricht der Verfasser kurz die Bedeutung des naturkundlichen Unterrichtes für Geistesbildung und „sittlich-religiöse Charakterbildung, das oberste Ziel aller Erziehung", sowie für „das praktische Leben", um sich sodann eingehender mit der Frage zu beſchäftigen, wie der Unterricht in der Naturlehre (Physik und Chemie) einzurichten sei, auf daß er jener doppelten Anforderung gerecht werde. In seinen Erörterungen bewegt er sich auf dem Boden einer echt christlichen und verständigen Pädagogik. Seine praktischen Rathschläge zeugen von ebenso viel Sachkenntniß als Erfahrung und Umsicht. Sie verdienen in allen Kreisen, welche sich für diese Frage interessiren, volle Beachtung. — Nur in einem Punkte sind wir mit dem verehrten Verfasser nicht einverstanden, wenn er nämlich (S. 10 und 11) die Ansicht ausspricht, zur Aneignung einer richtigen Lehrmethode und zur Vermeidung eines Rückfalls in alte Irrthümer sei „das eindringliche Studium der geschichtlichen Entwicklung der Naturlehre sehr empfehlenswerth". Er selbst erweist sich als durchaus befähigt „zur rechten Würdigung und Ertheilung der Naturlehre", und doch ließe sich an seiner kurzen historischen Darstellung (S. 6—8) Verschiedenes aussetzen. Mehr Gewicht wäre unseres Erachtens darauf zu legen, daß der angehende Lehrer im Seminar nicht über all sein positives Wissen das richtige Verständniß verliert für die Bedeutung seiner Lehrthätigkeit im allgemeinen und jedes einzelnen Lehrgegenstandes im besondern, eine Gefahr, welcher der Verfasser zwar glücklich entgangen, welche aber in Wirklichkeit nicht gering ist.

Einleitung in die Chronologie oder Zeitrechnung verschiedener Völker und Zeiten, nebst christlichem und jüdischem Festkalender. Von Dr. B. M. Lerſch. 184 S. 8°. Aachen, Barth, 1889. Preis: *M.* 4.

Die geschichtliche Darstellung bezweckt freilich, die innere Verbindung der verschiedenen Thatsachen der Vergangenheit klarzulegen; doch kann diese Aufgabe nicht befriedigend gelöst werden ohne genaue Kenntniß der zeitlichen Folge der Ereignisse.

Darum waren Geschichtswissenschaft und Chronologie immer auf das innigste miteinander verbunden. Zur letztern soll nun die vorliegende Schrift eine Einleitung bilden; sie will uns mit dem Technischen der Chronologie, d. h. mit der Zeitrechnung oder dem Kalenderwesen der verschiedenen Völker und Zeiten bekannt machen. — Folgende Anforderungen dürfte man an ein derartiges Werk mit Recht stellen: reichhaltiges Material, geordnete Vertheilung, knappe, aber doch lichtvolle Darstellung. Was nun den ersten Punkt betrifft, so bemerkt der Leser schon auf den ersten Seiten, daß der Herr Verfasser bis ins Einzelne hinein mit seinem Gegenstande vertraut ist, und in der Folge sieht man sich in den hieran geknüpften Erwartungen nicht getäuscht. Die neueren Errungenschaften auf diesem Gebiete findet man gehörig verwerthet, die dunklen, sogenannten kritischen Punkte sind erläutert und zum Theil, wenn auch nicht spruchreif gemacht, so doch weiter gefördert. Bekannte Methoden für chronologische Rechnungen sind nicht bloß erwähnt, sondern auch nicht selten durch bessere ersetzt. Da die Schrift nur an 200 Seiten zählt, so muß man sich wundern, wie der Verfasser die Masse von Material hat unterbringen können. Man wird sich leicht in dem Büchlein zurecht finden; außer Inhaltsangabe nach Paragraphen ist auch ein alphabetisches Register beigefügt. Die Darstellungsweise mußte bei beschränktem Raume und großer Reichhaltigkeit kurz gefaßt ausfallen. Leider scheint sie bei der Erklärung und Gebrauchsanweisung mehrerer recht praktischer Tabellen doch wohl zu knapp gehalten. — Eine etwas ungenaue Bemerkung über Hansen und Oppolzer erlauben wir uns richtig zu stellen. Die Tafeln von Hansen sind und werden wohl noch lange die besten sein zur Berechnung der Mondörter; Oppolzer jedoch hat die dankenswerthe Mühe übernommen, auf Grund der Hansen'schen Tafeln Syzygientafeln zu construiren, wodurch die Berechnung von Neu- und Vollmond bedeutend erleichtert worden ist. Nach dem Gesagten können wir die Lersch'sche Arbeit nur empfehlen.

Hutten und Sickingen. Von J. N. Melitor. 64 S. 12°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1889. Preis: 50 *Pf.*

Die Herausgabe dieser beiden Lebensbilder wurde veranlaßt durch die auf Pfingsten angesagte Aufführung des Schauspieles „Hutten und Sickingen". Auf der Ebernburg bei Kreuznach wolle man, so war versprochen, diese beiden Heroen der Reformation dem deutschen Volk in wahrer Gestalt vorführen. Bungert hat aber in seinem Festspiele eine Dichtung auf die Bühne gebracht, welche zur geschichtlichen Wahrheit einen so schneidenden Gegensatz bildet, daß eine Richtigstellung unbedingt erforderlich war. Die vorliegende Broschüre enthält in der That eine gründliche, nach den besten Quellen bearbeitete Schilderung des Charakters und Treibens jener beiden Männer. Sie stellt die Thatsachen ruhig dar und beweist, daß jeder ehrliche Deutsche sich von den frevelhaften Absichten und Thaten der Helden jenes Festspieles mit Abscheu abwenden muß, weil beide unser Vaterland verwüstet und verdorben haben und als gerechte Strafe einen frühzeitigen Tod fanden. Möchte die Broschüre weite Verbreitung finden. Ihr kurz und bündig vorgetragener Inhalt prägt sich dem Gedächtniß leicht ein, und sie ermöglicht es einem jeden, sich und andere über den Werth von Leuten aufzuklären, die eine Partei jetzt als Vorbilder und Leuchten deutscher Ehrenhaftigkeit und Tugend auszugeben die Stirne hat.

Dom Jean Mabillon. Von F. X. Karker, Domkapitular. 75 S. 8°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1889. Preis: 75 *Pf.*

In anziehender Weise ist hier dargestellt, wie Mabillon ein frommer, ja ein heiligmäßiger Ordensmann war, zugleich aber eine Größe ersten Ranges im Reiche

der Wissenschaft. Ein tieferes Eingehen auf seine wissenschaftlichen Arbeiten und eine Darlegung ihrer Verdienste ist vermieden worden, weil ein weiterer Leserkreis in Aussicht genommen wurde. Mit dem Verfasser werden auch seine Leser „vor diesem Mönchsbilde auf Goldgrund gern mit tiefer Verehrung und hoher Bewunderung" weilen. Leider wird der Genuß durch zahlreiche, besonders in den lateinischen Titeln und Citaten vorkommende Druckfehler und die schon auf dem Titel stehende Schreibweise „Mabillion" statt „Mabillon" etwas gestört. Möchten alle Schriftsteller sich an dem großen Benediktiner zu einer würdigen Auffassung ihrer Aufgabe begeistern; denn ihm war die Wissenschaft nicht Selbstzweck, nicht Mittel zum Ruhm, sondern ein Weg zu Gott.

Die Stadtbibliothek zu Schlettstadt. Festschrift zur Einweihung des neuen Bibliothekgebäudes am 6. Juni 1889. Von Jos. Gény, Priester des Bisthums Straßburg, Stadtbibliothekar, und Dr. G. C. Knod, Oberlehrer am Gymnasium. Erster Theil VII u. 75, zweiter Theil XI u. 109 S. 8°. Straßburg, Du Mont-Schauberg, 1889.

Die beiden Verfasser haben sich in die Arbeit getheilt. Der erstgenannte bietet im ersten Theil die Geschichte der Büchersammlungen, aus denen sich die seit dem 6. Juni 1889 im zweckmäßig ausgebauten obern Theil der alten Fruchthalle aufgestellte Stadtbibliothek entwickelt hat. Er berichtet über die literarischen Vorräthe der ehemaligen Klöster zu Schlettstadt, über diejenigen der Pfarrkirche, der Stadt und einzelner hervorragenden Gelehrten. So erhält man ein klares Bild der Geschichte der lokalen wissenschaftlichen Bestrebungen, das in einem 1296 aufgezeichneten Bücherverzeichniß der Propstei der hl. Fides seinen werthvollen Anfang, in der Vollendung der neuen Stadtbibliothek einen glücklichen Ausgang hat. Der zweite Theil greift die wichtigste Episode aus der Geschichte des Schlettstadter Bücherwesens heraus. Er schildert die Lehrjahre des trefflichen Humanisten Beatus Rhenanus (1485—1507) und gibt ein chronologisches Verzeichniß der Bücher, welche 1500—1507 zur Bibliothek desselben kamen. Wie diese Bibliothek bis zum Tode des genannten Humanisten († 1547) auswuchs und der Stadt vermacht wurde, deren kostbarsten Schatz sie bildet, wird ein hoffentlich bald erscheinendes Buch des gelehrten Herrn Knod schildern, der mit Recht bemerkt, daß sie nicht nur eine Fundgrube ist von bibliographischen Seltenheiten ersten Ranges, sondern zugleich eine denkwürdige Urkunde für die Bildungsgeschichte ihres Besitzers, das getreue Abbild seines geistigen Wachsens. Wir besitzen in ihr einen neuen und schätzenswerthen Maßstab zur unparteiischen Beurtheilung eines hervorragenden Vertreters des deutschen Humanismus. Die Festschrift erregt schon durch ihre würdige Ausstattung hohe Erwartungen, erfüllt dieselben aber auch vollkommen. Sie wird bleibenden Werth behalten und jeden, der das deutsche Unterrichtswesen und die literarischen Bestrebungen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gründlich kennen lernen will, durch ihre vielseitigen, wichtigen und brauchbaren Nachrichten zu Dank verpflichten.

Ein Epheukranz oder Erklärung der zehn Gebote Gottes nach den Originalausgaben vom Jahre 1483 und 1516. Von P. Vincenz Hasak, Consistorialrath, Ehrendechant und bischöflicher Notar in Weißkirchlitz bei Teplitz. VIII u. 123 S. 8°. Augsburg, Huttler (M. Seitz), 1889. Preis: *M.* 2.

Der Herausgeber dieser „Erklärung der zehn Gebote Gottes" beabsichtigt, „etwas mehr Licht in die so wenig richtig gekannte Zeit vor Luther zu bringen", und die

Falschheit der Anschuldigung darzulegen, das Christenthum sei zur Zeit der Kirchenspaltung „in leere Aeußerlichkeiten untergegangen durch sogenannte gute Werke ohne innere Heiligung". Die Erklärung zeigt in der That, daß man vor Luthers Auftreten das katholische Volk gerade so wie heute einerseits auf die Nothwendigkeit der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, andererseits auf die Unerläßlichkeit unserer Mitwirkung in guten Werken hinwies. Manchem Katecheten und Prediger dürfte diese vor vierhundert Jahren gedruckte Erklärung wegen ihrer klaren und gemeinverständlichen, frommen und kräftigen Sprache recht gute Dienste leisten, wenn er sich nur in das Buch hineinlesen will und die ersten Schwierigkeiten überwindet, welche die alte Sprache bietet. Einige kurze Nachrichten über den Verfasser der Erklärung, Marcus von Lindau, und dessen Arbeit hätten dem Abdruck vorausgeschickt werden sollen; auch ist man gewohnt, bei einem solchen Abdruck Erklärungen, Bemerkungen u. s. w. des Herausgebers in Fußnoten oder verschiedenem Druck, nicht im Text zu finden. Je vorzüglicher bei einem Neudruck alter Texte die technische Behandlung ist, desto mehr erweitert sich der ohnehin nicht allzu große Leserkreis.

Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres, mit besonderer Rücksicht auf religiöse Genossenschaften. Von L. v. Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. I. Band: Vom ersten Adventssonntag bis zum Dreifaltigkeitssonntag. Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Christi. XX u. 846 S. 8°. II. Band: Vom Dreifaltigkeitssonntag bis zum ersten Adventssonntag. X u. 694 S. 8°. Freiburg, Herder, 1888 u. 1889. Preis: *M.* 8.50.

Der Verfasser gibt in den Worten des Titelblattes „mit besonderer Rücksicht auf religiöse Genossenschaften" den Hauptzweck an, welchen er bei Abfassung dieser Betrachtungen ins Auge faßte. Die Eigenthümlichkeiten und die Vorzüge des Werkes liegen, um sie kurz zusammenzufassen, gerade darin, daß der Verfasser diesen seinen Zweck mit großer Folgerichtigkeit bis in die geringsten Einzelheiten der praktischen Brauchbarkeit verfolgte, so jedoch, daß außerdem jeder Christ, der sich im betrachtenden Gebete üben will, Nahrung für seine Frömmigkeit findet. Die einzelnen Betrachtungen sind fast alle von gleicher Länge; am Vorabend kann der ganze Stoff meist in einer Viertelstunde nicht nur vom einzelnen durchgenommen, sondern auch bei gemeinsamer Vorbereitung vorgelesen werden. Die Ausführung ist ein Muster von Einfachheit und Klarheit, gemeinverständlich für jeden, für keinen zu niedrig. Meistens lehnen sich die Betrachtungen an die Evangelien an; doch wird auch von Lesestücken des Alten Testamentes Gebrauch gemacht, besonders von den geschichtlichen Abschnitten. Zuweilen hätten wohl die angeführten Stücke der Heiligen Schrift etwas mehr verarbeitet und der eigentliche Betrachtungsstoff etwa durch Winke für die praktische Anwendung reichhaltiger gestaltet werden können. Vielleicht vertraut der Verfasser ein wenig zu viel auf die ausgiebige Benutzung der in der allgemeinen Einleitung gegebenen Winke für die Ausführung und Erweiterung der Betrachtung von seiten des Betrachtenden selbst — Winke, die übrigens eine sehr werthvolle Anleitung zur fruchtreichen Betrachtung enthalten.

Die Perle der Tugenden. Gedenkblätter für die christliche Jugend von P. Adolph v. Doß S. J. 5. Aufl. 160 S. 12°. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: geb. *M.* 1.20.

Die vorliegende 5. Auflage dieses trefflichen Büchleins (vgl. diese Zeitschrift Bd. XXI. S. 214) ist die erste nach dem Tode des hochw. P. v. Doß. Es ist nur

zu billigen, daß der neue Herausgeber das Büchlein so gelassen, wie es aus der Feder des durch sein Wirken und seine Werke um die Jugend so hochverdienten Verfassers hervorgegangen. In der That hat dieser es verstanden, auf wenigen Blättern die bezaubernde Schönheit und kostbaren Früchte der englischen Tugend dem Geiste und Herzen des Jünglings so vorzuführen, daß er diese „Perle der Tugenden" über alles lieb gewinnen muß und gerne die Mittel ergreift, welche zur Bewahrung oder Wiedererlangung derselben ihm vorgelegt werden. Möchte dieses Büchlein der treue Begleiter eines jeden christlichen — zumal studirenden Jünglings sein, um bei der überhandnehmenden Sittenlosigkeit in den zahllosen Gefahren gegen die Unschuld ihm belehrend, rathend, warnend, ermunternd und helfend zur Seite zu stehen, und so vor namenlosem Elend ihn zu bewahren, dagegen mit himmlischer Freude und trostreicher Hoffnung für das spätere Leben und Wirken ihn zu erfüllen.

Miscellen.

Ueber die literarische Thätigkeit der ältesten Missionäre Japans gibt uns das vor kurzem von Ernest Mason Satow herausgegebene Buch The Jesuit Mission Press in Japan, 1591—1610, höchst interessante Aufschlüsse. Während die wissenschaftlichen Arbeiten der Jesuiten-Missionäre in China schon lange hochgeschätzt wurden und auch heutzutage noch unter den Sinologen als grundlegend gelten, sind die literarischen Arbeiten der Missionäre in Japan nur sehr wenig in Europa bekannt geworden. Es mag dies seinen Grund haben theils in der kleinern Zahl derselben und dem geringern Einflusse, theils auch in der kurzen Dauer einer friedlichen und ruhigen Entwicklung der japanischen Mission. E. M. Satow hat sich daher ein besonderes Verdienst erworben, daß er bei seinen gründlichen Studien über die Sprache und Alterthümer Japans die zerstreuten Notizen sammelte und in dieser Arbeit niederlegte. Bei seinen Untersuchungen über die Einführung der Buchdruckerkunst in Japan fand er, daß das früheste, in Japan mit beweglichen Typen gedruckte Buch aus dem Jahre 1596 stammt, und er glaubte annehmen zu können, daß um jene Zeit die Buchdruckerkunst in Japan von Korea her eingeführt worden war. Doch war ihm damals noch unbekannt, daß in verschiedenen Bibliotheken Europa's wenigstens fünf Werke sich vorfanden, welche vor jenem Datum von Jesuiten-Missionären mit lateinischen Typen in Japan gedruckt waren. In seinem neuen Buche nun wird uns eine ausführliche und eingehende bibliographische Beschreibung geboten, mit längeren Auszügen aus den ersten Drucken und mit dem Facsimile der Titel dieser Werke der Missionäre. Wir wollen hier nur kurz die Titel der Werke namhaft machen und einige Bemerkungen Satows beifügen.

1. Sanctos | nogosagveono | vchinvqigaqi | quan dai ichi | Fiienno conitacaconogvn | Jesus no companhia no collegio | Cazzusa ni voite Superiores no von yuruxi uo cò | muri co reuo fan to nasu mono nari. Goxuxxe irai | MDLXXXXI | 8°. (Compendium of the Acts of the Saints. Volume first. Printed by permission of the Superiors at the College of the Society of Jesus at Katsusa in the county of Takaku, province of Hizen, a. D. 1591, pp. 294, besides list of contents 2 pp., errata 4 pp., and last leaf, on the reverse of which is: tcvzzvqv | va dai ni- | qvan nari. | (Continuation in Volume the Second). Titel des zweiten Bandes: Sanctos | no go sagvio | no vchi nvqigaqi | Fiien no coni tacacono gvn | Jesus no companhia no Colle | gio Cazzusani voite Superiores no von yuru- | xito xite core uo fan to nasu mono nari. | Goxuxxe irai 1591 | (pp. 3—340, besides list of contents 4 pp., errata 5 pp., and glossary of difficult words 72 pp.). — Bodleian Library.

2. Nifon no | cotoba to | Historia uo narai xiran to | fossvro fito no tame- | ni xeva ni yava ragveta- | ru feiqe no monogatari. | Jesvs no companhia no | Collegio Amacusa ni voite Superiores no go men- | qio to xite core wo fan ni qizamu mono nari. | Go xuxxe yori M. D. L. XXXXII. | 8°. (Heike monogatari explained in colloquial for the use of persons desiring to study the language and history of Japan. Printed by permission of the Superiors at the Amacusa College of the Society of Jesus, a. D. 1592.) — British Museum.

3. Fides no dŏxi | to xite P. F. Luis de Grana- | da amaretaru xo no riacu. | Core uo Companhia no | Superiores no go saicacu | vomotte Nippon no cotoba ni vasu. | Jesvs no Companhia no | Collegio Amacusa ni voite Superiores no go men | qio toxite core uo fan ni qizamu mono nari. | Go xuxxe yori M. D. L. XXXXII. | (Epitome of a book composed by Padre Frei Luis de Granada as a guide to faith, translated into the Japanese language by contrivance of the Superiors of the Society. Printed at the Amacusa College of the Society of Jesus by permission of the Superiors, a. D. 1592. 8°. (Universitätsbibliothek in Leiden.)

4. Emmanue- | lis Alvari e So- | cietate Jesv | de institutione grammatica | libri tres. | Conjugationibus accessit interpretatio | Japponica. | In Collegio Amacv- | sensi Societatis Jesv | cvm facvltate Superiorvm. | Anno M.D.XCIIII. (Biblioteca Angelica, Rom.)

5. Dictionarivm | Latino Lvsitanicvm, ac | Japonicvm ex Ambrosii Cale- | pini volumine depromptum: in quo omissis no- | minibus proprijs tam locorum, quàm homi- | num, ac quibusdam alijs minùs vsitatis, omnes vocabulorū | significationes, elegantioresq; dicendi modi apponuntur: | in vsum, & gratiam Japonicae iuuentutis, quae Latino idiomati ope- | ram nauat, nec non Europeorū, qui Japonicū sermonem addiscunt. | In Amacusa in Collegio | Japonico Societatis Jesv | cum facultate Superiorum | Anno M. D. XCV. 4°. (Exemplare finden sich in Oxford, Bodleian Library; Paris, bibliothèque de l'Institut; Leiden, Universitätsbibliothek; und in London, Marsden Library at King's College; das Werk ist wieder neu aufgelegt worden in Rom mit dem Titel: Lexicon latino-iaponicum depromptum ex opere cui titulus Dictionarium Latino-lusitanicum ac Japonicum, typis primum mandatum in Amacusa in Collegio Japonico Societatis Jesu Anno Domini M. D. XCV. nunc denuo emendatum atque auctum a Vicario Apostolico Japoniae, Romae, typis S. C. de Propaganda Fide, Socio Eq. Petro Marietti Admin. MDCCCLXX).

6. Contemptos | mundi jenbu. | core yovoitoi, Jesv Chris- | tono gocoxeqiuo manabi tatematçu- | ru michiuo voxiyuru qiŏ. | Nippon Jesvs no compañia | no Collegio nite Superiores no goguegiuo | motte coreuo fanni firaqu mono nari. | Toqini goxuxxeno nenqi 1596. 8°. (The Contemptus Mundi in one volume. This is a book which teaches the way to despise the world and to imitate the conduct of Jesus Christ. Printed by order of the Superiors at the College of the Society of Jesus in Japan, a. D. 1596. Das Werk iſt eine etwas freie Ueberſetzung der Nachfolge Chriſti.)

7. Ravoyoxv. | in Collegio Japo- | nico Societatis | Jesv. | Cum facultate Superiorum. | Anno M. D. XCVIII. | (A dictionary of Chinese compound words (juku-ji) arranged according to the iroha order of the first component, the Japanese equivalent (kun) of the second component alone being given; 62 sheets of minogami paper, followed by 23 sheets of a dictionary of Japanese words and the corresponding Chinese characters, entitled iroha ji shū (this title is in the Chinese cursive characters), or „Collection of characters in iroha order.“ Next comes a third title (also in Chinese characters): „Hyakkan narabi ni tōmyō no taigai, or, „Official titles with the corresponding Chinese terms“. Then, also a Chinese title, Nihon rokujū yo shū, „The sixty and more Provinces of Japan“. Finally Ko Gyokuhen (yii-pien), „Little Dictionary“, the Chinese characters being mainly arranged under the radicals, which are first divided into categories, as temmon (celestial phaenomena), chiri (terrestrial principles), and so on, 17 sheets. In all 62 + 23 + 17 = 102 sheets. Ein Exemplar iſt im Britiſchen Muſeum, ein anderes in der Univerſitätsbibliothek Leiden, ein drittes im Beſitze des Earl of Crawford.

8. Salvator Mundi. | Confessionarium. | In Collegio Japo- | nico Societatis | Jesv. | Cum facultate Superiorum | anno M. D. XCVIII. | (A small volume printed in a mixture of cursive Chinese characters and hiragana on rather coarse paper of the kind known as hanshi, made from the bark of the Broussonetia papyrifera. There are 30 sheets of text. It is bound, or rather stitched, and covered in Japanese paper. On the inside of the first cover is part of the then commandments in Japanese, printed, as seems to me, with movable kata-kana types, probably wooden. On the other end—paper is a portion of the Salve Regina in Japanese. These two fragments are from some earlier work which I have not been able to identify, and I do not know any complete copy of it. Nach den Auszügen zu urtheilen, iſt es ein einfacher, kurzer Beichtſpiegel; das Exemplar befindet ſich in Rom, Biblioteca Casanatense.)

9. Dochirina Kirishitan (i. e. Doutrina Christam, inside the cover are in Ms. the words: „Doctrina Christiana fata a modo di dialogi fra il discepolo e in lingua Giaponese“ . . This volume is without date or place, but is evidently earlier than N° 11, which is a later and somewhat enlarged edition of it. It is printed in cursive Chinese and hiragana, probably with movable types. Befindet ſich in Rom, Biblioteca Barberini).

10. Gvia do pe | cador | in Collegio Japoni | co Societatis | Jesv. | Cum facultate Ordinarij, & Superiorum. | Anno M. D. XCIX. 2nd vol. Gvia do pecador. | In Collegio Japonico | Societatis Jesv. | Cum facultate Ordinarij, & Superiorum. | Anno 1599. Mit dem japaniſchen Titel des erſten Bandes: Go shusse irai sen go hiaku ku-jū-ku nen (a. D. 1599).

Kiya to Hekatoru Zainin wo zen ni michibiku no gi nari (i. e. Guia do Pecador, i. e. guiding the wicked man into virtue).

Keichō yo nen shōgatsu gejun rōsai nari (i. e. engraved on wood third decade of the first moon of the 4th year of Keichō). Ein Exemplar befindet ſich im Britiſchen Muſeum, der zweite Band eines andern in der Bibliothèque nationale in Paris, ein Fragment vom zweiten Bande eines dritten Exemplars in der Biblioteca Barberini in Rom.

11. Doctrina Christam. | Nagasaqvi ex officina | Gotô Thome Sôin typographi Societatis Jesv. | Cum facultate Ordinarij, & Superiorum. | Anno 1600. | Printed on Japanese paper (mino-gami) in cursive Chinese characters and hiragana, from the same type as the Guia do Pecador, and stitched in Japanese style. It is apparently a new and enlarged edition of the Doctrina Christam in the Barberini Library, and consists of fifty-five sheets, including the title-page, on the back of which is a short preface. (Rom, Biblioteca Casanatense.)

12. Vocabvlario | da lingva de Japam | com adeclaraçao em Portugues, feito por | algvns Padres, e ir- | maõs da companhia | de Jesv. | com licença do Ordinario, | & Superiores em Nangasaqui no Collegio de Ja- | pam da companhia de Jesvs. | Anno M. D. CIII. | 4°. 402 Blätter. Ein Exemplar findet ſich in der Bodleian Library, ein anderes, unvollſtändig, in der Bibliothèque nationale, Paris, eine ſpaniſche Ueberſetzung wurde 1630 in Manila gedruckt, und M. Léon Pagès hat eine franzöſiſche Ausgabe beſorgt (Paris 1862—1868).

13. Arte da lingoa de Ja- | pam composta pello | Padre João Rodriguez Portugues da Cõpa- | nhia de Jesv dividida em tres | livros. | Com licença do Ordi- | nario, e Superiores em Nangasaqui no Collegio de Japão ea | Companhia de Jesv | anno. 1604. | 4°. 239 Blätter. Ein Exemplar befindet ſich in der Bodleian Library, ein anderes iſt im Beſitze des Earl of Crawford, ein drittes in der Marsden Library at the King's College, London, eine Abſchrift vom Jahre 1620 iſt in der Bibliothèque nationale in Paris.

14. Manvale | ad Sacramenta | Ecclesiae ministranda | D. Ludouici Cerqueira Japonensis Episcopi | opera ad vsum sui cleri ordinatum. | Cum approbatione, et facultate. | Nangasaquij. | In Collegio Japonico Societatis Jesv. | Anno Domini MDCV. 4°. (This copy is perfect as far as it goes, but wants the Japanese translations to which reference is frequently made in the text with the words „Haec in vulgarem sermonem translata habes post finem huius Manualis". Befindet ſich in Privatbeſitz in Rom.

Nur von dieſen 14 Werken konnte E. M. Satow Exemplare in den Bibliotheken Europa's ausfindig machen. In einem Anhange gibt er noch alle bibliographiſchen Angaben, die ſich in verſchiedenen Werken zerſtreut finden; aus denſelben geht hervor, daß die vorſtehenden Werke die hauptſächlichſten Publicationen der erſten Miſſionäre in Japan waren. Wir ſind dem gelehrten Forſcher zu warmem Danke verpflichtet für die eingehende und ſehr genaue Zuſammenſtellung des ſo zerſtreuten Materials und können nur wünſchen, daß ſeine Arbeiten auch weiter bekannt werden. Was die neue literariſche Geſellſchaft in Japan, die Rōmaji Kai anſtrebt, das Japaniſche mit lateiniſchen Buchſtaben zu umſchreiben, zur leichtern Einführung der europäiſchen Civiliſation und Bildung, das haben die erſten Miſſionäre bereits verſucht,

und C. M. Satow macht mit Recht darauf aufmerksam, daß diese ersten Versuche jetzt nach drei Jahrhunderten einen bedeutenden Werth haben zur Fixirung des Wechsels der Aussprache im Japanischen. Freilich haben die Missionäre in den späteren Publicationen wieder die eigentliche japanische oder chinesische Schrift angewendet zur leichtern und weitern Verbreitung ihrer Werke; aber der Anfang einer systematischen Umschreibung der so verwickelten japanischen Schrift war gemacht, und wäre derselbe nicht durch die später ausbrechenden Christenverfolgungen und durch die Vernichtung der Mission vereitelt worden, so wäre wohl schon lange das Ziel erreicht, welches die Rōmaji Kai jetzt wieder mit erneutem Eifer anstrebt. J. N. Str.

Die durch die französische Revolution verbannten Priester. In England begegnet man noch überall lebhaften und dankbaren Erinnerungen an die französischen Priester, welche, durch die Revolution aus ihrer Heimat verjagt, im benachbarten Inselreich Unterkommen, Schutz und Arbeit suchten. In vielen Pfarreien haben sie die zerstreuten Katholiken gesammelt und die heutige Blüte des kirchlichen Lebens vorbereitet. Die großartige und freigebige Gastfreundschaft, welche England den Verwiesenen erzeigte, hat so ihren Lohn gefunden und breite, segensreiche Spuren in dessen Geschichte hinterlassen. Fast vergessen ist schon heute eine fast ebenso große Gastfreundschaft: die von Deutschland, besonders von den westfälischen Diöcesen gebotene. Herr Gymnasialdirector A. Hechelmann hat im Jahresbericht des Paderborner Gymnasiums und neuerdings im 46. Band der werthvollen Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens die Erinnerung daran aufgefrischt. Nach seiner Darlegung wurden 1793 an 60 000 Seelsorger verbannt weil sie den Eid auf die Civilverfassung abzulegen sich weigerten. Von den Vertriebenen wandten sich so viele nach Paderborn, daß der dortige Fürstbischof Franz Egon am 28. October 1794 schrieb: „Täglich mehrt sich ihre Anzahl, gegenwärtig ist sie dermaßen angewachsen, daß es unmöglich ist, alle zu unterhalten und man eine Hungersnoth befürchten kann." Im Hochstift Münster gewährte man laut genauen Aufzeichnungen 1794 und 1795 nicht weniger als 2076 Priestern und 98 Nonnen dauernde Aufnahme. Unter ihnen befanden sich 16 Bischöfe, von denen zwei Cardinäle waren. Beispielsweise beherbergte Warendorf 1794 in etwa einem Vierteljahre 120 geistliche Emigranten. Selbst in kleinen Dörfern waren sie zahlreich; wohnten doch z. B. in Nienberge 16 und in Roxel 11. Auf die beiden Diöcesen Münster und Paderborn kamen in den beiden genannten Jahren 4000—5000 Geistliche, die bleibend sich dort aufhielten und wohl ebenso viele, die auf der Durchreise Hilfe suchten und fanden. Der Paderborner Bischof hat 1794 seinen Diöcesanen öffentlich das Zeugniß ausgestellt, daß die christliche Barmherzigkeit, womit Laien und Geistliche seines Sprengels die fremden Bekenner aufgenommen hätten und noch fortwährend aufnähmen und standesgemäß unterhielten, ihn wunderbar getröstet habe. Es würde sich wohl der Mühe lohnen, wenn man sämmtliche Nachrichten über eine für Deutschland so ehrenvolle Barmherzigkeit sammelte und zusammenstellte. Die großen Ereignisse, die

blutigen Schlächtereien der Revolution sind theils bekannt, theils so schrecklich, daß man alle ihre Einzelheiten gern vergessen möchte; aber die Beweise christlichen Heroismus und christlicher Liebe, an denen jene Schreckenstage nicht arm waren, weil Gottes Gnade und der Menschen Bosheit sich in wunderbarer Art immer begegnen, verdienen aufbewahrt und der Nachwelt als leuchtende Vorbilder überliefert zu werden.

Lutz contra Lutz. In der Antwort auf das bischöfliche Memorandum vom 14. Juni 1889 erklärt Herr von Lutz bezüglich des Placetum regium: „Nachdem das Placetum regium in den oben angezogenen verfassungsmäßigen Bestimmungen begründet, nachdem ferner in Titel IV. § 9, Absatz 5 der Verfassungsurkunde, sowie auch in §§ 38, 57 und 58 der II. Verfassungsbeilage unzweideutig ausgesprochen ist, daß das oberstthoheitliche Schutz- und Aufsichtsrecht des Staates und das einen Ausfluß dieses Rechtes bildende Königliche Placet sich auch auf die rein geistlichen Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre erstreckt, so könnte auch diesem Beschwerdevorbringen nur auf dem nicht betretbaren Wege der Verfassungsänderung abgeholfen werden." Und schon vorher hieß es: „Der Weg der Verfassungsänderung ist — abgesehen davon, ob die Staatsregierung eine solche für zulässig erachten könnte, und abgesehen davon, ob jener Weg in absehbarer Zeit jemals gangbar werden wird — jedenfalls unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mit Erfolg zu betreten."

In der Reichstagssitzung vom 23. November 1871 erklärte derselbe Herr bezüglich desselben Placetum: „Offen gestanden, meine Herren, ... ich bin kein Freund, sondern ein entschiedener Gegner von Instituten wie das Placetum regium und der Recursus ab abusu. (Bewegung.) Dieser Meinung huldige ich nicht ausschließlich, ja nicht einmal vorwiegend deshalb, weil ich die Ohnmacht des Staates auf diesem Gebiete anerkenne. Freilich halte ich es für sehr heilsam, sich diese Ohnmacht zu vergegenwärtigen und sich vor Augen zu halten, daß es nicht möglich ist, von seiten der weltlichen Regierung eine Macht zu üben über die Gewissen, daß es dem Staate nicht zukommen kann, Nachlaß der Sünden zu erzwingen, wo er vom Diener der Kirche verweigert wird, die feierliche Trauung zu erzwingen, wo man sie aus kirchlichen Rücksichten verweigern zu müssen glaubt, und so weiter. Aber ich bin der Ansicht, daß man das Placetum regium und ähnliche Sachen nicht weiter verfolgen soll, weil sie mit den Principien des Staates, mit den Principien des vielgeschmähten modernen Staates geradezu unvereinbar sind. Der Staat muß sich selbst treu bleiben, auch wo er seine Gegner bekämpft. Der moderne Staat schreibt auf seine Fahne die Gewissensfreiheit. Daraus folgt, daß kein Cultusminister das religiöse Glaubensbekenntniß irgend einer Religionsgesellschaft orthopädisch behandeln kann. (Sehr gut!) Daraus folgt, daß kein Cultusminister bestimmen kann, wer als Mitglied einer Kirchengemeinde anzuerkennen ist und wer nicht. Daraus folgt, daß kein Cultusminister bestimmen kann, wer geistliche Functionen vornehmen darf und wer nicht. (Sehr richtig!) Das gebe ich alles zu. Auch hier bekenne ich mich, wie ich

es bereits an einem andern Orte gethan, zu dem Satze, daß der Kirche jene Freiheit eingeräumt werden muß, welche die Consequenz der modernen Staatstheorien ist und welche sie im Kampfe gegen die Institution des Placetum regium verlangt hat."

Schärfer, allseitiger und unbedingter ist das Placetum regium von einem Staatsmanne wohl selten verurtheilt. Wer sollte nicht erwarten, daß Herr von Lutz, nachdem er sich so laut und offen und rückhaltslos zu solchen Prämissen bekannt, auch der Schlußfolgerung nicht ausweichen werde: eine solche Institution, die in so grellem Widerspruch steht mit den Principien des modernen Staates, ein solcher Anachronismus *muß* in Bayern beseitigt werden, es *müssen* Mittel und Wege dazu gefunden werden. Statt dessen bietet er den hochwürdigsten Bischöfen nichts weiter als die dürre Erklärung: der Weg der Abhilfe ist jetzt nicht betretbar und wird auch schwerlich je gangbar werden.

Nach der ministeriellen Rede ist also das Placetum geradezu unvereinbar mit den Principien des modernen Staates — nach dem ministeriellen Schreiben wird der schreiende Gegensatz im Staate Bayern wohl stets fortbestehen; nach jener muß der Staat sich treu bleiben, auch wo er seine Gegner bekämpft — nach diesem wird der Staat Bayern sich dieser Ehrenpflicht immer entziehen; nach jener kann kein Cultusminister der Welt das Glaubensbekenntniß irgend einer Religionsgesellschaft orthopädisch behandeln, kein Cultusminister der Welt kann bestimmen, wer geistliche Functionen vornehmen darf oder nicht — nach diesem hat der Cultusminister von Bayern mit Machtspruch jetzt und immer darüber zu befinden, welche von den definirten Glaubenssätzen die Oberhirten der Kirche Bayerns ihren Gläubigen amtlich verkündigen dürfen, welche nicht; vor dem Reichstage bekennt der Minister sich zu dem Satze, daß der Kirche jene Freiheit eingeräumt werden muß, welche die Consequenz der modernen Staatstheorien ist und welche sie im Kampfe gegen die Institution des Placetum regium verlangt hat — den hochwürdigsten Bischöfen gegenüber bekennt derselbe Herr sich zu der Praxis, daß die gegenwärtige bayerische Regierung durchaus nicht gewillt ist, eben diese Freiheit der Kirche Bayerns einzuräumen, vielmehr eventuell die Gewährung dieser Freiheit verhindern würde.

Eine Frage drängt sich wie von selbst auf: Würde Herr von Lutz in derselben Weise antworten, wenn er den Führern des Liberalismus in einer so laut und offen als begründet anerkannten Beschwerde gegenüberstände? Würde es da nicht heißen: Gewiß, Abhilfe *muß* und *wird* werden. Und es ist auch gar nicht daran zu zweifeln, daß sein Scharfblick und guter Wille dann einen betretbaren Weg entdecken würde.

Im Uebrigen verweisen wir unsere Leser auf die früher in dieser Zeitschrift erschienenen Artikel: „Der Cultusminister von Bayern und das Placet" (Bd. I. S. 357—376), und: „Zur Geschichte und Kritik des Placet" (Bd. II. S. 21—35).

†

Am 12. August, morgens 9 Uhr, entschlief zu Exaeten bei Roermund, gestärkt durch die Sacramente der Sterbenden, im 64. Lebensjahre

P. Georg Michael Pachtler S. J.,

langjähriger Mitarbeiter dieser Zeitschrift und der erste ihrer Haupt-Redacteure (1871).

Durch ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, wie durch häufige Ertheilung von Exercitien und gelegentliche Vorträge in katholischen Casinos, ist der Verstorbene auch sonst in weiten Kreisen bekannt geworden.

Nach glänzenden Gymnasialstudien, erst zu Mergentheim, wo er 14. September 1825 geboren war, dann zu Rottweil, wo er im Convict Aufnahme fand, bezog er die Universität Tübingen, um daselbst, im Wilhelmsstifte wohnend, in vierjährigem Studium seine Ausbildung zu vollenden. Nachdem er zu Rottenburg die heilige Priesterweihe erhalten hatte (4. September 1848), arbeitete er einige Zeit als Seelsorger in einem Dorfe seiner Heimatsdiöcese; doch mit dem Eifer für die Seelen die Liebe zur Wissenschaft verbindend, wandte er sich bald dem Lehrfache zu, wirkte mehrere Jahre zugleich als Kaplan und Präceptor in Weilderstadt, begab sich von da Studien halber auf sechs Monate nach München, machte das Staatsexamen in der Philologie und ward bald Lehrer am Obergymnasium in Ellwangen (seit 28. November 1854). Seine kernkatholische Gesinnung und die Unerschrockenheit, mit welcher er dieselbe bethätigte, führte indes bald zu Schwierigkeiten, welche seine Versetzung als Präceptor und Kaplan nach Riedlingen (20. No-

vember 1855) zur Folge hatten. Hier gelangte sein Entschluß zur Reife, sich der Gesellschaft Jesu anzuschließen, und am 27. September 1856 trat er zu Gorheim in Sigmaringen ins Noviziat. Nach vollendeter Probezeit leitete er ein Jahr lang die humanistischen Studien seiner jüngeren Ordensbrüder, um dann dem Gebrauche seines Ordens gemäß einem erneuten Studium von Philosophie und Theologie obzuliegen und seine Vorbereitung im Orden zum Abschluß zu bringen. 1864—1869 bekleidete er die Stellung eines Klassenlehrers an dem damals noch staatlich anerkannten Gymnasium der Gesellschaft Jesu in Feldkirch, von der fünften bis zur obersten Klasse aufsteigend, und ertheilte nebenbei den Unterricht im Italienischen. Im Jahre 1866 wurde seine lehramtliche Thätigkeit dadurch unterbrochen, daß er als Feldgeistlicher der Seelsorge für die Soldaten sich widmen mußte, deren Zutrauen und begeisterte Anhänglichkeit er bei dieser Gelegenheit in vorzüglichem Grade gewann. Er begleitete damals die Vorarlberger Landesschützen in den siegreichen Kampf gegen die Italiener, und die Erinnerungen aus dieser Zeit veröffentlichte er als „Briefe eines Feldkaplanes der Vorarlberger Landesschützen". 1869—1870 weilte er in Rom als Militärgeistlicher für eine deutsche Truppenabtheilung des päpstlichen Heeres. Nach Deutschland zurückgekehrt, hatte er hervorragenden Antheil an der Umgestaltung der „Stimmen aus Maria-Laach" zu einer regelrechten Zeitschrift, und er selbst übernahm für die erste Zeit die Stelle des Redacteurs. Später waren Arbeiten in der Seelsorge seine Hauptbeschäftigung, und er wirkte mit ebensoviel Liebe als Erfolg unter der Fabrikbevölkerung in Essen, wo er auch heute noch in guter Erinnerung steht. Doch die kaum begonnene, sehr viel versprechende Thätigkeit ward jäh unterbrochen durch das Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872, das schon in den nächsten Monaten die Ausweisung der Patres aus Essen zur Folge hatte. Von da an war P. Pachtler gezwungen, auf die schriftstellerische Thätigkeit sich zu beschränken, der er theils in Holland, theils in Oesterreich, meistens aber in den Häusern der deutschen Ordensprovinz im holländischen Limburg mit unermüdlicher Ausdauer oblag. Nur durch Ertheilung von Exercitien für Priester, Ordensleute und Laien konnte er auch ferner noch für die unmittelbare Seelsorge seine Kräfte verwerthen, und er hat sich gerade in dieser Wirksamkeit ein vielfach gesegnetes Andenken erworben.

Schon seit einem Jahre war seine kräftige Natur durch eine bösartige Krankheit (Diabetes) bedenklich erschüttert; ein Kuraufenthalt in Karlsbad vermochte die gehoffte Besserung nicht herbeizuführen, rasch nahmen seine

Kräfte ab, und am Morgen des 12. August verschied er nach kurzem Todeskampf, bis zum Ende bei Bewußtsein, indem er wieder und wieder die sterbenden Lippen auf das ihm dargereichte Crucifix preßte. Trotz seiner längern Krankheit war doch der Tod für ihn wie für seine Umgebung überraschend schnell eingetreten.

P. Pachtler war eine urkräftige, fast martialische Natur, wie sie in unserer verweichlichten Zeit zu den Seltenheiten gehört. Ein offener, weiter Blick für das, was um ihn her in der Welt vor sich ging, seltene Thatkraft und Schaffenslust, verbunden mit ehernem Fleiße, haben ihn stets ausgezeichnet. Alle großen Fragen der Gegenwart haben ihn beschäftigt, überall hat er, bald als gewandter Publicist, bald als ernster Gelehrter, ein kräftiges Wort mitgeredet.

Das Vaticanische Concil und die mit ihm zusammenhängende Bewegung veranlaßte die Herausgabe der Acta et decreta sacrosancti et oecumenici Concilii Vaticani, Friburgi, Herder, 1871, und einer Reihe theils orientirender, theils polemischer Artikel. Sein Aufenthalt in Rom im Jahre der Occupation ließ ihn hinfort stets die römische Frage mit vorzüglichem Interesse verfolgen, und wiederholt hat er auch in den „Stimmen" dafür zur Feder gegriffen. Seine Thätigkeit unter der Arbeiterbevölkerung von Essen lenkte seinen Blick auf die sociale Frage. „Die internationale Arbeiterverbindung" (Essen, Fredebeul und Könen, 1872) und seine Artikel in verschiedenen Jahrgängen der „Stimmen" zeugen von seinem Interesse an dem Wohl und Wehe und an der Zukunft des Arbeiterstandes. Mehrfach war durch diese Arbeiten seine Aufmerksamkeit geweckt worden für die Kräfte der Tiefe, die zwar im Verborgenen, aber nur um so wirksamer an den großen Tagesereignissen mitarbeiteten, und er ließ jetzt in rascher Folge eine Anzahl bedeutender Schriften erscheinen über die Freimaurerei, wie z. B.: „Der Götze der Humanität oder das Positive der Freimaurerei", Freiburg, Herder, 1875. Der Kampf gegen den Pseudo-Liberalismus der Gegenwart aber hat ihn seit Jahrzehnten vorzüglich beschäftigt; fast zahllos sind die Artikel und Aufsätze, mit denen er in Zeitungen und Zeitschriften auf Schritt und Tritt den Grundsätzen desselben entgegengetreten ist. Aber ebenso war es die Schulfrage, welche die besten Kräfte seines Lebens in Anspruch nahm, insbesondere die Frage über die höheren Schulen. Seine Aufsätze über das Gymnasialwesen in den „Stimmen", die später erweitert als besonderes Werk erschienen, haben mehrfach die Aufmerksamkeit der Fachmänner erregt. Wichtiger noch war seine Be-

theiligung an dem wirklich monumentalen Werke der Monumenta Germaniae paedagogica. Zwei stattliche und inhaltreiche Bände hat er bereits dazu beigetragen. Was von der ihm gesetzten Aufgabe noch erübrigte, hat er großentheils vollendet im Manuscript hinterlassen. — Von den übrigen literarischen Arbeiten seien hier noch die folgenden erwähnt. P. Pachtler war 1874 und 1875 Herausgeber des illustrirten Kalenders „Hausfreund", Freiburg, Herder. 1867 veröffentlichte er ein wissenschaftliches Programm „Das Telegraphiren der Alten", dann wieder Artikel über Dr. Schliemanns Ausgrabungen, denen er stets mit besonderer Aufmerksamkeit folgte. Schon im zweiten Jahre seines Noviziates hatte er „Des P. Alexander von Rhodes aus der Gesellschaft Jesu Missionsreisen in China, Tonkin und Cochinchina" nach dem Französischen herausgegeben, und bald schon eine weitere Schrift „Das Christenthum in Tonkin und Cochinchina, dem heutigen Anamreiche, von seiner Einführung bis auf die Gegenwart" folgen lassen. Dem „Meßbuch für das katholische Pfarrkind in lateinischer und deutscher Sprache", das er schon vor seinem Eintritt in den Orden veröffentlicht hatte, gab er später eine Reihe von neuen Auflagen. Es war dieses Gebetbuch, das sich stark abgegriffen in dem persönlichen Nachlaß des unglücklichen Ludwig II. von Bayern vorgefunden haben soll. 1869 ließ der unermüdliche Mann „Das Buch der Kirche vom Palmsonntag bis zum Weißen Sonntag" folgen, erst lateinisch und deutsch, später auch gesondert in lateinischem und deutschem Abdruck, nebst beigegebenen Erklärungen der gottesdienstlichen Gebräuche dieser Festzeit. Noch manche andere Schriften verschiedenen Inhaltes blieben hier zu erwähnen.

P. Pachtler konnte sich getrost zur Ruhe niederlegen, er hatte seine Arbeit gethan; er bietet das erhebende Bild eines kraftvollen und reichen Lebens, das sich ganz und gar und ohne Ermüden aufgezehrt hat im Kampfe für die Kirche, im Wirken für die Seelen, im Ringen nach Gottes größerer Ehre.

R. I. P.

Die Schule als Opfer fremdartiger Interessen.

In der Nähe von Kreuznach hatte der Lokal-Schulinspector bemerkt, daß in der katholischen Schule ein Crucifix und ein Bildniß des Kaisers fehle. Er mahnte den Bürgermeister, daß beides angeschafft werde. Dieser willfahrte ihm, jedoch mit dem Bemerken, das Bild des Kaisers erscheine doch wohl an erster Stelle als nothwendig.

Dieses Vorkommniß fiel uns wiederholt ein, wenn wir verglichen, welche Behandlung in den polnischen Gegenden Preußens der Religionsunterricht und welche Behandlung der Unterricht in der deutschen Sprache von seiten der preußischen Schulverwaltung erfuhr. Wenn der richtige pädagogische Standpunkt fordert, daß die Rücksicht auf die Kinder das Entscheidende sei, so gebührt jedenfalls dem Religionsunterricht der Vorrang vor dem Unterricht im Deutschen. Entscheidet aber statt dessen das Interesse oder doch das vermeintliche Interesse der Regierung, dann kommt es soweit, daß man den Religionsunterricht zum größten Nachtheile seines eigentlichen Zieles sogar als Mittel zur Erlernung der deutschen Sprache verwendet, und daß man auch dort den Kindern das Deutsche aufoctroyirt, wo dies nur durch das Interesse der deutschredenden Regierung und der deutschredenden Majorität, nicht aber vom Standpunkte der Kinder als geboten erscheint. Es ist das eben wiederum jene Anschauung, nach welcher der Kopf für die Pickelhaube, nicht die Pickelhaube für den Kopf bestimmt ist.

Wir wollen nicht weiter auf die Vorkommnisse in Polen eingehen; sie sind ja in aller Erinnerung. Nur zwei Beispiele, die uns gerade aufstießen, mögen ein wenig beleuchten, wie man das preußische Schulmonopol zur Ausrottung der Muttersprache eines ehedem mächtigen Volkes verwerthet.

Eine Correspondenz der „Trier'schen Landeszeitung" vom 25. Februar 1888, Blatt 2, erzählt uns von „den Strafandrohungen, welche dem Pfarrer Gorski zu Rynarzewo und dessen Nichte unter dem 20. d. Mts.

durch den Landrath Schapius zu Schubin gemacht worden sind. Auf ausdrücklichen Wunsch der Eltern ertheilte Pfarrer Gorski vier Knaben im Alter von 6—8 Jahren polnischen Leseunterricht, um sie so zum Gebrauche des Katechismus und des Gebetbuches zu befähigen. Dazu wird nun jeder Katholik den Pfarrer nicht nur für berechtigt, sondern unter Umständen auch für verpflichtet halten. Anderer Meinung war der genannte Landrath. Derselbe drohte dem eifrigen Seelsorger für jede weitere Unterrichtsstunde eine Strafe von 30 Mark, bezw. 3 Tagen Gefängniß, der Nichte, welche ihn dabei unter seiner Aufsicht unterstützt hatte, für jede Stunde eine Strafe von 15 Mark, bezw. einen Tag Gefängniß an. Die Regierung sucht also den polnischen Kindern auch die private Erlernung ihrer Muttersprache unmöglich zu machen, gestützt auf das staatliche Schulmonopol. So etwas dürfte nur in Preußen vorkommen." Wir glauben nicht, daß dem Staate das Recht eines Schul- und Lehrmonopols zusteht. Stände es ihm aber zu, so dürfte er es unseres Erachtens doch nimmer zu dem Zwecke verwenden, um einem Volke seine Muttersprache zu entreißen.

Aehnlich schreibt die „Trier'sche Landeszeitung" vom 12. Januar 1888 aus Berlin: „Der Cultusminister hat wieder eine Verfügung gegen die Polen erlassen. Im September vorigen Jahres hob Herr v. Goßler bekanntlich die wenigen polnischen Sprachunterrichtsstunden auf, in welchen polnische Schüler ihre Muttersprache so weit lernten, daß sie später den Katechismus und das Gebetbuch benutzen konnten. Diese Verfügung bezog sich aber nur auf Westpreußen und Posen, dann aber war darin auch nur von Volksschulen die Rede. In Oberschlesien aber bestand noch der polnische Leseunterricht in den obersten Klassen polnischer Schulen, und auch in Bürger-, Mittel- und Mädchenschulen Westpreußens und Posens war durch die Verfügung nicht ausdrücklich verboten, polnisch lesen und schreiben zu lernen. Hatte der Minister Oberschlesien etwa vergessen? Wir wissen es nicht; thatsächlich hat er jetzt seine Verfügung auch auf jene Provinz ausgedehnt; ferner auf alle Schulen niederer Ordnung, so daß also in allen öffentlichen Mittel- und Mädchenschulen der polnische Sprachunterricht verboten ist. Verboten wird er aber auch in allen Privatmädchenschulen, welche staatliche Zuschüsse erhalten, während für nicht staatlich unterstützte Privatschulen eine Verfügung noch vorbehalten ist. So ist es also den polnischen Kindern unmöglich gemacht, in den Schulen, welche von ihren Eltern unterhalten werden, auch nur den Katechismus und das Gebetbuch in ihrer Muttersprache lesen zu

lernen. Ob irgend ein Staat seine andersſprachlichen Unterthanen in der Weise behandelt, wie Preußen die polnischen Katholiken?" Wie kann, so fragen wir unwillkürlich, wie kann eine Regierung, die einem Volke eines seiner theuersten Güter, seine Mutterſprache, entreißt, erwarten, daß eben dieſes Volk gegebenenfalls für die Güter der Regierung und der Regierenden mit Begeisterung eintrete?

Es gibt ein Gebiet, auf welchem die Gefahr entſetzlich nahe liegt, die eigenen Interessen und Wünſche, und nicht das Wohl der Kinder bei der Erziehung als Richtſchnur des Handelns walten zu laſſen. Dieſes Gebiet iſt das der Religion. Dem Schreiber dieſer Zeilen iſt es vor vielen Jahren begegnet, daß er gelegentlich von ſeiten proteſtantiſcher Eltern gebeten ward, die Ferienarbeit ihrer Söhne ein wenig zu überwachen; es gehörte hierzu auch der lutheriſche Katechismus. Er lehnte es jedoch ab, ſie in dieſem zu überhören, in der Ueberzeugung, daß, ſobald die Religion in Frage kommt, Kinder nur von Angehörigen derſelben Religion unterrichtet und erzogen werden ſollten, alſo Katholiken von Katholiken, Lutheraner von Lutheranern, Juden von Juden u. ſ. w. Sobald es ſich nun um das Schulweſen im großen und ganzen handelt, und nicht bloß um vorübergehenden Unterricht in dieſem oder jenem profanen Fach, kann die Religion unmöglich ganz ausgeſchloſſen werden. Es ſcheint uns daher, katholiſche Kinder ſollten, wenn irgend möglich, nur einem katholiſchen Elementarlehrer, an den Gymnaſien nur einem katholiſchen Klaſſen- und Geſchichtslehrer u. ſ. w., und ſchließlich in letzter Inſtanz (ſoweit der Staat in Frage kommt) nur einem katholiſchen Cultusminiſter unterſtellt werden.

Die preußiſche Schulidee indes will das anders. Das Schulweſen, auch für Katholiken, ruht in den höheren Inſtanzen faſt ganz in proteſtantiſchen Händen. Zudem hat Fürſt Bismarck offen erklärt, er hoffe von der Thätigkeit der Schule die Erreichung jenes Zieles, welches man im offenen Culturkampf vergebens angeſtrebt hatte.

Iſt nun einmal die höchſte Regelung des Schulweſens, auch für Katholiken, in proteſtantiſche Hände gelegt, ſo wird es unvermeidlich, wenn auch unbewußt, mehr oder weniger in proteſtantiſchem Geiſte geleitet werden. Aber vor ganz bewußten handgreiflichen Zurückſetzungen und Benachtheiligungen der Katholiken ſollte man doch wenigſtens ſich hüten. Es ſollte alſo ängſtlich darüber gewacht werden, daß die Katholiken im Vergleich zur Seelenzahl ebenſo reichlich mit Elementar-Schulen, Gymnaſien u. ſ. w. bedacht würden, wie die Proteſtanten; die Zahl der

katholischen Schulinspectoren, Schulräthe u. s. w. sollte sich dem Verhältnisse der Seelenzahl gewissenhaft anschließen. Noch mehr sollte gewacht werden, daß im Schulwesen für Katholiken nicht Männer fungirten, welche durch ihr Beispiel und ihre präsumtive Tendenz der katholischen Jugend noch gefährlicher werden können als Protestanten. Hierher gehören: Altkatholiken, abgefallene und verheiratete Priester, Katholiken, welche ihre Kinder protestantisch erziehen lassen. Derartige Persönlichkeiten setzen sich ja in der That weit mehr in revolutionären Gegensatz zur katholischen Kirche und zum katholischen Glauben als Protestanten. Diese sind eben Protestanten, weil sie von ihren Eltern protestantisch erzogen wurden. Jene Männer aber haben aus freier Wahl der Kirche den Rücken gekehrt; von der Regierung im Schulfach angestellt, sind sie eine lebendige Aufforderung für die Lehrerwelt und die Jugend, gleichfalls der Religion, dem Glauben, der Kirche, der Sittlichkeit (wie sie nun einmal nach katholischem Glauben verstanden wird) den Rücken zu kehren. Wenn der Staat der katholischen Jugend solche Männer als Schulbeamte setzt, so ist das ähnlich, als wenn die Kirche dem Staate aufdrängen wollte: Deserteure zu Generälen, Hochverräther zu Beamten, Meineidige zu Richtern. Mag subjectiv der Verbrecher gegen die Gesetze, sei es der Kirche, sei es des Staates, durch Unwissenheit oder aus anderen Gründen im Gewissen entschuldigt sein: objectiv sind Männer, wie die oben bezeichneten, von der Regierung als Schulbeamte verwendet, eine Aufforderung für die gesammte katholische Jugend, vom Glauben und der Sittlichkeit sich abzuwenden, wie sie es gethan haben.

Leider fanden wir bei einer frühern Untersuchung[1] sogar diese einfachsten pädagogischen Rücksichten für uns Katholiken in unbegreiflicher Weise außer Acht gelassen. So bestand (um nur ein einziges Beispiel zu nennen) in Berlin für eine gewaltige katholische Bevölkerung kein einziges katholisches, kein einziges paritätisches Gymnasium; es gab an keinem der elf Gymnasien einen katholischen Religionslehrer. Umgekehrt dagegen war für die Protestanten in Köln an jedem der vier Gymnasien ein evangelischer Religionslehrer angestellt; an einem derselben fungirten außerdem acht andere evangelische Lehrer, unter ihnen ein evangelischer Director[2]. Und das, obgleich die Zahl der Katholiken in Berlin etwa viermal so groß war als die der Protestanten in Köln! Ebenso ist es

[1] Vgl. den Artikel: Die „Parität" in der Schule. Bd. XXXII. S. 267 ff.
[2] Vgl. Bd. XXXII. S. 285.

noch in aller Erinnerung, wie in der Hitze des Culturkampfes Altkatholiken, Katholiken, die ihre Kinder protestantisch erziehen ließen, beweibte Priester u. s. w. von der Regierung als Lehrer oder Schulbeamte verwendet wurden.

Ob jetzt die Parität besser gehandhabt wird? Daß einiges geschehen ist, wollen wir gern zugeben, z. B. daß viele katholische Geistliche als Lokal-Schulinspectoren angestellt sind.

Wir haben uns bemüht, für einen kurzen Zeitraum in einer Zeitung die Notizen zu verfolgen, welche auf die Parität Bezug haben. Wir griffen beliebig einige Wochen heraus und beschränkten uns auf ein einziges Blatt, die „Kölnische Volkszeitung", also ein Blatt, welches nicht einmal, wie die „Germania" oder die „Schlesische Volkszeitung", in einer protestantischen oder stark gemischten Gegend erscheint, bei welchem also die confessionellen Fragen weniger in den Vordergrund treten. In der „Kölnischen Volkszeitung" stießen wir nun auf folgende Notizen, die hier in chronologischer Reihe folgen mögen:

28. März 1889, Bl. 1. Officiöse Selbstgerechtigkeit. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wirft der „Germania" und der „Schlesischen Volkszeitung" unwahre Behauptungen und Verdächtigungen in betreff von Kreis-Schulinspectoren vor, die man als „Staats-, Taufschein- und Auchkatholiken oder Altkatholiken" hinstelle, um der katholischen Bevölkerung das Vertrauen zu denselben zu benehmen. Die „Germania" antwortet darauf: „Läugnet die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung', daß die preußische Unterrichtsverwaltung ‚Staats-, Taufschein- und Auchkatholiken' für katholische Schulämter verwendet bezw. verwendet hat? Da führt das 1. Heft des Jahrgangs 1889 des ‚Centralblattes für die preußische Unterrichtsverwaltung' auf S. 25 für Thorn als ständigen Schulinspector einen Herrn Schröter als noch im Amte befindlich auf. Derselbe ist Staatskatholik; denn er hat als Religionslehrer am Lehrerseminar zu Posen die Ratiborianer-Adresse unterschrieben, wurde bald zum Director des Lehrerseminars zu Fulda befördert, verheiratete sich dann ungeachtet seines priesterlichen Charakters und fungirt jetzt bereits fast zehn Jahre als beweibter Priester zum Aergernisse der Katholiken als königlich preußischer Schulinspector in Thorn. Aber dieser Fall steht durchaus nicht vereinzelt da. In Köln beschäftigte man jahrelang den beweibten katholischen Priester Lauer als Schulrath für katholische Schulen, bis die Entrüstung einer Volksversammlung seine Versetzung erzwang, ja in Mogilno hielt die Regierung jahrelang den beweibten katholischen Priester Suszczynski im Besitze der katholischen Pfarre. Da hat das officiöse Organ einige Beispiele, wie die Regierung ‚Auchkatholiken' stützt. Daß die Regierung Staatskatholiken ermuntert, ja ins Leben gerufen hat, das beweist die Belobung der Staatskatholiken-Adresse und vor allem die verfehlte Gründung des In-

stituts der Staatspfarrer, von denen ja jetzt noch zwei in Kosten und Schrotz als bleibende Zeugen culturkämpferischer Gesinnung zum Aergerniß und Schaden volkreicher Gemeinden conservirt werden. Sprechende Zeugnisse für die Unterstützung der Altkatholiken bietet in Hülle und Fülle der Cultusetat und die geradezu verblüffende, selbst vom Abgeordnetenhause abgelehnte Forderung der Gründung eines altkatholischen Seminars. Das katholische Volk hat alle diese Thaten noch im Gedächtniß; es hat es miterlebt, wie im Culturkampfe zahlreiche Gymnasiallehrer und Beamte als ‚Staats- und Altkatholiken' sich erklärten und darauf Beförderung erfuhren, und das katholische Volk machte sich seinen Vers dazu, den ihm auch heute jede officiöse Unterscheidung zwischen ultramontanen und nicht ultramontanen Katholiken ins Gedächtniß ruft."

29. März 1889, Bl. 1. Briesen, 26. März. Ueber die Schulverhältnisse im hiesigen Kreise bringt das „Westpreußische Volksblatt" Folgendes. Im benachbarten Bahrendorf sind unter etwa 130 Schulkindern nur 35 evangelische Schüler. Für diese 35 Schüler ist seit October vorigen Jahres eine besondere evangelische Schule eingerichtet, und es soll jetzt ein neues evangelisches Schulhaus gebaut werden — auf Kosten der königlichen Regierung. In Dembowalonka dagegen sind unter etwa 120 Schulkindern gegen 80 katholische Schüler, für welche bisher trotz mehrfacher Anregungen ein katholischer Lehrer als zweiter neben dem ersten, evangelischen Lehrer nicht angestellt worden ist. Wenn man den Katholiken dasselbe gewähren wollte, was man den Protestanten gewährt, so müßte in Dembowalonka eher eine katholische als in Bahrendorf eine evangelische Schule eingerichtet werden. Es wird aber nicht einmal ein katholischer Lehrer bei der einen Schule angestellt. Auch ein Beispiel von „Parität"!

29. März 1889, Bl. 1. Ein „katholischer" Kreis-Schulinspector. Der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ins Stammbuch, Herrn Cultusminister v. Goßler aber zur Beachtung empfiehlt die „Germania" folgende Mittheilung aus der westfälischen Mark über einen „katholischen" Muster-Kreis-Schulinspector: „Wie wenig die gerechten Wünsche der Katholiken auf dem Schulgebiete berücksichtigt werden, geht neuerdings daraus hervor, daß für den neugebildeten Schulinspections-Bezirk Gelsenkirchen-Hattingen-Schwelm ein Mann berufen ist, der nicht nur eine protestantische Frau hat, sondern auch seine Kinder in der protestantischen Religion erziehen läßt; es ist der Gymnasiallehrer Rohde von Neuwied. Dieser Herr ist also berufen, vom 1. April d. J. ab die Aufsicht über ca. 180 katholische Schulklassen zu führen und als Kreis-Schulinspector auch über die Leistungen der Kinder in der katholischen Religion sein Urtheil abzugeben. Wäre es da nicht angemessener gewesen, wenn die königliche Staatsregierung gleich einen Protestanten ernannt hätte? Oder glaubt der Herr Cultusminister durch die Berufung von Männern, die eine solche Stellung zur Kirche einnehmen, das Vertrauen der Katholiken zu gewinnen?"

Wenige Tage später stoßen wir auf folgende Notiz: Die Rohde'sche Angelegenheit wird von der „Germania" eingehend besprochen. Dieselbe

stellt zunächst fest, daß Herr Rohde zum commissarischen Kreis-Schulinspector für Gelsenkirchen in der That auf den 1. April berufen war, und daß sie ihrer weitern Mittheilung, Herr Rohde werde als Kreis-Schulinspector in Gelsenkirchen „nicht angestellt werden", mit Recht die Bemerkung hinzufügen konnte, dann sei die Berufung „offenbar rückgängig gemacht worden". Aus Neuwied schreibt man dem genannten Blatte in dieser Sache: „Schon vor mehreren Monaten meldete die ‚Neuwieder Zeitung' die Ernennung des Herrn Rohde für Gelsenkirchen. Gestern (29. März) brachte die ‚Neuwieder Zeitung' die Nachricht, daß Herr Rohde zum 1. April (an welchem Tage er das Amt in Gelsenkirchen antreten sollte) nach Pleschen, Regierungsbezirk Posen, versetzt sei. Die Ernennung nach Gelsenkirchen ist also rückgängig gemacht und hat es damit — wie hier allgemein bekannt ist — folgende Bewandtniß. Gelsenkirchen hat zwei confessionell getrennte Schulinspectionen, und Herr Rohde war als katholischer Schulinspector ernannt. Da dieser Herr seine Kinder protestantisch erziehen läßt, der Loge angehört, auch selbst nie in der katholischen Kirche, sondern nur in der evangelischen bisher gesehen worden ist, fühlte man sich in Gelsenkirchen über die Wahl dieser Persönlichkeit mit Recht beschwert und man wurde ..." Hier schildert der Correspondent nun, mit Nennung der vermittelnden Persönlichkeit, einen der Schritte, welche zur Verhinderung der Uebersiedelung des Herrn Rohde nach Gelsenkirchen gethan worden sind. Die „Germania" gibt aus naheliegenden Gründen, obgleich es sich um ein hochverdienstliches Werk handelt, den Namen nicht, und bemerkt nur, daß nicht bloß von einer Seite Schritte in dieser Richtung gethan worden sind, druckt aber die Schlußworte des Correspondenten noch ab. Derselbe schreibt: „Herr v. Goßler besaß in diesem Falle die vernünftige Einsicht, die Beschwerde als begründet anzuerkennen und schaffte durch Versetzung des Herrn nach Pleschen Abhilfe. Welche confessionellen Verhältnisse in Pleschen bestehen, wissen wir hier nicht. Zunächst ist es jedenfalls von allgemeinem Interesse, daß wenigstens der wohlbegründeten Beschwerde der Katholiken des Kreises Gelsenkirchen Rechnung getragen worden ist." Dann fügt die „Germania" hinzu: „Die Verhältnisse in Pleschen, die unserm Neuwieder Correspondenten nicht bekannt sind, sind genau dieselben wie in Gelsenkirchen, da Herr Rohde auch in Pleschen als katholischer Kreis-Schulinspector, als Inspector über katholische Schulen fungiren soll. Die Rechte der katholischen Kirche wie der Katholiken und die Grundsätze und Gefühle der Katholiken sind aber ebenfalls im Kreise Pleschen genau dieselben, wie in der westfälischen Mark. Wir setzen deshalb als selbstverständlich voraus, daß Herr v. Goßler die Unmöglichkeit der Ernennung eines Mannes wie Herr Rohde für Pleschen ebenso anerkennt, wie er sie für Gelsenkirchen-Hattingen-Schwelm anerkannt hat, und daß also die Berufung nach Pleschen, wenn sie nicht bereits in den letzten Tagen rückgängig gemacht worden, jetzt rückgängig gemacht wird. Was wir erwarten, ist unser Recht; denn wir haben das Recht auf katholische und darum auch katholisch geleitete und beaufsichtigte Schulen, und so lange Herr v. Goßler sogar der oberste katholische Religionslehrer in Preußen ist, sollte auch die einfachste Klugheit ihm rathen, in diesem nun

einmal eclatant gewordenen Falle ‚Rohde' den katholischen Gefühlen gerecht zu werden."

30. März 1889, Bl. 1. Die Ansiedelungs-Commission in der Provinz Posen geht nun auch mit der Errichtung neuer, und wie die Verhältnisse sich gestalten, protestantischer Schulsysteme vor. Aus dem Hundert-Millionen-Fonds hat man für die Kinder der Kolonisten Schulhäuser gebaut, sowie Unterrichtsgeräthe und Lehrmittel beschafft. Derselbe Fonds bestreitet auch die Mittel zum Unterhalte dieser Kolonistenschulen. Der Lehrergehalt dagegen wird andern staatlichen Fonds entnommen. Bisher hat man sieben solcher Kolonistenschulen gegründet, nämlich zwei im Kreise Wongrowitz (zu Jaroszewo und Imielniki), drei im Kreise Gnesen (zu Swiniacki für 40 Kinder, in Komorowo für 20 Kinder und in Lubowo für 50 Kinder), ferner eine für 25 Kinder zu Lovecice (Kreis Jarotschin) und zu Slaskowo (Kreis Rawitsch). Die Errichtung protestantischer Kirchensysteme und der Bau von Predigerhäusern auf Kosten aller Steuerzahler wird wohl nicht lange warten lassen.

31. März 1889, Bl. 1. Thorn, 29. März. Nach dem „Westpreußischen Volksblatte" besuchen gegenwärtig 3236 Schüler die hiesigen städtischen Schulen, 1527 Knaben und 1709 Mädchen. Der Confession nach sind 1346 katholisch, 1739 evangelisch und 151 jüdisch. Die Zahl der Lehrer und Lehrerinnen im städtischen Dienste beträgt 69. Nach der Confession der Schüler müßten 28 bezw. 29 katholische, 37 bezw. 38 evangelische und 3 jüdische Lehrer angestellt sein. In Wirklichkeit sind aber von 69 Lehrpersonen nur 23 katholisch und 46 evangelisch. Unter den 69 Lehrkräften sind 15 Lehrerinnen, sämmtliche evangelisch. Auch hier sieht man wieder deutlich, wie die Katholiken benachtheiligt werden. Im Jahre 1880 waren hierselbst sogar nur 14 katholische Lehrer. Seit diesem Jahre sind 13 neue Lehrerstellen eingerichtet worden, von denen 9 mit katholischen Lehrkräften besetzt wurden. Von den sechs Leitern der Stadtschulen sind zwei katholisch und vier evangelisch. Tritt schon bei der Anstellung der Lehrer eine Bevorzugung der Protestanten auf, so erblickt man noch eine weit größere Benachtheiligung der Katholiken, wenn man auf die Confession der anderen städtischen Beamten sieht!

2. April 1889, Bl. 1. Breslau, 30. März. Die „Frankenstein-Münsterberger Zeitung" schreibt: „Einen besonders auffallenden Beitrag zu dem Kapitel der ‚Parität' auf dem Schulgebiete liefert unser Nachbarstädtchen, der berühmte schlesische Wallfahrtsort Wartha. Dort gibt es sechs schulpflichtige protestantische Kinder, von denen aber zwei kaum in Betracht kommen können, da deren Eltern nur vorübergehend in Wartha sich aufhalten. Außerdem gibt es in einem Orte, der von Wartha 15 oder höchstens 20 Minuten entfernt ist, eine evangelische Schule, Kirche und Pastorei, so daß die sechs bezw. vier protestantischen Kinder von Wartha sehr bequem jene Schule besuchen oder doch dahin zum Religionsunterricht gehen können. Nichtsdestoweniger hat die Regierung in Breslau constatirt, in Wartha sei eine evangelische Volksschule ein Bedürfniß, und hat nach dem letzten Amtsblatte einem Fräulein die Concession zur Errichtung einer solchen ertheilt. Man wird gut

thun, diesen Fall ganz besonders sich zu merken und darauf hinzuweisen, wenn bei einer zehnfachen Anzahl katholischer Schulkinder die Bedürfnißfrage wiederum verneint wird." Ratibor besitzt aus der Zeit des offenen Culturkampfes immer noch die unheilvolle, von der Regierung selbst preisgegebene Simultanschule. Bei der Einrichtung derselben hatte die katholische Schule 22, die protestantische 4 Lehrkräfte, welche den Bedürfnissen vollkommen genügten. Namentlich war die Anzahl der protestantischen Lehrkräfte im Verhältniß zu den Schülern recht auskömmlich bemessen. Gegenwärtig hat dieses Schulsystem einen protestantischen Leiter, und die protestantischen Lehrkräfte sind um das Doppelte (auf 8) vermehrt, während die katholischen nur auf 25 vermehrt wurden. Die Simultanschule wird gegenwärtig von 2113 katholischen und nur 410 protestantischen Schulkindern besucht. Nun haben die 9 katholischen Stadtverordneten vor einiger Zeit einen Antrag auf Umwandlung der Simultanschule in Confessionsschulen gestellt. Dem Schicksale des Antrages sieht man mit Spannung entgegen, zumal die Schuldeputation neuerdings eine weitere protestantische Lehrkraft, die neunte, berufen hat. Bei der Zusammensetzung des Magistrats, meint die „Oberschlesische Volkszeitung", sei an einer Bestätigung dieses Beschlusses durch denselben durchaus nicht zu zweifeln, eher an der Bestätigung von seiten der Regierung. Für die übrigen drei noch unbesetzten Lehrerstellen würden ebenfalls Protestanten berufen werden, um die Auflösung der Simultanschule unmöglich zu machen.

2. April 1889, Bl. 1. Zur Schulfrage schreibt man der „Germania" vom Niederrhein: „Die Herren aus Schlesien und Posen, welche im Landtage ein Wort mitzusprechen haben, wundern sich oft über die zärtliche Fürsorge der königlichen Regierung für die protestantischen Schulen. Das ist bei uns am Rhein gar nichts neues. Im Kreise Cleve hatte die Gemeinde Keeken anno 1851 mit Prediger und Küster 20 Protestanten, welche alle bis auf ein uneheliches Kind großjährig waren. Der dortige Prediger zog dann eine protestantische Taglöhnerfamilie aus der Grafschaft Moers heran, welche sieben Kinder mitbrachte, sammelte in Holland und vielleicht auch in Preußen die nothwendigen Gelder zum Neubau einer Schule und stellte darauf bei der Regierung den Antrag auf Anstellung eines protestantischen Lehrers und Erwirkung des Normalgehaltes aus der Gemeindekasse für denselben. Die königliche Regierung wußte den fast ausschließlich katholischen Gemeinderath bereit zu machen, den Normalgehalt dafür zu bewilligen, weil es unbillig sei, daß evangelische Kinder eine katholische Schule besuchen müßten, und indem in Aussicht gegeben wurde, daß über den Normalgehalt hinaus zu dem Zwecke nie ein mehreres verlangt werden solle. Aber noch in den fünfziger Jahren wurde dem protestantischen Lehrer der Gehalt zwangsweise erhöht, so daß seine Competenzen bessere wurden, als die des katholischen Lehrers, der 160 Kinder unterrichten mußte."

7. April 1889, Bl. 1. Aus der Eifel, 5. April. Zum Kapitel der „katholischen" Schulinspectoren u. s. w. können wir der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ebenfalls mit einem Beispiele aufwarten. Der katholische Kreis Schleiden im Regierungsbezirk Aachen hatte bis zum

Jahre 1888 als Kreis-Schulinspector einen katholischen Geistlichen, der inzwischen seine Laufbahn weiter gemacht hat. Der jetzige Kreis-Schulinspector ist Laie, auch katholisch, lebt aber in gemischter Ehe und läßt seine Kinder protestantisch werden. Der Decernent in Schulsachen für den Kreis Schleiden bei der Regierung in Aachen ist gleichfalls katholisch, hat aber ebenfalls eine protestantische Frau und protestantische Kinder. Ob im ganzen Königreich Preußen auch ein evangelischer Kreis aufzutreiben ist, dessen Schulinspector ein Protestant mit katholischen Kindern ist? Schon der Gedanke an eine solche Möglichkeit scheint uns an „Reichsfeindlichkeit" zu streifen. Warum schickt man denn solche Beamte nicht in protestantische Bezirke? Will man etwa uns Katholiken auf solche Weise nur den Unterschied veranschaulichen, der nach liberaler Dogmatik besteht zwischen einem Katholiken schlechthin und einem „Ultramontanen"?

7. April 1889, Bl. 1. Breslau, 5. April. Es ist bekannt, daß die preußische Regierung in solchen Fällen, wo protestantische Kinder katholische Schulen besuchen, weil protestantische nicht am Orte sind, sich sehr gern bereit finden läßt, die Errichtung protestantischer Schulen für ein Bedürfniß zu erklären, auch wenn die protestantischen Minderheiten der schulpflichtigen Kinder ganz geringe sind. Bezugnehmend auf eine Erklärung der Regierung, daß ein solches Bedürfniß der Errichtung einer protestantischen Schule für die sechs protestantischen Schulkinder in dem ganz katholischen Wallfahrtsorte Wartha bei Frankenstein in Schlesien vorhanden sei, erlaubt sich die „Schlesische Volkszeitung" im Interesse der von der königlichen Regierung stets so betonten Parität eine ganze Reihe von schlesischen Ortschaften namhaft zu machen, in denen beträchtliche Minderheiten katholischer Kinder protestantische Schulen zu besuchen gezwungen sind, ohne daß die königliche Regierung das Bedürfniß einer katholischen Schule bisher anerkannt hätte. Die genannte Zeitung schreibt: „Bleiben wir gleich in der Nähe von Wartha. Da befindet sich das Dorf Giersdorf, bis 7 km von Wartha entfernt. Der königlichen Regierung ist sicher nicht bekannt, daß daselbst 41 katholische Schulkinder sind, von denen fünf die protestantische Schule zu Giersdorf besuchen, während 36 den weiten Weg zu der katholischen Schule nach Wartha machen müssen. Jene sechs protestantischen Kinder aus Wartha würden aber schon in einer Entfernung von 1/4 Stunde eine protestantische Schule finden. In Schönjohnsdorf müssen 69 katholische Schulkinder die protestantische Schule besuchen. In der katholischen Pfarrei Friedland, Kreis Waldenburg, besuchen 126, in Ober-Wüstegiersdorf 65, in der katholischen Pfarrei Gottesberg 387, darunter in Fellhammer allein 264, in der Pfarrei Strehlen 70 katholische Kinder protestantische Schulen, in der Pfarrei Brieg 180 katholische Kinder, in der Pfarrei Lossen bei Brieg 63. In Baumgarten bei Ohlau wäre für 73, in Jungwitz für 64, in Klein-Sägewitz für 58 katholische Kinder die Errichtung katholischer Schulen dringendes Bedürfniß. In Schmolz besuchen 74 katholische Kinder die protestantische Ortsschule; in der Pfarrei Deutsch-Lissa besuchen 116, in der Pfarrei Hundsfeld 62, in der Pfarrei Oels 74, in der Pfarrei Wallendorf 94, in der Pfarrei Schollendorf 80, in der Pfarrei

Bischdorf 60, in der Pfarrei Goschütz 78 katholische Kinder protestantische Schulen. In Nesigode, Pfarrei Radziunz, besuchen 41, in Reichen, Pfarrei Kaulwitz, 47, in Schweinern 36 katholische Kinder die protestantischen Ortsschulen; an letzterm Pfarrort namentlich waren alle Bemühungen, eine katholische Schule zu gründen, bisher vergeblich. Diese Angaben mögen vorerst genügen; wir sind aber bereit, die Liste zu vervierfachen und behalten uns dies ausdrücklich vor."

11. April 1889, Bl. 1. Von der Ahr, 10. April. Zu dem Artikel in Nr. 95, Morgenausgabe, betr. die Schulinspection in Neuenahr bemerke ich, daß unter dem protestantischen Schulinspector nicht nur 400, sondern über 800 katholische Kinder mit zehn katholischen Lehrkräften stehen. Kein Pfarrer hat mehr seit der Culturkampfszeit bei der Regierung in Koblenz Gnade gefunden.

12. April 1889, Bl. 1. Kreis-Schulinspectoren in Ermland. Aus Braunsberg wird der „Germania" geschrieben: „Abgesehen von dem verheirateten katholischen Geistlichen Schrötter, der in Thorn als Schulinspector seit vielen Jahren fungirt, hatte die durchaus deutsche und loyale Diöcese Ermland vor einigen Jahren zwei lutherische Pastoren, einen Altkatholiken, der eine protestantische Frau geheiratet hat und seine Kinder protestantisch erziehen läßt, einen ‚Auchkatholiken' und nur einen einzigen Katholiken als Kreis-Schulinspectoren. Als dann in einem Bezirk, Heilsberg, endlich ein Katholik angestellt werden sollte, wurden ihm die wenigen protestantischen Schulen nicht unterstellt, sondern als eigener Kreis-Schulinspector der Superintendent von Heilsberg ernannt. Jetzt sind an Stelle der oben erwähnten zwei protestantischen Pastoren Katholiken getreten; aber noch fungirt in dem katholischen Bezirke Braunsberg Herr Kreis-Schulinspector Seemann, der selbst Altkatholik, dessen Frau protestantisch ist und dessen Kinder protestantisch erzogen werden. In Rössel amtirt Kreis-Schulinspector Schlocht, dessen Frau protestantisch ist. Die Verhältnisse im Bezirke Stuhm sind ähnliche."

19. April 1889, Bl. 1. Oberschlesische Kreis-Schulinspectoren. Aus dem Kreise Grottkau schreibt man der „Schlesischen Volkszeitung": „Jüngst wurde in dieser Zeitung der königliche Kreis-Schulinspector Keihl ohne jede Einschränkung den römisch-katholischen Kreis-Schulinspectoren Schlesiens beigezählt, was in hiesigem Kreise befremdet hat, da Herr Keihl hier allgemein als Altkatholik gilt. Wollen wir auch gern zugeben, daß derselbe aus leicht erklärlichen Gründen in den letzten Jahren jede Verbindung mit jener Religionsgesellschaft aufgegeben haben und sich auch amtlich als Katholik bezeichnen mag, so steht doch unbestritten fest, daß Herr Keihl bei seinem Amtsantritte ausgesprochener Altkatholik gewesen und, soviel uns bekannt, bisher die kirchlich vorgeschriebenen Bedingungen zur Rückkehr in die römisch-katholische Kirche nicht erfüllt hat. Herr Keihl hat seiner Zeit dem Pfarrer in Grottkau ausdrücklich erklärt, daß dieser nicht sein Pfarrer sei, weil er altkatholisch sei; dementsprechend hat er auch ehedem seine beiden Söhne auf dem Brieger Gymnasium als Altkatholiken angemeldet und dieselben auf die Bemerkung des Directors hin, daß an der Anstalt altkatholischer Unter-

richt nicht ertheilt werde, an dem katholischen Religionsunterricht nicht Theil nehmen lassen. Diese Thatsachen machen es wohl erklärlich, daß man im hiesigen Kreise Herrn Keihl immer noch als Altkatholik betrachtet, selbst wenn er in amtlichen Listen nicht als solcher geführt werden sollte." Herr Keihl gehört also zu den altkatholischen Kreis-Schulinspectoren. Der Procentsatz der letzteren steigt somit auf 5,40, der der katholischen fällt auf 43,27. Wir wiederholen: im Regierungsbezirke Oppeln fungiren: 35,13 % protestantische Kreis-Schulinspectoren, 5,40 % altkatholische, 13,51 % katholische, deren Kinder protestantisch sind, 43,27 % katholische, 2,70 % der Stellen sind zur Zeit vacant. Die Bevölkerung ist zu 89,3 % römisch-katholisch und nur zu 9,1 % protestantisch!

1. Mai 1889, Bl. 1. Berlin, 30. April. In dem unmittelbar an Berlin anstoßenden Dorfe Schöneberg besuchen 82 katholische Kinder die protestantische Gemeindeschule. Besuchten etwa 80 oder noch weniger protestantische Kinder eine katholische Schule, so würde die Errichtung einer protestantischen Schule mit protestantischen Lehrern nicht lange auf sich warten lassen; in Schöneberg ist weiter nichts zu erlangen gewesen, als daß ein katholischer Lehrer aus Berlin der Unter- und Oberstufe wöchentlich je zwei Stunden Unterricht im Katechismus ertheilt. Nur im Katechismus, nicht in der Biblischen Geschichte! In dieser erhalten nämlich die katholischen Kinder den Unterricht, obwohl derselbe den confessionellen Katechismusunterricht vielfach sehr nahe berührt, von protestantischen Lehrern! Wie mir glaubhaft versichert wird, werden von den protestantischen Lehrern auch auf den halbjährigen und den Entlassungszeugnissen die Angaben über Leistungen in der Religionslehre gemacht, dem katholischen Lehrer überhaupt weder die einen noch die anderen vorgelegt. Als ob der von dem katholischen Lehrer ertheilte katholische Religionsunterricht außerhalb des Schulorganismus stände, werden demselben weder Wochenbuch noch Versäumnißliste geliefert, auch keine amtliche Mittheilungen gemacht über die Namen neueingeschulter katholischer Kinder — diese Kenntniß muß der katholische Lehrer, oft mit großer Mühe, sich selbst verschaffen, was zur Folge hat, daß katholische Kinder manchmal wochenlang ohne Religionsunterricht bleiben —, ebensowenig über Verzug und Entlassung katholischer Kinder. Anträge auf Bestrafung von Schulversäumnissen sind von dem protestantischen Rector abgelehnt worden, weil der katholische Religionsunterricht nicht derartig in den Unterricht der Schöneberger Gemeindeschule eingefügt sei, daß ein Strafantrag als gerechtfertigt erscheinen könnte, und weil es ja auch möglich sei, daß die Kinder, welche den Religionsunterricht versäumten, protestantisch geworden wären. Daß diesen Uebelständen ein Ende gemacht werden muß, ist selbstverständlich. Hoffentlich wird es auch sofort geschehen, wenn nur der Behörde Anzeige gemacht wird.

10. Mai 1889, Bl. 1. Schulzustände in Schlesien. Nach dem „Plesser Stadtblatt" soll in Mittel-Lazisk, Kreis Pleß, eine mit 1000 Mark dotirte evangelische Lehrerstelle für die dort befindlichen 16 evangelischen Schüler errichtet werden. Da eine annähernd gleiche Zahl von evangelischen Schulkindern auch in Kobier und in Lonkau desselben Kreises vorhanden

ist, dürfte die Errichtung evangelischer Schulen auch in den letztgenannten beiden Ortschaften in nicht allzu weiter Ferne stehen. Wie „dringend nöthig" die neue protestantische Schulgründung in Oberschlesien, eben jene in Mittel-Lazisk, ist, mag daraus erhellen, daß man, um jene „erhebliche Anzahl" von 16 evangelischen Schülern zu erhalten, erst, wie der „Schlesischen Volkszeitung" geschrieben wird, vier benachbarte Ortschaften hat zu Hilfe nehmen und in das neue Schulsystem mit einbeziehen müssen. Wäre man doch auch so fürsorglich für die katholische Schuljugend! In dem von Lazisk nicht weit entfernten Dorfe Wilkowy unterrichtet bei 930 Mark Jahresgehalt ein katholischer Lehrer von 28 Dienstjahren 165 Kinder. Dem Lehrer der neuen protestantischen Schule mit 16 Zöglingen sind nach obiger Meldung alsbald 1000 Mark Gehalt zugesichert.

Wir wiederholen: Die vorstehenden Notizen, unmittelbar nur einem der vielen katholischen Tagesblätter entnommen, beschränken sich auf den Raum weniger Wochen; wir griffen den Zeitraum beliebig heraus, als wir gerade Zeit hatten, uns mit der Frage zu beschäftigen; der Pack von Zeitungsnummern, dem wir sie entnahmen, war, wenn wir uns recht entsinnen, nicht einmal vollständig; es kann leicht sein, daß wir auch einige einschlägige Notizen übersehen haben; selbst von den aufgefundenen haben wir noch ausgelassen.

Vorstehendes war schon geschrieben, als wir von einer neuerdings veröffentlichten Statistik über das gesammte Volksschulwesen Preußens für das Jahr 1886 erfuhren. Wie es nicht anders zu erwarten stand, bestätigt dieselbe in trauriger Weise die ungleiche Behandlung, welche Katholiken und Protestanten im Schulwesen erfahren. Immerhin jedoch ist anzuerkennen, daß man endlich die Lage der Dinge bloßlegt. Noch mehr aber freute uns die Versicherung in der einleitenden Denkschrift: es sei eine der großen Aufgaben der Unterrichtsverwaltung, die Schuleinrichtungen so zu treffen, daß alle Kinder nicht nur in der Religion, sondern auch in allen anderen Lehrgegenständen von Lehrern ihres Bekenntnisses unterrichtet würden. Leider begegneten uns bald darauf wieder Thatsachen, die sehr nach Enttäuschung schmecken. Nur einige derselben seien beispielsweise hier angeführt.

Die „Köln. Volksztg." vom 13. Juni 1889, Bl. 1, schreibt:

Danzig, 10. Juni. Zur Parität auf dem Schulgebiete in Westpreußen erhält das „W. V.-Bl." aus Konitz folgende Zuschrift: „Seit dem 4. März d. J. ist der katholische Lehrer Jonke aus der katholischen Schule zu Bonk in Folge einer Diciplinar-Untersuchung aus dem Dienste entfernt. An seine Stelle ist der evangelische Lehrer Dickhof aus Karszin zur Vertretung von der Behörde dorthin befördert. Nun muß ich bemerken, daß

in der Schule 64 katholische und nur 11 evangelische Kinder sind. Seit dem 4. März, also schon drei Monate lang, entbehren die 64 katholischen Kinder demnach jeden Religionsunterricht. Und doch wäre es sehr leicht, dies abzustellen, denn die Ortschaft Karszin ist nur vier Kilometer entfernt. Dieselbe hat zwei katholische Lehrer; es wäre eine Kleinigkeit, einem derselben den Auftrag zu geben, in Bonk den katholischen Unterricht zu ertheilen. Dennoch geschieht nichts! Warum nicht?"

In der „Köln. Volksztg." vom 19. Juni 1889, Bl. 1, lesen wir:

Danzig, 16. Juni. Zur Beleuchtung der „Parität" auf dem Schulgebiet in Westpreußen schreibt man dem „Westpr. Volksbl." aus Zuckau: „In dem nicht weit von hier gelegenen Kirchdorf Rheinfeld befindet sich eine zweiklassige Schule mit zwei Lehrern und 106 Schülern, von denen 54 katholisch und 52 evangelisch sind. Man wird glauben, daß der eine Lehrer katholisch, der andere evangelisch ist. Allein beide Lehrer sind evangelisch. Am 1. October v. J. wurde der erste Lehrer, Hr. Meyer, daselbst auf seinen Antrag pensionirt, und in dessen Stelle ist von der Behörde wieder ein evangelischer Lehrer angestellt worden."

Ferner wird in der „Köln. Volksztg." vom 2. Juli 1889, Bl. 1, berichtet:

Posen, 30. Juni. In der Gemeinde Bronislawic bei Strzelno ist die Anstellung eines zweiten Lehrers nothwendig. Die Schule besuchen 100 katholische und 6 evangelische Kinder. Der Schulvorstand ist mit Anstellung eines zweiten Lehrers einverstanden, sofern derselbe ein Katholik wäre. Die Regierung besteht aber darauf, daß zum zweiten Lehrer nur ein Protestant berufen wird, weil die Schule von 6 (sechs) protestantischen Kindern besucht werde. Wolle die Gemeinde einen zweiten katholischen Lehrer, so müsse sie ihn selber unterhalten. Im Gegensatz hierzu sei hervorgehoben, daß in Lonk, in Ciencisk und in Zbytow, wo die eine Hälfte der Schulkinder katholisch und die andere Hälfte evangelisch ist, nur je ein evangelischer Lehrer angestellt ist. Die von den Katholiken der betreffenden Gemeinden erbetene Anstellung eines zweiten und zwar katholischen Lehrers wurde von der Regierung als „nicht nöthig" abgelehnt. So wird dem „Kuryer Poznanski" aus Inowrazlaw zur Charakteristik der Schulverhältnisse im Osten geschrieben.

Was muß solchen Dingen gegenüber, die noch beständig ihren Fortgang nehmen, die katholische Bevölkerung Preußens denken? — —

L. v. Hammerstein S. J.

Liebfrauensommer.

Maria Heimsuchung ist ein liebliches und bedeutungsvolles Fest. Es ist der freundschaftliche Besuch der Gottesmutter, wie ein liebliches Idyll, und zugleich ein wichtiger, neuer Ansatz in der Entwicklung der Erlösungsgeschichte: es ist eben die erste Offenbarung der Menschwerdung, die erste Zuwendung ihres Gnadensegens und das erste öffentliche Aufleuchten der Verehrung Unserer Lieben Frau in der Welt.

Wie der Sommer im Leben und Anblick der Natur, so bringt auch dieses Fest, mit dem Entglimmen des Sommers begangen, lebhaften Scenenwechsel im Aussehen des kirchlichen Lebens in katholischen Ländern. Es ist, als wenn das Magnificat, in den stillen Räumen des verwandtschaftlichen Hauses angestimmt, auf den Fittichen der Winde hinausgetragen, allerorts lebendigen Wiederhall fände, und als wenn der eilende Gang der Hochbegnadigten über die Höhen und Thäler des Gebirges Juda das Zeichen würde einer allgemeinen Bewegung: es ist, als ob der Wandertrieb sich des katholischen Volkes bemächtige. Dasselbe kann sich nicht mehr still zu Hause halten, es muß hinaus in die Weite, und zwar in Schaaren zu den alten, liebgewonnenen, heimischen Wallfahrtsstätten. Ganze Dörfer und Gegenden sind am Ziehen und Wandern. Lange, unabsehbare Züge, Männer, Kinder und Frauen, gefolgt von leinwandüberspannten Karren und Wagen, besetzen die Heer- und Verkehrsstraßen. Das Schauspiel könnte an die Wanderzüge unserer alten germanischen Vorfahren erinnern, die, von der Hand der Vorsehung geführt, aus den Steppen Innerasiens über den Ural kommend, in unsere Gegenden zogen. Es blitzt aber jetzt nicht Schild und Schwert in der Sonne, sondern Kreuz und Rosenkranz; nicht wilde und rauhe Kriegsgesänge erschallen, sondern lautes Beten und die lieben Wallfahrtslieder; es sind nicht Eroberungszüge, sondern friedliche und freundliche Massenbesuche des katholischen Volkes bei der Lieben Frau und Mutter der Christenheit. Es ist dieses Wallfahrtsleben gleichsam das Mobilwerden der Marienverehrung, und es drückt dem Sommer und Herbste mancher katholischer Gegenden ein ganz eigenthümliches und auffälliges Gepräge auf, namentlich in der Zeit zwischen den beiden Frauentagen Maria Himmelfahrt und Maria Geburt. Man könnte diese Tage auch füglich Unserer Lieben Frau Sommerfreude nennen.

Es sind diese Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau, in ihrem Wesen gefaßt, nur Aeußerungen und Bethätigungen der Marienverehrung, die sich

in der katholischen Kirche so großartig ausspricht und entfaltet, daß sie Andersgläubigen oft wie eine unerklärliche Ueberschwänglichkeit und wie eine Art Schwärmerei vorkommt. Es beweist aber solch ein Urtheil wenig tiefe Kenntniß unserer Religion und des Christenthums überhaupt. Wer auch nur oberflächlich eingeht auf das Wesen des Christenthums und unserer Kirche, der wird sehen, daß es so kommen muß und nicht anders kommen kann. Einige Gedanken über die Begründung der Marienverehrung in der Kirche mögen dieses eher andeuten als in erschöpfender Weise darthun, und dies mehr in der Absicht, um uns an dem zu freuen, was wir haben, als um es zu vertheidigen.

Bekanntlich baut sich unsere Religion und das Wesen unseres Kirchenthums aus drei Hauptbestandtheilen auf, deren Beweis und Entwicklung den Inhalt unserer Religionshandbücher bilden. Es sind diese drei Hauptbestandtheile Glaube, Sittengesetz und Gnadenmittel. Zu diesen drei wesentlichen Fundamenten des Christenthums steht nun die Marienverehrung in der innigsten und wesentlichsten Beziehung.

I.

Der Glaube umfaßt den Schatz der geoffenbarten übernatürlichen Wahrheiten, welche wir annehmen und festhalten müssen, wenn wir katholische Christen sein wollen. Zu diesem Glauben nun steht Maria in einer doppelten Beziehung.

Erstens gehört Maria in mehrfacher Beziehung zum materiellen Inhalt unseres Glaubens. Maria ist wesentlich eingetragen als ein Theil in die Summe der Glaubenswahrheiten, mit anderen Worten, wir müssen manches von Maria gläubig annehmen, wenn wir nicht am Glauben und an der ewigen Seligkeit Schiffbruch leiden wollen. Dieser Stücke sind namentlich vier: erstens, daß Maria ohne Erbsünde empfangen ist; zweitens, daß sie nie eine persönliche, nicht einmal eine läßliche Sünde begangen; drittens, daß sie stets Jungfrau gewesen und geblieben; viertens endlich, daß sie wirklich und wahrhaft Gottesmutter ist. Die Erhebung der ersten Wahrheit zum Glaubenssatz durch Pius IX. im Jahre 1854 ist ein glorreicher Denkstein in der Geschichte unseres Jahrhunderts. Die zweite Wahrheit ist unter anderm genügend ausgesprochen von der Kirchenversammlung von Trient, indem sie sagt, „die Kirche halte fest, daß Maria durch ein besonderes Privilegium Gottes nie eine läßliche Sünde begangen" (Sess. 6, can. 23). Die dritte Wahrheit ist feierlich verbürgt durch das Concil vom Lateran unter Martin I. (can. 3), die vierte Wahr-

heit endlich war das ruhmreiche Erkenntniß der Kirchenversammlung von Ephesus gegen den Ketzer Nestorius. Kein gläubiger Christ kann sich also gleichgiltig und unentschieden Maria gegenüber verhalten. Sie ist in die Glaubenssumme aufgenommen, die er bei Verlust der ewigen Seligkeit für wahr halten muß. Selbst wenn er das Apostolische Glaubensbekenntniß betet, bekennt er gläubig Maria. Es ist dieses das bündigste aller Glaubensbekenntnisse, bloß die allgemeinsten und wichtigsten Glaubenswahrheiten sind in dasselbe aufgenommen. Maria steht aber darin, und nicht gelegentlich wie Pilatus, sondern mit der ganzen Erhabenheit und Majestät ihrer eigenthümlichen Stellung und Bedeutung, mit der Würde der Jungfrau und Gottesmutter. Wer also Katholik sein will, kann ihr die Huldigung, die im Glauben liegt, nicht versagen. Und diese Huldigung ist die erste und wichtigste, und alles andere folgt aus derselben.

Maria steht aber infolgedessen noch in einer andern Beziehung zum Glauben. Wenn der Christ seinen Glauben kennt und dessen schöne Verkettung übersieht, ist ihm Maria selbst ein Abriß seines Glaubens und ein höchst liebliches und umfassendes Glaubensbekenntniß. Durch die vier Wahrheiten, mit denen Maria im Glaubensinhalt wurzelt, streift sie das ganze Gebiet des Glaubens und steht mit allen Theilen desselben in der innigsten Verbindung. Die Wahrheit ihrer unbefleckten Empfängniß gibt erstens Zeugniß von dem Dasein der übernatürlichen Ordnung der Gnade, in welcher Gott den Menschen geschaffen und welche nach Gottes Wille sein Lebenselement sein und sich in ihm zur einstigen Glorie durch die unmittelbare Anschauung Gottes verklären soll. Sie gibt zweitens Zeugniß von dem Abfall von dieser Ordnung durch die Sünde, von der Maria durch ein Privilegium der Begnadigung frei geblieben ist. — Die Wahrheit der göttlichen Mutterschaft aber bezeugt und bestätigt die Erlösung und die Erhebung aus diesem Falle durch die Menschwerdung Gottes zu einer ganz neuen und viel herrlichern Ordnung. Ja, Maria selbst betritt im ersten Augenblicke ihres Daseins die Welt nicht bloß als Zeugin, sondern als unübertroffenes und herrlichstes Gebilde dieser neuen Ordnung. Sie ist die Erlöste mit Vorzug und Auszeichnung, die herrlichste Frucht des Erlösungsblutes, die glorreiche Trägerin unserer vergangenen und künftigen Herrlichkeit. Des weitern bezeugt ihre göttliche Mutterschaft das Geheimniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Wo ein Gott Sohn ist, ist auch ein Gott Vater, und dieser Gottessohn wird in der Zeit empfangen und gebildet von dem Heiligen Geiste. Selbst das Geheimniß der Kirche dämmert schon in der Thatsache der göttlichen Mutterschaft. Dieser Gottessohn, der

sich eine irdische, menschliche Mutter wählt, will offenbar in die Menschheit sich einbauen, will sichtbare und greifbare Gestaltung unter uns gewinnen; er will ein Reich, eine Herrschaft haben; die physische Einverleibung in Maria soll eine geistige Ausdehnung in der Menschheit und eine Einverleibung derselben im Geiste bewirken, mit einem Worte, der wirkliche Leib Christi durch Maria muß auch einen mystischen Leib zur vollkommenen Ausgestaltung haben. Und dieser mystische Leib ist eben die Kirche. So neigen alle großen göttlichen Thatsachen ihre Strahlen Maria zu, gehen wieder von ihr aus und verketten sich in ihrem Lichtbilde zu einer schönen, lieblichen und majestätischen Einheit. Wie die Blätter der Königin der Blumen ihren Sitz und Ausgang in dem goldenen Stern des Kelches haben, so entfalten auch die Geheimnisse des Glaubens ihre Lichtkrone aus der göttlichen Mutterschaft Maria's. In diesem Sinne ist sie wirklich, wie die Kirche sie nennt, die geheimnißvolle, mystische Rose des Glaubens, das Weib mit der Sonne bekleidet (Offenb. 12, 1). Dieses gilt namentlich zunächst von den Geheimnissen des Lebens und Leidens Jesu. Maria ist Gottesmutter. Das ist der schlagendste und rührendste Ausdruck des großen Geheimnisses der Menschwerdung. Unser Gott ist herabgestiegen, hat ein irdisches, menschliches Dasein gewonnen; er ist Mensch und in allem uns gleich geworden, er hat ein irdisches Vaterland, eine Nationalität, er hat eine Mutter, und vor allem eine Mutter, die er ehrt und liebt nicht bloß mit der Liebe des Kindes, sondern auch mit der Anerkennung und Auszeichnung, die er ihr zollt als Erlöser und Messias. Alles bringt er mit ihr in Verbindung, sein Dasein und sein Werk, seine Empfängniß (Luc. 1, 38), die erste Begnadigung (Luc. 1, 41), das erste Wunder und den Glauben der Apostel (Joh. 2, 5. 11). Ueberall, wo Jesus ist, finden wir auch seine Mutter, in Nazareth, in Bethlehem, in Aegypten, am Kreuze und am Grabe. Ueberall hat er seine Mutter bei sich. Sie bringt Gott den Herrn uns nahe, menschlich nahe mit allen Liebreizen und rührenden Umständlichkeiten unserer Natur und unseres Daseins. Diese enge und wesentliche Verkettung Maria's mit dem christlichen Glauben ist so wahr und so durchgreifend, daß es kaum einen Angriff auf den Glauben, kaum eine Ketzerei gibt, die nicht auch in einer Beziehung Maria, ihre Privilegien, ihre Vorzüge und ihre Stellung trifft. Deshalb sagt auch die Kirche von Maria, sie habe alle Ketzereien in der Welt zerstört und zu nichte gemacht.

Das ist also die erste Begründung der Marienverehrung in der Kirche, ihre Beziehung zum Glauben, namentlich als Gottesmutter. Die eben an-

geführten Wahrheiten müssen wir von ihr glauben. Das ist der erste und wesentliche Act der Huldigung und Verehrung, den ihr jeder Christ zollen muß. Er ist auch das Fundament und der Grund von allem andern. Es gibt in der Marienverehrung, so großartig sie auch auftreten und sich äußern mag, keine Uebung und keine Bethätigung, die in dieser Beziehung Maria's zum Glauben nicht ihre Erklärung und ihre volle Rechtfertigung findet. Es gibt für die Kirche nichts wichtigeres als den Glauben. Wenn also das kirchliche Lehramt schon wiederholt den katholischen Erdkreis in Bewegung gesetzt und Kirchenversammlungen berufen, um die Würde und die Privilegien der Gottesmutter zu vertheidigen und festzustellen, dann pflegt es nur seine Aufgabe und das Amt, das ihm Christus aufgetragen, die Hinterlage des Glaubens, zu hüten (1 Tim. 6, 20). Kein Titelchen ihres Glaubens kann sie lassen. Eher gibt sie Erdtheile preis als einen Titel, den der Glaube Maria verbürgt. Wenn die katholische Wissenschaft Jahrhunderte sich abmühte, um die Wunder und Herrlichkeiten, die in Maria, dieser wunderbaren und großartigen Schöpfung, liegen, zu erforschen und auszulegen, dann thut sie nicht mehr, als die weltliche Wissenschaft auf ihrem Gebiete thut, um die Gesetze und Geheimnisse unseres kleinen Planeten zu entdecken, nicht mehr als Gott selbst, der Jahrhunderte thätig war, Maria vorzubereiten in den Wundern der natürlichen und übernatürlichen Schöpfung. Wenn die christliche Kunst nicht müde wird, die Vorwürfe zu den Schöpfungen ihrer Hand und ihres Geistes mit Vorliebe aus den Geheimnissen des Lebens Unserer Lieben Frau zu wählen und die Erde erfüllt mit ihren Gebilden in Ton und Farbe und Wort, lieblich und erhaben zugleich, dann beweist sie eben, welch ein Vorrath höchster Schönheit und welche Idealfülle in dem Leben dieses wunderbaren und einzigen Wesens liegt und wie Gott selber nirgends uns liebenswürdiger und herzgewinnender erscheint, als in Gesellschaft seiner Mutter. Wenn endlich das christliche Volk nicht lassen kann von der Liebe und Verehrung der Mutter Gottes, wenn es mit Vorliebe ihre Lieder singt, mit Vorliebe ihre Andachten pflegt, mit Vorliebe ihre Wallfahrtsstätten aufsucht und um ihre Gnadenorte sich drängt, dann beweist es eben nur den Sinn und die Gesinnung, welche der christliche Glaube ihm beigebracht, dann thut es nur, was zu Lebzeiten Christi selbst der Engel, Elisabeth, die Hirten und Könige, Simeon und Anna und das lobpreisende Weib im Evangelium gethan. Welch schönes und rührendes Vorbild wahrer Verehrung gegen Maria ist dieses Weib! Sie hatte vor ihren Augen die erhabene und herzgewinnende Gestalt des Gottmenschen,

sie sah die Wunder, die er eben that, sie hörte die Worte der Weisheit und Anmuth, die von seinen Lippen flossen, und voll Begeisterung will sie in einen Lobpreis dieses wunderbaren Wesens ausbrechen. Aber in einer ebenso lieblichen und geistreichen als natürlichen Wendung kehren sich ihre Gedanken und Worte der Mutter dieses herrlichen Sohnes zu, indem sie ausruft: „Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen" (Luc. 11, 27). Sie dachte, wie glücklich doch die Mutter ist, die solch ein gesegnetes Kind hat, wie selig das Wesen ist, das im Herzen dieses Kindes einen besondern Platz, das ein besonderes Recht hat auf seine Liebe und Verehrung. Sie beneidete diese glückselige Mutter und wünschte sich an ihre Stelle. Der Grund dieses Lobpreises aber ist nichts als die Beziehung Maria's zu Jesus, nichts als die Mutterschaft, die sie in ihrer Weise so kräftig ausdrückt. Es ist diese Frau das Vorbild und die Vorläuferin des christlichen Volkes und aller christlichen Geschlechter, die trotz alles Wechsels und aller Ungunst der Meinungen und Zeiten festhalten an der Liebe zu Unserer Frau, und ihren Rosenkranz in der Hand und ihre Lieder im Munde, frei und fröhlich ihren Weg ziehen durch diese Welt zum ewigen Ziele und Vollstrecker der Prophezeihung sind: „Es werden mich selig preisen alle Geschlechter, denn Großes hat der Herr an mir gethan" (Luc. 1, 48. 49). Wer glaubt denn an den Gottessohn und ehrt nicht seine Mutter? Wer ehrt überhaupt nicht den Sohn, wenn er seine Mutter ehrt? Solange noch das Credo lebt und gebetet wird von menschlichen Lippen, stirbt die Verehrung und der Lobpreis Maria's in dieser Welt nicht aus.

II.

Die zweite Begründung der Marienverehrung in der Kirche ist die Beziehung Maria's zum christlichen Sittengesetz, dessen Anforderung und Ziel sittliche Vollkommenheit und Heiligkeit ist. Die übernatürliche Heiligkeit ist die Frucht der Erlösung durch Christus, das Ziel des christlichen Lebens und die Bedingung zur Erreichung der ewigen Seligkeit. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, und vor ihr gilt nichts, als wahre, übernatürliche Tugend und Heiligkeit.

Maria ist nun das unübertroffene Vorbild der Heiligkeit. Zur Heiligkeit gehört vor allem das Freisein und die Reinheit von der Sünde. Von einer Sünde kann bei Maria nicht die Rede sein, sagt der hl. Augustinus (Lib. de nat. et gr. c. 42). Weder der Fluch der Erbsünde, noch der leisesten persönlichen Sünde ist an ihr. Das haben wir bereits gesehen.

Nicht einmal eine Trübung oder ein Anhauch irgend einer unordentlichen Regung der Begierlichkeit flog je über das reine Bild ihrer Seele, und dieses sowohl infolge eines besondern äußern Schutzes Gottes als der innern Gnadenmächtigkeit. — Zweitens besteht die übernatürliche Heiligkeit in dem Besitze der heiligmachenden Gnade und aller übernatürlichen Tugenden und Gaben, welche ihren Besitz begleiten. Maria besaß nun die heiligmachende Gnade nicht bloß vom ersten Augenblick ihres Daseins an, sondern auch in solcher Fülle und Herrlichkeit, wie sie nie die Seele eines Begnadigten geziert und je einen oder wohl auch die Gesammtheit der Heiligen zieren wird. Ihre Stellung und Würde als Gottesmutter ist eben eine ausnehmende, die alle geschaffenen Würden übersteigt. Danach war das Maß ihrer Gnade, immerhin geschaffen und endlich, aber unbegreiflich groß und wunderbar. — Endlich war Maria in dieser Gnade von Anbeginn innerlich und äußerlich durch die Gabe der Beharrlichkeit so befestigt, daß sie dieselbe nie verlor, im Gegentheil sie infolge der außerordentlichen Gnaden-Privilegien und glücklichen Lebensverhältnisse und infolge ihrer treuen Mitwirkung zu einem Schatze von Heiligkeit und Verdiensten steigerte, zu dessen Schätzung und Ergründung uns der Maßstab fehlt. Deshalb nannte sie der Engel schon vor der Empfängniß des Herrn „die Gnadenvolle" (Luc. 1, 28), und die Kirche nimmt keinen Anstand, auf sie Worte anzuwenden, die sonst von der ewigen Weisheit gesagt sind: „Ein Widerschein des ewigen Lichtes ist sie, der makellose Spiegel Gottes und das Bild seiner Güte" (Weish. 7, 26). Sie ist eben das königliche Wesen, an dem die Größe der Erde und die Herrlichkeit des Himmels offenbar werden, an dem Natur und Gnade ihre Wunder thun, an dem der Glanz der ursprünglichen Gerechtigkeit und der Hoheit der neuen Gnadenordnung auf das herrlichste wiederstrahlen sollten. Nach dem Gottmenschen ist Maria das vollendetste Abbild der Heiligkeit Gottes.

Das ist die Größe der Heiligkeit dieses bevorzugten Wesens. Aber was von außerordentlicher Bedeutung ist, dieses Riesenmaß innerer Heiligkeit stellt sich uns der äußern Erscheinung nach dar in den bescheidensten Verhältnissen eines gewöhnlichen Menschenlebens. Maria behauptete nie, auch nicht nach der Schätzung des Alten Bundes, einen bevorzugten Stand, wie der des gottgeweihten Lebens ist. Sie lebte stets in der Welt und in der Erfüllung von Obliegenheiten eines gewöhnlichen Familienlebens. Wer hatte eine Ahnung von der Hoheit und von den Schätzen der Weisheit und Begnadigung dieses außerordentlichen Wesens? Alles verhüllte der Schleier dieses gewöhnlichen Lebens, und nur die bescheidene Zier allgemeiner

Tugenden, die diese Lebensverhältnisse schmücken, wie Reinheit, Demuth und Geduld, ließ es zur Erbauung aller durchblicken. Ihre außerordentliche Reinheit und Jungfräulichkeit erschien unter diesen Umständen nach außen nicht als mehr, denn als die Keuschheit des ehelichen Standes. Von der Hoheit der Gottesmutter drang kein Strahl durch das Geheimniß dieses Ehebundes. Ihre Demuth verließ nie die bescheidenen Grenzen, die ihr Gott gezogen. Während alles um Jesus sich verändert und die Stellung wechselt, während Ungläubige Gläubige, Sünder Gerechte, Fromme aus dem Stande einfacher Gerechtigkeit durch wundersame Geistesgaben hochbegnadigt werden, andere aus niederm Stande zu den höchsten Würden und Stellungen des Reiches Gottes emporsteigen, ist sie und bleibt sie stets die ruhige, bescheidene, ergebene, arbeitende, nachdenkende und besorgte Mutter Jesu von Anfang bis zu Ende. Während der glorreichen Jahre des öffentlichen Wirkens wird ihr Name kaum genannt. Aber als ihr Sohn hinausgeführt wird zur Richtstätte und am Kreuze hängt, ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung und des Hasses, da tritt sie wieder die Rechte als Mutter an und erscheint unter dem Kreuze, um die letzten Seufzer ihres Sohnes zu belauschen und ihm den letzten traurigen Liebesdienst zu erweisen. Das Kreuz Christi hat tiefe und schmerzhafte Züge in das Leben und in das Herz der Mutter gerissen. Armuth, Arbeit, Verfolgung, Einsamkeit und Verwaisung traf sie der Reihe nach. Die mütterliche Liebe selbst wurde ihr zum bittersten Kreuze und zur qualvollsten Marter. Wo hat je ein Mutterherz so grausam gelitten wie das ihrige unter dem Kreuze? Und in allem Ungemach ist sie die heldenmüthigste Geduld und die erhabenste Starkmuth. Wie der Heiland, wird auch sie in allem versucht und uns gleichgestellt.

Das ist aber eine eigenthümliche Glorie ihrer Tugend und Heiligkeit, daß sie einerseits so unermeßlich groß, wundersam und ohne Beispiel, andererseits aber so einfach ist und in den Umrissen eines gewöhnlichen menschlichen Lebens sich bewegt. Dadurch wird sie, wie der Heiland auch, das Vorbild und Muster der Vollkommenheit und Heiligkeit für alle Stände und Verhältnisse, für reich und arm, für Laien- und Ordensstand, für das jungfräuliche und das eheliche Leben, für den beschaulichen und den thätigen Beruf. Alles findet an ihr ein mustergiltiges, brauchbares Vorbild, Licht, Kraft und Aufmunterung, namentlich in den einfachen Tugenden der Reinheit, der Demuth und Geduld, welche die Grundzüge jedes christlichen Lebensstandes sind. Ihr tugendliches Bild paßt in jedes Haus und in jede Lage. Wie gnadenreich und mächtig greift so Maria nicht ein in

das Leben des christlichen Volkes! Dies Vorbild ist nicht aus Sagen gesponnen und aus Himmelshöhen herübergeholt; es ist Leben, menschliches Leben, gewogen nach dem Maße und den Pfunden irdischer Freuden und Leiden, nur verklärt durch himmlische Hoheit und überirdischen Liebreiz. Maria ist das schönste, erhabenste und liebenswürdigste Ideal aller sittlichen Vollkommenheit und Heiligkeit.

Wer begreift nun aber den wohlthuenden, reinigenden, erhebenden Einfluß eines solchen Ideals? Ueberall steht es, überall begegnet es uns in tausend lieblichen Erscheinungen. Wie paradiesisches Morgenlicht steht es über der Erde und lichtet die tiefen Abgründe des Irrthums, der Schuld und irdischer Thorheit. Wie viele hat es vor bösen Wegen gewarnt, wie viele dem Strudel irdischer Lust entrissen, der Reinheit und Tugend zugeführt und für die höheren und überirdischen Ziele gewonnen! Sein Anblick bessert, seine Erscheinung ermuthigt, das Wohlgefallen an ihm ist schon eine Absagung an die Sünde und ein edler Aufschwung zur Tugend. Wer kann es dann also dem christlichen Volke verargen, wenn es Maria ehrt, wenn es seine Augen und seine Hände erhebt aus dem Werktag irdischer Bestrebungen zu diesem lichten Vorbild viel besserer Ziele und einer wesenhaftern Welt? Noch ist das Volk Gottes nicht so erdhaft geworden, in irdische Arbeit verloren und mit Erdengütern gesättigt, daß es die Last der Verschuldung nicht fühlt, daß es die Spur für die übernatürlichen Güter, für Tugend und Heiligkeit, verloren hat. Wir alle haben ein Ideal nöthig, sei es um die Schäden eines entweihten Lebens gut zu machen, um den Kampf gegen das Niedere, das an unseren Füßen hängt und uns stets erdwärts zieht, zu bestehen, oder um vom Guten zum Bessern und vom Bessern zum Besten zu erheben. Nun, das Ideal ist uns gegeben von Gott selbst und von der Kirche vorgehalten in den Sprüchen der ewigen Weisheit: „Meine Söhne, höret mich. Selig, die meine Wege bewahren. Höret die Lehre und seid weise und werfet sie nicht weg. Selig der Mensch, der mich hört und wacht an meiner Thüre Tag um Tag und harret an den Pfosten meines Thores. Wer mich findet, findet das Leben und schöpft das Heil vom Herrn" (Sprichw. 8, 32—35). „Meine Blüten sind köstliche und geschätzte Früchte. Ich bin die Mutter der schönen Liebe und der Furcht und der Erkenntniß und der heiligen Hoffnung. Bei mir ist Gnade jeglichen Weges und der Wahrheit, bei mir jegliche Hoffnung des Lebens und der Tugend" (Eccli. 24, 23—25). Wahrhaftig, solange in der Menschheit die Achtung und die Liebe gegen die Tugend nicht völlig unter-

gegangen, wird auch die Verehrung zu Maria nicht erlöschen. Ihr Tugendleben ist die Ehre der Menschheit.

III.

Der dritte Bestandtheil unserer Religion ist die Gnade und deren Vermittlung. Ohne die heiligmachende Gnade leben wir gar nicht übernatürlich, und ohne die wirkliche Gnade bewegen wir uns nicht, halten die Gebote nicht, üben die Tugend nicht, wie wir sollen, und sind überhaupt nicht im Stande, etwas Uebernatürliches zu thun. Die Gnadenhilfe aber kommt von oben und auf Wegen, die Gott allein verordnet. Ordentliche Wege und Gnadenmittel sind die heiligen Sacramente und das Gebet, und zwar in viel umfassenderer Weise das Gebet, weil es allgemeines Gnadenmittel ist. Das Gebet aber steigt auf sowohl von irdischen als von himmlischen Lippen. Und damit setzt nun Maria den dritten Grundstein ihrer Verehrung in der Kirche, durch die Macht, uns Gnade zu vermitteln durch ihre Fürbitte.

Und worin ist denn diese Macht Maria's, Gnade zu vermitteln, begründet? Vor allem darin, weil es Gott so gefallen. Die Gnade ist ein ganz unverdientes Geschenk Gottes, und an ihm ist es, Mittel und Wege zu bestimmen, auf denen uns die Gnade zukommen soll. Maria hat er nun einmal zum Kanal und zum Werkzeug gewählt, und dagegen gilt keine Ausrede. — Zweitens ist diese Macht in der Stellung Maria's begründet. Sie ist die zweite Eva. Die erste Eva sollte uns Stammmutter des natürlichen und übernatürlichen Lebens sein. Sie vermittelt uns aber nur das natürliche Leben, und statt Gnade nur Fluch. Gott hat aber seinen ersten Plan nicht aufgegeben, sondern nur in bessere Hände gelegt. Wie er uns einen zweiten Adam im Gottmenschen, so hat er uns in Maria eine zweite Eva bestellt. Sie ist nun unsere Mutter dem Geiste nach geworden. Sie soll aller Welt die Gnade vermitteln. Das ist ihre Aufgabe in der Menschheit. Nach Christus ist sie das vornehmste Werkzeug der Gnadenertheilung. — Drittens hat Maria den größten und entschiedensten Antheil an der Erwerbung der Gnade genommen. Bereitet, erkauft und erstanden wurde uns alle Gnade durch Christi Leben und Leiden. Wer hat nun Christus, unsern Gnadenschatz, uns erfleht, geboren und für die Erlösung aller geopfert? Wer ist den schweren Weg mit ihm gegangen von Bethlehem nach Aegypten, von Nazareth nach Jerusalem, von der Krippe bis zum Kreuze? Wenn sich also Christus einer Hand bedienen will, uns Gnade zu vermitteln, wer verdient dies mehr als

Maria? So hat es Christus selbst gehalten während seines irdischen Lebens. Die ersten Begnadigungen auf dem ganzen Gebiete des übernatürlichen Lebens vollzog er durch Maria, durch ihr Wort und auf ihre Fürbitte. Jesus durch Maria, durch Maria zu Jesus. Das war das Gesetz, und das ist Gesetz geblieben. Sie ist leibliche Mutter Christi und unsere geistige Mutter; sie half mit an der Bestellung des Gnadenschatzes, und sie ist das vornehmste Werkzeug zur Verwendung desselben. Es ist eine gegründete und sehr verbreitete Meinung der Gottesgelehrten, daß uns Gott keine Gnade verabfolge ohne irgend ein Zuthun Maria's. Wenigstens ist es gewiß und unzweifelhaft, daß es keine Gnade gibt, die wir nicht erlangen können durch Maria, und daß durch niemand der Welt größere und zahlreichere Gnaden zufließen als durch Maria. In der That, wer bekehrt mehr Sünder? Wer hilft mächtiger in jeder Noth, in persönlicher und öffentlicher, in zeitlicher und geistlicher Bedrängniß? Wer schützt mit stärkerm und siegreicherm Arm die streitende Kirche und streckt ihr mildes und tröstendes Scepter selbst über die stillen, dämmernden Gründe der leidenden Kirche? Sie hat Macht hüben und drüben. Sie ist der ausgestreckte Arm der Macht Gottes, der von den Enden zu den Enden der Erde reicht; sie ist das Auge der Barmherzigkeit Gottes, das alles Unglück erspäht; sie ist der milde Finger der Güte Gottes, der jedes Leid begütigend heilt und tröstet; sie ist die Mutter der Gnaden, aus deren gesegneten Händen ungezählte Strahlen des Lichtes und Trostes auf tausend Wegen unserer trüben Erde zufließen und die Abgründe des Unglücks und der Sterblichkeit aufhellen. Das alles beweisen die Blätter der Geschichte unserer Kirche und die verborgenen Annalen der Seelen, und so handgreiflich und augenscheinlich die vielen Gnaden- und Wallfahrtsstätten Unserer Lieben Frau. Niemand besitzt deren mehr auf dieser Erde als Maria. Sie sind die sichtbaren Gnadenthrone ihrer Güte, die sprudelnden Quellen ihrer ewig frischen Gnadenmacht; sie sind, wir möchten sagen, die Heilanstalten der Christenheit und der Welt, wo alle Leiden und Krankheiten Genesung finden. Das beweisen die Hände, die Füße, die Herzen, die Krücken und die hundert anderen Erinnerungszeichen, welche die Dankbarkeit dort für empfangene Wohlthaten aufgehängt hat.

Wenn dem so ist, wer wird sich dann wundern, wenn die gnaden- und trostbedürftige Menschheit sich da einfindet, wo Hilfe in jeder Noth zu haben ist? Ja, Maria ist der Ausdruck und die Trägerin der unbedingten Milde, Güte und Barmherzigkeit, einer Barmherzigkeit, die nie versagt, die nie erschöpft wird, einer Barmherzigkeit, durch tausend und

abermal tausend Ueberlieferungen, Erfahrungen und Thatsachen der Menschheit kundgethan und verbürgt. Unzählig sind die Andachten zu Maria, und alle sind gnadenmächtig und gnadenwirkend, wie alles an Maria, ihr Name, ihre Geheimnisse, ihre Bilder und Feste. Von ihren Altären geht eine Gnadenwolke, ein Licht- und Luftkreis des Heiles aus, unter dem die verschuldete Welt sicher ruht, wie es von der Weisheit heißt: „Meinen Thron habe ich auf einer Wolkensäule; am Himmel bewirkte ich ein unversiegbares Licht und gleichwie Nebelthau bedeckte ich die Erde" (Eccli. 24, 6. 7).

Das sind die Fundamente, mit welchen die Marienverehrung in dem Christenthum und in der Kirche wurzelt. Gott hat Maria eingebaut in die Grundfesten seiner Kirche, und was Gott vereint, wird keine Macht auseinandersprengen. Ohne Maria kein Christenthum, weil ohne Maria kein Christus. Das Reich Christi ist auch das Reich Maria's. Da wird sie geehrt, gepriesen, geliebt; da wird ihr gedient Tag um Tag, und da läßt sie die Segnungen ihrer milden, mütterlichen Herrschaft in königlicher Fülle fließen. Man will oft bemerkt haben, daß in katholischen Gegenden ein eigener Duft und Odem der Freude weht, man könnte ihn den katholischen Frohsinn nennen, während in anderen Ländern trotz aller Sättigkeit des irdischen Lebens so viel Traurigkeit daherschleicht. Es ist die Traurigkeit der Verwaisten. Da ist eben keine Mutter. Sie scheint weggestorben, und keine andere waltet sorgend und tröstend an ihrer Stelle. In der katholischen Kirche ist aber eine solche Mutter, überall begegnet uns ihr liebes Bild, und überall thut sich ihr gnadenspendendes und tröstendes Wirken kund. Ueberallhin ergießt sie das Oel der Freude und des Trostes. Sie tröstet durch den kernhaften Trost des Glaubens, dessen unbefleckter Schild sie ist; sie tröstet durch ihr schönes, besserndes, läuterndes und ermunterndes Vorbild der Tugend, deren leibhaftige und liebenswürdige Erscheinung und Offenbarung sie ist; sie tröstet in der Ungunst und in den Leiden des Lebens, indem sie die brennenden Wunden heilt oder durch ihren Gnadenbalsam begütigt. Schon die Idee von der Verehrung eines so hohen, gütigen und mütterlichen Wesens ist so schön, so lieblich, so herzgewinnend und breitet über die ganze Kirche einen so tröstenden und vertrauenerweckenden Hauch aus, daß das Herz wundersam bei ihr angeheimelt wird. O glückliches Volk, in dessen Religion alles, man möchte sagen, durch das Herz der Mutter geht! Die katholische Kirche ist wirklich „die Stadt der Fröhlichen" (Sprichw. 68, 7), und sie ist es durch Maria, die Ursache unserer Freude.

M. Meschler S. J.

Zur Würdigung des idealen Gehaltes mittelalterlicher Handwerksordnungen.

In den reichen handschriftlichen Schätzen der Bibliotheken und Archive lagen bis vor wenigen Jahren die culturhistorisch wichtigsten Denkmäler ohne jene Beachtung, deren sie werth waren. Heute werden sie nach Gebühr hochgehalten. Für die Erkenntniß der socialen Verhältnisse des ausgehenden Mittelalters dürfte nun schwerlich eine Handschrift bedeutungsvoller sein, als der freilich schon oft theilweise benutzte und veröffentlichte, noch nie aber als Ganzes ausgiebig behandelte Codex picturatus der Stadt Krakau, welcher seit 1825 der Jagellonischen Universitätsbibliothek gehört. Er enthält nicht nur viele Ordnungen der dort wohnenden deutschen Handwerker von 1367—1644, sondern auch 26 sehr gute Miniaturen, von welchen die meisten je einen Meister der verschiedenen Zünfte mit seinen Gesellen bei der Arbeit zeigen, so daß Text und Miniaturen sich in der glücklichsten Weise ergänzen. Da die betreffenden Ordnungen sich nicht wesentlich von denen der übrigen deutschen Innungen jener Zeit unterscheiden, gewinnt man durch jenen Codex rasch ein anschauliches und belehrendes Bild des deutschen Handwerkerlebens, aus dem hier einige Züge herausgehoben werden sollen. Die Arbeit wird erleichtert durch die vortreffliche Herausgabe der Texte und Bilder, die soeben bei Gelegenheit der ersten Jubelfeier des k. k. österreichischen Museums mit großmüthiger Unterstützung der Behörden erschien und einen neuen Beweis liefert für die Thätigkeit des genannten Museums und seines verdienten Direktors Bruno Bucher[1].

Ziel aller Gesetze und „Willküren" der Krakauer Zünfte war Ordnung. Ist diese Einheit in der Vielheit, so kam es darauf an, einerseits in dem großen Gemeinwesen viele einzelne Genossenschaften abzugrenzen und jeder die nöthige Zahl der Mitglieder zu sichern, andererseits jeglichem Mitglied und jeder Genossenschaft so viel freie und selbständige Beweglichkeit zu lassen, als die Verhältnisse zugaben.

[1] Die alten Zunft- und Verkehrs-Ordnungen der Stadt Krakau. Nach Balthasar Behems Codex picturatus in der k. k. Jagellonischen Bibliothek, herausgegeben von B. Bucher. Mit 27 Tafeln in Lichtdruck. Wien, Gerold, 1889.

Einen sichern und raschen Einblick in die Stellung der Zünfte zur Stadt und zu einander gewährt ein 1427 erlassenes Actenstück, wodurch die Waffenvorräthe der einzelnen Gilden bestimmt wurden. Es hatten nämlich deren Meister im Kriegsfalle als Bürgerwehr einzutreten, und bei Belagerung der Stadt ward ihnen der Schutz bestimmter Thürme und Thore anvertraut. Die Namen der alten Krakauer Befestigungswerke zeugen noch heute für diese Thatsache; denn man findet dort einen Posamentir-, Rothgerber-, Schwertfeger-, Tischler-, Trödler-, Wollenweber-Thurm und ein Schuster-Thor. Infolge solcher Einrichtung mußte die Zunft einen Waffenvorrath haben, dessen sie sich im Nothfalle bedienen könnte. Um diesen Vorrath in stand zu halten und zu vermehren, erhoben die Zunftmeister von denen, die Meister werden wollten, einen Beitrag „zur Besserung des Harnisch", wie von den Canonikern der deutschen Stifte eine Zahlung (oft 2 Mark) zur Anschaffung neuer Paramente für die Sakristei gefordert wurde. Beispielsweise hatte der neue Meister zu entrichten 1434 bei den Schneidern $^1/_4$ Mark = 15 Groschen, 1445 bei den Rademachern 6 Groschen, damals $^1/_8$ Mark, 1463 bei den Bogenmachern 18 Groschen, 1511 bei den Malern $^1/_2$ Mark. Bei den Kupferschmieden zahlte schon der Lehrling für seine Annahme 6 Groschen. Andere Zechen erlangten durch Strafgelder Beisteuer zu den Waffen. Weiterhin hatte jeder Kürschner vierteljährig 1 Groschen zu erlegen, jeder Rademacher 6, wenn er trotz der Aufforderung des Rathes bei einer Versammlung fehlte, ein Glasmaler 6, wenn er die Farben nicht einbrannte, der Maler $^1/_4$ Mark, wenn er anderen Arbeiter entfremdete.

Das 1427 von den Consuln der Stadt aufgenommene Verzeichniß der damals vorhandenen Waffenvorräthe beginnt nun also: „Schmiede haben 7 eysinhute und 1 panczer. Jr sult noch haben 2 panczer, 4 hantbochsen, 6 tartschin (Armschilde), 10 flegil. Goldschmiede haben 2 panczer, 2 tartschin, 1 eysinhut. Jr sult (noch) haben 6 panczer, 5 handbochsen, 10 flegil, 6 schilde, 6 eysinhut u. s. w." Der Vergleich der einzelnen Forderungen wird durch eine tabellarische Darstellung erleichtert. In derselben wird die erste Ziffer jeder Colonne angeben, wie viele Waffen man vorfand, die zweite, welche jede Genossenschaft bis zum Octavtage des hl. Michael neu anschaffen sollte. Der Rath drang schon damals auf Bewaffnung mit Feuergewehren und verlangte deren Ankauf. Doch liegt der Hauptnachdruck noch immer auf Spießen und Flegeln als Angriffswaffen, Eisenharnisch als Schutzmittel. Es waren vorhanden oder gefordert: Panzer, Brustbleche, Platten, Schurzeisen, Museisen, d. h. Armschienen, und Eisenhandschuhe,

dann Tartschen, d. i. Armschilde, große Vorstellschilde nebst litauischen Schilden, endlich Eisenhüte und eiserne Hauben mit Gehängen.

Bäcker, Schuster, Gerber, Kürschner, Schneider und Gerber treten in der statistischen Tabelle am stärksten hervor. Man muß indessen bei Beurtheilung aller Zahlen beachten, daß nur die der ganzen Innung gehörenden Waffen, nicht die der einzelnen aufgezählt werden. Laut der vierten Colonne fand man nur zwei Armbruste; daß aber viele Meister eine eigene besaßen, erhellt nicht nur aus dem Bestand einer eigenen Zunft der Bogenmacher, der eine Miniatur des Codex gewidmet ist, sondern auch aus einer andern Miniatur, worin noch 1505 eine Schützengesellschaft dargestellt ist, welche noch nicht mit Feuergewehren, sondern nur mit Bogen nach dem Vogel schießt.

Zünfte.	Panzer.	Eisenhüte.	Schilde.	Armbruste.	Büchsen.	Spieße.	Flegel.
Schmiede	1, 2	7, —	0, 6	0, —	0, 4	0, —	0, 10
Goldschmiede	2, 6	1, 6	2, 6	0, —	0, 5	0, —	0, 10
Gerber	8, 10	11, —	13, —	0, —	2, 6	0, 6	0, 10
Sattler	2, 2	5, —	3, —	0, —	0, 2	0, —	0, 6
Krämer	0, 5	0, 5	0, —	0, —	0, 5	0, 6	0, 6
Gürtler	4, —	6, —	1, —	0, —	0, 4	0, —	0, 6
Böttcher	0, —	4, 4	2, —	1, —	0, 2	0, —	0, 6
Maler	0, 2	0, 2	0, —	0, —	0, 2	0, —	0, 4
Weißgerber	5, 2	2, 3	4, —	0, —	0, 4	0, 10	0, —
Schweinemetzger	2, 3	5, —	3, —	0, —	0, 2	0, —	0, 6
Kürschner	0, 10	6, 10	6, —	0, —	0, 4	0, 6	0, 10
Messerschmiede	15, —	20, —	4, —	0, —	0, 4	4, —	0, —
Wollenweber	6, —	9, —	0, —	0, —	0, —	0, 4	0, 4
Kannengießer	1, 3	1, 3	0, —	0, —	0, 4	0, 6	0, —
Bäcker	11, —	4, —	9, —	0, —	0, 4	0, —	0, 10
Handschuhmacher	5, —	2, —	4, —	1, —	0, 4	0, —	0, —
Riemer	2, 4	3, —	2, —	0, —	0, 2	0, 6	0, —
Bogenmacher	0, 2	0, —	0, —	0, —	0, 2	0, —	0, 6
Schneider	11, —	16, —	10, —	0, —	0, 6	0, —	0, 10
Schuster	8½, 10	13, —	14, —	0, —	0, 5	0, 10	0, 10
Schwertfeger	0, 2	0, 2	0, 3	0, —	0, 5	0, —	0, 10
Hutmacher	4, 2	4, —	0, 4	0, —	0, 4	0, —	0, 6
Selczer (?)	0, —	2, —	4, —	0, —	0, 4	0, 6	0, 10
Tappir (?)	0, —	0, 2	0, —	0, —	0, —	0, 8	0, 8
Bierbrauer	0, —	0, 2	0, 4	0, —	0, —	0, —	0, 10
Fleischer	0, 8	0, 8	0, —	0, —	0, 4	0, —	0, —
26 Zünfte	160½	170	104	2,	90	72	158
		170	104		92	220	
		274			312		

Weiterhin sind nicht alle Zünfte genannt. Es fehlen z. B. die in den Miniaturen dargestellten Rademacher und Wagner, Nadler, Seifensieder und Bader. Beachtenswerth ist aber andererseits, wie Handwerker, die heute als zusammengehörig gelten, in Abtheilungen geschieden sind; finden wir doch als getrennte Körperschaften: Sattler, Gürtler und Riemer, daneben Gerber und Weißgerber, dann: Schmiede, Messerschmiede und Schwertfeger. Weitere Einzelheiten wird jeder, der in die Verhältnisse tiefer eindringen will, aus der Tabelle S. 259 entnehmen können.

Durch die Tabelle ist die große Zahl der Zünfte, ihr Verhältniß zur Stadt und zu einander, sowie deren relative Bedeutung statistisch dargestellt. Suchen wir, tiefer eindringend, die innere Verfassung zu erörtern. Jede Zunft war von unten nach oben strenge gegliedert in Lehrlinge, Gesellen, Meister. Wie Lehrlinge und Gesellen ihrem Meister zum Gehorsam verpflichtet waren, so standen alle unter den erwählten „Zechmeistern", in höherer Instanz unter den Rathsherren der Stadt. Als Zechmeister konnten laut den 1489 erlassenen Artikeln bei den Goldschmieden nur Meister von Meistern erwählt werden. Da die Meister in alte und junge Brüder vertheilt waren, so wählten zuerst die jungen aus den alten einen Zechmeister, dann stellten sie aus ihrem Kreise vier auf, aus denen die alten einen nahmen. So ging es fort, bis je sechs alte und junge erwählt waren, welche den geschworenen Zwölfer-Rath der Zeche bildeten. Für die jährliche Rechnungsablage wurden zwei eigene Meister erwählt, ein alter von den jungen, ein junger von den alten. Besondere Vorrechte scheinen die alten Meister nicht beansprucht zu haben. Doch bietet die Böttcherordnung das Statut: „Sollte Mangel an Gesellen sein, dann soll ein jüngerer Meister dem ältern (bei Annahme der Gesellen) nachstehen."

In den Zunftversammlungen herrschte strenge Ordnung; befehlen doch die Statuten der Pelzwirker 1377: „Wer etwas zu reden hat, der soll mit der Aeltesten Verlaub und Lob stehend reden. Thut er das nicht, soll er 1 Groschen büßen. Wer da kommt nach der dritten Frage, der gibt $^1/_2$ Groschen; es seien ihrer viele oder wenige (die fehlen). Wer in die Zeche nicht kommt, wenn es ihm geboten wird, der gibt 1 Groschen zur Buße. Wer ein böses Wort in der Zeche spricht, der gibt 1 Groschen. Wer mit freventlichem (d. i. schlechtem) Harnisch oder keinerlei Waffen in die Zeche tritt, der gibt 1 Mark, die soll halb der Stadt sein. (Die Waffen wurden abgelegt vor der Versammlung.) Wer mit Frevel aus der Zeche läuft ohne der Meister Urlaub, der gibt 6 Groschen (ungefähr

$^1/_{10}$ Mark)." Bei den übrigen Zünften galten ähnliche Sätze. Man ist überhaupt berechtigt, die wichtigeren Gewohnheitsregeln einer Zunft als auch in der andern geltend anzusehen. Bei den Bäckern wird 1458 festgesetzt: „So einer den andern beredet oder beschämt und das gegen ihn (Geredete) nicht beweisen noch sicherstellen kann, derselbe Bereder verbüßt der Zeche 4 Pfund Wachs. So die Morgensprache (Versammlung) ist, welcher dann nicht schweigt, wenn es ihm befohlen wird, und darüber ‚Murmelungen' macht, der verbüßt der Zeche 3 Groschen. Wer mit eigenem Willen unberufen vor den Tisch tritt ohne der Aeltesten Erlaubniß, wer aus der Zeche weggeht und wer ungehorsam ist, der verbüßt der Zeche 3 Groschen." Die Riemer bestimmten 1463: „Wer, wenn die Meister ‚Meisterbier' trinken, das Bier verschmäht oder nicht kommt, der gibt der Zeche 1 Groschen zur Buße. Auch wer solches Meisterbier eingießt, der nicht dazu gesetzt ist, derselbe verbüßt auch 1 Groschen. Ist auch irgend ein Meister ungezogen während des Meisterbieres, der verbüßt 1 Eimer gutes Bier."

Schon diese den äußern Anstand regelnden Satzungen lassen vermuthen, wie streng auf gute Arbeit gesehen wurde. Die Aeltesten überwachten alle und sorgten, daß die Ehre ihres Handwerks hochgehalten ward, daß das Material tauglich, die Ausführung tadellos war. Stellen wir einige Satzungen zusammen, aus denen das erhellt: „Kein Böttcher soll faules oder verdorbenes Holz kaufen und verarbeiten bei Strafe von $^1/_2$ Pfund Wachs. Die Zunftmeister sollen, damit die Menschen nicht zu Schaden kommen, eine solche Arbeit in Gemäßheit ihres Eides verderben und vernichten, darum jeden Monat die Arbeiten und das Material bei jedem Meister besichtigen" (1644). Bei den Zinngießern und Goldschmieden mußte der Zechmeister umhergehen und bei jeder Arbeit zuschauen, ob die Mischung der Metalle vorschriftsmäßig sei. „Wer unter Goldschmieden ergriffen wird mit böser Arbeit einmal, zweimal, dreimal, der soll jedesmal 6 Groschen büßen und das verarbeitete Stück verlieren. Verfiele aber einer zum viertenmale, so soll man ihm seinen Kramladen zuschließen und dem Rathe das offenbaren." „Keiner unter den Hutmachern soll falsches Ding haben, und bei wem man falsches Ding findet oder erfährt, woher es kommt, soll man mit ihm verfahren wie mit einem rechten Fälscher." „Jeder Töpfermeister muß seine Arbeit gut machen, die Thonerde gut zubereiten und sein Werk gut ausführen. Wenn aber einer böse oder nicht gut gebrannte Arbeit zum Verkauf ausstellt und durch die geschworenen Aeltesten herausgefunden und überwiesen

wird, soll er gehalten sein, diese ungenügende Arbeit vom Markte nach Hause zurückzutragen und der Innung zur Aufbesserung der Waffen 1 Pfund Wachs zu zahlen."

Waren durch solche Bestimmungen die Käufer vor Uebervortheilung geschützt, so suchten andere Sätze die Meister vor zu starker Concurrenz zu bewahren. Auswärtigen oder nicht geprüften Meistern war selbständiges Arbeiten in der Stadt verboten. Nur auf dem Jahrmarkt durften Auswärtige ihre Waare feilbieten. Da dieses erlaubt war, mußten die städtischen Meister wenigstens so gut und so billig arbeiten, wie jene auswärtigen. Selbst den zünftigen Meistern waren enge Schranken gezogen. Die Zahl ihrer Lehrlinge und Gesellen durfte je nach dem Gewerbe nie über 2, 3 bis höchstens 4 gehen; für die Bäcker war genau bestimmt, wie groß die Oefen sein, wie oft sie benutzt werden könnten. Seifensieder und Töpfer wußten genau, wie viel sie anfertigen oder zum Markt bringen konnten. Dazu durfte jeder Meister nur das anfertigen, was in den Bereich seines Handwerkes fiel. Verboten war z. B. den Schneidern, Tücher zu verkaufen, weil dies den Gewandschneidern (d. h. Tuchhändlern) vorbehalten war; den Messerschmieden, Säbelklingen zu fegen, weil die Schwertfeger dies zu thun hatten. Die Böttcher machten nur die großen, die Legler dagegen kleine Gefäße, die Schlosser Gitterwerk, die Schmiede Anker u. s. w.

Mit Recht wurde die sittliche und religiöse Ordnung als Grundlage, als bester Schutz jeder andern betrachtet. Es zeugt für den praktischen Sinn dieser Handwerker und die verständige Beurtheilung menschlicher Verhältnisse, daß sie nur solche Gesellen als Meister aufnahmen, welche gleich nach Vollendung ihrer Vorbildung heirateten, also eine Familie bildeten, oder dies in kürzester Zeit (z. B. bei den Bogenmachern spätestens nach 13 Wochen) thaten. Wenn ein Meister länger unverehelicht blieb, als erlaubt war, oder im Ehebruch lebte, mußte er angezeigt und bestraft werden. Gesellen sollten ledig bleiben. Da es aber leicht war, zum selbständigen Meister aufzusteigen, und die Zunftordnungen darauf hinzielten, jedem ehrlichen Meister, selbst den Anfängern, ausreichenden Verdienst zu gewährleisten, auch der Zeitpunkt des Anfertigens eines Meisterstückes nicht weit hinausgeschoben war, lag im Verbot der Heirat für die Gesellen ein mächtiger Antrieb zu Fleiß und Fortschritt. Die Lehrzeit dauerte nur 3 bis 4 (bei den Malern später 6) Jahre; bloß bei Malern und Goldschlägern wurde eine zweijährige Wanderung verlangt; die Zeit zur Anfertigung der Meisterstücke war kurz, und für die Aufnahme als

Meister forderte man nicht ein eigenes Vermögen, sondern nur eine Einlage in die Kasse und ein mäßiges Festmahl. Somit konnte jeder junge Mann, den Gesundheit, Fleiß und Sittlichkeit überhaupt zur Gründung eines Hausstandes tüchtig machten, sich leichter, besser und früher verheiraten, als dies heute der Fall ist. Es liegt auf der Hand, wie sehr die sittliche Haltung einer ganzen Stadt dadurch gehoben werden mußte.

Die Frau eines Meisters gehörte als Meisterin zur Zunft. Alle Meister der betreffenden Gilde mußten bei ihrem Todesfall wie bei dem des Meisters zum Begräbniß und zu den Seelenmessen geladen werden. Ausbleiben oder Zuspätkommen verursachten eine Geldstrafe. Trotz ihrer Zugehörigkeit zur Zunft wurden die Meisterinnen doch in die ihnen durch die Natur gezogenen Schranken gehalten. Die Stadtsatzungen von 1468 beweisen dies durch die Bestimmung: „Keine Frau soll vor Gericht kommen, die ihren Mann hat; denn der soll sie vertreten und ist ihr Vormund." Wie die Frauen zu ihren Männern standen, erhellt zum Theil aus den Miniaturen; beim Krämer verkauft die Frau, beim Bäcker hilft sie neben dem Ofen, beim Tischler erwärmt sie den Leim, beim Bogner sitzt sie am Stickrahmen, beim Schuster am Spinnrocken. Die Handwerksordnungen verlangen, daß auch die Meisterin der Zunft Ehre mache. So heißt es in den Statuten der Bäcker 1458: „Jeder, Bäcker oder Bäckerin, oder ihre Kinder und ihr Gesinde, alle sollen zu Ehren der Stadt, des ganzen Handwerks und ihrer Bäckerzunft ehrbarlich und züchtiglich leben mit Worten und Werken. Würde sich aber jemand zanken oder mit Scheltworten andere übel behandeln oder einem andern seine Kunden entfremden, und würde dieses Uebertreten bewiesen, dann verbüßt er, es sei, wer es sei, so oft es geschieht, 1 Pfund Wachs." Die Hutmacher erklärten sich 1377 noch deutlicher: „Welche Frau die andere übel behandelt, es sei in Schimpf oder Ernst (d. h. in Wort oder That) und ungerecht wird, die büßt 1 Groschen; und welche dabei gewesen ist, und dies den Meistern verschweigt, die büßt auch 1 Groschen."

Fleißige Arbeit, die Bewahrerin aller Ordnung, war dem Meister nöthig zum Auskommen; bei den Gesellen mußte sie wegen der sorgenloseren Stellung und des Leichtsinns der Jugend mit Ernst erzwungen werden. Wenn ein Handwerksknecht „blauen" Montag machte oder an anderen „Werkeltagen" ohne redliche Ursache feierte, mußte der Meister ihn laut der städtischen Verordnung von 1390 bei Gehorsam und Treue, die er der Stadt schuldig ist, den Herren Rathsmännern anzeigen oder selbst Strafe zahlen. Die Malerordnung sagt 1490: „Kein Gesell soll

Feiertag machen oder aufstehen von der Arbeit ohne des Meisters Urlaub, um zum Bier zu gehen oder zu leichtsinnigem Herumtreiben. Keiner soll nicht zur rechten Zeit zur Arbeit kommen oder vor der bestimmten Zeit davongehen. Wer in einem dieser Dinge schuldig erfunden wird, soll seines Wochenlohnes entbehren; denn durch dergleichen Eigenwilligkeit müssen die Meister verderben." Für die Töpfer wurde bestimmt: „Der Geselle, welcher am ersten Tage nach einem Feste ohne gerechten Grund ausbleibt, weil er in der Schenke oder beim Spiel liegt, soll während der ganzen Woche nicht zur Arbeit zugelassen werden; kein Meister soll ihn aufnehmen, wie dies auch bei den anderen Innungen Sitte ist."

Eine städtische Verordnung hatte schon 1392 solches Ausbleiben von der Arbeit streng untersagt, andererseits eine Ueberbürdung der Gesellen verboten: „Daß die Knechte keinen guten Montag sollen haben nach der alten Satzung der Stadt, und daß sie ihren Meistern in großer Nothdurft zu heiligen Zeiten nicht länger arbeiten sollen als bis Mitternacht." Die Sonntagsruhe wurde strenge beobachtet; nicht einmal Ausstellen der Waaren war erlaubt. „Kein Böttcher soll einem Schankwirth am Feiertage Gefäße ausbessern, außer wenn eine dringende Noth dessen wäre, deren vor dem Feiertage der Schankwirth nicht gewahr wurde, und wenn die Ausbesserung ohne Schaden des Wirthes nicht verschoben werden könnte."

Ueber die Arbeitszeit geben die 1512 für Maurer und Zimmerleute erlassenen Regeln Nachrichten. Sie mußten bei Tagesanbruch zur Stelle sein, um zu arbeiten bis zu der eine halbe Stunde dauernden Frühstückszeit, dann bis zum Mittag; nach einer Stunde Ruhe folgte Arbeit bis zu der eine halbe Stunde währenden „Merende", weiterhin bis eine Stunde vor Sonnenuntergang. Der Meister hatte mittelst einer Sanduhr die Pausen genau zu bestimmen.

In den 1428 erlassenen Satzungen der Wollenweber begegnet man nach einem naiven Eingange sehr strengen Bestimmungen gegen das Spiel. Der Eingang lautet: „Die Knappen und Meister von Krakau, Kazmer und Florenzia vor Krakau sind zusammengekommen am Feiertage der hl. Maria Magdalena. Da boten die Knappen, die Meister und das ganze Handwerk den Rathsmännern Gruß, miteinander sprechend: ‚Liebe Meister, wir bitten euch durch Gott, behaltet unser Handwerk bei Ehren wie andere Handwerke, daß man auch uns halte, wie man hält von anderen frommen Handwerken.' Da sprachen die Rathsmeister: ‚Liebe Gesellen, gern. Er-

zählt uns von den Sachen.' Da sprachen sie: ‚Liebe Meister, wir bitten euch.'" Der dritte dann vorgeschlagene und angenommene Artikel lautet: „Item, welcher Geselle Würfel auflegt und Geld davon nimmt, was Loterbuben zukommt und nicht ehrbaren Handwerkern, oder Würfel aufklaubt, was auch den Buben zukommt, der soll dem Handwerk nicht gut genug sein." Die Bäckerverordnung von 1458 stellt fest: „Wenn ein Meister des Handwerks mit einem andern spielen würde, wo und an welcher Stelle das wäre, in der Stadt oder auswendig der Stadt, bei Tage oder bei Nacht, heimlich oder offenbar, so oft solche Spieler gefunden werden, soll jeder verbüßen zu Gunsten der Zeche 6 Pfund Wachs. Wenn ein Meister mit einem Gesellen spielt, oder wenn einer von beiden Würfel auflegt zum Spielen, so verbüßt der Geselle 2, der Meister 4 Pfund, das ist ohne Widerrede zu geben, ob das Spiel geschah in der Mühle oder zum Bier oder an anderen Stellen. Wer solche Buße nicht auf sich nehmen wollte zu geben, der soll vier Wochen im Stock sitzen."

Da die Arbeitszeit von Tagesanbruch bis eine Stunde vor Sonnenuntergang währte, richtete sich der Lohn nach den Jahreszeiten. Die besseren Gesellen der Maurer und Zimmerleute erhielten 1512 von Ostern bis Michaeli 3, im Winter 2 Groschen. Da nun die Krakauer Mark des 15. Jahrhunderts durchgängig 197,68 Gramm wog und 48 Groschen enthielt, betrug der Sommerlohn ungefähr $^1/_{16}$ Mark = 12 Groschen, also unter alleiniger Berücksichtigung des Silberwerthes etwa $2^1/_2$ Mark unseres Geldes.

Ordnung bringt Friede, Glück und Segen. Die Miniaturen unserer Handschrift zeigen, wie gut es den Krakauer Handwerkern ging. Ihre Werkstätten sind geräumig, ihre Kleidung selbst bei der Arbeit reich, wenn sie nicht, wie z. B. die Töpfer, mit außergewöhnlich schmutzigem Stoff umzugehen haben. Die Gewänder sind bunt, bauschig, oft sogar mit Pelz besetzt. Man könnte diese Thatsache freilich durch die Bemerkung abschwächen, die Maler hätten sich nicht genau an die Wirklichkeit gehalten. Der Beantworter dieses Einwurfes braucht sich nicht auf den durch die Miniaturen sich hinziehenden Realismus zu berufen: die Verordnungen des Stadtrathes bieten eine zuverlässigere Entgegnung. Denn der Rath mußte 1495 den Handwerkern und ihren Frauen verbieten, Kleider von Sammt, Seide oder Pelzwerk von Zobel und Hermelin zu tragen, bei Strafe des Verlustes derselben und Zahlung von 5 Mark. „Nur die Herren des Rathes mögen dies tragen wegen der Würdigkeit des Rathamtsrechtes." 1434 ward die Satzung erlassen: „Kein Schneiderknecht noch Meister soll

eine andere Joppe tragen als von einerlei Farbe auf Brust und Aermel." Wie wenig indes diese Einschränkung fruchtete, erhellt aus den um 1505 gemalten Miniaturen, worin die stutzerisch, ja fast mädchenartig gekleideten Schneider in der buntesten Tracht arbeiten.

Einen zweiten Beweis für den Wohlstand der Krakauer Arbeiter liefern ihre Hochzeitsordnungen. Durch sie wurden „Urnurthen" oder „Genesche", d. h. Verlobungsfeste, verboten. Nur sechs Hochzeitsbitter durften den Sprecher des Bräutigams begleiten. Beim Hochzeitsmahl durften nur vier Tische aufgestellt werden, doch konnten Jungfrauen und Junggesellen sich an einen fünften setzen; besondere Plätze für Geistliche, Adelige und Fremde waren zugestanden. Man sollte nicht mehr als 30 Schüsseln, je eine für drei Gäste, also nur 90 Gäste, haben, nicht mehr als fünf Gerichte und acht Spielleute. Aeltere Verordnungen gaben nur 24 Hochzeitsgäste zu, je acht Einheimische für den Bräutigam und die Braut, sowie acht Fremde[1]. Jeder geladene Mann und jede Frau hatte 2, jede Jungfrau 1 Groschen zu schenken. Ein Taufschmaus, „Kindelbir", war erst erlaubt, wenn die Frau in die Kirche gehen konnte, um sich aussegnen zu lassen; dann waren aber nur 20 Gäste zugelassen.

Den besten Beweis der Früchte der Handwerksordnungen lieferten die Arbeiten. Alle Kundigen sind darin einig, daß die alten Handwerker an Tüchtigkeit weit höher standen, als die heutigen. Ihre uns erhaltenen Werke sind stärker, sorgfältiger und kunstgerechter; sie tragen den Stempel der Freiheit und liebevollen Sorgfalt, womit sie fertiggestellt wurden. Für die Tüchtigkeit aller Gilden zeugt die Thatsache, daß Goldschmiede und Maler nicht auf andere Innungen herabsahen, weil jeder Meister gewissermaßen in seinem Fach Künstler war und sich nicht nur schämen mußte, wenn er „böse Arbeit" lieferte, sondern auch in Verruf kam und in Strafe verfiel. Einen zuverlässigen Maßstab der Leistungsfähigkeit jener Krakauer Handwerker bieten die bei der Meisterprüfung geforderten Stücke. Die Hutmacher hatten zu liefern: einen Hut aus Biberfell, einen von Wolle und ein Paar Filzschuhe; die Bogenmacher: einen Bogen; die Rothgießer: eine gerechte Wage, ein gerechtes Gewicht und ein gutes Paar Sporen; die Kannengießer: eine gute Form und eine gute Kanne, daraus die Meister trinken mögen; die Töpfer: einen Topf, einen Henkelkrug und ein drittes Gefäß; die Goldschmiede: einen silbernen Becher, ein Siegel

[1] In Bologna waren bei Hochzeiten um 1293 erlaubt: 3 Gerichte und 20 Gäste; um 1335 in Florenz: 3 Gerichte, 20 Schüsseln, 3 Lustigmacher, 6 Brautjungfrauen und 200 Gäste. Bucher a. a. O. S. XXVI.

mit Wappen und Umschrift und die goldene Fassung eines Edelsteines; die Maler: drei Bilder, je eines der Gottesmutter, der Kreuzigung und des hl. Georg hoch zu Roß. Krakau ist noch heute reich an alten, um 1500 angefertigten Erzeugnissen des Kunsthandwerks, die laut für die Richtigkeit des alten Bildungsganges zeugen und den Weg zeigen, auf dem in unseren Tagen das leider meist von der Kunst getrennte Handwerk zu höherer Ordnung sich erheben wird.

Es wäre einseitig, im alten Handwerksleben nur Lobenswerthes finden zu wollen. Störung der Ordnung wird nie zu vermeiden sein, weil der Mensch infolge seiner verdorbenen Natur immer zu Ausschreitungen hinneigt. Schon die mitgetheilten Verordnungen sind ja Gesetze, welche ohne Unordnungen gegenstandslos wären. Wie wenig praktischen Erfolg oft die besten Statuten hatten, zeigt die eine Thatsache, daß den Schneidern 1492 untersagt wurde, Kleider mit Pelz zu besetzen, weil die Kürschner dies zu thun hätten, und daß der König es ihnen auf ihre Bitte hin im selben Jahre doch erlaubte. Auch die Miniaturen unserer Handschriften deuten auf Schattenseiten hin. Die üppige Tracht vieler Handwerker ist kein gutes Zeichen. Eine Miniatur mit dem Wappen der Rademacher und Wagner zeigt die Schildhalter, die Vertreter der beiden Zünfte, in so heftigem Streite, daß sie mit Knütteln aufeinander schlagen. Ohne Zweifel hat der Maler dadurch das Verhältniß dieser Zünfte zu einander schildern wollen. Die Beziehungen zur Religion treten zurück. Bei den Wappen der Zünfte findet man keine Schutzheiligen derselben mehr, in den Handwerksstuben fehlen Heiligenbilder, die Miniatur bei den Statuten der Malerzeche weist ein Zimmer aus, das mit den Bildern der vier Jahreszeiten decorirt wird. Ueberdies stößt man in den Miniaturen auf Züge, die von arger Roheit zeugen und weit über bürgerliche Naivität und ungeschminktes Wesen hinausgehen. Ein Brief des Rathes an die Wollenweber von 1421 beauftragte die Meister, ihre Knappen besser zu beaufsichtigen, die um Ostern während des Gottesdienstes in einem nahe bei der Kirche gelegenen Wirthshause beim Biertrinken großen Lärm gemacht und sich sogar gegenseitig aufs neue getauft und genannt hätten, „was sich der Ketzerei zuneige", weshalb man sie „in der Stadt Zucht" habe setzen lassen. Die oben erwähnten Mahnungen gegen Trinken und Spielen erhalten dadurch einen düstern Hintergrund. Im Jahre 1501 entzog der Rath den Gesellen der Hutmacher ihre Herberge, weil die deutschen Gesellen mit den polnischen so oft in Zwietracht geriethen und sich in der Trunkenheit rauften.

Echte christliche Liebe war die Quelle, woraus die schöne Ordnung alter Zeiten entsprang. Nur lebendige, durch das Glaubensleben warm und rege gehaltene Liebe konnte die Verordnungen zu wirksamen Mitteln der Ordnung machen. Als sie erkaltete, weil der Glaube zu wanken begann, mußten Eigennutz und Selbstsucht wachsen. Die Statuten wurden zur todten Schablone herabgewürdigt, hinter der jeder Meister seinen Nutzen suchte, sowohl den anderen Handwerkern als den Bürgern gegenüber. Wie rege zeigt sich die christliche Liebe noch im 14. und 15. Jahrhundert! Unsere Handschrift beginnt mit einem schönen Beweise derselben: „Wer da (sich ein neues Haus auf-) mauern will, dem soll sein Nachbar helfen. Sie sollen miteinander mauern über der Erde zwei Stockwerke hoch. So aber jemand höher mauern wollte als zwei Stockwerke, der mauere auf sein Geld hin." Wie rührend ist 1490 die in den Satzungen der Maler also gefaßte Bestimmung: „So der Meister stürbe, soll der Junge (d. h. Geselle) der Frau ausdienen, daß die arme Wittwe desto eher in ihrer Nahrung möge aushalten." Obgleich verheiratete Gesellen in Krakau nicht geduldet wurden, gab man doch solchen, die auf der Wanderung durch die Stadt kamen, Arbeit, bis sie genug zur Weiterreise verdient hatten. Die Bäcker mußten nur eine Art Brod von Korn oder Weizen bereiten, „nach rechter Würde des Getreides, damit der ganzen Gemeinde, Armen und Reichen, gleich geschehe und jedermann weiße und taugliche Semmeln zu essen habe".

Eine Grundidee durchzieht alle diese Zunftordnungen. Sie erstreben möglichst große Gleichberechtigung aller Handwerker, wollen Kleine gegen Große, Arme gegen Reiche schützen, allein einträchtige Arbeit, ausgiebigen Lohn und heimatliches Familienglück verschaffen. Diese Grundidee entspricht jener Tugend, welche den innersten Kern des Christenthums bildet, der aus dem christlichen Glauben emporwachsenden Liebe zu den Mitmenschen. Ihre Wurzeln sind die durch den Glauben offenbarte Gleichheit und Freiheit, die durch ihn gebotene Brüderlichkeit aller Christen. Die vortrefflichen Keime, welche sowohl im alten germanischen als im römischen Recht lagen und durch vielhundertjährige Erfahrung gereift waren, reichten nicht aus zur Schaffung einer dauernden Ordnung, eines möglichst weitverbreiteten Glückes der Sterblichen. Erst dann, als die Religion Christi den alten Sitten und Rechten neue, bessere Lebenskraft gebracht, den Menschen aber Erkenntniß, Wille und Kraft, sich unter die von Gott gewollte Ordnung zu beugen, erst da war es möglich, jene beiden Elemente, das der Erfahrungssätze der Alten und das der übernatür-

lichen Gnade, zu harmonischer Einheit zu einen durch die Liebe. Schmoller sagt darum mit Recht in seinem vortrefflichen Buche „Die Straßburger Tuch- und Weberzunft“ [1]: „Die alte Gilde hatte neben ihren demokratischen brüderlichen Ideen die Traditionen der Kirche und des Staates in Bezug auf Gewerbepolizei in sich aufgenommen und war nun in dieser Form eines der wichtigsten Instrumente zur Stärkung sympathischer Gefühle und sittlicher Beeinflussung des Wirthschaftslebens...; sie war eines der wichtigsten Mittel der Einschulung und Erziehung zu den häuslichen und socialen Tugenden der Zeit.“

Für die glückliche Vermischung jener beiden Elemente, aus denen das Gildewesen seine Kräfte erhielt, dürfen wir uns auch auf das noch immer werthvolle Buch Gilda's berufen [2]. „Aus der Verbindung christlicher Ideen mit ur-germanischer Sitte und Lebensweise sind daher die Gilden hervorgegangen, Vereine, die eine brüderliche Verbindung ihrer Mitglieder begründen und sie zu gegenseitigen, stets bereitwilligen Hülfen, zur Erreichung und Sicherung der ewigen, wie der zeitlichen Wohlfahrt verpflichten sollten ... Man könnte daher sagen, es gehöre die Form dieser Verbrüderungen mehr jenem volksthümlichen (germanischen) Wesen, der Geist der dieses in allen seinen Theilen durchdringenden (christlichen) Lehre an.“

Man will auch heute den Arbeitern und Handwerkern helfen, deren Leistungen zur alten Höhe zu erheben; aber die weisesten Gesetze, die besten Verordnungen werden nicht zur Ordnung führen, wenn nicht die christliche Liebe wiederum die Herzen zum Gehorsam gegen die Vorgesetzten, zur Verträglichkeit gegen die Mitarbeiter und zur Ehrlichkeit gegen die Auftraggeber emporführt.

---

[1] Straßburg, Trübner, 1879. S. 467.

[2] Das Gildenwesen im Mittelalter. Halle 1831. S. 33.

St. Beissel S. J.

Das Wunder von Tipasa.

Zu den bezeichnendsten Merkmalen unserer fortgeschrittenen Zeit gehört die Wunderscheu. Hält sich dieselbe innerhalb gewisser Grenzen, so kann man ihr nicht jede Berechtigung absprechen. Hat doch der Mensch von Gott dem Herrn Verstand und fünf Sinne erhalten, damit er sie gebrauche, damit er das, was ihn umgibt, was an ihn herantritt, prüfe, damit er eindringen könne in die Gesetze der Natur, und alles, was natürliche Kräfte zur Ursache hat, auch als natürlich bezeichne und nicht als übernatürlich oder wunderbar. So aufgefaßt wäre also Wunderscheu nichts anderes, als Vorsicht und Bedachtsamkeit, als umsichtige Prüfung und langsames Urtheil; gewiß sehr lobenswerthe Eigenschaften. Doch eine heute weit verbreitete Wunderscheu läuft einfachhin auf die Läugnung jeden Wunders hinaus. Es gibt keine Wunder, es hat niemals Wunder gegeben, ja es kann überhaupt keine Wunder geben: das sind sogenannte Axiome unserer wunderscheuen Zeit. Freilich, wenn es keine Wunder geben kann, dann gibt es auch keine und hat es nie welche gegeben; aber auch umgekehrt, hat es jemals Wunder gegeben, dann kann es auch solche geben, und ein einziges Wunder genügt, um die moderne Wunderscheu mit all ihren wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Vertretern der Unvernunft zu überführen.

Im folgenden werden wir eines der geschichtlichen Wunder näher ins Auge fassen. Wir wählen dazu nicht eine der Großthaten des Herrn, wie sie das Evangelium fast auf jeder Seite berichtet, sondern wir greifen mitten in die Kirchengeschichte hinein. In der Kirche Christi sterben ja die Wunder nie aus, gemäß den Worten des Heilandes: „Denen aber, welche glauben, werden diese Wunderzeichen folgen: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, in neuen Sprachen reden, werden Schlangen aufheben; und wenn sie etwas Todbringendes getrunken haben, wird es ihnen nicht schaden, sie werden die Hände den Kranken auflegen, und diese werden gesund werden" (Marc. 16, 17. 18). „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, derjenige, so an mich glaubt, wird die Werke, welche ich thue, auch selber thun, und größere als diese wird er thun" (Joh. 14, 12). Das Charisma der Wunder ist eben ein bleibender Schmuck der wahren Kirche Christi.

Aber, wendet vielleicht jemand ein, wie kann denn solch ein Nachweis erbracht werden? Ist ja doch das Wunder so recht eigentlich eine That Gottes, d. h. einer uns unsichtbaren Ursache; es gehört ganz in die übernatürliche Ordnung, in das Gebiet des Glaubens; von einem Erweise, welcher auf Wahrnehmung und Beobachtung sich stützt, kann folglich beim Wunder nicht die Rede sein. Allerdings ist das Wunder eine That Gottes, aber eine solche, die erkennbar, ja mit den Sinnen wahrnehmbar ist und sein muß. Das gehört, nach katholischer Auffassung, zum Wesen des Wunders. Dasselbe soll nämlich für uns Menschen die Bedeutung eines Zeichens haben, d. h. wir sollen in und durch die Wunderwirkung auf Gott als deren Ursache mit Sicherheit schließen können. Nur dasjenige kann aber für uns die Bedeutung eines Zeichens haben, was wir mit den Sinnen hören, sehen, fühlen oder greifen können. Wir haben also beim Wunder ein Doppeltes zu unterscheiden: die wunderbare Thatsache selbst, und diese nehmen wir unmittelbar wahr durch einen oder mehrere unserer Sinne; und die verborgene Ursache dieser Thatsache, nämlich Gott, und zu ihm gelangen wir durch einen Vernunftschluß. Entsprechend diesem zweifachen Bestandtheile ergibt sich auch für das Wunder eine doppelte Betrachtungs- oder Behandlungsweise: eine philosophische und eine historische. Wie nämlich jedes andere in der sichtbaren Natur sich vollziehende Ereigniß, so ist auch die Wunderwirkung zunächst eine geschichtliche Thatsache, muß also nach ganz denselben Grundsätzen wie diese aufgefaßt, behandelt und bewiesen werden. Ob man mir berichtet, der A. habe den B. erschlagen, oder aber, der A. habe den B. von den Todten erweckt, beide Vorfälle habe ich auf ganz die gleiche Weise zu prüfen, obwohl das eine ein Mord, das andere ein Wunder ist. Außer dieser historischen Betrachtung des Wunders, welche die Wirklichkeit der behaupteten Thatsache zum Gegenstande hat, hat dann die philosophische stattzufinden, d. h. die Untersuchung, welcher Ursache das in Rede stehende Ereigniß zuzuschreiben ist. Ergibt sich hierbei, daß keine geschaffene Kraft zu solcher Wirkung im Stande war, so gelange ich mit Nothwendigkeit zur unerschaffenen Kraft, zu Gott; und mit dieser letzten Folgerung bin ich am Ziele der Untersuchung: das Wunder ist — wie man zu sagen pflegt — constatirt.

Unschwer erkennt man, daß die sogenannte historische Seite des Wunders eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Bevor ich vernünftigerweise von einer Wirkung auf eine Ursache schließen kann, muß eben die Wirkung feststehen; ist aber diese einmal gesichert, so kann ich mich dem

Schlusse auf die Ursache gleichfalls nicht mehr entziehen. Also Existenz, Thatsächlichkeit des Wunders, darauf kommt es vor allem an. Wie aber läßt sich diese beweisen? Die Antwort liegt auf der Hand: entweder durch die Aussage unserer eigenen Sinne, oder, wie bei jedem andern Ereignisse, welchem wir persönlich nicht beigewohnt haben, durch das Zeugniß glaubwürdiger Personen. Ueber den Werth und die Bedeutung des menschlichen Zeugnisses brauchen wir kaum ein Wort zu verlieren. Vergangenheit, Gegenwart, ja selbst Zukunft des einzelnen wie der Gesammtheit ruhen auf ihm. Wie wir mit Recht denjenigen für einen Thoren und unbrauchbaren Menschen halten würden, welcher die Existenz eines Alexander oder eines Cäsar läugnen wollte, so wäre nicht minder ein Thor, wer bezweifelte, ob es ein New-York und ein Peking gäbe. Wir Menschen, beschränkt nach Ort und Zeit, sind eben ganz und gar auf das Zeugniß anderer angewiesen, es ist für uns in gewisser Hinsicht die unentbehrlichste und allgemeinste Erkenntniß- und Wahrheitsquelle. Weil dem einmal so ist, so entsteht die unabweisbare Forderung der gesunden Vernunft, daß wir uns dem Zeugniß anderer auch unterwerfen, es anerkennen und das Bezeugte für wahr halten. Freilich nicht ohne weiteres. Das Recht der Prüfung bleibt uns auch hier gewahrt, und diese Prüfung bezieht sich auf die Zeugen und ihre Eigenschaften. Hatten sie *Kenntniß* von dem, was sie aussagten, und *wollten* sie dieser Kenntniß entsprechend, also *der Wahrheit gemäß*, ihr Zeugniß abgeben? Auf diese beiden Fragen muß eine bejahende Antwort erfolgt sein, dann erst tritt die Verpflichtung für uns ein, den Inhalt der Zeugenaussage anzunehmen[1]. Es würde zu

[1] Freilich behauptet Professor Dr. Harnack (Lehrbuch der Dogmengeschichte. Bd. I. 2. Aufl. S. 59 Anm. Freiburg, Mohr, 1888): „Der Historiker ist nicht im Stande, mit einem Wunder als einem sicher gegebenen geschichtlichen Ereigniß zu rechnen; denn er hebt damit die Betrachtungsweise auf, auf welcher alle geschichtliche Forschung beruht. Jedes einzelne Wunder bleibt geschichtlich völlig zweifelhaft." Allein dies ist eine durchaus widerspruchsvolle Behauptung. Denn das, was für den Historiker als solchen beim Wunder in erster Linie in Betracht kommt, nämlich seine Thatsächlichkeit, die geschichtliche Wahrheit des wunderbaren Vorganges, ist mit ganz den gleichen Hilfsmitteln zu prüfen und festzustellen, wie jedes andere geschichtliche Ereigniß: durch das Zeugniß der eigenen Sinne und durch das Zeugniß glaubwürdiger Personen. Läßt der Historiker die Zuverlässigkeit dieser Zeugnisse nicht gelten, wenn sie ihm etwa die Auferweckung eines Todten oder das Wandeln über dem Wasser berichten, so muß er die Zuverlässigkeit der gleichen Zeugen auch verwerfen beim Bericht über eine Schlacht oder ein Erdbeben. In dem einen Fall die Bezeugung anzunehmen, in dem andern nicht, ist unwissenschaftliche Willkür; ein solcher „Historiker hebt damit die Betrachtungsweise auf, auf welcher alle geschichtliche Forschung beruht". Wohin denn auch

weit führen, hier im allgemeinen darzuthun, auf welche Weise Wissen und Wahrhaftigkeit der Zeugen festgestellt werden kann. Weiter unten wird sich Gelegenheit bieten, diese Eigenschaften an den von uns vorzuführenden Zeugen nachzuweisen; und das genügt. Kommen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen zur Sache, zum Wunder von Tipasa.

Bonifatius, der römische Statthalter Nordafrika's, hatte sich zu Anfang des fünften Jahrhunderts gegen den kaiserlichen Hof empört. Vom Feldherrn Aëtius hart bedrängt, rief er den Vandalenkönig Geiserich aus Südspanien zu Hilfe. Im Mai 429 setzte Geiserich mit einem starken Heere über die heutige Straße von Gibraltar. Rasch wurden die Städte Mauretaniens erobert, und als Bonifatius, nach seiner Aussöhnung mit Rom, die überstarken Bundesgenossen zur Rückkehr nach Spanien bewegen wollte, erklärte Geiserich sich als Herrn des erbeuteten Landes. Schon 435 mußte sich Kaiser Valentinian III. zu einem förmlichen Friedensvertrag mit den ungebetenen Gästen verstehen, durch welchen er ihren Besitz von Mauretanien und Numidien anerkannte. Doch Geiserich hatte sich im Gefühle seiner Kraft ein ganz anderes Ziel gesteckt. Auf den Trümmern der morschen Römerherrschaft sollte ein mächtiges Vandalenreich entstehen. Durch die Eroberung Karthago's im Jahre 439 wurde dieser Plan verwirklicht. Die blühende römische Provinz fiel dem schrecklichsten Vandalismus anheim. Geiserich war wüthender Arianer; sein ganzes langes Leben hindurch bis zum Jahre 477 litt die katholische Kirche unter der grausamsten Verfolgung. In die blutigen Fußstapfen des Vaters trat Hunerich, der Sohn und Nachfolger. Mißhandlungen jeder Art, Verbannung und Tod blieben das Loos der heldenmüthig standhaften Katholiken. 4976 derselben: Laien, Diakone, Priester und Bischöfe, wurden in die Wüste getrieben. Diese Schaar von Streitern Gottes wurde vor dem Abmarsch lange Zeit in engen, dunkeln Räumen eingeschlossen gehalten.

---

dies Verfahren führt, zeigt auf die traurigste Weise das Harnack'sche Lehrbuch selbst. Der historische Inhalt der Evangelien, des Lebens Christi wird verflüchtigt, und an die Stelle des historisch Gegebenen tritt ein schrankenloser und schaler Subjectivismus, welcher schließlich mit der Läugnung der Gottheit Christi endet und in dem das historische Christenthum zerstörenden Satze gipfelt: „Das Factum, daß Anhänger und Freunde Jesu überzeugt gewesen sind, ihn gesehen zu haben, zumal wenn sie dabei selbst erklären, er sei ihnen in himmlischer Glorie erschienen, bietet doch für den, dem es mit der Feststellung geschichtlicher Thatsachen Ernst ist, auch nicht den geringsten Anlaß zu der Annahme, Jesus sei nicht im Grabe geblieben" (a. a. O. S. 75). Schon der Apostel hat solche Auslassungen gerichtet: „Wenn aber Christus nicht auferstanden ist, so eitel euer Glaube" (1 Kor. 15, 14).

„So lagen die Bekenner Christi wegen der Enge des Ortes über- und untereinander, wie ein Heuschreckenschwarm, oder, um richtiger zu sprechen, wie die kostbarsten Körner edlen Weizens. Nicht einmal zur Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse wurde ihnen gestattet, den Raum zu verlassen, so daß die Qual der verpesteten Luft und des Unflates alle übrigen Grausamkeiten bei weitem überstieg. Als ich einmal, durch Geld und Geschenke, die Erlaubniß erhielt, die Gefangenen zu besuchen, und in den Kerker eintrat, sank ich bis an die Kniee in den Schmutz und Koth." [1] Als von diesem Orte des Schreckens aus der Zug in die Wüste sich endlich in Bewegung setzte, da begleitete die Menge der Gläubigen, Fackeln tragend, die ehrwürdigen Bekenner. Mütter legten ihre Kinder auf den Weg und riefen aus: „Wer soll denn in Zukunft unsere Kleinen taufen? Wer soll das Sacrament der Buße uns spenden und von den Banden der Sünde uns befreien? Denn zu euch ist das Wort gesprochen worden: ‚Was immer ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöset sein.'" Hunderte erlagen, theils auf dem Marsche, theils am Orte der Bestimmung, den Leiden und Entbehrungen. Das ist die Beschreibung eines Augenzeugen.

Einen Augenblick schien die Wuth des Tyrannen nachzulassen. Anscheinend auf friedlichem Wege sollte der Kampf zwischen Arianismus und Katholicismus beglichen werden. Ein Religionsgespräch zwischen den arianischen und katholischen Bischöfen wurde von Hunerich auf den 1. Februar 484 zu Karthago angesetzt. 461 katholische Oberhirten, an ihrer Spitze der große Eugenius von Karthago, versammelten sich in der punischen Hauptstadt. In welchem Geiste übrigens der König diese Synode veranlaßt hatte, zeigte sich gleich bei der Eröffnungsfeier. Der arianische „Patriarch" Cyrila und seine Amtsgenossen saßen auf hohen Thronen; vor ihnen mußten die katholischen Bischöfe stehend der Verhandlung beiwohnen. Als letztere diese Behandlungsweise mit Freimuth eine unwürdige nannten, ließ der Vandalenkönig jedem von ihnen hundert Geißelhiebe geben. Auf einen ehrlichen Kampf war es also nicht abgesehen, und so begnügten sich denn die katholischen Bischöfe mit Ueberreichung ihres in der Kirchen- und Dogmengeschichte so berühmten Glaubensbekenntnisses über die Gottheit des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Auf dieses hin erschien am 24. Februar desselben Jahres ein neuer Verfolgungserlaß Hunerichs. „Er beschuldigte in demselben die versammelten

[1] Victor Vitensis, De persecutione Vandalica. Lib. II, 10.

orthodoxen Bischöfe, daß sie ihr Homousion (die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater) weder am ersten noch am zweiten Sitzungstage aus der Heiligen Schrift bewiesen, dagegen einen Aufstand des Volkes und ein Geschrei veranlaßt hätten. . . . Sie dürften nirgends Versammlungen halten, in keiner Stadt und in keinem Dorfe mehr eine Kirche haben, keine Taufe und keine Weihe mehr ertheilen, und falls sie in ihrer Verkehrtheit beharrten, sollten sie mit dem Exil bestraft werden. Auch die Gesetze der römischen Kaiser gegen die häretischen Laien sollten jetzt in Kraft treten, und das Recht, zu schenken, zu testiren und Vermächtnisse, Fideicommisse anzunehmen, sollte ihnen entzogen sein. Auch sollten die in Würden und Aemtern Stehenden derselben beraubt und für infam erklärt werden. . . . Außerdem ließ König Hunerich die zu Karthago anwesenden katholischen Bischöfe in ihren Wohnungen aufsuchen, sie ihres Besitzes, ihrer Knechte und Pferde berauben und aus der Stadt jagen. Wer sie aufnehme, dessen Haus solle verbrannt werden. Später wurden sämmtliche verbannt und zwar die Mehrzahl nach verschiedenen Orten Afrika's, wo sie als Landleute ohne alle geistlichen Functionen leben sollten; 46 dagegen wurden nach der Insel Corsica geschickt, um hier für die königlichen Schiffe Holz zu hauen." [1] Angeregt durch dieses königliche Vorbild, wurde gegen die Katholiken des ganzen Reiches mit einer Ruchlosigkeit und Grausamkeit verfahren, welche jeder Beschreibung spottet. Aber über alle Wuth der Verfolger war die Standhaftigkeit der Verfolgten erhaben. In diese Zeit des Blutes und der Folter fällt das wunderbare Ereigniß, welches den Gegenstand unserer Untersuchung bildet.

Wenn man in östlicher Richtung, von der Stadt Algier aus, das Meeresgestade verfolgt, so kommt man bald zu einem arabischen Dorfe, welches am Ausfluß eines größern Baches, des Gourmet, gelegen ist. Dieses Dorf trägt den Namen Tefessed. Es ist das alte Tipasa, dessen großartiges Trümmerfeld noch sichtbar ist [2]. Auch in diese damals blühende Stadt wurde bald nach der eben erwähnten Synode ein arianischer Bischof geschickt. Doch die Tipasaner verließen lieber ihre Heimat, als den Eindringling auf dem Bischofsstuhle zu sehen: fast die gesammte Einwohnerschaft setzte nach Spanien über. Nur wenige blieben zurück; aber auch sie verweigerten standhaft jede Gemeinschaft mit dem Arianer. Da kam über diese furchtlosen Christen die vandalische Wuth Hunerichs. Er schickte

[1] Hefele, Conciliengeschichte. II. S. 613. 2. Aufl.

[2] Caussade, Notices sur les traces de l'occupation romaine dans la province d'Alger (Mémoires de la Société archéolog. de l'Orléanais. I, 240).

einen Hofbeamten mit einem Blutbefehle in die rechtgläubige Stadt. Die zurückgebliebenen Einwohner wurden auf dem Marktplatze versammelt, und in Gegenwart zahlreicher Zuschauer hieb man den Bekennern die rechte Hand ab und schnitt ihnen die Zunge bei der Wurzel aus. Aber auch ohne Zunge sprachen die Verstümmelten so gut wie früher. Einige derselben gingen nach Constantinopel und lebten dort jahrelang, so daß die Stadt und der kaiserliche Hof dieses staunenswerthe Wunder fortdauernd vor Augen hatten.

Dies ist die berichtete Thatsache, welcher gewiß niemand den Wundercharakter absprechen wird. Wo sind nun die Gewährsmänner dafür, und welches ist ihr Ansehen? Fünf Zeugen werden wir anführen, Männer der verschiedensten Lebensstellung, der verschiedensten Geistesrichtung. Alle fünf sind Zeitgenossen, alle oder fast alle Augenzeugen.

Erster Zeuge: Victor, Bischof von Vita. In Nordafrika geboren, lebte er zur Zeit der Vandalenkönige Geiserich und Hunerich. Gegen Ausgang des fünften Jahrhunderts starb er als Bischof seiner Vaterstadt Vita, in der Provinz Byzacene. Das Hauptwerk dieses hervorragenden Mannes ist „die Geschichte der vandalischen Verfolgung", wahrscheinlich um das Jahr 486 zum Abschlusse gebracht[1]. Ueber den hohen Werth Victors und seiner Arbeit sind Freund und Feind einig. Wir geben einige Urtheile wieder: „Da er das meiste als Augenzeuge berichtet, so ist sein Bericht sehr verlässig, eine Quellenschrift, die auch für die Geschichte der Vandalen von hervorragender Wichtigkeit ist."[2] „Betrachten wir sein Buch in Bezug auf die Verfolgungen der Katholiken, so tragen die einzelnen Thatsachen im ganzen das Gepräge der Wahrhaftigkeit. Der Verfasser beruft sich entweder auf das, was er selbst gesehen, oder aber auf glaubwürdige Zeugen, und die wichtigsten Actenstücke hat er in sein Werk aufgenommen. Was sonst gelegentlich über die Einrichtung der Vandalen gesagt wird, stimmt durchaus mit den besten uns erhaltenen Angaben und hat die innere Wahrheit für sich. Aber daß Victor dennoch in der Verbindung der Thatsachen und in der Auftragung der Farben nicht immer gegen die Vandalen unparteiisch gewesen ist, haben wir schon zu bemerken Gelegenheit gehabt. . . . Nichtsdestoweniger bleibt dieses Buch

[1] Victoris Episcopi Vitensis Historia Persecutionis Africanae Provinciae, recensuit Michael Petschenig. Vindobonae 1881 (Corpus Script. eccles. lat. Vol. VII); Migne LVIII, 179—260.

[2] Nirschl, Patrologie III, 314.

das wichtigste Denkmal in lateinischer Sprache für die Geschichte der Vandalen."[1] „Seine Wahrhaftigkeit kann nicht bezweifelt werden."[2] „Seine Geschichte ist von bedeutendem geschichtlichen Werth."[3] „Es handelt sich (bei Beurtheilung Victors) ... um die Beantwortung folgender drei fundamentaler Fragen: 1. Konnte Victor gemäß seiner Informationen die volle geschichtliche Wahrheit berichten? 2. Wollte er die volle Wahrheit mittheilen? 3. War er in Anbetracht seiner Stimmung, seiner ganzen Stellung zu den Vandalen, den erbitterten Feinden seiner Glaubensbrüder, in der Lage, die ganze ungeschminkte Wahrheit zu erzählen? Die erste Frage ist unbedingt zu bejahen ... (folgt eine eingehende Begründung dieser Bejahung).... Die Zeiten Hunerichs (und in diese Zeit fällt das Wunder von Tipasa) schildert unser Autor so recht als classischer Zeuge, so recht aus den Ereignissen heraus.... Auch die zweite Frage, die subjective Wahrheit der Berichte Victors, ist zu bejahen.... Nicht so unbedingt läßt sich die objective Wahrheit der Berichte des Autors zugeben. Im Gegentheil, er hat sich nachweislich, infolge einer, freilich sehr verzeihlichen, einseitigen, parteiischen Auffassung der vandalischen Verhältnisse ... von Uebertreibungen und selbst offenbaren Unrichtigkeiten nicht ganz freigehalten."[4] „Es ist ein von den Begebenheiten wohl unterrichteter, fleißiger und sorgfältiger Schriftsteller, der seine Erzählungen auch durch Urkunden bestätigt."[5]

Das sind gewiß günstige Urtheile. Denn was die von Papencordt und Görres gerügten Fehler betrifft: Parteilichkeit und Mangel an objectiver Wahrheit, so haben dieselben, wie jeder sieht, für die uns beschäftigende Frage keine Bedeutung; um so weniger, als es sich um eine Begebenheit handelt, welche noch von vier anderen, Victor durchaus fernstehenden Männern in ganz derselben Weise berichtet wird. Selbst Görres theilt, auf die Aussage Victors hin, das Ereigniß von Tipasa einfach als historische Thatsache mit. Vernehmen wir jetzt die Worte dieses „classischen Zeugen": „Zur Ehre Gottes beeile ich mich jetzt, zu berichten, was in Tipasa, einer Stadt von Groß-Mauretanien, vorgefallen ist. Als die

---

[1] Papencordt, Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika. Berlin 1837 S. 368.

[2] Ceillier, Auteurs sacrés X, 449.

[3] Real-Encyklopädie für protestantische Theologie. (2. Aufl.) Bd. XVI. S. 448 (W. Möller).

[4] Real-Encyklopädie der christl. Alterthümer. Freiburg 1880. I, 260 (F. Görres).

[5] Schröckh, Christliche Kirchengeschichte. Leipzig 1793. S. 91 ff.

Bewohner sahen, daß der Schreiber des Cyrila für ihre Stadt als arianischer Bischof, zum Verderben der Seelen, aufgestellt war, floh die gesammte Bevölkerung mit Zurücklassung nur weniger, welche für die Ueberfahrt keinen Platz fanden, über das Meer nach Spanien. Die Zurückgebliebenen versuchte der arianische Bischof zuerst mit Schmeicheleien, dann mit Drohungen zur Annahme des Arianismus zu bewegen. Aber da sie stark im Herrn waren, so verlachten sie nicht nur das eitle Bemühen des Verführers, sondern begannen auch öffentlich die göttlichen Geheimnisse in einem Hause zu feiern. Als der Bischof dies erfuhr, sandte er heimlich einen Bericht gegen sie nach Karthago. Auf dieses hin schickte der ergrimmte König einen Hofbeamten ab und befahl, daß auf öffentlichem Marktplatze unter Zuziehung aller Bewohner des Bezirkes ihnen Zunge und rechte Hand an der Wurzel abgeschnitten würde. Nachdem dies geschehen, sprachen und sprechen sie noch durch das Wirken des Heiligen Geistes, wie sie auch früher redeten. Wenn aber jemand ungläubig sein sollte, so reise er nach Constantinopel. Dort wird er finden, wie einer von jenen, der Subdiakon Reparatus, ohne irgendwelche Beschwerde abgerundete Reden hält. Er wird deshalb auch im Palaste des Kaisers Zeno mit großer Ehrfurcht behandelt, und besonders ist es die Fürstin, welche ihn so ehrt.“ [1]

Zweiter Zeuge: Kaiser Justinian I. Gewiß ein Zeuge, dessen Aussage schwer ins Gewicht fällt, besonders da sie abgegeben wird in jenem Werke, welches seinem Namen Unsterblichkeit verliehen hat und nach Inhalt und Zweck Leichtfertigkeit und Täuschung von vornherein ausschließt: nämlich in der officiellen Gesetzessammlung, dem sog. Corpus

[1] In Tipasensi vero quod gestum est Mauretaneae majoris civitate, ad laudem Dei insinuare festinem. Dum suae civitati Arrianum episcopum ex notario Cyrilae ad perdendas animas ordinatum vidissent, omnis simul civitas evectione navali de proximo ad Hispaniam confugivit relictis paucissimis, qui aditum non invenerant navigandi. Quos Arrianorum episcopus primo blandimentis, postea minis conpellere coepit, ut eos faceret Arrianos. Sed fortes in domino non solum suadentis insaniam inriserunt, verum etiam publice mysteria divina in domo una congregati celebrare coeperunt; quod ille cognoscens relationem occulte Carthaginem adversus eos direxit. Quae cum regi innotuisset, comitem quendam cum iracundia dirigens praecepit, ut in medio foro, congregata illuc omni provincia, linguas eis et manus dextras radicitus abscidisset. Quod cum factum fuisset, spiritu sancto praestante ita loquuti sunt et loquuntur, quomodo antea loquebantur. Sed si quis incredulus esse voluerit, pergat nunc Constantinopolim, et ibi reperiet unum de illis, subdiaconem Reparatum, sermones politos sine ulla offensione loquentem; ob quam causam venerabilis nimium in palatio Zenonis imperatoris habetur, et praecipue regina mira eum reverentia veneratur (Petschenig l. c. p. 86; Migne LVIII, 245).

juris civilis. Auch der äußern Form nach ist dieses Zeugniß umgeben vom Glanze der kaiserlichen Majestät. Es lautet: „Der Kaiser Cäsar Flavius Justinianus, Alemanne, Gote, Franke, Germane, Anticer, Alane, Vandale, Afrikaner, der Fromme, Glückliche, Erlauchte, der Sieger und Triumphator, allezeit Mehrer des Reiches, an Archelaus, Präfect von Afrika. Unser Verstand kann nicht fassen, unsere Zunge nicht aussprechen, welchen Dank und welches Lob Wir abstatten müssen Unserm Herrn und Gott Jesus Christus. Schon früher haben Wir oft Gottes Freigebigkeit erfahren, und unzählig sind die Wohlthaten, welche wir durch nichts verdient haben. Alles aber, was Wunderbares in Unserer Zeit geschehen, wird übertroffen durch das, was der allmächtige Gott jetzt durch Uns zum Lobe seines Namens zu vollbringen sich würdigte, nämlich daß Afrika durch Uns innerhalb so kurzer Zeit die Freiheit zurückerhielt, nachdem es 95 Jahre unter der Herrschaft der Vandalen gestanden, welche Seele und Leib verdarben... Wir selbst haben jene ehrwürdigen Männer gesehen, welche, obwohl ihnen die Zunge an der Wurzel abgeschnitten worden, dennoch wunderbar sprachen.... Gegeben zu Constantinopel" u. s. w.[1]

Dritter Zeuge: Aeneas von Gaza. Er war ein Schüler des platonischen Philosophen Hierokles und lehrte später selbst in Aegypten die Rhetorik. Nachdem er Christ geworden, schrieb er um das Jahr 487 den Dialog „Theophrastus, oder: Ueber die Unsterblichkeit der Seelen und die Auferstehung der Leiber"[2]. Zum Beweise der Möglichkeit der Auferstehung beruft sich Aeneas auf Todtenerweckungen, berichtet mehrere

[1] Cod. lib. I. tit. XXVII: Imperator Caesar Flavius Justinianus, Alamannicus, Gothicus, Francicus, Germanicus, Anticus, Alanicus, Vandalicus, Africanus, Pius, Felix, Inclytus, Victor ac Triumphator, semper Augustus, Archelao Praefecto praetorio Africae. Quas gratias aut quas laudes Domino Deo Nostro Jesu Christo, exhibere debeamus, nec mens nostra potest concipere, nec lingua proferre. Multas quidem et antea a Deo meruimus largitates, et innumerabilia circa nos ejus beneficia confitemur, pro quibus nihil dignum nos egisse cognoscimus. Prae omnibus tamen hoc, quod nunc omnipotens Deus per nos pro sua laude et pro suo nomine demonstrare dignatus est, excedit omnia mirabilia opera, quae in saeculo contigerunt, ut Africa per nos tam brevi tempore reciperet libertatem, antea nonaginta quinque annos a Vandalis captivata, qui animarum fuerant simul hostes et corporum.... Vidimus venerabiles viros, qui abscissis radicitus linguis poenas suas mirabiliter loquebantur.... Datum Constantinopoli etc.

[2] Vgl. Ritter, Geschichte der christlichen Philosophie. Hamburg 1841. II. Bd. S. 484 ff.

wunderbare Thatsachen und läßt dann seine beiden Colloquenten, Theophrastus und Axitheus, also fortfahren. Axitheus: „Dieses nun geschah bei uns. Aber auch anderswo geschieht derartiges und wird geschehen. Was aber erst jüngst sich ereignet hat, das hast du, wie ich glaube, selbst gesehen. Theophrastus: Was meinst du? Axitheus: Groß-Libyen schmachtet unter harter Knechtschaft. . . . Der Tyrann erklärt die Gottesfurcht zum Verbrechen und befiehlt, daß die Priester den edeln Glauben verläugnen. Als sie nicht gehorchten — o der Gottlosigkeit! — ließ er ihnen die Zunge ausschneiden. . . . Doch sie flehten zum Schöpfer der Natur, und er erneuerte ihre Natur am dritten Tage; nicht, indem er ihnen eine andere Zunge gab, aber er machte sie ohne Zunge deutlicher reden wie früher. Ich war überzeugt, daß es für einen Flötenbläser unmöglich sei, ohne Flöte seine Flötenkunst zu zeigen . . . Jetzt aber zwingt mich dieses neue Schauspiel, meine Meinung zu ändern und nichts mehr von dem, was wir sehen, für unabänderlich zu halten, wenn Gott es ändern will. Ich selbst sah diese Männer und hörte sie sprechen; und da ich mich wunderte über ihre artikulirte Stimme, suchte ich nach dem Stimmwerkzeug. Und weil ich den Ohren nicht traute, zog ich das Urtheil der Augen herzu, und nachdem ich ihren Mund geöffnet, sah ich, daß die ganze Zunge mit der Wurzel herausgerissen war. Und erschüttert staunte ich; nicht, daß sie die Worte harmonisch bildeten, sondern, daß sie überhaupt noch am Leben geblieben waren." [1]

Vierter Zeuge: der Geschichtschreiber Procopius von Cäsarea. Ganz im Geiste des Alterthums auf der berühmten Rechts-

---

[1] Ἀξιθ. Ταῦτα μὲν παρ' ἡμῖν γέγονε· καὶ ἄλλοθι τοιαῦτα πλεῖστα καὶ γέγονε καὶ γενήσεται. Τὸ δὲ χθὲς καὶ πρώην γενόμενον, καὶ αὐτὸς οἶμαι τεθέασαι. Θεοφ. Τὸ ποιὸν δὴ λέγεις; Ἀξιθ. Τὴν μεγάλην Λιβύην πικρὰ κατέχει τυραννίς. . . . Ὁ γοῦν τύραννος ἔγκλημα ποιεῖται τὴν τῶν ἀρχομένων εὐσέβειαν, καὶ τοῦτο καλὸν δόγμα τοὺς ἱερέας ἀρνεῖσθαι κελεύει· οὐ πειθομένων δὲ, ὦ τῆς ἀσεβείας, θεοφιλῆ γλῶτταν ἐκτέμνει. . . . Οἱ δὲ . . . τὸν τῆς φύσεως καλοῦσι Δημιουργόν· ὁ δὲ νεωτέραν αὐτοῖς φύσιν ἡμέρᾳ τρίτῃ χαρίζεται· οὐ γλῶτταν ἑτέραν διδοὺς, ἀλλ' ἄνευ γλώττης σαφέστερον ἢ πρότερον διαλέγεσθαι. Ἐγὼ δ' ἐπειθόμην ὡς ἀδύνατον αὐλητὴν ἐν ἀπορίᾳ τῶν αὐλῶν, αὐλητικὴν ἐπιδείκνυσθαι . . . νῦν δέ με τουτὶ τὸ καινὸν θέαμα ἀναγκάζει μετανοεῖν, καὶ μηδὲν τῶν ὁρωμένων πεπηγέναι νομίζειν, εἰ Θεὸς ἐθέλει μετακινεῖν. Εἶδον ἔγωγε τοὺς ἄνδρας, καὶ λαλούντων ἤκουσα, καὶ τῆς φωνῆς τὸ ἔναρθρον θαυμάζων τὸ τῆς φωνῆς ὄργανον ἐζήτουν· καὶ τοῖς ὠσὶν ἀπιστῶν, τοῖς ὀφθαλμοῖς ἐπέτρεπον τὴν κρίσιν, καὶ τὸ στόμα διανοίγων, ὅλην ἐκ ῥιζῶν ἀνασπασθεῖσαν ἐθεώρουν τὴν γλῶτταν· καὶ ἐκπλαγεὶς ἐθαύμαζον, οὐχ ὅπως τὸν λόγον συνήρμοσαν, ἀλλ' ὅπως ἐσώθησαν (Migne LXXXV, 1000).

schule von Berytus erzogen, wurde er im Jahre 527 zum officiellen Rechtsbeistand des Feldherrn Belisar ernannt und begleitete denselben bis zum Jahre 549 auf allen Feldzügen. In dieser Stellung sammelte er den Stoff für seine „Geschichte des Perser-, Goten- und Vandalenkrieges". Hören wir einige Urtheile über Charakter und Geistesrichtung dieses Mannes. „In seinen Werken zeigt er sich als echten Historiker. Sein Standpunkt, von Frömmelei weit entfernt, ist gewöhnlich der heidnische. . . . Es scheint . . ., daß er Skeptiker war." [1] „Man muß den Procop unter diejenigen Leute zählen, welche sich äußerlich zu der herrschenden Religion bekannten, welche aber ihrer Gesinnung nach dem Heidenthume angehörten." [2] „Aus den bisherigen Ausführungen geht hervor, daß das Geschichtliche in den Werken des Procop unzweifelhaften Glauben verdient, daß er aber in Bezug auf religiöse Dinge kein Ansehen genießt." [3] Als unverdächtiger Zeuge für ein Wunder läßt also Procopius nichts zu wünschen übrig. Er schreibt: „Hunerich wollte die Christen zur Annahme der arianischen Lehre zwingen. Alle, welche er nicht willig erfand, ließ er verbrennen oder auf andere Weise zu Tode peinigen. Vielen ließ er die Zunge in der Rachenhöhle ausschneiden. Noch zu meinen Lebzeiten befanden sich einige von diesen zu Byzanz und hatten den vollen Gebrauch ihrer Stimme, ohne irgend etwas durch diese Verstümmelung zu empfinden. Als zwei von ihnen sich mit Hetären abgegeben hatten, vermochten sie für die Zukunft keinen Laut mehr hervorzubringen." [4]

Fünfter Zeuge: Marcellinus, Comes von Illyrien. Wie Cassiodor berichtet [5], bekleidete er verschiedene hohe Ehrenstellen, auch schon zur Zeit des Kaisers Zeno, war also gerade damals in Constantinopel, als einige der Bekenner von Tipasa dorthin kamen. In seinem Chronicon vom Jahre 378—534 erzählt er das Wunder folgendermaßen:

[1] Victor de Buck, Examen critique du miracle de Tipase, p. 22 (Collection de Précis historiques. 1853. Vol. I.).

[2] Papencordt a. a. O. S. 424.

[3] Nicolai Alemanni, De Procopio judicium. XV.

[4] De bello Vandalico. I, 8 (edit. Dindorf. Bonnae 1838. Vol. I. p. 344): Βιαζόμενος (Ὀνώριχος) γὰρ αὐτοὺς (Χριστιανοὺς) ἐς τὴν Ἀρειανῶν μετατίθεσθαι δόξαν, ὅσους ἂν λάβοι οὐχ ἑτοίμους αὐτῷ εἴκοντας, ἐκείναις τε καὶ ἄλλαις θανάτου ἰδέαις διέφθειρε, πολλῶν δὲ καὶ τὰς γλώσσας ἀπέτεμεν ἀπ' αὐτῆς φάρυγγος, οἳ ἔτι καὶ ἐς ἐμὲ περιόντες ἐν Βυζαντίῳ ἐχρῶντο ἀκραιφνεῖ τῇ φωνῇ, οὐδ' ὁπωστιοῦν ταύτης ὀλῇ τῆς τιμωρίας ἐπαισθανόμενοι· ὧν δὴ δύο, ἐπειδὴ γυναιξὶν ἑταίραις πλησιάζειν ἔγνωσαν, οὐκέτι φθέγγεσθαι τὸ λοιπὸν ἴσχυσαν.

[5] Instit. cap. 17.

„Hunerich trieb von ihren Sitzen und verbannte mehr als 334 Bischöfe. Er schloß die Kirchen und verhängte viele Grausamkeiten über das gläubige Volk, welches den Glaubenskampf bis zum Ende muthig bestand. Auch ließ dieser König Hunerich einem von Geburt an stummen Jüngling, welcher niemals den Gebrauch der Sprache besessen hatte, die Zunge ausschneiden, und dieser Stumme bekannte jetzt mit ausgerissener Zunge den Glauben an Christus, welchen vorher kein menschliches Ohr von ihm gehört hatte. Ferner sah ich selbst aus dieser gläubigen Kriegsschaar einige sehr fromme Männer, welche trotz der abgeschnittenen Zunge zu Byzanz mit klarer Stimme redeten." [1]

Nach diesem Zeugenverhör bleibt uns nur weniges mehr zu sagen übrig. Schon Tillemont und de Buck erklärten, daß die Aussage des einzigen Victor von Vita zum Erweise der Thatsächlichkeit des Wunders genüge. Und in der That, vorliegendes Wunder ist ein derartiges, daß die Wahrnehmung desselben nicht der mindesten Schwierigkeit unterliegt. Zu sehen, ob jemandem die Zunge fehlt, zu hören, ob er trotzdem deutlich spricht, wie früher, dazu ist jedermann im Stande. Victor erzählt dieses Ereigniß zu Lebzeiten vieler Tausende, welche die Verstümmelten kennen mußten; er erzählt es zur Schande der gleichfalls noch lebenden Verstümmler, der Vandalen, welche das größte Interesse daran gehabt hätten, dies gegen sie sprechende Wunder abzuläugnen. Doch auch nicht der leiseste Versuch solch einer Abläugnung wird gemacht. Ein unter solchen Umständen abgegebenes, offenkundiges Zeugniß kann nur Wahrheit enthalten. Alles übrige, was der Bischof in unmittelbarem Zusammenhang mit der Thatsache von Tipasa berichtet, wird ohne jegliches Bedenken als wahr angenommen. Niemand zweifelt daran, daß jene große Schaar Katholiken in die Wüste getrieben wurde, daß sie vorher in dem Kerker gefangen gehalten wurden u. s. w., und doch ist für all dieses das Zeugniß des Victor von Vita maßgebend. Warum also demselben Bericht-

[1] Chronicum ad ann. 484 (Sirmondus, Opp. varia. t. II. p. 370): Nam exsulatis diffugatisque plus quam 334 Orthodoxorum episcopis, ecclesiisque eorum clausis, plebs fidelium variis subacta suppliciis, beatum consummavit agonem. Nempe tunc idem rex Hunericus, unius catholici adolescentis, vitam a nativitate sua sine ullo sermone ducentis, linguam praecepit excidi, idemque mutus, quod sine humano auditu Christo credens fide didicerat, mox praecisa sibi lingua locutus est, gloriamque Deo in primo vocis suae exordio dedit. Denique ex hoc fidelium contubernio aliquantos ego religiosissimos viros, praecisis linguis apud Byzancium integra voce conspexi loquentes.

erstatter den Glauben versagen bei dem nur wenige Zeilen weiter geschilderten Vorgang zu Tipasa? Diese Ungläubigkeit hat um so weniger Berechtigung, da zu dem schwerwiegenden Zeugnisse Victors noch hinzutritt die von ihm völlig unabhängige, aber im Wesentlichen gleiche Aussage eines Kaisers, eines Philosophen, eines Hofbeamten und eines ungläubigen Geschichtschreibers, sowie die stillschweigende Zustimmung von ganz Constantinopel, welches jahrelang die ohne Zunge Redenden innerhalb seiner Mauern sah und hörte. An der Thatsächlichkeit des von solchen Augenzeugen berichteten Vorganges läßt sich also vernünftigerweise nicht mehr zweifeln. Daß aber ein artikulirtes Sprechen ohne Zunge auf natürlichem Wege nicht möglich ist, wird niemand im Ernste läugnen wollen. Findet sich dieses artikulirte Sprechen beim vollständigen Verlust der Zunge dennoch, so bleibt eben nur der Schluß auf eine übernatürliche Einwirkung übrig.

Wir schließen diese Darstellung des Wunders von Tipasa mit den Worten des Historikers Gibbon, welche die Macht der Evidenz diesem Erzskeptiker abgezwungen hat: „Die sogen. Wunder, mit welchen die afrikanischen Katholiken die Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Sache vertheidigten, werden wohl besser ihrer eigenen Geschicklichkeit als dem himmlischen Schutz zugeschrieben. Dennoch kann sich der Historiker, welcher mit unparteiischem Auge diesen religiösen Kampf betrachtet, herbeilassen, ein übernatürliches Ereigniß zu erwähnen, das den Frommen erbauen, die Ungläubigen überraschen wird (folgt die Erzählung des Wunders von Tipasa). . . . Diese alle (die Zeugen) berufen sich auf ihre persönliche Kenntnißnahme, auf die Notorietät für die Wirklichkeit eines Wunders, welches, mehrfach wiederholt, auf dem großartigsten Schauplatze der Welt (Constantinopel) sich abspielte und während einer Reihe von Jahren der ruhigen Beobachtung durch die Sinne ausgesetzt war. . . . Freilich der störrige Sinn eines Ungläubigen ist vor dem Glauben auch an dieses Wunder bewahrt durch einen geheimen, untilgbaren Verdacht." [1]

[1] The Decline and Fall of the Roman Empire. London 1875. Chapt. 37, II, p. 615.

Paul von Hoensbroech S. J.

Im Fjord von Christiania.

Während die Westküste von Norwegen durch vier große Fjorde in ebenso viele charakteristisch verschiedene Landschaften getheilt wird, besitzt die Südküste nur eine Gliederung in kleinere Buchten. Bloß ein bedeutenderer Fjord dringt hier tiefer nach Norden hinauf: der Fjord von Christiania, eine Fortsetzung des Skagerak, das die gesammte skandinavische Halbinsel hier in zwei nahezu gleiche kleinere Halbinseln scheidet. Die Spitze der westlichen — norwegischen — hält sich ungefähr in derselben Höhe, wie die Nordspitze von Jütland; die östliche — schwedische — dagegen reicht weit über die Mitte der dänischen Insel Seeland nach Süden hinab. Schweden und Dänemark berühren sich da beinahe, und es ist kein Wunder, daß mehr als einmal im Laufe der Geschichte der Plan auftauchte, die drei stammverwandten Länder zu einem Reiche zu vereinigen, und daß dieser Gedanke sich wenigstens zeitweilig verwirklichte.

So sehr ich Christiania zu sehen wünschte, einen so unangenehmen Eindruck hatte mir das Kattegat bei meiner ersten nordischen Reise hinterlassen. Den meisten Reisenden geht es ähnlich. Beinahe dachte ich daran, den kürzesten Wasserweg einzuschlagen und entweder von Malmö aus durch Schweden oder von Frederikshavn in Jütland über Göteborg nach Christiania zu fahren. Englische wie skandinavische Reisende hatten mich indes versichert, daß der Fjord von Christiania der allerschönste von allen norwegischen Fjorden sei. Die Fahrt durch Sund, Kattegat und Skagerak mußte also gewagt werden, und ich hatte es nicht zu bereuen.

Genau um Mittag verließ der prächtige neue Passagierdampfer „G. M. Melchior" den Hafen von Kopenhagen. Ein völlig wolkenloser Himmel spiegelte sich in der blauen Fläche des Sund. Die Ufer prangten im vollsten Grün, und eine frische Brise benahm der sommerlichen Wärme alles Drückende. Es war ein wahres Vergnügen, durch diese wonnige Meerlandschaft dahinzugleiten. Bald lag das fröhliche Gewimmel des Hafens hinter uns. Die Wälle von Tre Kroner zeigten uns eine Weile ihre Kanonen. Dann schwebten die Gestade von Charlottenlund am Blicke vorüber, die Insel Hven trat heran und rechts von ihr die kleine schwedische Festung Landskrona. Ziemlich nahe unter dem weißen Kirchlein von St. Ibb (Jacobus) fuhren wir an Hven vorbei, wo einst Tycho de Brahe von seinem Schlößchen Uranienborg aus den Himmel betrachtete. Bald traten Helsingör, Kronborg und Helsingborg in Sicht, und als sich dann die Meerstraße wieder erweiterte, belebten noch eine Menge Schiffe die im Farbenspiel des Abends prangende Fläche. Eine höchst malerische Seitencoulisse bildet eine Zeitlang der Kullen, ein Granitberg auf der schwedischen Seite, nur 200 m hoch, aber völlig öde, unten wild zerklüftet, die grauen Kuppen vom milden Strahl der Abendsonne angehaucht. Das Kattegat, das ich so sehr gefürchtet, war so ruhig und lieblich, wie ich

das Meer noch kaum gesehen. Ueber ein Dutzend Segelschiffe kreuzten näher und ferner um uns mit dem schwachen Wind, der über die Wogen dahinglitt. Diese schimmerten in Gold und Roth und dann in den sanfteren Lichtern, welche die scheidende Sonne über den Himmel dahinzauberte. Die Dämmerung war fast noch schöner. Ich konnte mich von dem herrlichen Meerbilde kaum trennen, als die Mitternacht endlich herannahte. Denn es wurde kaum Nacht.

Nicht zu oft im Jahre gewähren Kattegat und Skagerak so schöne, zauberische Abende. Meist ist das Meer hier unruhig und bewegt, sehr oft stürmisch und ganz unbändig. Der norwegische Seemann der Südküste muß darum ein nicht weniger tapferer und abgehärteter Geselle sein, als sein Bruder an der Westküste. Ibsen hat ihn in einem seiner merkwürdigsten kleineren Gedichte prächtig gezeichnet, als er sich noch nicht von Land und Volk getrennt hatte, sondern in innigster Berührung mit dem heimatlichen Leben, mit der unverkümmerten Kraft seines Volksthums stand. Die Ballade knüpft sich an eine Anekdote aus der Zeit der Continentalsperre, als England durch die Vergewaltigungen Napoleons sich genöthigt sah, das mit ihm verbundene Dänemark und Norwegen durch ähnliche Maßregeln zu bedrängen. Das Volk in Norwegen litt furchtbar darunter, da an vielen Plätzen die Zufuhr der nöthigsten Lebensmittel abgesperrt wurde. In dieser Noth soll sich ein tapferer Norweger auf kleinem, offenem Boote zwischen den englischen Blokadeschiffen und Kreuzern durch nach Jütland hinüber gewagt haben, um für die Seinen Getreide zu holen. Terje Vigen nennt ihn der Dichter, wahrscheinlich nach der Volksüberlieferung, aus der die Geschichte stammt. Der Schauplatz der Begebenheit liegt ziemlich weit südwärts, in der Nähe des Städtchens Arendal; sie gehört aber dem Bereiche des Skageraks an und muß jeden anziehen, der dieses Seerevier befährt.

Es wohnt ein Sonderling, längst ergraut,
Auf der Schären äußerstem Riff,
Der hat noch keinem ein Leid gebraut,
Sei es zu Land oder zu Schiff.
Doch wild zuweilen sein Aug' er zückt
Bei Sturmflut und Orkan.
Drum meinten die Leute, er sei verrückt,
Und keiner gerne näher rückt
An Terje Vigen heran.

Ich sah ihn einst nur einen Gang.
An der Brücke lag er mit Fisch.
Sein Haar war weiß, doch lacht' er und sang
Wie die Jugend fröhlich und frisch.
Für die Mädchen hatt' er manch neckisches Wort,
Mit den Kindern ein Kind er war.
Er schwang seinen Hut; er sprang an Bord
Und hißte sein Segel und steuerte fort
Im Sonnschein den „alten Aar".

Nun will ich erzählen, was ich gehört
Von Terje, genau nach der Reih'.
Wenn euch ein trocken Wort auch stört,
So habt ihr doch Wahrheit dabei.
Ich hab's nicht aus seinem eigenen Mund,
Doch aus seinem vertrautesten Kreis,
Von seinem Tröster in letzter Stund',
Der ihm schloß die Augen zum Friedensbund,
Da er starb als betagter Greis.

Er war als Junge ein wilder Gesell,
Kam früh von den Eltern fort,
Und manche Hiebe trafen sein Fell,
Er war der Jüngste an Bord.
Er lief davon in Amsterdam,
Doch sehnt' er sich endlich nach Haus,
Und kam mit „Foreningen", Capitän Pram.
Doch niemand kennt ihn am Hafendamm,
Als Bübchen einst fuhr er hinaus.

Jetzt war er erwachsen, schön, stattlich und groß,
Und prunkte in stattlichem Kleid;
Doch die Eltern ruhten im Grabesschoß,
Und niemand trug um sie Leid.
Er starrt' einen Tag, kann sein auch zwei,
Dann schüttelt' von sich er sein Weh.
Er fand sich zu Lande nicht wohl, nicht frei,
Er dacht', daß es besser zu wohnen sei
Auf der weiten, wogenden See.

Ein Jahr darnach war Terje vermählt,
Es ging in Eile und Hast.
Die Leute meinten, es wäre gefehlt,
Die Ruhe würd' bald ihm zur Last.
Doch ein eigen Dach nennt er nun sein,
Des Winters lockt nichts ihn hinaus.
Und die Scheiben strahlten wie Sonnenschein,
Und die weißen Gardinen und Blumen fein,
In dem kleinen, rothbraunen Haus.

Doch als im Lenze das Eis verzog,
Ging Terje aus zur Fahrt;
Im Herbst, als die Graugans südwärts flog,
Er sie halbwegs gewahrt.
Wie Centnerlast fällt's auf die Brust,
Er fühlt der Jugend Macht,
Eine Welt voll Sonnenlicht und Lust
Liegt hinter ihm, Leben und fröhliche Lust,
Vor ihm des Winters Nacht.

Sie ankern. Die Kameraden zieh'n
Nach Landsbrauch zu Saus und Braus;
Zu ihnen ließ traurig den Blick er flieh'n,
Da er stand vor dem winzigen Haus.
Er schaut an den weißen Gardinen hinein —
Was ist's, daß zwei da sind?
Sein Weib saß still und haspelte Lein,
In der Wiege lag, frisch, roth und fein,
Ein lieblich lächelndes Kind.

Ernst sei geworden Terje's Sinn,
So heißt's, von diesem Tag.
Er wieget sein Kindlein, er denkt auf Gewinn,
Er scheuet nicht Mühe noch Plag'.
Wenn des Sonntag Abends der Tanz erklang,
Beim Nachbar in stürmischer Art,
Die fröhlichsten Lieder zu Haus er sang,
Sein Kindlein im Arm — und die Zeit ward nicht lang,
Wenn Aennchen ihn zupfte am Bart.

So enteilte die Zeit, bis der Krieg brach aus
Anno achtzehnhundert und neun.
Der stürzte das Volk in Noth und in Graus,
Daß heut' sie noch dessen sich scheu'n.
Englische Kreuzer versperrten das Meer,
Im Land war Mißwachs und Noth.
Der Arme litt Hunger, der Reiche Beschwer,
Zwei kräftige Arme, sie nützten nicht mehr,
Vor der Thüre stand Seuche und Tod.

Da starrte wohl Terje einen Tag oder zwei.
Dann schüttelt von sich er sein Weh.
Er hat einen Freund noch, alt und treu,
Die weite, wogende See.
Noch meldet im Westland treu gesinnt
Die Sage, was Terje gethan:
Da kaum sich legte der stürmende Wind,
Da fuhr der Tapf're für Weib und Kind
Ueber's Meer in offenem Kahn.

Das mindeste Boot ward auserseh'n
Zu der kühnen Skagen-Fahrt.
Zu Haus ließ Segel und Mast er steh'n,
Da waren sie gut bewahrt.
Mit dem nackten Boot, meint' Terje zwar,
Macht ihm die See schon Last,
Im Jütischen Raff war der Weg nicht klar;
Weit schlimmer ein englisches Kriegsschiff war
Mit dem Adlerauge am Mast.

So überläßt er getrost sich dem Glück,
Hält scharf die Ruder gefaßt;
Nach Fladstrand kömmt er ohn' Mißgeschick,
Nimmt ein die willkommene Last.
Bei Gott! Die Ladung war nicht groß —
Drei Säcke Gerste — nicht viel!
Doch arm ist seiner Heimat Schoß;
Gesichert ist jetzt seiner Theuersten Loos:
Weib stunden und Kind auf dem Spiel.

Drei Nächte und Tag' blieb ans Ruder gebannt
Der starke, muthige Mann.
Am vierten Morgen ein neblig Land
Von fern er spähend gewann.
Das war nicht ein flüchtiges Wolkengebild,
Nein, Berge, zum Kranze gereiht.
Hoch über den Zacken, zerrissen und rauh,
Der Jmenaes lagert, gewaltig und grau:
Nun weiß er wieder Bescheid.

Bei Haus ist er — ein Weilchen, traun,
Hält aus noch Muth und Kraft;
Sein Herz in Glauben und Vertrau'n
Zu Gott sich betend entrafft.
Da wars — als erfröre das Wort im Mund,
Er starrt — es ist zu spät —
Vor den Läden, geöffnet zur selben Stund,
Fährt eine Corvette im Hernaes-Sund
Zur Küste, die Segel gebläht.

Man ruft ihn an; es tönt ein Signal —
Er kann nicht in die Bucht.
Der Morgenwind weht schwach und schal,
Gen Westen nimmt Terje die Flucht.
Da flog die Jolle vom Schiffesrand,
Er hört der Matrosen Sang.
Die Füße gestemmt an des Nachens Wand,
Wühlt die tosende See er mit nerviger Hand,
Bis das Blut aus den Nägeln ihm sprang.

Gaeslingen heißt man die blinde Schär'
Ostwärts von Homberg-Sund,
Da zischet die Brandung hin und her,
Zwei Fuß unter Wasser ist Grund.
Da blitzet wie Milch und wie Silber die Flut
Auch am stillsten Sommertag.
Doch tost auch draußen die See voll Wuth,
Dahinter die Woge friedlich ruht,
Ausrastend vom brandenden Schlag.

Dorthin der Nachen des Terje fuhr
Wie ein Pfeil zwischen kochendem Schaum.
Doch die Fünfzehn jagen auf seiner Spur
Ihm nach zu dem friedlichen Raum.
Da, mitten in der Brandung Saus,
Klagt Gott er seine Noth:
„O breite den schirmenden Mantel aus,
Dort sitzet mein Weib in dem ärmlichen Haus,
Und harrt mit dem Kindlein auf Brod."

Doch lauter noch gellte der Fünfzehn Schrei,
Wie zu Lyngör geht es auch hier.
Das Glück stand wieder dem Briten bei
Im fremden Raubrevier. —
Da Terje an die Klippen prallt,
Auch die Jolle steht gebannt.
Vom Steffen ruft der Führer: Halt!
Und stößt ein Ruder mit Gewalt
In des Nachens Bretterwand.

Die Planken knarren. In sprudelnder Hast
Dringt ein die schäumende Flut.
Zwei Fuß schon sinkt die theure Last,
Doch sinkt nicht Terje's Muth.
Er wehrt sich gegen den drohenden Stahl,
Er wirft sich hinaus ins Meer,
Er taucht und schwimmt und taucht nochmal;
Doch die Jolle wird flott, und der zündende Strahl
Und das Schwert zischt über ihm her.

Sie fischten ihn auf. An des Schiffes Rand
Nun Siegesjubel war.
Stolz reckt sich am Steuer der Commandant,
Ein Junge von achtzehn Jahr.
Seine erste Schlacht galt Terje's Boot,
Drum brüstet er sich so keck;
Doch Terje, gebrochen von Schmerz und Noth,
Die Wangen naß, das Auge roth,
Fällt knieend vor ihm aufs Deck.

Er bot ihnen Thränen, sie zahlten mit Hohn,
Nur Spott erwiedert sein Flehn.
Es erhob sich ein Ostwind; sie eilten davon
Und ließen die Flaggen weh'n.
Da schwieg Terje Vigen. Es war vollbracht.
Nun sorgt er wieder für sich.
Doch die Briten nahmen verwundert in Acht,
Wie etwas, dumpf wie Sturmesnacht,
Von seiner Stirne wich.

Er saß im Kerker lange Jahr,
In düsterm, quälendem Raum.
Sein Nacken beugt sich, es graute sein Haar
Von schwerem, sehnsüchtigem Traum.
Auf etwas er sann. Doch, er gab nicht Bescheid,
Das war wie sein einziger Schatz. —
Mit dem Jahre vierzehn kam Friede und Freud,
Mit andern Gefang'nen ward Terje befreit,
Ein schwedisches Schiff gab ihm Platz.

Froh stieg er daheim das Ufer hinan,
Vom König zum Lootsen ernannt.
Doch der graubehaarte, hagere Mann
War keinem mehr bekannt.
Im Haus wohnt' ein Fremdling, der Kunde ihm gab
Von zwein, die gehauset einst hier. —
Sie fanden nicht Stütze, sie fanden nicht Stab.
Die Gemeinde bot ihnen gemeinsam ein Grab
In des Friedhofs Armenquartier.

Jahre verflossen. Der Lootse versah
Sein Amt bis zum äußersten Riff,
Und keinem von ihm 'was Böses geschah
Zu Lande oder zu Schiff.
Nur wild zuweilen das Aug' er zückt,
Bei Sturmflut und Orkan.
Drum meinten die Leute, er sei verrückt,
Und keiner gerne näher rückt
An Terje Vigen heran.

Bei trübem Mondscheinabend kam
In Aufruhr der ganze Strand.
Eine englische Yacht zur Küste nahm
Ihren Lauf, kein Segel gespannt.
Die rothe Flagge am Vormast weht, —
Ein Nothschrei ohne Wort —
Voraus über Stag eine Barke geht,
Die kämpfend im Wogenschwall sich dreht,
Hoch steht der Lootse an Bord.

Er schien so ruhig, so fest und gewandt,
Wie ein Riese ins Steuer er griff.
Die Yacht gehorcht. Sie weichet vom Land
Und folgt dem winzigen Schiff.
Da kam die Lady, ihr Kind im Arm,
Und der Lord zog seinen Hut:
„Ich mach' dich so reich, als jetzt du bist arm,
Erlöset du uns aus dem Wogenschwarm!" —
Doch plötzlich der Lootse ruht.

Sein Antlitz erbleichet, es zucket sein Mund,
Er knirscht, er kämpfet, er lacht.
Ein fürchterlich Lächeln! Hoch auf dem Grund
Stand des Briten prächtige Yacht.
„Sie weigert Gehorsam. Hinab ins Boot,
Mylord, Mylady, mit mir!
Das Schiff geht in Stücke. Folgt meinem Gebot!
Ich kenne den Weg. Ich entreiß' euch der Noth,
Doch säumet länger nicht hier!"

Das Seefeuer brannte, der Nachen flog
Mit der theuren Last durch die Flut.
Der Lootse stand hinten, mächtig und hoch,
Sein Auge sprüht grimmige Glut.
Jetzt schielt er leewärts zur Gaeslingsschär,
Jetzt lowärts zum Hesnaes-Sund;
Dann zieht er am Steuer und Stagseil nicht mehr,
Er schwingt das Ruder und stößt es schwer
Herab in des Bootes Grund.

Und schaumweiß sprudelt der Gischt herein —
O Schrecken, keinem gleich!
Hoch hebt auf dem Arme ihr Töchterlein
Die Mutter schreckensbleich.
„Anna, mein Kind!" schreit sie voll Weh.
Da bebt der graue Pilot.
Er dreht das Ruder, er treibt's ins Lee;
Einem Vogel gleich schießt über die See
Im strudelnden Schaume das Boot.

Ein Ruck — und es sinkt. Doch im brandenden Meer
Mittinnen die Woge ruht.
Es streckt sich lang ein Rücken daher
Nur kniehoch unter der Flut.
„Fort!" ruft der Lord. „Es gilt Leben und Tod!
Der Boden unter uns weicht!" —
Der Lootse lächelt: „Es hat keine Noth,
Drei Tonnen Gerste, ein versunknes Boot,
Zum Stehen schon uns reicht."

Da fährt wie ein Blitz durch des Briten Gemüth
Der jähen Erinnerung Schreck:
Das ist der Matrose, der weinend gekniet
Vor ihm einst auf stattlichem Deck.
Da schrie Terje Vigen: „Mein ganzes Geschick
Hast frevelnd und schnöd' du geknickt.
Doch die Rache naht; noch ein Augenblick!"
Und vor dem Lootsen mit flehendem Blick
Kniet der stolze Brite gebückt.

Doch Terje stand an des Ruders Schaft
Schlank wie im blühendsten Jahr.
Sein Auge flammt von unbändiger Kraft,
Es flattert im Winde sein Haar.
„In stolzer Corvette fuhrst du gemach,
Ich rudert' mein ärmliches Boot.
Ich rang für die Meinen, selbst todesschwach.
Du raubtest ihr Brod und warfest mir nach
Noch Spott in meine Noth.

„Wie Frühling strahlt deine herrliche Frau,
Ihre Hand ist wie Seide so fein.
Meines Weibes Hand war grob und rauh;
Doch immerhin — sie war mein.
Dein Kind hat Goldhaar und Augen so blau
Wie die Englein in Himmelshöh'n.
Mein Töchterlein, ach! war hager und flau,
Gott bessr' es, und sein Gesichtchen so grau;
Denn Armuth macht nicht schön.

„Schau, das war mein Reichthum in dieser Welt,
Und mehr hab nie ich begehrt.
Mir galt das mehr als Gut und Geld,
Dir deuchte so klein der Werth.
Doch die Zeit der Rache ist da, fürwahr,
Und erleben mußt du die Stund',
Die aufwiegt all' die langen Jahr,
Die gebeugt meinen Nacken, gebleicht mein Haar,
Und gebohrt mein Glück in Grund!"

Und mit der Linken packt er das Kind,
Schwingts um der Mutter Leib.
„Zurück, Mylord! Zurück, geschwind!
Sonst kostet dir's Kind und Weib!"
Zum Kampf reckt der Brite sich abermal,
Doch gelähmt ist des Armes Macht;
Es zerreißt ihm das Herz; der Blick wird fahl;
Sein Haar — man sah es beim Morgenstrahl —
Ward grau in der einen Nacht.

Doch Terje's Stirne glänzt heiter und klar,
Sein Herz kömmt wieder zur Ruh'.
Er senket das Kindlein und streichelt sein Haar
Und küßt seine Händchen dazu.
Und er athmet auf, wie aus Kerkersglut:
„Jetzt nenn' ich mich wieder mein,
Bin Terje Vigen, bin allen gut!
Wie ein Bergbach tobte mein stürmendes Blut.
Es mußte Vergeltung mir sein!

„Die langen Jahre in Kerkersqualm,
Sie machten mich siech und wund.
Zertreten lag ich wie ein Halm
In des Elends tiefstem Grund.
Doch das ist vorbei, denn quitt sind wir.
Die Schuld deckt wohl dein Gewinn.
Ich gab, was ich hatte. Du nahmst es mir,
Nun ford're bei Gott, wenn ich schadete dir.
Er hat mich gemacht, wie ich bin!"

Als der Morgen graute, da lag die Yacht
Im Hafen, gerettet, am Strand;
Bricht keiner auch das Geheimniß der Nacht,
Schallt Terje's Ruf doch durchs Land.
Der nächtliche Sturm hat weggefegt
Den alten Jammer und Schreck.
Hoch Terje wieder den Nacken trägt,
Der einst sich krümmte, schmerzbewegt,
Wie im Tod' auf dem feindlichen Deck.

Und es kam der Lord und sein Ehegemahl
Und and're, ein ganzer Schwarm,
Und sie schütteln die Hand ihm zum letzten Mal,
In dem Häuslein, so einsam und arm.
Sie dankten, daß er sie den Wogen entführt,
Dem Felsen, dem stürmenden Wind.
Doch Terje streichelt lieb Aennchen gerührt:
„Wer euch gerettet, wem Dank gebührt,
Das ist dies liebe Kind."

Als die Yacht sich drehte um Hernaes-Sund,
Zog der Heimat Flagge er auf.
Dort liegt in der Brandung ein friedlicher Grund,
Dort ruht der Wogen Lauf.
Eine Thräne perlt über Terje's Kinn,
Ein Seufzer entringt sich ihm leis:
„Groß war mein Verlust und groß mein Gewinn;
Wie es ging, war's am besten, und zufrieden ich bin,
Und Gott sei Dank und Preis!"

So wars. Ich sah ihn nur einen Gang,
An der Brücke lag er mit Fisch.
Sein Haar war weiß. Doch er lachte und sang
Wie ein Jüngling fröhlich und frisch.
Für die Mädchen hatt' er manch neckisches Wort,
Mit den Kindern ein Kind er war,
Er schwang seinen Hut; er sprang an Bord
Und hißte sein Segel und steuerte fort
Im Sonnschein den „alten Aar".

Bei Fjaerekirche sah ich ein Grab,
Von Wind und Wetter verheert,
Auf dem kleinen Hügel, den nichts umgab,
Ein Brettchen, schwarzgetheert.
Drauf stand „Thaerie Wijghen", weiß gemalt,
Und das Jahr, da er fand seine Ruh'.
Und die Sonne da brennt und der Sturm da saust,
Drum wuchert das Gras steif und zerzaust;
Doch wilde Blumen dazu.

Ganz befriedigend kann die Ballade auf ein christliches Gemüth nicht wirken. Man erwartet von dem trotzigen Seemann ungeachtet seines herben Looses ganze und volle Verzeihung — die schönste Rache des Christen. Daß er sich auch nur einige Augenblicke an der Lebensgefahr der englischen Familie weidet, hat etwas Abstoßendes, wenn seine wilde Kraftnatur das auch begreiflich erscheinen läßt. Ich kann kaum glauben, daß dieser Zug aus dem eigentlichen Volksleben gegriffen ist, einem Volksleben, das damals sicher noch einen durch und durch christlich-gläubigen Charakter besaß. Es ist mir fast wahrscheinlicher, daß der Dichter, schon als Jüngling mit den frommen Ueberlieferungen der Kindheit zerfallen, ihn in die sonst rührende Geschichte hineingetragen hat. Die Kraftnatur Terje's aber, das Leben und Weben der Strandbevölkerung, die Küstenlandschaft mit ihren Schrecknissen und Gefahren hat er jedenfalls meisterlich gezeichnet. Der nordische Seemann steht vor uns in seiner ganzen Rauheit und Gemüthlichkeit, Kaltblütigkeit und Leidenschaft, Thatkraft und Herzensgüte, die sich in sonderbarem Gemisch durchkreuzen. Die armen Fischer- und Schifferhäuschen am Strande mit ihren Blumen an den Fensterchen umfangen wohl manchmal das traulichste Familienglück; aber wie nirgends sonst hängt das Glück an einem Faden und drohende Sturmeswolken darüber. Alles zerstört in einem Nu die Macht der Elemente, und während der Landmann auch im Unglück noch ein Ruheplätzchen bei den Seinen findet, wird der Seemann gar oft, gleich dem beweglichen Elemente, aus dem Kreise seiner Lieben hinausgerissen, zuletzt wie ein Fremdling im eigenen Heim. Der Schiffer und Lootse, der hundert Stürmen getrotzt, wird unwillkürlich dem Volke wie dem Fremden ein Gegenstand der Verehrung und Liebe. Der Reisende aber, der in sicherer Gemächlichkeit über die weite Meeresfläche dahinschaukelt, wird nicht ohne Mitgefühl der Vielen gedenken, die heute noch in schwerem Ungemach, in Kampf und Noth mit den Wogen ringen müssen, um sich und den Ihrigen das Leben zu fristen.

Die Einfahrt in den Fjord von Christiania bietet anfänglich dieselben Elemente, wie jene in dem Schärengürtel von Bergen. Knorrige Felsinseln, kahl, öde, von der Flut völlig geglättet, steigen aus dem Meeresspiegel auf, dazwischen der Leuchtthurm von Lille Faerder. Dann beleben sich Inseln und Strand erst mit kleinerem Birkengebüsch, darauf mit Tannen und Birken, endlich mit Häusern, Wiesen und kleinen Stücken von Ackerland. Die Flutlinie ist noch sichtbar und entschwindet erst langsam nach dem Innern des Fjords hin, der im Winter zuzugefrieren pflegt.

Bei Horten verengt sich die weite Bucht zum freundlichen See, kaum 6 km breit. Horten hat eine kleine Zweigbahn an die Linie, welche Christiania mit Drammen, Tönsberg, Laurvik und Skien verbindet. Die Station liegt am Strande. Etwas westlich hinter freundlichen Waldhügeln befindet sich Karl Johannsvaern, der von kleinen Inseln umgebene Hafen der norwegischen Kriegsflotte. Diese zählt 4 Monitors, 2 Fregatten, 42 kleinere Dampfer und 50 Segelschiffe, mit 122 Officieren und 334 Seesoldaten und Matrosen. An der Spitze steht der Contreadmiral Ihlen und die zwei Commodoren Lund und Sverdrup.

Gleich hinter Horten erweitert sich die Meerstraße wieder zum ansehnlichen Sunde bis zu mehr als 20 km Breite. Dann theilt sie sich in drei Arme, von denen der kleine Sandesorgesfjord nach Westen einbiegt, der längere, schmale Drammensfjord in weiter Krümmung erst nördlich, dann westlich läuft, der Christianiafjord selbst aber, sich am meisten verengend, die Richtung nach Norden beibehält. Horten gegenüber streckt sich am Ostufer die bewaldete Insel Hjelö hin mit dem anmuthigen Städtchen Moß, wo die Bahn Christiania—Göteborg den Fjord berührt.

Aus einem Meeresarm, viel breiter als der Bodensee, westwärts von bläulichen Bergen und Hügeln umkränzt, gelangt man in einem halben Stündchen schon in eine Meerenge, die bloß noch einem kleinen See gleicht. Wieder nur eine Weile, und bei Dröbak legen sich die Haa-Oeen davor, daß man schon am Ende des Fjords zu sein glaubt. Dieser theilt sich nun in zwei Arme, von denen jeder kaum 1 km breit ist. Man glaubt auf einem Fluß zu sein. Beide Ufer lassen sich bis ins kleinste übersehen, Wald und Wiese, Felsgestade und Ackerland, freundliche Häuschen und Höfe. Doch auch das dauert nicht lange. Der Fluß wird wieder zum See und zur mächtigen Meeresbucht, die sich nach allen Seiten hin ins Land einzackt, von Inseln und Vorgebirgen höchst malerisch unterbrochen.

Dieser beständige Wechsel gibt dem im allgemeinen ernsten Landschaftsbilde einen unbeschreiblichen Reiz. War auch der Tag nicht so hell und wonnig, wie der vorige, so rang sich die Sonne doch zeitweilig durch das Gewölke, zitterte leuchtend über die vielen kleinen und großen Wasserstraßen dahin und lieh dem grünen Ufersaum Farbe und Leben. Die Einfahrt übertrifft unzweifelhaft jene bei Bergen.

Seinen Glanzpunkt erhält das Panorama jedoch erst in der Nähe der norwegischen Hauptstadt selbst, wo der Fjord sich etwas ostwärts dreht und einen langen Seitenarm nach Süden entsendet. Das Durcheinander von Land, Inseln und Meer hätte fast etwas Verwirrendes, wenn nicht jedes der kleinen Einzelbilder einen angenehmen Ruhepunkt böte, schließlich aber das Ende des Fjords sich zum majestätischen Hauptgemälde entfaltete.

Das Gebirge drängt sich hier nicht, wie in Bergen, steil, drückend an das Meer vor, es entwickelt sich aber massiger und kräftiger, als bei Throndhjem, und bildet mit seinen waldigen Gneis- und Porphyrkuppen einen weiten imposanten Hintergrund. In mächtigen Felszungen (Tanger) reckt es da und dort seine Arme gleich dem Geäste eines gewaltigen Baumes in das

Meer hinaus oder läßt sie in kleineren Inseln noch einmal sehen. Aber überall hat sich der Fels mit Wald und Busch umkleidet oder trägt menschliche Wohnungen auf seinen Höhen oder an seinem friedlichen Fuß.

Auf einer solchen Felszunge glänzt uns schneeweiß die alte Festung von Christiania, Akershus, zwischen grünen Bäumen entgegen und gibt dem Bilde einigermaßen einen Mittelpunkt. Denn die spitze Landzunge, auf der es steht, scheidet das Ende des Fjords in zwei Buchten — Björvik nach Osten, die Piperviksbugt nach Westen. Links von dieser ragt die Insel Ladegaardsöen mit dem schmucken Königsschlosse Oskarshall in den Fjord hinaus, rechts von jener gibt der Ekeberg dem Stadtbilde einen Abschluß. Vor Akershus im Fjord lagern die Inseln Hovedö, Lindö, Nakholm, Blekö; hinter Akershus breitet sich auf sehr unregelmäßigen Terrassen, wellenartigen Hebungen und Senkungen die Stadt aus, fast unabsehbar nach Osten und Westen, besonders nach letzterer Richtung hin. Nordwärts steigt die Stadt am meisten in die Höhe, Weiler und Höfe darüber, bis endlich die Vardekolle, der Skogumsaas, der Kolsaas (1212'), der Voksenaas (1510'), die Tryvands Höjde (1700') und andere Höhen das Bild begrenzen. Obwohl diese Berge nicht sehr hoch sind, hat doch Christiania durch sie viel vor Stockholm voraus. Stadt, Vorstädte und Umgebung zerfließen nicht im ebenen Raume; Berge und Hügel schaffen beständig ein neues, malerisches Bild; würzige Berg- und Waldluft mischt sich mit dem salzig-kräftigen Hauche des Meeres.

A. Baumgartner S. J.

Recensionen.

Katholisches Leben im Mittelalter. Ein Auszug aus Kenelm Henry Digby's „Mores Catholici or Ages of Faith". Von **Andreas Kobler** S. J. I. bis III. Bd. 772, 890 u. 643 S. 8°. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1887—1888. Preis: *M.* 19.60.

Auf sehr verschiedene Weise ist das Mittelalter von den Geschichtschreibern behandelt worden. Die meisten derselben, welche jene Zeit zu schildern unternahmen, wollten, wenigstens angeblich, sie so darstellen, wie sie gewesen sei, also mit all ihren Lichtseiten und mit all ihrem Schatten. Jedoch Mißverstand, zuweilen auch Haß gegen katholische, ja gegen christliche Einrichtungen überhaupt waren schuld daran, daß das Gemälde oft recht düster ausfiel. Die Mängel wurden hervorgehoben, und alles, was mit den als gut erachteten modernen Zuständen und Anschauungen nicht übereinstimmte, galt als fehlerhaft und fand eine strenge Beurtheilung. So erschienen Darstellungen, welche fast einer parteiisch abgefaßten Anklageschrift glichen, die den Gegner angreift, ihn verurtheilt sehen will und darum alles aufsucht, was zu dessen Nachtheil gereicht. Solchen Anklägern tritt Digby als Vertheidiger entgegen. Schon der Titel seines Buches deutet an, daß er als Lobredner der Vorzüge des Mittelalters aufzutreten sich vornahm. Ihm erscheint das Mittelalter als eine Zeit des Glaubens. Er freut sich, in jener Periode christliche Ansichten, kirchliche Sitten, katholisches Leben herrschen zu sehen. Weil nun die acht Seligkeiten, womit der Herr seine Bergpredigt begann, den praktischen Kern des christlichen Glaubens und Hoffens bieten, hat Digby es unternommen, in seinem großen Werke durch geschichtliche Beispiele nachzuweisen, daß in den christlichen Ländern während des Mittelalters Arme sowohl als Reiche, Geistliche wie Laien in ihrer Mehrheit von jenen Gesinnungen erfüllt waren, welche den achtfachen, vom Herrn und Heiland der Welt in seiner Bergpredigt verheißenen Lohn verdienen. Umgekehrt seien in unseren Tagen nur zu viele Wortführer von den entgegengesetzten Gesinnungen erfüllt. Sie vermöchten demnach weder zum innern Verständniß des mittelalterlichen Lebens vorzudringen, noch auch das wahre Glück der Menschheit zu fördern.

Der Leser wird Plan und Durchführung des Werkes am leichtesten würdigen, wenn ihm in gedrängter Kürze die leitenden Gedanken hier vorgelegt werden.

Der göttliche Lehrer der Menschen begann seine Bergpredigt mit den Worten: „Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich.“ Digby zeigt darum im ersten Buche, wie dieses Lob der Armuth sich in Gegensatz setzt zur Auffassung der alten Welt, worin materielle Güter als wahre Glücksgüter, als nothwendige Mittel zur irdischen Zufriedenheit ausgegeben wurden. Erst Christus habe den Werth mäßiger Armuth und die Gefahren großen Reichthums klar gemacht. Im Mittelalter habe es nicht viele übermäßig Arme gegeben, die Armen hätten ihr Loos leicht getragen, die Reichen ihre Schätze in freigebiger Gesinnung zum allgemeinen Wohle verwaltet. Weil alle Christen arm im Geiste, d. h. demüthig sein sollen, damit sie als Arme ergeben, als Reiche wohlthätig seien, wird ausgeführt, das Mittelalter habe durch seinen Glauben ein religiöses Gepräge erhalten, und so sei der Geist der Demuth herrschend geworden. Dieser demüthige Geist habe sich u. a. gezeigt im Leben der Schriftsteller, die ihre Namen oft verschwiegen, nicht sich, sondern die Verherrlichung und den Nutzen anderer erstrebten, sowie in der streng zu reinen Sitten und unterwürfigem Gehorsam erzogenen Jugend. Dem demüthigen Geiste der Armuth sei als Lohn gefolgt Ruhe und Friede, Geduld und Trost. — Die zweite Seligkeit, worin die Sanftmüthigen gepriesen werden, bietet dem Verfasser Veranlassung, die Höflichkeit und das Zartgefühl der echten Ritter darzulegen, die sich freudigen Herzens ihrem Herrn und ihrem Ideal mit Gut und Blut hingaben. Wie die Tugend der Sanftmuth die Ritter gehorsam machte, so beugte sie die Könige vor dem Stellvertreter Christi. Sie bildete unterwürfige Unterthanen und milde Herrscher; sie sorgte, daß das Volk damals selbständiger blieb und mehr gefragt oder berücksichtigt wurde, als dies vielfach selbst heute in constitutionellen Staaten der Fall ist. Sie bewahrte den Adel vor Hochmuth und führte die einzelnen zusammen in die verschiedenartigsten Vereinigungen, deren Grundlagen später der Stolz vernichtete. Während die Seligkeit der Armuth sammt ihrem Lohn in einem Buche behandelt war, ist das zweite Buch nur der Behandlung der Sanftmuth gewidmet. Das dritte zeigt ihren Lohn, den Besitz des Erdreiches. Durch zahlreiche sinnige und rührende Beispiele wird bewiesen, wie im Mittelalter die Religion alles beherrschte und überall verschönernd und verklärend wirkte; wie insbesondere malerisch angelegte Städte um Kirchen und Klöster sich erhoben und auswuchsen, alte Städte aber neuen Glanz erhielten; wie Berge und Thäler mit den schönsten, reich ausgestatteten Gotteshäusern geziert wurden; wie die ganze Natur gleichsam in neuem Lichte erglänzte, so daß sie eine reine, fröhliche Poesie und eine tiefernste Wissenschaft förderte; wie endlich herzliche Freundschaft die Gläubigen miteinander verband, so daß also alle Schätze der Erde, geistige und materielle, das Glück der Sanftmüthigen schon auf Erden förderten, ohne ihnen die frohe Hoffnung auf die ewige Seligkeit zu rauben. Das Glück dieses Lebens ist indessen selbst für die Sanftmüthigen nie vollkommen, nie ungetrübt. Das vierte Buch führt darum aus, wie die Religion im Mittelalter Trost brachte denen, die trauerten, also den Frommen, welche das Elend dieses Lebens fühlten, den Büßern und Pilgern, den Kranken, den Sterbenden und den Verwaisten. Damit endet der erste Band.

Im zweiten Bande wird die vierte und fünfte Seligkeit behandelt. „Selig jene, welche hungern und dürsten nach Gerechtigkeit; denn dieselben werden gesättigt werden." Als Ausdruck des Verlangens nach Gerechtigkeit sieht Digby mit Recht das kirchliche Gebetsleben an. Er schildert darum im fünften Buche die Schönheit des katholischen Gottesdienstes, seiner einzelnen Theile, seines Gesanges, seiner Feste, und zeigt, wie gerne, wie gut und fromm die Leute in den Geist dieses Gottesdienstes eingingen. Den Wirkungen des Durstes nach Gerechtigkeit ist das sechste Buch gewidmet, welches den sittlichen Zustand jener alten Zeiten preist, vor allem die Würde des Weibes, die Vorzüge der Geistlichkeit und die praktischen Erfolge der katholischen Moral. Im siebenten Buche bietet die Liebe des Mittelalters gegen Gefangene und Sklaven, gegen Arme und Kranke einen dankbaren Stoff zur Erläuterung des Ausspruches unseres Herrn: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." Dabei wird gezeigt, daß die strengen Aussprüche gegen Heiden, Juden und Ketzer nicht mit wahrer Toleranz, d. h. mit echter Barmherzigkeit, in Widerstreit stehen.

Der dritte Band behandelt zuerst die Reinheit des Herzens, wodurch das Mittelalter zur tiefen Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, zu einer vortrefflichen Philosophie, zur rechten Benützung der alten Literatur und der Heiligen Schrift gelangte. In der zweiten Hälfte dieses Bandes wird der Nachweis geliefert, daß ehedem ein großes Verlangen nach innerem Frieden herrschte, daß dieser Friede viele Herzen beseligte, daß er einkehrte in die Familien, in die Gesellschaft, ja in das öffentliche Leben. Kriege fehlten freilich nicht, aber auch sie trugen bei den Guten einen gewissen Stempel des Friedens.

Der noch nicht erschienene letzte Band wird die Klöster als Stätten des Friedens und im Anschluß an die achte Seligkeit den Geist des Martyriums im Mittelalter schildern.

Schon dieser Ueberblick zeigt, wie reichhaltig der Inhalt des Werkes und wie lohnend seine Lesung ist. Alle großen, heute die Welt bewegenden Fragen sind behandelt und durch geschichtliche Nachweise so beantwortet, daß der Leser erkennt, wie in den Lehren der Bergpredigt der sichere Weg zur Seligkeit offenbart ist.

Der Bearbeiter hat sich ein Verdienst erworben durch die fließende Uebertragung aus dem Englischen ins Deutsche, durch Ausscheidung alles dessen, was für deutsche Katholiken weniger Interesse hat, und durch Kürzung von Ausführungen, die den vielseitig gebildeten und außerordentlich belesenen Verfasser in seiner Begeisterung für den Stoff hie und da etwas zu weit führten. P. Kobler verhehlt am Schlusse der Einleitung nicht die Befürchtung, seiner Arbeit werde manche Thüre verschlossen bleiben, weil sie ein so ausgesprochenes katholisches Gepräge habe. Aus demselben Grunde wird sie aber in besser gesinnten Häusern desto freundlichere Aufnahme finden und die Gastfreundschaft durch ansprechende Erzählungen und durch die in angenehmer Form vermittelten kirchlichen Grundsätze reichlich lohnen. Es mag wahr sein, daß auch jetzt noch die Ausführung hie und da etwas breit ist; jedenfalls bleibt sie immer frisch und fesselnd. Daß die Lichtseiten des Mittelalters stärker

hervorgehoben werden als die Schattenseiten, hat, wie schon anfangs angedeutet, seinen guten Grund. Uebrigens hat der Verfasser auch viele Schattenseiten genugsam betont und das Nöthige zu ihrer Entschuldigung oder Verurtheilung gesagt.

In Priesterseminarien, Klöstern und Lehranstalten dürften sich viele, vielleicht alle Kapitel als Tischlesung eignen. Der Jugend und deren Lehrern sei das Buch angelegentlich empfohlen. Es schildert in beredter Weise das katholische Leben unserer Vorfahren und ist darum wohl geeignet, zu deren Nachahmung anzuspornen und die einseitige Werthschätzung moderner Errungenschaften auf das rechte Maß zurückzuführen. Steph. Beissel S. J.

1. **Deharbe's kürzeres Handbuch** zum Religionsunterricht in den Elementarschulen, **als Commentar zum neuen Katechismus** für Köln, Breslau, Trier und Münster bearbeitet von **Ferdinand Wittenbrink** S. J. Vierte, verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Paderborn. Erster Band. VIII u. 328 S. 8°. Paderborn und Münster, Ferd. Schöningh, 1889. Preis: *M.* 2.
2. **Katechetische Skizzen** im Anschluß an den **neuen katholischen Katechismus** für die Diöcesen Breslau, Köln, Münster und Trier. Herausgegeben von den Pfarrern **J. Hower, H. Laven, J. W. Weber.** I. Theil. Mit bischöflicher Approbation. IV u. 254 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1889. Preis: *M.* 1.80.
3. **Erklärung des mittleren Deharbe'schen Katechismus,** zunächst für die mittleren und höheren Klassen der Elementarschulen. Von Dr. **Jakob Schmitt,** Domkapitular und z. Z. Regens am erzbischöflichen Priesterseminar zu St. Peter. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Siebente Auflage. Drei Bände. I. Bd.: XVI u. 612 S. 8°. Preis: *M.* 4.60. II. Bd.: IX u. 686 S. 8°. Preis: *M.* 5. III. Bd.: X u. 703 S. 8°. Preis: *M.* 5.40. Freiburg, Herder, 1889.
4. **Anleitung zur Ertheilung des Erstkommunikanten-Unterrichtes.** Von Dr. **Jakob Schmitt.** Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Achte, neu durchgesehene Auflage. VIII u. 353 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 2.40.

Kein Handbuch kann vernünftigerweise den Zweck verfolgen, dem Katecheten seinen Stoff in solcher Form zu bieten, daß derselbe die fertige Katechese bloß wörtlich auswendig zu lernen und den Katechumenen vorzutragen hätte. Das Handbuch ist da, um dem Katecheten seine Vorbereitung auf die Unterrichtsstunde zu erleichtern, nicht um sie zu ersetzen. Diese Vorbereitung nun muß sich auf zwei, bezw. drei Punkte erstrecken. Zunächst muß der Katechet selbst den Unterrichtsstoff klar aufzufassen und sich dafür zu begeistern suchen; denn das ist die nothwendige Vorbedingung für Klarheit und Wärme des

Vortrages. Zweitens gilt es, jene Gedanken auszuwählen und jene Darstellungsmittel zu sammeln, welche geeignet sind, die betreffenden religiösen Wahrheiten dem Verständnisse der Katechumenen nahezubringen und auch ihr Herz dafür zu erwärmen. Während diese zweifache Seite der Vorbereitung dem geübten Katecheten im allgemeinen genügen mag, bleibt für den weniger geübten noch ein dritter, schwieriger Punkt zu besorgen übrig, die Form der Ausführung, welche bezüglich des Ausdruckes wie des Gedankenganges der Fassungskraft der zu Unterrichtenden angepaßt werden muß. Das katechetische Handbuch kann nun entweder in der einen und andern, oder auch in allen diesen Beziehungen dem Katecheten helfend entgegenkommen. Dementsprechend wird es einen verschiedenen Charakter an sich tragen, wie dies bei den hier zu besprechenden Werken der Fall ist.

1. Das Deharbe'sche Handbuch will an erster Stelle nicht den Katecheten selbst in ein tieferes Verständniß seines Stoffes einführen, noch auch ihm ein Muster bieten, wie er denselben den Kindern vorzulegen hat. Seine Hauptabsicht geht vielmehr dahin, passendes und gediegenes Material für die Katechese in den mittleren und oberen Elementarklassen in knapper Fassung zu bieten. Und diese Absicht hat es ohne Zweifel in hohem Grade erreicht. Gleichwohl läßt es die beiden anderen Seiten der katechetischen Vorbereitung nicht außer acht. Während die Gründlichkeit und tadellose theologische Correctheit dem Katecheten die nöthige Klarheit, Bestimmtheit und Sicherheit gibt, behält doch die Einfachheit des Gedankens und die Faßlichkeit der Darstellung stets die Kinder im Auge. Der erfahrene Bearbeiter der gegenwärtigen Ausgabe ist mit Erfolg bemüht gewesen, die Mängel, welche in letzterer Beziehung den früheren Auflagen noch anhafteten, zu beseitigen. Sein Hauptverdienst aber besteht in dem engen Anschluß der Erklärung an den Wortlaut des neuen Katechismus, dem die vorliegende Bearbeitung als Commentar dienen soll. Ohne daß der Reichhaltigkeit des Stoffes Eintrag geschieht, hat auch die Kürze merklich gewonnen. Nur aus praktischen Rücksichten erscheint es wieder in zwei Bändchen. (Vorwort S. VII.) Die Ausführung hält die Mitte zwischen der vollständigen Katechese und der bloßen Skizze. Dadurch ist der doppelte Vortheil erzielt, daß der Katechet einerseits sein Material leicht überschaut und andererseits schon beim Durchlesen desselben in die rechte Stimmung und Sprechweise hineinkommt, in welcher er zu den Kindern reden muß. Letzteres ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung; denn nach einer psychologischen Erfahrung klingt bei der Mittheilung einer Sache an andere unwillkürlich die Sprache durch, in der wir dieselbe gelesen oder gehört haben. Die Darstellung zeichnet sich zudem aus durch Frische und Wärme. Die zahlreichen und sorgfältig ausgewählten Beispiele, die an den betreffenden Stellen unter dem Texte beigefügt sind und in der vorliegenden Auflage gegenüber den früheren noch manche Verbesserung erfahren haben, enthalten einen Schatz illustrirender Züge, wie man sie in bändereichen Sammlungen oft vergebens sucht. — Obschon zunächst für die Schule geschrieben, eignet sich das Buch doch gleichzeitig zum Gebrauche bei kurzen katechetischen Kanzelvorträgen.

Nach dem verdienten Lobe möge uns der verehrte Bearbeiter gestatten, auch auf einige kleinere Punkte aufmerksam zu machen, die unseres Erachtens einer Verbesserung fähig wären. Daß die Citation der Schrifttexte durchgehends nach Allioli geschah, tadeln wir nicht; jedoch hätte man sich die Freiheit nehmen sollen, an jenen Stellen, wo Allioli's Uebersetzung offenbar mangelhaft ist, dieselbe durch eine bessere zu ersetzen. So ist z. B. der Ausdruck „eitel" für „thöricht" (Weish. 13, 1), desgleichen „einig" für „einzig" (5 Mos. 6, 4) veraltet und mißverständlich. Anmerkungen wie S. 8, 41, 46* scheinen mit Rücksicht darauf aufgenommen zu sein, daß dieses Handbuch gelegentlich auch benutzt wird bei Kindern, die theils über, theils unter jener Stufe geistiger Entwicklung stehen, für welche es an erster Stelle berechnet ist. Besser aber wären sie weggefallen. Diese Rücksicht allein kann auch Stellen rechtfertigen wie die Erklärung der Ewigkeit Gottes (S. 43), oder die Gründe, warum der Vater die erste, der Sohn die zweite und der Heilige Geist die dritte Person in der Gottheit heißt (S. 76), die Auseinandersetzung des Begriffes „Person" (S. 74), sowie den Vernunftbeweis für die Einheit Gottes (S. 77). Unkindlich sind einige bildlichen Redeweisen, wie (S. 68): „Mag auch der Unglaube gleich Wasserwogen gegen ihn (den Felsen des Glaubens) anstürmen, . . ."; (S. 80): „Selbst nachdem es (das Geheimniß der allerheiligsten Dreifaltigkeit) uns durch die Offenbarung mitgetheilt worden ist, bleibt es mit dem Schleier des Glaubens bedeckt." S. 140 erhält die gewöhnlich mißverstandene Weissagung des Patriarchen Jakob, daß das Scepter von Juda nicht weichen werde, bis der Messias komme, erfreulicherweise ihre richtige Deutung; doch hätte dieselbe klarer zum Ausdrucke kommen müssen. Die einzigen Druckfehler, die uns im ganzen ersten Bande begegneten, sind Marschall (S. 225) und Marshal (S. 255) statt Marshall.

Bei dem schönen und sorgfältigen Druck, der durch die Verschiedenheit der Lettern sehr übersichtlich ist, empfiehlt sich das Werk noch besonders dadurch, daß es im Verhältniß zum Umfange von allen ähnlichen das billigste ist.

2. Wie das eben besprochene Werk hauptsächlich für die Schulkatechese, so sind die „Katechetischen Skizzen" offenbar für die Katechese in der Kirche berechnet. Aus dieser Verschiedenheit des Zweckes ergibt sich nothwendig eine Verschiedenheit in Form und Inhalt, obschon beide sich an dasselbe Katechismuswort anschließen. Für die Schule liegt bekanntlich die Hauptschwierigkeit darin, den Gedanken des Katechismus durch Vergleiche, Beispiele und die anderen Mittel der Veranschaulichung so zu gestalten, daß er möglichst klar und deutlich in den beschränkten Gesichtskreis des Kindes hineintritt und sein junges Herz wohlthuend anspricht. Die Kirchenkatechese, welche sich mehr an die erwachsene Jugend und an die ganze Gemeinde wendet, unterliegt einer solchen Schwierigkeit weniger. Hier kann der Katechet mit Gedanken und Vorstellungen arbeiten, die ihm selbst näher liegen. Auch der sprachliche Ausdruck bedarf hier aus dem nämlichen Grunde keiner so sorgfältigen Vorbereitung. Sodann sind die Erwachsenen in der Auffassung der Sache nicht so abhängig vom Katechismuswort, weshalb bei diesen auch andere erbauliche Gedanken, welche im Katechismus nicht angedeutet sind, in die Erklärung

mit einfließen dürfen. Bei der Kinderkatechese dagegen ist Beschränkung auf den einfachen Gedanken des Katechismus strenge geboten. Endlich können wegen der Verwandtschaft der Kirchenkatechese mit der katechetischen Predigt hier wie dort in Eintheilung und Anordnung des Stoffes öfters rhetorische Gesichtspunkte zur Geltung kommen, die in der Unterweisung von Kindern weniger am Platze sind.

Diese Verschiedenheit von Schul- und Volkskatechese muß wohl beachtet werden, um nicht über die vorliegenden Skizzen ein unbilliges Urtheil zu fällen. Die hochwürdigen Verfasser sprechen sich zwar in der Vorrede nicht darüber aus, aber die ganze Durchführung des Werkes läßt uns keinen Zweifel daran, daß die Skizzen an erster Stelle für die Sonntags- oder Volkskatechese in der Kirche bestimmt sind. Für diese bietet es einen passenden und reichen Stoff in knapper und sehr übersichtlicher Form. Die Antworten des Katechismus werden nicht nur erläutert, sondern auch häufig erweitert und durch viele trefflichen Stellen aus der Heiligen Schrift und den heiligen Vätern erhärtet und illustrirt. Die einzelnen Worte des Katechismustextes erhalten der Reihe nach eine kurze, angemessene und vielfach recht treffende Erklärung. Den warmen katholischen Geist fühlt man selbst aus der Skizze heraus. Vielleicht wäre es gut gewesen, um Mißverständnissen und naheliegenden Einwürfen vorzubeugen, die Fassung der Gedanken etwas sorgfältiger abzuwägen. Insbesondere machen wir auf folgendes aufmerksam:

Die Stelle 2 Petr. 1, 20 (S. 22) hat im Zusammenhange doch wohl einen andern Sinn als den, daß die Heilige Schrift nicht der Auslegung des einzelnen überlassen werden kann. — Röm. 14, 23 (S. 26): „Alles, was nicht aus dem Glauben ist, ist Sünde"; diese Uebersetzung geht nicht an, namentlich nicht in dem Sinne, daß damit die Nothwendigkeit des übernatürlichen Glaubens ausgesprochen werden soll. Der exegetisch feststehende Sinn dieser Stelle ist: Alles, was nicht aus gutem Glauben (= mala fide, gegen das subjective Gewissen) geschieht, ist Sünde. Deshalb läßt sich dieser Text für die Nothwendigkeit des Glaubens nicht verwerthen. — Der Satz, daß „nichts von selbst, ohne Grund ist" (S. 41), gilt in der Philosophie nicht als Erfahrungssatz, sondern als eines der obersten Vernunftprincipien. — „Die Juden durften zu Gott nicht ‚Vater' sagen" (S. 73), ist wohl eine zu kühne Behauptung, da die Propheten es ohne Scheu thaten (vgl. Is. 63, 16; 64, 8) und Gott bei Jeremias (3, 4) Israel sogar auffordert: „Ergo saltem amodo voca me: Pater meus . . ." Bei Frage 61 dürfte der Satz: „Durch die Offenbarung erkennen wir eine Besonderheit der (göttlichen) Personen und ihres Wirkens nach außen", mehr noch durch die beigefügte Erklärung als durch sich selbst das Mißverständniß nahelegen, als ob bei den Werken Gottes nach außen die göttlichen Personen thatsächlich einen verschiedenen Antheil hätten, während es sich ja bekanntlich bloß um eine verschiedene appropriatio handelt. — „Die Hitze macht das Eisen weich, den Thon hart; erkläre mir's!" (S. 77.) Die heutigen Physiker sehen darin kein unbegreifliches Geheimniß mehr. — Die Erklärung (S. 114): „Du wirst ihrer Ferse nachstellen = aber sie nicht verwunden", ist nicht zu billigen,

da auf solche Weise eine ungenaue Uebersetzung ungebührlich ausgenützt wird. — S. 117: „Jesus ist nicht mit Oel gesalbt, sondern mit der Kraft des Heiligen Geistes in der Taufe am Jordan", soll wohl nicht von der thatsächlichen Mittheilung der Kraft des Heiligen Geistes bei Gelegenheit der Taufe, sondern bloß von deren Offenbarung verstanden werden. — „Wahr = keinen Widerspruch enthaltend" (S. 148) ist incorrect gesagt, da dies vielmehr die Definition des „innerlich Möglichen" ist. Ein geschickter Betrüger weiß vieles zu sagen, ohne irgend etwas Widersprechendes vorzubringen. — Bei der Kreuztragung Christi von einem „dreimaligen Sturz in Ohnmacht" reden (S. 156), legt die Vorstellung nahe, der Erlöser habe bei dieser Gelegenheit das Bewußtsein verloren, was nach der gewöhnlichen und wahrscheinlichen Auffassung nicht der Fall war. — S. 157: „Beim Tode eines bloßen Menschen geschehen keine Wunder", ist zu viel gesagt, da der Tod mancher Heiligen von auffallenden Wundern begleitet war. — S. 169: „Unfehlbar gewiß ist, daß die Apostel dem Heilande gefolgt haben.... Ohne Widerstreit ist daher der Schluß zulässig in Bezug auf die Anordnungen der Apostel: Die Apostel haben es so gemacht, also hat es Christus angeordnet." Dieser Schluß geht offenbar zu weit. Es folgt nur, daß die Apostel nichts gegen, vielleicht aber manches ohne den ausdrücklichen Befehl Christi gethan haben. Dies entspricht auch ohne Zweifel dem wirklichen Sachverhalt.

Trotz dieser und ähnlicher kleinen Ungenauigkeiten enthalten die „katechetischen Skizzen" eine im wesentlichen correcte Erklärung des Katechismus und werden dem hochwürdigen Clerus sowohl bei der Volkskatechese als bei der katechetischen Predigt recht gute Dienste leisten.

3. Die bereits in siebenter Auflage vorliegende und rühmlichst bekannte Katechismus-Erklärung von Dr. Jakob Schmitt hat den Zweck, dem Katecheten „anschaulich zu zeigen, wie den Kindern der Inhalt des Katechismus verständlich gemacht werden könne" (Vorrede S. V). Deshalb hat er sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, „möglichst in der Sprache der Kinder sich auszudrücken, ihren Vorstellungen sich anzubequemen, den Gang, wie bei ihnen das Verständniß eines Satzes vermittelt wird, zu verfolgen" (ebd.). In dieser Beziehung muß das Werk als unübertroffenes Muster gelten. Dr. Schmitt versteht es wie wenige, in die Welt der kindlichen Anschauungen und Begriffe hinabzusteigen und die Kleinen gleichsam bei der Hand fassend auf leichtem, sicherem und zugleich angenehmem Wege hinzuführen zu der oft so erhabenen Höhe der christlichen Glaubenslehren. Wer ein Kind leitet, muß natürlich langsam gehen und seinen Schritt nach dem des Kindes bemessen. Das mögen diejenigen bedenken, welche Dr. Schmitt eine zu große Breite zum Vorwurfe machen. Hätte er sich kürzer gefaßt, so würde das Werk seinem speciellen Zwecke weniger entsprechen. Für den, welcher bereits die nöthige Gewandtheit in der katechetischen Form besitzt und nur seinen Stoff kurz überschauen will, mag diese Breite unbequem sein; gut, dann greife er eben zu einem andern Handbuche. Dr. Schmitt will vor allem dem noch ungeübten Katecheten ein Muster bieten, nach dem er sich bilden kann; und das thut er im ganzen mit jener Kürze und Präcision, welche mit dem genannten Zwecke verträglich sind.

Eine Beschränkung bezüglich des Stoffes bleibt dabei immerhin möglich und je nach den Verhältnissen der Schule nothwendig. — Der enge Anschluß der Erklärung an den Wortlaut des Katechismus kann nur gelobt werden. Es gibt freilich Leute, die darin eine Wortklauberei und Pedanterie sehen; indes weiß jeder Schulmann, daß die Unterweisung der Kleinen einer gewissen Pedanterie, insofern man darunter eine sorgfältige Beachtung von Kleinigkeiten versteht, nicht entrathen kann. — An jenen Stellen der Katechese, die sich an das Herz der Kinder wenden, ist eine fremde Vorlage am wenigsten wörtlich verwendbar. Dennoch bedarf der angehende Katechet für diese Partien nicht weniger einer Anleitung und Belehrung als für die mehr verstandesmäßige Erklärung des Katechismus-Inhaltes. Durch die kluge, praktische, warme und kindliche Behandlung dieser Seite des Unterrichtes kann Dr. Schmitt auch darin als Muster dienen. Wie die Sache, so ist gleichfalls die Sprache stets einfach, edel, frisch, mit einem Worte so, wie sie bei Kindern sein soll. Deshalb wäre es jedem Katecheten zu rathen, auch nachdem er seinen Stoff bereits vorgesehen hat, unmittelbar vor der Unterrichtsstunde durch eine kurze Lesung aus Schmitt gleichsam wie durch ein Präludium seinen Geist in jene Stimmung zu versetzen, in welcher er vor seinen jugendlichen Zuhörern erscheinen muß.

4. In der Anleitung zur Ertheilung des Erstcommunicanten-Unterrichts sind der Erklärung der Katechismusfragen über das allerheiligste Altarssacrament eine Reihe vortrefflicher „Winke für den Katecheten" bezüglich eben dieses Unterrichts vorausgeschickt, während eine „Vorbereitung zur Generalbeicht" und ein Anhang mit 4 Anreden und 37 Predigtskizzen für den Weißen Sonntag folgen. Ueberall bekundet sich Dr. Schmitt als echter Katechet: die klar aufgefaßten und tief empfundenen Wahrheiten unseres heiligen Glaubens weiß er mit dem Verständniß und der Liebe einer Mutter zur geistigen Nahrung der Kleinen zu bereiten. Glücklich die Kinder, denen sie also gereicht wird!

J. Linden S. J.

The American Commonwealth, by **J. Bryce.** I. Vol.: National Government. XXXII and 592 p. 8°. II. Vol.: The State Government. Party System. IX and 683 p. 8°. III. Vol.: Public Opinion, Illustrations and Reflections. Social Institutions. IX and 699 p. 8°. London, Macmillan, 1888. Preis: 54 *Sh.*

Der berühmte Oxforder Staatsrechtslehrer bietet uns in diesem trefflichen Werke eine Darstellung amerikanischer Verhältnisse, die auf den gründlichsten Forschungen beruht. Der Verfasser macht aus seiner Sympathie und Bewunderung für die Amerikaner und amerikanische Zustände kein Hehl, verschweigt jedoch auch die Schattenseiten keineswegs. Gegenüber der Feindseligkeit, welche viele europäische Schriftsteller nur schlecht verbergen, finden wir hier ein liebevolles und verständnißreiches Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten des amerikanischen Charakters, auf die Geschichte und Entwicklung amerikanischer Verhältnisse. Bryce hat in vielen Fällen bei Amerikanern sich Raths erholt, anstatt ohne genügende Kenntniß ein Urtheil zu fällen.

Wie Alexis de Tocqueville beständig mit Rücksicht auf französische Zustände schreibt, so hält Bryce Amerika und Amerikanisches seinen Landsleuten vielfach als Spiegelbild vor. Nicht bloß Bryce, sondern auch andere Reisende sprechen von den tiefen, wahrhaft bezaubernden Eindrücken, welche der Fremde bei seiner Ankunft in Amerika empfängt, von dem Selbstvertrauen, der großen Hoffnung, welche alle Amerikaner beseelt, von dem Bestreben, in der Wissenschaft und im Leben Vollkommeneres an die Stelle des Alten zu setzen, mit einem Worte, hinter den Fortschritten anderer Nationen nicht zurückzubleiben, von der Milde und Mäßigung, mit welcher Amerikaner abweichende Meinungen dulden, von der Toleranz gegen Andersgläubige. Wir beschränken uns in dieser Anzeige auf das, was Bryce vom religiösen Leben Amerikas berichtet.

Der amerikanische Bundesstaat ist streng genommen religionslos, steht den verschiedenen religiösen Bekenntnissen gleichgiltig gegenüber und mischt sich deshalb in die religiösen Angelegenheiten der Unterthanen nicht ein. Keine Glaubensgenossenschaft ist als Staatskirche anerkannt und privilegirt, aber auch keine ist in ihrer Wirksamkeit gehemmt und beschränkt. Wenn Bigotterie und engherzige Anfeindung der abweichenden Lehrmeinungen mit wahrer Religiösität gleichbedeutend wäre, dann stünde England weit höher als Amerika; wenn jedoch fleißiger Kirchenbesuch, Erfüllung der Berufspflichten, Philanthropie, Lesung religiöser Bücher, Feldgottesdienst ein Gradmesser sind, dann steht nach Bryce Amerika über England. Bryce hat dabei das protestantische England und Amerika im Auge.

Religiöse Gesinnung und Glaube finden sich jedoch fast nur bei den höheren und Mittelklassen, während die niederen Klassen im Großen und Ganzen nicht nur religionslos sind, sondern meistens auch dem positiven Christenthum feindlich entgegenstehen. Nur die katholische Kirche, sagt Bryce (III, 492), versteht es, die ärmere Klasse an sich zu ziehen, nur die zahlreichen Katholiken in den Städten sind religiösen Einflüssen zugänglich; die protestantischen Geistlichen in England und Amerika geben jeden Versuch, die Massen zum Christenthum zu bekehren, als erfolglos auf.

Den vollgiltigsten Beweis liefern die Literatur, welche in England und Amerika unter dem Volke verbreitet wird, ferner die populären Vorlesungen eines Oberst Ingersoll und anderer, die voll der Angriffe sind auf die christliche Lehre und das Sittengesetz. Bryce hat leider diesen Punkt weniger eingehend behandelt.

Die Wankelmüthigkeit und Sucht nach Neuem und Außerordentlichem, die Leichtgläubigkeit und Arglosigkeit gegenüber allen religiösen Charlatanen und „Bekehrten", welche vor der erstaunten Menge ihre religiösen Erfahrungen zum Besten geben, finden sich nur in England; der bedächtige Amerikaner verhält sich solchen Enthusiasten oder Betrügern gegenüber zurückhaltend und kalt. Der Amerikaner erwartet von dem Prediger ein größeres Maß von Gelehrsamkeit und Gewandtheit in der Darstellung als der Engländer, obgleich die Zahl der Gebildeten in England verhältnißmäßig größer ist als in Amerika. Wie in England, strömen auch häufig in Amerika die Leute zu dem populären, beredten Prediger, ohne sich um seine Ansichten über das Dogma

viel zu kümmern. Gerade die Kirchen der Unitarier sind so fleißig besucht, auch von strenggläubigen Protestanten, weil geistig bedeutende Männer die Kanzeln derselben einnehmen.

Mehr noch, als dies in England geschieht, laden Prediger ihre Collegen, die einer verschiedenen Confession angehören, zum Predigen in ihrer Kirche ein und tragen dadurch zur Verwischung aller Religionsdifferenzen und zur Verdeckung aller Unterschiede, vielfach auch zur Ausmerzung des dogmatischen Gehaltes in den Predigten bei.

Die specifisch puritanischen Ideen verlieren sich mehr und mehr; auch der Methodismus erscheint in Amerika mehr abgeblaßt als in Europa, obgleich man unter den Methodisten noch häufig von „Erweckungen" hört. Aber auch bei ihnen tragen die Versammlungen einen mehr geselligen als religiösen Charakter. Die Religion löst sich mehr und mehr in eine Art Philanthropie auf. Menschendienst, Humanität treten an die Stelle des Gottesdienstes, d. h. von der christlichen Religion bleiben nur noch diejenigen ethischen Lehren, welche das Verhältniß des Menschen zum Menschen regeln. Die modernen Ideen von Humanität und Menschendienst haben die schon lange in Amerika eingewurzelten Laster der Unehrlichkeit, Bestechlichkeit und Immoralität, die sich mit Philanthropie am wenigsten vertragen, nicht auszurotten vermocht.

Der Verfasser stellt sich die Frage, inwieweit gegenwärtig die Religion noch einen Einfluß übe auf die Gedanken, die Einbildungskraft und die Gesinnungen des amerikanischen Volkes und welche Aussicht die christliche Religion in der nächsten Zukunft habe. Es ist ihm nicht entgangen, daß ein Volk mit so wenigen historischen Erinnerungen und Ideenassociationen, welche das Herz bewegen, daß eine Nation, deren Energie hauptsächlich durch Handel und die Entwicklung der materiellen Mittel in Anspruch genommen wird, wenig geeignet ist für ein religiöses Leben. Ein heilsames Gegengewicht gegen die fieberhafte Thätigkeit, welche das Leben des Amerikaners aufzehrt, wäre Selbstbeschauung und Vertiefung in religiöse Gegenstände. Leider fehlt dem Amerikaner hierzu sowohl Gelegenheit als Neigung. Bibellesen und oberflächliche Kenntniß der christlichen Lehre ist kein Ersatz für die Glaubenstiefe und den Geist der Ehrfurcht und Demuth, welche einen Katholiken beseelen. Bryce mag wohl Recht haben, wenn er behauptet, der gewöhnliche Amerikaner lasse sich mehr von den Grundsätzen der Bibel bestimmen als der Engländer; dabei bleibt dennoch bestehen, daß die christliche Lehre bei nur wenigen ein Hauptfaktor ihrer Handlungsweise ist.

Die Entchristlichung der Nation birgt für Amerika größere Gefahren in sich als für Europa, weil in letzterem Gehorsam gegen die Autorität zu einer Gewohnheit geworden, während in Amerika die Regierung von dem Willen einer Majorität abhängt. Einige der Gründer der amerikanischen Republik waren Atheisten, die Verfassung selbst abstrahirt von der Religion, und trotzdem, sagt man, hat die Religion so manche Amerikaner zur Pflichterfüllung und zur Uebung der Tugend begeistert; man braucht deshalb einen Niedergang des Christenthums nicht zu fürchten. Andere urtheilen, daß die religionslosen

Staatsschulen die Religion langsam und sicher unterminiren, und daß selbst der katholischen Kirche, deren Organisation doch weit vollkommener ist als die der Secten, Gefahr drohe.

Wir müssen uns versagen, auf die gehaltvollen und lehrreichen Kapitel über Volksschulen und Universitäten, wissenschaftlichen Fortschritt u. a. einzugehen, so interessant und neu auch manche Bemerkungen des Verfassers sind. Manchen Lesern wird es wohl neu sein, zu erfahren, daß die Nachkommen der ersten englischen Ansiedler die Meierhöfe ihrer Vorfahren verlassen haben und entweder in die Städte zogen oder in den fruchtbareren Landstrichen Güter ankauften, daß aber irische Katholiken, welche im eigenen Lande hätten verhungern müssen, die Güter der alten Puritaner inne haben. In neuester Zeit sind neben den Engländern, Irländern und Deutschen auch zahlreiche Colonisten aus slavischen Ländern eingewandert, die sich weniger leicht mit den Amerikanern amalgamiren und deshalb ungern gesehen werden.

Nach dem Urtheile englischer und amerikanischer Kritiker orientirt kein Buch so trefflich über amerikanische Zustände. Als scharfer Beobachter und als Fremder hat Bryce manches bemerkt, was Amerikanern entgangen wäre. Bryce's Urtheile sind bisweilen zu günstig, ein Fehler, der jedenfalls erträglicher ist als vornehmes Herabsehen und Aburtheilen.

A. Zimmermann S. J.

Leben der heiligen Franziska Romana, Stifterin der Oblaten von Tor de' Specchi in Rom. Nach Dom J. Rabory's französischem Original bearbeitet von P. **Chrysostomus Stelzer**, Doctor der Theologie, Mitglied der Beuroner Benediktiner-Congregation. Mit drei Bildern in Lichtdruck. XII u. 428 S. 8^0. Mainz, Kirchheim, 1888. Preis: *M.* 4.80.

Das Leben der hl. Franziska Romana ist nach mehreren Richtungen hin ein höchst merkwürdiges Leben. Es zeigt so recht, wie Gottes Vorsehung auch gegen alle menschlichen Berechnungen und gegen alle menschliche Klugheit diejenigen väterlich führt, welche sich seiner Leitung vollständig hingeben. Es setzt ferner die Bedeutung des höhern mystischen Lebens für die Kirche und ihre Schicksale in helles Licht. Endlich ist es wegen der Verbindung des beschaulichen und des thätigen Lebens ein hellleuchtendes Vorbild gerade für diejenigen aus dem weiblichen Geschlechte, die zur Ausübung äußerer Liebeswerke ihr Leben Gott geweiht haben.

Unsere Zeit zieht, wie keine frühere, auch das schwache Geschlecht in dieses thätige Leben hinein. Darum ist die vorliegende Lebensbeschreibung, wenn sie uns auch in eine längst entschwundene Vergangenheit führt, gerade für die Jetztzeit von besonderem Interesse. Der französische Verfasser sowohl, wie der deutsche Bearbeiter haben eine lohnende Arbeit vollbracht, daß sie unter Verwendung von noch unbenützten oder bis dahin unzugänglichen Quellen das Leben der Heiligen von neuem beschrieben haben. Daß das deutsche Werk nicht eine Uebersetzung, sondern eine wirkliche Bearbeitung ist, welche den

Wünschen eines deutschen Leserkreises gerecht zu werden trachtet, gereicht ihm zur besten Empfehlung.

Franziska, beigenannt Romana, oder mit ihrem eigentlichen Namen Franziska de' Ponziani, geborene de' Bussi, erblickte das Licht der Welt Anfangs 1384 und starb den 9. März 1440. Sie zeigte von Kindheit an eine außerordentliche Hinneigung zur Frömmigkeit und zur Abtödtung ihrer selbst; ihr Eifer mußte zurückgehalten, nicht angespornt werden. Schon im Alter von elf Jahren dachte sie daran, im Ordensstande sich ganz und ungetheilt Gott zu weihen. Der Beichtvater des Kindes zögerte, seine Einwilligung zu geben; eine besondere göttliche Fügung lenkte es, daß sie in der Folge auf Entscheidung ihres Beichtvaters hin, wenn auch mit schwerem Herzen, dem Wunsche ihrer Eltern sich fügte und das Joch des Ehestandes auf sich nahm. Als Gattin eines Sprossen altadeligen Geschlechtes, des Lorenzo de' Ponziani, war ihr von der Vorsehung eine Stellung angewiesen, in welcher sie ein Vorbild und eine Lehrmeisterin wurde für die Frauen des römischen Adels, um dieselben zu ungewöhnlicher christlicher Tugendübung und zu heroischen Opfern zu entflammen. Wenn die hohe Dame zu Zeiten öffentlicher Noth nicht nur die vollen Speicher und Vorrathskammern des eigenen Hauses zu Gunsten der Armen leerte, sondern auch mit eigenen Händen Reisigbündel sammelte und durch die Straßen Roms in die Häuser der Nothleidenden trug, sowie die Kranken besorgte und pflegte, so konnte ein solches Beispiel in einer bei aller Verwilderung doch glaubensinnigen Zeit nicht ohne Bewunderung und Nachahmung bleiben.

Bei diesen Werken thätiger Liebe und Opferwilligkeit vergaß sie nicht im geringsten ihre Pflichten als Gattin und Mutter; außerdem aber gelang es ihr, beständig den Geist des innerlichen Lebens und Verkehrs mit Gott zu pflegen und den Bußübungen wie in einer Einöde obzuliegen. Mitten in das Familienleben hineingestellt, lebte sie im Innern ihres Herzens ein weit höheres, mystisches Leben. Schon von früher Jugend an zeigten sich an Franziska sowohl außerordentliche Gnadenerweise des Himmels, als auch außergewöhnliche Nachstellungen des bösen Feindes. Sie schaute beständig in sinnlich wahrnehmbarer Gestalt einen Engel an ihrer Seite; Visionen und Verzückungen wurden ihr im Gebete häufig zu theil, aber auch Kämpfe mit der Hölle, welche einen mehr als männlichen Muth erheischten. Ihren mystischen Kämpfen und Leiden ist der Charakter der Sühne aufgeprägt zum Wohle der Gesammtkirche und ihres Oberhauptes: in dieser Hinsicht setzte sie das Leben einer hl. Birgitta und einer hl. Katharina von Siena fort. Die „Avignon'sche Gefangenschaft" der Päpste hatte freilich ihr Ende erreicht; aber da erzeugte das unglückliche Schisma Unheil für Rom und für den ganzen katholischen Erdkreis. Ein gutes Stück dieser unseligen Zeit fällt in die Jugendjahre unserer Heiligen. Die Nachwehen jener Spaltung überdauerten die ziemlich glänzende Regierung Martins V.; sein Nachfolger Eugen IV. sah die drohendsten Wolken über seinem Haupte sich zusammenziehen und mehr als einen Sturm sich entladen: die herbsten Leiden unserer Heiligen knüpfen sich an die Zeit jener beiden Pontificate.

Die weitgehendste Bedeutung jedoch hat die hl. Franziska erlangt durch die Stiftung der religiösen Genossenschaft der Oblaten von Tor de' Specchi in Rom. Erst im spätern Leben kam diese Idee bei ihr zur Entfaltung; sie mußte, auf übernatürliche Erleuchtungen und Mittheilungen hin, dieses Werk betreiben. Noch als Gattin brachte sie die Sache zum Abschluß; drei Jahre später schloß sie, die stets die Seele des ganzen Werkes gewesen war, als Wittwe sich ganz der kleinen Genossenschaft an und mußte als Oberin noch vier Jahre lang bis zu ihrem Tode die Leitung führen. — Diesem Institut nun dürfen wir kühn eine Bedeutung beilegen, die weit über die Wirksamkeit der eigenen Mitglieder hinausreicht. Es ist gewissermaßen das Vorbild und der lebendige Keim geworden, dem die religiösen Fraueninstitute unserer Zeit entstammen. Schon zu Franziska's Zeit war es Sitte und noch mehr als ein Jahrhundert später wurde es allgemeines Gesetz, daß bei Ordensfrauen die strengste Clausur und Abgeschiedenheit von der Außenwelt herrsche. Da aber dennoch auch bei Frauen die Verbindung des religiösen Lebens mit thätiger Ausübung der Nächstenliebe nicht außerhalb des Planes der Vorsehung lag, so ließ dieselbe schon damals durch die hl. Franziska solch ein religiöses Institut ins Leben rufen; der Charakter des eigentlichen Ordensstandes fehlte zwar, weil keine eigentlichen Gelübde abgelegt wurden, das Leben selbst aber war das des Ordenslebens. Anfangs freilich blieb dieses Institut vereinzelt dastehen, fand aber beständig Lob und Anerkennung. Der hl. Franz von Sales schöpfte bei seinem Aufenthalte in Rom große Begeisterung für die Heilige und ihr Institut. Dasselbe schwebte ihm vor, als er sein Institut „von der Heimsuchung" ins Leben rufen wollte; Geist und Zweck der Oblaten von Tor de' Specchi sollten in seiner Genossenschaft nachgebildet werden. In Cardinal Bellarmin fand er einen mächtigen Förderer dieser Idee. Doch Gott wollte es damals anders. Fast gegen den Willen des hl. Franz von Sales gestaltete sich die „Heimsuchung" zu einem eigentlichen Orden mit strenger Clausur. Aber es dauerte nicht lange, da fand jene Idee durch den hl. Vincenz von Paula dennoch ihre Verwirklichung; von da an mehrten sich in den letzten Jahrhunderten die Frauencongregationen, nicht zwar ohne Gelübde, aber ohne die feierlichen Gelübde und ohne die strenge, sogenannte päpstliche Clausur, welche die Ausübung der Werke der Barmherzigkeit und der Erziehung in weit engere Grenzen bannen würde. In gewissem Sinne kann die hl. Franziska von Rom als die Mutter jener religiösen Frauengenossenschaften gelten: dieser Umstand möchte, wie schon angedeutet, nicht wenig dazu beitragen, für vorliegendes Buch ein erhöhtes Interesse wachzurufen.

Aug. Lehmkuhl S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Kritische Geschichte der Exegese des 9. Kapitels, resp. der Verse 14—23 des Römerbriefes bis auf Chrysostomus und Augustinus einschließlich. Von Dr. Valentin Weber. VIII u. 197 S. 8°. Würzburg, Becker, 1889. Preis: *M.* 1.70.

Eine von der Würzburger Facultät preisgekrönte Promotionsschrift, die der Herr Verfasser vor der Drucklegung unter Berücksichtigung der neuesten Literatur großentheils noch überarbeitete, erweckt von vorneherein ein günstiges Urtheil. Das wird beim Durchlesen der Schrift nur gesteigert. Die Darlegung ist ebenso fleißig durchgearbeitet, als lehrreich und interessant. Bündig und klar wird angegeben, wie Origenes, Theodor von Mopsuestia, Chrysostomus u. a., wie Ambrosius, Hieronymus, Ambrosiaster, Pelagius, Augustinus die betreffende Stelle des Apostels auffaßten und erklärten, und bei jeder Erklärung ist mit großer Sorgfalt und Sachkenntniß eine maßvolle Kritik geübt, um das Brauchbare vom Minderwerthigen und Verfehlten zu scheiden und den Fortschritt im Verständniß der Stelle selbst aufzuzeigen. Den Löwenantheil in der Darstellung erhalten natürlich Chrysostomus (S. 67—81) und Augustinus (S. 108—175). Letzterer hat in seinen verschiedenen Schriften siebenmal obigen Text im Zusammenhang erklärt, und es ist sehr interessant zu verfolgen, welche Stadien seine Exegese durchlief und welch veränderte Auffassung sich bei ihm im Laufe der Zeit geltend machte. Gegen eine weitverbreitete Ansicht hebt der Herr Verfasser hervor: „Nicht der pelagianische Gegensatz hat Augustinus' eigenartige Anschauungen hervorgerufen, sondern 14 Jahre vor dem Auftreten des Pelagius hatte der Kirchenlehrer schon 397 in der Schrift an Simpl. die Entstehung des guten Willens dem Gnadenrufe selbst zugeschrieben und die wesentlichen Grundsätze seiner Gnadenlehre mit Bestimmtheit ausgesprochen" (S. 139). Augustin hat um die Exegese obiger Stelle ein doppeltes Verdienst: er hat zuerst die logische Verbindung des Abschnittes richtig erfaßt und ebenso den Grundgedanken des Apostels, die Gratuität der messianischen Gnade; aber seine schließliche Erklärung hat das Unzuträgliche, daß sie von der Voraussetzung ausgeht, als verstehe Paulus unter electio und propositum die Prädestination zur Gnade und Glorie (S. 158 u. f.). Besonders verdient noch der grundlegende Theil der Schrift (S. 3—35) hervorgehoben zu werden, in dem für die richtige Auffassung des ganzen Römerbriefes und speciell für obigen Abschnitt sehr brauchbare Gedanken niedergelegt sind.

Die französische Revolution, gelegentlich der hundertjährigen Gedenkfeier von 1789. Von Carolus Aemilius Freppel, Bischof von Angers ꝛc. Nach der neunzehnten Auflage mit Autorisation des hochw. Verfassers übersetzt von L. Walther. 114 S. 8°. Stuttgart, D. Ochs, 1889. Preis: *M.* 1.50.

Die Originalausgabe der vorliegenden Broschüre ist wohl in Deutschland kaum so zur Kenntniß gekommen, wie sie es verdiente. Der Uebersetzer hat sich daher eine recht dankenswerthe Aufgabe gestellt, da er den deutschen Lesern die Worte des gefeierten französischen Prälaten zugänglich machen wollte. Der Lösung dieser Aufgabe hat er sich mit großem Geschick unterzogen; die Uebersetzung liest sich durchweg so fließend,

als ob man ein deutsches Originalwerk zur Hand hätte. Der Sache nach gipfelt die Broschüre in folgenden Gedanken: Die Revolution von 1789 hat alle ihre Verheißungen Lügen gestraft; statt Freiheit hat sie Sklaverei, statt Recht Vergewaltigung des Rechtes, statt Gleichheit die grellste Ungleichheit gebracht; Arbeit, Unterricht, Christenthum und Religion hat sie, statt zu befreien, in Ketten geschlagen. Das alles geschah, weil die Bewegung von 1789, statt die Wege der Verbesserung und vernünftigen Entwicklung zu gehen, die Wege der Revolution eingeschlagen hat. Das Heil liegt nur in der Rückkehr zu den wahren, christlichen Grundsätzen und in der zeitgemäßen Umformung der in Trümmer geschlagenen socialen Einrichtungen. — Das Gesagte ist nicht bloß für Frankreich wahr; es ist und bleibt wahr für die ganze Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts. Darum gerade hat die Broschüre Interesse und Bedeutung weit über die Grenzen Frankreichs hinaus.

Die Besserung des Verbrechers und die Bekämpfung des Verbrechens in und außer dem Gefängnisse. Erfahrungen und Winke eines Strafanstaltsgeistlichen von Pastor Jacobs in Werden a. d. Ruhr. 96 S. 8°. Düsseldorf, L. Schwann, 1889. Preis: *M.* 1.50.

In der Strafe nur ein Besserungsmittel sehen wollen, würde freilich auf Begriffsverwirrung beruhen, die unserer aufgeklärten Zeit nicht fremd ist; die Strafe aber, wo es angeht, nicht auch zu einem Besserungsmittel machen, hieße die Gesetze wahrer Menschenliebe verkennen. Mit Recht stellt sich daher vor allem die christliche Liebe die Frage, wie außer der Bestrafung auch die Besserung des Verbrechers und die Bekämpfung des Verbrechens wirksam könne erreicht werden. Der Verfasser vorliegender Broschüre geht mit reifer Erfahrung und mit wahrer Liebe zu jenem zurückgestoßenen Theile der Menschheit an die Lösung dieser Frage. Er gibt sehr beachtenswerthe Winke für die Behandlung der gefangenen Verbrecher, um dieselben durch den Einfluß der Religion einem gesitteten Leben wiederzugewinnen, und für die Sorge der entlassenen Gefangenen, um sie wieder als achtbare Glieder der menschlichen Gesellschaft einzureihen und zu erhalten. — Nicht minder beachtenswerth sind die Andeutungen des hochw. Verfassers über die Verhinderung der Verbrechen. Trunksucht und Religionslosigkeit sind ihm die Hauptquellen der Verbrechen, welche unsere Gefängnisse mit Bewohnern anfüllen: wer darum die Religion untergräbt, ist ihm mit Recht weit schuldbarer, als derjenige, der durch Leichtsinn und Verführung zu einem Einzelverbrechen gelangt ist, welches er im Gefängniß abzubüßen hat. — Auf Einzelheiten einzugehen, müssen wir uns versagen. Nur sei hervorgehoben, wie auch diese Broschüre nebenbei den Nachweis bringt, daß die katholische Kirche wie keine andere Religionsgesellschaft zur Besserung des Verbrechers und zur Bekämpfung des Verbrechens thätig ist und thätig war. Wir weisen hin auf die von Papst Clemens XI. angebahnte Verbesserung des Gefängnißwesens (S. 6), und auf die großartigen Erfolge kirchlicher Besserungsanstalten gegenüber den religionslosen staatlichen Anstalten dieser Art (S. 64 ff.). Die Broschüre wird hoffentlich in manchen eine werkthätige Hilfeleistung gegenüber den ärmsten und verstoßensten Mitmenschen erregen.

Ein Wort über Fortbildung. Ermahnungen und Rathschläge für die aus der katholischen Volksschule entlassenen Jünglinge im Alter von 14 bis 18 Jahren. Von Jos. Schmalohr, Lehrer. 126 S. 12°. Münster, Aschendorff, 1889. Preis: 70 *Pf.*

Ein Büchlein von hochwichtigem Inhalt. Der Herr Verfasser sagt uns, daß er den Versuch gemacht, alles dasjenige, was bezüglich der gesammten Fortbildung

zu geschehen habe, der Hauptsache nach zur Darstellung zu bringen. Darin hat er sein Wort gehalten. Nicht nur die Fortbildung des Jünglings in Kenntnissen und Fertigkeiten, sondern auch dessen Charakterbildung, die religiös-sittliche Seite des menschlichen Fortschrittes wird hervorgehoben und gerade sie vor allem betont. Was die Ausführung des Büchleins angeht, so gibt es nach allen Seiten hin ungemein praktische Winke, von den elementarsten Uebungen des Rechnens und Schreibens an bis zu den gediegensten Grundsätzen des christlichen Lebens und den religiösen Pflichten des katholischen Mannes. — Eines nur, was jedoch den praktischen Werth des Werkes kaum berührt, will uns nicht recht gefallen: die Dreitheilung der menschlichen Fähigkeiten in Erkenntniß-, Gefühls- und Willensvermögen und die auf dieser fußende Gliederung des Schriftchens. Thatsächlich wird bei der Darstellung des auszubildenden Gefühlsvermögens die Charakterbildung, die Zügelung und richtige Verwerthung der Leidenschaften besprochen. Es ist dieses aber die nothwendige Ergänzung zur Bildung des Willens, und es dürfte daher dieser Abschnitt richtiger eine Unterabtheilung, wenn auch eine sehr wichtige, desjenigen Abschnittes ausmachen, welcher der Bildung des Willens gewidmet ist. Doch, wie gesagt, praktisch legen wir dieser Bemerkung eine Bedeutung nicht bei: sachlich gibt auch jener Abschnitt sehr gute Winke für die heranwachsende Jugend. Das ganze Büchlein sei ihr eindringlich empfohlen.

Die Sonntags-Evangelien. Ausführliche Erklärung und Auslegung aus den Schriften der heiligen Väter und geschätzter Homileten der Vor- und Neuzeit, zusammengestellt und bearbeitet von Bernard Deppe, Congr. Sacror. Cord. 591 S. 8°. Münster, Theissing, 1889. Preis: *M.* 6.

Wir haben hier eine homiletische Erklärung der Sonntags-Evangelien des Kirchenjahres vor uns. Diesem Titel ist der hochw. Verfasser so treu geblieben, daß von den Festtags-Evangelien nur die von Oster- und Pfingstsonntag berücksichtigt werden. Das Werk dient sowohl der privaten Erbauung im häuslichen Kreise, zumal für gebildetere Stände, als auch zur Benützung für Predigten, und zwar mehr noch nach Art reichhaltigen Materials für durchzuarbeitende Vorträge, als zur unmittelbaren Ausbeute. Die Erklärung ist durchgängig in einfacher und schlichter Sprache gegeben, allerdings nicht immer frei von sprachlichen Nachlässigkeiten. Sie sucht neben dem Wortsinn die allegorische und moralische Deutung und Anwendung zu verwerthen, unter ausgiebiger Benützung der Schätze der Vorzeit. Mit Recht geschieht dies vor allem in der Homilie; der vom Heiligen Geist gewollte Sinn der heiligen Schriften würde ohne diese Verwerthung sehr geschmälert. — Die allegorische Anwendung ist nicht selten treffend, manchmal recht sinnreich, an mehreren Stellen freilich auch gesucht. Sachlich dürften auch einige Stellen beanstandet werden müssen, z. B. S. 30, daß beim Verlust des Jesuskindes dessen göttliche Abkunft seiner heiligen Mutter nicht unmittelbar vor die Seele getreten sei; S. 264, daß Petrus und Johannes nach dem Besuch des Grabes des auferstandenen Erlösers nur „zum Glauben geneigt" gewesen, noch nicht geglaubt hätten; S. 293, daß erst im Neuen Bunde die Gnadenwirkung des Heiligen Geistes auf alle Menschen sich zu erstrecken angefangen habe; die Darstellung S. 386, als ob durch Rückfall in die Sünde die abgelegte Beicht ungiltig werden könnte. Doch diese und ähnliche Ungenauigkeiten werden wohl als Folgen der Flüchtigkeit seitens des Verfassers anzusehen sein; in der Erklärung mancher Schriftstellen, z. B. S. 63 bei der Erklärung über das „Zunehmen Jesu an Weisheit und Gnade", zeigt sich theologisches Wissen und dogmatische Schärfe, wie sie in sonst

rühmlich anerkannten Werken nicht immer zu Tage treten. Bei nochmaliger Durchsicht des Werkes würde der Verfasser darauf achten müssen, es der Sache und der Form nach etwas mehr zu feilen.

Die Reichthümer der göttlichen Gnade und die Schwere ihres Verlustes. Von P. Peter Hagg, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit oberhirtlicher Genehmigung. VIII u. 375 S. kl. 8°. Regensburg, Fr. Pustet, 1889. Preis: *M.* 1.40.

Der Gnadenstand ist ein Thema, welches vor dem christgläubigen Leser nicht zu oft behandelt werden kann. In ihm liegt das ganze übernatürliche Glück des Menschen, seine Würde hier auf dieser Welt und sein Anspruch auf die jenseitige, wahrhaft göttliche Seligkeit. Vorliegende Schrift behandelt in 57 Erwägungen diesen Stoff nach seiner praktischen Seite, nämlich die Würde und Wirksamkeit der Gnade, beleuchtet ihn aber besonders in recht erschöpfender Weise durch den Gegensatz, durch die schweren Uebel, welche im Verlust des Gnadenstandes durch die schwere Sünde beschlossen sind. Der Verfasser versteht es, seinen Gegenstand trefflich zu amplificiren. Die Darstellung mag zuweilen etwas breit erscheinen, wenn man das Ganze im Zusammenhange durchliest. Für denjenigen aber, welcher sich die einzelnen Erwägungen zur gesonderten Lesung wählt, wird gerade diese Ausführlichkeit ihr Anziehendes haben. Dem Schlußsatz des Vorwortes, daß es „Erwägungen seien, sowohl geeignet zur Selbsterbauung des Lesers, als auch zur fremden Unterweisung durch Vorträge über diesen Gegenstand", können wir nur vollständig beipflichten.

Des heiligen Franz von Sales Philothea oder Anleitung zum gottseligen Leben. In deutscher Uebersetzung von Jos. Moormann. Neue Stereotypauflage. Mit kirchlicher Druckerlaubniß. 476 S. 16°. Aachen, Rud. Barth, 1889. Preis: geb. in Leinw. 75 *Pf.*

Dem Inhalt nach das Büchlein zu empfehlen, ist mehr als überflüssig. Hat es doch alsbald nach seinem Erscheinen sich so sehr als Erbauungsbuch zum täglichen Gebrauch bei den nach echter Frömmigkeit strebenden Christen eingebürgert, daß man fast sagen möchte, es mache der Nachfolge Christi des gottseligen Thomas von Kempen die Palme streitig. Wie aus allen Schriften des großen heiligen Lehrers, so weht ganz besonders aus dieser bei allem Ernst männlicher Tugend doch der Geist jener wohlthuenden Milde und Salbung, welche den Heiligen weit über die Grenzen seines irdischen Lebens hinaus zu einem so geschätzten und einem so erfolgreichen Seelenführer gemacht haben. — Die vorliegende Uebersetzung paßt ganz zum Werke selbst; einfach und gefällig liest sich dieselbe, als hätte man ein ursprünglich deutsch geschriebenes Buch vor sich. Einen auffälligen Ausdruck erwähnen wir, der beständig wiederkehrt, „Anmütungen", statt des gebräuchlichen „Anmutungen". Der Preis ist recht billig zu nennen: er empfiehlt das Büchlein zu recht weiter Verbreitung.

Cartas de San Ignacio de Loyola, Fundador de la Compañía de Jesús. Tomo V. 611 p. 8°. Madrid, Imprenta de Don Luis Aguado, 1889.

Der vorliegende Band dieser Briefsammlung, die bereits früher (Bd. XVI. S. 83 ff.) eingehend gewürdigt wurde, umfaßt die Briefe des hl. Ignatius vom 3. Januar bis 30. September 1555. Für die deutsche Geschichte sind besonders belangreich des Heiligen Briefe an König Ferdinand I.; sie legen ein schönes Zeugniß ab

von der Gewissenhaftigkeit dieses Fürsten und seiner aufrichtigen Ergebenheit gegen den Apostolischen Stuhl; man sieht auch, wie ernst er sich die Heranbildung einer tüchtigen deutschen und böhmischen Geistlichkeit angelegen sein ließ, und wie bereitwillig Rom ihm Dispensen und andere Gnaden und Vollmachten gewährte. Beachtenswerth sind auch des Heiligen Schreiben an Leonhard Kessel, den ersten Obern der Jesuiten zu Köln, und an Gerhard Kalkbrenner, den Prior der Kölner Karthause: klares Verständniß und lebhafte Theilnahme für Deutschlands religiöse Bedürfnisse leuchten aus jeder Zeile hervor. Wir verweisen noch auf die Briefe Nr. 593 und 673. Die zwei Schreiben zeigen uns des Heiligen Theilnahme an den Bestrebungen jener Zeit, England in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. Wie wir vernehmen, erscheint in Bälde auch der sechste Band dieses wichtigen Quellenwerkes. Derselbe wird bis zum Tode des Ordensgründers reichen. Ein Ergänzungsband soll das Ganze beschließen.

Der heilige Valentin, erster Bischof von Passau und Rhätien. Eine historisch-kritische Untersuchung aus dem kirchenhistorischen Seminar der Universität Würzburg. 47 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: *M.* 1.

Passau verehrt seit alters die heiligen Bischöfe Maximilian († um 290), Valentin († in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts) und den Abt Severin († 482). Ueber den letztgenannten berichtet eine schon um 511 verfaßte Lebensbeschreibung, die für die Beurtheilung der Wirksamkeit des hl. Valentin mittelbar wichtig ist, weil sie zeigt, daß um 465 in Rhätien das Christenthum blühte, und zwar, wie die vorliegende Schrift nachweist, „als die gesegnete Frucht der apostolischen Thätigkeit" des hl. Valentin. Dieselbe Lebensbeschreibung bietet ein unmittelbares Zeugniß für dessen Wirksamkeit, indem sie ihn „Abt und Bischof der beiden Rhätien" nennt und als Todestag den 7. Januar bezeichnet. Ausführliche Nachrichten gibt eine 1120 zu Passau im Sarge des Heiligen gefundene Bleitafel. Ihre Echtheit wurde vielfach angezweifelt; indessen beweist unsere Schrift, daß sie jedenfalls vor dem 12. Jahrhundert entstand, also doch *echt* ist. Schwierig ist die Frage nach Zeit und Ort der Anfertigung. Sie redet von den Passauern so ungünstig, daß sie wohl nicht dort verfaßt sein kann. Da die sterblichen Ueberreste des Heiligen zu Mais bei Meran beigesetzt, um 740 nach Trient, dann 768 nach Passau übertragen wurden, muß die Bleitafel entweder gleich nach dessen Tode zu Mais oder 740 bei der Uebertragung nach Trient geschrieben sein. Die vorliegende Untersuchung entscheidet sich für ersteres, hat aber eine bedeutende Schwierigkeit nicht berührt. Der Inhalt der Bleitafel erzählt das Leben des hl. Valentin in einer Weise, die sich so eng an das Wirken des hl. Bonifatius anschließt, dessen Persönlichkeit um 740, also zur Zeit der ersten Uebertragung, in aller Munde war, daß die Tafel wohl erst damals zu den Reliquien dürfte gelegt worden sein. Es scheint uns auch nicht wahrscheinlich, daß man eine mit geschichtlichen Nachrichten gefüllte Inschrift gleich nach dem Tode in den Sarg legte, ganz abgesehen von der Frage, inwieweit sich eine Bleitafel beim verwesenden Leichnam erhalten konnte. Auch Text und Sprache passen zur Zeit um 740. Wie dem aber auch sei, die angezeigte Schrift fördert die wissenschaftliche Würdigung der Thätigkeit des hl. Valentin und damit die Kenntniß der ältern, leider so dunkeln Kirchengeschichte Deutschlands. Sie ruft darum den Wunsch wach, das kirchenhistorische Seminar von Würzburg möge unter Leitung des bewährten Professors Nirschl auf der glücklich betretenen Bahn fortschreitend uns noch mit manchen derartigen Untersuchungen erfreuen.

Die bildenden Künste am Bruhraine und im Kraichgau ehemals und jetzt. Topographie der Kunstwerke und Museographie in den Kreisen Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim. Von F. J. Mone. Heft 1—6. 480 S. 8°. Selbstverlag. Druck von F. Biedermann & Co. in Bruchsal, 1887—1889. Preis: jedes Heft *M.* 2.

Bei der großen Menge von Büchern, welche alle mehr oder weniger in der heute beliebten Art und Weise der Darstellung geschrieben sind, wird man gerne auch einmal einem begegnen, das seine eigenen Wege geht. Der Verfasser gibt keine statistische Aufzählung der Kunstwerke, sondern schildert besonders die geschnitzten, gemalten und gedruckten Bilder der drei in Rede stehenden Kreise als Erzeugnisse, die aus dem religiösen Leben der Bevölkerung hervorwuchsen. Einen besondern Werth erhält die Arbeit durch die sehr eingehende Behandlung der Art und Weise, wie die drei göttlichen Personen, Maria, die Apostel und die Heiligen in den von ihm behandelten Gegenden dargestellt worden sind. Das große Werk von Cahier und Martin, Charactéristiques des Saints dans l'art populaire, Paris 1867, würde ihm dabei wesentliche Dienste geleistet haben. Freunde der Culturgeschichte und der, wie der Verfasser mit Recht klagt, noch so wenig in gründlicher Weise behandelten christlichen Ikonographie werden beim Studium der vorliegenden Hefte reiche Belehrung und mannigfache Anregung erhalten. Dieselben verdienen eine günstige Aufnahme und werden wohl bei jedem gründlichen Kenner, der mehr sucht als leichte Unterhaltung, den Wunsch nach baldiger Fortsetzung rege machen.

Wandkarte von Palästina. Von Dr. R. v. Rieß. (Maßstab 1 : 314 000.) Mit einem Nebenkärtchen der Sinaitischen Halbinsel und Kanaans. (Maßstab 1 : 850 000.) Größe der Karte: $82^1/_2$: 113 cm. Preis: Roh in zwei Blättern *M.* 3.60; aufgezogen auf Leinwand in Mappe *M.* 6.60; aufgezogen auf Leinwand mit Halbstäben *M.* 7.60; aufgezogen auf Leinwand mit zwei schwarzpolirten Rundstäben und bester Rouleaux-Vorrichtung *M.* 8. Freiburg, Herder, 1889.

Diese neue Wandkarte vereinigt alle Eigenschaften, welche eine Schulkarte zu einem vortrefflichen Hilfsmittel beim Unterrichte in der biblischen Geschichte für die Jugend macht. Der unmittelbare Anblick gewährt ein klares geographisches Bild des Landes mit seinen Ebenen und Gebirgen. Die Ebenen sind durch grünliche Färbung, Meer, Flüsse und Seen durch blaue Farbe hervorgehoben, wobei die zahlreichen Gießbäche, die nur zeitweilig Wasser führen, durch Punktirung von den eigentlichen Flüssen und Bächen unterschieden sind. Gut wäre es vielleicht gewesen, wenn auch das Senkungsgebiet, etwa durch eine tiefere Schraffirung, angedeutet worden wäre. Die Auswahl der Orte und die Schreibung derselben nach der Vulgata richtete sich nach den Gründen der Zweckmäßigkeit für den Schulunterricht. Die Grenzen der politisch geschiedenen Gebiete sind für die Zeit Jesu Christi angegeben, während die in immer noch ziemlich großen Verhältnissen ausgeführte Nebenkarte den Zug des israelitischen Volkes durch die Wüste und die Eintheilung des Landes in die Stammgebiete veranschaulicht.

Mittheilungen über Joh. Seb. Bachs „Magnificat". Von Rob. Franz. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, Leuckert, 1889. Preis: 50 *Pf.*

Ein Heft von nur 26 Octavseiten, das aber viel mehr bietet, als Umfang und der bescheidene Titel vermuthen lassen. Es enthält eine eingehende Erklärung des

ganzen genannten Tonstückes. Die zwölf Nummern, woraus dasselbe besteht, werden einzeln besprochen; jede wird zuerst in ihrer äußern Anlage vorgeführt und diese dann nach ihrer Grundidee und innern Berechtigung gewürdigt (S. 9—23). Der Schluß (S. 24—26) faßt das Werk kurz als Ganzes ins Auge. Eingeflochten sind kürzere oder längere Bemerkungen mehr allgemeinen Inhalts. Gerade diese, sowie die Einleitung und die Schlußworte machen die Schrift sehr bemerkenswerth, auch für katholische Kreise. Nicht als ob wir das Bach'sche Magnificat für geeignet hielten zur Verwendung beim katholischen Gottesdienst, oder als ob wir auch in kleineren Nebensachen überall dem Verfasser zustimmten; aber abgesehen von dem Nutzen und Genusse, den die genauere, von so kundiger Seite vermittelte Bekanntschaft mit einem großen Kunstwerke stets bringt, können wir aus der vorliegenden Schrift lernen, wie wir unsere eigenen alten Classiker studiren müssen, um sie nach Gebühr zu schätzen. Unwillkürlich denkt man sich statt „Bach" an manchen Stellen: „Palestrina, Lassus, Vittoria", und allerhand fromme Wünsche steigen dann im Herzen auf. Das vortreffliche Büchlein ist wohl geeignet, den Eifer auch für unsere großen Altmeister neu zu beleben. Möge es fleißig gelesen werden — man braucht zum Verständniß nicht nothwendig das Magnificat vor sich zu haben —, damit nicht die tiefsinnigen und großartigen Leistungen unserer Heroen wieder mehr und mehr einem „ruhigen Traumleben in der Partitur" (S. 8) anheimfallen.

Miscellen.

Die Feier des Centenars der französischen Revolution im Schoße der Freimaurerei am 16. und 17. Juli 1889. — Deutsche Logenschriftsteller pflegen in ihren für Nichtfreimaurer geschriebenen Schriften jeden Zusammenhang zwischen Freimaurerei und Revolution kühn in Abrede zu stellen. So schrieb noch neulich Br.·. Dr. O. Henne am Rhyn, Staatsarchivar in St. Gallen, in seiner von den deutschen Logenblättern (vgl. Bauhütte 1889, S. 62; Alpina 1889, S. 109) zur Verbreitung „unter Nichtfreimaurern" warm empfohlenen Broschüre „Die Freimaurer" (Leipzig 1889) auf S. 46: „Eine Verbindung des Freimaurerbundes mit der französischen Revolution, welche inzwischen ausgebrochen war (1789), kann nur Unwissenheit oder absichtliche Verleumdung behaupten."

Man weiß nun freilich, daß im Schoße der Freimaurerei auch absichtliche Täuschung als Mittel zur Erreichung freimaurerischer Zwecke nicht ungebräuchlich ist. Dies gesteht z. B. Alb. Pike, der „souveräne Groß-Commandeur des schottischen Höchsten Rathes" in Charleston, wohl die geachtetste lebende Autorität in Freimaurerdingen, in einem allerdings nur für Inhaber des 33. Grades geschriebenen Werke: Morals and Dogma of the ancient and accepted Scottish Rite of Freemasonry, prepared for

the supreme Council of the 33d degree for the Southern Jurisdiction of the United States and published by its authority. Charleston A.·. M.·. 5641 (1881), mit cynischer Offenheit ein. Auf S. 819 schreibt er hier wörtlich: „Die blauen Grade sind nur der Vorhof des Tempels. In denselben wird ein Theil der Symbole dem Eingeweihten enthüllt, aber dieser wird absichtlich durch falsche Auslegungen in Irrthum geführt. Es wird nicht beabsichtigt, daß er verstehen soll; aber es wird beabsichtigt, daß er sich einbilde, er verstehe." Dieses Geständniß Pike's fällt um so schwerer ins Gewicht, als er dasselbe in einem Werke ablegt, welches in der Hochgrad-Freimaurerei das allergrößte Ansehen hat.

Bezüglich der engen Beziehungen der Freimaurerei zur französischen Revolution insbesondere lassen die bereits überreichlich veröffentlichten Documente nicht den mindesten Zweifel übrig. Bekannt ist das Zeugniß, welches Graf von Haugwitz, der früher (seit 1777) selbst Großmeister der Freimaurerei gewesen war, im Jahre 1822 auf dem Monarchencongreß von Verona in einer Denkschrift ablegte.

Eine neue Bestätigung dafür, daß die Freimaurerei in der That die französische Revolution vorbereitete und fortwährend noch im Dienste der Grundsätze von 1789 thätig ist, liefert der internationale Freimaurercongreß, welcher am 16. und 17. Juli im prächtig ausgeschmückten Festsaale des Großorients von Frankreich tagte. Der Großorient von Frankreich, jener Maurerbund, welcher seit 1740 die Seele der ganzen revolutionären Bewegung in Frankreich ist und welcher sich mit Rücksicht auf seine fortgeschrittenen maurerischen Grundsätze und seine Geschichte nicht mit Unrecht als den vorgeschobenen Vorposten der gesammten Freimaurerei der Welt betrachtet (vgl. z. B. die Rede Colfavru's vom 16. Nov. 1885), hatte an alle befreundeten Freimaurerverbände die Einladung ergehen lassen, das Centenar der französischen Revolution durch einen internationalen Freimaurercongreß zu feiern. Der Charakter dieses Congresses ist schon in dem Circular klar gekennzeichnet, welches der Großorient unter dem 2. April 1889 an alle Bauhütten seiner Obedienz anläßlich des Congresses richtete. Dasselbe lautet nach Chaîne d'Union 1889, p. 134 in seinem Hauptinhalt wie folgt:

„Circular Nr. 24. — Im Orient von Paris, den 2. April 1889 der gewöhnlichen Aera. — Allen Bauhütten der Obedienz des Großorients von Frankreich Gruß! Gruß! Gruß! — Theuerst.·. Brr.·.! Die Generalversammlung von 1888 hat beschlossen, daß dieses Jahr ein großer maurerischer Congreß zur Feier des Centenars von 1789 stattfinden solle. Die französischen und auswärtigen maurerischen Mächte (Großlogen und Höchste Räthe) werden zur Theilnahme an demselben eingeladen werden. Unsere Geschichte, unsere Lehre, unsere Tendenzen werden dort von den berufensten Rednern dargelegt werden.... Die Freimaurerei, welche die Revolution von 1789 vorbereitete, ist verpflichtet, ihr Werk fortzusetzen. Der gegenwärtige Zustand der Geister fordert dies von ihr u. s. w.

Der Vice-Präsident: Fontainas.

Der Siegelbewahrer: Sincholle."

Auf dem Congresse selbst traten die Beziehungen der Freimaurerei zur Revolution von 1789 in noch helleres Licht. Delegirte waren erschienen aus der Schweiz, aus Belgien, Portugal, Spanien, Italien, aus Wien, Ungarn, Griechenland, Luxemburg, Brasilien, Massachussets, Australien, Mexiko. Die ungarische Freimaurer-Abordnung war, nebenbei bemerkt, laut „Bauhütte" (1889, 15. Juni) aus „Brüdern und Schwestern" zusammengesetzt. Besonders lebhaft wurden die Schweizer begrüßt, und zwar sowohl wegen ihrer Haltung gegen Frankreich im Jahre 1870, als wegen der Art und Weise, wie sie im gegenwärtigen Augenblick „dem gemeinsamen Feinde gegenüber" Widerstand leisteten. Charakteristisch war auch die Begrüßung der Ungarn. Der Präsident des Ordensrathes, Desmons, beglückwünschte diese „Bürger des östlichen Frankreichs" dazu, daß sie „die von der Angst oder von politischen Rücksichten eingegebenen Rathschläge ihrer Regierung mit Füßen getreten und lieber der ehrwürdigen Stimme ihres großen Patrioten Kossuth Gehör geschenkt hätten" (Chaîne d'Union 1889, p. 217).

Die Delegirten sprachen dem Großorient von Frankreich im Namen ihrer über die ganze Erde zerstreuten Brr.·. ihren Dank aus für die brüderliche Aufnahme und versicherten die französischen Freimaurer der Sympathien seitens aller Aufgeklärten (ebd. p. 212). Mehrere derselben verherrlichten auch die französische Revolution als die Befreierin der Völker (p. 218).

Die bedeutendsten officiellen Reden, welche auf dem Congreß gehalten wurden, waren die zwei ersten, welche die Geschichte des französischen Großorients behandelten. Br.·. Amiable, der Großredner des Großen Ritencollegs, Maire des 5. Arrondissements von Paris, behandelte die Geschichte des Großorients bis 1800; Br.·. Colfavru, der vorige Präsident des Ordensraths, die Geschichte des Ordens im 19. Jahrhundert (p. 213).

Br.·. Amiable theilt (p. 248 ss.) der Versammlung zunächst mit, daß ihm vom Großorient von Frankreich der ehrenvolle Auftrag geworden sei, den Antheil darzulegen, welchen die französische Freimaurerei an der Revolution von 1789, dem größten Ereigniß der neuern Geschichte, genommen habe. Es sei dies eine nicht leichte Aufgabe, da die Geschichte der Freimaurerei aus jener Zeit erst noch geschrieben werden müsse. Er wolle sich derselben dessenungeachtet „mit der Gesinnung der Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen jene, die uns den Weg gebahnt haben", unterziehen.

Hierauf bezeichnet er ein „Baustück" des dritten Großmeisters, des Herzogs von Antin, welcher dem Großorient 1738—1743 vorstand, als das erste doctrinelle Manifest der französischen Freimaurerei. In dieser Programm-Rede, welche der Großmeister auf einer feierlichen Versammlung 1740, wahrscheinlich am Sonnenwend-Feste (24. Juni), gehalten, sei schon klar das freimaurerische Ideal der Weltrepublik, von welcher jede Nation eine Familie bilden sollte, ausgesprochen. Ebenso spreche d'Antin bereits die Erwartung aus, daß Frankreich bestimmt sei, das Centrum des ganzen Freimaurerordens, die Patria gentis humanae zu werden. In der That sei Paris heute nicht bloß die Hauptstadt Frankreichs, sondern auch der von allen

Völkern anerkannte Hauptherd der Civilisation. Der Andrang der unzähligen Fremden zur Ausstellung und zur Feier des Centenars von 1789 beweise deutlich, daß dieselben Frankreich als ihr gemeinsames Vaterland betrachteten.

Amiable hebt weiter hervor, daß der Herzog von Antin in der Rede von 1740 auch den Anstoß zur Herausgabe der Encyklopädie gegeben habe, welche bereits 1741 von Diderot in Angriff genommen wurde.

Ueber den unmittelbaren Antheil der Brr.·. an der Revolution (1789) selbst sagt Amiable: „Ihr Einfluß in den primären und secundären Versammlungen des Dritten Standes, bei der Redaction der Eingaben und den Wahlen war ein alles beherrschender. Sie wurden in hohem Maße auch selbst durch die Wahl ihrer Mitbürger verehrt. In den Versammlungen der privilegirten Stände hatten sie natürlich weniger Bedeutung. Indes läßt sich der Einfluß der Freimaurerei selbst an vielen Reformvorschlägen in den Verhandlungen des Adels und des Clerus verfolgen. Sie hatten vor den anderen Bürgern voraus, daß sie durch die in der Loge erhaltenen Belehrungen auf das politische Leben eingeschult waren. Sie waren darauf vorbereitet, die so einfachen und bestimmten Formen, nach welchen die Bauhütten und der Großorient regiert wurden, an die Stelle der complicirten und oppressiven Institutionen zu setzen, die nach und nach zusammenbrachen. Sie gelangten auch in großer Zahl in die Nationalversammlung. Um die Stellung zu kennzeichnen, welche sie in derselben einnahmen, genügt es, drei Namen zu nennen: Lafayette, Mirabeau und Sieyès.

„Als durch den großen Tag, an welchem endlich die Gewalt in den Dienst des Rechtes gestellt wurde, durch jenen Tag, dessen jährliches Gedächtniß unser erstes Nationalfest geworden ist, der Zusammenbruch der alten Ordnung gesichert war, war die Genugthuung darüber nirgends so berechtigt, die Freude nirgends so groß, als in den Logen. Es fand in denselben eine wahre Explosion patriotischer Gefühle statt. Zum Beweise nur ein Beispiel. Neun Tage nach dem Ereignisse, am 23. Juli, wurde in Rennes in einer Sitzung der Loge Parfaite Union die Einnahme der Bastille durch eine Rede gefeiert, deren Eintragung ins ‚Baubuch' (Sammlung von Actenstücken der Loge) sofort angeordnet wurde. Der Anfang derselben lautete:

„‚Der Triumph der Freiheit und des Patriotismus ist der vollständigste Triumph des wahren Freimaurers. Von unseren Tempeln (Logen), von denjenigen, welche zur wahren Philosophie erzogen wurden, sind die ersten Funken des heiligen Feuers ausgegangen, welches sich rasch über den Osten und Westen, den Norden und Süden Frankreichs ausbreitete und die Herzen aller Bürger entflammte.'

„In einem Circular vom 30. Juni drückt sich der Großorient von Frankreich über den Antheil der Freimaurerei an den Ereignissen also aus: ‚Nie hatte die Geschichte der Freimaurerei eine glänzendere Epoche. Nie konnte sich unsere Verbindung größern und wahrern Ruhm versprechen, als in dem Augenblick, da sie dazu beitrug, dem Menschen seine ihm geraubten Rechte, welche er von der Natur hatte, nämlich die Gleichheit, wiederzugeben.'"

Amiable weist darauf hin, daß auch die älteste symbolische Darstellung der „Verkündigung der Menschenrechte" freimaurerische Embleme enthalte, und schließt dann: „Die französischen Freimaurer des 18. Jahrhunderts haben die Revolution gemacht: sie haben derselben den humanitären Charakter ihrer Verbindung aufgedrückt. Sie hatten zuvor schon ihre Lehren ausgearbeitet. Dieselben waren keine Improvisation. Und als die Nation ihrerseits die persönliche Gewalt beseitigt hatte, nahm sie von ihnen die drei Worte als ihre republikanische Devise an, eine Devise, mit welcher ich Sie, meine Brr.·., maurerisch und bürgerlich begrüße: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit."

Br.·. Colfavru führte aus, daß die Freimaurerei bisher hauptsächlich darauf bedacht sein mußte, ihre Existenz zu sichern, sich allen Arten von Despotismus gegenüber zu behaupten. Von nun an aber handle es sich darum, die freimaurerische Thätigkeit in der modernen Gesellschaft nachdrücklichst zur Geltung zu bringen. Am Schlusse seines historischen Ueberblickes zeichnet Colfavru folgendermaßen den Einfluß, welchen die Freimaurerei in den letzten 30 Jahren „für den moralischen Aufschwung des Vaterlandes" geübt habe:

„Unter der Großmeisterschaft des Marschalls Magnan (1862—1865), welcher durch das Decret Napoleons (vom 11. Januar) der Loge aufgedrängt wurde, erwachte der maurerische Geist energisch in allen Logen, und besonders in den jährlichen Generalversammlungen des Großorients. Es standen sich da Angesicht gegen Angesicht gegenüber — einerseits die Inhaber der Macht, die stellvertretenden Großmeister, der Rath des Großmeisters, sämmtlich eifrige Diener des Kaiserreichs — andererseits die wahrhaft freien Maurer, die Maurer aus Ueberzeugung, welche, treu der heiligen Sache des Rechtes und der Gerechtigkeit, das bittere Andenken an den verbrecherischen, fluchwürdigen Ursprung dieser Gewalt, den Schmerz über die verlorenen Freiheiten, den Haß gegen den Despotismus und den heiligen Cult der großen Vorfahren aus der Revolutionszeit bewahrt haben.

„Diese Schaar unbeugsamer, selbstloser, unerschrockener Männer wußte in die bedeutsamsten und die weitesten Kreise ergreifenden Discussionen auf politischem und socialem Gebiete alle Forderungen des nationalen Bewußtseins, alle Proteste der Freiheit einzuflechten. Viele dieser Maurer, welche den glorreichen Kampf des Rechtes gegen die rohe Gewalt aufnahmen und führten, sind bereits im Tode entschlafen. Senden wir allen unsern Gruß, und rufen wir uns die Namen derjenigen in Erinnerung, welche auf unsern Orden am meisten Glanz geworfen haben. Es sind dies: Babaud-Laribière (1870—1872 Großmeister und Präsident), Massol und de St.-Jean. Die anderen, welche länger lebten, bildeten seit dem 4. September 1870 die Pflanzschule, in welcher die Regierung der nationalen Vertheidigung ihre standhaftesten und kraftvollsten Vertreter fand.

„Aus unseren Reihen gehen auch jetzt noch hervor und werden in Zukunft hervorgehen Männer ersten Ranges, wie 1789. Die Vertheidiger der Gewissensfreiheit und Rechte, der unverjährbaren und unveräußerlichen nationalen Souveränität, jener Güter, welche jetzt durch die grimmigste und fluchwürdigste

Verschwörung der alten Parteien, der besiegten Despotismen bedroht sind. Ein aufrührerischer, ehrloser, von seinen Kameraden als unwürdig ausgestoßener General führt die Schaar unter dem unheimlichen, blutigen Banner der Geistlichen und der religiösen Genossenschaften zum Sturme auf das allgemeine Stimmrecht und auf die Republik u. s. w."

Außer den eben skizzirten zwei Hauptreden ist noch das „Baustück" Br.·. Desmons' von Interesse.

Br.·. Desmons, Präsident des Ordensrathes, ein protestantischer Prediger, präcisirte die Stellung der französischen Freimaurerei zu dem in den „Landmarken", d. h. in den freimaurerischen Grundgesetzen, vorgeschriebenen Glauben an Gott. Der französische Großorient hat nämlich 1877 die auf Gott bezügliche „Landmarke" mit Rücksicht auf die atheistischen Brüder, welche sich durch dieselbe in ihrer Gewissensfreiheit beeinträchtigt glaubten, aus seinem Gesetzbuch gestrichen, worauf sowohl die englischen als die meisten amerikanischen Freimaurerverbände die Beziehungen mit ihm abbrachen. Seither sind die Häupter des Großorients bemüht, die entfremdeten anglo-amerikanischen Brüder durch spitzfindige Auslegungen ihres Verhaltens, ohne principiell nachzugeben, sich wieder zu versöhnen. Br.·. Desmons machte auf dem Congresse geltend, daß die freimaurerische Gewissensfreiheit sich selbst auf Atheisten erstrecken müsse. Bezeichnend sind die weiteren Worte, die er beifügt (S. 213):

„Nicht die Unterdrückung einer dogmatischen Behauptung hat den Bruch mit der anglo-amerikanischen Freimaurerei herbeigeführt, sondern die Tilgung eines unserm Orden wesentlichen Symbols, der Formel nämlich: A.·. L.·. G.·. D.·. G.·. A.·. de l'U.·. (A la gloire du Grand Architecte de l'Univers, Zur Ehre des Großen Baumeisters aller Welten). — Man muß sehr unterscheiden zwischen Dogma und Symbol. So absolut und tyrannisch ersteres ist, so elastisch und für alle persönlichen Auslegungen des Einzelnen gefügig erweist sich letzteres. Die Freimaurerei muß mit der größten Sorgfalt jedes Dogma beseitigen, gleichzeitig aber das Symbol achten, an welches ihre Existenz geknüpft ist."

Aus dieser Aeußerung Desmons' sieht man, wie äußerlich in der Freimaurerei der ganze Streit über ihre „wesentlichste Landmarke" aufgefaßt wird. Im Bulletin des Supr. Conseil von Belgien von 1887 (S. 134) wird in der That gesagt, daß die englische Freimaurerei mit dem französischen Großorient „aus Rücksicht auf die Krone" gebrochen habe. Mit den deutschen Großlogen, mit der italienischen, belgischen und schweizerischen u. s. w. Freimaurerei hat die englische Großloge die freundschaftlichen Beziehungen nicht abgebrochen, obwohl auch diese maurerischen Mächte Atheisten zulassen. Die positivistisch-agnostische Weltanschauung Br.·. Goblet d'Alviella's, welche die officielle Anschauung des belgischen Höchsten Rathes zu sein scheint (vgl. Bulletin des travaux du Supr. Cons. de Belgique 1884, p. 49. 72; 1885, p. 49; 1886, p. 57. 84; 1887, p. 27; 1888, p. 74 ss.), hat sich anscheinend der allgemeinen Gunst der Dreipunktebrüder zu erfreuen. Sogar die Deutsche Landesloge sprach am 17. April 1885 ihr besonderes Wohlgefallen an den

von Goblet im Schoße der Hochgradbrüder vom 33. Grad über die Existenz Gottes entwickelten Ideen aus. (Vgl. Bullet. des travaux du Supr. Cons. de Belgique 1888, p. 122.)

Am Schlusse des internationalen Freimaurercongresses wurde einstimmig mit Begeisterung ein Antrag angenommen, durch welchen der Ordensrath des französischen Großorients beauftragt wurde, bei allen maurerischen Verbänden der ganzen Welt Schritte zu thun, auf daß sich dieselben auf einem im Jahre 1890 einzuberufenden Congresse, welcher gleichsam ein „ökumenisches Concil der gesammten Freimaurerei" bilden solle, durch Abgeordnete vertreten lassen. Ein glänzendes Bankett, an welchem 450 Gäste, darunter auch „Abgeordnete der Logen von Wien", theilnahmen, beschloß den Congreß.

„Dieses republikanische, brüderliche Fest", so sagt der Bericht der Chaîne d'Union, „wird sich tief in der Erinnerung aller anwesenden Maurer eingraben; die auswärtigen Brr.·. stimmten aus vollem Herzen in den Ruf ein: ‚Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!' Sie werden die moralische Kraft, welche sie in dieser Vereinigung zerstreuter Brr.·. derselben Familie geschöpft haben, in ihre respectiven Oriente mit sich nehmen. Die gesammte Freimaurerei wird den Tag des Centenars von 1789 als den Beginn einer neuen Aera des Aufschwungs und der Größe in ihre Annalen eintragen. Den französischen Freimaurern, besonders den dem Großorient angehörigen, gebührt der unsterbliche Ruhm, dieselbe durch ihre hochherzige Anregung eingeleitet zu haben."

Der eben geschilderte Verlauf des internationalen Freimaurercongresses ist für den in der Loge herrschenden Geist sehr bezeichnend. Man darf nicht vergessen, daß die Redner im Auftrag des französischen Großorients sprachen und daß ihnen die Archive der französischen Freimaurerei zu Gebote standen. Sie waren daher in der Lage, ein competentes Urtheil über die Tendenz und das Wirken des Bundes abzugeben. Was Colfavru über die Thätigkeit des Bundes in den letzten 30 Jahren sagt, dürfte auch für andere Staaten von Interesse sein. Wenn manche Regierungen glauben, daß der Bund in ihren Ländern ungefährlich sei, so mögen sie bedenken, daß die „Freimaurer aus Ueberzeugung", die „zielbewußten Brr.·." in allen Ländern, in Oesterreich-Ungarn und Spanien, wie in Italien und Deutschland, die Grundsätze von 1789 hochhalten. An patriotischen Toasten und Ergebenheitsadressen ließ es auch die französische Freimaurerei unter der Restauration und unter dem Kaiserthum nicht fehlen. Die Gefahr, ja die Wahrscheinlichkeit, liegt in allen Ländern nahe, daß schließlich die zielbewußten Freimaurer die Oberhand gewinnen und ihre Zwecke vermittelst ihrer Organisation, wodurch sie einen noch dazu ins Dunkel des Geheimnisses gehüllten Staat im Staate bilden, erreichen.

Zum Beweise, daß auch in der nichtfranzösischen Freimaurerei die Grundsätze von 1789 ihre begeisterten Vertreter haben, führen wir hier nur zwei Stellen aus Findels Schriften an. In seinen „Grundsätzen der Freimaurerei" schreibt Findel (S. 165):

„Die Bewegung von 1789, begonnen mit rein humanitärem Charakter, ... war ein theilweise in den Logen vorbereitetes großes Werk. Man hat

gesagt, daß, während die englische Revolution in ihrem Schoße die Freiheit Englands trug, die französische in dem ihrigen die der ganzen Welt getragen hat. Wer die lange Reihe politischer Veränderungen, die sich seitdem bereits vollzogen haben, verfolgt hat, wird diesen Ausspruch kaum als eine Hyperbel ansehen. Rings um uns her durchdringt der Geist dieser Revolution die Massen des Volkes mit seiner neubelebenden Kraft. Viele alte Gewaltherrschaften sind bereits unter seiner Berührung zusammengestürzt, andere krümmen sich in den Todeskämpfen der Umwandlung.... Die Auferstehung der Völker ist das Wunder unseres Zeitalters. Alle Gewalt der stehenden Heere, alle Verträge der Diplomatie und die unermüdliche Wachsamkeit eigensinniger Despoten waren nicht im Stande, sie aufzuhalten. Die Verträge sind zerrissen, die Armeen zerstreut worden; der Geist der Freiheit hat sie alle überlebt."

In der „Geschichte der Freimaurerei" (5. Aufl., 1883, S. 159) kennzeichnet derselbe Br.·. Findel in Ausdrücken, die er Ausonio Franchi entlehnt, die Grundsätze der Freimaurerei also:

„Es waren die Ideen der Freiheit und Gerechtigkeit, der Gleichheit und Brüderlichkeit, der Association und Solidarität unter allen Menschen, Ideen, welche in der That nach einem veredelten Volksbewußtsein zielten und weitaus denen überlegen waren, welche die profane Welt beherrschten; Ideen, deren Folge die Achtung der Menschenwürde, die Unantastbarkeit des Gewissens, der Vernunft, des Gedankens, deren Schlußstein die Menschenrechte waren. Diese Gefühle und Grundsätze treu zu bewahren, sie zu verbreiten, sie von Geschlecht zu Geschlecht, von Land zu Land zu überliefern in Gestalt eines religiösen Cultes und Symbolismus, das war die Mission der Maurerei, die sie in dieser Periode erfüllt hat durch ihren heldenmüthigen Eifer und durch ihre Festigkeit und Beständigkeit, welche jede Schwierigkeit überwand, jeder Verfolgung standhielt. Sie waren das Wort, und dieses ist in der französischen Revolution Fleisch geworden, und durch diese sind die maurerischen Grundsätze das Bewußtsein der gebildeten Völker und das Glaubensbekenntniß jedes freien Menschen geworden."

Diese Stellen, miteinander verglichen, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wir wissen nun freilich, daß die Behörden der norddeutschen Freimaurerei die Sprache Findels aus tactischen oder anderen Gründen nicht billigen. Für sie ist Findel ein enfant terrible, das sie mit dem Aufgebot ihres ganzen Apparates von maurerischen Maßregeln mundtodt machen möchten. Indes ist es Thatsache, daß Findels Schriften auch in deutschen Logenkreisen die meistbegehrten sind, und daß Findel selbst die Sympathien aller ausländischen Maurer auf seiner Seite hat. Die Berliner Maurerbehörden aber verfallen bei denselben mehr und mehr dem Gespötte. Beweist das nicht, daß die zielbewußten Maurer, diejenigen, welche von den Grundsätzen von 1789 beseelt sind und für dieselben schwärmen, schließlich die Oberhand gewinnen werden? Weder das königliche Protectorat noch die massenhafte Einführung von Staatsangestellten dürfte dies auf die Dauer zu verhindern vermögen.

Wie schnell der Geheimbund es versteht, politische Macht an sich zu reißen, davon bietet Ungarn ein schlagendes Beispiel. 1848 wurde dort die Freimaurerei, und zwar im Anschluß an die französische, also fortgeschrittenste, wieder eingeführt. Laut der zuverlässigsten Zeitschrift der Hochgrade (Official Bulletin of the Supr. Council of the 33d degree for the Southern Jurisdiction of the United States. Grand Orient of Charleston. 1886. p. 645) saßen 1886 schon 46 Freimaurer im ungarischen Parlament, etwa 10 mehr als in der abgelaufenen Session. Möge das Haus Habsburg mit der Freimaurerei in seinen Landen nicht ähnliche Erfahrungen machen, wie der unglückliche Kaiser Max in Mexiko (laut derselben Zeitschrift, 1887, App., p. 50) sie machen mußte! —

Geschichtliche Unwahrheiten. In der zweiten Auflage von Schnaase's Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter (II. S. 501) lesen wir: „Unter der fränkischen Geistlichkeit herrschte (zur Zeit Karls des Großen) eine Unwissenheit und Roheit, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können." Den Beweis für diese Behauptung soll eine Anmerkung geben, die also schließt: „Es mußte sehr arg sein, wenn es nöthig war, die Geistlichen, ehe man sie zur Vollziehung der Taufe zuließ, zu prüfen, ob sie den Glauben und das Vaterunser hersagen könnten." Der bekannte Staatsarchivar in St. Gallen, Dr. Otto Henne am Rhyn, führt in seiner Culturgeschichte des deutschen Volkes (I. S. 108) die eben erwähnte „Thatsache" noch weiter aus und sagt: „Ein Concil in Mainz (813) verlangte, daß die Geistlichen das Vaterunser und den Glauben auswendig wüßten, und wenn nicht lateinisch, doch in der Muttersprache, was der Reichstag zu Aachen bestätigte."

Prüfen wir die Ausführungen von Schnaase und Henne, indem wir uns an die Quellen wenden. Beginnen wir mit Henne am Rhyn, der seine Quelle so klar und deutlich nennt. Was findet man im Concil von Mainz 813? Der 45. Canon (bei Hartzheim, Concilia Germaniae, I. 412) befiehlt, die Geistlichen müßten Sorge tragen, daß das Volk Glaubensbekenntniß und Vaterunser lernte, darum sollten die Kinder in die Schule oder zum Geistlichen gesendet werden, damit sie dann zu Hause auch die Eltern zu unterweisen vermöchten. Kinder und Eltern, welche zu weiterem nicht zu bringen seien, sollten diese Gebete wenigstens in ihrer Muttersprache kennen. Canon 47 befiehlt, die Pathen sollten ihre geistlichen Kinder im Glauben unterrichten. Zu Aachen wurde dieser 47. Canon erneuert. (Hartzheim a. a. O. 415 c. 18; Monumenta Germ. Leges I. 190.) Der zuerst genannte Canon von Mainz stammte aus den Synodalstatuten des hl. Bonifatius (c. 25 bei Hartzheim a. a. O. 74; Hefele, Conciliengeschichte, 2. Aufl., III. 585). Der Herr Staatsarchivar in St. Gallen hat sich also auf Quellen berufen, die seine Behauptung nicht bewahrheiten.

Wie kommt aber Schnaase zu seiner Behauptung? Seine zweite Auflage erschien 1869; für dieselbe lagen ihm die von Jaffé 1867 herausgegebenen Monumenta Carolina vor, aus der auch in der betreffenden Anmerkung citirt

werden: S. 349, 369, 372, 382. Indessen steht auf diesen Seiten nichts, was für unsere Frage von Bedeutung sein könnte. Dagegen finden sich S. 389 f. zwei Briefe, deren Inhalt Jaffé also angibt: 25 Carolus imperator Garibaldum episcopum Leodiensem hortatur, videat, ne ullus sacerdos baptizet, nisi qui orationem dominicam et symbolum fidei in memoria habeat. 26 Ghaerbaldus episcopus Leodiensis presbyteris dioeceseos suae ex Caroli imperio praecipit, ut orationem dominicam et symbolum fidei committant memoriae. Da hätten wir doch einen Beweis und dazu noch einen doppelten. Aber sehen wir zu. Steht in den Briefen etwas von dem, was Jaffé als Inhaltsangabe zusammenfaßt? Der Kaiser beklagt sich im erstern, viele Pathen hätten, als er sie prüfen ließ, weder Pater noster noch Credo hersagen können, der Bischof möge also seine Geistlichen beauftragen, das Volk so zu unterrichten, daß jeder Laie wenigstens diese Gebete auswendig könne. Im zweiten weist der Lütticher Bischof seinen Clerus an, zu sorgen, daß in Zukunft ihre Untergebenen jene beiden Gebete auswendig zu sagen vermöchten.

In wie viele populäre Schriften mag Jaffé's Versehen schon die Sage von den Karolingischen Pfarrern gebracht haben, die nicht einmal das Vaterunser konnten? Wie hat Henne sie schon ausgesponnen, und wie lange wird sie noch weitererzählt werden?

Fast noch schlimmer macht es Prutz in seiner Culturgeschichte der Kreuzzüge. Da lesen wir S. 241, das Generalkapitel der Hospitaliter von 1262 habe beschlossen, daß im Hinblick auf den Nutzen und die Ehre, welche dem Orden aus der Aufnahme von Frauenspersonen erwüchsen, und auf den Schaden, den man durch die Abweisung erleiden könnte, die Ordensprioren befugt sein sollten, solche Schwestern „in jugendlichem und unverdächtigem Alter" aufzunehmen. Dagegen steht in dem von Prutz selbst an einer andern Stelle (S. 612 n. 84) abgedruckten Text: Priores ... habeant potestatem recipiendi illas videlicet in sorores quae in juvenili aut suspecta etate erunt minime constitute. Ein solches Verfahren bedarf keines Commentars.

Die Verluste der Rheinprovinz während der französischen Revolution lassen sich einigermaßen abschätzen aus den Ziffern einer 1796 aus Aachen nach Paris gesandten officiellen Denkschrift, worin ausgerechnet wird, wieviel die zwischen Maas und Rhein liegenden Gegenden während 10 Monaten der Besitzergreifung für die Armeen der Republik zu zahlen hatten:

Das Land hat wenigstens 50 000 Pferde 10 Monate lang ernährt; zu 2 Livres jeden Tag das Pferd gerechnet, macht . .	30 000 000
Lieferungen an Reis, Blei, Eisen und anderen Metallen .	4 000 000
Lieferungen an Leder und Schuhen	2 000 000
Lieferungen an Tuch und Leinen	4 000 000
Es wurden 30 000 Kühe abgegeben. Rechnet man jede zu 300 Pfund, das Pfund zu 10 Sous, so ergibt sich die Summe	4 500 000
Uebertrag	44 500 000

Uebertrag	44 500 000
Dazu kommen 10 000 Hämmel	150 000
Waaren, die von Privaten während 6 Monaten den Franzosen zum Maximum-Preise gegeben werden mußten	10 000 000
Alles dies wurde in Assignaten al pari bezahlt mit . .	54 650 000
Die Assignaten hatten nur $^1/_{10}$ des Nennwerthes. Bleiben also bezahlt	5 465 000
Es beträgt also der Verlust	49 185 000
Die erste Militärcontribution für die ersten 10 Monate betrug	8 000 000
Eine zweite Contribution	10 000 000

Am 14. Januar 1795 waren 5 Millionen Contribution so vertheilt worden, daß die Geistlichkeit 3, der frühere Adel $1^1/_2$, die reichen Bürger des dritten Standes $^1/_2$ Million zu zahlen hatten. Von der halben Million fielen auf Aachen und Burtscheid 108 000, auf Cornelymünster 4000, Erkelenz 9000, der Rest auf die Grafschaften Kerpen und Jülich.

Ernährung der Armee durch 10 Monate. Sie hat täglich verzehrt wenigstens 3000 Centner Roggen und Weizen . . .	21 600 000
An Wein wenigstens 20 000 Fuder	17 280 000
Verluste und Lieferungen an Holz, Kohlen, Licht und Verwüstung der Gegend	14 000 000
Den Spitälern wurden keinerlei Ausgaben für Pflege der Kranken und Verwundeten vergütet	8 000 000
Werth der weggenommenen Kanonen, Waffen und Kostbarkeiten	60 000 000
Beschädigung der Häuser der Emigrirten und der öffentlichen Gebäude	12 000 000
Requisitionen für Transporte, täglich an 5000 Fuhren, jede zu 15 Livres, macht in 10 Monaten	22 500 000
Plünderungen und Erpressungen durch Truppen und Beamte	5 000 000
Unterstützungen und Gratificationen für die Armee von 180 000 Mann, für jeden Mann nur 5 Sous gerechnet innerhalb 17 Monaten	22 950 000
Verlust von wenigstens 10 000 Pferden, die in 10 Monaten umkamen, jedes zu 400 Livres	4 000 000

Die Thiere wurden so schlecht behandelt, daß oft von einem Transport von 100, ja von 200 Stück Schlachtvieh, die man den Bauern einzeln genommen hatte, nur an 16 ihren Bestimmungsort erreichten. $^2/_3$ aller Ackerpferde des Landes gingen zu Grunde.

Verluste durch Wegnahme alles klingenden Geldes aus den öffentlichen Kassen, auch aus Armen- und Waisenhäusern, wofür Assignaten gegeben wurden	3 000 000
Gesammtverlust	257 515 000

Alle Ziffern sind der erwähnten officiellen von Aachen nach Paris gesandten Eingabe entnommen, also offenbar eher zu niedrig als zu hoch berechnet. Der Werth eines Livre ist fast dem eines Franken gleich. Es berechnet sich demnach der Gesammtverlust innerhalb 10 Monaten mit Einschluß der Baarlieferung an Soldaten für weitere 7 Monate auf 206 012 000 Mark.

Wieviel bezahlen die Protestanten für die Bekehrung eines Heiden? Die deutsche Rundschau für Geographie und Statistik schreibt in ihrem vorigen Jahrgange S. 324 über den „Fortschritt der christlichen Missionen im Osten": „.... Der Rever. Canon gab auf dem Wolverhampton Church Congreß folgendes Referat über den Fortschritt der christlichen Missionen im Osten während des letzten Jahres, welches sicher überraschen wird:

Land.	Missionäre und Agenten.	Bekehrte.	Gesammtkosten in Pfd. St.
Indien	841	297	48 297
Persien, Arabien u. Aegypten	109	nur ein verwaistes Moslem-Mädchen in Jerusalem	11 804
Ceylon	347	207	10 139
Mittel-China	71	63	8 918
Südliches China	148	297	7 448
Total	1516	865	86 606

Der Preis eines Bekehrten in den angeführten Ländern würde sich also damit von 25 Pfund Sterling bis auf 11804 Pfund Sterling belaufen und durchschnittlich auf 100 Pfund Sterling 24 Schilling 6 Pence oder mehr als 2000 Mark."

Das Centenarium zu Baltimore.

6. November 1889.

Die Jubelfeier der französischen Menschenrechte geht mit raschem Schritt zu Ende. De Maistre's Voraussagung, im Jahre 1889 würden an Stelle jener Menschenrechte wieder Gottes Rechte proclamirt werden, hat sich dabei nicht durch einen augenfälligen Triumph der guten Sache bewahrheitet; aber ebenso wenig haben jene berüchtigten Menschenrechte einen Sieg gefeiert. Die maßgebenden Regierungen Europa's haben um des Revolutionsfestes willen der Pariser Ausstellung ihre officielle Theilnahme versagt. Frankreich selbst konnte sich nur mit Mühe dem namenlosen Ekel entziehen, den die Wirthschaft seiner revolutionären Gewalthaber jedem vernünftig denkenden Bürger einflößen mußte. Der politische Bankerott des Landes machte sich in Jämmerlichkeiten geltend, welche die gefeierten Menschenrechte geradezu als ein Spottbild erscheinen ließen. Mehr als einmal waltete durch ganz Europa hin bange Furcht, ein Ausbruch der Verzweiflung möchte die bis an die Zähne bewaffneten Militärstaaten der Gegenwart in eine allgemeine Conflagration hineinreißen. Die Sorge um Flinten und Kanonen beschäftigte die Geister weit mehr, als die vergilbten Phrasen der Revolutionsmänner von 1789, und gewaltige Arbeitseinstellungen in Deutschland und England beleuchteten in grellen Schlaglichtern, wie viel Freiheit und Wohlergehen das eigentliche Volk den vielgerühmten Menschenrechten zu danken hat. In Paris selbst fand das hohle Phrasenthum der Revolution nur wenig Anklang. Trüffeln und Champagner zogen mehr an, als alte Guillotinen und Revolutionsuniformen. Das hochfahrende Revolutionsfest, das den politischen Aberwitz eines Rousseau, Robespierre und Marat von neuem verewigen und auf das Banner der künftigen atheistischen Weltrepublik schreiben sollte, verwandelte sich in einen friedlichen Weltjahrmarkt, eine Riesen-Kirmes, wo das genußsüchtige Europa sich in glänzenden Schaustellungen und in

buntestem Plaisir von seinen ewigen Kriegsängsten zeitweilig zu erholen suchte. Ein Stück Kairo wurde an das Ufer der Seine dahingezaubert, Kabylen und Tonkinesen, Javanerinnen und Annamitinnen nach Paris geholt, um die Pariser und ihre vergnügungsluftigen Gäste zu unterhalten. Der größte Modemarkt der Welt entfaltete sich in einem noch nie gesehenen Glanze, und über die kolossalste Maschinenhalle, die noch je die mechanischen Erfindungen der Neuzeit vereinigte, erhob sich der höchste aller Thürme, ein neues Weltwunder, und ergoß sein elektrisches Lichtmeer über den unendlichen Menschenschwarm, der zu seinen Füßen wimmelte und sich das Scheinvergnügen weniger Tage mit schwerem Geld erkaufte. Auch in diesem Triumphe blieb der Stolz der glaubenslosen Revolutionscultur nicht unangefochten. Einer der größten Erfinder der Neuzeit, Edison, erinnerte die Pariser daran, daß man ohne den bon Dieu weder einen Eiffelthurm bauen, noch elektrisches Licht hervorbringen kann, daß die Ehre der modernen Erfindungen mithin Gott und nicht der Göttin der Vernunft gebührt.

Während das revolutionäre Frankreich in einem tollen Vergnügungsrausch die Menschenrechte auf Guillotine, Noyaden und Füsilladen mehr zu vergessen, als zu feiern bestrebt war, hat die große Republik der Neuen Welt in viel würdigerer und nützlicherer Weise zwei Hundertjahrfeste begangen und schickt sich an, ein drittes zu begehen, die sich zu der französischen Jubelfeier verhalten, wie Aufbau zur Zerstörung, Verstand zu Wahnsinn, Gottesrecht zu schlecht verstandenem Menschenrecht, Freiheit zu Tyrannei.

Im Februar 1789 legte John Carroll den Grund zu der ersten katholischen Hochschule der Vereinigten Staaten.

Im April 1789 übernahm George Washington als erster Präsident die Regierung des nordamerikanischen Staatenbundes.

Am 6. November 1789 errichtete Papst Pius VI. durch die Bulle Ex hac apostolicae servitutis specula das Bisthum Baltimore und ernannte John Carroll zum ersten Bischof der Vereinigten Staaten.

Das sind nüchterne Thatsachen, ohne Phrasengeklingel, ohne Appell an die Menschheit; aber diesen Thatsachen dankt es Nordamerika zu nicht geringem Theil, daß es heute ebenbürtig den Großstaaten der Alten Welt gegenübersteht, und daß es in dem abgelaufenen Jahrhundert nicht ein Chaos trostlosen Zerstörens und fruchtlosen Wiederaufbauens hinter sich hat, sondern eine Periode ungestörter, friedlicher Entfaltung, stetigen Wachsthums, materiellen und geistigen Fortschritts. Die Gründung von

Staat und Kirche in den Vereinigten Staaten ist indes in diesen Blättern schon früher ausführlich besprochen worden[1]. Indem wir deshalb unseren Glaubensgenossen in Nordamerika unsere herzlichsten Glückwünsche zu ihrem kirchlichen Nationalfeste übers Weltmeer senden, erübrigt uns nur, das schon früher Gesagte wieder in Erinnerung zu bringen und durch einige Erwägungen, welche das Fest mit sich bringt, zu ergänzen.

I.

Die feierliche Erklärung der sogen. Menschenrechte war bekanntlich nicht die erste Etappe, mit welcher die Revolution vor einem Jahrhundert ihren Lauf durch Europa eröffnete. Mehr als 30 Jahre publicistischer Thätigkeit gingen voraus. In Schriften aller Art, von der vielbändigen Encyklopädie herab bis zum gewöhnlichsten Flugblatt, waren alle bestehenden Verhältnisse bereits in den Geistern unterwühlt worden. Der erste große Schlag aber galt zunächst weder der Kirche unmittelbar, noch dem Königthum, sondern der Gesellschaft Jesu, gegen welche die sogen. Philosophen des 18. Jahrhunderts wie ihre Freunde, die Jansenisten, und alle Irr- und Ungläubigen den grimmigsten Haß hegten. Die Arbeit ward gut gethan. Der gehaßte Orden wurde erst mit einer Flut von Lügen und Verleumdungen überschüttet, dann in den einzelnen Ländern geächtet und unterdrückt; endlich erpreßten die bourbonischen Höfe vom Papste selbst die Aufhebung der von vielen anderen Päpsten bestätigten und vom Trienter Concil selbst gutgeheißenen Genossenschaft. Sie schien für immer dem Untergang verfallen, zum wenigsten unfähig, wie das Aufhebungsbreve selbst hervorhob, der Kirche fürder jene Dienste zu leisten, welche sie ihr in früheren Zeitläuften geleistet hatte. Mit welchen Gefühlen das Breve Clemens' XIV. im Schoße des Ordens selbst aufgenommen wurde, spricht sich in dem folgenden Briefe eines amerikanischen Jesuiten aus, der von Brügge aus unter dem 11. September 1773 an einen Bruder in Maryland also schrieb:

„Die Feinde der Gesellschaft und vor allem die unnachgiebige Zähigkeit des spanischen und portugiesischen Ministeriums haben, bei der völligen Passivität des Wiener Hofes, ihr Ziel erreicht; und unsere so lange verfolgte, ich darf hinzufügen, heilige Gesellschaft ist nicht mehr. Gottes heiliger Wille geschehe, und sein Name sei gepriesen jetzt und immerdar! Dieser verhängnißvolle Schlag wurde vollzogen am 21. Juli, aber in Rom geheim gehalten bis zum 16. August, und wurde mir erst bekannt am 5. September. Ich kann

[1] Vgl. diese Zeitschrift XI, 18 ff.; XIII, 42 ff.; XV, 117—133. 282—299.

mich nicht erholen von dem Stoße dieser schrecklichen Nachricht, es wird mir vielleicht nie gelingen. Der größte Segen, den mir nach meinem Dafürhalten Gott jetzt spenden könnte, wäre mein sofortiger Tod; wenn er mir denselben aber versagt, so möge sich sein heiliger und anbetungswürdiger Wille ganz und gar an mir erfüllen. Ist es möglich, daß die göttliche Vorsehung ein solches Ende ergehen lassen kann über eine Körperschaft, die sich ganz, und ich muß hinzufügen, mit der selbstlosesten Liebe dem Dienste und Wohle ihrer Nebenmenschen gewidmet hat, durch Predigt, Unterricht, Katechese, Missionen, Besuch der Hospitäler und Gefängnisse und alle anderen Werke geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit? So habe ich sie auf meinen Reisen allüberall kennen gelernt, als die erste aller kirchlichen Genossenschaften in der Achtung und dem Vertrauen der Gläubigen, und jedenfalls als die thätigste. Was wird aus den blühenden Gemeinden bei euch werden und aus jenen, welche die deutschen Patres besorgten? Diese Erwägungen umdrängen mich mit solcher Wucht, daß sie mir fast die Besinnung rauben. Aber ich will versuchen, sie auf einige Augenblicke zurückzudrängen. Wie du siehst, bin ich jetzt mein eigener Herr und meiner eigenen Bestimmung überlassen. Indem ich nach Maryland zurückkehre, werde ich den Trost haben, nicht nur bei dir zu sein, sondern auch weiter weg aus dem Kreise des Aergernisses und der Verleumdung und der traurigen Nothlage vieler meiner besten Freunde entzogen, deren Loos ich, Gott weiß es, doch nicht zu erleichtern im Stande bin. Ich werde deshalb ganz sicher nächstes Frühjahr, wenn ich irgendwie kann, nach Maryland segeln." [1]

Einem Ex-Jesuiten, der, mitten in seinem Lebenslauf aus seiner Bahn hinausgeschleudert, kein Interesse mehr haben konnte, seinen Orden zu überschätzen, wird niemand diesen Ausdruck der Liebe und Anhänglichkeit verargen, der übrigens in dem unversöhnlichen Haß aller Kirchenfeinde eine gewisse annähernde Bestätigung finden mochte.

John Carroll, der diese Worte schrieb, war am 8. Januar 1735 von einer wohlhabenden Familie in Maryland geboren, hatte seine erste Erziehung bei Jesuiten-Missionären in Maryland erhalten und war dann zur weitern Ausbildung nach St. Omer in Flandern gesandt, 1753 der Gesellschaft Jesu beigetreten. Im Jahre 1759, demselben, in welchem Pombal die ersten blutigen Triumphe seines Hasses feierte, empfing Carroll die Priesterweihe. Während der Jahre, in welchen die Jesuitenverfolgung durch ganz Südeuropa wüthete, wirkte er als Lehrer in St. Omer und Lüttich. Im Jahre 1771, als die Jesuiten aus Portugal, Spanien, Frankreich und Neapel auf das enge Territorium des Kirchenstaates zurückgedrängt waren und auch hier die Verfolgung begann, legte Carroll seine

[1] Life and Times of the Most Rev. John Carroll, by John Gilmory Shea. New York, Shea, 1888. p. 33. 34.

Profeß ab; das Jahr darauf begleitete er einen jungen Engländer, Lord Stourton, auf einer Reise durch Frankreich, Deutschland und Italien nach Rom. Hier fand er seine Ordensbrüder schon in harter Bedrängniß. Die schmählichsten Spottschriften wider sie, wie gegen die Herz-Jesu-Andacht, wurden offen in den Straßen feilgeboten, und die bevorstehende Aufhebung des Ordens war allgemeiner Gesprächsstoff. Nach Brügge zu seinen englischen Ordensgenossen zurückgekehrt, hoffte Carroll noch einige Zeit Schonung von seiten der österreichischen Regierung. Aber nachdem das päpstliche Breve veröffentlicht worden, wurden am 14. October 1773 auch die zwei Häuser in Brügge, das englische und flämische, gewaltsam ausgeplündert und die Patres, von allem entblößt, selbst ihrer Bücher und Schriften beraubt, des Landes verwiesen. Carroll fand einige Zeit ein Unterkommen bei Lord Arundell auf dessen Schloß Wardour, kehrte aber im Juni 1774 in seine Heimat Maryland zurück.

Für Maryland schien die Aufhebung der Gesellschaft Jesu noch fast bedrohlicher und nachtheiliger, als für die meisten Länder Europa's. Von Jesuiten gegründet und später unter den härtesten Bedrängnissen aufrecht erhalten, war dieses Missionsgebiet bis zu jener Zeit von Jesuiten verwaltet worden. Eine kleine, von ihnen geleitete Schule war die einzige katholische Erziehungsanstalt, welche es damals in den Vereinigten Staaten gab. Der Bestand der Mission war vollständig von den neuen Kräften abhängig, die von Europa her zugesandt wurden. Jetzt stand alles auf dem Spiel. Der apostolische Vikar von London, Dr. Challoner, unter welchem die Mission stand, konnte wohl von den Missionären einen Revers verlangen, der ihre Unterwerfung unter das Aufhebungsbreve Clemens' XIV. bezeugte, aber einen Ersatz an Missionskräften konnte er ihnen nicht in Aussicht stellen.

Wenn auch schmerzerfüllt, so doch mit unverbrüchlichem Gehorsam erfüllten die Ex-Jesuiten von Maryland die Formalitäten, welche ihr geistlicher Oberer im Namen des Apostolischen Stuhles von ihnen forderte. Formell war auch hier die Gesellschaft Jesu beseitigt, aber nicht der Geist der Liebe, des Opfermuthes und des Seeleneifers, den sie durch ihre Mitglieder an diese fernen Gestade verpflanzt hatte. Mit unerschüttertem Gottvertrauen setzten die Ex-Jesuiten ihr mühsames Tagewerk fort, und wenn es ihnen auch unmöglich wurde, den Kreis ihrer Thätigkeit weiter auszubreiten, so erhielten sie doch das von ihren Vorgängern gegründete Missionsfeld und bildeten einen festen Kernpunkt, als die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten und die Gründung der neuen Re-

publik die Fesseln der alten Religionstyrannei brach und der kirchlichen Entwicklung freie Bahn eröffnete.

Seitdem John Carroll zu Brügge von josephinistischen Oesterreichern gewaltsam festgenommen und ausgeplündert worden, waren noch keine drei Jahre verflossen, als er von den amerikanischen Congreßmitgliedern Benjamin Franklin und Samuel Chase aufs ehrenvollste eingeladen wurde, sie auf einer politischen Sendung nach Canada zu begleiten. Wurde auch der Zweck dieser Sendung nicht erreicht, so hatte sie doch die glückliche Folge, daß der Missionär von Maryland mit den ersten Staatsmännern der neuen Union in freundliche Beziehung trat. Wie Carrolls Bruder Daniel, so wirkten noch andere hervorragende Katholiken bei der Gründung des neuen Staates mit; ganze Schaaren von Katholiken kämpften an der Seite ihrer andersgläubigen Mitbürger für die gemeinsame patriotische Sache. Der blinde Haß, mit welchem alle Regierungen des alten Europa die Kirche verfolgten, fand keinen Zugang in die Fundamente der Verfassung, welche die neue Republik sich selbst gab. Nachdem diese im Frieden von Versailles (1783) ihre völkerrechtliche Anerkennung erhalten hatte, willigte der Heilige Stuhl in den Vorschlag ein, die Katholiken von dem Jurisdictionsverbande des Apostolischen Vikars in London abzulösen und ihnen einen selbständigen Apostolischen Vikar zu geben. Auf Empfehlung Benjamin Franklins ernannte Pius VI. am 9. Juni 1784 zu dieser Würde John Carroll.

Von dem Zustand seines Missionsgebietes entwarf der neue Apostolische Vikar im folgenden Jahre an den Präfecten der Propaganda, Cardinal Antonelli, folgendes Bild[1]:

„1. Es gibt in Maryland ungefähr 15 800 Katholiken; von diesen sind etwa 9000 freie Leute, erwachsen oder über zwölf Jahre alt; Kinder unter diesem Alter etwa 3000; und ungefähr dieselbe Zahl von Sklaven jeden Alters, von afrikanischer Herkunft, Neger genannt.

„2. In Pennsylvanien gibt es ungefähr 7000, von denen sehr wenige Neger sind, und die Katholiken sind weniger zerstreut und leben näher beisammen. 3. Es gibt nicht mehr als 200 in Virginien, die vier- oder fünfmal im Jahre von einem Priester besucht werden. Manche Katholiken sollen in diesem und anderen Staaten zerstreut leben, die fast ganz aller geistlichen Hilfeleistung entbehren.

„Im Staate New-York gibt es, wie ich höre, wenigstens 1500. (Wie sehr wünschte ich, daß ihnen einige geistliche Hilfe gebracht werden könnte!)

[1] Relatio pro Eminentissimo Cardinali Antonello de statu religionis in Unitis Foed. Americae provinciis. Bei Shea, John Carroll p. 257—261.

Sie haben jüngst auf ihre eigenen Kosten einen Franziskanerpater von Irland kommen lassen, und wie man sagt, hat er in Bezug auf Wissen und Leben die besten Zeugnisse; er kam nur kurz zuvor an, bevor ich die Briefe erhielt, in welchen mir Vollmachten zugesandt wurden, die ich auch an die mit mir arbeitenden Priester mittheilen kann. Ich war zeitweilig im Zweifel, ob ich eigentlich diesen Priester für die Verwaltung der Sacramente approbiren könnte. Ich habe jedoch nun entschieden, zumal das Osterfest schon so nahe ist, ihn als einen meiner Mitarbeiter zu betrachten und ihm Vollmacht zu geben, und ich hoffe, daß meine Entscheidung Ihre Billigung finden wird.

„Was die Katholiken an dem Uferland des Flusses betrifft, der Mississippi heißt, und in der ganzen Gegend, welche sich denselben entlang bis an den Atlantischen Ocean ausdehnt und bis an die Grenzen von Carolina, Virginien und Pennsylvanien reicht, so umfaßt dieser Landstrich, wie ich höre, zahlreiche Katholiken, die früher in Canada wohnten und französisch sprechen, und ich fürchte, sie haben gar keinen Priester. Bevor ich die Briefe Ew. Eminenz erhielt, ging ein Priester zu ihnen, ein Deutscher von Geburt, der aber zuletzt von Frankreich kam; er behauptet, dem Carmeliterorden anzugehören; er war nicht mit genügenden Zeugnissen über seine Sendung von seiten seiner zuständigen Oberen ausgestattet. Was er treibt und in welcher Lage sich die Kirche in jenen Gegenden befindet, hoffe ich bald zu erfahren. Die Jurisdiction des Bischofs von Quebec erstreckte sich früher über einen Theil dieser Landstriche; aber ich weiß nicht, ob er daselbst jetzt irgend eine Autorität auszuüben wünscht, seitdem alle diese Gegenden den Vereinigten Staaten unterworfen sind.

„In Maryland bekennen sich noch einige wenige der leitenden und wohlhabenderen Familien zu dem katholischen Glauben, der durch ihre Vorfahren bei der Gründung dieser Provinz einst eingeführt wurde. Der größere Theil derselben sind Pflanzer (Plantagenbesitzer), und in Pennsylvanien sind fast alle Farmer, abgerechnet die Kaufleute und Handwerker, die in Philadelphia leben. Was ihre Frömmigkeit anbetrifft, so sind sie meist genügend fleißig in den Uebungen der Religion und im Empfang der Sacramente, aber sie entbehren jenen Eifer, welchen häufige Anregungen zu Gefühlen der Frömmigkeit gewöhnlich hervorbringen, da viele Gemeinden das Wort Gottes höchstens einmal im Monat, und oft nur einmal in zwei Monaten zu hören bekommen. In diese Nothlage versetzt uns der Mangel an Priestern, die Entfernung der Gemeinden voneinander und die Schwierigkeit des Verkehrs. Das bezieht sich auf die hier geborenen Katholiken; denn die Lage der Katholiken, welche in großer Zahl aus den verschiedenen Ländern Europa's hierherströmen, ist eine sehr verschiedene. Denn während es wenige unter unseren eingeborenen Katholiken gibt, die nicht wenigstens einmal im Jahre, besonders zur österlichen Zeit, zum Empfang der heiligen Sacramente der Buße und des Altars hinzutreten, findet sich unter den neuen Ankömmlingen kaum einer, der seine religiösen Pflichten erfüllt, und es steht zu befürchten, daß dieses Beispiel, zumal in den Handelsstädten, sehr verderblich werden wird.

„Die Mißbräuche, welche sich unter den Katholiken eingebürgert haben, sind meistens solche, welche sich aus dem unvermeidlichen Verkehr mit Nicht-

katholiken und den daher rührenden Beispielen ergeben: nämlich ein viel freierer Umgang der Jugend beider Geschlechter, als sich ein solcher mit geistiger und leiblicher Keuschheit verträgt; eine zu große Vorliebe für Tänze und ähnliche Unterhaltungen und, besonders bei den Mädchen, eine unglaubliche Lesewuth auf Romane, welche in großen Massen von Europa herübergebracht werden. Dann, unter anderen Dingen, eine allgemeine Nachlässigkeit im Unterricht der Kinder und insbesondere in der Ertheilung des Religionsunterrichts an die Negersklaven, indem diese beständig an der Arbeit gehalten werden, so daß sie selten irgend eine Unterweisung von einem Priester anzuhören bekommen, wenn sie nicht etwa kurze Zeit bei einem solchen zubringen können; die meisten derselben sind deshalb sehr unwissend in religiösen Dingen und sittlich verkommen. Es ist kaum zu glauben, wie viel Mühe und Sorge sie dem Seelenhirten bereiten.

„Es sind 19 Priester in Maryland und 5 in Pennsylvanien. Von diesen sind zwei über 70 Jahre alt, und drei andere nähern sich diesem Alter, und sie sind deshalb fast völlig untauglich, die Strapazen auf sich zu nehmen, ohne die man hier im Weinberge des Herrn nicht arbeiten kann. Von den übrigen Priestern sind einige von sehr schlechter Gesundheit, und einen habe ich erst jüngst und nur für einige Monate approbirt, um ihm bei dem äußersten Mangel an Priestern Gelegenheit zu einer Probe zu geben; denn es wurden mir Dinge über ihn hinterbracht, die mich sehr abgeneigt machten, ihn anzustellen. Ich werde ihn sorgfältig überwachen, und wenn irgend etwas vorfällt, was der priesterlichen Würde widerstreitet, werde ich die ihm verliehenen Vollmachten zurückziehen, so große Beschwer das auch vielen Katholiken verursachen mag; denn ich bin überzeugt, der katholische Glaube wird weniger Schaden leiden, wenn für kurze Zeit kein Priester an dem Platze ist, als wenn wir, mitten unter Mitbürgern einer andern Religion lebend, ich will nicht sagen schlechte, aber unvorsichtige und unkluge Priester zur Verwaltung des heiligen Dienstes hinzulassen. Alle anderen Geistlichen führen ein Leben voll Mühseligkeit, da ein jeder weit auseinander liegende Gemeinden zu besorgen hat und beständig und mit großer Anstrengung, besonders zum Krankenbesuch, umherreiten muß.

„Die Priester werden hauptsächlich aus den Einkünften von Grundbesitz unterhalten, an anderen Orten durch die Freigebigkeit der Katholiken. Eigentliches Kirchenvermögen gibt es hier nicht: denn das Vermögen, aus dem die Priester erhalten werden, ist auf den Namen von einzelnen eingeschrieben und wird durch Vermächtnisse an andere übertragen. Diese Maßregel wurde nothwendig, als die katholische Religion hier durch Gesetze eingeschnürt wurde, und es hat sich gegen diese Schwierigkeit noch kein Auskunftsmittel gefunden, obwohl wir voriges Jahr ernste Anstrengungen machten.

„Es besteht ein Collegium in Philadelphia, und es ist der Vorschlag gemacht, zwei in Maryland zu errichten, an welchen Katholiken ebensowohl als andere als Vorsteher, Professoren und Schüler zugelassen werden können. Wir hoffen, daß einige der Zöglinge sich dem geistlichen Stande widmen werden. Wir beabsichtigen demgemäß ein Seminar zu errichten, in welchem sie sich zu dem für diesen Stand entsprechenden Leben und Wissen heranbilden können."

Unter großen Mühen brachte der seeleneifrige Missionär vom Frühjahr 1787 an die ersten Hilfsmittel und Lehrkräfte für die geplante Schulanstalt in Maryland zusammen, die den Fortbestand der Mission gewährleisten sollte. Sie wurde zu Georgetown, bei der spätern Bundeshauptstadt Washington, errichtet. Die Anfänge waren gering und unscheinbar. Ein anspruchsloser Ziegelbau, mit vier Fenstern im untern Geschosse, neun im obern Geschosse der Front, war die erste Behausung der „Akademie", welche gleichzeitig das erste katholische Seminar, Gymnasium, und den Anfang der ersten katholischen Hochschule der Vereinigten Staaten vorstellen sollte.

Die kleine Anstalt hatte mit den größten Schwierigkeiten zu ringen und erlangte in den ersten Jahren ihres Bestandes nur eine kleine Schülerzahl. Doch erfüllte sie nach und nach vollkommen ihre Bestimmung. Nach wenigen Jahren zweigte sich ein eigenes Priesterseminar davon ab. Das Colleg zu Georgetown aber trat nach Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu unter die Leitung dieses Ordens und erhielt 1815 die Rechte einer Universität. Eine ganze Reihe von Bischöfen, Priestern, Ordensleuten und hervorragenden Laien sind daraus hervorgegangen; es wurde bald zur Pflanzschule zahlreicher anderer Collegien, Seminarien und höherer Schulen. Mit dem Gymnasium von Georgetown wurde eine theologische und philosophische Facultät verbunden; in den fünfziger Jahren trat eine medicinische, in den siebenziger Jahren eine juristische Facultät hinzu [1]. An die Stelle des ältern, ärmlichen Collegs am Ufer des Potomac ist ein wahrer Prachtbau in englisch-gotischem Stile getreten, welcher der angrenzenden Bundeshauptstadt zur Zierde gereicht. Als die Anstalt im Februar dieses Jahres ihren hundertjährigen Bestand feierte, empfing sie nicht nur die Glückwünsche des Papstes und zahlreicher europäischen Universitäten: Bologna, Cambridge, Salamanca, Prag, Wien, Glasgow, Basel, Königsberg, Leyden, Groningen, Utrecht, Göttingen, Gent, Bonn, Würzburg, Bern, Czernowitz u. s. w., Cardinal Gibbons und Präsident Cleveland fanden sich in Person zu dem Feste ein, Staatssecretär Bayard und andere hervorragende Staatsmänner von Nord- und Südamerika nahmen aus den Händen des Rectors das Ehrendiplom des Doctorats beider Rechte entgegen, und Präsident Cleveland ergriff selbst das Wort zu einem Glückwunsch, in welchem er u. a. dem ältesten katholischen Collegium der Vereinigten Staaten folgendes ehrenvolle Zeugniß ausstellt [2]:

[1] Vgl. diese Zeitschrift XXXV, 251. 252.

[2] S. den ausführlichen Festbericht in der „Germania", 4. April 1889, Nr. 78. Zweites Blatt.

„Gelehrter Männer bedürfen wir allezeit, aber wir bedürfen auch tüchtiger Bürger. Es sollte in der Bildung nicht jene Selbstsucht herrschen, welche ihren Eigner dazu bringt, nur für sich zu leben und seinen Schatz in geiziger Selbstbefriedigung nur für sich zu hegen. Das Wenigste, was ein gebildeter Mann leisten sollte, ist, ein guter, treuer amerikanischer Bürger zu werden; und er erfüllt seine Pflicht nicht ganz, wenn er nicht auch das Staatsleben anderer fördert. Seine Vaterlandsliebe muß groß, seine Antheilnahme am öffentlichen Leben stets lebendig sein, die Erfüllung seiner Bürgerpflichten muß stets von all der Einsicht geleitet werden, die er besitzt, stets von all dem Wissen unterstützt werden, das er sich erworben hat. Das Collegium von Georgetown darf stolz auf den Einfluß sein, den es auf das Staatsleben unseres Landes gehabt hat. Auf der Rolle seiner Graduirten stehen viele, welche vermöge seines Unterrichts die Pflichten einer öffentlichen Stellung besser zu erfüllen im Stande waren, während seine Schüler massenhaft die Reihen derjenigen verstärkten, welche in privater Stellung ihre Pflichten als amerikanische Bürger einsichtsvoll und treu erfüllt haben. Ich kann meiner Freundschaft für Ihr Collegium keinen bessern Ausdruck geben, als indem ich ihm für die Zukunft wünsche, was es in der Vergangenheit besaß: eine Schaar von Zöglingen, gelehrt, patriotisch und praktisch geschult, welche das Wohl ihrer Heimat als einen Gegenstand ihres höchsten Strebens betrachten und ihr Mitwirken zu einem guten Staatsleben für einen überaus würdigen Gebrauch der Bildung halten, welche sie innerhalb dieser Mauern empfangen haben." [1]

II.

Noch im selben Jahre, in welchem das Collegium von Georgetown gegründet wurde, gelangten auch die Unterhandlungen zu Ende, welche in Rom über die Errichtung eines eigenen Bisthums in den Vereinigten Staaten gepflogen worden waren. Der Gedanke daran war schon bei Gründung des Vikariats aufgetaucht; allein einerseits drohte damals durch französische Einmischung die Gefahr, daß ein Franzose zu dieser Würde erhoben worden wäre, andererseits fürchteten die Priester von Maryland, unter ihnen auch John Carroll, daß die Ernennung eines Bischofs von den auf ihre Selbständigkeit eifersüchtigen Amerikanern als „Einmischung einer fremden Macht" betrachtet werden und der Entwicklung der Kirche mehr Schwierigkeit als Förderung bringen möchte. Diese Befürchtung regte sich auch abermal, als der Clerus von Maryland im Jahre 1788 sich entschloß, beim Heiligen Stuhle die Errichtung eines Bisthums zu beantragen; man glaubte aber, übeln Wirkungen dadurch vorbeugen zu können, daß der Apostolische Stuhl die Wahl des ersten Bischofs dem Clerus der Vereinigten Staaten überließe und nur dessen Bestätigung in

[1] The Washington Post, February 23, 1889.

Anspruch nähme. Was den Apostolischen Vikar und seine Mitarbeiter zu diesem Schritte bewog, waren hauptsächlich seelsorgerliche Schwierigkeiten, vorab der Widerstand, den der Apostolische Vikar bei einigen aus Europa zugewanderten Geistlichen gefunden hatte. Eine entscheidende kirchliche Autorität, die gegebenen Falls sofort eingreifen und Unordnungen verhindern könnte, schien unerläßlich geworden.

Diese Petition traf Papst Pius VI. in einer der trübsten Nothlagen, in welchen sich der Apostolische Stuhl seit langer Zeit befunden. Vergeblich war der Papst 1782 selbst nach Wien gereist, um Joseph II. auf der abschüssigen Bahn seiner kirchenfeindlichen Reformen aufzuhalten. Der Kaiser speiste ihn mit höflichen Worten ab, welche er alsbald durch neue Gewaltthaten gegen die Kirche verläugnete. Kaunitz durfte es ungestraft wagen, den greisen Vater der Christenheit in schnödester Weise zu verunglimpfen. Jahr für Jahr folgten nun Verordnungen und Maßregeln, welche die heiligsten Rechte der Kirche über den Haufen warfen, in das liturgische und dogmatische Gebiet hinübergriffen und das religiöse Leben des Volkes zum Spielball bureaukratischer Willkür machten. In Belgien wurde diese Knechtung der Kirche in nicht minder schroffer Weise durchgeführt. In Deutschland traten die ersten geistlichen Fürsten, die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln mit dem Erzbischof von Salzburg 1786 zu der berüchtigten Emser Punctation zusammen, um, uneingedenk ihrer Würde und Sendung, das schimpflichste Staatskirchenthum für das ganze Reich zu proclamiren. In Spanien und Italien schmachtete die Kirche unter dem Joche religionsloser Minister. Frankreich trieb unrettbar der Revolution entgegen. Das ganze alte Europa drohte sich von dem Stuhle Petri abzulösen, der einst der Grundpfeiler seines Völkerlebens gewesen. Was dem Protestantismus nicht gelungen, das schien jetzt ein seichter Rationalismus und Unglaube zu erreichen: einen allgemeinen Abfall von der gottgewollten kirchlichen Ordnung.

In dieser schmerzlichen Lage erging an den von allen Seiten bedrängten Papst die Aufforderung, den Katholiken der Vereinigten Staaten ihren ersten Bischof zu geben. Ein neuer Staat war dort jenseits des Weltmeeres in wenigen Jahren emporgestiegen, mächtig genug, seinem Stammesland England Trotz zu bieten, scheinbar auf denselben Ideen ruhend, mit denen sich das revolutionäre Frankreich brüstete, aber thatsächlich grundverschieden, weil durchaus fußend auf Grundsätzen der Religion, des Rechtes und der Gerechtigkeit. Wenn dieser neue, hauptsächlich von Protestanten gebildete Staatenbund die Religionsfreiheit proclamirte,

so war dies nicht aus Haß oder Gleichgiltigkeit gegen die von Christus verkündigte Offenbarung, sondern aus praktischem Gerechtigkeitssinn gegen die verschiedenen Religionsgemeinschaften, die durch ihre Mitglieder an dem Aufbau des neuen Staatswesens betheiligt waren. Für die katholische Kirche wurde keine Ausnahme gemacht; auch für sie wurden die Fesseln des alten Staatskirchenthums gesprengt. Eine gewisse Gefahr lag dabei allerdings für den jungen Staat vor: in der Vielheit und uneingeschränkten Willkür der Secten, denen zugleich volle Freiheit gewährt wurde, drohte die Gesellschaft ihre einheitliche, sittliche Grundlage zu verlieren. Um so bedeutsamer aber gestaltete sich dadurch die Aufgabe der Kirche, dem neuen Staate wenigstens theilweise eine solche Grundlage zu geben und ihn durch Errichtung der Hierarchie in die Zahl der christlichen Staaten einzugliedern.

So faßte Pius VI. die Aufgabe der Kirche in Amerika auf, und wahrhaft majestätisch klingen die Worte der Bulle, durch welche er den Bischofssitz von Baltimore begründete:

„Indem Wir von dieser Warte der apostolischen Knechtschaft aus den Blick auf alle Theile des Erdkreises richten, um das Uns trotz Unserer Unwürdigkeit übertragene Amt, die Heerde des Herrn zu lenken und zu weiden, mit Gottes Hilfe nach Möglichkeit auszuüben: geht das Hauptstreben Unserer Sorgen und Bemühungen ganz besonders darauf, daß die Christgläubigen, welche in den verschiedenen Provinzen zerstreut mit Uns in katholischer Gemeinschaft stehen, von ihren eigenen Seelenhirten geleitet und von denselben in der Zucht christlichen Lebens und christlicher Lehre unterwiesen werden. Denn das ist Unsere Ueberzeugung: wer sein Leben und seine Sitten nach den Vorschriften der christlichen Weisheit einrichtet, der vermag mit Gottes Beistand so seine Leidenschaften zu bezähmen, daß er, nach der Gerechtigkeit strebend, nicht bloß sich, sondern auch den Seinigen, mit welchen er lebt, den reichlichsten Nutzen bringen kann. Wer aber durch den Unterricht der Bischöfe die der katholischen Kirche von Christus dem Herrn überlieferte himmlische Lehre richtig in sich aufgenommen hat und sie, die maßlose Unruhe des Verstandes zügelnd, mit voller Festigkeit umfaßt, der wird nicht von jedem Lufthauch der Lehre umhergetrieben, wie der Apostel sagt, sondern auf die Autorität des sich offenbarenden Gottes gestützt, findet er seine Ruhe im Glauben der katholischen Kirche und verschmäht die neuen, stets wechselnden Meinungen der Menschen, mit denen nicht einmal die bürgerliche Gesellschaft heil und sicher bestehen kann. Bei der steigenden Flut der Sittenverderbniß, welcher die menschliche Natur, dem Joche Christi widerstreitend, entgegentreibt, und bei dem Stolze der Geister, welche die Ansichten und Wahngebilde der Menschen nicht dem Evangelium Christi und der von ihm überlieferten Wahrheit beugen wollen, mußte vor allem Hilfe bringen jene himmlische Autorität, welche der für alle Zeiten dauernden katholischen Kirche als Stützpfeiler und festeste

Grundlage übergeben ist, auf daß wir durch ihre Stimme und ihr Lehramt vernehmen, was zu thun und was zu glauben ist, nicht nur in Rücksicht auf die Erlangung des ewigen Heiles und auf den himmlischen Gottesstaat eines ewig seligen Volkes, sondern auch in Rücksicht auf ein sittliches Leben hienieden und auf den einträchtigen Socialbestand des irdischen Staatslebens. Diese Lehr- und Hirtengewalt, zunächst den Aposteln übertragen und vorab dem hl. Petrus, dem Apostelfürsten, auf den allein die Kirche gebaut ist und dem unser Herr und Heiland die Schafe und die Lämmer zur Weidung übergeben, wurde im Laufe der Zeit und Nachfolge auf die Bischöfe übergeleitet und vor allem auf die römischen Päpste, die Nachfolger Petri und die Erben seiner Gewalt und Würde, damit es sich aufs vollkommenste bewahrheiten sollte, daß die Pforten der Hölle die Kirche nie zu überwältigen vermögen, daß der göttliche Gründer ihr bis zum Ende der Welt seinen Beistand leiht, und daß in keiner noch so schrecklichen Entartung der Sitten, in keinem noch so wilden Wirbelsturm der flutenden Meinungen die bischöfliche Erbfolge versiegen, noch das Schiffchen Petri untergehen wird [1].

Dieses erhabene Papstwort vom Jahre 1789 tönt heute, nach einem Jahrhundert, wie eine erfüllte Prophezeiung. Das Schifflein Petri ist nicht nur siegreich aus den Stürmen jener Zeit hervorgegangen, der von allen Mächten Europa's verlassene Statthalter Christi hat nicht bloß in Baltimore eine Hierarchie errichtet, die einen halben Welttheil umspannt vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean: wie er vorausgesagt, ist die katholische Kirche für Nordamerika zum Stützpfeiler und mächtigsten Hort des socialen und politischen Lebens geworden, die größte sittliche und moralische Macht mitten in dem bunten Gewirr der immer mehr sich zerklüftenden Secten, im eifersüchtigen Streit der sich befehdenden Parteien, im unersättlichen Jagen nach irdischem Gewinn. Von Washington an haben die bedeutendsten Staatsmänner der Union mit steigender Achtung zu dieser Kirche emporgeblickt, die mit dem neuen Staate zugleich sich in Amerika einbürgerte, mit ihm wuchs und sich blühend entwickelte, ihm auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unschätzbare Dienste leistete, ohne etwas anderes dafür zu verlangen, als die allen amerikanischen Bürgern gewährleistete Freiheit. Sie hat auch in Amerika im Laufe dieser hundert Jahre den Beweis erbracht, daß Autorität und Freiheit keine sich widerstrebenden Mächte sind, daß die Kirche nur ein gerechtes Maß politischer Freiheit bedarf, um die Völker ihrer Segnungen theilhaft zu machen, daß die Völker aber gerade in ihr die zuverlässigste Stütze der Autorität und das mächtigste Bollwerk wahrer Freiheit finden.

---

[1] Bullarii Romani Continuatio. Tom. VI. P. III. Prati 1849. p. 3131 sq.

III.

Daß die Kirche in den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig so rasch und kräftig ihre Wirksamkeit entfalten konnte, daran hat der Mann nicht geringen Antheil, den Pius VI. auf die nahezu einstimmige Wahl und Bitte des amerikanischen Clerus zum ersten Bischof von Baltimore erhob, über dessen Glauben, Klugheit, Frömmigkeit und Seeleneifer er sich bereits aus dessen Amtsführung völlig vergewissert hatte. John Carroll entsprach in seiner sechsundzwanzigjährigen Verwaltung des bischöflichen Amtes völlig dem Vertrauen seines Oberhirten. Man kann seinen Charakter nicht besser zeichnen, als ihn sein gegenwärtiger Nachfolger, Cardinalerzbischof Gibbons, bei Gelegenheit des erwähnten Jubelfestes von Georgetown gezeichnet hat. Er sagt in dieser Rede:

„Es liegt in der Natur der göttlichen Vorsehung, daß, wenn immer der allmächtige Gott ein großes Werk in der bürgerlichen, sittlichen oder religiösen Ordnung ausführen will, er die Mitwirkung entsprechender Männer dazu verwendet. Als er beschloß, in dieser Welt des Westens einen großartigen Staat zu gründen, der anderen zum Vorbilde dienen könnte, da berief er Männer, welche die Grundlagen unserer Republik so tief, so stark und so breit legten, daß sie den folgenden Generationen andauernd das Heiligthum der Freiheit und eine Heimat der Unterdrückten bleiben könnten. Er gab dem Lande einen Washington, dessen Tapferkeit und militärisches Genie nur der staatsmännischen Weisheit gleichkam, welche er in der Regierung der Republik entfaltete. Er gab ihm einen Jefferson, den leitenden Geist bei der Gestaltung der Unabhängigkeitserklärung. Er berief gleichzeitig eine Zahl anderer großer Männer, um an der Bildung des neuen Staates Antheil zu nehmen, Männer, deren glühende Freiheitsliebe nie in Willkür ausartete, sondern stets durch Ehrfurcht gegen das Gesetz und die gesetzliche Autorität geregelt war. Und so gleicherweise, als es dem allmächtigen Gott gefiel, der Organisation der katholischen Religion in diesem Lande durch Errichtung der Hierarchie eine feste und dauerhafte Grundlage zu verleihen, da wählte er einen Mann nach seinem Herzen: er erkor John Carroll zum ersten Bischof von Baltimore. ‚Es war ein Mann von Gott gesandt, dessen Name war Johannes; er war nicht das Licht, aber er sollte Zeugniß geben von dem Lichte.‘

„Erzbischof Carroll verband in seiner Person den doppelten Charakter eines frommen, christlichen Priesters und eines begeisterten Patrioten. Es war ein Mann von wunderbarer Scharfsicht, durchdringendem Verstande, vollendeter Weisheit und echter Frömmigkeit. Er war innig vertraut mit dem Geiste unserer politischen Verfassung und war deshalb in vorzüglichster Weise für die schwierige Aufgabe geeignet, die Disciplin der Kirche mit den Forderungen der bürgerlichen Verfassung in Einklang zu bringen. Die Wahrheiten der Religion sind ewig und unveränderlich, aber die Disciplin der Kirche ist veränderlich — gerade so, wie ein Mann sich in seinen wesentlichen Cha-

rakterzügen gleich bleibt, wenn auch seine Kleidung und alle übrige Ausstattung sich nach den Moden und Sitten der Zeit verändert. Erzbischof Carroll entwickelte einen außerordentlichen Tact in der Anpassung der kirchlichen Disciplin an die Bedürfnisse der neuen Republik, aber sein weites, edles und wohlwollendes Herz brachte ihn in freundliche und gesellige Beziehung mit Nichtkatholiken aus dem geistlichen wie aus dem Laienstande, ohne daß dadurch seine Stellung als katholischer Prälat beeinträchtigt worden wäre. Ich habe oft alte Baltimorer Bürger in Ausdrücken des Lobes und der Bewunderung von den engen und traulichen Freundschaftsbeziehungen reden hören, welche ihn mit der protestantischen Geistlichkeit jener Tage verknüpften. Durch diese freundlichen Beziehungen wurden viele Vorurtheile gehoben und die gegenseitige Achtung genährt. Wäre Erzbischof Carroll ein Mann von kleinlichem Geiste und von engherzigen Anschauungen gewesen, so hätte er seinen Nachfolgern in der Ausführung ihres heiligen Amtes die größten Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereitet; aber zum Glück für uns alle war er ein Prälat von weiten, umfassenden Ideen. Ich kann der Weisheit John Carrolls keinen höhern Tribut zollen, als indem ich erkläre, daß er nie Ansichten äußerte, deren wir uns zu schämen brauchten; nie einen Grundsatz aufstellte, den wir hätten widerrufen müssen. Wie hoch wir auch das Gebäude unseres Glaubens führen wollen, wir finden die von Carroll gelegten Fundamente breit und stark und tief genug, um den Bau zu tragen. Was immer für ein Werk der Liebe oder der Religion wir unternehmen wollen, der Plan dazu ist uns schon durch den weitausschauenden Geist unseres amerikanischen Patriarchen vorgezeichnet." [1]

IV.

Auch nur andeutungsweise die glänzende Entwicklung zu schildern, welche die katholische Kirche Nordamerika's in diesen hundert Jahren genommen, dazu reicht eine kurze Skizze nicht hin. Anstatt des ärmlichen Missionsbezirks von Maryland, Pennsylvanien, Virginien und New-York mit seinen 30 000 weitverstreuten Katholiken stehen heute die 42 Staaten und 13 Gebiete Nordamerika's [2] vor uns (ausgedehnter als das gesammte Europa) mit einer katholischen Bevölkerung von mehr als 10 Millionen Seelen. Aus der winzigen Schaar der 24 Ex-Jesuiten und ihren Hilfspriestern, mit welchen der erste Bischof sein Werk begann, ist ein Clerus von 8000 Priestern geworden, die, hierarchisch gegliedert, im

[1] Centennial Supplement to The College Journal. A monthly paper published by the Students of Georgetown College. April 1889. p. 25.

[2] „Am letzten Unabhängigkeitstage (4. Juli) wurden die vier bisherigen Territorien Washington, Nord-Dakota, Süd-Dakota und Montana als Staaten in die Union aufgenommen und infolge dessen das Banner der Vereinigten Staaten um vier neue Sterne vermehrt. Die amerikanische Nationalflagge hat jetzt 42 Sterne und 13 Streifen." Allgem. Ztg., Abendbl. München, 20. Juli 1889.

innigsten Anschluß an den Apostolischen Stuhl, von den großartigen Verkehrsmitteln der Neuzeit unterstützt, das ungeheure Arbeitsfeld mit rastlosem Eifer bebauen. An die Stelle des einen Bischofs von Baltimore ist ein Cardinal-Erzbischof mit 12 Erzbischöfen und 75 Bischöfen[1] getreten. Die Vereinigten Staaten bilden heute eines der blühendsten und hoffnungsvollsten Gebiete der gesammten Weltkirche.

Noch Bischof Carroll erlebte es, daß im Jahre 1793 New-Orleans seinen eigenen Bischof erhielt, daß 1808 vier weitere Bisthümer (Boston, New-York, Philadelphia und Bardstown) errichtet und Baltimore zum Erzbisthum erhoben wurde. Von diesen Bisthümern gestalteten sich 1850 New-York und an Stelle von Bardstown Cincinnati zu eigenen Kirchenprovinzen, nachdem andere neue Bisthümer bereits 1846 unter einem Erzbischof zu Oregon City, andere 1847 unter einem zu St. Louis vereinigt worden waren. Es folgte dann 1853 die Errichtung der Kirchenprovinz San Francisco, 1875 jene der Kirchenprovinzen Philadelphia, Boston, Milwaukee und Santa Fé, 1880 Chicago und endlich 1888 St. Paul.

Am Gestade des Atlantischen Oceans liegen die Kirchenprovinzen bezw. Erzbisthümer:

Baltimore mit den Bisthümern: Charleston, Richmond, Savannah, St. Augustin, Wheeling, Wilmington und dem apostolischen Vikariat Nord-Carolina.

Philadelphia mit den Suffraganen: Erie, Harrisburg, Pittsburgh, Scranton.

New-York mit den Bisthümern: Albany, Brooklyn, Buffalo, Newark, Ogdensburg, Rochester, Syracuse, Trenton.

Boston mit den Bisthümern: Burlington, Hartford, Manchester, Portland, Providence, Springfield.

Die großen Seen im Norden berühren die Kirchenprovinzen:

Cincinnati mit den Bisthümern: Cleveland, Columbus, Covington, Detroit, Fort Wayne, Grand Rapids, Louisville, Vincennes, Nashville.

Chicago mit: Alton, Belleville, Peoria.

---

[1] Sadliers Directory für 1889 gibt die Zahl der Bischöfe auf 71 an. Papst Leo XIII. hat aber seither fünf neue Diöcesen in den Vereinigten Staaten errichtet: Winona (Minnesota), St. Claude (Minnesota), Jamestown (Nord-Dakota), Sioux-Falls (Süd-Dakota), Diulouble. S. „Germania". Berlin, 3. Oct. 1888. Zweites Blatt. — In Dakota wirkte bereits ein apostolischer Vikar mit Bischofswürde; die Zahl der 71 Bischöfe wird also um vier zu vermehren sein.

Milwaukee mit: Greenbay, La Crosse, Marquette.

St. Paul mit den Bisthümern: Winona, Sioux Falls, Jamestown, St. Claude und Diulouble.

Am Gestade des Stillen Oceans liegen die Kirchenprovinzen:

Oregon mit den Bisthümern: Helena, Nesqualy, Vancouvers Island und dem apostolischen Vikariat Idaho.

San Francisco mit: Monterey, Sacramento und dem apostolischen Vikariat Utah.

Den Golf von Mexico entlang erstreckt sich das ausgedehnte Erzbisthum:

New-Orleans mit den Suffraganbisthümern: Galveston, Little Rock, Mobile, Natchez, Natchitoches, San Antonio, dem apostolischen Vikariat Brownsville und der apostolischen Präfectur Indian Territory.

Zwischen den östlichen und westlichen Küstenprovinzen endlich liegen die ausgedehnten Erzbisthümer:

St. Louis mit den Bisthümern: Cheyenne, Concordia, Davenport, Dubuque, Kansas City, Leavenworth, Lincoln, Omaha, Wichita.

Santa Fé mit dem Bisthum Denver und dem apostolischen Vikariat Arizona.

Sind auch einige wenige dieser Diöcesen noch neu und in den Anfängen begriffen, an den Zustand erinnernd, in welchem sich Pennsylvanien und Virginien vor hundert Jahren befand (Nord-Carolina zählt nur 3000 Seelen mit 16 Priestern, Vancouvers Island 1000 mit 4 Priestern, Idaho 5000 mit 13 Priestern, Utah 10000 mit 9 Priestern, Wichita 7500 mit 19 Priestern, das Indianer Territorium 4000 mit 14 Priestern), so haben die meisten anderen doch eine Seelenanzahl von 15000 bis 50000, und nicht weniger als 23 Diöcesen zählen über 100000 Gläubige.

Die größten Bisthümer sind New-York (800000 S.), Boston (500000 S.), Chicago (450000 S.), Philadelphia (400000 S.), St. Louis (280000 S.), St. Paul (250000), Milwaukee (250000 S.), Brooklyn (230000 S.).

23 von den 75 Diöcesen und Missionsdistricten haben ein eigenes Seminar; die Schülerzahl dieser Seminarien beläuft sich auf 1411; nahezu alle Diöcesen haben außerdem eine höhere Studienanstalt, einige sogar mehrere; die Zahl der höheren Töchterschulen beträgt über 500. Für die katholischen Volksschulen, welche in vielen Staaten mit den größten Hindernissen zu ringen hatten, ist unglaublich viel geschehen. Sadlier gibt die Schülerzahl der katholischen Pfarrschulen auf 585965 an, was jedenfalls nicht zu hoch gegriffen sein wird.

Der Benediktinerorden besitzt in den Vereinigten Staaten 7 Abteien, die Dominikaner und Franziskaner, Kapuziner und Redemtoristen zahlreiche Niederlassungen. Die meisten neueren Ordenscongregationen haben sich daselbst eingebürgert. Die Gesellschaft Jesu besteht dort in zwei Provinzen, der von Maryland-New-York mit 557 Mitgliedern, der von Missouri mit 370 Mitgliedern; außerdem wirken in der Mission von New-Orleans 175 Mitglieder, während in den Nordstaaten 154 deutsche Jesuiten arbeiten. Die Mitglieder der verschiedenen weiblichen Orden und Congregationen müssen sich auf viele Tausend belaufen; denn von den 500 Töchterschulen und den 500 charitativen Instituten werden weitaus die meisten von ihnen geleitet.

Die einzige Weltstadt New-York hat heute außer ihrer prachtvollen St. Patricks-Kathedrale noch 74 andere katholische Kirchen, 35 Kapellen und 29 verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Davon beherbergt das Knabenwaisenhaus zum hl. Patrick 400 Waisenknaben, das Mädchenwaisenhaus zum hl. Patrick 400 Mädchen, ein drittes Waisenhaus 100 ältere Kinder, das Findelhaus der Barmherzigen Schwestern 2701 Findelkinder und 201 obdachlose Mütter, das Haus zum Guten Hirten 220 Büßerinnen und 109 verwahrloste Mädchen, das Asyl für obdachlose Kinder 1363 Kinder, das „Catholic Protectory" (in der Grafschaft Westchester) 1530 Knaben und 725 Mädchen u. s. w. Wie die katholische Religiosität, so nahmen auch die Werke und Anstalten der Barmherzigkeit die Proportion der riesigen Stadt und des sich daselbst anspeichernden Elendes an. Und Aehnliches läßt sich von all den großen Handels- und Industriestädten der Vereinigten Staaten sagen. Tausende und aber Tausende der edelsten Seelen haben auf diesem unermeßlichen Felde Besitz, Kraft und Leben dem Heile ihrer Mitmenschen geopfert und zehren sich noch täglich in diesem Dienste auf. In wenigen Ländern der Erde hat sich das Walten der katholischen Charitas so großartig entfaltet, wie gerade hier, wo Unglaube und Zügellosigkeit zwar dieselbe Freiheit genossen, wie in der Alten Welt, Glaube und Barmherzigkeit aber nie so schmählich verfolgt, so kleinlich eingeschränkt und überwacht, so auf Schritt und Tritt gehindert wurden, wie in den auf ihre Bildung stolzesten Länder Europa's.

Millionen von Unglücklichen sind durch diese Werke der Liebe und Barmherzigkeit dem Elend entrissen worden oder haben wenigstens in ihrer Verlassenheit Trost und Hilfe gefunden. Tausende wurden dadurch den Gefahren des Unglaubens entzogen oder zur Wahrheit zurückgeführt.

Der furchtbaren Bestechlichkeit, welche zeitweilig das Leben der Republik völlig zu vergiften drohte, setzte die Kirche in ihren sittlichen Grundsätzen und in ihren Sacramenten einen Damm entgegen, wie ihn keiner der zahllosen Secten zu bieten vermochte. Nicht wenige Protestanten suchten für ihre Kinder katholische Unterrichtsanstalten auf, um sie der Verderbniß der confessionslosen Schule zu entziehen. Mitten in der sprichwörtlich gewordenen Dollarjagd hat der Heldenmuth christlichen Opfergeistes in allen Schichten des Volkes Wurzel gefaßt. Von den 10000 Kirchen und Kapellen, welche die Union zählt, sind weitaus die meisten aus dem Scherflein der Armen gebaut, und in allen Staaten haben die Katholiken die größten Opfer nicht gescheut, um durch Errichtung eigener Schulen die Jugend dem verheerenden Einfluß der confessionslosen Schule zu entziehen.

Das Centenarium von Baltimore ist darum eine Jubelfeier des Glaubens und der wahren Gesittung, ein Freudenfest der christlichen Liebe und Barmherzigkeit, ein Triumph jenes Opfergeistes, der aus Liebe zu Gott sich selbst vergißt, um nur dem Dienste Gottes und seiner Mitmenschen zu leben. Voll Dank gegen Gott mag der Episkopat und Clerus der Vereinigten Staaten auf das verflossene Jahrhundert zurückblicken und ein freudiges Magnificat anstimmen! Denn Großes hat der Herr durch seine Kirche gethan. Mit froher Zuversicht mögen die Katholiken der Union das zweite Jahrhundert ihres kirchlichen Lebens beginnen; sie haben wacker gearbeitet und gekämpft, und sich eine Stellung errungen, welche selbst ihren Gegnern Achtung einflößt. Möge es ihnen gelingen, die Uneinigkeit auszugleichen, welche die Verschiedenheit der Nationalität mitunter zu verursachen drohte, um wie ein Mann für die Sache der Kirche zu wirken. Geborene Amerikaner und Engländer, Iren und Deutsche, Italiener und Franzosen, Niederländer, Spanier und Polen haben ja gemeinsam mitgewirkt an dem Aufbau von Staat und Kirche. Möge die glaubensvolle, opferfreudige Lebendigkeit des Iren sich mit der treuen, ruhigen Arbeit des Deutschen in echt katholischer Liebe verbrüdern, um das Werk zu krönen, das dieses erste Jahrhundert zu Stande gebracht!

A. Baumgartner S. J.

Die alte Reichsstadt Goslar und die neuen Malereien des restaurirten Kaiserhauses.

I.

Die alte Reichsstadt.

O Gosler, du bist togedan
Dem hilgen romesken rike
Sunder middel unnd waen;
Nicht macstu darvan wiken.
(Inschrift im Rathhaussaal zu Goslar.)

Ein eigenthümlicher Reiz liegt auf den norddeutschen Städten. Die dortigen Gegenden sind weit später der eigentlichen Cultur zugänglich geworden, als die der Rheinufer und Süddeutschlands. Wo die Römer geherrscht haben, da bleiben die Spuren ihres Einflusses doch immer mehr oder weniger erkennbar. Bis nach Norddeutschland hat sich ihre Macht nie in einschneidender Weise geltend gemacht. So scheint es, als ob sich besonders im alten Sachsenlande das rein deutsche Wesen unvermischt, also von romanischen Einwirkungen frei erhalten habe. In den dortigen alten Städten, besonders in jenen, welche von den großen Verkehrswegen etwas entfernt liegen und nicht in diesem Jahrhundert umgebaut wurden, tritt überdies der Holz- und Ziegelbau entschieden in den Vordergrund, weil Hausteine fehlten oder nicht beliebt waren. Ein besonderer Vorzug der um das Harzgebirge liegenden Städte besteht noch darin, daß sie viele schöne Erinnerungen aus der ältern Geschichte unseres Volkes bewahren, wodurch sie dem Besucher doppelt anziehend und bemerkenswerth erscheinen. Wie in Quedlinburg das Andenken der Ottonen, so tritt in Goslar dasjenige der Heinriche in den Vordergrund.

Vor allem liebte Heinrich III. das durch ihn aufblühende Goslar. Sterbend verordnete er, seine Leiche solle zwar zu Speier bei seinen Vorfahren beigesetzt werden, sein Herz jedoch im Dome zu Goslar ruhen. Die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts geschriebenen Annalen des unweit des Harzgebirges erbauten Klosters Pöhlde melden, er habe diese Verordnung getroffen, weil „diese Stadt ihm allezeit am Herzen lag". Sein Herz ist aus dem Dome in eine neben dem restaurirten Kaiserhause stehende Doppelkapelle übertragen, wo es heute in einem aus dem 13. Jahrhundert stammenden erhöhten, mit dem Bilde des Kaisers geschmückten Grabsteine beigesetzt ist und die Besucher an jene drei hoch

erfreulichen Tage erinnert, die der Kaiser dort feierte. Am 2. Juli 1050 weihte Erzbischof Hermann von Köln ihm den eben vollendeten Dom von St. Simon und Judas ein. Er hatte das alte Stift des hl. Valerius von der benachbarten Harzburg hierhin verlegt und vermehrte dessen Güterbesitz durch Urkunden vom 7. September 1047, 24. November 1050 und 3. Juni 1053. Mit vieler Mühe hatte der fromme Kaiser für seine neue Stiftung zu Trier Reliquien des hl. Valerius, zu Maestricht solche des hl. Servatius erlangt. Sechs Jahre später, im September 1056, sah Goslar eines der wichtigsten Ereignisse, die in seinen Mauern stattfanden. Oft und dringend hatte der Kaiser den am Gründonnerstag des verflossenen Jahres gekrönten Papst eingeladen, ihn zu besuchen. Gebhard, so hieß der Papst vordem, hatte sich lange geweigert, die Mitra von Eichstätt mit der päpstlichen Tiara zu vertauschen. Erst das Versprechen des Kaisers, der römischen Kirche zum vollen Genuß ihrer Rechte zu verhelfen, insbesondere ihr alles zurückzustellen, was er von ihrem Eigenthum besitze, hatte ihn zur Nachgiebigkeit bewogen. Wie Victor II. regieren wolle, bewies die Erhebung Hildebrands, der schon unter Gregor VI. und Leo IX. wichtige Stellen bekleidet hatte, zu noch höheren Aemtern. Als bekannt wurde, der Papst folge dem Rufe des Kaisers, bereitete Heinrich den glänzendsten Empfang vor. Mit vielen deutschen Bischöfen und Fürsten, die nach Goslar gekommen waren, wollte er dem Stellvertreter Christi entgegengehen; aber ein heftiger Platzregen zwang alle, eilends Schutz zu suchen. So fand die feierliche Begrüßung im Dome statt. Von da stieg Heinrich mit seinem Gaste hinauf zum Kaiserpalast, den er neu aufgebaut hatte. Dort trat die Kaiserin zum Papste, umgeben von ihren Kindern. Die älteste Tochter Mathilde war elf Jahre alt, ihr folgten die Schwestern Judith und Adelheid und der erst sechs Jahre alte einzige Sohn.

Wenige Monate nach jener Domweihe des Jahres 1050 hatte der Knabe zu Goslar am 11. November das Licht der Welt erblickt, zur größten Freude des Vaters. Heinrichs III. erste Gemahlin, Kunigunde, die Tochter des Königs Knut von Dänemark, war früh verschieden, nachdem sie ihm nur eine Tochter, Beatrix, geschenkt. Die zweite Gemahlin, Agnes von Poitiers, hatte bis dahin nur Töchter. Endlich, sagt Hermann von Reichenau, gab die Kaiserin ihrem Gatten einen Sohn und Erben. Bereits am Weihnachtsfeste huldigten die sächsischen Großen dem noch ungetauften Kinde als Heinrich IV.; in seinem vierten Jahre war es zu Aachen gekrönt, jetzt stand das Kind vor dem Papste Victor II.

und wohl auch vor Hildebrand, der ihm später als Gregor VII. mit so viel väterlicher Liebe, aber auch mit oberhirtlicher Strenge entgegentreten sollte. Heinrich III. schätzte Hildebrand hoch; denn er hatte ihn in Köln genau kennen gelernt, wo er dessen kräftige und wirksame Predigten bewunderte.

Von Goslar zog der Hof zur Pfalz von Bodfeld. Schon am 5. October standen Victor II. und Hildebrand am Sterbelager Heinrichs III. Der Kaiser empfahl ihnen seinen unmündigen Sohn und erhielt das Versprechen, die römische Kirche werde dem jungen König helfen, soviel sie könne. Voll Trauer führte der Papst die Leiche nach Speier und zog dann nach Aachen, wo er Heinrich IV. feierlich auf den Thron Karls des Großen setzte. Die kaiserliche Familie begleitete ihn bis Regensburg. Nachdem dort das Weihnachtsfest gefeiert worden, schieden sich die Wege. Die verwittwete Kaiserin kehrte mit Heinrich IV. zurück; Victor II. zog mit Hildebrand über die Alpen nach Rom. Siebenzehn Jahre später, als Heinrich IV. in der Blüte seiner Jahre stand, aber auch die letzten Schranken durchbrach, welche sein Ansehen und seine Würde schützten, am 29. April 1073, wurde Hildebrand Papst. Zur Erinnerung an Gregor VI., seinen Wohlthäter, den er nach dessen Absetzung bis Köln begleitet und in Deutschland bis zum Tode getröstet hatte, nannte er sich Gregor VII.

In demselben Jahre spielte sich im Kaiserhause zu Goslar eine folgenschwere Scene ab. Bruno von Magdeburg, ein Zeitgenosse, berichtet darüber in seiner Beschreibung des Krieges zwischen Heinrich IV. und den Sachsen. Der junge, erst 23 Jahre alte König hatte die sächsischen Großen und viele Bischöfe nach Goslar berufen. Sie erschienen am bestimmten Tage früh am Morgen und erwarteten den König. Dieser aber zeigte sich nicht; er hatte sich mit leichtfertigen Genossen in sein Zimmer verschlossen und würfelte bis gegen Abend. Da trat zu den noch immer harrenden Bischöfen, Fürsten und Grafen ein Höfling mit der spöttischen Frage, wie lange sie noch warten wollten; der König habe sich durch eine Hinterthüre entfernt und sei zur benachbarten Harzburg geritten. Zorn und Unwille bemächtigte sich der Versammelten, mit Mühe wurde verhindert, daß sie schon jetzt zu den Waffen griffen. Aber der Funke hatte gezündet und glimmte weiter; es handelte sich nur um die Zeit, wann die Empörung ausbrechen sollte.

Heinrich IV. stützte sich auf mächtige Freunde. Gregor VII. hatte nicht nur aller Wahrscheinlichkeit nach am Sterbebett des Vaters, sondern

auch bei seiner Thronerhebung zu Aachen ihm Freundschaft zugesichert; hatte er doch in Bodfeld neben Victor II. gestanden, als Heinrich III. sterbend seinen Sohn der römischen Kirche empfahl. Der König schrieb ihm am 9. August 1073 „Worte der Süßigkeit und des Gehorsams, wie weder er noch seine Vorgänger solche an die römische Kirche gerichtet hatten". Gregor antwortete am 7. December 1074 voll Dank für die freundliche Aufnahme seiner Legaten und die gegebenen Versprechen, versicherte ihn seiner aufrichtigen Liebe, mußte aber zugleich warnen vor schlimmen Rathgebern, die Unfrieden säen wollten zwischen dem Könige und der Kirche, nicht nur vor Laien, sondern auch vor hochstehenden Geistlichen, und zwar vor allem vor den aus Goslar hervorgegangenen. Das dortige, reich begüterte Stift war dem Kaiserhause zu Dank verpflichtet; überdies besaßen die jungen Söhne des höchsten Adels in ihm Präbenden. Sie verbanden sich aufs innigste mit Heinrich, der sie auf die Bischofsstühle brachte. Propst Ruobert von Goslar, „den Gefährten seiner Verbrechen", erhob er 1075 zum Bischof von Bamberg, dem „unwürdigen Canonicus" Hildulf gab er 1076 das durch den Tod Anno's II. erledigte Erzstift Köln. Auch Anno war Propst zu Goslar gewesen, sowie Bischof Günther von Bamberg (1057—1065), Burchhard von Halberstadt (1059—1088), Hezilo (Heinrich) von Hildesheim (1054 bis 1079), der den Goslarer Dom durch blutigen Rangstreit entweihte, Benno von Meißen (1066—1106), Heinrich I. von Speier (1067 bis 1073). Alte Kataloge zählen achtundvierzig deutsche Bischöfe, die nach und nach aus dem Goslarer Stift hervorgegangen waren. Vom kaiserlichen Hofe ernannt, oft Jugendgenossen Heinrichs, jedenfalls seiner Familie zum Danke verpflichtet, schienen sie den sichersten Schutz zu bieten.

Rascher als man ahnte, entbrannte der Streit in hellen Flammen. Schon am 9. August 1073 mußte der König aus der kaum zwei Stunden von Goslar entfernten Harzburg fliehen. Sie wurde erobert und zerstört. Heinrich nahm furchtbare Rache; der Sieg machte ihn so übermüthig, daß Weihnachten 1075 die Gesandten des Papstes zu Goslar mit Verachtung heimgesandt, der Verkehr mit den wegen Simonie und Unsittlichkeit gebannten Räthen gesteigert und jede Ausgleichung von der Hand gewiesen ward. Cencius, der in Rom vergeblich gesucht hatte, Gregor VII. in offener Empörung entgegenzutreten, und der treulose Erzbischof Guibert von Ravenna fanden freundliche Aufnahme. Am 24. Januar 1076 sprachen die Hofbischöfe zu Worms die Absetzung des Papstes aus, der darum den König und dessen Bischöfe bannte. Heinrich wüthete indessen

in Goslar gegen die Sachsen, ohne sich um die Mahnungen des Papstes und die Bitten seiner Mutter Agnes zu kümmern.

Der Fürstentag zu Tribur entschied im October 1076 den Sieg deutscher Freiheit und Ehrenhaftigkeit über Gewalt und Fürstenlaune. Er setzte Heinrich noch nicht ab, sondern verschob den Entscheid auf den Reichstag zu Augsburg, wo am 2. Februar 1077 die Angelegenheiten geregelt werden sollten. Der Papst begab sich auf die Reise nach Deutschland, um der Versammlung der Fürsten beizuwohnen. Heinrich war verloren, wenn der Reichstag zusammentrat, bevor er Gregor VII. gewonnen und auf seine Seite gebracht hatte. Darum wagte er einen Schritt, der den Papst in die größte Verlegenheit brachte. Er erschien in Canossa, zwang dadurch, daß er drei Tage in Büßerkleidung an der Pforte ausharrte, den Papst zur Nachgiebigkeit und trennte ihn von den Deutschen durch große Versprechen. Vielleicht waren dieselben nie ernstlich gemeint, jedenfalls wurde Heinrich durch die simonistischen Geistlichen und die dem Papst feindlichen italienischen Großen bewogen, sie bald zu brechen. Der Tag von Canossa muß als Meisterzug macchiavellistischer Diplomatie bezeichnet werden. Heinrich zeigte sich an ihm als Realpolitiker, der die Mittel zu seinen Zielen wählt, wo immer er sie findet. Der Augsburger Reichstag war unmöglich gemacht. Trotzdem wählte die Versammlung der Fürsten zu Forchheim im März 1077 einen neuen König, Herzog Rudolf von Schwaben.

Am 12. November desselben Jahres sprach der Cardinaldiakon Bernhard als Stellvertreter des Papstes zu Goslar im Dom den Bann aus über den König. 1079 feierte der Gegenkönig das Osterfest in der Goslarer Pfalz, von den Einwohnern und den Sachsen ringsumher als Befreier begrüßt. Im Februar des folgenden Jahres, nach dem Siege von Dorla bei Langensalza, kehrte Rudolf zur Pfalz zurück. Dasselbe Jahr brachte ihm am 15. October bei einem neuen Siege den Tod. Die Schlacht war geliefert worden, um Heinrich IV. den Weg nach Sachsen und besonders nach Goslar zu verlegen.

1081 wurde der neue Gegenkönig Hermann von Luxemburg im Goslarer Dome gesalbt, gekrönt und feierlich in der Pfalz von den Sachsen und vielen anderen Fürsten anerkannt. Der Krieg verwüstete das Reich. Goslar sah 1088 einen Straßenkampf zwischen den Feinden und den Anhängern des gebannten Kaisers, wobei brennende Häuser den in der Nacht Streitenden Licht gaben. Am 28. September desselben Jahres verlor der Gegenkönig zu Kochem an der Mosel das Leben. Erst 1106,

als Heinrich IV. sein Leben endete, fand Deutschland Ruhe. Der am 8. September 1107 von Heinrich V. nach Goslar berufene Reichstag sicherte den Frieden. Gerne weilte der neue König im Goslarer Kaiserhause, obwohl einmal ein Gewitter dort sein Leben ernstlich bedroht hatte. Ein Blitzstrahl war niedergefahren und hatte Schwert und Schild an seiner Seite geschmolzen, ohne ihn jedoch zu verletzen.

1126 hielt Lothar II. zu Goslar einen Fürstentag ab. Ein 1132 eingestürzter Theil des Reichspalastes ward so rasch wiederhergestellt, daß der Kaiser 1134 lange in der Pfalz wohnen und Hof halten konnte. In den Jahren 1157 und 1188 beherbergte Goslar Friedrich I., 1200 den König Philipp von Schwaben. Durch die häufige Anwesenheit der Kaiser wuchs der Wohlstand der Bürger so sehr, daß Friedrich II. ihnen einen großen Theil der in der Stadt und der Umgegend befindlichen Güter und Rechte des Reiches übertrug und damit den Grund zu ihrer Reichsunmittelbarkeit legte. Wilhelm von Holland war der letzte deutsche König des Mittelalters, der Goslar besuchte.

Wie reich und schön war der Ort, als der Hof damals (1253) in ihn einzog! Das Harzgebirge, in dessen duftigen Wäldern schon Heinrich I. jagte, umschließt ihn im Halbkreis. Noch heute zeigt man bei Pöhlde, wo später Heinrichs Gemahlin ein durch dort verfaßte Annalen berühmtes Kloster gründete, einen Vogelherd, den der „Finkler" benutzt haben soll. Dicht hinter Goslar erhebt der Rammelsberg sein Haupt, an dessen Fuß Ramm, ein Jäger des Kaisers, Erzadern entdeckt haben soll, welche Otto den Großen bewogen, dort ergiebige Bergwerke anzulegen, wodurch der Erzguß im sächsischen Lande bald zu hoher Blüte sich aufschwang, besonders zur Zeit Bernwards von Hildesheim, dessen wohl aus Goslarer Erz gegossene Domthüren und Säulen bekannt sind.

Der hohe Rammelsberg begründet noch heute den Reichthum der Gegend. Neben ihm erheben sich vor Goslars Thoren zwei Hügel: der Petersberg und der Georgenberg. Als König Wilhelm in Goslar einritt, begrüßte ihn vom Petersberg aus feierliches Geläute; denn dort stand das von Agnes, der Gemahlin Heinrichs III., gegründete Stift des Apostelfürsten, aus dem zwei Bischöfe von Hildesheim hervorgingen, Bruno († 1161) und Adelog († 1190). Wie der Dom als Kapelle des Königs galt, so trug das Petersstift den ihm 1170 von Friedrich I. bestätigten Titel einer „Kapelle der Königin". König Otto hatte sich 1198 bei ihm als Canonicus aufnehmen lassen; heute ist es bis auf die 1871 wieder ausgegrabenen Fundamente verschwunden. Damals ragte die dreischiffige

Säulenbasilika mit ihren beiden Westthürmen hoch empor zwischen den um einen Kreuzgang erbauten Stiftsgebäulichkeiten.

Im Norden der Stadt blickte ein von Konrad II. nach dem Muster der karolingischen Pfalzkapelle von Aachen angelegtes Augustinerkloster herab. Auch seine Gebäude sind bis zum Erdboden abgetragen. Ehedem besaß es nach dem Bericht alter Zeugen die zierlichste Kirche des Landes, deren mit einer hohen Kuppel gekrönter Mittelbau von vier schlanken Thürmen überragt war. In der Kirche standen 18 Altäre, „alle mit schönen, vergoldeten Tafeln besetzt".

Auf stattlichen, gegen Ende des 12. und im Beginne des 13. Jahrhunderts errichteten Wällen, Mauern und Thorburgen drängte sich die Einwohnerschaft, um den nahenden König möglichst bald zu sehen. Hinter den Mauern wehten von zahlreichen Thürmen festliche Flaggen.

Vor allem traten die beiden Thürme der am Markte gelegenen, schon durch die Namen ihrer Patrone, Kosmas und Damian, auf ottonische Zeit hinweisenden Hauptpfarrkirche hervor. Bereits 1001 wurde sie geehrt durch Reliquien, welche Otto II. durch den hl. Bernward von Hildesheim nach Goslar sandte. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts war sie neu aufgebaut worden; eben hatte man ihr 12,41 m hohes, 57,25 m langes, ca. 8,20 m breites Mittelschiff mit dem dreimal so breiten Querschiff vollendet. Drei weitere Pfarrkirchen umgaben sie. Auf einem Hügel stand die erst jüngst durch die neue Umwallung in den Stadtbezirk hineingezogene Kirche, die ihren Namen „Frankenberger Kirche" den von Otto I. zur Ausbeutung der neuentdeckten Erzadern ins Sachsenland berufenen fränkischen Bergleuten verdanken soll. An ihrem Chor befindet sich heute ein um 1200 gefertigter Grabstein mit den Figuren eines vornehmen Laien und seiner Gemahlin, denen ein sich an alte Sagen anschließender Steinmetz die Namen „Ram" und „Gosa" gab. Auch diese dreischiffige Kirche war eben vollendet, doch etwas kleiner als die Hauptkirche, nämlich 11,39 m hoch, 46,15 m lang und im Querschiff 17,82 m breit. Noch weniger Raum umschlossen die dritte, schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts erbaute, dem hl. Jakob geweihte und die vierte, in demselben Jahrhundert dem hl. Stephan gewidmete Pfarrkirche. Neben dem Rosenthor, durch das der König wohl einzog, sah er das Chor der zierlichen, vor kurzem fertig gestellten, noch heute „Neuwerk" genannten Marienkirche mit ihren Nebengebäuden, worin Cistercienserinnen Gott dienten. Die Kirche, das schönste und reichste Gotteshaus der Gegend, darf sich, abgesehen von den Größenverhältnissen, kühn messen mit den herrlichen Bauten

des Uebergangsstiles, womit die fruchtbaren Ufer des Rheinstromes geschmückt sind. Einfacher waren die Kirchen, Kapellen und Klöster der Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, der Ritterorden der Johanniter und Deutschherren. Das höchste Lob verdiente damals unstreitig das Kaiserhaus. Wie die meisten eben genannten kirchlichen Gebäude war es gegen Ende des 12. oder im Anfang des 13. Jahrhunderts fast ganz erneuert worden; denn damals herrschte in Goslar eine Bauthätigkeit, die ebenso viele als tüchtige Werke schuf. Die Marktkirche, die Frankenberger Kirche und alten Theile der des hl. Jakob sind in ihren Gliederungen noch einfach und ohne besondern Schmuck.

Die damals entstandene, in der Breiterichtung dreischiffige, in der Länge aus zwei Jochen bestehende Vorhalle des Domes, das einzige, was von ihm erhalten ist, zeigt reichere Verzierung, besonders an der in ihrem Doppelportal stehenden, sehr kunstreich gemeißelten Säule. Ihr mit Mustern bedeckter Schaft trägt ein in der Grundform noch quadratisches, fast in allen Kunstgeschichten immer wiederum abgebildetes Kapitäl, dessen vier Seitenflächen mit je einem menschlichen Haupt verziert sind, um das sich zwei anscheinend aus dessen Mund hervorgehende Drachen winden, die vielleicht warnend erinnern sollen an Zungensünden oder an die nach Matthäus 15, 18 aus dem Herzen hervorgehende Bosheit oder auch möglicherweise an jene in italienischen Kirchenportalen dieser Zeit angebrachten, auf kleinen Menschenfiguren liegenden Löwen. Wichtiger als die geschickte Zeichnung und meisterhafte Ausführung ist eine im Kapitäl angebrachte Inschrift: Hartmannus · statuam · fecit · basisque · figuram. (Hartmann bildete die Statue und der Basis Figur.) Unter Statue könnte man nach mittelalterlichem Sprachgebrauch die Säule verstehen. Weil indessen die mittelalterlichen Steinmetzen Baumeister der Kirchen waren, wofür sie Ornamente oder Bilder meißelten, und weil gerade über der Säule der Giebel des Portals mit zwei Reihen von fünf und drei in Nischen stehenden Statuen verziert ist, dürfte Hartmann als Erbauer der Vorhalle anzusehen sein. Inschriften, worin Künstler sich nennen, wurden während des Mittelalters selten angefertigt. Die in Rede stehende spricht deshalb für ein hohes Selbstgefühl ihres Schöpfers, für den alten in seiner Brust lebenden sächsischen Freiheitssinn, der seinem Stamme Kraft und Entschiedenheit gab, zuerst das altererbte Heidenthum gegen Karl den Großen, später die christliche Freiheit gegen den tyrannischen Heinrich IV. so entschieden zu vertheidigen. Eine zweite, etwas spätere Inschrift bietet das Schriftband eines Engels der Neuwerkskirche: Miri ·

facta · vide · laudanda · viri · lapicide, die auf der Console also fortgesetzt wird: Wilhelmi. (Schau die preiswürdige Arbeit des tüchtigen Mannes, des Steinmetzen Wilhelm.) Dieser Wilhelm ist wiederum wohl der Baumeister dieser Kirche, deren Ausführung schon oben mit Anerkennung erwähnt ward. In ihrem Innern hat der freie und thatendurstige sächsische Sinn sich in einer Weise ausgesprochen, welche die Grenzen streng gemessener Schönheit überschreitet. Es lösen sich nämlich vier Halbsäulen der Mittelschiffpfeiler derartig von ihrem Kern, daß ein halber, freier Bogen entsteht; in dieser ösenartigen, halbkreisförmigen Oeffnung hängt ein Steinring, gebildet von einer sich in den Schwanz beißenden Schlange. Wie im Maulbronner Refectorium, dem hervorragenden Beispiel des schwäbischen Uebergangsstils der Cistercienser, liegen auch in unserer sächsischen Kirche die Kapitäle der quer oder diagonal gespannten Bogen, je nach deren Größe, in verschiedenen Höhen, wodurch ein großer Wechsel entsteht. Das Aeußere der Chorapsis ist durch ein stark profilirtes Band in eine untere und eine obere Hälfte mit je fünf, unten durch Pfeiler, oben durch freie Säulen getrennten Abtheilungen zerlegt; jede der unteren Abtheilungen ist durch einen dreitheiligen Bogenfries, jede der oberen durch einen großen Halbkreis abgeschlossen; drei Fenster, in der Mitte ein rundbogiges, neben dem zwei kreisförmige stehen, bringen dem Innern Licht. Wer je Goslar besuchte, wird nie dies Chor und diese originelle Kirche vergessen, die ihn gleich beim Eintritt in die Stadt fesseln. Sofern er nicht gedankenlos umherreist, werden seine Schritte sich zum Kaiserhause, Goslars Zier und Ruhm, lenken. Seine Erwartung, noch Besseres zu finden, wird nicht getäuscht. Es führt jener Weg hin, den auch König Wilhelm von Holland vor mehr denn 600 Jahren einschlug, und zwar vorbei an der Jakobi- und Marktkirche, über das Kaiserbeet, wo die Reste des alten Domes stehen, dann den langsam aufsteigenden Hügel hinan, wo die schöne Façade der Pfalz den nahenden Herrscher zur Einkehr einlud.

Die Hauptmauern des Baues können noch von jenen Steinmetzen stammen, durch die Heinrich III. und seine Gemahlin den Dom und das Petersstift errichten ließen. Möglich ist, daß Benno, der 1067—1088 zu Osnabrück als Bischof regierte und für Heinrich IV. im Harz Zwingburgen erbaute, dem Hildesheim die Mauritiuskirche, Speier Schutzdämme für den durch den Rhein gefährdeten Dom verdankt, schon unter Heinrich III. in Goslar arbeitete, also auch den Plan für dessen Kaiserhaus entwarf. Der jetzige architektonische Schmuck der durch eine Restauration vor etwa

zwanzig Jahren ergänzten und erneuerten Façade stammt aus der großen Goslarer Blüteperiode um 1200. Das Erdgeschoß ist nur durch sechs Fenster und eine in der Mitte angebrachte kleine Thüre durchbrochen; an seiner Südseite tritt ein Treppenhaus vor, dessen großes Portal den Zugang zum Oberbau vermittelt. In der obern Hälfte ist der an 52 m lange Bau durch einen in dessen Mitte hochaufragenden Giebel belebt, worin sich ein gewaltiges, 6,42 m breites, 8,46 m hohes Fenster öffnet. Sowohl zur Rechten als zur Linken dieses Riesenfensters umschließen drei halbkreisförmige Bogen je drei durch reich skulptirte Säulen getrennte, kleinere Lichtöffnungen. Offenbar hat der Baumeister die Dreitheilung zu Grund gelegt; folgen sich doch in der Höhenrichtung: Unterbau, Oberbau und Dach, in der Breiterichtung: zur Rechten und Linken des mittlern Giebels je neun Fenster unter drei Rundbogen, endlich in der Spitze des Giebels drei rundbogige Fenster.

Steigt man die Treppe hinan, so erreicht man einen Vorraum von 4,09 m Länge und 15,19 m Tiefe, dann den großen Reichssaal von 47,6 m Länge bei etwas mehr als 15 m Tiefe; die Höhe beträgt 7 m, steigt aber in der Mitte vor jenem Riesenfenster zu 10,52 m. Auch in diesen Abmessungen bleibt die Dreitheilung erkennbar, denn sie geben ungefähr das Verhältniß $1/2 : 2/3 : 1 : 3$. Hier, in diesem Saale, dessen Größe demjenigen der Aachener Pfalz in auffallender Weise entspricht, hat Professor H. Wislicenus Bilder gemalt, die im zweiten Theile eingehend zu würdigen sind. Sehen wir also für jetzt von ihnen ab, um die feinen Arbeiten zu betrachten, mit denen die Genossen jener durch Inschriften beglaubigten Goslarer Steinmetzen, Hartmann und Wilhelm, die Säulen und Pfeiler jener $2 \cdot 3 \cdot 3$ Fenster verzierten. Freilich sind an manche Stellen schon nach dem Brande von 1289, aber auch durch die neuere Restauration weniger gut bearbeitete Steine gekommen; allein die alten Profile, Säulen, Kapitäle und Basen schließen sich so enge an die Motive der schönen Domvorhalle und der Neuwerkskirche, daß hier wie dort dieselbe regsame Schule sich bekundet. Wie erfindungsreich sie war, beweist der herrliche Kaiserstuhl, welcher nach vielerlei Geschick aus dem abgebrochenen Dom gerettet und jetzt im Kaisersaale, dem großen Giebelfenster gegenüber, aufgestellt ist. Im alten Dom stand er im Mittelschiff auf der Epistelseite, unmittelbar vor dem Choreingange, umgeben von steinernen, durch Säulen belebten und mit Reliefplatten verzierten Schranken. Neben dem Eingange erinnerten die in der Domvorhalle gezeigten Bilder eines Löwen und eines Drachen an jene Löwen, womit

einst Salomons Thron ausgestattet war. Auf der Rückseite hatte sich die Schalkheit der Steinmetzen bemerklich gemacht, indem sie zur Rechten zwei Affen in Kapuzen ausmeißelten, von denen der erste einen Apfel, das Bild der Sinnlichkeit, hält, der andere durch ein offenes Buch und den Redegestus als Lehrer gekennzeichnet ist. Zur Linken hatten sie zwei Köpfe angebracht, einen weiblichen, der ein Diadem trägt, und einen männlichen. Aus dem Munde eines jeden kommen, wie bei jener Säule der Domvorhalle, Schlangen oder Drachen hervor. An der Seite spielen phantastische Vögel und Thiere. Prächtig sind die älteren, aus Erz gegossenen, mit durchsichtigen Blumenranken verzierten Seitenwangen und die Rücklehne des eigentlichen Sessels. Goslars Künstler fühlten ein solches Bedürfniß zu bildnerischen Leistungen, daß es ihnen zu lange dauerte, harte Steine zu bearbeiten. Sie griffen zum Gips und scheuten sich nicht, in ihre Bauten schon um 1200 Stuck zu verwenden, wie man ihn ja auch in Hildesheim, Halberstadt und sonst in der dortigen Gegend damals benutzte. So sind an der den Brüstungsschranken des Kaiserstuhles ähnlichen Kanzel der Neuwerker Marienkirche die Figuren Christi, seiner Mutter, des hl. Petrus und dreier anderen Heiligen ebensowohl aus Stuck, als die plastischen Verzierungen im Innern des Chorhauptes. Auch eine Reihe jetzt freilich zerstörter Figuren, womit Dekan Friedrich 1271 die Oberwände des alten Domes im Mittelschiff belegen ließ, waren aus solchem anscheinend zerbrechlichen, aber durch sechshundertjährigen Bestand erprobten Material verfertigt. Nicht Armuth, nicht Mangel an technischer Fertigkeit zur Herstellung von Bildwerken aus besserem Stoff, sondern praktische Gesichtspunkte führten zu solchen Stuccaturen hin. Das beweisen die trefflichen Erzarbeiten, welche Goslar besitzt.

Auf dem Markt steht eine große, romanische, angeblich aus dem Kloster Walkenried stammende eherne Brunnenschale. Aus dem Dome ist außer dem Kaiserstuhl der räthselhafte kupferne Krodo-Altar gerettet, den man ehedem als etruskische Arbeit ansah. Jetzt ist anerkannt, daß er jedenfalls im 11. oder 12. Jahrhundert entstand. Gewichtige Gründe berechtigen, ihn sogar als Erzeugniß eines Goslarer Meisters zu bezeichnen. Noch heute trägt nämlich eine Straße der alten Stadt den Namen „Glockengießerstraße", beweist also, daß ehedem in ihr Erzgießer wohnten. Seit fast einem Jahrtausend werden die benachbarten Bergwerke durch Einwohner der Stadt ausgebeutet; selbst die von den Erzgruben weiter entfernten Städte des Landes, besonders Hildesheim, besitzen manche treffliche Erzarbeiten aus verschiedenen Jahrhunderten des Mittelalters. Goslar muß

also wohl für Herstellung von Gußsachen ehedem ein Mittelpunkt gewesen sein. Leider sind drei große, wohl der Hildesheimer Bernwardssäule ähnliche Bronzesäulen des Domes im Anfange dieses Jahrhunderts in den Schmelztiegel zurückgekehrt. Selbst die ehernen Theile des Kaiserstuhles waren damals von einer Klempnersfrau für 28 Thaler zum Einschmelzen angesteigert worden: so sehr stürzen und erheben die wechselnden Zeiten alles, je nach dem Bildungsstande der Menschen.

Alle bis dahin beschriebenen Werke der Plastik und Baukunst entstammen der großen Blüteperiode der Zeit um 1200. Ihr folgte zu Goslar um 1300 eine Erlahmung. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts regte sich jedoch neues Leben; denn die Stadt war ausgewachsen zur freien Reichsstadt und zu einem angesehenen Glied der deutschen Hansa. Ihre Bürger brachten ein Recht des Kaisers um das andere in ihre Hand; zuletzt (1511) gehörten ihnen außer dem von den Ottonen angelegten Bergwerke und den hochstämmigen kaiserlichen Forsten ringsumher auch die Steuern, die Zölle und selbst die Münze. Schon Ludwig der Bayer hatte dem Orte 1340 das Heerschildrecht verliehen, wodurch jeder Rathsherr das Recht erhielt, Reichslehen zu tragen. Daß ihr Glück die fleißigen und geschickten Bürger nicht stolz, sondern fromm machte, beweist die im alten Rathhaus bis heute unverletzt erhaltene Kapelle, ein seltenes Kleinod aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Die beiden Holzschnitzer Hans Smet und Heinrich Marborch haben die Wände des viereckigen Raumes, an den sich ein Chörchen lehnt, durch hölzerne Säulen in Abtheilungen zerlegt. Je zwei Säulen tragen einen ausgeschweiften, mit Laubwerk gefüllten Spitzbogen. Zwischen die Säulen malte Michael Wohlgemuth, Dürers Lehrer, die lebensgroßen Bilder von zwölf Sibyllen und elf Herrschern. In die Fensterleibungen stellte er die Apostel Simon und Judas als Dompatrone, Kosmas und Damian als Schutzheilige der Marktkirche, dann Matthäus und Anna, Nicolaus und Katharina. Zwischen den westlichen Fenstern kniete der Bürgermeister Johann Papen mit seiner Frau als Stifter.

Die Decke zeigt vier große, von kleineren umrahmte Bilder. Sie stellen vier Ereignisse des Jugendlebens des Herrn dar, bei denen seine Mutter eine Hauptrolle spielte: seinen Eintritt in die Welt bei der Verkündigung, seine Geburt, Anbetung durch die Könige und Aufopferung im Tempel. In den Ecken der Umrahmung stehen die vier Evangelisten, zwischen ihnen längs den Hauptbildern zwölf Propheten. Weil die Propheten die Decke zieren, dürften auch die Herrscher an den Wänden, trotz

der hohen, anscheinend kaiserlichen Kronen, doch nicht, wie angenommen wurde, deutsche oder altrömische Kaiser, sondern die Könige Juda's, die Stammherren Christi darstellen.

In der an den Saal anstoßenden chorartigen Nische, worin zur katholischen Zeit das heilige Meßopfer gefeiert wurde, erblickt man Scenen aus der Leidensgeschichte: die Scenen des Ecce homo, der Kreuztragung, Kreuzigung und Abnahme, im Gewölbe den Weltenrichter. Die Thüre zeigt die Schmerzensmutter mit sieben Schwertern und den Mann der Schmerzen, der, halb entkleidet, in seinen gefesselten Händen Geißel und Ruthe kreuzweise vor sich hinhält. Der jetzt verschwundene Altar war laut einer Inschrift 1506 am Allerseelentage geweiht.

In der Kapelle liegt ein mit farbenreichen Rankenverschlingungen und Miniaturen ausgestattetes Evangelienbuch, das aus jener um 1200 herrschenden Blüteperiode der Stadt herrührt und die meisterhaften Stulpturen, Stuckarbeiten und Erzgüsse in die Erinnerung ruft, deren oben gedacht ist. Eine 0,75 m hohe, 0,19 m im Durchschnitt messende, 1477 verfertigte silberne Rathskanne mit dem Stadtwappen legt vollgiltiges Zeugniß ab für die Kunstfertigkeit der damaligen Goldschmiede. Zwei silberne Pokale der gleichen Zeit tragen das Wappen des Stifters der Malereien der Rathskapelle und die Inschrift: Disse · vorgulden · Koppe · twei · sint · ut · des · achtbar · m(a)g(ist)ri · iohan · papen · borgmesters · seliger · testamente · tom · gemeinen · besten · unn · Ken · gegeven · 1519.

Vor der Kapelle liegt die 7,30 m breite, dreimal so lange (22,64 m) Rathhausdiele, ein durch sechs Fenster erleuchteter, jetzt leider verkürzter Saal. Unter ihm erstreckt sich im Erdgeschoß eine Halle, die durch fünf Säulen in zwei Schiffe und zwölf durch Kreuzgewölbe geschlossene Vierecke getheilt war. Das öffentliche Leben der alten Reichsstadt verlangte große Räume, weil die bevollmächtigten Bürger offen ihre Meinung sagten und theilnahmen an der städtischen Regierung, wie die Fürsten droben im großen Kaisersaal als freie Männer mit ihrem König verhandelten. Der alte selbständige Sinn zeigt sich sogar in der Einrichtung der alten Häuser der Stadt; denn auch in ihnen bildet eine durch beide Stockwerke reichende große „Diele" den Kern der Behausung, um den die übrigen Zimmer sich gliedern. Hier spielten Jung und Alt, hier arbeitete man gemeinsam, hier versammelten sich die Gäste, von hier aus übersah der Hausherr alles. Daß in den Bürgerhäusern derselbe ernste religiöse Geist herrschte, der sich im Rathhaus durch die Schildereien der

Kapelle bekundet, bezeugen zahlreiche alte Inschriften, die man noch heute an den Schauseiten findet, z. B. eine aus der Glockengießerstraße stammende:

„Gott, der alle Dinge vermag, behüte dis Haus bei Tag und nacht.
Er wil uns gleiten, wenn wir von hinnen scheiden.
Wir sind hie elenne geste, noch bawen wir hohe neste.
Wer besser, wir thete mauren, dar wir mügten ewig dauren.
Das zeitlich hat doch nur den schein, das gute hat lon, das böse pein.
Drum laßt uns das zeitlich verachten, un stets na de ewige trachte. 1577."

Einzelne Bürgerhäuser enthalten noch Fenster aus der Zeit um 1200, mehrere sind durch gotische Fenster, Thüren, Kamine und Gewölbe bemerkenswerth. Reizend ist eine Anzahl aus Fachwerk hergestellter Wohngebäude. Auf kräftig geschnitzten Balkenköpfen treten die oberen Geschoße vor; die Schwellen, Füllhölzer, Ständer und Bandbalken und eine unter den oberen Fenstern herlaufende Reihe kräftig modellirter Füllungen zeigen oft markige Schnitzereien, zu denen die kleinen in die Balkenverbindungen wirkungsvoll hineingesetzten Fenster mit ihren runden Scheiben einen Gegensatz bilden. Das Ganze spiegelt das behagliche, gemüthvolle Leben wieder, das in alten guten Zeiten im Innern langsam ablief. Hoch ragen zwischen diesen bürgerlichen Wohnungen die Gildenhäuser hervor. Ehedem umgaben die Gebäude der sechs angesehensten Gilden den Markt, das Rathhaus und die Hauptkirche. Nur eines ist noch aus älterer Zeit erhalten, die sogen. „Kaiserworth", d. h. „das Haus mit den Kaiserbildern", welche dessen spätgotische Schauseite zieren. Nicht weit davon erhob sich das 1862 abgebrannte Gildenhaus der Krämer mit seiner im Jahre 1617 geschnittenen Inschrift:

„Zu diesem Hauß, Herr Jesu Christ, Dein Segen gib zu aller Frist.
Laß alles drin gedein woll, So ist es deiner gnaden voll.
Waß du segenst bleibt bestehn, Ohn dein Hülf thut alles vergehn."

Neben solchen Sprüchen zeugten die sechs Hospitäler für den werkthätigen christlichen Sinn der mittelalterlichen Bürgerschaft der Stadt. Die ursprünglichen, im Uebergangsstil aufgeführten Gebäude des 1253 gestifteten Hospitals der Johanniter des „großen heiligen Kreuzes" sind theilweise an der Königsbrücke erhalten; die des „kleinen heiligen Kreuzes", bei der Frankenberger Kirche, wurden laut Inschrift 1504 hergestellt. Das dem Deutschen Orden gehörende Elisabethhaus ging infolge der Reformation 1545 ein. Drei andere Hospitäler, das bereits 1274 urkundlich genannte Ludwigshospital, der 1290 erwähnte Siechenhof des hl. Pancratius vor den Stadtthoren und das Armenhaus, haben die Stürme der Zeit überdauert. In letzterem hängt eine 1716 hergestellte Tafel mit der Inschrift:

Anno Domini nostri Jesu Christi 1494, imperante Maximiliano I. hoc hospitale in Dei gloriam, in SS. Annae et Gertrudis honorem, pauperibus et infirmis in solatium et adjutorium erectum ab Henrico et Conrado Geismar, fratribus germanis, civibus Goslariensibus et ab Alexandro VI. Romae confirmatum duravit jam annos 222.

(Dies im Jahre unseres Herrn Jesu Christi 1494 unter der Regierung Maximilians I. zum Lobe Gottes, zur Ehre der heiligen Anna und Gertrud, den Armen und Kranken zu Trost und Hilfe von den leiblichen Brüdern Heinrich und Konrad Geismar, Bürgern von Goslar, errichtete und von Alexander VI. zu Rom bestätigte Hospital dauerte jetzt (1716) schon 222 Jahre.)

Für die Güte und Blüte, welche, wie um das Jahr 1200, so auch um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert, Goslar erfreute, zeugen vor allem seine Kirchen; keine derselben blieb in jener zweiten Glanzperiode ohne Verschönerung. Die Marktkirche, die als Hauptpfarrkirche für die Stadt und ihr Rathhaus das vorstellte, was der Dom war für den König und seine Pfalz, erhielt 1478 ein lichtes Chor und zwei neue äußere Seitenschiffe, wodurch sie fünfschiffig wurde. Schon einige Zeit vorher hatte man die Seitenwände des Domes durchbrochen und dessen runde Apsis niedergelegt, um ihm ein polygones Chor und fünf Schiffe zu geben. Sein Lettner ward 1500 erhöht und mit neuen Figuren besetzt. 1512 kamen neue, theilweise erhaltene Glasgemälde in die Chorfenster, ein wenig später neue gewebte Teppiche an die Brüstungsmauern des Chores. Noch 1517 erhielt der Dom eine Seitengruft unter dem neu errichteten Kapitelsaal. In der Jakobskirche brachte ein geschickter Steinmetz ein Meisterwerk der Technik zu Stande, indem er sie unter Benutzung der Mauern einer ältern, kleinen romanischen Basilika zu einer lichten, weiten, dreischiffigen Hallenkirche umbaute. An der Außenseite hie und da angebrachte Inschriften beweisen, daß die Bauthätigkeit 1496, 1506 und 1516 rüstig gefördert ward. In der besonders von den Bergleuten besuchten Frankenberger Kirche brach man um 1483 im südlichen Querschiff die oberen Theile ab, um dasselbe in gotischem Stil zu erneuern und nach Osten hin zu erweitern. Um dieselbe Zeit wurde auf dem halbkreisförmigen Unterbau der alten Apsis ein hohes Chor errichtet, wodurch hier das seltene Beispiel eines runden gotischen Chorhauptes entstand. In der Neuwerker Klosterkirche ward 1474 ein neues Seitentabernakel von Stein aufgerichtet. Auch am Kaiserhause wurde damals gebaut, denn es erhielt eine neue Holzdecke, deren Balken hie und da mit reichen gotischen Verzierungen geschmückt sind.

Mit Recht war die Bürgerschaft stolz auf ihre schöne Stadt. Um sie und ihre Reichsfreiheit zu schützen, scheute sie nicht die Kosten groß-

artiger Befestigungen. Das Breite Thor, der Haupteingang der Stadt, wurde 1463, 1503 und 1506 zu einer der bedeutendsten Festungsbauten jener Zeit erhoben. Zwei Rundthürme schützen das äußere Thor, ein dritter steht durch eine am Stadtgraben errichtete Mauer mit diesem Thor in Verbindung. Hinter den drei die Grundlinie bildenden Zwingern gehen zwei Seitenmauern in spitzen Winkeln zur Stadt hin. So entsteht ein fast dreieckiger Festungshof, an dessen Ende, im Durchschnittspunkt der Seitenmauern, das zweite, ebenfalls von zwei Thürmen flankirte, innere Thor steht. Bedenkt man, daß diese fünf runden Thürme 11,68, 16,55, 24,37 m Durchmesser bei 3,36, 4,38 m Mauerdicke aufweisen, so wird man berechnen können, welche Ausgaben solche Werke erheischten. Nicht weit von diesem „Breiten Thor" tritt der 1517 erbaute „Dicke Zwinger" vor, dessen Mauerdicke unten bis zu 5,84 m steigt, bei fast 24 m Durchmesser und 15,19 m Höhe. Ehedem hatte die 8,76—13,14 m hohe, 1,75—2 m starke Stadtmauer nicht weniger als 182 kleinere und größere Befestigungsthürme.

Ja, Goslar war groß und schön, eine der Perlen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Es hatte um 1500 40 größtentheils reichbegüterte Stifte, Klöster, Hospitäler, Kirchen und Kapellen. So war die Stadt einer der monumentalen Beweise für die segensreichen Wirkungen des Mittelalters, welches die freien Bürgerschaften großgezogen und die vortrefflichen Keime des germanischen Freiheitssinnes so entwickelt hat, daß neben reichen und angesehenen Fürsten der gemeine Mann selbständig und wohlhabend blieb.

Was war in den weiten Räumen des schönen Kaiserhauses zu malen? Wird der Pinsel eines für Deutschlands Größe begeisterten Künstlers Bilder hinsetzen, die vorerst jeden Einwohner der Stadt, dann jeden Bewohner des alten Sachsenlandes, endlich jeden Deutschen mit Ehrfurcht und Liebe zum Vaterland erfüllen? Goslar war groß, ehe ein trauriger Zwist die Deutschen in Confessionen spaltete. Alle Kenner der Geschichte Goslars, die Protestanten vor allem, verkünden offen und laut, daß es infolge der Reformation herabgesunken ist von der alten Größe, bis es sich zuletzt erniedrigt sah zu einer von den großen Verkehrswegen weitab liegenden Provinzialstadt.

Welche Gestalten wird jeder geschichtskundige Besucher im Kaiserhaus erwarten? Diejenigen der großen Ottonen, der Wohlthäter der Gegend; die des ehrenfesten Heinrich III., des Begründers des Ruhmes der Stadt; endlich die Bilder der regsamen Bürger, ihres

Magistrates und ihrer Gilden, denen so viele Kaiser Schutzbriefe und Privilegien verliehen.

Aber was wollte man hinmalen? Wie hat blinder Parteihaß die Entwürfe des Malers gedeutet? Wie sind sie ausgeführt worden? Das sind Fragen, die wir demnächst zu beantworten haben werden.

(Schluß folgt.)

Steph. Beissel S. J.

Das Brixlegger Passionsspiel 1889.

Damit spils art werd recht erkennt,
So merkend an vffs argument.
(Aus dem Prolog eines alten Passionsspieles.)

Wenn, wie Adolf Pichler in der Einleitung zu seiner Schrift: „Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol" richtig bemerkt, die Kunstgeschichte nicht bloß vollendete Werke, deren ein jedes Volk ja ohnehin nur sehr wenige zählt, zu berücksichtigen hat, sondern alles, worin sich der Geist schaffend und mit Ernst bethätigte, so ist es gewiß auch gerechtfertigt, die Aufmerksamkeit unserer Leser wiederum auf eine ähnliche Erscheinung zu lenken, wie wir sie noch vor wenigen Jahren (Bd. XXIX. S. 511 ff.) besprochen haben. Dies um so mehr, als schon im nächsten Jahre eine weitere derartige Erscheinung eintreten wird, die, man kann wohl sagen, fast schon zur Weltberühmtheit gelangt ist. Wie im Jahre 1885 das Alpendörfchen Vorderthiersee in Tirol sein Passionsspiel hatte und fürs künftige Jahr bereits das Alpendorf Oberammergau in Bayern zu seinem weltberühmten Spiele sich rüstet, so lud in diesem Jahre ein drittes Alpendorf, Brixlegg in Tirol, zu seinen Passionsvorstellungen ein, welche schon Anfangs Juni begannen und bis Mitte September fortgesetzt wurden.

„Wenn Wald und Wiesen", schreibt der Wegweiser für das Brixlegger Passionsspiel[1], „einem Teppiche gleichen, von der Hand des All-

[1] Wegweiser für das Brixlegger Passionsspiel 1889, geschrieben von Anton Plattner. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung.

mächtigen über die Bergesstufen gebreitet, dessen reicher Saum gar häufig von stattlichen Dörfern gebildet wird, denen ein vorbeirauschender Fluß wie eine Silberborte vorgelegt erscheint, so ist ein herrliches Stück solchen Saumes im Unterland unser Brixlegg am Fuße des hohen Thierbergs und am rechten Ufer des Innstroms." Das ist richtig und wahr. Dorf Brixlegg, welches an 1100 Seelen zählt und aus etwa 150 Häusern bestehen mag, hat am Fuße des Gebirgszuges, wo die Alpacher Ache schäumend hervorbricht und dem nahen Inn zueilt, eine hübsche, romantische Lage, deren Eindruck um so günstiger ist, als der Ort selbst eine gewisse Sauberkeit und Nettigkeit zeigt, welche ebenso dem Fremden wohlthut, als sie Zeugniß für gesunden Sinn, Fleiß und Regsamkeit der Einwohner gibt. Brixlegg soll übrigens auf altgeschichtlichem Boden liegen, und im nahen Schlosse Matzen will man sogar das römische Masciacum wiedergefunden haben, welches das Itinerarium Antonini an die Straße von Pons Aeni gegen Veldidena (Wilten) legt. Freilich der alte Mannert suchte Masciacum mit einiger Ortsdifferenz in Gmund an der Nordseite des Tegernsees. Jedenfalls aber bestand urkundlich nachweisbar schon vor 1100 Jahren die Pfarrei Prissleck, die später in die Dekanatspfarrei Reith aufging und erst seit 1786 wiederum eine eigene Seelsorge, eine sogen. Lokalkaplanei erhielt. Auch in der Kriegsgeschichte findet Brixlegg seinen Platz. Wiederholt tobten um dasselbe hitzige Kämpfe, zuletzt noch im Mai 1809. Am 2. Juni dann hatte Andreas Hofer beim „Herrenwirth" Quartier genommen und Bauernconferenz gehalten.

Daß die Brixlegger auch heute noch gut kaiserlich sind, zeigten sie ihren ziemlich zahlreichen Gästen am Vorabende des 18. August, des Geburtstages Kaisers Franz Josef, durch Fackelzug und Feuerwerk und solennen Zapfenstreich der Knappschaft aus dem k. k. Hammer- und Schmelzwerke, welches am Westende des Dorfes längs dem Alpach in ansehnlichen Dimensionen sich ausbreitet. Freilich zählen die Tage, wo die ganze Gegend eine Silbertruhe des Deutschen Reiches war, auch zu den tempi passati, aber eines haben die wackern Arbeiter vom Brixlegger Gewerke aus der guten alten Zeit doch bewahrt, nämlich das Interesse für das Passionsspiel, dessen Spieler sich zum großen Theil aus ihrer Schaar rekrutiren. Denn schon in alter Zeit lieferte die damals noch sehr große Menge lustiger Bergknappen ein ansehnliches Contingent von Schauspielern für die weitbekannten Tiroler Volksschauspiele.

Sonntag den 18. selbst zeigte sich uns die schmucke Knappschaft in voller Paraderüstung auf dem Zuge zur Kirche, wo das kaiserliche Fest

mit Hochamt und Te Deum begangen wurde. Alles war der Heiligkeit der Handlung entsprechend mit Ausnahme der geradezu heillosen Kirchenmusik. Der oben berufene Wegweiser berichtet uns (S. 46), man sei sich in Brixlegg klar geworden, daß die Passionsmusik von 1883 an die sogen. „Buhinmusik" gemahnte; für die Kirchenmusik scheint bis 1889 dem Chordirector von Brixlegg ein solches Licht noch nicht aufgegangen zu sein. Wenn die dramatische Vorstellung des Kreuzesopfers eine vollständig angemessene musikalische Ausstattung gefunden hat, so sollte man sich für dessen wirkliche mystische Erneuerung auf dem Altare doch nicht mit so elender Dudelei begnügen und abfinden, wie man sie bei diesem Hochamte hören mußte. Der Contrast wirkte um so widriger, als man aus der Ausführung fast nothwendig schließen mußte, daß auf dem Kirchenchore kaum bedeutend weniger, noch schlechtere Kräfte wirken als im Chore und im Orchester des Passionstheaters. Wir dachten am Schlusse der ersten Vorstellung des Spieles, als der Christus rief: „Mein Haus ist ein Bethaus!" unwillkürlich wieder an jene musikalische Profanirung des Heiligsten.

Als um 9 Uhr das Hochamt mit der Kaiserhymne als Te Deum abgeschlossen war, welche auch abgesehen von ihrem hohen musikalischen Werthe weitaus weihevoller und würdiger klang als das grenzenlos triviale Benedictus und das noch gemeinere Tantum ergo, strömte alles dem Passionstheater zu, wo nach einer halben Stunde die Vorstellung beginnen sollte.

Wir haben schon angedeutet, daß Tirol für das geistliche Volksschauspiel einst ein ergiebiges Feld war. Auch Passionsspiele wurden dort bereits sehr frühe aufgeführt, namentlich in Sterzing, Bozen, Innsbruck. Die schon genannte Schrift Pichlers bietet uns auch einigen Einblick in den Aufbau und Gang dieser Vorstellungen. Arge Mißbräuche und eine ins Rohe gehende Entartung gaben den Anstoß zur Beschränkung und gänzlichen Aufhebung dieser Volksspiele. Denn so wenig der abgeschwächte, verwässerte religiöse Geist, der in den letzten Jahrzehnten des vorigen und den ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts in der österreichischen und bayerischen Bureaukratie herrschte, solchen Aeußerungen altgläubigen Sinnes hold war, und so wenig offenbar auch ein Theil des Clerus Verständniß dafür mitbrachte, so gingen die ersten Angriffe und Stöße dagegen doch nicht so sehr von jener Seite aus, als von der ernstgläubigen, tiefer kirchlich gesinnten, wo eifrige Priester das Mißverhältniß zwischen Gegenstand und Darstellung für Glaube und Religion schädigend an-

sahen und deßhalb auf gewaltsame Unterdrückung solcher ärgerlichen Mißbräuche drangen. Es versteht sich von selbst, daß die aufgeklärte Bureaukratie damit nicht zauderte, sondern wacker zugriff. Die amtlichen Berichte und Erlasse in dieser Angelegenheit gehören mitunter zu den heitersten Leistungen dieser alten bezopften Herren. Ein Bericht des Kreisamtes Bozen constatirte, daß das Tiroler Volk um so fester an seinen Bauernkomödien hange, als sie durchaus religiösen Gegenstandes seien, womit sich freilich der roheste und verdorbenste Geschmack verbinde. Dann heißt es weiter: „Der letztere ist zunächst eine Folge der in Hinsicht auf Religionstheorie noch ziemlich unausgebildeten Begriffe; denn nur ein Volk, welches einerseits für die Religion seiner Väter enthusiastisch eingenommen ist, andererseits aber von seiner Religion grob sinnliche und materielle Begriffe hat, nur ein solches Volk kann für grotesk religiöse Spiele eine entschiedene Vorliebe hegen." Der Pfarrer von Kössen, wo die Passionsspiele sehr häufig gegeben wurden, war der Meinung: „Es sei zwar bei einer mehr als zwanzigmaligen Aufführung des Stückes keine Hauptunanständigkeit vorgefallen; deßungeachtet wünsche er aber, daß ein Verbot erfolge. Denn die Schauspieler litten nicht nur Einbuße an Geld, es würden auch die Begriffe des Volkes durch elende und widerstreitende Darstellung der Eigenschaften Gottes verwirrt und der krasseste Anthropomorphismus herbeigeführt. Zugleich würden die Feiertagsschulen versäumt und durch die bis in die Nacht hinein dauernden Aufführungen manche kleine Polizeiübertretungen herbeigeführt." — Doch fanden unter den kaiserlichen Beamten die Volksschauspiele überhaupt auch mildere und vernünftigere Beurtheiler. Die bayerische Regierung gestattete sogar vorübergehend Passionsaufführungen, und auch in Oesterreich war man nicht überall gleichmäßig vorangegangen. Die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes an seine geistlichen Spiele hatte tiefe Wurzeln geschlagen, und so erklärt es sich, daß dieselben immer wieder zum Vorschein kamen. In Bayern fanden sie bei dem hochsinnigen Könige Ludwig I. sogar gerechte Würdigung. Auch in Tirol lebten sie wieder auf, und in Thiersee, Erl und anderswo fand das geistliche Spiel Aufnahme. Brixlegg trat mit dem Jahre 1868 in diese Reihe ein. Seine letzte Vorstellung fand 1883 statt. Wenn wir den Wegweiser recht verstehen, so ist das Unternehmen nicht so sehr Sache der Gemeinde, als einer Gesellschaft, die sich zu diesem Zweck gebildet hat und das nothwendige Personal heranzieht, welches fast ausschließlich aus Brixlegg und seiner Umgebung genommen ist. Einen lebhaften Antheil hatte schon beim letzten und auch beim jetzigen

Spiel an dem Zustandekommen und dem ganzen Arrangement desselben der Ortsseelsorger, Herr Vikar Josef Bareth, der die Vorstellung mit Umsicht und großem Geschicke zu leiten versteht, während sein Cooperator, Herr Wieser, tüchtig im Chore mithilft. Das gesammte bei dem Spiele thätige Personal theilt sich aber in drei Gruppen, deren erste die auf der Bühne in den dramatischen oder plastischen Scenen engagirten Personen umfaßt. Genau ihre Zahl anzugeben sind wir nicht im Stande, aber immerhin ist sie bedeutend. Kinder von etwa 6—8 Jahren, Knaben, Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Frauen, Männer und Greise, Mütter mit ihren Kleinsten auf den Armen: alle treten sie in die Rahmen jener herrlichen Bilder, welche den eigentlich künstlerischen Werth der Brixlegger Vorstellungen ausmachen, oder sie sind thätig bei den großen Volksscenen des Passionsdramas selbst. Die Wahl der Gestalten im allgemeinen und für die Hauptrollen insbesondere war eine überaus glückliche, und mehr als einmal treten dem Beschauer wahre Typen der vorgestellten biblischen Persönlichkeiten vor die Augen, als entstammten sie allbekannten Gemälden irgend eines jener großen Meister der Malerei, die wir schon als Kinder liebgewonnen haben und die für alle Zeit bestimmend auf unsere Vorstellungskraft wirkten. Es ist schlechterdings staunenswerth, mit welchem Verständniß ihrer Einzelstellung und mit welcher Gefügigkeit für den Gesammtausdruck sich diese Leute zu den Tableaux ordnen und dabei ausharren. Auch in den dramatisch gegebenen Scenen finden sich fast alle Darsteller in Haltung und Action ganz trefflich in ihre Rollen, welche ja naturgemäß schon bedeutende Ansprüche an sie stellen und im allgemeinen durch die Dichtung nicht erleichtert, sondern eher erschwert werden. Eines war den wackern Leuten bei einem Theile des Publikums immerhin nachtheilig und für eine ungetrübte Wirkung sehr hinderlich, nämlich der Dialekt. Es waren nur drei Personen, bei denen dieser Uebelstand nicht störend wirkte: die Darstellerinnen der Madonna und der Gemahlin des Pilatus, und der Darsteller des Annas. Weniger störend war die Aussprache auch bei Petrus und Judas und dem Rabbi Moloch, dagegen sehr störend bei der wichtigsten Person, der des Christus. Fast komisch wirkte sie bei Pilatus, was doppelt zu bedauern war, da der Mann sonst ein Prachtexemplar von einem übermüthigen und doch wetterwendischen römischen Landvogte zur Erscheinung brachte. Wir müssen gestehen, die vom Weltverkehr abliegenden Thierseer auf ihrem Berge droben hatten sich in der Sache jedenfalls mehr angestrengt, als es den Brixleggern nöthig schien.

Die zweite und kleinste Gruppe bilden die in Brixlegg Genien genannten Prologistinnen, welche mit ihren Deklamationen die einzelnen Scenen einzuleiten und zu erklären haben. Sie sind gleichsam zwischen den im Orchesterraume befindlichen Chor und die scenischen Darstellungen auf die Bühne gestellt. Ihre Aufgabe ist eine für solche Kräfte sehr schwierige, besonders in Bezug auf die Recitation der einschlägigen Bibelstellen, welche, sollte sie zum Ganzen passen und dasselbe, wie es eigentlich sein müßte, sogar überragen, selbst einer ausgebildeten tragischen Künstlerin noch zur Klippe werden könnte. Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß hier die fehlerhafte Aussprache und Accentuirung besonders nachtheilig wirkten. Sonst bildete die Gruppe dieser Genien in ihrem gutgewählten Costüme und ihrer ganzen Haltung einen wohlberechneten und vortheilhaft wirkenden Uebergang zu den plastischen Darstellungen auf der eigentlichen Bühne. Entsprechender schiene es uns aber, wenn die betreffenden Genien nicht ihre Stelle in der Reihe verließen, um vor dem „fatalen Kasten" nach artigem Knixe ihre Verse oder Sprüche aufzusagen und dann nach wiederholtem Knixe wieder in die Reihe zu huschen. Die dritte Gruppe ist vor der Bühne im Orchesterraume untergebracht und theilt sich in den Chor und die Instrumentalisten. Beider Zahl ist für die Raumverhältnisse des Passionstheaters entsprechend. Sie kommen entweder in den Chören vereint zur Verwendung, oder das Orchester allein gibt einzelne reine Instrumentalsätze, besonders zur musikalischen Ausstattung der lebenden Bilder, deren Wirkung für jeden Verständigen durch die durchweg ganz vorzügliche Composition und meistentheils auch gute Wiedergabe dieser Instrumentalsätze mächtig gehoben wurde. Es wird einem schließlich schwer zu sagen, was in solchen gelungenen Momenten mehr befriedigt wird: Auge oder Ohr, und was man mehr bedauern soll, daß ein reizend schönes Bild so rasch verschwindet, oder daß der Wohlklang der Musik so bald verstummt.

Von diesen drei Gruppen vertritt also die erste das dramatische, die andere das didaktische und die dritte das lyrische Moment des ganzen Passionsspieles. Diese Dreitheilung gefällt uns sehr, da sie wirklich in der Sache begründet ist und überdies praktische Vortheile bietet, indem sie die Prologistenpartie wesentlich entlastet und dem musikalischen Theile gestattet, an die ausführenden Sänger schwierigere und ausgedehntere Anforderungen zu stellen, wodurch dem Componisten selbst auch freiere Bewegung gestattet ist. Sehr zu wünschen wäre aber, daß die Musiker, besonders der Sängerchor, strammer auf ihrem Posten bleiben möchten;

denn das fast jähe Ausreißen nach den einzelnen „Leistungen" wirkt zunächst störend, und wenn man dann aus dem vermeintlichen Maschinenraume der Passionsbühne einen Kellner mit gefüllten schäumenden Biergläsern entsteigen sieht, widerlich, um nicht zu sagen — ärgerlich. Die Bühne bilden allerdings Bretter, welche die Welt nur bedeuten; aber wenn über sie die Gestalt des sein schweres Kreuz tragenden Christus hinwankt, so paßt es doch nicht, daß unter ihr eine Bierwirthschaft etablirt wird. Es ist schlechterdings eine Unsitte, wenn während der ergreifendsten Scenen der Passion im Zuschauerraume gezecht werden darf. Was würde man mit dem anfangen, der mit solchen Prätensionen ins Wagner'sche Festspielhaus zu Bayreuth eindringen wollte? Man hat gefunden, daß das Passionsspiel von Brixlegg einen etwas geschäftlichen Grundton habe. Wir theilten diesen Eindruck nicht, aber angesichts der ziemlich hohen Eintrittspreise und gegenüber der gerügten Unsitte ist ein solcher doch nicht ganz unmöglich. Aus dem Wegweiser erfahren wir überdies, daß der bewirthschaftete Raum der Brixlegger Bühne „Hölle" genannt werde. Diese ziemlich frivole Anspielung auf die alte Mysterienbühne macht natürlich die Sache weder besser noch zulässiger. Jedenfalls würde die erzbischöfliche Behörde es entschieden ablehnen, wenn die Herren Künstler dieses Annexum als integrirenden Theil der von ihr approbirten Vorstellungen ansehen wollten.

Von diesem Mißstande abgesehen entspricht das Brixlegger Passionstheater vollständig seinem Zwecke und ermöglicht eine kunstgerechte würdige Aufführung des heiligen Spieles. Allerdings sein äußerer Eindruck ist nicht besonders einladend. Eine große Bretterbude mit der schlichten Aufschrift: „Passionsspiel", über deren First eine Flagge flattert, bietet von außen wenig Versprechendes. Sie ist mit ihrer Langseite, die etwa 45 m messen mag, hart den Alpach entlang gebaut, was allerdings ein romantisches Moment hat, indem der Bach „in die heiligen Stimmen der Passion brausend seine Naturstimme mengt", wie der Wegweiser erklärt, aber auch den Mißstand mit sich bringt, daß die Naturstimme die schwächeren heiligen Stimmen überbraust und man von letzteren nichts mehr versteht. Die Bühne nimmt ein Drittheil des Innenraumes ein. Vor ihr liegt der Orchesterraum, hinter welchem sich der zweite und dritte Platz des Zuschauerraumes auf amphitheatralisch erhöhten Sitzbänken erhebt. Darüber ist eine mächtige Holzgallerie angebracht, auf welcher die reservirten Plätze (à 4 fl.), der erste und vierte Rang sich befinden, ebenfalls amphitheatralisch aufgebaut. Die Bühne selbst präsentirt sich

als ein gefälliger Außenbau, dessen Frontspitze über einem Architrav ruht, der von zwei (gemalten) Säulen getragen wird. Die Säulen zeigen die Colossalbilder der beiden messianischen Propheten David und Isaias. Auf dem Giebel horstet der Pelikan, das Giebelfeld schmücken die symbolischen Gestalten der drei göttlichen Tugenden. Als transparenter Schirm für die die Vorbühne erleuchtenden Glühlichter dient die Inschrift: Passio Domini nostri Jesu Christi. Der Vorhang zeigt die Stadt Jerusalem. Zu seinen beiden Seiten befinden sich Thore — „die Thore von Jerusalem" —, welche mit ihm die Hauptbühne von der Vorbühne abschließen. Diese wird von zwei Gebäuden flankirt, deren eines der Palast des römischen Prokurators, das andere das Haus des Annas vorstellt. Neben beiden öffnen sich gegen den Zuschauerraum zwei Grotten, aus denen die Genien die Bühne betreten. Der Gesammtraum ist überdeckt und die Bühne elektrisch beleuchtet. Der Zuschauerraum, welcher 1500 Personen fassen mag, bleibt à la Bayreuth im ahnungsreichen Dunkel. Die elektrische Beleuchtung, welche einen mächtigen Glanz von oben herab auf die Bühne ergießt, war für die lebenden Bilder von großer Wirkung. Da sie aber einmal zu striken beliebte, so konnte man sich auch überzeugen, daß sie doch nicht den ganzen Effekt auf ihr Conto schreiben dürfe. Denn das großartige Tableau von der ehernen Schlange, welches vom ordinären Tageslicht beleuchtet wurde, wirkte gerade durch seine gelungene Perspektive wider Erwarten gut. Da wir uns bei Gelegenheit die Bühneneinrichtung etwas näher besahen, fanden wir, daß sie hinter jener von Thiersee wirklich zurücksteht und daß besonders der freie Raum hinter der Scene sehr beschränkt ist. Aus diesen Umständen mögen sich zum großen Theile die leidigen Pausen erklären, welche nicht nur die Geduld des Publikums auf harte Probe stellen, sondern auch den Gesammteindruck des religiösen Spieles schädigen. Denn der Zuschauer wird dadurch stoßweise aus seiner Stimmung herausgeworfen und muß sich für den folgenden Moment der Leidensgeschichte erst wieder dareinfinden. Dürfen bei der entsprechenden Vorführung jedes dramatischen Werkes derartige psychologische Momente nicht außer Rechnung bleiben, so müssen sie bei einem Passionsspiele angesichts eines „gemischten" Publikums dreifach hoch taxirt werden. Das können wir nicht verschweigen, daß wir von jener Weihe und Wärme der Theilnahme, wie wir sie vor einigen Jahren an den Zuschauern des Thierseer Spieles erlebten, in Brixlegg nur einige schwächere Anflüge zu beobachten vermochten.

Das Textbuch der Brixlegger Passion ist von einem Geistlichen verfaßt und schließt sich mit geringen Ausnahmen an den Oberammergauer Text an. Prolog und Gesang sollen fast wörtlich herübergenommen sein. Das ist richtig mit dem Unterschiede, daß in Ammergau der „Gesang" wirklich gesungen wurde, während in Brixlegg sein Text einfach von den Genien recitirt wird.

Diese Aenderung gereicht aber der Dichtung nicht zum Vortheile, da dadurch ein hohler, gespreizter Ton nur um so mehr hervortritt. Man kann es den vortragenden Genien wirklich nicht verargen, wenn ihre Kunst an Stellen scheitert, wie die folgende:

„Ha! sind sie fort, die schwarzen Bösewichte,
Entlarvt die scheußlichen Gestalten im vollen Lichte,
Die Tugendlappe von dem Sündenrock gerissen,
Gegeißelt von dem nagenden Gewissen" u. s. w.

Mit einem eigenthümlichen Reize muthen einen dagegen die einfachen, schlichten Bibelverse an, welche vor jedem Tableau recitirt werden. Auch der Dialog der dramatischen Scenen leidet an Breite, und weiß wiederholt den rechten Ton nicht zu finden. Auch hier heben sich die streng biblischen Worte wie funkelndes Edelgestein ab. Wenn die schmerzhafte Mutter die Leiche ihres Sohnes vor sich hat, so klingt aus ihrer langathmigen Rede der Vers des prophetischen Klageliedes: „Sehet, ob ein Schmerz ist wie der meine", mit wunderbarer Kraft heraus. Insbesondere dem Christus sollten andere als biblische Reden, soviel als möglich, nicht in den Mund gelegt werden. Was uns aber am Textbuche des Brixlegger Passionsspieles gar nicht gefallen wollte, war, daß es von der Reihenfolge der Thatsachen und dem Verlaufe derselben, wie ihn die Evangelien geben, ohne allen Grund zu viel abweicht. So sagt der hl. Matthäus klar: „Sie nun (d. h. die Hohenpriester und Pharisäer, die sich am Tage nach dem Rüsttage bei Pilatus versammelt hatten) gingen hin und verwahrten das Grab mit der Wache, indem sie den Stein versiegelten." In Brixlegg übernimmt aber das Geschäft der Versiegelung der römische Officier, obwohl die Priesterschaft an der Stelle ist und zusieht. Ebenso unrichtig ist die im übrigen gut gegebene lebhafte Scene zwischen den Juden und den römischen Soldaten nach der Auferstehung. Es sagt nämlich derselbe Evangelist ausdrücklich, daß die Soldaten der Bestechung der Hohenpriester erlegen seien, d. h. wenigstens diejenigen von der Wache, welche die Nachricht zuerst überbrachten. In Brixlegg hielten sie sich besser und liefen fort. Wir wollen nicht sagen, daß in einem

Passionsspiele zur Ermöglichung der dramatischen Einheit nicht eine Bewegung der biblischen Thatsachen eintreten dürfe; sonst wäre ja eine scenische Darstellung gar nicht möglich. Aber drei Dinge müssen bei dem scenischen Aufbau unabweisbar festgehalten werden: 1. Die vorgeführten Momente dürfen nicht aus ihrem in der heiligen Geschichte gegebenen Causalnexus gerissen werden. 2. Auch ihre Zeitfolge darf nicht so geändert werden, daß sie dem Zuschauer als fremd und seinen aus der Biblischen Geschichte gewonnenen Anschauungen widersprechend erscheinen muß, wie z. B. in Brixlegg die jüdischen Priester ihren Protest gegen den mißliebigen Kreuztitel noch vor der Ausführung Christi vorbringen, während aus der Biblischen Geschichte jedwedem bekannt ist, daß die Hohenpriester erst dazu bewogen wurden, als sie bemerkten, wie diesen Titel viele Juden lasen. Freilich unser modernes Publikum weiß sich zu beruhigen. In der Nachbarschaft des Schreibers dieser Zeilen hatte ein Herr mit seiner Dame Platz genommen. Als letztere nun, über den ungewohnten Verlauf einer Scene befremdet, sich äußerte, es komme ihr vor, als ob die Bibel anders berichte, wußte ihr Gemahl das kluge Wort zu finden: „Das kommt, meine Liebe, einfach daher, daß du die Sache nach Lucas gelesen hast, und diese spielen nach Matthäus." Sie war's zufrieden. 3. Wenn ein von dem biblischen Berichte gegebener Vorgang in den Gang des Passionsdramas aufgenommen wird, so darf er keine wesentliche Veränderung erleiden. Die Quellen, woraus ein Dichter, der, unseren Zeiten entsprechend, ein solches Drama schaffen will, sein Material holen muß, wären vor allem gründliche exegetische, archäologische und ähnliche Studien, aus denen er sehr viel lernen könnte, um ein objectiv möglichst getreues Bild jener heiligsten Thatsachen zu entwerfen, die ein Passionsspiel vorführt. Eine ehrfurchtsvolle, zarte Pietät gegen die aus uralter Zeit uns überkommenen Ueberlieferungen dürfte dabei selbstverständlich nicht fehlen, würde vielmehr ein weites, ergiebiges Feld zur Detailausführung einzelner Scenen bieten. Was die althergebrachte Sitte der Einschaltung alttestamentlicher Scenen als Vorbilder der einzelnen Passionsmomente betrifft, so hat dieselbe einen ebenso tiefen dogmatischen Grund, als sie eine echt künstlerische Verwerthung finden kann. Auch die Verbindung des ganzen Passionsdramas mit der Musik ist sachlich und künstlerisch gerechtfertigt. Es ist unstreitig, daß religiös und tief gläubige Künstler hier ein Kunstwerk der Gegenwart und Zukunft schaffen können, wenn sie Religion und Kunst, Glauben und Wirken in sich vereinen.

Doch bleiben wir beim Brixlegger Spiele. Es zerfällt in 15 Vorstellungen, welche die Leidensgeschichte vom Palmsonntage an bis zum Ostermorgen umfassen. Die einzelnen Vorstellungen enthalten wieder vier verschiedene Momente: zunächst den Prolog, welcher von einem Genius gesprochen wird; ist er zu Ende, so recitirt ein zweiter Genius den einschlägigen Schrifttert, worauf die Genien zu beiden Seiten des Prosceniums sich aufstellen und auf das in der Mittelbühne erscheinende lebende Bild weisen. Eine entsprechende Instrumentalpiece gibt den musikalischen Ausdruck. Ist diese beendigt, so setzt der Chor ein, worauf die eigentliche Passionsscene folgt, die nach Erforderniß auch auf der Vorbühne abspielt. Bei der Ausführung der Vorstellung kamen nun leider diese einzelnen Momente nicht rasch genug aufeinander.

Nach einer gut gegebenen musikalischen Einleitung, der aber das Publikum nur geringe Aufmerksamkeit schenkte, um so mehr als ihr Beginn offenbar verfrüht war, folgte als Einleitungsvorbild die Darstellung des Sündenfalles des ersten Elternpaares mit der Verheißung des Erlösers. Ein trefflich componirter und ausgeführter Chor leitete die erste Vorstellung ein: „Einzug Christi in Jerusalem." Die „Handlung" wurde wirksam gegeben. Nur hätten wir gewünscht, daß das über die Bühne ziehende Volk in das Hosanna des Chores eingestimmt hätte, was ja musikalisch unschwer zu ermöglichen wäre. Die zweite Vorstellung: „Die Anschläge des Hohen Rathes", bringt als Vorbild: „Die Söhne Jakobs beschließen aus Neid, ihren Bruder Joseph zu tödten." Es war dies ein trefflich angeordnetes Tableau, voll plastischer Schönheit und Farbenfülle. Die Handlung, wie die Hohenpriester und Synedristen den Tod des Heilandes beschließen, zeigte gleich beim Aufgange des Vorhanges ein Bild von buntester Färbung: die Versammlung des Hohen Rathes, lauter charakteristische Gestalten, bei denen nur eines schade war, — daß sie anfingen zu sprechen. Hier griffen auch schon die beiden besten Darsteller ein: Annas und der gefeite Pharisäer Moloch. Die dritte Vorstellung brachte den „Abschied von Bethanien". Als Vorbild leitet die stimmungsvoll gehaltene Darstellung ein: „Tobias nimmt Abschied von seinen Eltern." Nur das Häuschen im Hintergrunde war doch gar zu modern idyllisch. Die musikalische Begleitung begann mit einem Instrumentalsatze, an welchen ein Frauenchor und dann der gesammte Chor sich anschlossen. Es war ein schönes Stück musikalischen Satzes und gut und sauber ausgeführt. Die sich anschließende Handlung brachte das Abendmahl im Hause Simons des Aussätzigen zu Bethanien und die Salbung Jesu

durch Magdalena. Judas wird von Moloch gewonnen, seinen Meister zu verrathen, den wir sogleich darauf von seiner Mutter sich verabschieden sehen. Dieser letzte Moment steigert den Gesammteindruck der durch ihre Contraste an und für sich wirksamen Handlung zu einem ergreifenden Effecte, wobei das Hauptverdienst der Darstellerin der Madonna zukommt, welche in Stimme, Handlung und Haltung das richtige Maß glücklich getroffen hat, vorab bei den Worten: „Ich bin die Magd des Herrn." Uebrigens hatte der Schluß dieser Handlung den günstigen Vorzug, daß alle Reden kurz gemessen waren. Die vierte Vorstellung bringt „das letzte Abendmahl". Der Spruch aus dem Buche der Weisheit (16, 20): „Du nährtest dein Volk mit Engelspeise und gabst ihnen Brod vom Himmel", bildet gleichsam die biblische Ueberschrift zu dem gelungenen, großartig angelegten Bilde vom Mannaregen, das zu den besten Leistungen des Spieles zählt. Ist der Vorhang über diesem schönen Bilde gefallen, so übernimmt ein Chor den musikalischen Ausdruck seiner Wirkung. Auch er verdient alles Lob. Sinnig und glücklich war der Gedanke des Componisten, die Weise des Lauda Sion in den Chor zu verflechten. Leider sank die musikalische Leistung während der folgenden Handlung rasch gen Null, als während der Darstellung der Fußwaschung die feierliche Stille des stumm vor sich gehenden Actes durch ein leidiges Harmoniumspiel gestört wurde, das mitunter stark an die künstlerischen Anmuthungen des Organisten beim Früh- und Hochamte erinnerte. Möchte doch diesem Uebelstande freier Dudelei durch ein paar kurze Orchestersätze, wie sie das Passionsspiel viele aufweist, abgeholfen werden. Die Herren Componisten fänden dazu recht ergiebige Motive in den Antiphonen ad lotionem pedum, in Coena Domini. Das Büchlein des Wegweisers nennt die Abendmahlsscene die herrlichste der Spiele. Wir stimmen ihm gerne bei, wünschten aber doch, daß gerade bei ihr in den nächsten Aufführungen die Inscenirung sich genau an den biblischen Bericht und die archäologischen Thatsachen anschließen möchten. Die fünfte Vorstellung behandelt den Verrath des Judas. Ihr wiederum sehr schön angeordnetes Tableau zeigt uns den Aegyptischen Joseph, wie er von seinen Brüdern verkauft wird. In der Handlung selbst jüdelte das Feilschen der Synedristen doch gar zu sehr; dagegen hielt sich der Darsteller des Judas vortrefflich. Nun folgt die letzte Vorstellung des ersten Theiles, die uns im ganzen und allgemeinen am besten gefiel: „Jesus am Oelberg." Das Vorbild: „Adam und Eva aus dem Paradiese verstoßen", bewies, daß auch wenige Personen bei künstlerischer Anordnung ein solches Tableau außerordentlich

wirksam machen können: in der Mitte der Bühne der arbeitende Adam, etwas zurück die mit ihren Kindern sich mühende Stammmutter des Menschengeschlechtes. Das Bild hatte Stimmung. Nun die Handlung am Oelberge, über welche sich ein tiefer, ergreifender Ernst breitete. Die Scenerie war gut und praktisch angeordnet. Der Fels, auf dem Christus im Gebete kniet, war in die Tiefe gerückt, so daß die schlafenden Apostel in die Mitte der Bühne kamen. Erst als der Vorhang gefallen war, fiel dem Schreiber ein, wo denn wohl der Vollmond geblieben sei. Derselbe hatte also hier nicht störend gewirkt. Die volle Aufmerksamkeit hatte nämlich in dieser Scene die Musik auf sich gezogen, welche während des stillen Gebetes des in Todesangst hingeworfenen Christus eingriff, und zwar in einem steigenden Wechsel von Frauen-, Männer- und Gesammtchor. Diese Partie zählt zu den besten des musikalischen Theiles und hat ein echt religiöses Tongepräge. Meisterhaft geradezu waren das Spiel und vor allem die wechselnden Gruppen der schlummernden drei Apostel. Ihre letzte Gruppirung war vielleicht das vollendetste, was in dieser Art das ganze Spiel geboten hat. Dagegen befriedigte der folgende Auftritt der Gefangennehmung durchaus nicht. Der Gang der Handlung, welcher aus den Evangelisten so leicht im einfachsten, natürlichen Zusammenhange vorliegt, war unklar und verworren. Die Ausführung entbehrte der nöthigen Sicherheit. Das Ganze machte keinen günstigen Eindruck, was um so mehr zu bedauern war, als die ausgezeichnete Wiedergabe der Todenangstscene offenbar im Publikum ihre Wirkung nicht verfehlt hatte und diese Vorstellung den ersten Theil des Spieles abschloß. Dasselbe wurde nun zwei Stunden unterbrochen. Dem Besucher war es befremdend, in dieser Zeit aus der Tiefe der Bühne allerdings harmlose, aber immerhin profane Gesänge von Frauenstimmen zu vernehmen.

Die leidige Kanonade zum neuen Beginn ließ das schöne Vorspiel des zweiten Theiles nur für sehr aufmerksame Ohren zur Wirkung kommen. Wir halten es für das beste Stück des ganzen musikalischen Theiles. Ein erst in die kleine Terz aufsteigendes, dann in den Grundton zurücksinkendes und sofort zur Quinte sich erhebendes einfaches Motiv ist sehr gut und schön durchgeführt und nöthigt einem schlechterdings vollen Respekt ab. Sehr zu bedauern war, daß nach Beendigung dieses Vorspieles eine geraume Zeit verfloß, bis endlich der Prolog begann. Das Vorbild stellte den Propheten Michäas vor, welcher von dem falschen Propheten einen Backenstreich empfängt, weil er dem Achab die Wahrheit verkündet hat. Die Handlung zeigt Jesus vor Annas. — Die achte Vorstellung ist über-

schrieben: „Jesus vor Kaiphas." Ihr Vorbild: „die Verurtheilung des Naboth zur Steinigung", ist eines der besten aus den Tableaux. Sehr schön ist wieder auch die musikalische Beigabe. Die Bläser beginnen mit einem einfachen, charakteristischen Motive, an welches sich ein Chor à capella anschließt, den wiederum ein trefflich orchestrirter Satz aufnimmt. Die darauffolgende Handlung zeigt uns das Gericht des Herrn vor Kaiphas, seine Mißhandlungen in dessen Hause und den Verrath des Petrus. Der letztere war wieder eigene Composition des Textbuches. — Die neunte Vorstellung behandelt die Verzweiflung des Judas. Das Vorbild zeigt „Kain, den Brudermörder". Eine Stimme aus den Zuschauern sagte halblaut: „Wunderschön!" Das war richtig. Nur eines störte: warum war doch der Rauch der Opferaltäre so plump gemalt? Ein wirklicher Rauch hätte unwillkürlich einen bessern Uebergang zu den lebenden Bildern gegeben. In der folgenden Scene hielt sich der Darsteller des Judas lobenswerth in den richtigen Schranken. Warum hat man ihm aber doch den Schluß zugemuthet mit dem Abreißen der Aeste? Das verdarb ohne seine Schuld alles — man lachte. Möchten doch jene, welche solche Spiele leiten, nie vergessen, daß der einfache Mensch die Grenzen der Kunst nicht selten leichter ahnt, als der Gebildete sie erdenkt. — Die zehnte Vorstellung umfaßte einen bedeutenden Theil der Leidensgeschichte: „Christus vor dem Hohen Rathe, vor Pilatus und Herodes." Zunächst werden wir in die Schlußsitzung des Hohen Rathes versetzt, der das Todesurtheil bestätigt. Dann folgt eine rührende Scene, in der Maria ihren Sohn zu sehen sucht. Hieran schließen sich die Scenen vor Pilatus und Herodes an, welche sehr gut gegeben wurden. Nur ist es geschichtlich sehr unwahrscheinlich, daß die Judenschaft mit besonderer Genugthuung vor das Forum des Herodes zog, den sie gebannt hatte. Unstreitig vermochte nur ihr Haß und die Gewalt der Thatsache, daß sie sich dem Entschlusse des Pilatus fügte. Das Vorbild, während dessen wiederum ein wohlgelungener Orchestersatz zu Gehör kam, zeigte „Samson von den Philistern verspottet". Die Gruppe war gut gestellt, aber das Bild nicht klar. Daß die ganze Haltung gerade Hohn und Spott besagen solle, ist von der plastischen Darstellung wohl zu viel verlangt. Daher eine gewisse Unverständlichkeit. Mit der elften Vorstellung ist der Uebergang zu den eigentlichsten Leidensscenen gegeben. Das Vorbild zeigte das abtrünnige Israel, tanzend vor dem goldenen Kalbe — ein wahres Prachtwerk von Darstellung, voll Sinn und Leben. Die Musik zeichnete sich hier besonders durch die feine Wahl des Toncolorits aus.

Die Handlung selbst umfaßte das zweite Gericht des Herrn vor Pilatus. Dieser wird von seiner Gemahlin gewarnt und gedrängt, daß er Christum nicht möge preisgeben; — eine kleine Scene, welche aber durch das vorzügliche Spiel der Claudia sich zur besten schauspielerischen Leistung der ganzen Aufführung gestaltete und auch den ziemlich lauten Beifall des Publikums hervorrief, was ihm nicht zu verargen war. Die Handlung schloß mit der Verurtheilung des Herrn zur Geißelung, welche nebst der Dornenkrönung in der zwölften Vorstellung zur Darstellung kommt. Dieselbe wollte uns wegen der Plumpheit und Derbheit in der Darstellung nicht gefallen. Die Geißelung vorführen zu wollen, ist überhaupt ein Wagniß, da hier der Schein die Wirklichkeit nicht wahrhaft zu repräsentiren vermag. Eine gewagte Sache ist ebenfalls der heftige Fall des Gegeißelten, wenn der römische Officier die Stricke an der Säule durchschneidet. Außerordentlich dagegen war der Eindruck, den während dieser Vorstellung die Musik hervorbrachte durch den Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden." Selbst unsere Nachbarschaft lauschte schweigend diesen ergreifenden Klängen, in denen ein bedeutsames Stück Musikgeschichte sich abspiegelt. Im „Lustgarten neuer teutscher Gesänge" von Hans Leo Hasler (Nürnberg 1601) erscheint die Melodie mit einem erotischen Texte: „Mein g'müth ist mir verwirret, das macht ein Jungfraw zart." Schon 1613 findet sich ihr der Text des Sterbeliedes unterlegt: „Herzlich thut mich verlangen nach einem sel'gen End." Paulus Gerhardt (1607—1676) unterlegte ihr seine deutsche Bearbeitung des dem hl. Bernhard von Clairvaux zugeschriebenen lateinischen Passionsliedes: Salve caput cruentatum. Joh. Sebastian Bach bringt in seiner Matthäus-Passion diese Melodie fünf Mal. Heutzutage ist sie auch in die meisten katholischen Kirchengesangbücher aufgenommen worden. — Die 13. Vorstellung: „Der Kreuzzug nach Golgatha", hatte zum Vorbilde das einfache, aber wirksam gestellte Tableau: „Isaak, zum Opfer bestimmt, besteigt mit dem Opferholze beladen an der Seite seines Vaters den Berg." Der Kreuzweg des Herrn wurde nach den gewöhnlichen Stationen dargestellt. Hervorzuheben ist die Station, wo Veronika dem Herrn das Schweißtuch reicht und dann von ihm die vera icon empfängt, welche sie mit feinem Spiele den Zuschauern sichtbar werden ließ — ein unbeschreiblich rührender Moment, dessen hohe Weihe im Verlaufe des Spieles nicht mehr erreicht wurde. — Die 14. Vorstellung führte uns auf Golgatha. Die Prologistin sprach:

„Auf! fromme Seelen, auf und gehet,
Von Reue und Schmerz zum Dank durchglüht,
Mit mir zu Golgatha und sehet,
Was hier zu eurem Heil geschieht."

Der Bibelvers ist aus dem Leviticus (26, 8—9) genommen. „Der Herr sprach zu Moses: Mache eine eherne Schlange und richte sie zum Zeichen auf ꝛc. ꝛc.!" Es erscheint nun das herrliche Tableau, von dem wir bereits gesprochen haben. Der Ausdruck, welcher über dem ganzen Bilde lag, war tief ergreifend. Nicht minder wirkte der Chor: „O heiliges Kreuz, wie sehr mißkannt hängt Jesus an dir ausgespannt." Die Handlung selbst blieb aber in der Wucht der Darstellung hinter ihrer Vorbereitung zurück. Es war eine gewisse Hast in ihr, welche vielleicht daher kommt, daß in kurzer Zeit viel geschehen und fast noch mehr geredet werden muß. Der letzte Ruf des sterbenden Erlösers wurde von dem Darsteller entschieden falsch wiedergegeben. Dies mühsame, gebrochene Herausstoßen der Worte stimmte unbedingt nicht mit dem Berichte, daß Christus mit lauter, starker, mächtiger Stimme gerufen habe, so daß dies dem römischen Krieger sogar genügte, um zu sagen: „Er war Gottes Sohn." Die Kreuzabnahme und die Grablegung folgen unmittelbar. Es wäre wirksamer, wenn sich hier die Bühne schließen würde und der nächste Vorgang nur die Kreuzabnahme und die Pietà zeigte; denn so, wie es in Brixlegg geschieht, wird es zu viel und das Crurifragium der Schächer überschreitet schon an sich die Grenzen der entsprechenden Darstellung. Auch blieben zu viel Personen auf der Bühne, was dem Eindrucke seine Ruhe benahm. Wir erinnern uns noch immer mit Freude an die ergreifende einfache Gruppe, welche diese Handlung in Thiersee abschloß. — Die 15. und letzte Vorstellung bringt als Vorbild: „Jonas vom Walfisch ans Land gesetzt." Es ist allein mißlungen. Das brandende Meer und sein fürchterliches Ungethüm brachten nicht die gewünschte Stimmung hervor, sondern leise Heiterkeit. Die Brixlegger dürfen überhaupt nicht vergessen, daß die elektrische Beleuchtung an die Decorationsmalerei auch höhere Ansprüche stellt. Die Chöre waren bei dieser Handlung und der Schlußscene prächtig, und vorzüglich sinnig und packend war die Stelle, wo der Gesang, an „die Mutter der Freuden" sich wendend, das Salve regina durchklingen läßt. In der Auferstehungsscene selbst würden einzelne Aenderungen vortheilhaft sein, vorab in der Engelserscheinung. Die Schlußscene mit dem Texte: „O Tod, ich will dein Tod sein; Hölle, ich will dein Biß sein", und dem pompösen Chore: „Christ ist erstanden", zeigte

noch einmal ein großartig angelegtes, farbenreiches und lebensvolles Bild: „Der Auferstandene als Sieger über Tod und Hölle." Schade war es, daß die Bühne nicht eine bedeutendere Höhe besitzt. Der wagerechte Abschluß, den die imponirende, prächtige Gruppe dadurch findet, wirkt unbestritten etwas steif und starr.

So war das Brixlegger Passionsspiel zu Ende. In der Feinheit der Anlage, der dramatischen Ausführung, der dichterischen Sprache, mit einem Worte: im ästhetischen Werthe wird es von dem Textbuche, welches vor wenigen Jahren Herr Professor P. Robert Weißenhofer für Thiersee verfaßt hat, unstreitig weit übertroffen, und es kann der Fortschritt, welchen Professor Weißenhofer durch sein Werk für diesen Zweig religiöser Dichtung angebahnt hat, nicht genug hervorgehoben werden. Der musikalische Theil des Brixlegger Spieles dagegen hat den gewiß alles Lobes werthen Thierseer übertroffen. Herr Propstei-Organist Franz Schöpf von Bozen und Herr Dekan Schenk von Klausen, als tüchtige Musiker schon genügend bekannt, haben in Chor und Orchester für die Passionsvorstellung eine ebenso künstlerisch als sachlich entsprechende Musik geliefert, welche unter Führung ihres tüchtigen Kapellmeisters, eines einfachen Brixlegger Bürgers, im allgemeinen gut ausgeführt wurde. Nur hätten wir gewünscht, daß sich das Streichorchester einer reinern Stimmung versehen möchte, vorab die Viola. Durch diesen Mißstand gingen ein paar Abschlüsse leidig in die Brüche. Ganz brav hielten sich aber die Bläser. Auch der Chor sang wacker und sicher. Die Textaussprache ließ freilich die Reinheit und Deutlichkeit nicht selten vermissen. Für die zweite Hälfte der Aufführung hatten die Herren Bässe fast zu viel Kraft und Courage mitgebracht. In der Musik behauptet Brixlegg also in seinem Spiele den Vorrang. Die Darstellung haben wir schon eingehend besprochen. Die Hingabe, Ausdauer, Gelehrigkeit der Spieler verdient alles Lob und volle Anerkennung, wobei wir nicht vergessen wollen, daß die bedeutenden, mitunter vollendeten Leistungen dieser guten Leute fast durchweg das Resultat des Opfers ihrer Sonntagsruhe sind.

Und das Publikum? Bei der Leichtigkeit des Verkehrs, dem Reisefieber, das in den Sommermonaten allenthalben herrscht, dem raschen Austausch der Ideen und der Sucht und Gier, immer Neues zu sehen, wie dies alles in unseren Tagen vorherrscht, ist es nicht anders möglich, als daß Aufführungen, wie die Brixlegger Passionsvorstellungen es sind, auch eine größere Anzahl von Fremden heranlocken. Selbstverständlich werden manche davon nicht jenen gläubigen Geist und die ehrfurchtsvolle Pietät mitbringen,

welche eigentlich zur Sache gehörten. Allein das läßt sich nicht ändern. Die Zeiten sind anders geworden. Jene Tage sind vorüber, wo die Leute mit dem Rosenkranz in der Hand zum „Gspiel" laut betend zogen. Ein Blick auf das Brixlegger Publikum war übrigens sehr lehrreich. Ein Theil desselben schien sich offenbar die Ueberzeugung gebildet zu haben, daß das Spiel eben ein Zeitvertreib sei, der mit auf das Sommerprogramm gehöre. Auch schienen manche zu glauben, daß für dieses Bauerntheater jedes Benehmen gut genug sei. Ja, es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß unter dem Passionspublikum sich Leute befanden, deren Urväter den Mannaregen und die eherne Schlange geschaut haben. Daß das Benehmen solcher Zuschauer nicht immer erbauend, sondern öfter störend wirkt, weiß jedermann. Dafür die Veranstalter des heiligen Spieles schlechthin verantwortlich zu machen, wäre ebenso ungerechtfertigt, als die Forderung, solche Spiele wegen derartiger Ausartungen ganz zu unterlassen. Das aber ist auch gewiß, daß durch diese mißlichen Zufälligkeiten, die jedenfalls eintreten werden, an jene, welche ein Passionsspiel oder ähnliche heilige Spiele veranstalten wollen, sei es eine ganze Gemeinde, oder sei es eine Gesellschaft, die strenge Forderung herantritt, 1. alles ferne zu halten, was der profanen Auffassung und der Gleichgiltigkeit eines Theiles des Publikums freiern Spielraum geben könnte und gleichsam als Connivenz erscheinen möchte; 2. alles aufzubieten, dem heiligen Stoffe eine vollauf würdige Darstellung zu geben. Diese Darstellung muß ein Kunstwerk in ihrer Art sein, nicht beleckt und zugeschniegelt von dem, was man für's moderne Theater bühnenfähig nennen würde, aber in sich doch im Streben und Wirken gewissermaßen vollkommen. Solch ein Passionsspiel muß sich verhalten zum modernen Theater, wie etwa ein Kölner Dombild und sonst eines jener Meisterwerke alter Malerei zu den Kunstleistungen unserer modernen Maler. Wie richtig und wahr eine solche Behauptung ist, bezeugten uns gerade jene Momente in der Passionsmusik von Brixlegg, wo das alte Kirchenlied mächtig aus ihren Weisen herausklang.

Mögen also die rührigen und rüstigen Brixlegger Passionsspieler die Jahre bis zum nächsten Spiele wohl ausnützen, um ihr schönes, frommes und heiliges Spiel immer mehr zu vervollkommnen und einer ihm gebührenden künstlerischen Vollendung nahe zu bringen. Glückauf Brixlegg!

Theodor Schmid S. J.

Papst Hadrian IV. und die „Schenkung" Irlands.

Am 4. December 1154 ward Cardinal Nicolaus von Albano auf den Stuhl Petri erhoben. Erst Tags zuvor war sein Vorgänger gestorben; aber in dem Augenblick, da fast unlösbare Schwierigkeiten von allen Seiten den päpstlichen Stuhl umgaben, hatten sofort alle Stimmen auf den kraftvollen Ausländer sich geeinigt. Nicolaus Breakspear ist der einzige Engländer, der je die päpstliche Krone getragen hat. Aus dem Staub war er emporgestiegen; was er war, verdankte er nebst Gott allein der eigenen Kraft. In der zu St. Albans (Verulam) gehörigen Ortschaft Malmesbury, in der Diöcese Bath, war er geboren, armer Eltern Kind, bald auch der Unterstützung des Vaters beraubt, der, höherem Rufe folgend, als Mönch ins Kloster von St. Albans trat. Den heranwachsenden Knaben trieb das Verlangen, sich den Studien zu widmen; aber der Vater sah es nicht gern, daß er deshalb immer wieder ins Kloster kam, um Unterstützung zu betteln. Lernbegierde nicht minder als die bittere Noth der Heimat trieb endlich den geistsprühenden schönen Jüngling hinüber nach Frankreich, wo er erst als Cleriker einer Kirche im damaligen Bisthum Maguelone ein Unterkommen fand. Von hier drängte es ihn weiter über die Rhone in die reiche Provence. Die Regular-Canoniker des Klosters vom hl. Rufus, das damals noch außerhalb der Mauern von Avignon lag, gewährten ihm gegen gewisse Dienstleistungen Obdach und die Möglichkeit, den Studien obzuliegen. Seine reiche Begabung, seine Lernbegierde, wie seine Dienstbeflissenheit erwarben ihm die Liebe aller; er wurde in die Reihe der Canoniker aufgenommen, bald schon zum Propst, etwas nach 1137 zum Abt erwählt. Anliegen seines Klosters führten ihn 1146 nach Rom, wo der selige Papst Eugen III., vom Zauber dieser außerordentlichen Persönlichkeit ergriffen, auch nach glücklicher Erledigung der Geschäfte ihn zurückhielt und den armen Knaben von St. Albans mit liebenswürdiger Anspielung auf seine Heimat zum Cardinalbischof von Albano erhob [1].

[1] Wilhelm von Newbury, ein sonst tüchtiger Chronist († 1208), dem wir die meisten Nachrichten über das Vorleben Hadrians verdanken, erzählt, die Canoniker von St. Rufus, denen die feste Hand des neuen Abtes bald unbequem geworden, hätten sich durch Anklagen gegen ihn beim Heiligen Stuhl des Fremdlings und Emporkömmlings wieder entledigen wollen. Zur Verantwortung sei er nach Rom gereist

Bald bot sich dem neuen Cardinal die Gelegenheit, seine Erhebung zu rechtfertigen. 1148 erscheint er als Cardinallegat in Norwegen, das eben von wilden Kämpfen blutet. Entgegen den ehemaligen Ansprüchen des Bremer, wie den jüngst erworbenen des Lunder Erzstiftes errichtet er das neue Erzbisthum Drontheim, dem vier norwegische und sechs andere Bischöfe untergeordnet werden. Den neuen Erzbischof ziert er mit dem Pallium. König Inge hat er bald ganz für sich gewonnen, dem Volke erscheint er wie ein Wesen höherer Art [1]. Bald hat seine Milde und Kraft es erreicht, daß die Bewohner der Städte die Waffen niederlegen — ein Beschluß, der „überall hochsteht in der Geschichte der Gesittung"; die Geistlichkeit kehrt zurück zum Cölibat, der Zehnte für die Priester, von jedem Haus der Peterspfennig für den obersten Vater der Christenheit wird zugestanden, Verbesserung des religiösen Unterrichts wird grundgelegt. 1152 ist er in Schweden, zu Linköping versammelt sich um ihn der hohe Clerus. Auch hier wird vieles erreicht, wenngleich die Errichtung der Hierarchie wegen der Uneinigkeit der Schweden und Goten noch verschoben werden muß. Bei seiner Abreise hinterläßt er, so schreibt von ihm Cardinal Boso, „Friede den (skandinavischen) Reichen, Gesetz den Barbaren, Ruhe den Klöstern, Ordnung den Kirchen, Zucht dem Clerus, Gott ein angenehmes, guter Werke beflissenes Volk". Kaum zurückgekehrt, wird er zum Papst gewählt. Aber gewaltig gährt es eben in dem durch päpstliche Güte so viel verwöhnten, stets undankbaren und widerspänstigen Römervolk [2]. Arnold von Brescia hat die Massen noch

---

und so Eugen III. bekannt geworden, der zu seinen Gunsten entschied, und erst, als die Canoniker zum zweiten Mal einen Proceß gegen ihn anstrengten, mit vernichtenden Worten gegen die Ankläger ihn zum Cardinal ernannte. Allein Cardinal Boso, Hadrians Verwandter und der Vertraute seines ganzen Pontificates, der schon unter Eugen III. Scriptor S. R. E. gewesen und diese Vorgänge hätte kennen müssen, gibt in dem ausführlichen Lebensbild, das er von seinem Gönner entwarf, die obige Darstellung. Mit ihr stimmt, daß Hadrian als Papst durchaus keine Abneigung gegen St. Rufus zur Schau trägt. In seiner denkwürdigen Unterredung mit Johann von Salisbury (Polycr. VIII, 23) beklagt er es, daß er nicht stets im Kloster des hl. Rufus verborgen geblieben sei. Unter seiner Gutheißung baut Abt Raimund auf einer kleinen Insel bei Valence ein neues prachtvolles Kloster, in das die Canoniker von St. Rufus übersiedeln. Gervasius Tilberiensis (c. 1211), dem man, wenn alles andere, doch nicht Bekanntschaft mit der Provence, seiner zweiten Heimat, absprechen kann, nennt es in seinen Otia imperialia (c. 20) einfach „monasterium Sti. Rufi a SS. papa Adriano constructum".

[1] Dahlmann, Geschichte von Dänemark II, 146.

[2] Der hl. Bernhard hatte nicht lange vorher an Eugen III. geschrieben: „Quid de populo loquar? Populus Romanus est. Nec brevius potui, nec expressius

mehr erregt. Guido, Cardinal von St. Pudentiana, eben auf dem Wege zum Papst, wird auf der Straße vom Pöbel tödtlich verwundet. Da spricht Hadrian — was bis jetzt noch kein Papst gewagt — über die Stadt das Interdict. Von dem milden, ruhigen, wohlthätigen Manne hatte man das am wenigsten erwartet. Zum ersten Male, seit Rom christlich ist, bleiben die Kirchen geschlossen. Eugen III. und Anastasius IV. hatten mit Aufgebot aller Mittel die Ausweisung des gefährlichen Demagogen Arnold nicht erreichen können, jetzt muß die Stadt sich unbedingt unterwerfen, Hadrian ist Herr.

Da naht Barbarossa mit seinem Heer, aber der selbstherrliche, stolze Hohenstaufe findet an dem armen Knaben von St. Albans seinen Meister. Bald hat er ihm Arnold von Brescia ausgeliefert. Er weigert dem Papst die herkömmliche Huldigung des Steigbügelhaltens, Hadrian verweigert ihm den Friedenskuß. Der Kaiser fügt sich dem Herkommen, mit Rath und That unterstützt ihn der Papst gegen die feindlichen Römer. Feierlich krönt er ihn mit der höchsten Krone der Christenheit; aber da der Neugekrönte, durch treulosen Ueberfall auf's höchste erbittert, dem Volk Verderben droht, weiß derselbe Papst den Allgewaltigen zu besänftigen.

Es folgen die kriegerischen Verwicklungen mit Roger von Sicilien: Krieg und Sieg und Niederlage und Frieden, hoffnungsreiche Verhandlungen mit Manuel dem Comnenen, Kaiser von Constantinopel, und Basilius von Achrida, dem gelehrten Metropoliten von Thessalonich über Wiedervereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche, endlich die Zerwürfnisse mit Barbarossa. Schon erwartete man das Anathem gegen den Kaiser, als Hadrian am 1. September 1159 zu Anagni der Bürde seiner Sorgen erlag.

Ueberall in seiner Amtsführung hatte er Festigkeit mit Ruhe, Kraft mit Milde, weiten Blick mit kluger Umsicht gepaart. Mit Recht hat man ihn den ausgezeichnetsten Päpsten an die Seite gestellt und ihn „den größten Ruhm Englands" [1] genannt. Bei all den Kriegen und Wirren fand er Kraft und Mittel, Roms Kirchen und öffentliche Bauten aus

---

tamen aperire de tuis parochianis quod sentio. Quid tam notum saeculis quam protervia et fastus Romanorum? Gens insueta paci, tumultui assueta; gens immitis et intractabilis usque adhuc, subdi nescia nisi cum non valet resistere. En plaga! . . ." De Consid. L. IV. c. 2.

[1] Macquin, La plus grande gloire des Anglais, ou Histoire du pape Adrian IV. Paris 1854.

dem Schutt erstehen zu lassen, das Besitzthum der römischen Päpste zu ordnen und zu mehren. Das ernste Bewußtsein der Pflicht und Verantwortlichkeit, die sein erhabenes Amt ihm auferlegte, spiegelt sich überall ab, es verräth sich auch in den merkwürdigen Unterredungen, die Johann von Salisbury uns aufgezeichnet hat. Dieser, einer der gebildetsten und edelsten Männer seiner Zeit, war seiner besondern Freundschaft gewürdigt worden. Drei Monate behielt ihn der Papst bei sich in Benevent und behandelte ihn, wie Johann sagt, wie seinen leiblichen Bruder [1]. Der Freund, der in Frankreich wie in England gleich wohl bekannt ist, soll ihm offen sagen, was man in diesen Ländern von der Verwaltung der Kirche denkt und spricht, und freundlich hört der Papst es an, wenn jener bei aller Bewunderung für so viele heiligmäßige Männer in des Papstes Umgebung auch die leidenschaftlich übertriebenen Anschuldigungen berichtet, die gegen den römischen Stuhl, die Curie und die Person des Papstes ausgesprochen werden, und wenn er es wagt, auch den eigenen Tadel einzumischen. Ja, Hadrian fordert den kühnen Sprecher auf, es ihm auch in Zukunft stets unverblümt zu sagen, wenn er einen Tadel über ihn höre [2]. Ein anderes Mal klagt er dem Freund, wie die Last der Sorge und Verantwortung ihn völlig niederdrücke. Reich an Dornen ist der Thron des Bischofs von Rom, mit den spitzesten Stacheln überall besäet, Krone und Mitra brennen auf seinem Haupte wie Feuer. Stets zwar von Jugend auf war sein Leben ein hartes gewesen, zwischen Hammer und Ambos hat Gott ihn geschmiedet: aber alles das scheint gering gegen die Last, die jetzt auf ihm ruht, unter der, wenn Gott nicht seine Rechte darreicht, er erliegen muß [3].

Nationale Voreingenommenheit für sein Land und Volk in der Art, wie sie dem Statthalter Christi nicht wohl angestanden hätte, war von dem Mann nicht zu erwarten, den, noch fast ein Knabe, Armuth und Noth aus der Heimat vertrieben, und der durch Weite des Blickes und Hoheit des Denkens sich seiner Stellung als Oberhaupt der ganzen Kirche stets würdig gezeigt hat. Wohl nennt ihn sein Nachfolger Alexander III. in einem Briefe an den hl. Thomas von Canterbury einen „amator Cantuariensis Ecclesiae", aber nur im besten Sinne und um an derselben Stelle der strengen Gewissenhaftigkeit des Vorgängers Zeugniß zu geben, der sich nicht für berechtigt geglaubt hatte, mit den Schätzen der

[1] Metalog. IV, 42. [2] Polycr. VI, 24.
[3] Jo. Saresb. Polycr. VIII, 23.

römischen Kirche der Dürftigkeit seiner in England noch lebenden Mutter abzuhelfen [1]. Gerald von Barry freilich († 1220) kann seinen Aerger nicht verwinden über die von Hadrian dem Kloster St. Albans verliehenen Privilegien [2]; aber St. Albans hatte doch noch andere Ansprüche auf die Huld eines Freundes der Wissenschaft und Schriftstellers, wie Hadrian es war, als nur die bloße Landsmannschaft. Ein einziger Engländer ward von ihm zum Cardinal erhoben, Boso, sein nachmaliger Lebensbeschreiber, ein hervorragend tüchtiger Mann, der durch seine Dienste an der Curie schon unter Eugen III., mehr noch durch seine Treue und seine Leistungen unter Hadrian IV. und Alexander III. es reichlich verdient und reich gelohnt hat. Er war vorher Mönch von St. Albans gewesen und galt für einen der vorzüglichsten Theologen des damaligen England.

Erst 150 Jahre nach dem Tode des englischen Papstes war es, daß die irischen Häuptlinge, verbittert durch die über ihr Land hereingebrochenen Leiden, in einem Schreiben an Johann XXII. 1316 Klage führten, jener habe sie „Anglicana affectione" an den König von England ausgeliefert „indebite, ordine juris omisso omnino" [3].

Das ist in der That der Vorwurf, der sich an das Andenken dieses großen Papstes knüpft, der schon früher oft, namentlich aber wieder in den letzten Jahren, Gegenstand eifriger Erörterung geworden ist. Keiner der alten Lebensbeschreiber des Papstes, weder sein Vertrauter, Cardinal Boso, noch der gleichfalls zeitgenössische Biograph im Liber Pontificalis, noch Bernardus Guidonis († 1331), noch Wilhelm von Newbury († 1208) erwähnt der Thatsache, auf welche diese Anklage sich stützt, und die römischen Archive scheinen davon nicht die leiseste Spur erhalten zu haben [4]. Wohl

---

[1] Baron. anual. a. 1159, 23.

[2] Girald. Cambr., Speculum Ecclesiae, dist. II. c. 30: „Notandum hic autem, quod nostris diebus, Adriano papa, . . . qui Anglicus fuit et apud St. Albanum originem duxit, abbas et monachi loci ejusdem exemptionem ab ipso confidentius impetrarunt. Et quoniam papam causa localis originis favorabilem magisque propitium in cunctis agendis suis cunctisque petendis aut etiam non petendis invenerunt. . . ." Aehnlich Wilhelm von Newbury (Hist. Anglic. II, 6): „Adrianus qui nimirum suorum non immemor rudimentorum, ob paternam maxime memoriam beati Albani martyris ecclesiam et donariis honoravit et perpetuis insignivit privilegiis." Zu diesen Privilegien gehörte u. a., daß der Abt von St. Albans unter allen Aebten Englands den Vorsitz haben sollte, „wie St. Alban der erste unter den Martyrern Englands sei".

[3] M' Geoghegan, Histoire d'Irlande II, 106.

[4] Card. Moran beruft sich hiefür auf die nachdrücklichsten Versicherungen Theiners; vgl. Irish Eccl. Rec. 1872. p. 61.

berichtet uns der für normannisch-englische Geschichte hochbedeutende Chronist Robert de Monte († 1186), schon am Michaelstag 1155 habe Heinrich II. zu Wincheſter über die Eroberung Irlands Rath gehalten, das er seinem Bruder zu übergeben beabsichtigt habe, aber die Königin-Mutter, Mathilde, habe ihn vermocht, in Anbetracht der Lage der Dinge in Frankreich das Unternehmen noch aufzuschieben[1]. Dies war allerdings im ersten Jahre des Pontifikats Hadrians IV.; aber von irgend einer Beziehung des Papstes zu dieser Angelegenheit weiß jedoch der Chronist nichts. Freunde waren Hadrian IV. und Heinrich II. nie. Zwölf Jahre ruhte der englische Papst bereits im Grabe, als Irlands Geschicke sich erfüllten, herbeigeführt durch normännische Gewaltthätigkeit, aber mehr noch durch Irlands eigene Schuld.

Solange Irland wie England unter den Einfällen der Dänen bluteten, die vom 8. bis zum 11. Jahrhundert beide Länder so furchtbar verwüsteten, war von Feindschaft der Angelsachsen gegen die Iren nie die Rede gewesen. Der ehrwürdige Beda bezeichnet die Bewohner der Nachbarinsel als ein befreundetes Volk, und er brandmarkt den Einfall Ecgfrids von Northumbrien in Irland 684 als ein schweres Unrecht[2]. Aber seit Wilhelm dem Eroberer war das Auge der Normannenkönige stets auf Irland gerichtet gewesen, nur Kriege und Verwicklungen mit Frankreich zwangen sie, mit den irischen Fürsten im Frieden zu bleiben. Unterdessen tränkten die irischen Fürsten selbst den Boden ihrer Heimat mit dem Blute der Stammesbrüder. Selbst die entsetzliche Dänennoth hatte die Bewohner der Insel nicht zu Einem Volke zu einigen vermocht, das Clanwesen mit seinen traurigen Folgen schwand nicht, und die Geschichte der Iren vom 8. bis zum 12. Jahrhundert ist eine Geschichte von Blut und Verrath. Mit Recht hat man den Zustand der Insel vor der englischen Eroberung als einen „selbstmörderischen" bezeichnet. Die letzten Jahrzehnte in der Geschichte des freien Irlands füllen die blutigen Fehden zwischen den Fürsten von Connaught und Munster, und zwischen Dermod (Mc Murrough) von Leinster und O'Rorke von Brefney (Leitrim). In einer einzigen Schlacht 1151 sollen auf Seite Munsters allein 7000 Mann gefallen sein. 1152 aber raubte Dermod O'Rorke's

---

[1] Mon. G. S. VI, 505.

[2] Bed. Hist. Eccl. gent. Angl. IV, 26: „Vastavit misere gentem innoxiam et nationi Anglorum semper amicissimam." Die gegenseitigen Freundschaftserweise schildert Beda III, 27.

Weib[1] mitsammt ihren Schätzen, während der Gatte auf einem Kriegszuge abwesend war. Dervorgilla, so hieß die neue Helena, schien es nicht ungern geschehen zu lassen, daß sie noch in ihrem 52. Lebensjahre von einem Könige entführt werde; ihr eigener Bruder unterstützte den Entführer. Zwar wurde die geraubte Gattin schon im folgenden Jahre zurückgeschickt, aber die Schmach blieb ungesühnt. Kaum hatte nun Roderich O'Connor, König von Connaught, ein Dermod feindlich gesinnter Fürst, als Sieger nach langem Kampfe die Reichskrone von Tara auf seinem Haupte gefestigt (1166), als alles sich gegen Dermod verband. Die eigenen Unterthanen, durch grausame Tyrannei erbittert, die Dänen, von jeher Dermods Todfeinde, die schon seinen Vater erschlagen und zum Schimpf mit einem todten Hunde in den Boden gescharrt hatten[2], alles erhob sich zugleich mit den irischen Fürsten gegen den einen. Seine Hauptstadt Ferns wird in Asche gelegt; aber schon 1167 kehrt er aus England zurück, wohin er sich gerettet hatte, an der Spitze einer Bande von Abenteurern, die sein Sohn, meistens aus Walisern, angeworben hat. Gegen Stellung von Geiseln und schwere Zahlung erhält er einen Theil des ehemaligen Besitzes zurück, doch schon das folgende Jahr 1168 sieht den ruhelosen Mann zu Guienne in der Normandie Heinrich II. von England den Lehenseid leisten für das Königreich Leinster, um so englischer Hilfe sich zu versichern. Er erhält die Erlaubniß zu werben, und bald gewinnt er verwegene Normannenritter von der Waliser Grenze, meist verlorene Existenzen, welche Abenteuerlust und Hoffnung auf Beute ihm zuführen. Allen voran stand Richard von Clare, Graf Strigueil, eines hochedeln Geschlechtes ruhmloser Sprosse, der nach wildem, wüstem Leben, durch Ueberschuldung all seiner Besitzungen in der Normandie wie in England verlustig, in Irland sich jetzt ein neues Glück zu gründen hoffte. Im Mai 1169 erfolgt der erste Einfall, an dem 30 Ritter, 60 Geharnischte und 300 Bogenschützen sich betheiligten, meist Nachkommen jener Flamländer, die einst Wilhelm dem Eroberer auf seinem Zuge nach England gefolgt, oder später dahin ausgewandert und von Heinrich I. in Pem-

[1] Irische Geschichtschreiber wollen den entscheidenden Einfluß dieser bösen That auf das Geschick ihres Landes nicht zugeben, und allerdings fehlen nationale Berichte über die Eroberung Irlands völlig. Doch zwei voneinander unabhängige Zeugen, Gerald de Barry, der sehr wohl unterrichtet sein konnte, und der Verfasser eines altfranzösischen Gedichtes, des Conquest of Ireland, der seine Nachrichten auf Maurice Regan, den Dolmetscher Dermods, und andere Augenzeugen zurückführt, stimmen in ihren Angaben völlig überein.

[2] Gir. Camb. Exp. Hib. I, 17.

brokeshire angesiedelt worden waren. Noch heute will man in der Gegend zwischen Waterford und Wexford, die diesen ersten Eroberern zu eigen fiel, an den Einwohnern die Spuren flämischer Abkunft erkennen[1]. Da irische Tollkühnheit gegen die überlegene Bewaffnung der Normannen nichts vermag, so reiht sich jetzt für die Eroberer Sieg an Sieg, bald befleckt durch Greuelthaten. So, als man nach dem großen Sieg bei Waterford 70 angesehene Gefangene erst verstümmelte, dann vom Felsen von Dundolf ins Meer stürzte, um durch Schrecken den Muth der Irländer zu brechen — „eine Greuelthat, welche als Vorbild der Behandlung zu betrachten ist, die Irland durch die Anglo-Normannen erlitten hat"[2].

Dublin war genommen, Richard von Clare seit August 1170 persönlich auf dem Schauplatz, hatte sich mit der Tochter und Erbin Dermods vermählt, als dieser 1171 starb[3]. Schon vorher, 1170 hatten sich die Bischöfe Irlands zu Armagh versammelt. Sie anerkannten in der furchtbaren Heimsuchung Gottes Strafe dafür, daß die Irländer so viele englische Kinder von Seeräubern und Kaufleuten als Sklaven angekauft. Bald trat der große Erzbischof von Dublin, Laurentius O'Toole in die vorderste Reihe der Vertheidiger des Vaterlandes: seiner flammenden Beredsamkeit, seinem rastlosen Bemühen war es zu danken, daß viele Tausende von Irländern jetzt um O'Connor sich schaarten, die benachbarten Inseln sich mit ihm verbündeten. Aber die Belagerung Dublins blieb ohne Erfolg, auch ein neuer Angriff von 60 norwegischen Schiffen wurde von den Eroberern zurückgeschlagen, alle neuen Anstrengungen waren umsonst.

Heinrich II. war inzwischen den Vorgängen aufmerksam gefolgt, jetzt hielt er es an der Zeit, selbst einzugreifen. Schon 1170 hatte er weitern Zuzug von Truppen nach Irland streng untersagt, den Eroberern die Rückkehr anbefohlen. Am 29. December 1170 war dann der Mord des

---

[1] Lappenberg in Ersch und Grubers Allgemeiner Encyklopädie. II. Sect., 24. Th., S. 64.

[2] A. a. O.

[3] Die berühmten Annalen der „vier Meister" widmen dem Verräther des Vaterlandes folgenden Nachruf a. 1171: „Dermod, ... König von Leinster, durch den ganz Irland mit Angst und Schrecken erfüllt worden, starb, nachdem er die Sachsen ins Land gebracht, nachdem er großes Unheil über das Irenvolk gebracht, viele Kirchen geplündert und niedergebrannt hatte, noch vor Ablauf eines Jahres nach diesen Plünderungen an einer unaussteh lichen und unbekannten Krankheit. Er verfaulte bei lebendigem Leibe durch ein Wunder Gottes, der hl. Columba und Finnen und der übrigen Heiligen Irlands, deren Kirchen er kurze Zeit zuvor geschändet und verbrannt hatte, und er starb zu Fearnemor, ohne Testament, ohne Buße, ohne den Leib des Herrn, ohne Oelung, wie seine Uebelthaten es verdient hatten."

hl. Thomas von Canterbury erfolgt, und bald waren päpstliche Nuntien auf dem Wege, die Schuld des Königs zu untersuchen; es war gerathen, sich rasch von der Normandie zu entfernen. Durch Appell an den Papst wurde der Untersuchung der Nuntien einstweilen ein Riegel vorgeschoben, durch strenge Verordnungen der Ueberbringung päpstlicher Breven nach England vorgebeugt; in kurzem stand Heinrich in Wales, 17. October 1171 landete er mit 400 Schiffen zu Crook in Irland. Als eben der König ans Land trat, so erzählt ein alter Chronist[1], sprang ein weißes Häslein aus dem Gestrüpp hervor; rasch war es gefangen und dem König gebracht. Man sah darin ein Zeichen des Triumphes — über ein wehrloses Volk.

Die Ankunft des Königs änderte für den Augenblick den Stand der Dinge; denn von ihm hofften die Fürsten Gerechtigkeit gegenüber den abenteuernden Eroberern, die Kirche aber Frieden und Ordnung. Zu Waterford sammelten sich um ihn fast sämmtliche Fürsten der Insel, ihm als „Herrn von Irland" zu huldigen. So thaten auch die Bischöfe. Wohl war der stolze O'Connor fern geblieben, denn Er sei König und Herr von ganz Irland, so ließ er sagen. Doch empfieng er Heinrichs Gesandte, und es kam anscheinend zur Verständigung. 6. November 1171 versammelten sich die Bischöfe zu Cashel zur Synode; Christian von Lismore führte den Vorsitz als päpstlicher Legat, auch der König hatte zwei Geistliche als Vertreter geschickt. Neben hochnothwendigen Vorschriften über Taufe und Ehe ward hier die Oberherrschaft des englischen Königs feierlich anerkannt und wichtige Einrichtungen der englischen Kirche auf Irland übertragen. Mit den Briefen der irischen Bischöfe und den Aufträgen ihres Herrn machen sich des Königs geistliche Vertreter sofort auf den Weg nach Rom, von Alexander III. Bestätigung des Geschehenen zu erwirken. Am Abend des 16. April 1172 ist Heinrich wieder auf dem Boden von Wales, nachdem sein glänzendes Hofgelage in dem ihm errichteten kunstvollen Holzpalast bei Dublin den Iren hat zeigen sollen, was ein König von England sei. Es bedurfte jetzt dringend seiner Anwesenheit in der Normandie. In Irland schreiten die Eroberungen voran, aber schon 1174 stehen die Eroberer einer fast allgemeinen Empörung gegenüber. Da war es, daß auf der Synode von Waterford der König die drei Antwortsschreiben Alexanders III. an die Bischöfe, den König von England und die Fürsten von Irland verlesen ließ[2].

[1] Roger de Hoveden a. 1171 (ed. W. Stubbs II, 29).

[2] Die Schreiben sind datirt von Tusculum, 20. Sept. 1172, ihr Wortlaut bei Migne, P. L. tom. 200, col. 883—886.

Der Papst spricht den Fürsten seine Freude aus, daß sie sich freiwillig Heinrich unterworfen hätten, denn er hoffe davon größern Frieden für ihr Land, für die Kirche aber bessere Zucht und Abstellung der schreienden Uebelstände, an denen sie bisher gekrankt. Den Bischöfen gibt er seine Befriedigung zu erkennen über die beginnende Besserung der kirchlichen Zustände und fordert sie auf, den König in Behauptung seiner Herrschaft in jeder Weise zu unterstützen, selbst mit Anwendung der Excommunication gegen hartnäckige Aufrührer. Den König mahnt er an die mit der neuen Besitzung verknüpfte Pflicht, die Kirche zu schützen und zu fördern, auch den herkömmlichen Tribut der Ehrfurcht gegen den Heiligen Stuhl auf der Insel einzuführen. So hatte also Alexander III., gestützt auf die Schreiben und Berichte des irischen Gesammt-Episcopates, und vertrauend auf Heinrichs Königswort, die neuen Verhältnisse gutgeheißen. Bald darauf 1175 kam es zum endlichen Frieden mit O'Connor. Am 6. October huldigt in seinem Namen der Erzbischof von Tuam in Gegenwart des Dubliners auf der Synode zu Windsor dem englischen König als Oberherrn. O'Connor soll Herr über die ganze Insel bleiben mit Ausnahme des eroberten Gebietes, dafür den Tribut für den König eintreiben.

1176 starb Richard von Clare, Irlands Henker. Schon im folgenden[1] Jahre läßt Heinrich die irischen Bischöfe und Fürsten zu Oxford die Huldigung für ihre Heimatinsel auf seinen Lieblingssohn Johann (Johann ohne Land) übertragen. Von jetzt an nennt sich der Prinz „Filius regis, dominus Hiberniae". Schon damals dachte Heinrich, seinem Liebling den Königstitel zu geben, allein er wagte dies nicht ohne Erlaubniß des Papstes. Lucius III. (1181—1185) schlug sie ihm ab. Erst von Urban III. wurde es erreicht, daß der Prinz zum „König"

[1] In dieses selbe Jahr fällt die an Abenteuern so reiche zweite Legation des Cardinal Vivian in Irland. Erst läßt der König ihn in England festnehmen (Gesta Henr. II. a. 1176) und ihm einen Eid abzwingen, dann fällt er, kaum von der Insel Man in Irland gelandet, den Truppen des abenteuernden John de Courcy in die Hände (vgl. Rog. de Hov. a. 1179). Bald wieder freigelassen, feierte er am 13. März eine Synode zu Dublin, wo er auf Ordnung und Besserung der kirchlichen Zustände, zugleich aber auch, gerade im Interesse dieser, auf Festigung der englischen Herrschaft hinarbeitete. (Gir. Camb. Exp. II, 17 u. 19: „Jus Anglorum regis in Hiberniam et summi Pontificis confirmationem viva voce publice protestatur. . . .") Freilich Wilhelm von Newbury (III, 9) schreibt dem Cardinal die entgegengesetzte Rolle zu. „Quod consilio juverit Ibernos eosque obsecrationibus ac benedictionibus publice datis animaverit, ut pro patria et libertate pugnarent contra Heinricum II., qui per suos Anglos Ibernis cupiebat imperare et eosdem patriis sedibus atque jure avito et libertate exuere tentabat."

von Irland gekrönt und gesalbt werden dürfe[1]. Noch im selben Jahre unternahm Johann seinen ersten unglücklichen Zug nach Irland, auf dem Gerald de Barry, der Geschichtschreiber all dieser Vorgänge, ihn begleitete.

1187 kamen im Auftrag Urbans III. Cardinal Octavian und Hugo von Nunant (später Bischof von Coventry und Lichfield), um in Irland selbst die Krönung des Prinzen feierlich vorzunehmen. Doch aus Klugheitsrücksichten glaubte Heinrich II. dieselbe einstweilen noch verschieben zu sollen[2]. Auch fernerhin führten deshalb die Könige von England nur den Titel „Herr von Irland".

So war Irlands Schicksal besiegelt. Einige Jahre später unterhielt sich Gerald de Barry in Gegenwart des päpstlichen Nuntius Gerard mit Erzbischof Mauritius von Cashel, den er selbst einen hochgebildeten, geistvollen Mann nennt, über die kirchlichen Uebelstände Irlands und kam dabei auf den bei ihm häufig wiederkehrenden Gedanken, daß die Abgeschlossenheit und einseitig mönchische Richtung des sonst ehrenwerthen irischen Clerus die Hauptschuld trage. Man könne dies auch schon daraus sehen, daß niemals jemand in Irland „für die Kirche Gottes die Martyrerkrone errungen habe". „Es ist wahr," antwortete ernst der Erzbischof, „mag unser Volk auch roh und ungebildet und selbst blutdürstig erscheinen, so pflegte es doch stets den Dienern der Kirche große Ehre und Ehrfurcht

[1] Lappenberg a. a. O. S. 66 fügt bei: „Der Papst bestätigte die Uebertragung, indem er als Zeichen seiner Belehnung eine Krone von Pfauenfedern übersandte." Die ursprüngliche Nachricht über dieses eigenthümliche Insignie scheint aus den (fälschlich) Benedict von Peterborough zugeschriebenen) Gesta Henrici II. et Richardi I. (a. 1185) zu stammen, wo es heißt: „(rex) impetravit ab eo (papa) quod unus . . . coronaretur de filiis suis et in regem ungeretur de regno Hiberniae et confirmationem et coronam auro contextam inde accipere meruit." Roger von Hoveden, ein anderer zeitgenössischer Geschichtschreiber, wenn auch für seine Berichte von den Vorgängen bei Hof in weniger günstiger Lage als der Verfasser der Gesta, den er hier wie sonst fast völlig ausschreibt, gibt diese Nachricht weit ausführlicher: „et confirmavit ei dominus papa bulla sua, et in argumentum voluntatis et confirmationis suae misit ei coronam de penna pavonis auro contextam." Mag dies vielleicht auch mehr als bloße Paraphrase der Gesta sein, sicher ist auch hier, daß die Krone von Gold war; „de penna pavonis" kann sich nur auf die Form oder die Zeichnungen der Verzierung beziehen. Aehnlich schreibt Matth. Paris., Abbrev. Chron. a. 1255 (ed. F. Wadden III, 344): „Dedit insuper regina Francorum regi Anglorum unum pavonem scil. lavacrum lapideum mirabile, quod similitudinem pavonis in forma ostendebat. Et erat lapis pretiosus qui Perla dicitur, ex auro et argento et saphyris sicut verus pavo orbiculatus." Seit den Kreuzzügen war der Pfauenstutz (Sinnbild der Kühnheit) als Zierde der Helmkrone beliebt.

[2] Gesta Henrici II., Rog. de Hov. a. 1187.

zu erweisen, und nie gegen die Gesalbten Gottes die Hand zu erheben. Aber jetzt ist ein Volk in unser Land gekommen, das Martyrer zu machen versteht und gewohnt ist. Von jetzt an wird Irland wie andere Länder seine Martyrer haben" [1].

Aus Irland zurückgekehrt, vollendete Gerald de Barry seine Beschreibung Irlands und die erste Auflage von der Geschichte der Eroberung, und dieses letztere Werk ist es, das den bisher erzählten Vorgängen eine ganz neue Beleuchtung gibt. Er erzählt [2], auf der Synode von Waterford 1174 habe Heinrich II. (nicht wie früher berichtet, die drei Antwortsschreiben Alexanders III., sondern) eine Bulle Hadrians IV. vorlesen lassen, die Johann von Salisbury (schon Dec. 1155) für ihn erwirkt habe, die ihm das Recht der Besitzergreifung Irlands zuspreche, und die zugleich mit einem goldenen Ring, welchen der Papst als Zeichen der Investitur gesandt, zur Stunde noch in den Archiven von Winchester aufbewahrt werde. An den Wortlaut dieses päpstlichen Schreibens reiht sich sofort der eines Briefes Alexanders III., der gleichfalls auf der Synode sei verlesen worden. Schon in seiner früheren „Beschreibung Irlands" [3] hatte Gerald angedeutet, von der freiwilligen Unterwerfung der irischen Fürsten und anderen Rechtstiteln abgesehen, komme die Insel dem König zu „etiam privilegiata summi pontificis confirmatione"; dem ganzen Umfang nach aber gibt er Hadrians Schreiben in drei [4] verschiedenen seiner Werke, Alexanders III. Bestätigungsbulle nur noch in seinem letzten Werke [5], an dem er am längsten und sorgfältigsten gearbeitet hatte, dort aber mit dem Zusatz, daß an der Echtheit dieses Bestätigungsschreibens große Zweifel beständen. Dieses Bestätigungsschreiben ist uns denn auch nur von ihm allein aufbewahrt worden. Das Schreiben Hadrians aber bringt dem vollen Wortlaut nach ein anderer zeitgenössischer Geschichtschreiber, der mit Recht sehr angesehene Dekan von St. Paul, Radulf von Diceto, spätestens 1210 [6]. Von diesem ist es, wie mit ziemlicher Sicherheit behauptet werden kann, in die Chronik des Matthäus Parisiensis

[1] Gir. Exp. dist. III, 32. Die Anspielung zielt freilich zunächst auf die Ermordung des hl. Thomas von Canterbury, 1170.

[2] Gir. Cambr. Expugnatio Hib. II, 5.

[3] Topographia Hib. dist. III, 9.

[4] Auch in De reb. a se gest. L. II, 11, und nochmals sehr nachdrucksvoll Exp. Hib. prooem. sec. ed. (ed. Dimock V, 408—409).

[5] De Instruct. Princ. (etwa um 1217), wo es heißt: „sicut a quibusdam impetratum asseritur aut confingitur; ab aliis aut unquam impetratum fuisse negatur."

[6] Ymagines Historiarum.

(um 1259), aus diesem aber in alle späteren Chroniken und Geschichtswerke übergegangen. Cardinal Baronius [1], der große Annalist der Kirche, bringt es gleichfalls mit den Worten „hic describemus ex codice Vaticano diploma datum ad Henricum . . ."

Was hier durch drei, wie es scheint, unabhängige Quellenangaben bezeugt ist, erhält weitere Bestätigung nicht nur durch den Bericht Roberts de Monte über die in Winchester 1155 gepflogene Berathung behufs der Eroberung Irlands, sondern weit bestimmter durch Johanns von Salisbury eigene Erzählung in einem 1159 oder 1160 erschienenen Werke [2], das Gerald vorgelegen haben muß. Auf seine Bitten hin, so erzählt Johann, der eben seinem Schmerz über den frühen Tod Hadrians IV. Ausdruck gibt, und der von ihm erfahrenen Freundschaft gedenkt, habe dieser Papst Irland dem König Heinrich II. zu erblichem Besitz übertragen, noch liege die Bulle mit der Insignie der Investitur, einem Goldring mit schönem Smaragd im Archiv des königlichen Hofes.

Hätten wir demnach aus jener Zeit keine anderen Nachrichten als diese, so dürfte über die Richtigkeit des Thatbestandes kein Zweifel bestehen. Allein es handelt sich um eine Zeit, die dank der vom König, einem Liebhaber geschichtlicher Darstellungen, ausgehenden Anregung [3] gerade für England an historischen Werken und besonders zeitgenössischen Aufzeichnungen sehr fruchtbar war. Eine Reihe von Werken, deren Verfasser wir kennen, sind nun freilich verloren; aber andere sind erhalten, von denen manche mit Hadrian IV., mit Heinrich II., mit der Erwerbung Irlands sich eingehend beschäftigen, und denen gleichwohl Hadrians Bulle völlig unbekannt geblieben zu sein scheint.

Und doch sind es Männer, die vermöge ihrer Stellung und ihren Beziehungen zu anderen sehr wohl unterrichtet sein konnten, und sich gewöhnlich gut unterrichtet zeigen, so der Verfasser der Gesta Henrici II., ein Geistlicher aus des Königs nächster Umgebung, so Roger von Hoveden, gleichfalls Jahrzehnte lang am Hof des Königs, dem einflußreichen Bischof von Coventry, Hugo von Puiset, sehr nahe stehend, und vom König in wichtigen Angelegenheiten verwendet, so der mehrerwähnte Wilhelm, Canonicus von Newbury, der an der Person Hadrians IV. besondern Antheil zu nehmen scheint und auch bei der

[1] Ann. a. 1159, 21.

[2] Metalogicus IV, 42; in dem Werk wird Theobald von Canterbury († 1161) noch als lebend erwähnt, Hadrian IV. († 1159) als kürzlich verstorben.

[3] Gir. Cambr., De Instr. Princ. ed. Brewer, p. 73; vgl. Mon. G. SS. t. 27. p. 81.

Eroberung Irlands eingehend verweilt, so Gervasius, der Mönch von Canterbury, schon als Mitglied des Metropolitankapitels, der mit dem päpstlichen, wie mit dem königlichen Hofe und sämmtlichen Kirchen Englands in lebhaftem Verkehr stand, in einer für einen Chronisten ungemein günstigen Lage, der auch eine Anzahl von Papstbriefen uns überliefert hat u. a. Noch auffallender muß es erscheinen, wenn manche Chronisten den Einfall Heinrichs in Irland geradezu als eine rechtswidrige Anmaßung brandmarken, wie der beste unter den Fortsetzern der Chronographie des Sigebert von Gemblours [1] und der angelsächsische Cistercienser Radulfus Niger [2], ja nach dem Berichte Wilhelms von Newbury sogar im Jahre 1177 der Cardinallegat Vivian selbst [3].

Alexander III. erwähnt in seinen drei sicher echten Briefen der Bulle Hadrians mit keiner Silbe, und Johann XXII.[4] spricht in seinem Schreiben an Eduard II. 1317 wiederholt von dem Zugeständniß, das Hadrian „gemacht haben soll". Dazu kommt, daß die vielen Briefe, in denen Johanns von Salisbury Freund, Gönner und Nachfolger, Abt Peter von Montier-la-Celle, und sein Schüler und Lobredner Peter von Blois die Verdienste und Thaten dieses trefflichen Mannes hervorheben, ebenso das Nekrologium der Kirche von Chartres, das seine großen Verdienste im einzelnen aufzählt, auch nicht eine leise Anspielung enthalten auf jene wichtige Mission und jenen diplomatischen Erfolg bei Hadrian IV. Allen diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß trotz der vorhandenen historischen Zeugnisse immer wieder Zweifel an der Echtheit jener Bulle aufgestiegen sind. Ein apologetisches Interesse hat die Frage für den Katholiken kaum. Denn mag auch die Bulle unecht sein, so bleibt doch bestehen, daß der römische Stuhl in Würdigung der in Irland bestehenden Zustände und ahnungslos von dem, was die Zukunft bringen sollte, in den ersten Jahrzehnten die Besitzergreifung gebilligt und begünstigt hat. Ob Hadrian IV. oder Alexander III. hier den ersten Schritt gethan, oder Urban III., bleibt sich gleich. Ist jedoch die Bulle echt, so vermag sie, im Zusammenhang mit den Zeitverhältnissen betrachtet, nicht den leisesten Schatten zu werfen

[1] „Henricus rex ultra se elatus inconcessa captans et affectans indebita regnum Hiberniae subjugaturus et regium diadema ut putabat capiti suo imposturus naves parat . . ." Mon. G. SS. VI, 413 (monachus Aquicinctinus).

[2] „Joannem quem destinavit facere regem Hiberniae quam vi tulerat a quodam fideli suo Ricardo comite de Strigueil, qui eam legitime armis acquisierat et ex successione uxoris suae. Chron. univ. Mon. G. SS. 27, 336.

[3] Gul. Neub. Hist. Angl. III, 9.

[4] Rayn. a. 1317, 43 sqq.

auf die erhabene Gestalt eines Hadrian IV. Der einzige Werth, den ein Nachweis von Fälschung etwa haben könnte, würde darin liegen, daß einem edlen, um seines Glaubens willen schwer geprüften Volke ein Gefühl der Kränkung und Bitterkeit erspart, seinen Gegnern vielleicht ein Anlaß des Hohnes dadurch entwunden würde.

In der That war es denn auch ein Irländer, von dem der erste bekannte Versuch herrührt, die Unechtheit jenes päpstlichen Schreibens mit historischen Gründen nachzuweisen. Es war der Jesuit Stephan White[1], einer der früheften Mitarbeiter am Bollandistenwerk, zeitweise auch Professor der Theologie zu Dillingen, ein für seine Zeit bedeutender Kenner der irischen Geschichte, der glühend von Liebe zu seinem unglücklichen Vaterland mit anderen Nachrichten des Giraldus Cambrensis auch diese Bulle zurückweisen zu können glaubte. Seinen Spuren folgte in unserm Jahrhundert Dr. Lynch[2], ein Gelehrter von seltener Vertrautheit mit der Geschichte der grünen Insel. Während Lynchs Belege siegreiche Entgegnung fanden, und in Deutschland Dambergers fast gleichzeitiger Versuch[3], eine Fälschung nachzuweisen, ziemlich unbeachtet blieb, haben in neuerer Zeit besonders Cardinal Moran[4], der gelehrte Erzbischof von Sidney, und der durch sein Werk über die Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII. rühmlich bekannt gewordene Benediktiner Gasquet[5] die Echtheit der Bulle zu bestreiten versucht. Zwar haben auch sie, und das von einem gelehrten katholischen Irländer[6], eine schneidige Entgegnung gefunden, aber ihre Beweisführung hat gleichwohl auch im Ausland ihren Eindruck nicht verfehlt. Noch 1885 hat Dr. B. Jungmann[7] in Löwen nach ausführlicher Untersuchung sich zur Verwerfung der Bulle merklich hinneigen lassen.

---

[1] Apologia pro Hibernia, verfaßt um 1615, aber erst 1849 vom Professor des Maynooth-Colleges M. Kelly in den Druck gegeben. Manche seiner Beweise sind deshalb hinfällig, weil er einen verdorbenen Text des Giraldus Cambrensis vor sich hatte.

[2] Gratianus Lucius, Cambrensis eversus. Dublin 1856.

[3] Synchronist. Gesch. VIII, 695 und Kritikheft 79. Auf ihm fußt ein Aufsatz im „Katholik" 1864, II, 178.

[4] The Irish Eccl. Record 1872; Moran, Essays on the early Irish church 1878.

[5] Dubl. Rev. 1885, II, 83; vgl. Hist. Jahrb. VII, 153.

[6] S. Malone, Dubl. Rev. 1884, I, 316.

[7] Dissertationes selectae in Hist. eccl. t. V, 209; vgl. auch Zeitschrift für katholische Theologie, 1884 (VIII.), S. 444, und Hefele, Conciliengeschichte. 2. Aufl. (Dr. Knöpfler) V, 682, Anm. 4.

(Schluß folgt.)

Otto Pfülf S. J.

Die Aufgabe der Volksschule.

Wir setzten früher das Ziel und die Aufgabe der Schulen und des Schulwesens überhaupt in die Ausbildung der Jugend. „Die Schule den Kindern," so lautete unser Wahlspruch[1]. Diese so selbstverständliche Wahrheit fanden wir leider in weiten Kreisen praktisch mißachtet. Wir stießen auf ungläubig liberale Lehrer, welche trotz aller pädagogischen Phrasen die Schule an erster Stelle als Mittel der Selbstberäucherung verwertheten. Wir stießen auf Regierungen, welche das Schulwesen für fremdartige Zwecke arbeiten ließen. Während sie von Lehrern und Lehrerinnen bis ins einzelnste die Kenntniß der Geschichte der Pädagogik forderten, verstießen sie selbst zum unermeßlichen Nachtheil der Schule gegen die ersten Grundsätze einer gesunden Erziehungslehre.

Mit den Worten: „Die Schule den Kindern" haben wir indes das Ziel der Schule nur in seinen äußeren Umrissen gezeichnet. Es ist für Bestimmung des Zieles etwa das gethan, was bei der Geographie eines Landes geschieht, wenn es von seinen Nachbarländern abgegrenzt wird. Das Land selbst in seiner innern Gestaltung mit seinen Bergen, Flüssen und Seen, seiner politischen Eintheilung und seinen Städten ist hiermit noch nicht beschrieben. So erübrigt auch uns, die Aufgabe der Schule in ihrer innern Gestaltung näher zu betrachten. Wir fassen besonders die Volksschule ins Auge.

Die Volksschule unterscheidet sich von den übrigen Schulen dadurch, daß sie den Menschen und die menschliche Gesellschaft in ihrer Allgemeinheit erfaßt. Alle anderen Schulen beschäftigen sich mit einer besondern Klasse der Bevölkerung oder einer besondern Seite menschlicher Thätigkeit. So dienen die Gymnasien zur Vorbereitung der studirenden Jugend für die höheren Studien, so verlieren sich die verschiedenen Fachschulen noch mehr ins Detail einzelner Fächer. Die Volksschule dagegen hat die Aufgabe, jene Ausbildung zu vermitteln, welche für das gesammte Volk Bedürfniß ist, und von der Schule und nicht etwa vom elterlichen Hause oder anderen Factoren geboten werden soll.

Hieraus folgt, daß die Volksschule unter der eben gegebenen Einschränkung es nicht bloß mit der Seele, sondern auch mit dem Leibe

[1] Vgl. S. 152 ff. und 231 ff.

der Kinder zu thun hat. Ist doch sogar der Schreibunterricht theilweise eine Ausbildung körperlicher Fähigkeiten.

Im allgemeinen freilich wird die körperliche Ausbildung der geistigen gegenüber durchaus zurücktreten müssen, nicht bloß, weil der Leib den niedern Theil des Menschen bildet, sondern auch, weil unter gesunden Verhältnissen bereits ohne die Schule hinlänglich für die körperliche Ausbildung gesorgt ist. Allerdings mag es auch bei einer gesunden Landbevölkerung nicht ohne Nutzen sein, wenn die Knaben turnen lernen. Aber dieser Umstand allein entscheidet noch nicht. Es fragt sich: Ist dieser Nutzen so groß, daß er die entgegenstehenden Nachtheile aufwiegt? Denn es gibt deren, z. B. den Kostenpunkt. Die Kosten des Turnunterrichts und der Turnanstalt mögen allerdings nicht erheblich sein; wenn aber eines zum andern kommt, so wird schließlich die Communalsteuer für eine arme Landgemeinde doch groß. Auch entzieht der Turnunterricht, falls er nicht von der übrigen Schulzeit genommen wird, die Kinder noch mehr den Eltern, wenn diese dieselben bei der gleichfalls gesunden Feldarbeit gebrauchen möchten. Bei einer angekränkelten Stadtbevölkerung ist das Turnen allerdings wohl eher am Platze. Doch hat u. a. Professor Dr. Nußbaum in München, einer der ersten Aerzte, erklärt, bei Kindern, die nicht hinlänglich ernährt sind (wie es deren ja leider viele gibt), sei das Turnen der Gesundheit schädlich. Sollte gar (was ja freilich nicht nothwendig der Fall ist) die Schamhaftigkeit, namentlich der weiblichen Jugend, durch das Turnen gefährdet erscheinen, so würde dieser Nachtheil nicht leicht durch andere Vortheile aufgewogen. Betreffs der Bäder, der Ferien-Colonien und des Handfertigkeits-Unterrichtes möchten wir nur andeutungsweise fragen, ob nicht auch hier mitunter des Guten zuviel geschehe und ob nicht dadurch der schlichte Charakter der Volksschule geschädigt werde.

Auf der andern Seite gestehen wir gern: Wenn die Wahl ist zwischen vielem, gesundheitswidrigem Schulsitzen und theilweiser Ersetzung desselben durch körperliche Uebungen, so ziehen wir das letztere vor im Interesse sowohl der leiblichen als der geistigen Gesundheit. Jedenfalls wird die Frage, ob der Turnunterricht dem Ziele der Volksschule entspricht, je nach Zeit und Umständen eine verschiedene Beantwortung erfahren müssen.

Wenden wir uns jetzt zur geistigen Ausbildung der Jugend. Aus dem Umstande, daß die Volksschule bieten soll, was der ganzen Bevölkerung Bedürfniß ist, ziehen wir die weitere Folgerung: Es ist gegen das Wesen der Volksschule, die Ausbildung auf den Verstand und das Ge-

dächtniß zu beschränken, den Willen, das Herz dagegen unberücksichtigt zu lassen; mit anderen Worten: es ist gegen das Wesen der Volksschule (und ähnlich übrigens auch der höheren Schulen), sich nur mit Unterricht, nicht auch mit Erziehung der Jugend zu befassen. Die gegentheilige Meinung, daß der Lehrer nur zu unterrichten, nicht zu erziehen habe, ist eine Art von fixer Idee einiger neueren Pädagogen. Sie hätte einen Sinn nur dann, wenn entweder der Wille des Menschen keiner Ausbildung bedürfte oder wenn er dieselbe ohne Mitwirkung der Schule ebenso gut erhielte, wie mit derselben. Es ist aber weder das eine noch das andere der Fall. Daß der Wille der Ausbildung bedarf, dafür braucht man sich nicht erst auf das Dogma von der Erbsünde zu berufen. Die Zucht- und Correctionshäuser beweisen es; denn Verbrechen werden mit dem Willen begangen, nicht mit dem Verstande, und in den Besserungsanstalten soll eben vor allem der Wille gebessert werden. So bedarf also auch der Wille, der Charakter, einer tüchtigen Ausbildung, sowohl damit er eine gesunde Richtung nehme, als auch damit er in dieser Richtung möglichst erstarke. Steht aber das Bedürfniß einer Charakterbildung fest, so ist durchaus nicht einzusehen, weshalb der Volksschullehrer sich von derselben fern halten soll. Ein Musiklehrer oder ein Fechtmeister mag eher sich streng auf seine Kunst beschränken und im übrigen dem Willen seiner Zöglinge freien Lauf gestatten; die Volksschule aber mit ihrer allseitigen Aufgabe darf weniger als irgend eine andere Schule sich auf eine Halbscheid des geistigen Menschen (die intellectuelle, die Verstandesseite) beschränken und die andere Halbscheid (die ethische, die Willensseite) wild ins Kraut schießen lassen.

Welches ist nun die hauptsächlichste Aufgabe der Volksschule hinsichtlich der intellectuellen Bildung? Es ist weitaus an erster Stelle ein gründlicher Religionsunterricht.

Aber ist die Religion denn Sache des Verstandes? Ist sie nicht vielmehr Sache des Herzens? Wir antworten: Sie ist Sache beider Arten von Seelenkräften, der Verstandes- und der Willensseite des Menschen. Im Verstande muß das Fundament gelegt werden; sonst gibt es ein verschwommenes Gefühlswesen, das nicht den Namen Religion verdient und praktisch zu nichts führt als zu sentimentaler Schwärmerei. Der Verstand muß klar erkennen, daß Gott uns erschaffen hat, daß wir ihn verehren müssen, und welche Art der Verehrung er uns vorschreibt. Das Gedächtniß muß diese Erkenntniß festhalten. Erst auf Grund dieser Verstandesthätigkeit kann der Wille sein Werk beginnen, sei es in kräftiger

Bethätigung des Willens im engern Sinne durch Entschluß und Thaten (was die Hauptsache ist), sei es in zarteren Regungen des Gemüthes, des Herzens (welche das zierende Beiwerk bilden). Wenn dagegen der Verstand die religiösen Wahrheiten nicht erfaßt hat, oder wenn das Gedächtniß sie nicht festhält, so kann der Wille so wenig etwas ausrichten, als es möglich ist zu essen, wenn man keine Speisen hat. So nothwendig es ist, daß die gesammte Bevölkerung Religion hat, so wichtig ist es, daß in der Volksschule ein gründlicher Religionsunterricht ertheilt wird.

Weshalb gebührt diesem Lehrfach die erste Stelle? Wir antworten: Weil die Religion für den Menschen das Wichtigste ist.

Ist es etwa überflüssig, eine Wahrheit auszusprechen, die so selbstverständlich scheint? Nein! Denn es heißt u. a. in einer Verordnung vom 8. August 1873 zur Ausführung der Falk'schen „Allgemeinen Bestimmungen": „Das wichtigste Gebiet des Schulunterrichts ist der Unterricht im Deutschen." Solchen Anschauungen gegenüber möchten wir fragen: Kann das Deutsche den Menschen glücklich machen? Gebe man ihm dazu auch noch vaterländische Geschichte, Chemie und Physik und noch vieles andere profane Wissen: wird er glücklich sein, wenn es ihm an Religion fehlt? Nein! Im günstigsten Fall wird er sich, sei es mit oder ohne Beobachtung des siebenten Gebotes, ein Vermögen erwerben, sich zu angesehener Stellung aufschwingen, sich Genüsse der verschiedensten Art verschaffen. Aber wird er glücklich, wird er auch nur zufrieden sein? Im tiefsten Grunde des Herzens nicht; denn es fehlt ihm der Friede. Im Hintergrunde lauert der Tod und das dunkle, ewige Jenseits. Dieses Jenseits aber bringt ihm (mag er es glauben oder nicht) nie endende Qualen — alles das auch bei der gründlichsten Kenntniß der deutschen Sprache.

Man gebe mir dagegen einen Menschen, welcher seine Religion gründlich kennt und nach ihr lebt, im übrigen aber sehr arm ist an Kenntnissen und Fähigkeiten; er wird allerdings keine Carrière machen, kein Vermögen erwerben; er bleibt sein Leben lang ein armer Bauer oder Taglöhner. Aber zufrieden, ja glücklich wird er sein; denn alles Widerwärtige trägt er mit Freuden im Hinblick auf den ewigen Lohn im Himmel.

Ist also nicht ein gründlicher Unterricht in der Religion, welcher die Vorbedingung für die Religiosität bildet, wichtiger, nicht bloß als jedes einzelne andere Fach, sondern als alle übrigen Fächer zusammen, den Unterricht im Deutschen nicht ausgenommen? Wer das in Abrede stellte, müßte entweder Gott mit seinem Gesetz und dessen Sanction durch

Himmel und Hölle hinwegläugnen, oder behaupten, die Zeit einiger Decennien dauere länger als die Ewigkeit, welche Millionen von Jahren übersteigt. Noch mehr, selbst wenn der ganze Gottesglaube nur Täuschung wäre, so wären die in dieser Täuschung befangenen Gläubigen doch immerhin weit glücklicher und der menschlichen Gesellschaft nützlicher als die mit vielem Wissen ausgerüsteten Ungläubigen.

Angesichts dieser Wahrheit zeigt es eben keine tiefgehende Auffassung vom Ziele der Volksschule, wenn man deren Güte in den verschiedenen Ländern bemißt nach der Zahl derer, die lesen und schreiben können. Lesen und schreiben können ist heutigentags freilich allgemeines Bedürfniß; aber fest in der Religion begründet sein, ist jetzt wie zu jeder Zeit ein hundertmal dringenderes Bedürfniß. Wollte man also die Volksschulen und die Bildung eines Volkes nach der Zahl der Analphabeten gruppiren, so wäre das, als taxirte man den Werth eines Buches nach der Güte des Einbandes, den Werth eines Manuscriptes nach der Festigkeit des Papiers, den Nationalreichthum eines Volkes nach der Zahl der Quadratmeilen, die es bewohnt. Will man einen bessern Maßstab für den Werth der Schulen, so wird man allerdings nicht leicht einen so mechanisch handbaren wie die Zahl der Analphabeten finden; denn der gläubige, christliche Sinn eines Volkes ist nicht so leicht mit Zahlen zu bemessen wie die Kunst des Lesens und Schreibens. Dennoch gibt es auch für ihn gewisse statistische Anhaltspunkte; so der häufige Kirchenbesuch, der häufige Empfang der Sacramente, und für die Kehrseite die Zahl der Verbrechen, besonders der Selbstmorde, bei welchen die Verschiedenheit der Gesetzgebung weniger in Betracht kommt und das Zerfallensein mit Gott und der Religion besonders schroff hervortritt. Diese Dinge lassen einigermaßen schließen, ob die Volksschulen eines Landes in Beziehung auf ihre hauptsächlichste Aufgabe ihr Ziel erreichen oder nicht.

Untersuchen wir näher, was denn vor allem im Religionsunterricht der Volksschulen geboten werden soll. Wir erwiedern: An hervorragender Stelle scheint uns heutzutage nöthig, daß *das Dasein eines persönlichen Gottes* so gründlich wie möglich bewiesen wird; selbstverständlich so, daß der Religionslehrer auch nicht den geringsten Zweifel am Dasein Gottes bei den Kindern weckt, daß er vielmehr, was die Kinder ohnedies schon glauben, tiefer mit dem Verstande erfassen läßt; etwa auch unter dem Hinweis, daß es heutigentags so viele Gottesläugner gibt, denen die Kinder, sind sie einmal erwachsen, die nöthige Antwort zu ertheilen sich befähigen müssen.

Auch hier gerathen wir mit der modernen protestantischen Wissenschaft in Streit. Im protestantischen Religionsunterricht der preußischen Schulen, die Gymnasien nicht ausgenommen, wird wohl kaum irgendwo das Dasein Gottes bewiesen. Wenigstens erklären die vom Cultusministerium zugelassenen Lehrbücher der protestantischen Religion sehr allgemein, dies Dasein lasse sich gar nicht beweisen[1]. Und wir stellen dem gegenüber die Forderung, daß dasselbe sogar in Volksschulen für Knaben und Mädchen auf dem Lande bewiesen werden soll? Ja! Wir stellen diese Forderung, und wir stellen sie mit voller Ueberlegung, wenigstens für jene Gegenden, die irgendwie vom Unglauben oder von der Socialdemokratie angefressen sind. Unsere Gründe sind folgende: Die ganze Religion, das ganze Christenthum schwebt in der Luft, wenn nicht das Dasein eines persönlichen Gottes als erste Grundwahrheit feststeht. Dasselbe kann festgestellt werden durch die Autorität anderer und durch eigene Einsicht. Vorzüglich durch die Autorität anderer geschieht es in der Regel bei Kindern, denen die Eltern sagen: „Es gibt einen Gott, der alles, was da ist, erschaffen hat." Dieses Wort und dessen einfachste Erklärung, die freilich zugleich den Keim des Beweises, wenn auch unentwickelt, in den kindlichen Verstand hineinträgt, genügt einstweilen dem Kinde; die Gnade des Glaubens gibt der Ueberzeugung von dem Dasein Gottes sogar eine Festigkeit, welche die der menschlichen Einsicht übersteigt. Aber wie, wenn der heranwachsende Jüngling einem Socialdemokraten in die Hände fällt, der ihm erklärt: „Wirf diese Pfaffenmärchen von dir! Kein Gebildeter glaubt mehr an Gott. Auf allen Hochschulen erklären sich die Professoren der Philosophie für die monistische Weltauffassung, nach welcher es außer der Welt keinen Gott gibt?" Was soll nun der Jüngling denken? Die Autorität seiner Eltern mag ihm hoch stehen; aber bietet sie derartigen Aeußerungen gegenüber noch ferner hinreichende Gewißheit? Mancher Jüngling wird sich sagen: „So lieb mir meine Eltern sind, so kann ich sie doch für unfehlbar nicht halten. Wenn sie das Dasein Gottes behaupten, und wenn viele Gelehrte es läugnen, so ist es um meinen Glauben an Gott schlimm bestellt, falls ich keine andere Bürgschaft dafür besitze als die Aussage meiner Eltern." Nun, er hat eine solche Bürgschaft in der Heiligen Schrift, und er hat sie, wenigstens, wenn er Katholik ist, in der Lehre der Kirche. Aber wird nicht eben die Glaubwürdigkeit beider auch wiederum von den Feinden der Religion angetastet? So

[1] Vgl. den Art. „Protestantischer Religionsunterricht". Bd. XXXIV. S. 137 ff.

müßte denn diese wenigstens bewiesen werden, damit nicht der ganze Glaube blind und irrationell in der Luft schwebt; diese Glaubwürdigkeit aber ist vielleicht noch schwerer zu beweisen als das Dasein Gottes. Obendrein glaubt man eben der Heiligen Schrift, weil sie Gottes Wort ist, und der Kirche, weil sie von Gott als Lehrerin bestellt ward. Bibel wie Kirche setzen also die Glaubwürdigkeit Gottes, mithin auch sein Dasein voraus; es kehrt also die Nothwendigkeit wieder, dieses Dasein zu beweisen. Allerdings besitzt der Jüngling in sich die Keime solcher Beweise; aber eben weil seine Einsicht in diese Beweise nicht vollständig entwickelt ist, liegt die Gefahr näher, daß die Scheingründe des Versuchers Zweifel in ihm anregen. Und wenn er auch, unterstützt von der Gnade des Glaubens, solche Zweifel von vornherein als Trug abweisen kann und muß, so bleibt der Versuchung dennoch der Zugang viel leichter offen, wenn der Jüngling den Beweis für das Dasein Gottes nicht deutlich erfaßt, wenn er nicht in die Beweisgründe eine klare und volle Einsicht erlangt hat.

Gegen den wachsenden Unglauben und die gleichen Schritt haltende Socialdemokratie scheint es daher eines der besten Mittel zu sein, daß man die Beweise für das Dasein Gottes, des höchsten Gesetzgebers und Richters, möglichst allgemein und tief in die Massen hineinsenkt. Wie aber soll das geschehen, wenn nicht durch die Volksschule? Freilich, wären wir sicher, daß die ganze Bevölkerung, auch die protestantische Bevölkerung von Berlin, Hamburg und Leipzig, nach Entlassung aus der Schule allsonntäglich der Christenlehre beiwohnte, und daß ihr daselbst die Beweise für das Dasein Gottes populär vorgetragen würden, so könnte man sagen: „Verschonen wir die Schuljugend mit den Gottesbeweisen!“ Wie die Dinge aber praktisch liegen, bleibt keine andere Wahl als: entweder den größten Theil der Bevölkerung ohne Gottesbeweise lassen, oder diese Beweise in der Volksschule bringen, so gut es eben geht. Daß an den Gymnasien die Gottesbeweise eingehender und gründlicher behandelt werden müssen, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst.

Diese Beweise sind übrigens durchaus nicht so schwer zu erfassen, wie man häufig annimmt. Der gesunde Menschenverstand läßt einen jeden unschwer aus dem Dasein und der planmäßigen Ordnung der Welt auf einen denkenden und wollenden Schöpfer schließen. Dieser vollkommen richtige und sichere Beweis ist erst durch die Verirrungen der deutschen Philosophie in den Köpfen der modernen Gelehrtenwelt für unzuverlässig erklärt worden; die Hauptschuld trägt wohl der Umstand, daß Kant die Zuverlässigkeit des Causalitätsgesetzes läugnete. Dann kam auch der Dar-

winismus, welcher die Entstehung des Menschengeschlechtes und der Gattungen der Thier- und Pflanzenwelt mit Umgehung des Schöpfers glaubte erklären zu können. So wurden die Köpfe künstlich in Verwirrung gebracht. Somit glauben wir, daß man alles aufbieten sollte, die Gottesbeweise (natürlich mit der gehörigen Vorsicht und so populär wie möglich) in den Volksschulen zu geben. Daß dieses geschehe, halten wir für eine der wichtigsten Aufgaben der Volksschule. Für eine der schlimmsten Abirrungen dagegen vom Ziele der Schule und zugleich für einen der schädlichsten theologischen Irrthümer müssen wir es erachten, wenn im protestantischen Volksschulwesen Preußens sehr allgemein erklärt wird, das Dasein Gottes lasse sich gar nicht beweisen. Es ist das ein Irrthum, welcher vom vaticanischen Concil verurtheilt ward. Wer aber etwa der Ansicht huldigte, die Gottesbeweise, wenn auch an sich durchschlagend, seien für die Jugend der Volksschulen zu schwer, der möge wenigstens den Kindern sagen: das Dasein Gottes sei gründlich bewiesen, und die Kinder mögen es daher glauben, wenn auch sie selbst die Beweise nicht verstehen sollten.

Der Werth des Religionsunterrichtes ist übrigens keineswegs erschöpft durch die so außerordentlich wichtigen Gottesbeweise. Das nähere Detail der katholischen Religionslehre ist für die gesammte Bevölkerung vom armen Taglöhner bis hinauf zu den höchsten Kreisen gleichfalls von höchster Bedeutung, somit recht eigentlich eine Aufgabe der Volksschule.

Die Hölle mit ihrer ewigen Dauer und ihren furchtbaren Qualen, auf der andern Seite die ewige Glückseligkeit des Himmels, sind mächtige Hebel, vom Bösen abzuhalten, für das Gute zu begeistern. Das christliche Sittengesetz lehrt im einzelnen, was gemieden, was gethan werden soll, und in diesem Sittengesetz, wie es durch jene ewige Strafe und Belohnung seinen Nachdruck erhält, besitzt die menschliche Socialordnung ihre sicherste Grundlage. Weiter lehrt der Religionsunterricht in Verbindung mit der Geschichte, die anbetungswürdige Person des göttlichen Erlösers kennen und lieben, er zeigt die Stiftung und weitere Entfaltung seines Reiches, der Kirche, macht bekannt mit den Gnadenmitteln derselben, zeigt uns in ihren Heiligen Vorbilder für die verschiedenen Stände und begeistert für ein eifriges kirchliches Leben. Er lehrt durch Uebung der guten Meinung bei der täglichen Beschäftigung, durch Verrichtung guter Werke, durch häufigen Empfang der Sacramente Schätze sammeln, welche für alle Ewigkeit unsere Glückseligkeit in einer jetzt für uns unbegreiflichen Weise erhöhen.

So überragt also der Religionsunterricht die gesammten übrigen Lehrfächer der Volksschule an Bedeutung, wir möchten fast sagen, in ähnlicher Weise, wie die Ewigkeit jede Zeitdauer überragt. Wer das läugnet, muß eben die Wahrheiten der Religion läugnen und sie lediglich für Priesterwahn erklären. Wären sie das, dann sollten sie aus der Schule gänzlich verbannt werden. Für den Religionsunterricht gilt also der Satz: Aut Caesar aut nihil. Entweder ist er der König unter allen Lehrfächern, oder er muß vollständig verbannt werden. Ein Mittelding gibt es nicht, und es ist eine Halbheit der Falk'schen „Allgemeinen Bestimmungen", wenn sie ihn aus seiner centralen Stellung verdrängen, ihn aber dennoch nicht ganz streichen wollten, sondern gleichsam in die Peripherie verwiesen, damit er dort mit anderen Fächern al pari rangire. Aut Caesar aut nihil!

Wenn wir derart dem Religionsunterricht die Rolle des Königs zuerkennen unter allen Lehrfächern, so wollen wir selbstverständlich die übrigen Lehrfächer aus der Volksschule nicht ausschließen. Der König muß auch seine Unterthanen haben, und Lesen, Schreiben und Rechnen pflegt man allgemein als nothwendige Lehrfächer der Volksschule anzusehen. Selbst den Rothhäuten Amerikas und den afrikanischen Negern werden diese Fächer, und auch mehr als dies, von den Missionären und Schulschwestern geboten. Ein weises, den Umständen angepaßtes Maßhalten in den profanen Fächern wird aber durchaus vom Ziele der Volksschule geboten. König Friedrich II. von Preußen erklärt in einer Cabinetsordre an den Minister von Zedlitz vom 5. September 1779, nachdem er auf Ertheilung des Religionsunterrichtes gedrungen: „Sonsten ist es auf dem platten Lande genung, wenn sie ein bisgen lesen und schreiben lernen, wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Secretairs und so was werden: deshalb muß man aufm platten Lande den Unterricht der jungen Leute so einrichten, daß sie das nothwendige, was zu ihrem Wissen nöthig ist, lernen, aber auch in der Arth, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglauffen, sondern hübsch da bleiben."

Nun, wir gestehen bereitwillig, daß im 19. Jahrhundert der Rahmen der weltlichen Fächer in der Volksschule ein wenig weiter gespannt werden muß als im 18. Jahrhundert. Aber es scheint uns doch, daß in den Realien heutzutage das rechte Maß vielfach überschritten wird. In ihnen werden zwar Gedächtniß und Phantasie sehr beansprucht, und wir geben zu, daß sie interessant sind. Aber in den Centralfächern (Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen) liegt die eigentliche erziehliche Kraft.

Sie fordern ernsten Willen, Unterordnung unter die Regel, Geduld und Ausdauer.

Die Kenntniß von Porosität, Cohäsion u. s. w. ist ja an und für sich gut. Aber darum gehört dieselbe noch nicht gerade zur wesentlichen Aufgabe der Volksschule. Caviar und indische Vogelnester, Teleskope und etruskische Vasen sind gleichfalls gut; dennoch wird eine gut bürgerliche Hausfrau ihr Geld nicht gerade für solche Dinge verausgaben. Sie sorgt zunächst einmal für Kartoffeln und ein ordentliches Stück Fleisch, und wenn sie dann noch Geld erübrigt, so legt sie es zurück als Sparpfennig für sich und ihre Kinder. So thut auch die Volksschule besser, wenn sie Porosität u. s. w. bei Seite läßt und erst einmal die deutsche Rechtschreibung und Aehnliches gut besorgt. Entgegnet man aber, für diese nothwendigen Dinge sei bereits hinlänglich gesorgt, so sage ich dennoch: Man lasse Porosität u. s. w. bei Seite und verringere dafür die Kosten des Schulwesens und die Zeit des Schulsitzens. Denn falls man nach Besorgung des Nothwendigen und Nützlichen noch Zeit und Geld findet für Unterricht über Porosität, so ist das ein Beweis, daß man eben zu viel Zeit und Geld in Anspruch nimmt.

So viel hinsichtlich des Unterrichts in der Volksschule. Aber auch die Erziehung verlangt ihr Recht, d. h. die ethische Seite des Menschen, die Charakterbildung, die Ausbildung des Willens (einschließlich des Gemüthes). Hier tritt nun die religiöse Seite noch weit ausschließlicher in den Vordergrund als beim Unterricht. Beim Unterricht kommen die weltlichen Fächer, wie Rechnen, Schreiben, Lesen, sehr wesentlich in Betracht; bei der Erziehung handelt es sich fast ausschließlich um die religiös-sittliche Seite, wenngleich einige Aufmerksamkeit auch dem äußerlich-weltlichen Anstand gewidmet sein mag.

Ist der Religionsunterricht für die Volksschule, was der Kopf für den menschlichen Organismus, so dürfen wir die religiöse Erziehung vergleichen dem Herzen mit seinem den ganzen Leib durchdringenden Pulsschlag. Denn während der Religionsunterricht auf gewisse Stunden beschränkt ist und der Regel nach vom Geistlichen ertheilt wird, muß die religiöse Erziehung sich durch die ganze Schulthätigkeit erstrecken und von jedem mitgeübt werden, der mit den Kindern in Berührung kommt. Durch sie ist ein hohes, verantwortungsvolles Amt in die Hände auch des weltlichen Lehrers gelegt. Dieses Amt stellt an ihn die Forderung: vor allem, daß er selbst von Herzen religiös ist; denn sonst wäre sein Beispiel und wären seine gelegentlichen Mahnungen Heuchelei, und sie würden

ihre Wirkung verfehlen. Dann aber fordert dies Amt, daß er seine Religion auch vor den Kindern bethätige: durch häufigen Empfang der Sacramente, Anwesenheit beim Gottesdienst, ehrfurchtsvolle Haltung bei demselben, Ehrerbietung gegen die Diener der Religion. Würde er diese seine Erziehungspflicht vernachlässigen, würde er gar die zarten Gewissen der Kinder durch unreligiöses Beispiel verletzen, so wäre dieser Schaden hundertmal größer als der ganze Nutzen seiner übrigen Berufsthätigkeit, möchte er auch den Kindern das correcteste Deutsch, das geläufigste Rechnen und selbst die Kenntniß der Porosität beibringen.

Hiernach dürfen wir das Ziel der Volksschule in Einem Worte zusammenfassen, indem wir sagen: *Aufgabe der Volksschule ist es, gute Christen heranzubilden.* Hiermit bezeichnen wir direct die weitaus wichtigste Seite dieser Aufgabe, nämlich die religiöse; indirect aber bezeichnen wir auch, was außer der religiösen Seite von der Volksschule gefordert wird. Freilich sind auch jene weltlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, wie Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w., der gesammten Bevölkerung nothwendig; aber eben deshalb werden sie auch von jedem guten Christen verlangt.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf das Ziel, welches im Gegensatz hierzu der Liberalismus der Volksschule vorzeichnet. Die „Zeitschrift des oberösterreichischen Lehrervereins" erklärt: „Die Neuschule hat sich auch zur Aufgabe gestellt, die Anschauungen der Jugend und des Volkes vom Aberglauben und von Vorurtheilen zu befreien, *sie hat überhaupt die Aufgabe, die Menschen zur Menschlichkeit, zum Humanismus zu erziehen.* Wie Schiller von Rousseau sagt, daß er aus Christen Menschen werbe, so wirbt auch unsere Schule in unserem Vaterlande *aus Christen Menschen*, erzieht zu Menschen, während die frühere zu Christen, zu Katholiken erziehen wollte."[1] In der That sehr höflich, sehr „human"! Es gibt in den Ländern deutscher Zunge doch noch manche Monarchen und Staatsmänner, Feldherren und Gelehrte, welche eine Ehre darein setzen, Christen zu sein; sie alle sind also vermuthlich noch Bestien und haben es noch nicht bis zur „Menschlichkeit" gebracht: denn sie sind Christen, haben auch noch nicht das Glück verkostet, durch die „Neuschule" vom Range eines Christen zu dem eines Menschen erhoben zu werden.

---

[1] „Zeitschrift des oberösterreichischen Lehrervereins", Jahrg. 8, Nr. 27 (bei Stauracz, Der Schlachtengewinner Dittes. S. 195).

Wir „Nicht-Menschen" erlauben uns jedoch, die Wissenschaftlichkeit der auf die „Neuschule" pochenden „Menschen" ein wenig näher zu prüfen. Wir gaben als Ziel der Volksschule an, Christen heranzubilden. Wir sind uns jedoch bewußt, daß hiermit noch nicht die endliche Lösung der Frage nach dem Ziele der Schule gegeben ist; es drängt sich von selbst die weitere Frage auf: Welches ist denn das Ziel des Menschen? Wird diese zweite Frage nicht beantwortet, so nützt die Lösung der ersten nicht viel. Darum geben wir auch für die zweite Frage eine bestimmte Antwort und sagen: Das Ziel des Christen ist, Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch ewig selig zu werden. Der Liberalismus dagegen hat die erste Frage dahin beantwortet: Das Ziel der Volksschule ist, aus Christen Menschen zu machen. Und wenn wir dann die zweite Frage stellen, welches das endliche Ziel des Menschen ist, wie antwortet uns der Liberalismus? Er antwortet uns durch den Mund des bekannten Herrn Dittes: „Welches die letzte Bestimmung des Menschen ist, wissen wir nicht." [1] So haben wir denn also eine vollständige Bankrotterklärung des Liberalismus in Betreff des Zieles der Volksschule. Denn falls ich nicht weiß, welches das Ziel des Menschen ist, wie also ein richtiger Mensch beschaffen sein soll, so nützt mir es wenig, wenn ich weiß, ich soll Menschen erziehen; ungefähr ebensowenig, wie wenn man mir sagte, ich solle ein Kleidungsstück machen, wenn man aber unterließe, anzugeben, was für ein Kleidungsstück und für wen es bestimmt sein solle. Der Gesichtskreis des Herrn Dittes reicht allerdings nicht so weit, daß er die Bankrotterklärung wahrnimmt; denn sehr naiv ergänzt er seine Worte: „Welches die Bestimmung des Menschen ist, wissen wir nicht", durch den Zusatz: „ist auch für die Erziehung des Menschen nicht maßgebend" — ebensowenig, wie für den Schneider, ob er einen Rock oder eine Weste machen soll, und ob das Kleidungsstück einem Manne von 6 Fuß Höhe oder einem Kinde passen soll. Ueberboten wird diese Bankrotterklärung etwa nur noch durch eine Erklärung, die ein gewisser Herr Boßhart in der Januarsitzung der „Wiener Pädagogischen Gesellschaft" im Jahre 1884 abgab. Er sagte: „Der Zweifel ist unser Gott, wir müssen dessen Propheten werden." [2]

Nun, unser Gott ist der Dreieinige, der Schöpfer Himmels und der Erde, alles Sichtbaren und Unsichtbaren. Er ist es, der uns in Betreff

---

[1] Vgl. Stauracz a. a. O. S. 65.

[2] Stauracz a. a. O. S. 210.

der mächtigsten Fragen des Lebens vom Zweifel zur Gewißheit erhebt. Zu diesen wichtigsten Fragen gehört, daß es das Ziel des Menschen ist, Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und hierdurch selig zu werden. Aus dieser unerschütterlichen Wahrheit folgt die weitere Gewißheit, daß es das unmittelbare Ziel der Volksschule ist, die Bevölkerung zu guten Christen heranzubilden. Daraus folgt ebenso nothwendig, daß der ganze Schwerpunkt der Volksschule in der religiösen Erziehung und dem Religionsunterricht liegt. Hieraus aber ergeben sich mit ebenso zwingender Logik zwei in hohem Grade praktische Folgerungen:

Erstens: Confessionslose Schulen sind einem menschlichen Körper zu vergleichen, aus welchem das Herz herausgerissen und von welchem der Kopf abgeschlagen ist.

Zweitens: Das wesentlichste Recht an der Volksschule gebührt der Kirche, weil der Schwerpunkt der Volksschule in der Religion liegt, und die Pflege der Religion von Christus der Kirche übertragen ward.

Näheres über diese zwei Punkte später.

L. v. Hammerstein S. J.

Ein Wort über „Jesus-Romane".

Es muß auf den ersten Blick in unsere neueste deutsche Erzählungsliteratur auffallen, daß sich seit einigen Jahren die sogenannten christologischen oder Jesus-Romane häufen und der eine oder andere derselben sogar einen wahren Erfolg zu verzeichnen hat. Wir haben solcher Romane in den drei letzten Jahren wohl sechs bis sieben gezählt, von allen Schattirungen und Standpunkten, bald orthodox-pietistisch, bald rationalistisch-nihilistisch, bald Erbauungs-, bald Tendenzschrift ausgesprochenster Art. Glücklicherweise ist uns ein katholischer noch nicht begegnet, und die folgenden Zeilen möchten für ihr Theil dazu beitragen, vor einem solchen auch in Zukunft zu warnen.

Bei der heutigen Ueberproduction der Unterhaltungsliteratur und der sich daraus ergebenden Suche nach neuen Stoffgebieten ist das Hineinziehen des Gottmenschen in den Bereich des historischen Romans eigentlich nicht zu verwundern. Von den Martyrererzählungen der großen Engländer bis zu apostolisch-christologischen Darstellungen war kein zu weiter Weg. Dazu kommt, daß nachgerade alle Parteien die Wichtigkeit der Erzählungsliteratur für weiteste Verbreitung leitender Ideen erkannt und den Roman zum Apostel

ihres politischen, socialen und religiösen Glaubensbekenntnisses gemacht haben. Und warum auch nicht? wird man fragen. Warum soll die Person und das Leben des Gottmenschen nicht ebenso wohl den Stoff einer Erzählung in ungebundener Rede abgeben dürfen, wie sie zu wiederholten Malen der Gegenstand epischer Dichtungen gewesen und ohne jeden Widerspruch hingenommen wurde? Wir meinen, in dieser Frage selbst liege auch bereits die Antwort. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß wir mit ganz anderen Gefühlen und Forderungen an eine Messiade als an einen Jesus-Roman herantreten, ja daß uns der bloße Name eines Jesus-*Romanes* als etwas ganz Ungereimtes, nicht Zusammengehöriges abstößt. Schon die Zusammenstellung „geschichtlicher Roman" muthet ernstere Geister unfreundlich an als eine Art Contradictio in adjecto, sogar nachdem sich die Sache selbst längst das literarische Bürgerrecht erzwungen hat. In der That läßt sich ja auch trotz des unlogischen Namens diese Romanart, d. h. die freierfundene Erzählung auf culturhistorischer Grundlage, durchaus rechtfertigen, solange sie dem geschichtlich Gegebenen keine Gewalt anthut und sie uns mehr geschichtliche Zustände als Personen und Thatsachen der objectiven Wahrheit entsprechend vorführen will. Bei den Jesus-Romanen, wenigstens den meisten, handelt es sich aber nicht so sehr um die *Culturzustände* der Zeit des Erlösers, als um dessen Person und Leben, also um historische *Thatsachen*. Jedes Hinzuerfinden oder Zurechtlegen des über diese Thatsachen geschichtlich Feststehenden ist eine objective Unwahrheit, die uns bei *diesem* Gegenstand um so mehr stößt, als die geschichtliche Wahrheit zugleich Inhalt unseres religiösen Glaubens ist. Außer der Beleidigung unseres Wahrheitsgefühles durch erfundene, sich dem historisch und dogmatisch Feststehenden als ebenbürtig an die Seite stellenden Begebenheiten, tritt für die Jesus-Romane noch die weitere Schwierigkeit in den Vordergrund, daß es kaum möglich ist, die Person des Gottmenschen so auftreten, sich bewegen, handeln und reden zu lassen, wie es ihrem Charakter entspricht. Es gehört schon eine nahezu unerschwingliche Idealität religiösen Tactes und Geschmackes dazu, sich in die erhaben einfache, milde und große Anschauungs-, Handels- und Redeweise des göttlichen Heilandes hineinzudenken, geschweige denn, sie in Worten auszudrücken. Es mag leicht sein, einen Jupiter oder eine Juno reden zu lassen, weil Jupiter und Juno Schöpfungen des Menschengeistes sind, — anders aber steht es mit der Person des Erlösers, die auch in ihrem menschlich wahrnehmbaren Wesen und Gehaben über jeder menschlichen Vollkommenheit steht, das Ideal jeder menschlichen Schönheit und Größe ist. Ein fader, sentimentaler, heißsporniger, raisonnirender, kurz „poetischer" Heiland aber verletzt jedes aufrichtig religiöse gesunde Gemüth und ist geradezu eine Versündigung an der Person des Erlösers. Was hier vom Heiland gesagt wird, gilt verhältnißmäßig abgeschwächt auch von seiner jungfräulichen Mutter und den anderen heiligen Personen des Evangeliums.

Eine fernere Schwierigkeit wird es bieten, wenn der heutige Erzähler in Prosa seine Personen in das Licht der Alltäglichkeit führt, uns, wie es die moderne Realistik will, das Große im Kleinen und Gewöhnlichen vorhält. Da liegt denn die Gefahr nahe, statt das Kleine durch den Abglanz des

Großen zu adeln, das Große durch den Staub des Kleinen zu verdunkeln. Es ist etwas anderes, ob sich eine fromme Seele zu ihrer Erbauung in das häusliche Leben zu Nazareth betrachtend vertieft, oder ob ein Schriftsteller, der sonst meist nur seinen Pinsel zu profanen Schilderungen benutzt, mir das Bild nach seiner Anschauung ausmalt. Und selbst sogenannte religiös gehaltene „Leben Jesu", sobald sie über das von den Evangelien Gebotene und sonst wissenschaftlich Feststehende hinausgehen, verfallen in den Augen ernster Leser nur allzu leicht dem Vorwurf der Phantasterei, Sentimentalität und Ungesundheit. Es liegt nun einmal in der tiefsten Menschennatur, daß uns das Heilige nicht zu nahe gebracht und nicht zu vertraut werden darf, soll nicht eine gewisse scheue Ehrfurcht sich verlieren. Daß dies nicht bloß unsere persönliche Ansicht ist, beweist eine Auslassung, die wir in der Kreuzzeitung (16. October 1887) fanden: „Selbst die heilige Gestalt des Herrn hat man schon bei uns in das Gewebe freier Dichtung und romanhafter Erfindung hineinzuziehen unternommen. Alle diese Versuche sind als gescheitert und gänzlich verfehlt zu bezeichnen, vielfach mit gerechter Entrüstung als Versündigungen nicht nur gegen die Forderung poetischer Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, sondern vor allen Dingen als Verletzungen des religiösen Gefühls zu verurtheilen. Die höchste Begabung und die tiefste Ehrerbietung werden zu Schanden, wenn es sich darum handelt, der Gestalt des Herrn etwas anzudichten, anstatt mit den Mitteln geheiligter Kunst aufzufassen und wiederzugeben, was die Evangelien uns bieten. Bilder Jesu, ja selbst ein Passionsspiel wie das Oberammergauer schauen wir ohne Beeinträchtigung, ja unter Umständen zur Stärkung unserer Andacht an, so weit die Züge und Worte lediglich aus der heiligen Geschichte entnommen sind. Dagegen empfinden wir sofort den schmerzlichen Fall vom gesuchten Aufschwung in Plattheit und Profanation, wenn unser modernes Empfinden in freier Erfindung die geoffenbarte Wahrheit zu verbrämen unternimmt. Der gelungenste unter den geschilderten poetischen und literarischen Versuchen dürfte wohl: ‚Ein Tag in Kapernaum' von Delitzsch sein — . . und doch! — wem schnürt sich nicht peinvoll das Herz zusammen, wenn am Schluß Petri Schwiegermutter dem heimkehrenden Heiland mit dem Vorwurf die Thür öffnet, daß er wieder spät nach Hause komme? — Was uns vom Herrn erzählt wird, ist Evangelium. Und Evangelium läßt sich nicht erfinden. Davon liefern die apokryphischen Evangelien und die katholische Legendenpoesie den schlagenden Beweis." Den letzten Satz möchten wir so ohne weiteres nicht zugestehen. Abgesehen davon, daß manches Goldkorn der außerevangelischen Literatur ganz gut aus dem Schachte der Tradition stammen kann, ist doch zu beachten, daß wir es bei der Legendenpoesie mit Schöpfungen zu thun haben, die meistens wie das Volkslied aus der gläubigen Seele des Volkes herausgewachsen, wenigstens mit der Volksseele verwachsen sind. Legenden, die dem gläubigen Bewußtsein nicht entsprachen, subjective Phantastereien sind nie volksthümlich geworden. Freilich, wie die treibende Kraft, welche diese Legenden schuf, naive Gläubigkeit war, so wenden sich die Legenden auch wieder nur an die naive Gläubigkeit. Das ist ein fernerer Grund, warum wir den Jesus-Roman

verwerfen müssen: es fehlt unserem Jahrhundert die reflexionslose, einfach genießende Empfänglichkeit der früheren Zeiten. Unsere Bildung ist zu weit fortgeschritten, um an gläubigen Kinderspielen ungemischtes Gefallen finden zu können.

Aber, so wendet der Leser ein, wo ist denn der so entscheidende Unterschied zwischen einer Messiade in Versen und einer in Prosa, ein Unterschied, stark genug, die eine als gestattet, die andere als verpönt erscheinen zu lassen? Wir antworten kurz: solange auch die poetische Messiade sich damit begnügt, äußere erdichtete Vorgänge und Verwicklungen zu schildern, die Person des Erlösers in neue, erfundene Situationen zu bringen, kann sie uns höchstens wegen der der Dichtkunst auch heute immer noch mehr als der Prosa anhaftenden Naivetät genügen, uns aber keineswegs großen Genuß bringen. Etwas anderes ist es, wenn der Dichter — wie z. B. Friedrich W. Helle im Gegensatz zu Klopstock — seine „Verbrämungen" der evangelischen Handlung aus der patristisch-mystischen Literatur der Kirche nimmt und sich so vor der Zerflatterung und Verirrung bewahrt. Die Hauptberechtigung der rhythmischen Messiaden wird aber immer in der künstlerisch-einheitlichen Auffassung der biblischen Erzählung und dem, dem hohen Inhalt entsprechenden, künstlerischen Ausdruck liegen. Wie schwer es ist, diese Bedingungen zu erfüllen, geht am besten daraus hervor, daß sie bis heute trotz aller Versuche noch — nicht erfüllt sind.

Sehen wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen einige der vorliegenden Jesus-Romane an. Hier haben wir zuerst drei der rationalistischen Art: „Der Reformator von Galiläa von O. M. Möller", „Das Leben Jesu. Ein Roman von O. Linke" und „Jeschua von Nazara, von Paul Ador". Bis zu welcher Stufe des Unglaubens und Ungeschmacks man heute herabgesunken, dürften eben diese drei Jesus-Romane wohl am besten beweisen. Ueber den ersten derselben urtheilen selbst die „Blätter für literarische Unterhaltung": „In welchen Kreisen sucht das Buch seine Leser? Alle positiv Gerichteten werden sich mit Ekel abwenden; die religiös Indifferenten aber werden ebenso unbefriedigt sein. Oder meint der Verfasser allen Ernstes, dieser sentimentale, süßliche, verliebte Rabbi mit religiös-philosophischen Anwandlungen, den er Jeschua zu nennen beliebt, habe auch nur einen Zug an sich, der ihm, rein menschlich betrachtet, Theilnahme abgewänne? Glaubt er etwa gar, in dessen Ende so etwas wie ein religiöses Martyrium dargestellt zu haben? Er hat sich allerdings bemüht, die Jesusbilder von Strauß, Renan und Schenkel in seiner Weise zu copiren, denn es fehlt nicht an Verwegenheit, Sentimentalität und Aufklärichť; dazu kommen dann allerlei ungeheuerliche Zuthaten, die man bei den genannten Schriftstellern vergebens suchen würde. Nur schade, das Entlehnte trägt die Spuren der Rumpelkammer, und das eigene Machwerk ist doch gar zu platt und fadenscheinig." So streng und abweisend dieses Urtheil ist, bleibt sein Ausdruck doch weit hinter der Wahrheit und dem Eindruck des Ekels, der Entrüstung und des beleidigten Geschmackes zurück, den das Buch auf jedes halbwegs religiöse Gemüth machen muß. Die Feder sträubt sich, all' die Gemeinheiten und Trivialitäten aufzuzählen oder auch

nur anzudeuten, die der Verfasser mit der Person des Gottmenschen in Verbindung bringt.

Vielleicht nicht ganz so ekelhaft und lächerlich wie der Möller'sche „Reformator" ist der Linke'sche „Jesus". Um die ganze Kraft seines Rationalismus kurz zu bezeichnen, sagen wir bloß, daß der Verfasser seinen sterbenden Heiland „seinen himmlischen Vater der Liebe, göttliche Allmacht erschauen läßt, wie sie selber, der Erlösung bedürftig, sich nach Ruhe sehnte, wie sie auch jeden Schmerz einer Menschenseele mitempfinden müßte". Hier geht der Unglaube schon in Irrenwahn über. In dem Nachwort erwartet Linke, es werde eine Zeit kommen, wo Christen, Juden und Heiden Jesum von Nazareth einstimmig dieselbe Hochachtung bezeigen würden, wie sie die Gebildeten unserer Tage schon für die Namen eines Buddha, Sokrates, Spinoza u. s. w. hegen, weil sie dann im Hinblick auf den Zimmermannssohn ausrufen werden: „Ein genialer Kopf mehr in der Bildergalerie tragischer Geisteshelden!" — Das genügt.

Die Brandschrift Linke's scheint dem Herrn Paul Ador die Ruhe geraubt und ihn zu gleichem Unterfangen gereizt zu haben — begeistert kann man nicht sagen, dafür ist auch sein Machwerk viel zu langweilig. Was Linke im Nachwort, das sagt Paul Ador (in dem wir nach der Meinung einiger einen bekannten Professor zu suchen hätten) schon gleich in seinem Vorwort. Um zu zeigen, wie sich die Welt in gewissen Köpfen spiegelt, hier nur einige Sätze aus diesem Romanprogramm:

„Nicht um den Sturm zu beschwören, welchen die geringe Zahl der wirklich Strenggläubigen und die große der Heuchler vielleicht gegen dieses Buch entfesseln werden, gebe ich im folgenden einige Worte der Erklärung, sondern um Entstehung und Zweck desselben zu rechtfertigen vor unparteiischeren Richtern. Als solche betrachte ich die Hauptmenge der Christen, die Gott im Herzen tragen, ohne doch dem Menschenbeiwerk aus voller Ueberzeugung zustimmen zu können, mit welchem die herrliche Lehre unseres Religionsstifters im Laufe der Jahrhunderte umgeben worden ist. In unserer immer realistischer werdenden Zeit beginnen sich aus dem im allgemeinen früher dem Skeptizismus fremden Christenvolk mehr und mehr zwei scharf getrennte Richtungen abzuscheiden: eine *strenggläubige*, an den heutigen Vorschriften der Kirche unverbrüchlich festhaltende, und eine *negirende*, deren kritischer, entwickelter Verstand vieles von der Kirche Gelehrte als irrig erkannt hat und nun das Kind mit dem Bade ausschüttend, alles verwirft, was sich nicht aus der Wirkung der Kraft und der Formänderung des Stoffes erklären läßt. Letztere Richtung führt naturgemäß zum Atheismus. Die Spaltung in diese beiden Extreme ist in allen Formen der christlichen Kirche, bei den Protestanten so gut als wie bei den Katholiken (?), und nimmt in schreckenerregender Weise fortwährend zu. Beiden Richtungen ist nicht mehr zu helfen! Wohl aber kann die große Menge der Unentschiedenen noch für ein wahres Christenthum gerettet werden, wenn sie sieht, daß die christliche Lehre um ihrer selbst willen auch ohne die kirchliche Ausschmückung bestehen kann. Wir nennen uns Christen, weil wir die ewigen Wahrheiten der Lehre Christi als Richtschnur

unseres Lebens anerkennen, nicht aber, weil wir die Kirchenlehre über Christus, die Erzählungen von seiner Geburt und Abstammung, seinen Thaten, seiner Auferstehung und Himmelfahrt für baare Münze nehmen. Was die in naturwissenschaftlicher und medicinischer Beziehung äußerst ungebildeten, abergläubischen Evangelisten uns Abenteuerliches durch ihre sich oft so lebhaft widersprechenden Schriften über Jesus von Nazara mittheilen, die Spukgestalt, halb Mensch, halb Gott, welche sie aus dem edelsten der Menschen, der je gelebt, gemacht haben, die künstlichen Auslegungen unklarer Bibelstellen durch spätere Kirchenlehrer, Päpste und Reformatoren — alles das streifen wir ab als nicht zur Sache gehörig, und von unserm Heiland, der für ewige Zeiten der Menschheit den idealen Weg gewiesen hat, wie sie selbst die Erde zum Paradiese umgestalten kann, machen wir uns dasjenige rein menschliche Bild, welches sich bei Zugrundelegung aller historischen Quellen und genauester Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit ergibt." — Die „Wissenschaft" hat freilich nach dieser Richtung ihr möglichstes gethan, „aber die Rufe der Reformprediger dringen nicht in das große Publikum. . . . Wie anders kann dem gebildeten Menschen Aufklärung gegeben werden über das, was die Wissenschaft über den Gründer unserer Religion in neuerer Zeit festgestellt hat?" „Hier bleibt nur der historische Roman als einziges Mittel, die Ergebnisse der gelehrten Forschung in eine für jedermann anziehende Form zu bringen. Dies habe ich versucht."

Glücklicherweise für das gläubige Volk ist dem Herrn Verfasser sein Vorhaben nicht geglückt. Wo der Ekel an der Verzerrung der heiligen Geschichte, an der Verrohung der Idealbilder Christi und seiner Mutter aufhört, da beginnt eine Langeweile, so trost- und reizlos wie eine Sahara. Für diesen Jeschuah kann sich auch nur ein verknöchertes Gelehrtenhirn, das ihn ersonnen, noch begeistern; es ist sein Ebenbild. Für die übrige Menschheit, gläubig wie ungläubig, wofern sie nur die Fahne der rein menschlichen Schönheit aufrechthält, ist dieser Roman kein Genuß. Man denke sich ein Bild Rafaels oder Murillo's neben den modernen Wereschagin, etwa seine sogenannte „heilige Familie", gehalten, und man wird denselben Eindruck gewinnen, den Herr Paul Ador mit seinen Jeschua und Miriam neben den christlichen Gestalten des Erlösers und seiner jungfräulichen Mutter macht. Die Kunst darf selbst als Kunst den traditionellen Heiland nicht aufgeben, wenn sie nicht in allerkürzester Frist versumpfen und verbauern soll. Insofern aber der Roman ein Kunstwerk sein will, darf er sich nicht mit dem Scheidewasser der negativen „Kritik" waschen und schminken. Zudem haben wir nach Lesung des Buches (d. h. mit Ueberschlagung mancher doch übermenschlich langweiligen Seite) den ganz unverwischbaren Eindruck: Wenn es mit der Solidität der „Wissenschaft" nicht besser bestellt ist, als der „Roman" voraussetzen läßt, so mag man doch lieber gleich auf die Ehre der Unwiderleglichkeit und Kritik verzichten. Es ist bisweilen possirlich, die Verrenkungen und Sprünge zu verfolgen, die der „Künstler" macht, um die Wunder unter „Abstreifung des nicht zur Sache Gehörigen" auf den naturwissenschaftlichen und medicinischen Standpunkt der „modernen Wissenschaft" zu bringen. Bei zwei Todtenerweckungen glaubt der „Dichter"

dies wirklich zu Stande gebracht zu haben, ohne den Text förmlich vor aller Augen auf den Kopf zu stellen. Bei derjenigen des Lazarus ist ihm dies sichtlich zu schwer geworden, das „jam foetet, quatriduanus est enim" war ihm doch zu stark — darum fällt gerade dieser Umstand des Wunders fort; Eleazar (Lazarus) ist wieder einem seiner epileptischen Anfälle (die Paul Ador ihm andichtet) unterlegen und im Starrkrampf begraben worden. Die Zeugen des Wunders standen natürlich auf einer zu tiefen Stufe naturwissenschaftlicher und medicinischer Kenntnisse, um unterscheiden zu können, ob der Verwesungsproceß angehoben oder nicht. Das „jam foetet" muß abgestreift werden, und als unwidersprechlicher Beleg für die Darstellung Paul Adors wird unter dem Text pflichtschuldigst citirt (Paul Ador citirt nämlich gern und viel, das gibt Vertrauen auf sein Wissen in den Augen — derer, die nicht alle werden); er citirt also: „Joh. 11, 35. Und Jesu gingen die Augen über. Da sprachen die Juden: Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt." Doch wir gerathen in Einzelheiten, und das ist unsere Absicht bei diesem Machwerk nicht im mindesten, es verdient nicht so viel. Mehr als das Buch hat uns die Aufnahme beängstigt, die es in vielen „tonangebenden Blättern" gefunden. Sähe man nur auf die Redaction dieser Zeitungen, so würde ja nichts Auffallendes in der Thatsache liegen, daß jüdische und freimaurerische Blätter nur mit Freuden ein Werk begrüßen, das die Gottheit Christi und seine Wunder aus der Welt schaffen möchte; überdenkt man dann aber die Kreise, in welchen „Frankfurter Zeitung", „Frankfurter Journal" (in diesem Punkte sind nämlich die beiden edlen Kämpen Freunde geworden wie Pilatus und Herodes), „Badische Landeszeitung", „Kieler Zeitung", „Nordhäuser Zeitung", „Fränk. Courier" ꝛc. die einzige Geistesnahrung bilden, so möchte es einem doch unheimlich werden, daß wirklich die Zahl der Christusläugner so gewaltig um uns und unter uns ist! Paul Ador schließt seine Vorrede: „Aber was uns bleibt [nach Ueberbordwerfung des Glaubens an die Gottheit Christi und an die kirchlichen Dogmen], das ist der Glaube an einen Schöpfer der Welt. Solange die Naturwissenschaft nicht den Beweis erbracht hat, daß aus Nichts Kraft, aus Nichts Stoff entstehen kann — und diesen Beweis wird sie schuldig bleiben, bis die erkaltete Erde in die ausgebrannte Sonne stürzt —, solange fordert unser Verstand die Existenz eines Schöpfers. Glauben wir, wie es Jesus von Nazara und andere Propheten vor ihm gelehrt haben, mit der ganzen Inbrunst unserer Seele, daß der Weltenschöpfer ein Gott der Liebe ist." Was werden manche Herren von der naturwissenschaftlichen Facultät wohl dazu sagen? Werden sie ihn nicht auch als „Evangelisten" behandeln, der noch auf einer niedern Stufe der „Wissenschaft" steht, und werden sie nicht nun auch ihrerseits den Schöpfergott als „nicht zur Sache gehörig" ebenso „abstreifen" wie Paul Ador den Erlösergott? Nein, Herr Ador, wer in einer Zeit, die zur Entscheidung drängt, noch vermitteln will, muß kräftigere Lungen und bessere Beweise haben. Wer nur das Christenthum Ihres Jeschua hat, wird bald die „Religion" des Atheismus umfassen; das ist die Logik. Jedenfalls aber, wir bitten hübsch darum, schreiben Sie gütigst in Zukunft etwas kurzweiligere Romane. Romane zählen ja

wohl in erster Linie zur Unterhaltungsliteratur, und Schlaf ist doch keine Unterhaltung.

Sieht man sich die drei genannten „Romane" im allgemeinen an, so ist klar, daß sie sämmtlich Charakter- und Lebensbilder Jesu sein wollen, in denen also der Heiland direct die Hauptperson, den Helden abgibt. Den Verfassern der zwei gläubigen Erzählungen, welche wir noch zu erwähnen haben, scheint recht wohl die Schwierigkeit zum Bewußtsein gekommen zu sein, die in dem directen und beständigen Hervortreten der gottmenschlichen Person lag; sie haben daher mehr oder minder den Schwerpunkt der Handlung auf andere Personen verlegt, die entweder ganz oder doch wenigstens theilweise Phantasieschöpfung sind, obwohl der Messias die eigentlichste Seele der Erzählung bildet und als solche auch überall durchgefühlt wird. Durch diesen Kunstgriff, die Größe der unbeschreiblichen Ursache durch die Größe der sinnlich wahrnehmbaren, uns näher liegenden Wirkung zum Bewußtsein zu bringen, vermeiden sie jede Gefahr, die Erhabenheit der Gottheit durch Hineinzerren in den Staub des Werkeltags zu beflecken oder zu verdunkeln.

„Der Fürst aus Davids Hause" erreicht seinen Zweck in der Weise, daß er eine Correspondenz fingirt, welche „Abina, eine Jüdin aus Alexandrien, während ihres Aufenthaltes in Jerusalem zur Zeit des Herodes mit ihrem Vater, einem reichen Juden in Aegypten, führt, und in der sie als Augenzeugin alle Begebenheiten und wunderbaren Vorfälle aus dem Leben Jesu von seiner Taufe bis zu seiner Kreuzigung berichtet". Es ist klar, daß es in diesen Briefen an kleineren und größeren Fehlern in der Schilderung des Heilandes, seiner Worte und Werke nicht fehlt; allein der Autor hat die Entschuldigung und der Leser das Bewußtsein, daß er es hier mit Schilderungen einer Jüdin zu thun hat, die also nur im großen und allgemeinen den richtigen Ton trifft. Leider — leider zieht sich aber durch das Ganze ein widerlich süßlich-pietistischer, weichlich-weibischer Ton hindurch, der jedem Manne und uns Katholiken erst recht die Sache ungenießbar macht. Die Krone der Abgeschmacktheit und Unnatur (immer im Sinne des gläubigen Katholiken) ist die Liebesgeschichte des hl. Johannes und Maria's, die noch während der Lehrjahre des Heilandes zu einer Hochzeit führt. Daneben tritt selbst die Verlobung des Lazarus mit Ruth als etwas minder Unmögliches zurück. Man denke sich: Johannes, der Lieblingsjünger des Messias, hat an der Seite seines Meisters noch Zeit und Muth — an eine ferne Geliebte zu denken und ihr feine Briefchen zu schreiben. Das ist doch gar zu sehr der verliebte sentimentale Predigtamtscandidat, um ernstlich in Betracht genommen zu werden, wo es sich um geschichtliche Charakterschilderung handelt.

Bleibt noch der beste Jesus-Roman: Ben Hur. Selbst abgesehen von den großartigen, echt amerikanischen Anpreisungen der Buchhändler hat dieses Buch in der Presse der alten und neuen Welt die begeistertste Aufnahme gefunden. In dem Lobconcerte, das sich allerwärts zu seinen Gunsten erhob, verschwanden so ziemlich die einzelnen Stimmen, die neben der verdienten Anerkennung auch dem begründeten Tadel Ausdruck verliehen. Da im Grunde kein ernstliches Interesse in Frage kam, und wir unter den begeisterten Lesern

des Romans durchaus achtungswerthe, feingebildete, ernstreligiöse Männer und Damen erblickten, haben wir uns bis heute dem Wunsch der Redaction nach einer Kritik des Buches in diesen Blättern entzogen. Bei dem gegenwärtigen Ueberblick über die Jesus-Romane überhaupt glauben wir jedoch mit unserem unmaßgeblichen Urtheil über dieses Buch nicht zurückhalten zu sollen.

„Ben Hur" steht also unserer Meinung nach literarisch und religiös hoch über dem „Fürst aus Davids Haus". Er zählt eigentlich streng genommen nicht einmal zu den Jesus-Romanen, da die Geschichte des Erlösers mit dem Gange des Romanes und den Schicksalen des Helden blutwenig zu thun hat. Das ist ein großer Vortheil und Vorzug. Trotzdem hat der Verfasser es verstanden, uns auf dem Hintergrund seiner Handlung die lichtvolle Gestalt des Heilandes zu zeigen, die um so erhabener hervorragt, je weiter sie dem Alltagsblick des Lesers entrückt ist. Nur gegen das Ende des Romans treten wir dem Erlöser selbst gegenüber, wir wohnen dem Zuge nach Golgotha und der Kreuzigung bei und müssen uns sagen, daß der Dichter hier in seiner schlichten Einfachheit (von Kleinigkeiten abgesehen) etwas ergreifend Großartiges geliefert hat. Auch das erste Auftreten des Messias, wo er dem zu den Galeeren geschleppten Helden einen Trunk Wassers reicht und ihn, ohne ein Wort zu sagen, bloß mitleidig aus seinem göttlichen Auge anschaut, ist würdig und ergreifend. Außer den von den Evangelisten überlieferten Worten redet der Heiland nur einmal und zwar bei einer ebenfalls fingirten Heilung von Aussätzigen, indem der Dichter dem Herrn bei dieser Gelegenheit das Wort in den Mund legt: „Getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen." Es ist unserer Ansicht nach entschieden zu weit gegangen, wenn der Kritiker der „Kreuzzeitung" hieraus dem Erzähler einen Vorwurf zu großer Freiheit und pietätswidriger Erfindung macht. Auch die allerseligste Jungfrau tritt zum Beginne der Erzählung auf; hier hat es nun der Verfasser wohlweislich darauf angelegt, daß sie nur dreimal zu einem kurzen, würdigen Ausspruch den Mund öffnet, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß jedes der drei Worte würdig und durchaus passend ist. Weniger passend will uns die so häufig wiederholte Pantomime des Schleierhebens erscheinen. Einige ganz begeisternde Seiten finden sich ferner, wo uns der Dichter in die Abendunterhaltungen des Juden Simonides mit seinem alten Freund und seinem jungen Herrn einführt. Die Begeisterung des alten Juden sowie die rückhaltlose Opferfreudigkeit Ben Hurs theilen sich unwillkürlich auch dem Leser mit. Ganz trefflich sind ferner die Unterhaltungen über die messianischen Weissagungen, trefflich auch die Doppelauffassung des Königthums Christi als eines weltlichen und eines geistigen.

Neben diesen Vorzügen aber leidet auch Ben Hur an solchen Schwächen, daß wir in ihm ebenso wenig als in den anderen Versuchen eine gelungene Lösung der Schwierigkeiten eines Jesus-Romanes erblicken. Wir reden hier weniger von den technischen Mängeln, dem Deus ex machina des fallenden Steines, der Ziel- und Zwecklosigkeit der Hur'schen Unternehmungen, dem nach allem Vorhergehenden wirklich kleinlichen, nahezu beleidigend idyllischen Abschluß,

dem allzu breiten Sichhineindrängen der Wettkämpfe ꝛc. ꝛc., wir möchten bloß in religiöser Hinsicht von einer der Hauptfiguren des Romanes, von dem Weisen Balthasar reden. Daß dieser Gottbegnadigte gleich nach dem Besuch in Bethlehem hingeht, ein Weib nimmt und eine Tochter zeugt, mit der er dann später das Land befährt: daß er, statt sich um die Aufführung dieser unbeschreiblich koketten Tochter, die sich über ihn selbst lustig macht, zu kümmern, beständig mit seinen Visionen und Träumen beschäftigt ist, die ja alle recht gut und vielleicht echt, aber unter diesen Umständen doch etwas verächtlich sind: das nimmt in den Augen jedes nüchternen gläubigen Lesers jener Hauptgestalt den vom Dichter beabsichtigten Nimbus. Ueber die Einführung der drei Weisen zu Anfang des Romans dürften überhaupt die Urtheile recht verschieden lauten; der kirchlichen Tradition widerspricht es jedenfalls, daß einer derselben ein Grieche war. Doch das nur nebenbei. Im allgemeinen meinen wir entgegen den begeisterten Anpreisungen des Buches auch von katholischer Seite: Ben Hur ist zwar der beste Jesus-Roman, den wir kennen, auch beleidigt er nirgends in schroffer Weise die evangelische Wahrheit und, von der Person Balthasars abgesehen, das katholische Gefühl — ein Katholik mag sogar manche Seite mit wahrer religiöser Erbauung lesen —; aber ein in sich abgerundetes Kunstwerk, ein eigentlicher Jesus-Roman von dauerndem Werthe ist auch Ben Hur nicht, und gerade sein Beispiel sollte alle Nachfolger von dem fruchtlosen Versuch eines solchen Romans abschrecken. Wer den Evangelien nicht glaubt, wird durch einen Roman nicht bekehrt werden. *Dem wahren Gläubigen aber wird jede Erdichtung, besonders jede Verbrämung mit romanhaften Zuthaten in Gegenwart der ewigen Wahrheit und Liebe als eine Beleidigung des Heiligen erscheinen.*

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Cursus Scripturae Sacrae, auctoribus **R. Cornely, J. Knabenbauer, Fr. de Hummelauer** aliisque S. J. presbyteris.

Historica et critica Introductio in U. T. Libros Sacros, auctore R. Cornely. Vol. II. 1: Introductio specialis in historicos veteris Testam. libros. 484 p. in 8°. — Vol. II. 2: Introductio specialis in didacticos et propheticos V. T. libros. 632 p. in 8°. Parisiis, P. Lethielleux, 1887. Preis: *Frcs.* 18.

Historicae et criticae Introductionis in U. T. Libros Sacros Compendium s. theologiae auditoribus accommodatum, auctore **R. Cornely** S. J. 646 p. in 8°. Parisiis, P. Lethielleux, 1889. Preis: *Frcs.* 9.

Das Unternehmen des Cursus Scripturae Sacrae, dessen Leistungen schon einigemal in dieser Zeitschrift besprochen wurden, schreitet rüstig voran. Ueber die Einleitung in die heiligen Bücher, deren Bearbeitung P. Cornely übernommen hat, wurde bisher in Bd. XXIX, S. 442 ff., und Bd. XXXI, S. 197 ff. berichtet. Dieser Bericht erstreckte sich über die allgemeine Einleitung und über die specielle Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments. Hier vervollständigen wir den Bericht, indem wir die specielle Einleitung in die Bücher des Alten Testaments zur Besprechung heranziehen. Wir fügen dem einige Worte bei über das jüngst erschienene Compendium, in welchem der Verfasser die allgemeine und die besondere Einleitung der Bücher des Alten und des Neuen Testaments in gedrängter Kürze zusammenfaßt, müssen dabei aber sofort bemerken, daß dieses Compendium außerhalb des Rahmens des Cursus Scripturae Sacrae steht.

Ueber den Doppelband der speciellen Einleitung in die Bücher des Alten Testaments läßt sich ungefähr dasselbe sagen, was schon über seine Vorgänger berichtet wurde, so daß es unnütz erscheinen möchte, darauf ausführlich zurückzukommen. Dieselbe Gründlichkeit und Ausführlichkeit im positiven Nachweis der Authentie und Unversehrtheit der Heiligen Schrift und ihrer einzelnen Bücher, dieselbe Schlagfertigkeit und siegreiche Abwehr der Einwürfe des Unglaubens, dieselbe Klarheit und Verständlichkeit in der summarischen Angabe und Skizzirung des Inhaltes der betreffenden Bücher stellen die jetzigen beiden Bände den früher erschienenen ebenbürtig zur Seite.

Der Verfasser hat sich sehr genau bekannt gemacht mit all den scheinbaren und unscheinbaren Einwürfen, welche eine ungläubige Kritik gegen die heiligen Schriften erhoben hat und erhebt, sowie auch mit den glücklichen oder weniger glücklichen Lösungsversuchen mancher dahingehörigen Fragen und Schwierigkeiten, welche vom gläubigen Standpunkte aus gemacht worden sind: von all den großsprecherischen Reden der Gegner, welche von vornherein alle aus dem Kreise der „wissenschaftlich Gebildeten" auszustoßen gewillt sind, die noch so viel Vernunft bewahrt haben, daß sie eine göttliche Offenbarung an die Menschheit nicht für vernunftwidrig halten, läßt der Verfasser sich nicht imponiren, sondern legt schonungslos, wiewohl in ruhiger, sachlich gehaltener Sprache, all das Fade und Lächerliche dar, welches die Gegner ihrem Unglauben zulieb verschlucken müssen. Von den heutigen Fahnenträgern der rationalistischen Bibelkritik werden besonders Reuß und Wellhausen eingehend berücksichtigt. In linguistischer und archäologischer Hinsicht zeigt sich P. Cornely seinen Gegnern durchaus gewachsen, in kritischer und exegetischer Beziehung, im logischen Denken, in Zergliederung und Zusammenfassung seines Stoffes ist er ihnen weit überlegen. Der katholische Leser erhält nicht bloß eine gründliche Vertheidigung der Quellen und Grundlagen seines heiligen Glaubens, sondern auch eine recht werthvolle Bereicherung für das positive Verständniß der Heiligen Schrift. Ein Werk, wie das vorliegende, setzt beim Verfasser eine gründliche Kenntniß aller einzelnen heiligen Bücher voraus; fast möchte man sagen, derselbe müsse sich schon den Stoff zu einem vollständigen Commentar angeeignet haben, um über alle die Punkte, welche er zur Sprache bringt, ein so sicheres und genaues Urtheil abgeben zu können.

In dem *ersten* der oben bezeichneten Bände werden der Pentateuch, das Buch Josua, das der Richter, Ruth, die Bücher der Könige, Paralipomena, Esdras, dann die Bücher Tobias, Judith, Esther und der Machabäer besprochen. Verhältnißmäßig am ausführlichsten wird vom Pentateuch gehandelt; es entfallen auf ihn volle 169 Seiten. Mit Recht. Keines der hier genannten Bücher ist so sehr angefeindet worden, wie es die des Pentateuchs sind; mit ihm steht und fällt die Göttlichkeit des Alten Bundes; darum mußte vor allem seine Authentie dargethan werden. Recht augenfällig wird denn auch unter anderm die Willkürlichkeit der sogen. Elohisten- und Jahvisten-Hypothese betreffs der verschiedenen Stücke der Genesis und der aus jener Hypothese hergeleiteten Folgerungen aufgedeckt; ferner das willkürliche Erklären von Ausdrücken, von geographischen, geschichtlichen, politischen Notizen, als späterer Zeit entstammend, die Unverfrorenheit, mit welcher Gegensätze in den heiligen Text hineingedeutet werden, die ganze Leichtwerthigkeit der Gründe, welche eine nachmosaische oder gar nachexilische Abfassung des Pentateuchs oder seiner Theile darthun sollen.

Auch nur mit ein paar Worten einen hervorstechenden Punkt aus der Behandlung all der einzelnen heiligen Bücher herausheben wollen, würde zu weit führen. Wir beschränken uns auf ein Beispiel, welches den Fleiß und die Sorgfalt beleuchtet, mit welcher der Verfasser allen Schwierigkeiten nachgegangen ist. Für das Büchlein Judith ist bekanntlich die Zeitbestimmung

der dort erzählten geschichtlichen Episode eine der größten Schwierigkeiten. Uns will scheinen, daß die Lösung, welche P. Cornely gibt (S. 402—410), in ganz befriedigender Weise die geschichtliche und geographische Schwierigkeit beseitigt. Er spricht sich für die Ansicht aus, daß die geschichtliche Thatsache, welche das Buch Judith berichtet, gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr., gegen Ende der Regierungszeit des Königs Manasses falle; mit dem Nabuchodonosor des Buches sei der assyrische König Asurbanipal (667—626) gemeint. Die einzige ernste Schwierigkeit, welche gegen diese Erklärung sich erhebt, nämlich daß der am Ende des Buches erwähnte lange Friede, welcher über den Tod der im Alter von 105 Jahren verschiedenen Heldin hin soll gedauert haben, auf einen Zeitraum von 40 Jahren müßte beschränkt bleiben, löst unser Exeget durch die Annahme eines Schreibfehlers in der Zahl 105. Der Annahme eines solchen Fehlers auch in den heiligen Schriften steht an sich nichts im Wege; wenn ein etwaiges קי (105) in סי (65) geändert werden darf (wohl ein Druckfehler statt קה und סה, wie es auch wirklich im Compendium verbessert ist), dann läßt sich alles mit der gegebenen Erklärung in Einklang bringen.

Dem zweiten oben bezeichneten Bande fällt die Behandlung kaum weniger bedeutsamer, in gewissem Sinne noch bedeutsamerer Bücher zu: es sind die prophetischen und die didaktischen Bücher des Alten Bundes. Außer der Lösung der gewöhnlichen einleitenden Fragen für die einzelnen unter die genannte Kategorie fallenden heiligen Schriften bietet dieser Band noch andere werthvolle Erörterungen, welche freilich mit den beregten Fragen in Zusammenhang stehen. Wir rechnen hierher die Abhandlung über die heilige Poesie der Hebräer und jene über das Prophetenamt des Alten Bundes und dessen Bedeutung.

Wie am Pentateuch, so hat sich auch vorzugsweise an den Prophezeiungen Isaias' die ungläubige Kritik versucht; mit der Authentie jener Prophezeiungen ist das Christenthum allzu klar bewiesen. P. Cornely hat demgemäß dem Propheten Isaias verhältnißmäßig die Bedeutung zukommen lassen, wie im vorigen Bande dem Pentateuch. Je ungereimter und werthloser die Einwürfe der Gegner sind, desto schwerer wird es manchmal, dieselben packend zu widerlegen. P. Cornely geht zwar nicht auf jeden einzelnen kleinlichen Einwand ein, jedoch insoweit, um zur vollen Genüge die ganze Haltlosigkeit der Stellung der Gegner zu zeigen, welche einem Schriftsteller, der fast drei Jahrtausende vor ihnen gelebt hat, nachspüren und vorschreiben wollen, welche Ausdrücke er hätte brauchen, welche Stilübungen er hätte anstellen sollen, um sie zu befriedigen; er zeigt die volle Harmonie zwischen dem sogen. zweiten Theile des Isaias und dem ersten; die Verschiedenheit der Ausdrucks- und Sprachweise klärt er hinlänglich auf durch den Hinweis auf die Verschiedenheit des behandelten Gegenstandes. Sehr lehrreich ist der Nachweis (S. 347 u. 351), daß die späteren Propheten eine Sammlung der Prophezeiungen des Isaias schon vor sich hatten; es ist das eine werthvolle Stütze für die Authentie der letzteren. — In ähnlicher Weise wie Isaias, wenn auch nicht immer mit derselben Ausführlichkeit, werden die anderen Bücher behandelt. Nur bei einem

einzigen Büchlein, dem Hohen Liede, wird insofern eine Ausnahme gemacht, als der Verfasser bei der Einleitung auf eine Analyse des Buches und Skizzirung seines Inhaltes verzichtet. Der Grund ist ziemlich einleuchtend. Um den Ideengang dieses so dunkeln und geheimnißvollen Büchleins anzugeben, müßte der Sinn der einzelnen Partien nicht nur ihm selber feststehen, sondern auch für den Leser einigermaßen bewiesen sein: das läßt sich aber für dieses Stück der Heiligen Schrift ohne eingehenden Einzelcommentar nicht leisten. Nur soviel sagt und beweist P. Cornely, daß nach der ganzen kirchlichen Tradition das Hohelied weder wörtlich noch typisch, sondern rein allegorisch aufzufassen sei; es behandle das mystisch-bräutliche Verhältniß Christi zu seiner Kirche; infolge dessen könne und müsse es auch vom Verhältniß Christi zu den einzelnen heiligen Seelen, namentlich zu seiner heiligsten Mutter, aufgefaßt werden. Wir können der diesbezüglichen Bemerkung (S. 192) nur beistimmen, möchten es sogar noch mehr betonen, daß es mehr als ein bloß „angewandter Sinn" ist, wenn die hauptsächlichsten Stellen auf die seligste Jungfrau bezogen werden. Das Verhältniß Christi zur Kirche wird eben geschildert, wie es nach dem Plane Christi sein soll; dieser Plan wird in der seligsten Jungfrau am vollkommensten, ja vollkommen in ihr allein, verwirklicht; alles Hohe und Erhabene, was von der Beziehung Christi zur Kirche gesagt wird, muß daher im vollsten und wahrsten Sinne von Maria gelten.

Zum Schlusse noch ein Wort über das Compendium. Der vollständige Cursus Scripturae Sacrae hat vier Bände Einleitung geliefert. Das ist eine erschöpfende Arbeit und eine Bereicherung unserer exegetischen Literatur; aus ihr kann der Leser für seinen Gebrauch sich über die einschlägigen Fragen vollkommen Raths erholen. Aber als Grundlage etwa bei akademischen Vorlesungen oder überhaupt für den ersten Unterricht der Theologie-Studirenden sind die vier Bände zu umfangreich, wenn man nicht über Gebühr mit Schädigung der anderen theologischen Lehrfächer das Studium der Exegese ausdehnen will. Deshalb hat der Verfasser eine für das Studium der Exegese sehr dankenswerthe Aufgabe erfüllt, daß er die vier Bände in einen mäßigen Band compendiös zusammengefaßt hat. Derselbe schließt sich eng an das größere Werk und dessen einzelne Paragraphen an; er gibt das Wesentliche sehr genau und klar und übersichtlich wieder. Wer zuerst zu dem Compendium greift und es mit Muße durchliest, der dürfte sich betreffs der einleitenden Fragen so sehr befriedigt fühlen, daß er kaum glauben möchte, sein Wissen könne noch so viel Mängel und Lücken aufweisen: erst wenn er dann die vier Bände studirt, wird er gewahr, wie manches noch ergänzt und erweitert werden konnte. Zum ersten Studium können wir unbedingt das Compendium warm empfehlen. Aug. Lehmkuhl S. J.

Beiträge zu der Geschichte des großen Schisma's. Von Dr. Scheuffgen, Domprobst. 132 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 2.

Das große abendländische Schisma gehört zu denjenigen Partieen der Geschichte, welche sich gegenwärtig einer besondern Berücksichtigung von seiten der historischen Forschung erfreuen, und das mit Recht. Es gibt der dunklen Punkte

dieser Zeit nur zu viele, welche der Aufhellung bedürfen. Wir sind daher dem Verfasser obengenannter Schrift dafür dankbar, daß er Abhandlungen hervorragender und vielbesprochener Männer dieser kritischen Periode der Kirchengeschichte in den Bereich seiner Untersuchung gezogen hat. Welche Auswahl er unter ihnen hierbei getroffen und von welcher Bedeutung sie sind, zeigt uns schon die kurze Inhaltsangabe der einzelnen Kapitel: 1. Die Entstehung des Schisma's. Die Universität Paris. 2. Die Rechtmäßigkeit der Wahl Urbans VI. 3. Heinrich Hembuche von Langenstein. Die Epistola Pacis. 4. Die Reform in der Kirche. Das Consilium Pacis. 5. Konrad von Gelnhausen. Die Epistola Concordiae. 6. Vorläufer des Pisanischen Concils. Matthäus von Cracovia. Franz von Zabarella.

Es würde uns zu weit führen, über alle in Anregung gebrachten Fragepunkte uns zu verbreiten; auch ist von anderer Seite das Verdienst dieser Arbeit im allgemeinen schon hervorgehoben worden. Beginnen wir mit dem an letzter Stelle genannten Cardinal Zabarella († 26. September 1417). Seinen Tractat „De Schismate sui temporis" hatte der Verfasser ursprünglich allein als Gegenstand seiner Studien in Aussicht genommen. Schon der Name des berühmten Paduaners erregt Interesse, wenn man auch Scheuffgen in der preisenden Beurtheilung des Mannes nicht durchweg beipflichtet. Richtig bezeichnet er ihn als Vorläufer des Pisanischen Concils und ebenso richtig dieses selbst als „revolutionär". Von Johann XXIII., dem Nachfolger des zu Pisa gewählten Alexander V., nahm Zabarella (1411) die Cardinalswürde an; kaum vier Jahre später nahm er an dessen Absetzung theil. Zur Tilgung des Schisma's hielt er überhaupt eine Theorie über die Vollgewalt der Konstanzer Synode für gestattet, deren consequente Durchführung nach der Bemerkung Scheuffgens die Grundlagen der kirchlichen Verfassung zerstört haben würde. Daß er zu derselben zu Konstanz sich nicht verstanden, wurde deshalb von Lorenz mit Unrecht ihm als schwachmüthiges Verhalten zum Vorwurf gemacht. Was nun Zweck und Inhalt seiner Schrift „De Schismate" betrifft, so ist dieser bei ihm, von Matthäus v. Cracov abgesehen, wie bei allen anderen oben angeführten Autoren derselbe, wie nämlich dem Schisma durch ein allgemeines Concil ein Ende gemacht werden könne. Wir sagen: von Matthäus v. Cracov abgesehen; denn bezüglich der angeblich von ihm verfaßten Schmähschrift De squaloribus curiae Romaniae ist alles so unsicher, daß wir sie füglich ganz beiseite lassen können. Wie soll sie Matthäus Bischof von Worms (1405—1410) verfaßt haben, da in ihr von Johann XXIII. und Martin V. die Rede ist? Auch Scheuffgen weiß die sich erhebenden Schwierigkeiten nicht recht zu lösen. Kehren wir also zu Zabarella zurück. Bis jetzt wurde sein Tractat als ein Ganzes gedruckt; bereits Schwab und Lenz haben aber darauf hingedeutet, daß es sich bei ihm um mehrere handle. Aus der Vergleichung der Handschriften ergab sich nun Scheuffgen klar, daß derselbe in drei zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Veranlassungen geschriebene Tractate zerfalle. Der erste ist, wie er zeigt, unter Papst Bonifaz IX. entweder um 1397—1398 oder 1403 geschrieben. Da aber eine von Scheuffgen selbst erwähnte Breslauer Handschrift am Schlusse dieses

Tractats das Datum 1403 penultim. decembr. enthält, so ist an diesem festzuhalten und das um so mehr, als eine von Finke[1] angeführte Wolfenbütteler Handschrift dasselbe Datum gibt. Der zweite ist nach Scheuffgen in der Zeit vom 17. Februar 1405 bis Anfang 1406, der dritte jedenfalls im Jahre 1408 geschrieben; die von ihm gegen die genauere Datirung 4. November 1408 einer Trierer Handschrift erhobenen Zweifel dürften sich gleichfalls als unbegründet erweisen, da inzwischen von Finke eingesehene Bonner und Münchener Handschriften und ein römischer Codex alle dieselbe Datirung tragen. So gewinnen wir bedeutend mehr Licht über den Verlauf der Ereignisse.

Die Stellung, welche Zabarella dem Concil den Päpsten gegenüber vindicirt, hat Anlaß gegeben, ihn und andere hochangesehene Katholiken, welche in mehr oder minder hohem Grade ähnliche Ansichten zu Tage gefördert haben, wie Heinrich v. Langenstein, zu den Vorläufern der Reformation zu zählen, ja ihnen einen „evangelischen" Charakter beizumessen. Hierbei ist jedoch das wesentliche distinctive Moment ihrer Schriften gänzlich außer Acht gelassen; man hat eine nur hypothetisch und exceptionell zulässige, durch die Noth der Umstände aufgedrängte Theorie mit der formellen allgemeinen Lehre verwechselt. Man halte sich doch stets die Lage der Kirche und die Verwirrung der Geister in damaliger Zeit vor Augen. Dadurch, daß Frankreich die Sache des von den abtrünnigen Cardinälen erwählten Afterpapstes Clemens VII. zu der seinigen gemacht, auch andere Staaten seinem Beispiele gefolgt waren, hatten sie sich in eine Sackgasse verrannt, aus der sich kein Ausweg mehr eröffnen wollte. Wahrlich mit der Anstiftung dieses heillosen Schisma's trat wie sonst nirgends die Wahrheit jener Worte zu Tage: Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Wären die Folgen nicht gar so unselig traurig gewesen, so könnte man sich ergötzen, wenn man an alle die Machinationen und Intriguen und Winkelzüge, an alle die Kreuz- und Querwege denkt, die man ersonnen, um den Folgen der eigenen Handlungsweise zu entrinnen. Das eigene Unrecht einzugestehen konnte man sich nie entschließen. Urban VI. andererseits und seine Nachfolger fußten auf ihrem Rechte; war Gregor XII. vorher Papst, ließ der deutsche König Ruprecht im After-Concil von Pisa sagen, wann hat er denn aufgehört, es zu sein? — Wie war da Einheit herzustellen? Salus publica suprema lex, dieser Grundsatz schien hier am rechten Platze; helfe, was nur immer helfen kann! Was immer dem Schisma ein Ende machte und was immer die Nothwendigkeit erheischte, galt in diesem Falle als Recht und Gesetz. Nun meinte man, ein allgemeines Concil, auch ohne den Papst, sei das einzige Mittel, dem Schisma ein Ende zu machen, dies sei also nothwendig zu berufen, ihm der oberste Entscheid zu überlassen. Daher der immer mehr und mehr um sich greifende Ruf nach dem Concil als oberstem Richter.

Dazu kommt ein zweiter Umstand. Mit der längern Dauer des Schisma's hatte die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit der Wahl Urbans VI. und

[1] Literar. Handweiser 1889. Sp. 285.

seiner Nachfolger vielmehr verloren als gewonnen. Der Einfluß Frankreichs und seiner Pariser Universität, die Politik von Fürsten und Königen und Republiken, welche Fragen des heiligsten Rechtes nur nach ihrem eigenen Interesse beurtheilten, die Gewandtheit der Avignoner Päpste, die von ihrer Seite ausgehenden Schriften, die Macht des Erfolges, der Verlauf der Zeit, alles hatte dazu beigetragen, was vordem unschwer zu erkennen war, zu verdunkeln. Wie nun, wenn sich keine volle Sicherheit weder für den einen noch für den andern Papst erzielen ließ? Ein zweifelhafter Papst, sagte man sich, ist kein Papst. Daher wiederum der Ruf nach dem Concil, welches bei der Spaltung der Cardinäle und der Christenheit allein im Stande sei, mit Beseitigung der (zweifelhaften) Päpste einen neuen zu erwählen. Weil aber eben diese Theorie neu war und exceptionell, geeignet in Umsturz des legalen Rechtes auszuarten, von der andern Seite auch als unberechtigt zurückgewiesen wurde, schrieb Zabarella wiederholt für die Berechtigung und Nothwendigkeit des allgemeinen Concils. Scheuffgen gibt uns den Inhalt seiner zuerst 1566 von Schard, dann 1609 zugleich mit den Schriften Dietrichs von Niem gedruckten Abhandlung. Es ist aus ihr unschwer zu ersehen, daß seine Doctrin nur im beschränkten, von uns bezeichneten Sinn sich ergeht. Jenen, welche gleichwohl ihn als „evangelischen" Zeugen der Wahrheit in Anspruch nehmen, geben wir mit Scheuffgen aus ihr folgendes schöne, ihn hinlänglich kennzeichnende Argument zur Erwägung: Wie, wenn der Papst ein Ketzer ist? ein ketzerischer Papst könnte aus seinen Gesinnungsgenossen Cardinäle, und diese wieder einen Ketzer zum Papste machen, und so könnte die ganze Kirche in Irrthum geführt werden. Das, erwiedert er, *das wird niemals eintreten*, denn der Heiland hat für seine Kirche gebetet, auf daß ihr Glaube nicht wanke.

Vor Zabarella schrieben Heinrich von Langenstein und Konrad von Gelnhausen für die Berufung eines Concils. Des letztern, Professors an der Universität Paris, später Kanzlers an der Universität Heidelberg und Propstes von Worms, Epistola concordiae, an den König Karl V. von Frankreich gerichtet, erschien bei Lebzeiten dieses Königs († 16. September 1380), wie Scheuffgen nachweist, mithin vor Heinrichs von Langenstein im Jahre 1381 veröffentlichtem Consilium pacis; auch berichtigt der Verfasser manches Irrige neuerer Historiker und bespricht in eingehender Untersuchung das Verhältniß der beiden Schriften. Beide, Heinrich von Langenstein und Konrad von Gelnhausen, haben für denselben Zweck, beide in demselben Sinn, zum Theil selbst ganz mit denselben Worten geschrieben, letzterer zunächst für den König von Frankreich auf dessen Verlangen, ersterer für weitere Kreise. Wenden wir uns daher sogleich auch zu diesem.

Heinrich Hembuche, d. i. Heimbuch in der Nähe von Langenstein in Hessen, daher Heinrich von Hessen genannt, in Paris 1363 zum Licentiaten in artibus promovirt, dann Baccalaureus der Theologie, war auch Mitglied der Sorbonne und Vicekanzler der Universität Paris. Er zeichnete sich aus durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, docirte Philosophie und Theologie und ward selbst als „angesehenster deutscher Theolog jener

Zeit“ [1] gepriesen; sogar in Mathematik und Astronomie hatte er sich einen Namen gemacht. Zeugniß seiner vielseitigen Bildung geben seine zahlreichen Schriften, einen langen Katalog derselben hat schon Fabricius [2] zusammengestellt. Da er häufig mit seinem gleichnamigen Zeitgenossen, Heinrich von Hessen dem Jüngern, spätern Rector der Universität Heidelberg († als Karthäuser im Jahre 1428) verwechselt worden ist, war dieser Katalog zu sichten und zu revidiren, dazu das in den Bibliotheken zerstreute handschriftliche Material herbeizuziehen. Dem was Hartwig, Aschbach, Lorenz, Pastor, Roth hierfür geleistet, reiht sich die Arbeit Scheuffgens würdig an.

Daß sich demnach Langenstein eines hohen Ansehens zu Paris zu erfreuen hatte, ist leicht zu ermessen. In der That finden wir ihn auch zweimal von der englischen Nation, zu welcher die deutsche zählte, auserwählt, sie zu vertreten, einmal bei einer Gesandtschaft an den Papst Urban V. im Jahre 1370, das anderemal bei jener an Kaiser Karl IV., als dieser im Januar 1378 in Frankreich war; die Angabe, daß er auch bei der Deputation der Pariser Universität gewesen, welche Papst Urban VI. nach seiner Wahl zum Papste 1378 empfing, hat Scheuffgen berichtigt. Und Voigt steht sogar nicht an, freilich mit Uebertreibung, ihn den Tonangeber unter den Pariser Theologen zu nennen. Das war die Stellung und Bedeutung eines Mannes zu Paris unter den möglichst kritischen Umständen. Die mit Urban VI. und seinen Reformen unzufriedenen französischen Cardinäle hatten ihr Schisma ausgebrütet, die Wahl Urbans VI. als von Furcht erzwungen für ungiltig erklärt, Clemens VII. erwählt und dieser (in der Fastenzeit 1379) drei französische Cardinäle an König Karl V. gesandt, um Frankreich auf seine Seite zu ziehen. Der französische Hof, welcher die Rückkehr der Päpste von Avignon nach Rom schon mit den ungünstigsten Augen angesehen, konnte die Wahl eines Papstes, der wieder zu Avignon residirte, nur freudig begrüßen; es fiel nicht schwer, ihn für Clemens VII. günstig zu stimmen, und eine vom König berufene Versammlung von Bischöfen, Prälaten und Gottesgelehrten hatte sich schon am 16. November 1378 in demselben Sinne entschieden. Aber es fehlte ein wichtiger Factor, die Zustimmung der Universität Paris; war diese doch die angesehenste Körperschaft des Reiches, der Glanz und die Zierde Frankreichs, repräsentirte sie doch die Intelligenz, rühmt Langenstein selbst sie doch als die Sonne der Weisheit und als die Quelle der Weisheit, welche in die ganze Welt zahlreiche Gelehrte, die Kraft des Erdkreises, sendet. Diese forderte nun der König auf, sich für Clemens VII. zu erklären, und das gegen Papst Urban VI., welchen die ganze christliche Kirche einstimmig ohne Widerspruch als rechtmäßigen Papst anerkannt hatte. Welche Verantwortlichkeit trat da vor die Pariser Professoren! Sollte wirklich die verlangte Erklärung gegeben und dem Schisma mit seiner die Kirche und den Staat in ihren Grundlagen zerrüttenden Verwirrung für eine unabsehbare Zeit Thür und Thor geöffnet werden? Der Moment war entscheidend, und beide, Heinrich

[1] Pastor, Geschichte der Päpste I, 121; vgl. S. 719.

[2] Fabricii, Bibliotheca latina, ed. Mansi 1794, III, 216—220.

von Langenstein und Konrad von Gelnhausen, waren bei der Entscheidung der Frage betheiligt. Unter diesen Umständen verfaßten sie ihre Tractate, Konrad die bereits angeführte Epistola concordiae, Heinrich zuerst 1379 die Epistola pacis, dann 1381 das Consilium pacis. Die Epistola pacis, ein offener Brief zur Wiederherstellung des Friedens und der Einheit in der Kirche, ist nie edirt worden; Scheuffgen gibt nun aus dem in einem Erfurter Codex befindlichen Texte einen Auszug; wir haben ihn mit großem Interesse gelesen, und eben dieses Interesse legte uns den Wunsch nahe, Scheuffgen möchte statt dieses und der übrigen deutschen Auszüge den ganzen lateinischen Text publicirt haben; bei historischen Forschungen kommt es oft genug darauf an, exact die eigenen Worte der Quelle selbst, sowie ihren engern und weitern Zusammenhang vor sich zu haben.

Das einzige Mittel zur Verhütung des Schisma's ist nach unseren beiden Theologen die Entscheidung eines allgemeinen Concils. Das Verständniß ihrer Beweisführung erheischte eine eingehende Darstellung der Wahlen Urbans VI. und Clemens' VII. und der damaligen Lage Frankreichs; Scheuffgen hat sie deshalb in seinen zwei ersten Kapiteln vorausgeschickt. Wie erklärt sich der Appell an ein ökumenisches Concil behufs der Entscheidung einer so einfachen Sache? Das ist die Frage. Thatsächlich gestaltet sich ihre Lösung doch nicht so einfach; die französischen Cardinäle ließen nichts unversucht, ihre Handlungsweise zu rechtfertigen, und sie allein wurden in Frankreich gehört; so war denn dort auch der Erfolg auf ihrer Seite. Wie dies ihnen gelang und von entgegengesetzter Seite den Vorschlag zum Concil zur Folge hatte, zeigt Scheuffgens Kapitel: Die Rechtmäßigkeit der Wahl Urbans VI. Liest man diesen Titel, so erwartet man, das Wichtigste zum Beweis derselben beigebracht zu finden; statt dessen hat der Verfasser zum Verständniß der französischen Anschauungen das Stärkste, was sich für Clemens VII. vorbringen läßt, ohne die entkräftenden Momente, zusammengestellt. Er that es nicht etwa, um Urbans VI. Rechtmäßigkeit in Zweifel zu ziehen, denn sie gilt auch ihm als sicher, sondern offenbar um den Appell ans Concil erklärlich finden zu lassen. Wir hätten aber gewünscht, daß er dies offen ausgedrückt hätte. Wenn er z. B. des Cardinals von Aigrefeuille Worte anführt: „Wir können uns nicht aussprechen, bis wir uns an einem sichern Orte befinden", warum gibt er uns nicht auch desselben Antwort[1] auf die Frage eines Bischofs, der ihn bei dem Heil seiner Seele gebeten, ihm die Wahrheit zu sagen: „Wahrhaftig, seit Petrus sitzt niemand mit größerm Rechte auf seinem Stuhle als dieser Urban"?

Eine eigentliche Ungewißheit darüber, wo das Recht war, lag sicherlich auch bei Langenstein nicht vor. Er gibt uns zwar in einem Zwiegespräch

[1] Pastor a. a. O. I, 639, nach einem Vaticanischen Msc.: Supplicavi, quod diceret mihi veritatem pro salute animae meae, quia non intendebam adorare tamquam vicarium Jesu Christi, et de hoc protestabam tamquam in die judicii mihi redderet rationem. Ipse autem respondit mihi: Vide, non dubites, quia pro certo a tempore S. Petri citra non sedet aliquis in sede sua magis juste quam iste. Ideo male facis tantum tardare.

zwischen einem Urbanisten und einem Clementisten Gründe pro et contra nach beiden Seiten, doch sind sie derart abgefaßt, daß sie den richtigen Standpunkt unschwer erkennen lassen. Mit welcher Kraft werden des Clementisten Behauptungen zurückgewiesen! Als im Jahre 1381 eine ungarische Gesandtschaft den König von Frankreich von dem Rechte Urbans VI. zu überzeugen suchte, ward ihr erwiedert[1]: Die Cardinäle sind es, welche das Zeugniß über die Wahl abzugeben haben, sie sind es, welche in dieser Sache das Schiff Petri zu leiten haben, sie haben sich einstimmig für Clemens erklärt; es ist absurd anzunehmen, so viele hätten uneingedenk ihres Heiles sich eine Lüge erlaubt, also ist unbedingt an ihm festzuhalten. Das war der ständige Refrain, mit dem der Pariser Hof jede weitere Discussion zurückwies, dies das Hauptargument unseres Clementisten, dies ist auch von Scheuffgen mit einem bestechenden Schein verwerthet worden. Was antworten unsere beiden Theologen?[2] Auch Cardinäle können irren, sie können lügen, können sich widersprechen und haben schriftlich und mündlich sich widersprochen. Es schenkt ihnen in anderen Ländern niemand Glauben, und hier in Frankreich sind die meisten nur äußerlich für Clemens, weil sie müssen. Das christliche Volk fühlt das Richtige unwillkürlich, es verabscheut ihre Haltung und hängt an Urban VI. Siehe dir die Anhänger der beiden Päpste an: alle unparteiischen, leidenschafts- und interesselosen Leute stehen auf Urbans Seite, die öffentliche Meinung ist ganz entschieden für ihn. Allerdings *solange* kein Grund vorliegt, der berechtigt, an den Aussagen der Cardinäle zu zweifeln, muß man ihnen Glauben schenken; hier aber ist das Gegentheil der Fall; denn sie haben Urban VI. gewählt und gekrönt, sind mehrere Monate bei ihm geblieben, haben von ihm Beneficien und Würden für sich und ihre Freunde verlangt und jetzt — schwören sie, er sei nicht Papst.

Auch den Hauptgrund, welcher zu Gunsten Clemens' und der Cardinäle vorgebracht wurde, nur Furcht und Zwang habe sie zur Wahl Urbans VI. bestimmt, läßt Langenstein nicht gelten; noch weniger den Einwand, nur Furcht habe sie bestimmt, mehrere Monate lang Urban VI. alle Ehrenbezeugungen zu erweisen, welche ihm als Papst zukamen. Es wäre ihnen, erwiederte er unter vielem andern, doch wohl ein leichtes gewesen, durch geheime Boten oder vertraute Briefe bei Königen und Nationen zu protestiren und ihre Lage zu erklären; sie haben aber im Gegentheile an die Avignoner Cardinäle und an Fürsten und Bekannte geschrieben, daß sie den besten Papst gewählt haben via Spiritus sancti. Auf der Seite Clemens' VII. hat man bekanntlich diesen entscheidenden Beweis dadurch zu entkräften gesucht, daß man sich auf einen Cardinal berief, welcher gleich nach der Wahl dem Könige von Frankreich geschrieben, er möge keinen Berichten Glauben schenken. Von Langenstein erfahren wir, welcher dieser Cardinal gewesen sein soll; es war der Cardinal von Amiens, de la Grange, welcher bei der Papstwahl gar nicht zugegen gewesen ist! Diese fand am 8. April 1378 statt, der Cardinal kam erst am

[1] Chronique du Religieux de St. Denys, éd. Paris 1839, I, 80.

[2] Scheuffgen S. 47. 49. 50—51. 52. 67. 70. 78. 80—81.

25. April von Pisa nach Rom; ein Datum seines Briefes hat man klüglich niemals gegeben, und der König von Frankreich selbst hat sich niemals auf dieses Document berufen. Am 19. April, einen Tag nach der Krönung, berichteten die Cardinäle zu Rom den zu Avignon befindlichen ihre freie einstimmige Wahl Urbans VI., dasselbe meldeten sie dem Kaiser Karl IV., dann allen Königen, den regierenden Fürsten und den Republiken Italiens. Aber hat auch der Cardinal von Amiens in diesem Sinne nach Paris geschrieben, so ist das ein einzelner; es wäre aber, sagt Langenstein, die Pflicht der Gesammtheit der Cardinäle gewesen, die Welt vor der Täuschung zu bewahren. Er geht noch weiter, dreht den Spieß um und sagt: Ihr behauptet, ein Cardinal habe den Sachverhalt nach Paris gemeldet; wie könnt ihr demnach behaupten, die Cardinäle hätten nicht gewagt, die Wahrheit zu berichten, aus Furcht, die Schreiben möchten den Italienern in die Hände fallen? Auch Langenstein läßt durch den Urbanisten den eigentlichen Grund des Schisma's enthüllen; „wenn Urban VI. die Cardinäle in Ruhe gelassen hätte, so würden sie geschwiegen haben"; dann erst fielen sie von ihm ab, als er anfing, sie zurechtzuweisen. Als die ersten, welche ihn schmähten, bezeichnet er die Cardinäle von Genf und Amiens. Wie wir anderwärts wissen, ist der erstere derselbe, welcher alsbald nach der Wahl in einem Privatbrief nach Prag dieselbe gemeldet, ohne dem mindesten Bedenken Raum zu geben. Von dem andern war soeben die Rede; am 2. Mai erschien er zuerst in einem öffentlichen Consistorium; Urban ließ sich hart aus über die allgemein beklagten Gebrechen von Prälaten und über ihn insbesondere, und von dem Tage an datiren die ersten Bedenken, ob er rechtmäßig zum Papst gewählt worden.

Dies genügt zur Kennzeichnung des richtigen Blickes unseres Langenstein, den alle Machinationen des Pariser Hofes nicht zu trüben vermochten. Gleichwohl plädirt er nicht geradezu für Anerkennung Urbans, sondern für Entscheidung durch das Concil; denn das erstere war in Frankreich, dem Träger des Schisma's, angesichts der Hofstimmung unerreichbar. Mochten die Gründe für Urban noch so klar und entscheidend sprechen, der Gegenanwalt, dem es nicht um die Wahrheit zu thun, fand immer etwas dagegen vorzuschützen; unter solchen Umständen konnte für Frankreich nur das Concil entscheiden, das war ganz natürlich, praktisch, kurz das einzige Mittel. Wir sind demnach auch weit entfernt, Langensteins Gutachten, wie es wohl geschehen, für bahnbrechend und epochemachend zu halten. Es war nicht der Keim einer Theorie, welche an die Stelle des Kirchenhauptes eine Art constituirende Nationalversammlung setzen will; es war auch nicht die Theorie der Superiorität des Concils über dem Papst; sowohl Langenstein[1] als Konrad von Gelnhausen[2] kommen auf die Superiorität des Papstes über das Concil zu sprechen und läugnen sie nicht, sobald es einen zweifellosen Papst gibt; hier aber sei ein anderer Fall, da kein anerkanntes Oberhaupt da ist et de capite ipso ecclesiae dubitatur et disceptatur.

[1] Consilium pacis bei Scheuffgen S. 72.

[2] In der Epistola concordiae l. c. p. 81.

Doch genug, wir sind schon viel zu weitläufig gewesen. Wir müssen es uns deshalb auch versagen, uns in weitere Details oder Auslassungen zu ergehen, welche übrigens dem von uns anerkannten Verdienste Scheuffgens keinen Eintrag thun sollten. Eines aber können wir nicht unterdrücken: Scheuffgen verweist gerne auf Dietrich von Niem; wir sind der Ansicht, daß dieser Autor sehr zu controliren ist; er ist leidenschaftlich und eminent parteiisch, das ist unläugbar, solche Quellen aber sind zu controliren. Wir wollen uns hierbei nicht etwa auf des sonst im allgemeinen doch so ruhigen und nüchternen Waddings[1] Urtheil („pestilenti et maledico suo illo libro de schismate") stützen. Es ist der ausgezeichnete von Reumont, welcher warnt, „dem Dietrich von Niem aufs Wort zu glauben". Lenz und Pastor bemerken: Niem ist in „Darstellung wie Urtheil maßlos". Finke[2] schreibt von ihm, er sei ein „Mann, verbittert gegen alles, voller Interesse für Skandalgeschichte, voll Ingrimm u. s. w." Und sein neuester eingehender Biograph, Dr. Erler[3], resumirt die Charakteristik desselben als Geschichtschreibers also: seine Zeitgeschichte „ermangelt der Objectivität . . ., zu einer vorurtheilslosen Betrachtung der Zeit des Schisma's, in welcher er selbst Schweres erlitten hatte, vermochte er sich nicht zu erheben.... Insbesondere war er auch wiederholt Partei gewesen.... Bei seiner stark entwickelten, subjectiven Auffassung war es ihm nicht nur nicht möglich, diesen Päpsten gerecht zu werden, sondern er gab von ihnen in mancher Hinsicht ein Zerrbild".

Noch ein paar kleine Bemerkungen. Das S. 36 (Heinrich von Thenis) besprochene Thenis ist Tirlemont, noch heute flämisch Thienen, jetzt Bahnstation zwischen Löwen und Lüttich. — S. 131 bemerkt Scheuffgen, Magalona sei im Jahr 737 zerstört worden, und dessen Bischöfe hätten seitdem in Substantia residirt, dann sei der bischöfliche Sitz 1527 endgiltig nach Montpellier übertragen worden. Aber schon Bischof Arnold († 1060) hatte Stadt und Kathedrale Maguelone wieder aufgebaut und den bischöflichen Sitz dahin zurückverlegt. — S. 13 will Scheuffgen das Sperlonga als nicht richtig emendirt wissen; den urkundlichen Nachweis von der Richtigkeit von Spelonga hat er allerdings erbracht; gleichwohl wagten wir es nicht, eine so exclusive Behauptung aufzustellen. Es ist bekannt, wie sehr die Ortsnamen im Mittelalter, selbst in ein und demselben Documente, variiren. Für den gleichzeitigen Gebrauch von Sperlonga und ähnliche Namen wollen wir nicht etwa die Autorität eines Moroni urgiren, auch der neapolitanische Historiker De Blasiis schreibt Sperlonga, und das Chronicon Siculum hat ebensowohl Spilongam als Sperlonche; es dürfte also beides im Gebrauch gewesen sein, und eher dürfte sich aus dem Sperlonga ein Spelonga ausgebildet haben, als umgekehrt.

---

[1] Annal. O. Minor. IX. (ed. 1734) 343.

[2] Römische Quartalschr. I. 1887. S. 52.

[3] Dietrich von Nieheim, Sein Leben und seine Schriften. Leipzig, Dürr, 1887. S. 420—421.

D. Rattinger S. J.

Stanislai Hosii S. R. E. Cardinalis Maioris Poenitentiarii Episcopi Varmiensis (1504—1579) et quae ad eum scriptae sunt epistolae, tum etiam eius orationes legationes. Editionem curaverunt Dr. **Franciscus Hipler** et Dr. **Vincentius Zakrzewski.** Tom. I. 1879. CLXIX et 476 p. gr. 8°. Preis: *M.* 24. Tom. II. 1886—1888. XCI et 1119 p. gr. 8°. Preis: *M.* 48. Cracoviae, sumptibus Academiae litterarum Cracoviensis. Typis Vlad. Lud. Anczyk et Comp.

Mit Recht wird geklagt, daß von ſo manchen hochverdienten Männern unſerer katholiſchen Vergangenheit ſo wenig ſchriftliche Spuren mehr vorhanden ſind. Dies gilt glücklicherweiſe nicht von dem großen Cardinal und Fürſtbiſchof von Ermland, Stanislaus Hoſius. Abgeſehen von der Lebensbeſchreibung, mit der ſein Geheimſchreiber und Herzensfreund Stanislaus Rescius uns beſchenkt hat, beſitzen wir in unſeren europäiſchen Bücherſammlungen und Archiven noch mindeſtens 10 000 Nummern ſeines Briefwechſels. Einzelne von dieſen Briefen wurden ſchon lange vor des Cardinals Tod im Drucke veröffentlicht. Da aber bis zum Jahre 1879 denn doch kaum 1000 Hoſiusbriefe gedruckt waren, ſo faßte der Ausſchuß für Geſchichte an der Krakauer Akademie den hochherzigen Entſchluß, durch zwei ſeiner Mitglieder, die Herren Dr. Franz Hipler, jetzt Domherr in Frauenburg, und Dr. Vincenz Zakrzewski, Profeſſor an der Hochſchule zu Krakau, alle Briefe ſammeln und herausgeben zu laſſen, zuſammt den Reden des Hoſius, ſeinen Geſandtſchaften und vielen Stücken, welche ſein Leben oder ſeine Briefe beleuchten. Letztere ſtehen am Ende jedes Bandes. Das Werk iſt auf etwa ſechs Bände berechnet und bildet den vierten Theil der Acta historica res gestas Poloniae illustrantia ab a. 1507 ad a. 1795. Wir können dem polniſchen Volke nur Glück wünſchen zu dieſem Denkmale, welches daſſelbe einem ſeiner edelſten Söhne errichtet.

Das Briefbuch iſt ſeines erlauchten Urhebers würdig. Schon die äußere Ausſtattung kündigt die Fülle und die Wichtigkeit des Inhaltes an. Ungemein reich und ſorgſam iſt die Einleitung gehalten. Des Cardinals Briefe, ſo vernehmen wir hier, ſind nicht nur über Deutſchland, Polen, Frankreich, Italien zerſtreut, ſondern auch zu einem nicht unbeträchtlichen Theile den Schweden als Kriegsbeute in die Hände gefallen. Noch jetzt liegt eine gute Anzahl derſelben in der Bücherſammlung des Gymnaſiums zu Linköping; andere haben aus Schweden wiederum den Weg nach Deutſchland gefunden.

Auf Grund zweier Werke, welche unſern Herausgebern allem Anſcheine nach nicht zugänglich waren, können wir über die Schickſale der hochbedeutenden Hoſiusbriefe von Gotha noch beifügen: Der ältere Johann Georg Schelhorn verſichert, ein verläſſiger Gewährsmann habe ihm berichtet, dieſe Briefe hätten zu Heilsberg im Schloſſe der Ermländer Fürſtbiſchöfe gelegen, bis Karl XII. von Schweden als Sieger daſelbſt einzog. Von ihm wurden die drei Foliobände, welche dieſe und andere koſtbare Schriftſtücke enthielten, als Kriegsbeute weggeſchleppt. Aber ſchon zu Greifswalde ſchenkte ſie der König dem proteſtantiſchen Gottesgelehrten Johann Friedrich Mayer (Amoenitates historiae ecclesiasticae et literariae. T. I. Francofurti et

Lipsiae 1737. p. 188—189). Mayers Bücherei wurde im Jahre 1716 zu Berlin versteigert (J. G. Schelhorn, Commercii epistolaris Uffenbachiani selecta. P. IV. Ulmae et Memmingae 1755. p. 343—346).

Wir erlauben uns ferner, zum Verzeichnisse der Fundorte einige Ergänzungen zu geben, auf welche wir jüngst durch Forschungen nach Briefen des sel. Peter Canisius geführt worden sind. Die Staatsbibliothek zu München besitzt im Cod. lat. 791 f. 321 ein Schreiben des Cosmus von Medici, Großherzogs von Toscana, an unsern Cardinal; es gehört dem Jahre 1569 an. Im Reichsarchiv zu München finden sich nicht nur die Briefe des Hosius an Cardinal Otto Truchseß, welche T. I. p. XXIV* genannt werden, sondern auch, in der Urschrift oder in Abschriften und Entwürfen, eine Reihe von Briefen, welche Herzog Albrecht V. von Bayern und der Ermländer Bischof in den Jahren 1560—1563 gewechselt, auch drei Schreiben des Hosius und der anderen Concilslegaten an Albrecht vom Jahre 1562, ein Brief des Cardinals an den Herzog von Braunschweig vom selben Jahre, endlich eine Antwort „eines Dieners der Kirche Christi" an denselben (Bayerische Religionsacten T. III. und Acten des Concils von Trient T. I.). Gegen 60 Briefe des Cardinals Otto von Augsburg an Hosius bietet in gleichzeitigen Abschriften ein höchst beachtenswerther und doch kaum jemals benützter handschriftlicher Band des bischöflichen Archives zu Augsburg, betitelt: Registrum literarum Latin. 1560. 1561. 1562. Dem Verzeichnisse der Werke, in welchen Hosiusbriefe gedruckt vorliegen, sind beizufügen die Annales Ingolstadiensis Academiae, ed. Joh. Nep. Mederer. T. II. Ingolstadii 1782. p. 89—90 (H. an Albrecht V., Rom, 16. April 1575).

Verschiedene Verzeichnisse erleichtern die Uebersicht und den Gebrauch des Werkes. Besondern Dank verdienen die Herausgeber dafür, daß sie die Mühe nicht gescheut haben, jeden Band mit seinem eigenen Personen- und Sachregister auszustatten. Drängen sich, wie hier, Jahrzehnte zwischen den ersten Band und den letzten, so heißt es in der That an die Langlebigkeit und die Geduld der gelehrten Leserwelt starke Anforderungen stellen, wenn man sie für das Register auf den Schlußband vertröstet. Sehr kurz sind die Inhaltsangaben am Kopfe jedes Stückes. Auch in den erläuternden Anmerkungen machen Sparsamkeit und Bündigkeit sich bemerklich. Der Gebrauch der Unterscheidungszeichen ist vollständig dem Geschmacke unserer Zeit anbequemt. Selbst die runden Klammern, diese Lieblinge der letzten Jahrhunderte, sind ausgemerzt. Weizsäcker hat bekanntlich ihrer geschont[1]. In der Behandlung des Textes gewahren wir jene ehrfurchtsvolle Sorgfalt, welche für die Fortschritte unserer Sprachwissenschaft und Geschichtsforschung eines der ruhmvollsten Merkmale bildet: genaue Angabe des Ortes und der Beschaffenheit der Vorlage, Anführung der früheren Drucke, Berücksichtigung der abweichenden Lesarten, Kennzeichnung der vorgenommenen Verbesserungen, Ergänzungen, Zusätze.

Von den 437 Nummern des ersten Bandes waren etwa 400 bisher ungedruckt. Ein großes Stück polnisch-deutscher Zeitgeschichte spiegelt auf diesen Blättern sich ab. Wir blicken hinein in das Krakauer Hofleben und das Räderwerk des polnischen und preußischen Beamtenthums, lernen die kirchlichen Unruhen und die staatlichen Verlegenheiten kennen, wie sie in den letzten

[1] Deutsche Reichstagsacten. Erster Band. München 1867. Einleitung.

Jahren Sigismunds I. und den ersten des Sigismund August den Himmel Polens umdüsterten. Als Staatsmann steht Hosius in regem Briefwechsel mit Herzog Albrecht von Preußen; als Stiftsherr und als Bischof von Kulm tauscht er mit den Cardinälen Reginald Pole und Otto Truchseß seine Gedanken aus, und weit lebhafter und vertrauter noch mit dem edlen, gelehrten Stiftsherrn Martin Cromer und mit Johann Dantiskus, dem lorbeergekrönten Dichter und seeleneifrigen Kulmer und Ermländer Bischof.

Der erste Band wird an Werth noch weit überragt von dem zweiten. 1974 Stücke, und nur 64 derselben bisher gedruckt! Mit Recht hat man, um von der Masse des Stoffes nicht erdrückt zu werden, vielfach nur Auszüge geboten. Der Band gehört den sieben Jahren, welche zwischen des Hosius Erhebung auf den Ermländer Bischofsstuhl und seiner ersten Romfahrt liegen. Sein Wirkungskreis erweitert sich; sein schriftstellerisches Wirken steht in vollster Blüte. Er ist die Säule der Kirche auf der Petricover Kirchenversammlung des Jahres 1551; wer immer in Polen treu am alten Glauben hält, sucht bei Hosius Belehrung und Trost; bittend, warnend, strafend dringt sein Wort in den Königspalast, in das Gewissen der Bischöfe und Kanzler. Und der Dank für so viel Mühe? Er sah sich in Schmähbüchern und Spottliedern verhöhnt, sah in Preußens größeren Städten die Irrlehre öffentlichen Gottesdienst erringen, traf bei dem schwachen, verworrenen Sigismund August auf taube Ohren, bei seinen Räthen vielfach auf Achselzucken oder bittere Reden. Gründlich ward ihm das Leben auf diesem dürren Boden verleidet; er athmete auf, als ihn der Papst nach Rom ziehen hieß.

Vielgestaltig, wie des Hosius Leben, ist auch sein brieflicher Verkehr. Neben den Trägern der damaligen Welt- und Kirchengeschichte, den Päpsten Julius III. und Paul IV., den Fürsten, den Erzbischöfen und Bischöfen, begegnen uns die Leuchten der Gottesgelehrtheit, ein seliger Petrus Canisius, ein Johann Cochläus, Ruard Tapper, Friedrich Nausea, Friedrich Staphylus, und zwischen denselben Aebte, Kriegsleute, Aerzte, Schulmeister, Rechtsanwälte bis hinab zum einfachen Bürgersmann. Fürwahr, hier sind Reichthümer zu gewinnen! Die Todten wachen auf. Was ihre Asche uns nicht sagt, ihre Namen, Bilder, Grabdenkmäler nur leise und schwach andeuten, das breiten diese Briefe vor uns aus: ein Lichtmeer von großen Gedanken, Plänen, Erfahrungen, einen goldenen Schatz von Liebe zum Vaterlande, Gottvertrauen, Seeleneifer, der uns in bösen Tagen mit Muth und Schaffensfreudigkeit bereichern muß.

Man hoffe übrigens nicht, in jedem dieser Briefe ein weltbewegendes Ereigniß zu entdecken! Haben etwa nicht auch große Männer ihre kleinen Schmerzen, Liebhabereien, Verlegenheiten? Doch auch hier winkt Ernte. Wie viel in der Mitte des 16. Jahrhunderts Wein, Getreide, Zucker und Pfeffer, Sammtzeug und Teppiche gekostet, wie theuer man in Trient zur Zeit der Kirchenversammlung eine Wohnung miethete, wie vor 300 Jahren eine regelrechte Apotheke ausgestattet war, mit welchen Mitteln damals die Herren Aerzte das Fieber zu verscheuchen und der Pest den Eingang zu versperren vermeinten (n. 709. 883. 884. 1423. 1569 u. s. w.): das sind Aufschlüsse, an welchen

der Mann der großen Kriegs- und Fürstengeschichte eiskalt vorübergeht. Die Culturgeschichte dagegen wird mit beiden Händen danach greifen; sie wird mit Schmerz und Scham einzelne Ausbrüche wüster Roheit, aber auch mit heiliger Freude des edlen Fürstbischofs Bemühungen verzeichnen, der polnischen wie der preußischen Jugend die Segnungen eines gründlichen Unterrichtes zu sichern.

Höchst anschaulich und lehrreich ist z. B. auch das Bild Pauls IV. und seiner Regierung, welches der ermländische Domherr Samson von Worein in einem Briefe aus Rom vom 3. März 1556 zeichnet. Wir sehen die heilige Stadt durch des Papstes unglückliche Kriegspläne in einen Waffenplatz verwandelt, gewahren aber auch die Heiligkeit seines Wandels, seine eiserne Strenge gegen Wollüstlinge, Wucherer, Verächter des Fastengebotes, seine Sicherheitsmaßregeln gegen die Juden, denen er goldgelbe Hüte auf die Köpfe setzte, damit sie im Handelsverkehr von den Christen sofort erkannt werden könnten (n. 1568).

Mittelpunkt des ganzen Briefbuches bleibt natürlich immer Hosius selbst, edel und ehrfurchtgebietend bei jedem Schritte seines Lebens, mag er nun als preußischer Fürst die Rechte und Freiheiten seines Landes gegen Polen vertheidigen und wider einen allzu engen Anschluß an dies Reich sich verwahren (n. 818), oder als polnischer Bischof den König Sigismund August in männlichen, erschütternden Worten auf die Wunde hinweisen, die er durch seine Zweideutigkeit der Kirche Christi schlage, und ihm prophezeien: wenn er die Kirche zerreißen lasse, werde Gott auch sein Reich in Stücke gehen lassen. Von der Hirtensorge des Ermländer Bischofs nur ein Beispiel noch. In dem Städtchen Vormdit verschmäht ein Schneidergeselle die heilige Communion. Hosius ladet ihn unter Angebot freien Geleites für die Hin- und Rückreise zu sich ein. Er selbst will den Schneidergesellen „unter väterlicher Meinung" und „wie ein Bischof unterrichten" (n. 827).

Zehn Jahre sind verflossen, seitdem der erste Band dieses hochwichtigen Quellenwerkes in die Welt getreten ist. Uns will dünken, dasselbe sei bisher noch wenig ausgenützt worden. Warum? Weil es aus der Polenstadt Krakau gekommen? Aber die Wissenschaft ist doch nicht zwischen Schlagbäume und Grenzpfähle gebannt. Möchte der Bienenfleiß der Herausgeber und die Großmuth ihrer polnischen Mäcene uns recht bald mit dem dritten Bande dieser ausgezeichneten Leistung beschenken, welcher den polnisch-deutschen Kirchenfürsten auf die Mittagshöhe seines Wirkens führen wird!

Otto Braunsberger S. J.

Affe und Urmensch. Von Dr. **Otto Mohnike,** Niederländischer Generalstabsarzt a. D. Mit 12 Figurentafeln. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1888. Preis: *M.* 4.

Angesichts der Thatsache, daß viele Materialisten unserer Zeit die Stammesverwandtschaft des Menschen mit dem Affen als ein „Ergebniß der wissenschaftlichen Forschung" hinzustellen wagen, ist es eine erfreuliche Erscheinung, wenn tüchtige Fachgelehrte jenem „Postulate der Wissenschaft" die

Larve abnehmen und es darstellen als das, was es wirklich ist — als ein materialistisches Vorurtheil, das jeder soliden Begründung entbehrt. Auch rein fachwissenschaftliche Arbeiten, die ohne polemische Tendenz einfach bestrebt sind, die Forschungsergebnisse klar und unparteiisch darzulegen, gehören zu diesen erfreulichen Erscheinungen. Wir denken hierbei an das zweibändige Werk über den Menschen, welches der Generalsecretär der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Dr. J. Ranke, vor kurzem veröffentlicht hat[1].

Das uns zur Besprechung vorliegende Buch von Dr. Mohnike[2] dürfen wir ebenfalls zu jenen Erscheinungen rechnen. Leider war der Verfasser durch den Tod gehindert, seine Arbeit zum Abschluß zu bringen. Er starb am 26. Januar 1887, und der letzte Abschnitt, der die körperlichen und geistigen Unterschiede zwischen Mensch und Affe behandeln sollte, konnte nicht mehr erscheinen. Aus demselben Grunde war es dem Verfasser auch nicht mehr möglich, aus Ranke's vorzüglichem Werke zu schöpfen.

Der erste Abschnitt behandelt die geschichtliche Kunde, die wir über die Affen seit den ältesten Zeiten besitzen. Der Verfasser hat das Material darüber fleißig zusammengestellt; wir führen hier einige interessante Momente kurz an.

Bei den arischen Indern genossen die Affen seit alter Zeit eine besondere Verehrung und spielen sogar in den Heldengedichten dieses Volkes eine wichtige Rolle. Sugrîva, König der Affen, tritt im Râmâjana mit einem Heer von Affen als Verbündeter Rama's, einer Incarnation Vischnu's, auf. Im alten Aegypten nahm der Affe eine hervorragende Stelle unter den symbolischen Thierfiguren ein. Der Pavian war das Zeichen für den mit dem Kopfe eines Ibis abgebildeten Gottes Thot, den Hermes der Griechen. Den Phöniziern, Assyrern und Israeliten galten die Affen nur als eine kostbare Sehenswürdigkeit oder als ein Gegenstand des Prunkes für die Hofhaltung. Aehnlich war auch ihre Stellung bei den Griechen und Römern. Aristoteles war der erste, der sich wissenschaftlich mit den Affen beschäftigte. Er unterscheidet in seiner Thierkunde drei Arten derselben, deren aristotelische Bezeichnungen latinisirt als Pithecus, Cebus und Cynocephalus unter die Gattungsnamen der systematischen Zoologie übergegangen sind. Für das Studium der Anatomie und Osteologie sind die Affen durch Galenus ein wichtiger Gegenstand geworden. Bis in das 16. Jahrhundert hinein wurden jene Wissenschaften nach dem Werke des Galenus: „Ueber den Gebrauch der Theile des menschlichen Körpers" auf den Universitäten vorgetragen, bis endlich Andreas Vesalius den Nachweis

---

[1] Der Mensch. Von Dr. Johannes Ranke. Leipzig 1887. — Auf darwinistischer Seite ist man natürlich wenig erfreut darüber, daß ein Forscher wie Ranke den „einzig wahren" Standpunkt der Entwicklungslehre nicht theilen will. Noch jetzt, zwei Jahre nach dem Erscheinen jenes Werkes, sprechen darwinistische Zeitschriften gelegentlich ihr tiefgefühltes Bedauern darüber aus. Vgl. z. B. „Humboldt", August 1887, S. 326.

[2] Ein früheres Werk desselben Verfassers, „Blicke auf das Pflanzen- und Thierleben der Niederländischen Malayenländer", wurde in einem frühern Bande dieser Zeitschrift besprochen (Bd. XXV. S. 316).

unternahm, daß die Osteologie des Galenus nicht auf die Zergliederung des menschlichen Körpers, sondern auf jene von Thieren, vorzüglich von Affen gegründet sei.

Die Römer machten mit den großen, sogen. menschenähnlichen Affen (Anthropoiden) bei der Erstürmung Karthago's im Jahre 146 v. Chr. zum erstenmal Bekanntschaft. Dort fanden sie, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno die Häute zweier riesiger, Gorgonen genannter Geschöpfe aufgehängt, die Hanno auf einem Zuge an der Westküste Afrika's erbeutet hatte. Diese Felle gehörten jedoch wahrscheinlich nicht dem Gorilla an, wie man vielfach geglaubt hat, sondern seinem kleinern Verwandten, dem Schimpanse. Die Entdeckung und Verehrung des wahren Gorilla blieb späteren Jahrhunderten vorbehalten.

Unter den zahlreichen Affenarten, die seit dem Beginne der Neuzeit aus fremden Welttheilen bekannt wurden, haben wohl der Orang-Utang und der Gorilla das größte Interesse erregt, beide wegen ihrer „Menschenähnlichkeit". Seitdem man den Gorilla entdeckt hat, ist der Orang-Utang allmählich aus der Mode gekommen; es ist zu erwarten, daß auch dem Gorilla sein Stündchen schlagen werde, nachdem man mit Hilfe der wissenschaftlichen Forschung endlich eingesehen, daß auch er in der Kenntniß unseres darwinistischen Stammbaumes um kein Haar weiterführt. An eine directe Abstammung des Menschen vom Gorilla ist gar nicht zu denken; die Theorie der seitlichen Stammesverwandtschaft aber, die uns gemeinsam mit jenem aus einem „pithekanthropoiden" Stammvater hervorgehen läßt, stützt sich schließlich auf die Hoffnung, endlich doch noch einen fossilen Ueberrest dieses imaginären Ahnen zu entdecken.

Dr. Mohnike war ein entschiedener Gegner der darwinistischen Descendenzlehre, und er kritisirt dieselbe auch sehr scharf im zweiten Abschnitte seines Buches (S. 55 ff.). Er stimmt Agassiz bei, welcher die Darwin'sche Theorie, namentlich mit Rücksicht auf die Abstammung des Menschen, einen wissenschaftlichen Mißgriff nennt; das Thatsächliche an ihr sei unwahr, die Methode von Darwin unwissenschaftlich, die Tendenz dieser Theorie eine verderbliche (S. 65 ff.). Eingehend erörtert er die Begriffe von Art und Varietät und beleuchtet dieselben an mehreren Beispielen aus seiner eigenen reichen Erfahrung. Die thatsächlich in der Natur bestehende Veränderlichkeit ist verschieden bei den verschiedenen Arten, bei jeder aber ganz bestimmt begrenzt und in bestimmten Richtungen sich bethätigend, nirgendwo unbegrenzt und unbestimmt, wie Darwins Theorie voraussetzt. Daher entbehrt die letztere einer soliden Grundlage.

Hierauf geht der Verfasser über auf die Variabilität, die innerhalb der Species „Mensch" sich findet. Seine Ausführungen über die Acclimatisation und die allmähliche Ausbildung jener Verschiedenheiten, die man als Rassenunterschiede bezeichnet, enthalten manches neue Material. Besonders eingehend behandelt er die nigritische Rasse, da dieselbe von manchen Anhängern der Darwin'schen Theorie als ein Verbindungsglied zwischen Mensch und Affe angesehen worden ist.

Hier bricht das Buch ab. Es war dem Verfasser nicht mehr vergönnt, die Resultate aus seiner Untersuchung zu ziehen und die körperlichen und geistigen Verschiedenheiten zwischen Mensch und Affe nachzuweisen. Er würde dann wahrscheinlich auch die Cretins und die Mikrocephalen oder „Affenmenschen" berücksichtigt haben, die von den Materialisten irrthümlich als „Rückschlag" in den Affentypus unserer Ahnen angesehen wurden; er würde zur Vervollständigung seiner Untersuchung ferner auch die vorgeschichtlichen Menschenrassen, die uns aus den Resten der Diluvialzeit, der ältern Stein-, Bronze- und Eisenzeit bekannt geworden sind, in den Bereich seiner Arbeit gezogen haben.

Die Darstellung ist leider stellenweise nicht so übersichtlich und klar, wie es für ein Werk zu wünschen wäre, das für weitere Kreise bestimmt ist. Dies tritt in dem langen, an Wiederholungen reichen Abschnitte über die Menschenrassen besonders fühlbar zu Tage; es gehört viel Geduld dazu, um ihn ganz durchzulesen. Wer J. Ranke's inhaltsvolle, übersichtlich eingetheilte, einfach und klar durchgeführte, am Schlusse der Abschnitte nochmals knapp zusammengefaßte Erörterungen über denselben Gegenstand kennt, wird die Vorzüge dieser Darstellungsweise zu schätzen wissen.

Wo der Verfasser philosophische Fragen berührt, wäre größere Vertrautheit mit dem betreffenden Gebiete wünschenswerth gewesen. Er beruft sich (S. 61) auf Kant, um seine Aeußerung zu rechtfertigen, daß Darwins Theorie schon deshalb verfehlt sei, weil sie auf das Gebiet philosophischer Speculation sich begebe. Aus der Ansicht von Kant, auf welche Mohnike sich daselbst bezieht, würde folgen, daß überhaupt nur die Empirie den Namen einer wissenschaftlichen Forschung verdiene, jede Metaphysik dagegen ein gegenstandsloser und fruchtloser Denkversuch sei. Das war wahrscheinlich nicht die Ansicht unseres Verfassers. Aehnlich verhält es sich mit einer Stelle Baco's von Verulam, die Mohnike gleichfalls für sich anführt (S. 63). Jene Philosophen, „die, in sanftem Wahnsinne befangen, auf dem Wege metaphysischer Speculation das Weltall, die Erde und Sonne, den Mond und die Sterne entstehen ließen", sind nach Baco die Scholastiker der Schule des Aristoteles und Thomas. Dr. Mohnike wollte nicht diese, sondern die modernen Naturphilosophen à la Schelling und Hegel mit jenen Worten Baco's kennzeichnen[1]. Die Charakteristik paßt auf die letzteren in der That vortrefflich; aber der Leser kann aus dem Contexte schwerlich klar darüber werden, daß Dr. Mohnike nur solche Pseudophilosophen gemeint hat. Es wäre gut gewesen, diese Unklarheit zu vermeiden.

Gelegentlich der Nigritier kommt der Verfasser auch auf die Schwarzen in Amerika und ihre dortige Stellung zum Christenthume zu sprechen (S. 187). Es ist schade, daß Dr. Mohnike als Protestant die katholische Missionsthätigkeit unter den Negersklaven der neuen Welt nicht kannte. Ein hl. Petrus

[1] Ich weiß dies bestimmt aus einem Briefe des Verfassers vom 6. Nov. 1884. Das obige Buch erschien nämlich zuerst in einer Reihe von Artikeln in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" (1884—1886).

Claver und andere katholische Negerapostel hätten ihm ein trostreicheres Bild gewährt als die methodistischen Missionäre in den Vereinigten Staaten. Die Thätigkeit der letzteren war allerdings nicht geeignet, ihm ein volles Verständniß zu erschließen für die segensreiche Stellung, welche die christliche Religion zur schwarzen Rasse einnimmt.

E. Wasmann S. J.

Beuron, Bilder und Erinnerungen aus dem Mönchsleben der Jetztzeit. Von P. **Odilo Wolff**, Benediktiner der Beuroner Congregation und Prior vom Kloster Emaus bei Prag. 157 u. 34 S. kl. 8°. Stuttgart, Südd. Verlagshandlung (D. Ochs), 1889. Preis: *M.* 2.

Wie Glockenton von waldiger Bergeshöhe ist der Name Beuron aus dem stillen Donauthale weit hinausgedrungen in die deutschen Gaue und darüber hinaus, in tausend katholischen Herzen einen freudigen Widerhall weckend. Wer ihn nennen hört, vor dessen Geist tritt das Ideal einer ehrwürdigen Benediktinerabtei, einer friedlich stillen Gottesstätte, wo Gebet und Arbeit, Psalmensang und Kunst zu einem reinen, vollen Accorde zusammenklingen. Beuron ist die jüngste zarte Blüte an dem uralten, immer noch lebenskräftigen Stamme des Benediktinerordens, „der 1400jährige Ringe zeigt, dessen Wurzeln verwachsen sind mit jenen der ersten Kirche selber, der seine Krone ausbreitet, soweit die Kirche ihre friedlichen Eroberungen macht, der die alten Culturvölker zerfallen und die heutigen Staaten und Völkergemeinschaften entstehen sah, ja bei ihrer Entstehung mächtig mitwirkte und die Grundlagen der neuen Cultur in Religion, Wissenschaft und Kunst legte" (S. 60).

Wie sehr das deutsche katholische Volk diesen altehrwürdigen Orden und zumal auch das fröhlich aufblühende Beuron zu schätzen weiß, zeigte die innige Theilnahme bei dem Klostersturme der siebenziger Jahre und der allgemeine Jubel bei der Rückkehr aus der Verbannung. Das Büchlein, das wir hier zur Anzeige bringen, kommt recht gelegen in die noch warme Stimmung hinein; es ist wie ein freundliches Angebinde, das die heimgekehrten Mönche allen ihren Freunden in die Hand drücken für ihre theilnehmende Liebe. Beurons Gründung und Schicksale sind der Inhalt der Schrift. Es ist aber keineswegs bloß ein kurzer Auszug aus der Klosterchronik. Es sind farbenprächtige „Bilder und Erinnerungen", gezeichnet in dem zarten, feinsinnigen Stile der Beuroner Schule, umrahmt von geschmackvollen, gedankenreichen Reflexionen und umkränzt von duftigen Naturschilderungen aus dem Donauthale. An der Hand des für sein liebes Beuron warm begeisterten Ordensmannes treten wir über die Schwelle; süßer Gottesfriede heimelt uns wundersam an in den schweigsamen hohen Klostergängen und leuchtet uns entgegen aus dem freundlichen Lächeln des vorübergehenden Mönches. P. Odilo läßt uns dann hineinblicken in die Zellen, in Chor und Kapitelsaal, in Werkstätte und Remter und führt uns dann hinaus nach „Sanct Maurus im Felde", zu der herrlich ausgemalten Kapelle im stillen Thale und zu den Brüdern auf Acker und Flur, überall freundlich erklärend und mit leuchtendem Auge erzählend von dem Glück und dem Segen, den diese Stätten ihm einst

gewährt, als er noch in Beuron weilte. — Man erkennt, wie tief und innig sich diese heiligen Erinnerungen seiner Seele eingeprägt, und wird ganz erquickt und erwärmt von seiner gehaltvollen, frommen Unterhaltung. Das Büchlein ist reich an Schönheiten und trefflichen Bemerkungen, und anschaulicher als eine lange Abhandlung es vermöchte, spiegelt sich hier auf wenigen Seiten im Seelengrunde eines Beuroner Mönches die beseligende und wundersam umbildende Kraft des Ordenslebens wieder. Dabei ist die eigenartige, würdevolle Schönheit der Benediktinerregel trefflich gezeichnet. „Es war die heilige Liturgie gleichsam das Herzblut, das den Körper der klösterlichen Gemeinschaft belebte und erhielt. Ja, dieselbe durchdrang so sehr das ganze Klosterleben, daß diesem selbst eine Art liturgischen, festlichen Charakters aufgeprägt war. Das Kloster selbst, die Hallen der Kreuzgänge, die regulären Räume erschienen nur wie die Fortsetzung, die Erweiterung des Heiligthums, und der Gesang des Alleluja tönte vom Chor her in das alltägliche Leben des Klosters hinüber, um in der stillen Zelle, dieser geheimnißvollen Werkstätte alles klösterlichen Wirkens, ausklingend, daselbst die Früchte der Tugend, der Buße, der Entsagung, des Opfers, der strengen, emsigen Arbeit zu zeitigen, von denen Gott allein Zeuge ist."

Treffend scheint uns der Verfasser den eigenthümlichen Charakter der Beuroner Malerschule, die der besondere Ruhm der neuen Stiftung geworden ist, damit zu bezeichnen, daß er ihre formenreinen, zarten Bilder „eine Wiederstrahlung, ein Erzeugniß jenes Geistes" nennt, „der in der kirchlichen Liturgie und ihrem Glanze, in der Gesetzmäßigkeit und Würde ihrer Ceremonien herrscht". Die angeführten Zeilen von Tomanik sprechen es kurz und schön aus:

„Gebet in Farben ist's, Gebet in Stein gegraben,
Die Bilder, so der Andacht lichten Goldgrund haben
Und im Beschauer wieder wecken Andachtsglut."

In den letzten Kapiteln öffnet der Verfasser nunmehr auch die Ordenschronik und erzählt uns zurückgreifend die Schicksale des edlen Brüderpaares, das den Plan der neuen Stiftung vom ewigen Rom her über die Alpen getragen, die gütige Fügung der Vorsehung, die ihnen in den verlassenen Hallen des ehemaligen Augustinerstiftes durch die hocherlauchte Fürstin von Hohenzollern ein Heim bereitet, von der Gründung und dem Aufblühen Beurons, von dem Sturmwinde, der den köstlichen Samen hinausgestreut in fremde Lande und in der alten Moldaustadt, im Alpenthal von Seckau und auf den Höhen von Maredsous einen Kranz von Töchterklöstern erstehen ließ. Manchen Leser werden diese „Bilder und Erinnerungen aus dem Mönchsleben" anmuthen wie ein Lied aus alten, trauten Zeiten, in welche die süßklingenden Strophen aus dem Sang von Dreizehnlinden, die der Verfasser so harmonisch hineintönen läßt, ihn versetzen. Und doch sind es Bilder „aus der Jetztzeit", die ihm die trostreiche Versicherung geben, daß auch im 19. Jahrhundert trotz des Kollerns des alten Uhus im Garten der Kirche Gottes die zartesten und heiligsten Blüten sprossen und gedeihen.

Die Ansichten Beurons und seiner Töchterklöster sind eine recht willkommene Zugabe zu dem schönen Texte, das Portrait des Erzabtes Maurus Wolter von Beuron eine wahre Zierde.

Im Anhange hat der Herausgeber der Schrift „Bemerkungen und Betrachtungen eines weltlichen Freundes des Klosters von Beuron" folgen lassen. Dieselben geben einen Reflex der wohlwollenden Stimmung gegen den Orden im katholischen Volke.

Anton Huonder S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Das Jubel-Jahr bei den alten Hebräern. Ein kritisch-exegetischer Commentar zu Lev. 25, 8—55, verfaßt von Dr. Peter Schmalzl, Professor der Exegese am bischöfl. Lyceum Eichstätt. IV u. 110 S. 8°. Eichstätt, Brönner (A. Hornik), 1889.

Die Arbeit kann jedenfalls als eine mit Fleiß und Genauigkeit ausgeführte bezeichnet werden. Der Stoff ist in fünf Abschnitte gegliedert, in denen der Name des Jubeljahres, die Zeit der Feier, die Feierlichkeiten bei der Eröffnung, die Privilegien des Jubeljahres und Zweck und Bedeutung desselben in recht ansprechender Weise erörtert werden. Auf abweichende Ansichten ist ausreichend Rücksicht genommen. In den Anmerkungen ist oft eine reiche Literatur verzeichnet; auch sind da sprachliche und grammatische Ausführungen dem Leser geboten. In der vielumstrittenen Frage über die Bedeutung des hebräischen Namens Jobel tritt der Herr Verfasser der Ansicht bei, das Wort sei ein onomato-poetisches, das schon durch den Laut die Bedeutung anzeige; es entspreche mithin in der That unserem Worte Jubel, und so sei der Name „Jubeljahr" statt des bei den meisten Protestanten gebrauchten „Jobel-" oder „Halljahr" gerechtfertigt (S. 4—10). Der Anfang des Sabbat- und Jubeljahres wird auf den Herbst festgesetzt (S. 14 f.). Im Posaunenschall zur Eröffnung des Jubeljahres wird symbolisirt „die Richterstimme Gottes, der am Sinai und bei Jericho sich als Rächer seiner Feinde, aber auch als Helfer seines Volkes offenbart und einst unter demselben Schall beim Gerichte alles, was die Sünde verdorben, wieder herstellen will" (S. 25). Sehr beachtenswerth ist u. a. die Ausführung über die Lev. 25, 20—23 genannten Jahre; die in der Stelle liegende Schwierigkeit löst der Herr Verfasser durch die Annahme, jene Jahre seien benannt nach dem Ernte-Ertrage, der immer ein volles Jahr, von einer Ernte zur andern, den Lebensunterhalt gewähre (S. 43). Ganz richtig wird S. 90 betont, daß Lev. 25, 33 mit der Vulgata nothwendig die Negation in den hebräischen Text eingesetzt werden müsse. Gelegentlich werden auch die von „Kritikern" herausgetüpfelten Widersprüche beleuchtet und deren Ausgleichung angezeigt; man sehe z. B. zu Lev. 25, 39 S. 71. Recht lesenswerth ist die Erörterung über den Zweck des Jubeljahres; eine vierfache Bedeutung eigne demselben: eine historische, theokratische, symbolische und typische (S. 83 f.); „hierbei wird man es jedesmal nach den drei Momenten zu berücksichtigen haben, wodurch es sich von allen anderen

Cultinstituten und theilweise auch vom Sabbatjahr unterscheidet und die den drei Momenten der Sabbatsidee entsprechen; es sind dies die Ruhe des Landes, der Rückfall der Erbäcker und die Freilassung der Sklaven". Was über die typische Bedeutung (S. 92 f.) gesagt ist, bietet auch fruchtreiche Gedanken für Jubiläums- und Ablaßpredigten. Ein „Anhang" bespricht die Frage nach der wirklichen Beobachtung des Jubeljahres. Die für dieselbe sprechenden Andeutungen sind überzeugend zusammengestellt (S. 105 f.). — S. 62 heißt es: „Die Leviten konnten keinen Feldbau betreiben"; wie stimmt dazu, was S. 106 aus Anlaß von Jer. 32, 6 über die Priesteräcker gesagt ist?

Kebod Jisrael. Die Ehre Israels. Neue Briefe an die Juden. Hebräisch und deutsch von Prof. Dr. A. Rohling. I. Prag 1889. Preis: *M.* 2.

Daß noch im Jahre 1889 ein katholischer Priester nach dem Vorbild des Apostels, der, von Liebe getrieben, allen alles geworden, sich die Mühe nimmt, den Juden die messianischen Weissagungen in hebräischer Sprache zu erklären, ist eine Thatsache, von der gewiß auch diejenigen unserer Leser gerne Notiz nehmen, die sich mit Hebräisch nicht befaßt haben oder nicht mehr befassen können. Hebraisten werden oft die Gewandtheit, mit der theologische Definitionen hebräisch zum Ausdruck gebracht werden, anzuerkennen haben. Die beigegebene Uebersetzung ermöglicht auch Mindergeübten das Verständniß des (unvocalisirten) Textes. Das vorliegende erste Heft behandelt die vier ersten messianischen Weissagungen unter den Titeln: Der Sohn des Weibes, Noe der Prophet, Abraham, Jakob. Weitere Weissagungen sollen in den folgenden Briefen behandelt werden.

Ergänzungen zu Möhlers Symbolik aus dessen Schrift: Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten, herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich, Geistlicher Rath und Dompräbendat. Nebst dem Lebensbilde Möhlers von Dr. Heinrich Kihn, Professor der Theologie an der Universität Würzburg. Mit dem Bildnisse Möhlers. LIX u. 112 S. 8°. Mainz, Kupferberg, 1889. Preis: *M.* 1.80.

Zwei angesehene katholische Gelehrte haben sich hier die Hand gereicht, einen frischen Ehrenkranz auf das Grab des edeln Möhler niederzulegen, der trotz mehr denn 50 Jahren, die seit seinem frühen Tod nicht ohne Sturm über Deutschlands Kirche hingezogen sind, in der Erinnerung des katholischen Deutschland unvergessen fortlebt: liebenswürdig und verehrungswerth als Mensch, groß und für Deutschland geradezu bahnbrechend als Theologe. Dr. Raich, der aus Zartsinn es abgelehnt hat, zu Möhlers classischem Werk, der Symbolik, verbessernde und ergänzende Bemerkungen hinzuzufügen, hat dafür, wie es einst in Möhlers eigener Absicht gelegen war, aus dessen polemischer Schrift gegen Chr. Baur eine Anzahl von Sonderuntersuchungen als „Ergänzungen" der Symbolik zusammengestellt, in welchen der tiefsinnige Theologe gewußt hat, „gewisse Unterscheidungspunkte in helleres Licht zu stellen und in Zweifel gezogene Punkte durch verstärkte Beweisführung zu sichern". So hat Dr. Raich es verstanden, „Möhler durch Möhler sich ergänzen zu lassen", zugleich das, was in jener polemischen Schrift von bleibendem Werth war, leichter zugänglich und benutzbar zu machen. Die Abschnitte sind geschickt ausgehoben, bilden jedesmal ein abgerundetes Ganze und bieten jeder für sich ein besonderes Interesse, so daß die Schrift auch unabhängig von der Symbolik ihren Werth hat, der Symbolik aber wirklich zur Ergänzung gereicht.

Eine wahre „Ergänzung" zu Möhlers unübertroffenem Werk hat aber auch Dr. Kihn geliefert und damit in der That eine Ehrenschuld des katholischen Deutschland eingelöst, zugleich eine Sühne geboten für die kurze, verständnißarme Besprechung, die einem Manne von der Bedeutung Möhlers in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (Bd. XXII, S. 59—61) zu Theil geworden ist. Mit liebevoller Sorgfalt hat Dr. Kihn alle noch zugänglichen Nachrichten über den großen Theologen gesammelt und hält nun das Bild dieser engelhaften Seele den Jüngern der Gottesgelehrsamkeit als Spiegel vor Augen. Mögen recht viele Theologen darin sich spiegeln, daraus Begeisterung schöpfen für die heilige Wissenschaft, rechte Würdigung der Theologie der Vorzeit, zu der Möhler aus so bedenklichen Verhältnissen sich emporgearbeitet hat, offenen Blick für alles, was gut und groß, Maßhaltung und Friedsamkeit auch in kraftvoller Polemik, vor allem aber jene himmlische Reinheit des Sinnes und Wandels, die mit Recht den Verfasser schreiben läßt: „Das Ideal eines Priesters ist kaum in so vollendeter Gestalt und Schönheit, wie bei Möhler, verkörpert gewesen. An seinem Blick, in seinen Worten, in seiner ganzen Haltung prägte es sich aus. Alles verrieth den Geistesmann, der das Irdische geringschätzt und das Himmlische sucht".

P. Agostino da Montefeltro. Jesus Christus und die christliche Wahrheit. Predigten, gehalten in der S.-Carlo-Kirche in Rom während der heiligen Fastenzeit 1889. Aus dem Italienischen von Dr. Joseph Drammer. 294 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: *M.* 2.25.

Derselbe. Katholische Wahrheiten. Predigten, gehalten in Florenz, Turin und in der S.-Carlo-Kirche in Rom. Aus dem Italienischen von Dr. Joseph Drammer. 242 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: *M.* 2.

Die Predigten des hochw. P. Augustin von Montefeltro O. S. Fr., gehalten in S. Carlo zu Rom, Florenz und Turin. Vollständige und billigste Ausgabe. Aus dem Italienischen übersetzt von P. Philibert Seeböck O. S. Fr. I. und II. Heft. 224 S. 8°. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1889. Preis des Heftes: *M.* 1.20.

Die beiden ersten oben angezeigten Bändchen bilden die Fortsetzung der von uns schon früher (S. 102) besprochenen Conferenzreden des P. Agostino, welche Dr. Drammer unter dem Titel „Die Wahrheit" deutsch herausgegeben hat. Während diese die philosophischen Voraussetzungen der christlichen Wahrheiten behandelten, haben die Vorträge des zweiten Bändchens mehr die allgemein christlichen, die des dritten Bändchens fast nur specifisch katholische Wahrheiten zum Gegenstande. Daher die verschiedenen Titel der Bändchen. Von den zwölf Reden des zweiten Bändchens sind sechs der Person, der Lehre, dem Leiden und dem Werke Christi gewidmet; in dem letzten lauten die Themata: Das Gotteshaus, die Eucharistie, die Beichte, die Segnungen der Beichte, das Fegfeuer, Maria, der hl. Joseph, das Leichentuch unseres Herrn Jesu Christi, das Vaterland, der Triumph der Kirche. Den Abschluß bildet: Abschied und Segen. Da wir uns früher schon über die Beredsamkeit und den Werth der Vorträge des hochw. P. Agostino ausgesprochen, begnügen wir uns jetzt damit, auf das damals Gesagte zu verweisen. Natürlich sind nicht alle Predigten gleich schön. Weit herrlicher leuchtet das Talent und das Feuer übernatürlicher Begeisterung in der so einfachen und doch so ergreifenden Marienpredigt auf, als in den beiden Vorträgen über die Beichte. — Dem Uebersetzer gebührt dasselbe Lob, welches wir ihm schon früher gespendet. Er hat seiner Arbeit hauptsächlich die Florentiner Ausgabe zu Grunde

gelegt, welche er für die beste hält, daneben aber auch die Turiner und eine römische, sowie eine englische Bearbeitung benützt.

Unterdessen erschien auch eine andere Uebersetzung der Vorträge von einem Ordensgenossen des Conferenzredners, von welcher die beiden oben angegebenen Hefte mit vierundzwanzig Vorträgen uns vorliegen; in zwei weiteren Heften sollen die übrigen folgen. P. Seeböck bietet uns eine Uebersetzung der in Rom bei Perino erschienenen Vorträge, die „zwar sinngetreu, aber nicht wörtlich, sondern sprachlich frei" (S. 213) sein soll. Die Reden erscheinen in einer abgekürzten Form, wie auch, wenn wir uns recht erinnern, in den ersten Heften der italienischen Ausgabe viele Abschnitte derselben nur summarisch enthalten sind. Die Sprache der Uebersetzung ist sehr gut. Auch die äußere Ausstattung der billigen Schrift empfiehlt dieselbe. Obschon die Vorträge nicht ganz vollständig in ihr mitgetheilt werden, dient sie doch in manchen Punkten zur Ergänzung der an erster Stelle besprochenen Ausgabe, da ja die an verschiedenen Orten gehaltenen Conferenzreden in manchen Theilen verschieden sind. So theilt uns P. Seeböck die Einleitung der zu Rom gehaltenen Marienpredigt in schöner Uebersetzung mit, welche zu den herrlichsten Partien der Vorträge unseres Redners zählt.

Der Geist des Convictes. 12 Conferenzen der Zöglinge des bischöflichen Convictes zu Luxemburg, gehalten von J. B. Krier, Director. Freiburg, Herder, 1889. Preis: 80 *Pf.*

Würdig und ebenbürtig schließen diese Vorträge sich den früher von dem nämlichen Verfasser herausgegebenen an. In klarer, männlicher Sprache, durch treffende Vergleiche veranschaulicht, von kernigen Aussprüchen bedeutender Männer getragen, treten hier die gehaltvollsten Lehren über Ausbildung des Geistes, Veredlung des Herzens, Festigung des Charakters, sowie über den äußern Ausdruck der innern Bildung dem Leser entgegen. Prunkende Phrasen und beliebte Schlagwörter sind nicht Sache des Verfassers. Ohne Umschweife greift er jedesmal sein Thema auf und führt es fest und gründlich durch mit steter Anwendung auf die Vorkommnisse des täglichen Lebens. Alles wurzelt und entwickelt sich streng im Geiste unserer heiligen Kirche. — Die Vorträge sind in Druck gegeben als Erinnerung für die Zöglinge der Anstalt, in welcher sie gehalten wurden; sie werden aber auch treffliche Dienste leisten für andere ähnliche Anstalten, auch für Priester- und Lehrerseminarien. Vorzüglich geeignet ist das Büchlein, einen klaren Einblick zu gewähren in das innere Leben eines echt katholischen Convictes oder Pensionates, worüber auch in sonst wohlmeinenden Kreisen nicht selten schiefe oder falsche Ansichten herrschen. Mögen, wie die früheren, so auch diese Vorträge zahlreiche Leser finden.

Kurze Vorträge für Lehrpersonen und alle, welche sich mit der Erziehung der Jugend befassen, von J. B. de la Salle, Stifter der Brüder der christlichen Schulen. Nebst einem Anhange, „die 12 Tugenden eines guten Lehrers", von demselben Verfasser. Aus dem Französischen. Düsseldorf, Schwann, ohne Jahreszahl. Preis: *M.* 1.

Der erste Theil enthält über Stand, Würde und Pflichten des Lehrers 16 Betrachtungen, deren jede wieder in drei Punkte zerfällt. Der zweite Theil bringt 12 bald längere, bald kürzere Abhandlungen über die Tugenden, welche ein christlicher Lehrer anstreben soll. Diese Abhandlungen stammen in ihrem Grunde vom ehrw. de la Salle, die Ausführung verdanken wir dem vor einem Jahrhundert verstorbenen General-Superior der Schulbrüder, dem Bruder Agathon. — Die Uebersetzung liest sich gut. Aufgefallen ist uns neben einigen anderen kleineren Sachen im zweiten Theil

S. 34 das Wort „Signal" (Lineal?). Sehr störend ist ebenda S. 19—20, daß ein und dasselbe Blatt sich zweimal findet (wenigstens in dem vorliegenden Exemplar), während dafür zwei Seiten des eigentlichen Textes fehlen. — Die Darstellung ist schlicht und klar. Derselbe Gedanke kehrt öfters wieder, wie um sich recht tief der Seele einzuprägen, stets jedoch mit einer neuen Erweiterung, Begründung oder praktischen Anwendung. Die zunächst für die Söhne des ehrw. de la Salle bestimmte Schrift ist für alle Lehrer und Lehrerinnen, die es treu mit ihrem Heiland, ihrer Kirche und ihrem Berufe meinen, ein wahres Erbauungsbuch, besonders in ihrem ersten Theile. Ein Abschnitt daraus täglich unter Gebet gelesen und vor Gott erwogen, muß die Seele stärken und erheben in allen Schwierigkeiten des ebenso mühsamen, als vor Engeln und Menschen ehrenhaften und verdienstvollen Lehrberufs.

Die Erziehung nach dem Sprichwort. Winke und Fingerzeige zur Erziehung der Kinder, von Anton David S. J. 108 S. 12°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei (J. W. Schröder), 1889. Preis: 75 *Pf.*

„Nach der schlichten, treuherzigen Anweisung, welche das Sprichwort gibt," bietet dies ganz eigenartige Büchlein in anmuthigem Gesprächston „über alle wichtigeren Punkte der Erziehung ausreichenden Bescheid". Es wird zusammengestellt, was die „Weisheit auf der Gasse" den schlichten Leuten über die Erziehung der Kinder gerathen, gelehrt und erzählt hat, und dies auch ganz im Tone der Volksweisheit: „kurz, bündig und ganz in der Sprache des gewöhnlichen Mannes, also bilderreich, kräftig, zuweilen sogar voll derber Kraft". Indessen verliert das Urwüchsige und Kernige der Darstellung sich nur ganz ausnahmsweise ins Derbe, verräth vielmehr die Züge eines tiefen Gemüthes und echter Frömmigkeit, und deshalb thut sie wohl. Die kleine Schrift liest sich spielend und ist doch reich an Belehrung und geht tief ins Herz. Der volksthümliche Ton ist gut getroffen; hoch und nieder werden gerne daraus Erkenntniß schöpfen. Sie wäre geeignet, ein rechtes Volksbüchlein zu werden.

Die Römische Frage auf der Ersten Spanischen Katholiken-Versammlung (Madrid im April und Mai 1889). Genehmigte Uebersetzung von Dr. Eberhard Vogel. 85 S. 8°. Köln, Bachem, 1889. Preis: *M.* 1.

„Als schönen Gruß aus dem schönen Spanien" bietet der Uebersetzer in tadellos reiner Sprache seinen katholischen Landsleuten in Deutschland drei Meisterwerke spanischer Beredsamkeit, drei der hervorragendsten Reden, die auf der spanischen Katholikenversammlung gehalten wurden, und schon wegen ihres Gegenstandes ein allgemeines Interesse verdienen. Es sind nicht, wie man zu erwarten geneigt wäre, bloße Ergüsse einer packenden Volksberedsamkeit, vielmehr großartig geplante und sorgfältig ausgeführte Kunstwerke, reich an wissenschaftlichem Gehalt, wie an sprachlicher Schönheit und wahrhaft hinreißenden rednerischen Wendungen. Ehre dem Lande, das solche Männer zu seinen Sprechern gewählt hat, aber weit mehr Ehre noch dem Volke, das Vorträgen von so reichem und ernstem Gehalte und so hohem Geistesflug stundenlang athemlos zu lauschen und sie mit entzücktem Beifall belohnen konnte! Man sollte glauben, nicht vor einer großartigen Volksversammlung, sondern vor einem auserwählten Kreise der spanischen Geistesaristokratie seien diese beredten Worte gesprochen. Reden, wie die des Don Pidal y Mon oder Sanchez de Castro, darf man zur Verbreitung in Deutschland aufs wärmste empfehlen, zumal die Uebersetzung so vollendet ist, daß neben einer kleinen Undeutlichkeit in zwei historischen Anspielungen nur das den Reden selbst innewohnende südliche Feuer den Ursprung in der Fremde erkennen läßt.

La Colonie du Sacré-Coeur dans les Cévennes de la Chine au 18e siècle par le P. Théod. Chaney S. J. à propos de la béatification prochaine du Vénérable Jean-Gabriel Perboyre, Lazariste, un des restaurateurs de cette chrétienté au 19e siècle. Tournai 1889.

Eine wahrhaft erhebende Episode aus der Geschichte der katholischen Missionen in China wird uns in vorstehendem Schriftchen erzählt. Wegen der fortwährenden Verfolgung der Mandarinen verließen im Anfange des 18 Jahrhunderts eine Anzahl Christen ihre fruchtbare, schöne Heimat am Han, um in einer ganz wilden Gebirgsgegend in der jetzigen Provinz Hupe, wenn auch mit Hingabe ihrer irdischen Habe, für sich und ihre Kinder doch die Freiheit zu haben, ihrem katholischen Glauben gemäß leben zu können. Französische Jesuiten waren die Seelsorger dieser Gemeinde, die sie, um der jungen Pflanzung mehr den Segen des Himmels zu erlangen, dem Schutze des göttlichen Herzens Jesu weihten. Die Verehrung desselben, sowie die des reinsten Herzens Mariä nahm unter den Andachtsübungen eine hervorragende Stelle ein. Und in der That fehlte Gottes Segen nicht. Die Zahl der dort ansässigen Christen wuchs zu mehreren Tausenden heran, und das Leben derselben schien ein Abbild der ersten Christen zu sein. Auch Einfälle der Heiden, Gefangennahme und Martertod mehrerer Christen mehrten nur den Eifer. Eine Todeswunde erhielt die Mission erst, als bei der Unterdrückung der Gesellschaft Jesu die Diener Pombals im Verein mit den Mandarinen die Missionäre von dort nach Portugal ins Gefängniß schleppten. Gott heilte die Wunde und stellte die Mission wieder her, als er im Anfange dieses Jahrhunderts zwei Lazaristen-Missionäre, P. Clet und P. Perboyre, dorthin sandte. Des letztern Seligsprechung steht in naher Aussicht.

Mixtur gegen Todesangst. Für das gemeine Volk und nebenher für geistliche und weltliche Herrenleute. Von Alban Stolz. Mit Holzschnitten. 20. Aufl. 150 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: 60 *Pf.*

Leben der heiligen Germana. Von Alban Stolz. Mit Holzschnitten. 2. Aufl. 139 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: 60 *Pf.*

Mit der ersten der genannten Schriften hat der selige Alban Stolz seinerzeit (1843) den Kalender für Zeit und Ewigkeit eröffnet. Der zwanzigste Rundgang, den das ausgezeichnete und allbekannte Volksbuch jetzt antritt, beweist, daß es seine segensreiche Wirksamkeit ununterbrochen fortgesetzt hat und hoffentlich noch lange weiterführen wird.

Die hl. Germana (geb. 1579 im Dörflein Pibrak bei Toulouse, gest. 1601) war ein einfaches Hirtenmädchen, das in der Einsamkeit der stillen Wälder und Fluren, wo sie ihre Schafe weidete, von Gott eines außerordentlich vertrauten Umganges gewürdigt wurde, die unvernünftige Natur durch die liebliche Macht ihrer Unschuld wundersam an sich zog und durch eine lange, bittere Leidensschule (sie war sehr kränklich und hatte eine unmenschlich böse Stiefmutter) zu ungewöhnlicher Heiligkeit herangebildet wurde. Ihr jungfräulicher Leichnam wurde 43 Jahre nach ihrem Tode unversehrt und blühend wie eine frische Blume ausgegraben. Sie wurde von Pius IX. am 7. Mai 1854 selig, und am 29. Juni 1867 heilig gesprochen. Es ist zu bedauern, daß dies Büchlein erst die zweite Auflage erlebt hat, da es neben dem unvergleichlichen Leben der hl. Elisabeth eine wahre Perle einer wahrhaft volksthümlichen Heiligenlegende genannt werden muß und namentlich dem Landvolk eine ebenso erfrischende als anregend belehrende Lectüre bieten wird.

Beerdigung und Verbrennung der Leichen betrachtet vom Standpunkte der Religion, der Geschichte, der Hygieine, der Gesetzgebung, der Oekonomie und des Gefühls von Alexius Besi. Uebersetzt von Emerike Holzinger von Weidich. VIII u. 118 S. 8°. Regensburg, Verlagsanstalt, 1889. Preis: *M.* 1.50.

Der in diesen Blättern (Bd. XXXIII, S. 269) gegebenen Anregung, Alessio Besi's in italienischer Sprache verfaßte Schrift über Leichenverbrennung ins Deutsche zu übertragen, ist Fräulein Emerike Holzinger von Weidlich nachgekommen, und sie hat sich dieser Aufgabe in dankenswerthester Weise entledigt. Die Uebersetzung gibt das italienische Original getreu und in gewähltem Deutsch wieder. Eine wie reiche Belehrung die Schrift bietet, besagt schon der Titel zur Genüge. Zur Charakterisirung des Buches wiederholen wir hier das Urtheil, das unser geschätzter Mitarbeiter bei seinem Ueberblick über die in Italien gegen die Leichenverbrennung erschienene Literatur abgab (a. a. O.): „Alessio Besi veröffentlichte die ebenso inhaltsreiche als fließende, oft schwungvolle Schrift: ‚Beerdigung und Verbrennung der Leichen'. Unter den verschiedenen Gesichtspunkten der Religion, Geschichte, Gesetzgebung, Oekonomie und des Gefühls behandelt er auf 115 Seiten die Frage in recht vollständiger und gründlicher Weise. Wir kennen in dieser Sache keine Schrift, die sich für gebildete Leser mehr eignen dürfte."

Zwei Jahre am Congo. Erlebnisse und Schilderungen von P. Aug. Schynse. Herausgegeben von Karl Hespers. Mit 7 Abbildungen nach den Original-Photographien des Verfassers. XI u. 104 S. 8°. Köln, Bachem, 1889. Preis: *M.* 2.

Ganz Europa, und nicht zum wenigsten Deutschland, folgen gespannt den Vorgängen in Afrika. Ein zuverlässiger Bericht, wie der oben genannte, darf deshalb des Interesses in weiten Kreisen sicher sein. P. Schynse ist Mitglied der kühnen und unternehmenden Missionsgesellschaft von Algier. — Bereits als Knabe hatte er den Gedanken, ein Missionär zu werden, in seinen jugendlichen Geist aufgenommen, und derselbe begleitete ihn als schützender Stern durch die Gefahren der Jugend. Der vorliegende Bericht erzählt uns, wie sein „Jugendtraum" sich verwirklicht hat. Mehr als ein Krokodil ist ihm begegnet und von seiner sichern Kugel gefallen; denn der Beruf hat ihn zum kühnen Jäger gemacht, der seine Nahrung sich in der wildreichen Wüste suchen muß. In der ganzen, an werthvollen Aufschlüssen reichen Darstellung spricht sich ein fester, entschlossener Charakter aus, der zugleich mit scharfem, aber ruhigem Blicke die ungewohnten Verhältnisse beobachtet und nüchtern und besonnen beurtheilt. In knappen, aber kräftigen und bezeichnenden Zügen entwirft der Verfasser seine anschaulichen, interessanten Skizzen, die eine sehr gute und zuverlässige Vorstellung über die charakteristischen Formen der Bodengestaltung, des Pflanzen- und Thierreichs und namentlich der einheimischen Negerstämme gewinnen lassen. Ein köstlicher Humor, der den wackern Rheinländer auch in der weglosen Wildniß und selbst in den kritischsten Augenblicken nicht verläßt, würzt erfrischend die Erzählung. Mit Recht hebt der verdienstvolle Herausgeber den einen Vorzug des Schriftchens besonders hervor, daß es gegenüber den zahlreichen schönfärberischen Berichten aus der Afrika-Literatur das Kennzeichen der Wahrheit und voller Objectivität in sich trage. Die beigegebenen Abbildungen sind nicht alle gelungen. Die vom Herausgeber beigefügten Anmerkungen sind recht dankenswerth.

Aus Heimat und Fremde. Novellen von Emma von Brandis-Zelion. 286 S. kl. 8°. Paderborn, Junfermann, 1889. Preis: geb. *M.* 3.25.

In der vorliegenden neuen Sammlung bietet uns die bekannte Dichterin des „Erben von Adlerhorst" vier kleinere Erzählungen: „Die Ahnfrau von Burg Eichenkron", „Frau Minne als Lehrerin", „La Jettatrice", „Der hat's also gleich richtig verstanden". Nr. 2 und 3 werden als Novelletten, Nr. 4 als Humoreske bezeichnet, während Nr. 1 ohne Etikette bleibt. Sie ist übrigens nicht bloß das ausgedehnteste, sondern unserer Ansicht nach wohl auch das werthvollste, weil eigenartigste und vertiefteste Stück der ganzen Sammlung. Die Erziehung der wilden Hummel zur feingesitteten Edeldame durch die Macht eines von Liebe gemilderten strengen Männerwillens, scheint uns, wenn auch hier nicht gerade zum erstenmal, so doch ganz anziehend und lebenswahr geschildert. Dazu ist die ganze Erzählung von humoristischen und satirischen Elementen sehr angenehm und prickelnd durchsetzt, so daß man wünschen möchte, die Dichterin ließe dieser ihrer Ader freiern Lauf. Daß sie eine solche besitzt, zeigt auch die Humoreske zum Schlusse des Bändchens, die zwar, wie derlei Hervorbringungen überhaupt, etwas an Ueberladung leidet, im übrigen aber außerordentlich flott und in manchen Scenen trefflich erzählt ist. Die beiden „Novelletten" sprechen uns weniger an, und zwar, weil sie mehr Skizzen größerer Romane als eigentliche Novelletten oder Novellen sind. Wir meinen überhaupt, daß über diesen Punkt bei vielen modernen Novellisten eine falsche Meinung herrscht, die an dem Eindrucksmangel so vieler Erzählungen schuld ist. Ein rasch und kurz erzählter Roman ist keine Novelle, ebenso wenig als die Farbenskizze eines historischen Gemäldes ein Aquarell ist. Originalität, Wärme, Farbe und Ton können unmöglich in einer 80—100seitigen Analyse eines wechselvollen Menschenlebens zum Ausdrucke kommen. Man kommt eigentlich nie aus der Eile und Geschäftsmäßigkeit heraus, gelangt nie vom Ereigniß zur Stimmung, von der Studie zum Kunstwerk. Ueberall schaut der Bindfaden aus den Lücken der locker geschlungenen Blumen heraus. So läßt sich gewiß nicht läugnen, daß „La Jettatrice" sehr wirkungsvolle Motive in großer Anzahl enthält, die aber mit wenigen Ausnahmen nicht zum vollen Ausdrucke gelangt sind. Noch weniger befriedigt hat uns Nr. 2. Im allgemeinen ist der Stil dieser Novellen glatt und gefällig, ohne gerade originell und charakteristisch zu sein. Wir empfehlen das schöne Bändchen der erwachsenen weiblichen Jugend.

Frauenleben. Führungen. Original-Erzählungen von Marie Thalau. 190 S. kl. 8°. Paderborn, Junfermann, 1889. Preis: geb. *M.* 2.70.

Ein neuer Name zu der langen Liste unserer Erzählerinnen! Die beiden Stücke der Sammlung verrathen ein schönes Talent, das sich jedoch in eine strenge Schule nehmen muß, um zu lernen, in seinen Erfindungen nicht bis in die äußersten Grenzen des etwa noch Möglichen zu gehen. Sowohl die erste wie die zweite Erzählung operirt in ihrer Verwicklung mit so unglaublichen Zufällen und Geheimnissen, daß man schon an den Aufbau der Leihbibliotheken-Romane erinnert wird. Und das ist schade; die ganze übrige Ausführung verdient Anerkennung und läßt Gutes und Besseres für die Zukunft erwarten. Manchmal glaubt man, eine Erzählung der eben besprochenen E. von Brandis-Zelion zu lesen.

Epische Bilder von L. A. Hoppensack. 64 S. kl. 8°. Paderborn, Schöningh, 1889. Preis: *M.* 1.60; geb. *M.* 2.60.

Der Dichter bietet uns hier einen Strauß von zwölf Gedichten, die er nicht mit Unrecht epische Bilder nennt, da nicht so sehr der Handlung als der Schilderung

sein Hauptaugenmerk gilt. Zu eigentlichen Balladen oder Romanzen fehlt den Stücken die straffe Handlung. Wir bedauern, daß Hoppensack das sprachlich schöne, inhaltlich mißglückte „No bi Gott!" an die Spitze gesetzt hat; das Büchlein enthält bessere Sachen. Am meisten gelungen scheint uns das kurze „Respha"; dann auch ist „Burschenmensur" als stimmungsvoll und kräftig (bis auf einzelne Prosaismen und eine Dunkelheit) besonders hervorzuheben. Würde Hoppensack der Handlung und ihrer straffen Entwicklung ebenso viel Sorgfalt widmen, als er jetzt sichtlich und mit größtem Erfolge auf die sprachliche Einkleidung verwendet, so würde diesen epischen Bildern ein dauernder Werth zuerkannt werden müssen. — Ist das Heftchen nicht etwas theuer?

Miscellen.

Der geplante anglikanische Mönchsorden. Seit Monaten hat der Proceß gegen den anglikanischen Bischof von Lincoln wegen Nachahmung katholisch-liturgischer Gebräuche die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal auf die jammervolle Zerfahrenheit innerhalb der anglikanischen Kirchengemeinschaft gelenkt. Die Hauptverbrechen des Bischofs sind, daß er am Altare, auf dem zwei Kerzen brannten, den Rücken dem Volke zugekehrt, über den Kelch, in den einer der Assistenten Wein mit Wasser gegossen, die Consecrationsworte las, während der Chor das Agnus Dei sang, daß er dann mit dem Zeichen des Kreuzes vor Austheilung des Abendmahles die allgemeine Lossprechung und den Segen gab und nachher entsprechend dem Gebrauche der katholischen Liturgie die Ueberbleibsel des Abendmahles zu sich nahm und die kirchlichen Gefäße durch Eingießen von Wein und Wasser reinigte.

Während der Ausgang dieses Processes noch kaum abzusehen, werden die eigenthümlichen Zustände dieser „reichsten Kirche der Erde" aufs neue in überraschendes Licht gestellt durch einen Antrag, den vor kurzem in öffentlicher Convocation (Provinzialsynode) der durch seine schriftstellerische wie kirchliche Thätigkeit bekannte Archidiakon Farrar an die versammelten Väter der anglikanischen Kirche gestellt hat. Er meint, der schreienden Noth des anglikanischen Kirchenthums in gegenwärtiger Zeit müsse abgeholfen werden durch einen anglikanisch-kirchlichen Mönchsorden (also nicht durch eine dergleichen Privatunternehmung, wie sie bisher schon innerhalb der anglikanischen Gemeinschaft geduldet waren, sondern einen von ihrer Kirche selbst ins Leben gerufenen und bevollmächtigten Orden). Es soll derselbe durch die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gebunden sein; Rev. C. H. Sharpe von Southampton, der inzwischen bereits die Haupteinrichtungen des neuen Ordens entworfen hat, will ihn dem hl. Jacobus geweiht sehen. Der „Standard" stellte jüngst die Urtheile der höchsten kirchlichen Würdenträger über diese interessante Frage zusammen. Ein Glück für manche dieser Bischöfe, daß

sie nicht 300 Jahre früher gelebt haben, sie wären sicher als Mitverschworene der Pilgrimage of grace an den Galgen gekommen, als man das katholische Volk Nordenglands abschlachtete, nur weil es die Mönchsorden zurückverlangte.

Der Erzbischof von Canterbury (Primas von England) schreibt: „Der Gegenstand ist von hoher Wichtigkeit, und wo es ernst entschlossene Männer gibt, bereit, ein gutes Stück weltlicher Ruhe und Freude für Christus hinzugeben, da ist auch eine große Möglichkeit, Gutes zu wirken, die verwerthet und organisirt werden sollte. Aber es ist unmöglich, eine entschiedene Meinung zu äußern über Vorhaben und Pläne, die gegenwärtig noch so unbestimmt sind. Alles würde für die Zukunft solcher Brüdergenossenschaften davon abhängen, in welcher Weise diese Entwürfe weiter entwickelt werden."

Der Bischof von Lincoln: „Soweit der Plan bis jetzt dargelegt wurde, scheint er sehr nützlich. Voraussichtlich wird er bei der nächsten Convocation zur Erörterung kommen."

Der Bischof von Southwell: „Ich nehme Interesse an dem Plane, wieder Genossenschaften von Brüdern ins Leben zu rufen, und ich selbst war Mitglied des Comité's der Convocation, das denselben in Erwägung zog und zu dem Ergebnisse kam, ihn zu befürworten, wie denn auch der fähige und energische Secretär des Comité's, Archidiakon Farrar, mit so gutem Erfolge gethan hat. Für jetzt ist die Sache noch zu neu für mich, um zu wissen, ob die Kirche dafür vorbereitet ist, auf den Gedanken einzugehen, — ob solchen Brüdergenossenschaften zur Unterstützung des Pfarrclerus Leute beitreten werden, und ob es an der nothwendigen moralischen und materiellen Unterstützung nicht fehlen wird. Aber es schließt ein solches Unternehmen nichts in sich, was nicht gesetzmäßig wäre, und in den Umrissen, wie sie der Bericht des Comité's der Convocation davon entworfen hat, würde es nur Gutes wirken."

Der Bischof von London: „Die Rede des Archidiakons Farrar . . . wurde gehalten, um den Bericht des Comité's einzuleiten, von dem ich der Vorsitzende war. Dieser Bericht gibt ausführlich Rechenschaft darüber, welcher Art Brüdergenossenschaften oder Orden wir zur Annahme empfehlen und von welchen Vorsichtsmaßregeln sie nach unserer Meinung umgeben sein müßten. Ich stimme völlig mit der in jenem Berichte vertretenen Ansicht überein, und es wird derselbe denn auch wahrscheinlich bei der Convocation im nächsten Februar erörtert werden."

Der Bischof von Winchester meint, etwas in der Richtung, auf die Archidiakon Farrar hingewiesen, sei wünschenswerth, allein er sei kaum in der Lage, irgend einen besondern Plan zu unterstützen, ohne sorgfältig alles Nähere desselben geprüft zu haben.

Der Bischof von Chester: „Ueber den Vorschlag, unsere armen Pfarreien auf Grundlage eines genossenschaftlichen Lebens pastoriren zu lassen, erlaube ich mir zu sagen, daß 1. das Vorhaben mir ganz vernünftig scheint und eines Versuches werth. Gemeinsam mit vielen anderen, die in der Seelsorge für Stadt und Land Erfahrung haben, bin ich überzeugt, daß die Zerstückelung von Gemeinden viel zu weit getrieben worden sei, und daß jene Art, die Ausübung der Seelsorge von starken Mittelpunkten ausgehen zu lassen, aus vielen

Gründen eine befriedigende und fruchtbare wäre. Der Versuch eines genossenschaftlichen Lebens an solchen Centren hat viel für sich mit Rücksicht auf ökonomische Gründe, wie auf solche des Gefühls (d. h. Vertrauens) hinsichtlich der Disciplin wie der frommen Begeisterung (on economical, sympathetic, disciplinary and enthousiastic grounds). Aber 2. möchte ich denken, daß der Erfolg dieser wie anderer Bestrebungen, menschlicherweise zu reden, großentheils davon abhängen wird, daß dieselbe mit Bescheidenheit und Ruhe, im Geiste der Unterordnung und Mäßigung verfolgt werde und ohne in die Fanfaren zu stoßen. Wird sie zu einer Frage, in der viel geredet und über die vieles geschrieben wird, und sollten ihre Vorkämpfer dazu kommen, sich einzubilden, daß sie Wunder hervorbringen und die Elite der Kirche von England sein werden, so wird Geist und Kraft des Unternehmens verflüchtigt werden. In allen kirchlichen Unternehmungen ist die beste Politik: bescheidene Mäßigung. Ich bedaure, diese Frage nur so in Eile und unvollständig beantworten zu können. Vielleicht wäre es das Beste für mich gewesen, gar nichts zu sagen; allein ich möchte nicht völliges Schweigen beobachten in einer Frage, die mir so sehr am Herzen liegt."

Schon bisher war es sprichwörtlich, ein anglikanischer Prediger sei nur dazu da, die Gemeinde mit einem feinen Gentleman zu versehen — jetzt, wo man Seelsorger will, um wieder Halt bei dem Volke zu gewinnen, ruft man unter den verödeten Klosterruinen, mit denen das Land übersäet ist, wieder nach den „faulen, nutzlosen Mönchen". Es ist mehr als eine Bankerotterklärung des Anglicanismus.

Vielleicht noch tiefer als in England ist der Eindruck, den dieser Vorschlag in deutsch-protestantischen Kreisen hervorgebracht hat — soweit man nämlich von der „Deutschen Evangel. Kirchenzeitung", dem Organe des Herrn Oberhofpredigers Stöcker, in dieser Frage auf andere protestantische Kreise schließen darf. Das Blatt findet es ganz unbegreiflich, wie gerade von Archidiakon Farrar, der sich „den rühmlichen Namen eines Hauptvertreters der evangelischen Richtung innerhalb der englischen Kirche erworben hat", dieser „überraschende Vorschlag" ausgehen konnte. „Es ist nicht bloß zufällig, daß der hochritualistische Bischof von Lincoln unumwunden dafür ist, dagegen die anderen nur bedingungsweise" (?). Es scheint, die Erregung hat es zu einem ruhigen Einblick und einer richtigen Vergleichung der bischöflichen Gutachten nicht kommen lassen. Und diese Erregung ist — Angst! Denn „in der englischen Kirche kommt [zur „Frage der Moralität"!] noch die Gefahr hinzu, daß diese Orden sich am natürlichsten in das Schema der ritualistischen Hochkirche einfügen und damit einen weiteren Schritt vorwärts nach Rom hin bedeuten würden".

Etwas „nach Rom hin" bedeutet dieser Vorschlag und das „ziemliche Wohlwollen für denselben bei den Kirchenhäuptern der verschiedenartigsten theologischen Richtungen" allerdings, wenn auch leider schwerlich in dem Grade und in dem Sinne, wie das Blatt des Herrn Oberhofpredigers es so sehr befürchtet. Es ist eine Rechtfertigung und Anerkennung des katholischen Ordenswesens, in welchem alles vollauf geboten ist, was die anglikanische Gemeinschaft trotz

ihrer reichen Einkommen und trotz aller Vortheile, die sie als Staatskirche genießt, schmerzlich entbehrt. Und diese Rechtfertigung und Anerkennung gehen von einer Gemeinschaft aus, deren Fundamente einst auf den Ruinen des Ordenswesens gelegt wurden, die künstlich von Staatswegen geschaffen wurde, um das zu leisten, was, wie man entgegen der lauten Stimme des Volkes behauptete, die katholische Kirche mit ihren Orden nicht geleistet habe!

Eigenthümlicherweise kommt nun die „Deutsche Evangel. Kirchenzeitung", während sie den „überraschenden Vorschlag" beklagt und bekämpft, weil er „nach Rom führe", in der Aufregung dazu, gerade das, was der Vorschlag Werthvolles „nach Rom hin" hat, zu billigen und ihrerseits zu bestätigen. „Auch meint man," so schreibt sie, „und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, daß verheiratete Geistliche unter dem schweren Drucke äußerer Verhältnisse nicht in dem Maße wirken können, als einzelstehende Personen, welche, unbehelligt durch äußere Rücksichten, ihre ganze Kraft der Seelsorge und Predigt widmen können." So zu lesen in Nr. 35 der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung", herausgegeben von Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger.

Eine neue Menschenrasse. Die Wissenschaft kennt keine einzige lebende oder ausgestorbene Menschenrasse, die sich als Beweisstück für die thierische Abstammung des Menschen verwerthen ließe. Ranke erklärt es sogar geradezu für einen „Unsinn", eine Classification der Menschenrassen nach ihrer größern oder geringern Affenähnlichkeit aufzustellen (Der Mensch II, 101). Trostlose Aussicht für die Anwendung der Descendenztheorie auf den Menschen! Es will sich wirklich keine Rasse finden lassen, die für diesen Zweck „wissenschaftlich brauchbar" wäre. Was thut man? Man macht eine!

Der Ruhm dieser Erfindung gebührt Herrn Professor Cesare Lombroso in Turin (Der Verbrecher. In deutscher Bearbeitung von Dr. M. O. Fränkel, Hamburg 1887). Daß es eine Menschenklasse gebe, die unter dem Namen „Gewohnheitsverbrecher" zusammengefaßt wird, war längst bekannt. Unglückliche Wesen, denen theils durch ererbte krankhafte Anlagen und verkehrte Neigungen, theils durch eigene Willensschwäche oder Schlechtigkeit das Verbrechen zur zweiten Natur geworden ist, gab es schon lange, und die criminelle Anthropologie hat bereits eine große Fülle Untersuchungsmaterial über diese Wesen statistisch zusammengestellt; aber als eine eigene Rasse kannte man sie noch nicht. Dieser neuen Rasse gehören nach Lombroso jedoch nicht alle Gewohnheitsverbrecher an, sondern nur etwa 43 Procent derselben. Eine gewisse Anzahl körperlicher und geistiger Merkmale machen den Gewohnheitsverbrecher zum „geborenen Verbrecher", zum „delinquente nato" Lombroso's. Das Hauptkennzeichen, ein sogen. „Verbrecherschädel", existirt zwar gar nicht, wie selbst Schaaffhausen auf der diesjährigen Anthropologen-Versammlung in Wien anerkannt hat; auch die übrigen Forschungs- und Messungsresultate Lombroso's sind nicht immer auf ganz exactem Wege erzielt; aber das macht nichts. Das Sonderbarste an der neuen Rasse ist jedenfalls, daß sie nicht bloß durch die verschiedensten Länder zerstreut lebt wie die Juden und

Zigeuner, sondern nicht einmal eine gemeinsame Abstammung besitzt. Ein Individuum dieser unter allen europäischen Volksstämmen vertretenen Rasse kann der Hefe des Proletariats in London oder Berlin entstammen, ein anderes ein Bauernsohn aus den Karpathen sein, ein drittes aus feiner, hochadeliger Familie in Paris oder Wien hervorgehen; wenn sie nur in den Merkmalen des delinquente nato übereinstimmen, so gehören sie trotz der Verschiedenheit ihrer Abstammung dennoch zu derselben Rasse. Aber wo bleibt da die „Einheit" der Rasse? Man höre die „wissenschaftliche" Antwort ihres Entdeckers.

Lombroso fand in der Schädelbildung des delinquente nato einige Aehnlichkeit mit dem berühmten Neanderthaler Schädel, dessen Besitzer ein diluvialer Mensch gewesen. Auch manche Züge heutiger melanesischer und polynesischer Naturvölker erkannte er unter den Eigenschaften seiner neuen Rasse wieder. Also, so schließt Lombroso, haben wir in den geborenen Verbrechern jene Individuen vor uns, die den Typus unserer Stammväter wiederum zum Ausdrucke bringen. Der delinquente nato entsteht durch Atavismus, durch Rückschlag in eine Ahnenform, in die Form der europäischen Urrasse.

Erzspitzbuben zu Vorfahren zu haben, wäre schon schmeichelhaft genug; es kommt aber noch besser. In der vierten italienischen Auflage erklärt Lombroso den delinquente nato für identisch mit dem pazzo morale, mit dem Geisteskranken, der an moralischem Irrsinne leidet. Die neuerschienene deutsche Ausgabe macht den Verbrecher und Irrsinnigen zugleich auch noch zum Epileptiker — und das Bild der europäischen Urrasse ist vollendet!

„Das ist ein wenig viel." So meint selbst eine dem Darwinismus sehr geneigte Zeitschrift („Humboldt", August 1889, S. 301). Wir können Herrn Lombroso zu seiner Entdeckung nur gratuliren, verzichten aber unsererseits auf die angebotene Ehre. Wer bereits die Affen unter seine Stammesverwandten zählt, mag sich auch mit diesen Ahnen noch befreunden; wir nicht!

Die alte Reichsstadt Goslar
und die neuen Malereien des restaurirten Kaiserhauses.

(Schluß.)

II.

Die Malereien.

Ach Gott, wie geht das immer zu,
Dass mich einer hasset, den ich nichts thue,
Und sich so beikümmert umb mich,
Da er doch genug zu thun hat vor sich,
Mir nichts gonnet und nichts thut geben,
Mus doch leiden, das ich lebe.

Die Worte dieses alten, auf einem Bürgerhause zu Goslar stehenden Spruches verdienen auf die im Culturkampf so hart heimgesuchten Katholiken wegen der im Goslarer Kaiserhause befindlichen Malereien angeführt zu werden. Verfolgen wir, um das zu erweisen, zuerst den alten Weg, welcher von Goslar nach Harzburg führt. Auf ihm ritt Heinrich eilends weg, als er in jugendlichem Uebermuth die sächsischen Großen in der Pfalz warten ließ, um sich heimlich auf seinen Lieblingssitz zu begeben. Welcher Gegensatz zwischen der ernsten Naturschönheit der Berge, an denen er sich hinzieht, und dem leichtfertigen Sinn jenes jungen Wüstlings, der Deutschlands Fluren mit dem Blut seiner edelsten Kämpfer tränkte, welche einstanden für altgermanische Freiheit und Ehre. Ein stolz aufsteigender Hügel trägt die letzten Reste der einst mit kaiserlicher Pracht ausgestatteten Harzburg.

Vor mehr als 800 Jahren stürmten die in Goslar thöricht verachteten Fürsten ihre Mauern und Thürme, wodurch Heinrich sie unwiederbringlich in Fesseln halten und niederbeugen wollte. Er hatte vergessen, daß der Cheruskerfürst aus diesem Sachsenlande Hilfskräfte erhielt, vor denen selbst die Legionen Roms fast spurlos verschwanden. Die Trümmer dieser Burg, welche der Freiheitssinn der Deutschen brach, weil er nicht genug christliche Demuth besaß, um zu dulden, bis Gott oder die gesetz-

mäßige Autorität einen unwürdigen König entthronte, sind ernste Mahner. Ein Fluch schien auf ihr zu lasten durch Jahrhunderte; denn sie sank herab zum gemeinsten Raubritternest. Wenn man hier bei diesem „unglücklichen Kastell, das lange Zeit hindurch einer dem andern so oft entwand“ [1], ein Denkmal errichten wollte, dann mußte dessen Grundidee die Fürsten an Gerechtigkeit, die Unterthanen an Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Ordnung mahnen. Was werden spätere Geschlechter darüber urtheilen, wenn in der Fieberhitze des Culturkampfes der Haß gegen die katholische Kirche so hoch zu steigen vermochte, daß 1877 auf dieser Harzburg ein Denkmal eingeweiht werden konnte, welches selbst den Trotz und den Uebermuth eines Heinrich IV. überbietet? Er ist nach Canossa gegangen, als er einsah, daß ihm nur dies Mittel bleibe, dem gerechten Unwillen seiner tyrannisch mißhandelten Unterthanen eine Sühne zu bieten, das Aergerniß, welches er durch Verletzung der heiligsten Sittengesetze und der Grundlagen der von ihm als göttliche Stiftung anerkannten Kirche begangen hatte, einigermaßen zu büßen, endlich den Thron für sich und seine Familie zu retten aus dem selbstverschuldeten Schiffbruch. Man kann freilich den Gang nach Canossa verschiedentlich beurtheilen. Einige sehen in ihm ein Zeichen wahrer, wenn auch rasch vorübergehender Reue, andere einen Zug macchiavellistischer Realpolitik, viele beides zugleich. Wäre die Ansicht der ersteren richtig, dann könnte kein Christ im Leben dieses Königs schönere Tage finden, als jene, in denen er seine unbändige Natur überwand und öffentlich Buße leistete für weltbekannte Fehltritte. Wer auf dem Standpunkt des Realpolitikers steht, muß zugestehen, daß Heinrich damals das Beste und Klügste that, was geschehen konnte. Von Leidenschaft verblendete Culturkämpfer waren anderer Ansicht; denn sie errichteten auf der Harzburg den „Bismarckstein“, eine 15,5 m hohe Spitzsäule von Granit mit der Inschrift: „Nach Canossa gehen wir nicht.“

Das im Mai 1877 gefeierte Fest der Enthüllung des in Idee und Ausführung so unglücklichen Denkmals ist nicht spurlos vorübergegangen. Das Echo der Culturkämpfer, welche die damals gehaltenen Brandreden gegen Kirche und Papst, gegen Katholicismus und Centrum mit Jubelgeschrei begleiteten, klang wieder in den Harzbergen, obgleich diese viel zu erzählen wissen von dem Ruhm alter kaiserlicher Zeiten. Eine Partei suchte die neue, am 14. Mai 1872 im Reichstage aufgegriffene Parole in den Malereien des Goslarer Kaiserhauses zu verewigen. Die Daten

[1] Heineccius, Antiquitatum Goslariensium libri sex. Francofurti 1707. p. 392.

beweisen das. Am 9. Mai 1875 erklärte Fürst Bismarck dem Harzburger Comité: „Ich sehe in diesem Vorhaben (der Errichtung einer Canossasäule) eine neue Bekundung des Einverständnisses und der Unterstützung in der Abwehr der Uebergriffe, mit welchen auch heute deutsches Leben von römischer Herrschsucht bedroht wird." Im Jahre 1876 war man mit der Herstellung des Harzburger Denkmals beschäftigt. Am 11. December 1876 schrieb der Cultusminister Falk eine Concurrenz aus „für die Ausschmückung des Kaisersaales im Kaiserhause zu Goslar" nahe bei der Harzburg. Am 21. Mai 1878 hielt der protestantische Prediger, Lic. Dr. Karl L. Leimbach, Gymnasialdirector zu Goslar, einen Vortrag [1], worin er, ohne Widerspruch von seiten des Malers zu finden, nachwies, daß die letzte Absicht des von Professor H. Wislicenus zu Düsseldorf entworfenen Concurrenzplanes keine andere sei, als durch die herbste Kritik des römischen Kaiserthums deutscher Nation das am 12. Mai 1875 von einem preußischen Gesandten öffentlich als Ideal der Zukunft aufgestellte „große protestantische Kaiserreich" zu verherrlichen, welches „die Dunkelmänner von Rom nicht liebten". Wislicenus erhielt vom Staatsminister mit dem ersten Preise den Auftrag, den Kaisersaal auszumalen. Mehr als drei Viertel der Arbeit ist vollendet. Für das Ganze werden die Steuerzahler, also zum großen Theil die Katholiken, an 300 000 Mark aufzubringen haben. In einem öffentlichen, dem ganzen deutschen Volke gehörenden Denkmal stehen vor diesen Gemälden Jahr um Jahr Tausende von Besuchern. Wenn sie sich dieselben zeigen und deuten lassen, müssen sie schweigen, bis sie den Saal verlassen haben. Draußen sprechen sie desto offener und lauter ihre Ansichten aus. So wird es nicht unpassend sein, auch hier zuerst den Entwurf, dann die Ausführungen jener Bilder zu besprechen.

1. Der Entwurf.

Tritt man durch das Hauptthor in den Reichssaal ein, so liegt zur Rechten die durch kleinere Bilder verzierte Stirnseite der Pfalz, durchbrochen von der im ersten Artikel beschriebenen großen Lichtöffnung der Mitte und den zu ihren Seiten befindlichen achtzehn kleineren Rundfenstern. Zur Linken findet man eine große Rückwand mit sieben Hauptbildern, während die Schmalseiten für „Prolog und Epilog des Bilderschmuckes" bestimmt sind. Gemäß Leimbachs Erklärung „haben wir (nämlich nach

[1] Der Bilderschmuck des restaurirten Kaiserhauses zu Goslar. 47 S. Wolfenbüttel, Zwißler, 1878.

des Künstlers Idee) ein volles Drama vor uns, oder sagen wir es gerade heraus, eine Tragödie, wie denn die Geschichte des ganzen ersten Kaiserreiches ihrem Grundcharakter nach eine Tragödie ist".

Die nach dem Entwurf zur Linken des Haupteinganges anzubringenden Bilder des Prologes sollten als Mittelstück die Zerstörung der Irmensäule durch Karl den Großen zwischen Wittekinds Taufe und Karls Kaiserkrönung bringen, darunter dann in drei kleineren Gemälden zeigen, wie Karl Gesandte des Auslandes in Paderborn empfängt, wie er auf einer Synode präsidirt und wie er durch Verkehr mit Gelehrten die Cultur fördert.

Man muß jedem Künstler eine bestimmte, ja eine möglichst große Freiheit lassen, darf darum auch mit Wislicenus nicht rechten, daß er die im Frankfurter und im Aachener Rathhaussaal wohl angebrachte Schilderung der Thaten Karls hier wiederholt, obwohl der große Kaiser nie in Beziehungen zu Goslar getreten ist. Da er indessen das Sachsenland seinem Reich eingliederte und ihm die christliche Cultur vermittelte, mag sein Wirken als Prolog hingenommen werden, weil es den Beschauer in die beste Stimmung versetzen könnte, das Walten mittelalterlicher deutscher Herrscher richtig zu würdigen. Doch muß leider schon hier Protest erhoben werden gegen die tendenziöse Fälschung der Geschichte, welche Leimbach in dem Entwurf fand, indem er ausführte, das Bild, worin Karl „auf einer geistlichen Synode den Vorsitz führt", „sinnbilde seine Unabhängigkeit der Kirche gegenüber". Die Parole: „Los von Rom" erklingt so schon im Prolog, freilich nur leise, aber doch als berechneter Gegensatz zum Bilde der Kaiserkrönung Karls.

Der Entwurf gibt der Westwand sechs große, acht mittlere und zwölf kleine Gemälde zur Rechten und Linken des in der Mitte hoch emporsteigenden Hauptbildes. Bezeichnen wir, um einen Ueberblick zu vermitteln, die großen und mittleren Bilder mit römischen und arabischen Ziffern, die kleineren Predellengemälde und das Hauptbild mit kleinen und großen Buchstaben, so ist die Anordnung diese:

1. I. 2. II. 3. III. 3′. A 4. IV. 5. V. 6. VI. 7.
a. a′. b. b′. c. c′ A d. d′. e. e′. f. f′.

Die im Entwurf geplanten Bilder sollten der Reihe nach folgende Ereignisse darstellen:

Heinrich II. erbaut die Villa Goslar (1), wird zum König von Oberitalien erwählt (a), in Rom zum Kaiser gesalbt (I) und hebt Klöster auf (a′).

Heinrich III. trägt die Ueberreste seines Vaters Konrad II. nach Speier (b), erbaut das Kaiserhaus zu Goslar (2), „hält die berühmte Synode zu Sutri ab, auf welcher drei gleichzeitige Päpste abgesetzt werden" (b'), und „zieht über die Alpen in Begleitung seiner Gemahlin und des gefangenen Papstes Gregor VI., welchen der Kaplan Hildebrand in die Gefangenschaft begleitet" (II).

Heinrich IV. wird zu Goslar geboren (3), durch Hanno geraubt (c), zu Canossa verdemüthigt (III), und von seinem Sohn Heinrich V. gefangen, durch die Bischöfe von Mainz, Köln und Worms schmachvoll beraubt (c').

Heinrich V. wird im Goslarer Kaiserhause durch einen Blitzstrahl gelähmt (3').

Das nun folgende Hauptbild (A) unterbricht die Reihe durch Form und Inhalt, ist deshalb erst am Schluß zu betrachten. Der Besucher muß an ihm vorbei zur zweiten Hälfte des Saales übergehen, wo er findet, wie Konrad III., der erste staufische König, zu Goslar 1138 dem Welfen Heinrich dem Stolzen seine beiden Herzogthümer Bayern und Sachsen nimmt (4).

Friedrich I. Barbarossa, der zweite Staufe, gibt 1154 dem Sohn des stolzen Welfen, dem sächsischen Herzoge Heinrich dem Löwen, Bayern zurück (5); Arnold von Brescia wird zu Rom verbrannt (d); Friedrich I. hält bei Viterbo Hadrian IV. beim Absteigen den Steigbügel (d'), bittet 1176 Heinrich den Löwen bei Chiavenna kniefällig, aber vergebens um Hilfe gegen die Lombarden (IV), siegt bei Ikonium (V), umarmt nach der Schlacht seinen Sohn (e) und findet im Kalykadnus den Tod (e').

Friedrich II. söhnt sich zu Goslar mit dem Sohne Heinrichs des Löwen aus (6), hält zu Palermo Hof und empfängt eine orientalische Gesandtschaft (VI).

Heinrich VI. herrscht in schrecklicher Art über Sicilien (f).

Konradin endet auf dem Blutgerüst (f').

Nach einem Sprung über mehr denn sechs Jahrhunderte sollte das nächste Bild dem Entwurfe gemäß zeigen, wie der neue deutsche Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1875 die Goslarer Pfalz besucht und die vom entthronten König von Hannover 1865 begonnene Restauration fortzusetzen befiehlt (7).

An den Sprung um sechs Jahrhunderte weiter schloß sich ein Rückschritt um mehr denn drei Jahrhunderte. Der Epilog führt nämlich in

die Zeit der Reformation. Die Scenen, welche zu ihrer Verherrlichung auf der andern Schmalseite des Kaisersaales geschildert werden sollen, entsprechen den Darstellungen aus dem Leben Karls des Großen. Zeigte im Prolog das Hauptbild die Zerstörung der Irmensäule, also das Zurückweichen des Heidenthums vor dem siegreichen Christenthum, so soll hier das Hauptbild die Eröffnung des Kampfes gegen die römische Kirche bei der Reformation preisen: Luther vor Karl V. auf dem Reichstage zu Worms. Neben der Zertrümmerung der Irmensäule fanden sich Wittekinds Taufe und Karls Kaiserkrönung, hier überraschen uns als Nebenbilder „die Fürsten des Schmalkalder Bundes, welche das heilige Abendmahl gemeinsam empfangen", und Karl V., der verzweifelnd sich ins Kloster von St. Just vergraben hat. In den Predellen soll der Sieg der Reformation noch mehr verdeutlicht werden durch die Schlacht bei Mühlberg, die Flucht Karls V. vor Moritz von Sachsen und Karls Abdankung. Der „durch eigene Schuld gebrochene Mann ist nicht nur politisch todt, sondern hat auch mit dem Leben abgeschlossen; ein solcher Lebendigtodter konnte sein eigenes Leichenbegängniß bei Lebzeiten feiern".

Werfen wir einen Rückblick auf diese Reihe von Bildern. Jeder muß sich fragen: woher kommen die wunderbaren Sprünge von Karl dem Großen († 814) bis auf Heinrich II. (1002—1024), von Konradin bis auf Luther, dann bis auf Wilhelm I. (1875)? Sollte das Walten der deutschen Könige und Kaiser den Stoff liefern, warum fehlen jene Kaiser, die schon durch ihren Namen als „sächsische" sicher mit Recht beanspruchen, in Goslar dargestellt zu werden? Heinrich I. und die Ottonen wird jeder suchen und vermissen, der den Harz kennt und an Quedlinburg sich erinnert. Haben weiterhin die nach Friedrich II. regierenden deutschen Kaiser und Könige für Goslar nichts gethan, was der Erwähnung werth war? Ist die zweite Blüteperiode dieser Reichsstadt ebensowenig der Beachtung werth? Welcher Goslarer Bürger, welcher Sachse, dessen Herz echt deutsch ist, muß nicht, falls er die Geschichte kennt und zu Rathe zieht, voll Verwunderung fragen: was wollte denn der Professor? warum wählte er so viele Scenen aus, die uns nichts angehen, ja höchst unangenehm berühren? Wie jene Inschrift des Rathhauses sagt, war Goslar „togedan dem hilgen romesken Rike; nicht macstu darvan wiken." Die Stadt hatte ein Recht, daß ihre Geschichte und die ihres sächsischen Landes hier vor den zahlreich zur restaurirten Pfalz kommenden Fremden in Glanz und Licht erstrahle. Nun wird sie nur auf kleinen Predellenbildern in einigen Scenen, nicht den ruhmvollsten, erwähnt. Sie muß erleben, wie

weit und breit Dinge geschildert werden, die zu Paderborn, Speier, Worms, Mühlheim, Viterbo, Chiavenna, Rom und Palermo, in Spanien, Asien und Gott weiß wo sich abspielten.

Aber man muß einem Künstler Freiheit lassen, eher zu viel, als zu wenig! Die Grenzen der Freiheit bilden indessen jedenfalls Takt, Anstand und Klugheit. Entsprach es ihnen, in der Goslarer Pfalz beim alten dort aufgestellten Kaiserstuhle des Domes auf das Katheder zu steigen, um dem deutschen Volk bildlich zu erklären, warum sein heiliges Reich zu Grunde gegangen, welche Fehler den Untergang gebracht haben sollen, welche also, damit die lehrhafte Nutzanwendung nicht fehle, in Zukunft von den Leitern des neuen Reiches zu vermeiden seien? Ist aber thatsächlich ein solcher Lehrvortrag mit solcher Kritik und solcher Warnung der Kern jener Schildereien? Man lese die Ausführungen, wodurch Director Leimbach versuchte, „die Ideen des Künstlers darzulegen und in das Verständniß der Entwürfe einzuführen". Man darf auf sie hinweisen, weil ihnen vom Künstler nie widersprochen wurde und sie sich so enge an den Entwurf anschließen, daß sie seine richtige Deutung enthalten müssen.

„Römer- und Kreuzzüge haben viel der deutschen Kraft ohne allzuviel Nutzen verzehrt, italienische Politik hat das deutsche Reich geschwächt, römische Hierarchie und deutscher Fürsten Sondersucht haben sie gebrochen. So endet mit Konradins Hinrichtung das tragische Drama des Mittelalters. Das heilige römische Reich deutscher Nation hat mit Friedrich II. den Höhepunkt längst überschritten. Noch einmal erhebt es sich unter dem Habsburger Karl V., dessen Herrschergeist sich die alten hohen und weiten Ziele steckt, dessen Herrscherkraft aber sich selbst verzehrt im Kampfe mit der in Luther hervortretenden Wahrheit. Luther auf dem Reichstage zu Worms repräsentirt die Geistesmacht der neuen Zeit. Karl V. wehrt sich, diese anzuerkennen, er kämpft mit ihr und unterliegt ihr. . . ."

„Nein, nach Canossa gehen wir nicht, wenn wir sehen, was jenen Kaiser nach Canossa gebracht hat, seine Vergehen, des römischen Stuhles eiserne Consequenz und der Fürsten Abfall und Empörung. Damit vergleiche, deutsches Volk, dein (neues) Reich und lerne deine Feinde kennen und fürchten, und du wirst nicht nach Canossa zu gehen brauchen!"

„Da (in der Tragödie des deutschen Königthums) wechselt Glanz und Ruhm mit Armuth und Schmach, Erniedrigung mit Erhöhung, Schuld mit Sühne, ein Aufraffen mit Erschlaffen, Kraft mit Schwäche, und zuletzt folgt ein verzweifeltes, aber vergebliches Ringen mit einem stärkern und bessern (in Luther personificirten) Geiste und damit der Untergang."

Wer nach Erlangung dieser belehrenden Aufklärung unter der Führung Leimbachs die einzelnen Schildereien durchgeht, findet nur zu oft ein unglaubliches Zustutzen der Geschichte und eine tendenziöse Färbung der Thatsachen, daß nicht nur der Katholik, sondern jeder Freund der Wahrheit verletzt wird. Schon im Prolog führt Karl den Vorsitz auf einer geistlichen Synode, um „seine Unabhängigkeit der Kirche gegenüber zu zeigen". Heinrich II. und seine Gemahlin, die hl. Kunigunde, von den Katholiken auch darum mit Verehrung genannt, weil ihre Seelen so viel sittliche Kraft und idealen Gehalt hatten, daß sie im Ehestand ein jungfräuliches Leben zu führen vermochten, sollten nach Leimbach im Entwurf „dem Baue des Goslarer Kaiserhauses zuschauen und zugleich dem Spiele der Kinder, da dem hohen Herrscherpaare Elternfreude versagt war". Die Gelegenheit ist vom Zaune gebrochen, um zu zeigen, daß Leute, die nichts von der hohen Würde der Jungfrauschaft verstehen, eben darum auch nicht an die Reinheit jenes Kaiserpaares glauben. „Die Selbständigkeit Heinrichs der Kirche gegenüber wird (wie bei Karl dem Großen) in (dem Bilde) der zweiten Predelle gewahrt, in welcher die Auflösung schlechter Klöster mit wenig Strichen meisterhaft veranschaulicht wird". Was Heinrich für Bamberg und viele andere Kirchen und Klöster that, wird mit Verachtung übergangen. Aber weil berichtet wird, der Kaiser habe ein in Unordnung gerathenes Kloster gefunden und bei dessen Aufhebung mitgewirkt, wird der kirchliche Sinn des frommen Herrschers in der Scene charakterisirt: „Heinrich löst schlechte Klöster auf". Man vergesse nicht, daß der Entwurf aus der Zeit stammt, als im neuen deutschen Reich alle Ordensleute vertrieben wurden, als selbst der Fortbestand der Barmherzigen Schwestern in Frage gestellt war.

Heinrich III. wird im Entwurf als Richter und Besieger schlechter Päpste geschildert. Wir werden unten hierauf zurückkommen, sowie auf die Canossascene, wodurch Mitleid für Heinrich IV. und Haß gegen das Papstthum erweckt werden sollte, wie dies durch den damals auf der Harzburg errichteten Bismarckstein geschah.

Nachdem auf der ersten Hälfte der Längswand die Abrechnung mit dem Papstthum vollzogen ist, wird auf der zweiten Hälfte die auswärtige Politik der alten Kaiser, die Beziehung zu Italien und dem Heiligen Lande, behandelt. Leimbach schreibt:

„Es lag ein verführender, verwirrender Zauber in dem schönen Land, in der ewigen Stadt, in der römischen Krone; und der Deutsche, welcher

sonst sein Vaterland so lieb hatte, das Welsche und die Welschen so gründlich haßte, er zog doch immer kampfgerüstet dorthin, wo schon so viel Blut nutzlos vergeudet war; ich sage: wir wollen die Personen nicht allzu hart beurtheilen, aber der Fluch des ersten deutschen Kaiserreiches, der Fluch des römischen Reichnamens sind die Römerzüge mit ihrer Blut- und ihrer Kraftvergeudung und sittenverderbenden Wirkung."

Wenn das wahr wäre, warum führt der Maler denn nicht Scenen vor, in denen die Sorge der deutschen Könige um Deutschland sich offenbart? Leimbach muß zugestehen:

„Sechzehn deutsche Kaiser hat Goslar in seinen Mauern gesehen, dreiundzwanzig Reichstage sind mit großer Glanzentfaltung in dieser Stadt gehalten worden, und von jenen sechzehn gekrönten Häuptern waren mindestens zwölf, welche in den Räumen des Kaiserhauses längere oder kürzere Zeit geweilt haben."

Wo sind jene sechzehn Kaiser oder Könige, wo jene Reichstage? Eine Anzahl derselben erscheint hier freilich, aber wie? Da sind vier Scenen, worin Welfen dem Besucher des Kaiserhauses entgegentreten. Warum müssen alle Besucher sehen, daß Konrad III. Heinrich dem Stolzen seine Länder nimmt, daß Friedrich Barbarossa sie dem Sohne, dem Löwen, wiederverleiht, daß der Kaiser den Herzog vergeblich um Hilfe bittet, daß Friedrich II. die verlorenen Herzogthümer dem Enkel, Heinrich dem Schlanken, nach nochmaliger Entziehung zurückerstattet? Diese drei Welfen sind Ahnen des Hauses Braunschweig-Lüneburg, also der Könige von Hannover. Dem König von Hannover gehörte Goslar seit dem Fall der Napoleoniden; er hatte das Kaiserhaus gekauft, hatte begonnen, dies Kaiserhaus zu restauriren. Mit seinem Königreich wurden Goslar und dessen Pfalz von Preußen annectirt. Leimbach selbst sagt: „Durch die Annexion überkam der preußische Staat die Verpflichtung, welche der hannoversche eingegangen war", als ihm das Kaiserhaus „unter der Bedingung der Restauration abgetreten war". Leimbach verräth aber auch, daß diese Welfen hier in den Gemälden geschildert sind, damit das deutsche Volk die Reichsfeinde kennen lerne und sich vor ihnen hüte. Die Bilder sollen also ein Protest sein gegen jene Partei, die noch immer im alten hannoverschen und braunschweigischen Gebiet bestehen soll. War es nöthig, klug und taktvoll, gerade hier, gleichsam in eigenem Hause, frische Wunden in solcher Art zu berühren? Bei den Reformationsbildern fragen wir wieder: War es nöthig, klug und taktvoll, hier, wo alle Deutschen, Katholiken wie Protestanten, an alten Erinnerungen gerne ihre Liebe zum Vaterlande erwärmen wollten, den Zwiespalt zu schildern?

Aus den hohen Fenstern der Schauseite des Palastes schaut die alte Sonne so freundlich hinein, Licht und Wärme spendend. Für die schmalen Wände zwischen diesen Fenstern bestimmte der Entwurf das Märchen vom Dornröschen. Was hat dies Dornröschen hier in der Pfalz zu thun? Erzählt die Sage, es habe hier gelebt? Steht es etwa in Beziehung zur Selbständigkeit Karls und Heinrichs II. gegen die Kirche, zum Sieg Heinrichs III. über den Papst, zu italienischer Politik und Kreuzzugsschwärmerei? Leimbach bot den Schlüssel zum Verständniß so vieler verborgener Dinge, er löst auch das neue, das größte Räthsel.

„Die Allegorie des Märchens ist folgende: Das deutsche Reich wird unter Karl dem Großen gestiftet durch den Bund mit der christlichen Kirche, aber bei der Taufe oder Stiftung des Reiches zeigt sich die gute und böse Fee, die Macht der Wahrheit und die des Irrthums in der einen Kirche.... (Es) naht die Katastrophe, indem die Macht der Hierarchie dem Reiche den tödtlich scheinenden Schlag versetzt, aus welchem die Macht der Wahrheit (Luther) die Schlafende zu erwecken verheißt.... Da kommt der Einheitsgedanke allgemein zur Geltung, und es erwacht das Dornröschen des neuen Reiches...., welches im Gegensatz zu dem alten nur seine Begabung der guten Fee, der Kirche der Wahrheit, dem Protestantismus, dem Geiste Luthers verdankt."

Betrachten wir jetzt das Hauptbild (A), das in der Mitte der Rückwand, vor dem Riesenfenster der Schauseite aufsteigt, zwischen den oben beschriebenen Darstellungen aus der mittelalterlichen Geschichte.

„Vor einem großen Triumphbogen, auf welchen Kaiser Wilhelm und sein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, zureiten, stehen Bismarck und Moltke, jener bereit, den Hammer, welchen seine Rechte hält, dem herbeikommenden Kaiser darzureichen, damit der dreifache Hammerschlag die Erbauung des neuen Reiches versinnbilde, an dessen erstem Säulenfuß stehend wir beide Männer gewahren.... Rechts sehen wir vor den übrigen (deutschen) Fürsten die Kaiserin Augusta und die Kronprinzessin Victoria, welche Friedenspalmen und als Schmuck das Genfer Kreuz tragen.... Zu Häupten des Kaisers und des Kronprinzen schwebt die neue Germania, deren Antlitz die Züge der edeln, frommen Königin Luise tragen wird... Getragen wird diese Germania von Helden der Befreiungszeit und des letzten Krieges, unter welchen wir Blücher und Körner unschwer entdecken, jenen Körner, dessen Wort wir kennen: ‚Luise schwebe segnend um den Gatten'.... Alle großen Kaiser des Mittelalters erscheinen hier noch einmal, die Germania umschwebend: Karl der Große, Heinrich und Otto II., Barbarossa, Rudolf und Maximilian."

Die officielle Beschreibung[1] sagt über das Mittelbild: „Kaiser Wilhelm und der Kronprinz reiten zum Triumphthore heran, wo ihrer links der Reichskanzler Fürst Bismarck und Repräsentanten der dem Feinde abgenommenen und dem deutschen Reiche wiedergewonnenen Provinzen Elsaß und Lothringen harren. Fürst Bismarck steht am ersten Säulenfuß eines begonnenen Baues und hält dem Kaiser den Hammer zur Einweihung bereit, welcher links und rechts die deutschen Fürsten beiwohnen. Visionäre Gestalten oberhalb des Kaisers, Helden der deutschen Vorzeit und Befreiungskriege umringen die Erscheinung der Königin Luise, welche die Kaiserkrone im Schoße hält."

Man sieht, die Phantasie, welche die mittelalterlichen Ereignisse dem Maler in seiner Art erscheinen ließ, hat ihn fortgerissen ins Reich der „visionären Gestalten" und der Märchen. Da hat sie ihm vorgegaukelt, die Reformation sei eine gute, dagegen die katholische Kirche eine böse Fee. Weil Wislicenus nun einmal die Phantasie in den Kaisersaal berief, um ihr dort das Wort zu geben, so lassen wir sie reden.

Ihr Kaiser, die ihr hier an den Wänden steht, kommt! Großer Karl, Otto II., benutzt, um der Königin Luise als Gefolge zu dienen, ihr fränkischen Heinriche, ihr Staufen und ihr drei Habsburger, die der Maler würdig oder wenigstens nützlich fand im Bilde hier erscheinen zu lassen, tretet hin an jene Fenster, die euern Saal erleuchten! Seht, dort erhebt sich zur Rechten der Rammelsberg, die Quelle des Wohlstandes der Gegend, dessen Erzgänge Otto I. eröffnete. Der Maler hat den großen Otto hier nicht zugelassen. Dort steigt der Georgenberg auf, wo Konrad II. ein Kloster gründete. Da liegen vor eurem Palaste die Fundamente des kaiserlichen Domes. Heinrich III. freut sich, ihn gegründet zu haben. Aber wo ist Victor II., der Papst, den Heinrich in diesem Dome begrüßte, hier in dieser Pfalz beherbergte? Der Maler wollte seiner nicht gedenken! Agnes, Heinrichs Gemahlin, zeigt hin auf den vor den Stadtmauern aufsteigenden Petersberg, worauf sie ihr Stift gründete. Aber den Gemälden wendet sie voll Verachtung den Rücken, empört, daß sie, die selbst gegen ihren eingeborenen Sohn Heinrich IV. zum Papst Gregor VII. stand, hier gezwungen werden soll, voll Verachtung auf Gregor VI. und Hildebrand herabzusehen, die der Maler

[1] Das Kaiserhaus zu Goslar. Kurze Angaben über seine Geschichte, Wiederherstellung und Ausschmückung. Auf Veranlassung des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten verfaßt von Lic. Dr. C. Leimbach, Director am Gymnasium zu Goslar, und H. Cuno, Regierungs- und Baurath zu Hildesheim. Hildesheim 1889. Druck von A. Lax.

fälschlich als übel behandelte Gefangene ihres Gemahls darstellt. Werfet, o erlauchte Herrscher, einen Blick auf die Malereien zwischen den Fenstern. Schaut, da steht die böse Fee beim deutschen Reich. Das ist die katholische Kirche. Die hat euch bewogen, den Dom und jene Stifte und Klöster zu bauen und zu beschenken. Was thatest du, Heinrich II.? Du hast Klöster aufgehoben, hast mit deiner Gemahlin hier in Goslar Kinder spielen sehen und bedauert, daß dir dieser Segen versagt war! Heinrich III., du hast einen Papst gefesselt und wie einen Verbrecher im Triumphzug über die Alpen geschleppt. Du, Heinrich IV., bist als Knabe entführt, in Canossa verdemüthigt, später von drei Bischöfen schmachvoll beraubt worden. Dich, Heinrich V., hat hier im Kaiserhause ein rächender Blitzstrahl geschreckt. Friedrich I., du hast vergeblich dich zu den Füßen deines Vasallen hingeworfen. Friedrich II., du hast in Palermo in undeutscher Art gelebt und dein Vaterland vergessen. Heinrich VI., du hast in Sicilien eine Schreckensherrschaft geführt. Du, Konradin, letzter Sprosse des staufischen Hauses, elendig bist du auf dem Blutgerüst umgekommen."

Das ist der Sinn des Entwurfes der Malereien des Goslarer Kaiserhauses nach Leimbachs Erklärungen. O ihr großen Kaiser und Könige unseres Volkes! Welcher von euch wird nicht ergrimmen, wenn er sich so im Bilde sieht, und sich so zurechtweisen hört?

Kommt, ihr Habsburger! Nur drei sind da! Wißt ihr's? Infolge des Fluches der bösen Fee, der katholischen Hierarchie, ist das heilige römische Reich deutscher Nation eingeschlafen. Blicket auch ihr hinaus. Drunten in der alten treuen Stadt meißeln die Steinmetzen Hartmann und Wilhelm und ihre Gesellen. Es erhebt sich die Vorhalle des Domes, die Mauern der schönen Neuwerker Kirche wachsen auf, da tönen die Glocken von der fünfthürmigen Kirche des Georgenberges. Reiche Skulpturen, feine Stuckarbeiten, bunte Glasgemälde, bewegte Wandmalereien schmücken die Hallen. Die Bürger der Stadt schaffen als freie Männer. Es ist kein echtes Leben! Nein, Deutschland war im dreizehnten Jahrhundert eingeschläfert von jener bösen katholischen Fee. Edler Maximilian! Als du regiertest, sah dein Reich, sah diese Stadt eine zweite Blüteperiode. Damals malte hier der Lehrer Dürers, da wuchsen hier alle alten Kirchen aus: der Dom, die Stadtkirche am Markt und die übrigen. Reiche Kaufleute der Hansa zogen hier ein und aus, den Einwohnern dieser Stadt fremde Waaren zu bringen und dafür die Erzeugnisse dieser Gegend auszuführen. Das

war kein Leben! Dornröschen schlief und träumte von wahrem deutschen Leben[1].

Karl, hättest du dich zu Worms gebeugt vor der Geistesmacht der guten protestantischen Fee, dann wärest du nicht im Kloster ruhmlos verschwunden. Schlafe! In Goslar ist die gute Fee eingezogen. Es will die Wahrheit der neuen Lehre annehmen. Da sinken (1527) Kirche und Stiftsgebäude auf dem Petersberg in Trümmer, da stürzen die Thürme der Georgenkirche, da fallen die vor der Stadt liegenden Kapellen des hl. Johannes und des heiligen Grabes; sie verschwinden vom Erdboden. Da liegen die Straßen (1578 und 1597) voll von Pestkranken. Die Ordensleute, einstens von jener bösen Fee dir gesandt, sind verjagt! Wer hat den Muth, die Sterbenden zu trösten? Schau in die Häuser! Da fertigen Kipper und Wipper (1621 und 1622) die berüchtigten Goslarer Schnurren aus altem guten Gold und verderben deine Kaufmannsehre! Horch! Geschütz donnert! Herzog Christian von Braunschweig belagert die Stadt (1626), weil sie zum Kaiser hält, der als Wächter des deutschen Rechtes dessen „Schnapphähne" strafte, jene Schützen, welche vereinzelte kaiserliche Soldaten aus ihren Schlupfwinkeln heraus heimtückisch überfallen und morden! Hörst du den Trommelschlag und Pfeifenklang? Schweden ziehen ab (1635). Drei Jahre haben sie diese Stadt zertreten, sie um 600000 Gulden geschädigt. 16 Kanonen, 40 Centner Pulver und 129 Centner Kugeln nehmen sie aus deren Zeughäusern mit. Die gute Fee waltet! Es ward Tag im Deutschen Reich, der Schlaf endete! Aber wehe! Die böse Fee hat (1629) infolge des Restitutionsedictes Mönchen und Nonnen ihre Klöster wiedergegeben, aus denen sie 75 Jahre verbannt waren. Sogar die Jesuiten hat sie nach Goslar gebracht; den Kaiser hat sie verführt, ihnen seine Goslarer Pfalz zu überweisen; schon haben sie begonnen, dieselbe zu erweitern und auszubauen, um ein Gymnasium, ein Colleg in ihr zu errichten. Die gute Fee kehrt zurück und vertreibt diese Gäste. Licht kommt und wahre Cultur! Das Kaiserhaus wird nun zum Getreidespeicher. „Die Rohheit der Ritter wird groß; Dieberei, Betrügerei, Wucher, Ehebruch und Raub ist an der Tagesordnung. Mordthaten kommen selbst bei öffentlichen Festen und auf freien Plätzen vor, Galgen und Rad müssen häufig in Anwendung

[1] Leimbach wagt bei Besprechung der staufischen Kämpfe und des Interregnums die Behauptung aufzustellen: „Mit dieser Zeit ist Goslars Herrlichkeit geknickt worden." S. 18. Wie kann jemand, der Goslars Bauwerke Tag für Tag schauen muß, so etwas schreiben, ohne in den Verdacht unbegreiflicher Verblendung zu kommen?

gebracht werden."[1] O du glückliches Dornröschen, freue dich, daß die mittelalterliche Herrschaft der bösen Fee schon mehr denn ein Jahrhundert geendet hat; denn jetzt stehst du unter der Herrschaft der guten Fee. Sieh, das Licht der Aufklärung, das über dir aufgegangen ist. Ehedem wurde das Geld verschwendet für kostspielige Kirchenbauten, für Klöster und Stifte! Von den Leiden des siebenjährigen Krieges könntest du aus Goslar viel erzählen. Schweige und dulde! Warum beklagst du dich über deinen Bürgermeister, den Syndikus Dr. Jakob Gottlieb Sieber? „Die Vermögensverhältnisse deiner Stadtkasse gehen jetzt gänzlich zu Grunde. Von nun an herrscht nur Zwietracht im Stadtregiment, alle öffentlichen Angelegenheiten werden vernachlässigt. Prediger, ja selbst die unteren Angestellten der Stadt müssen jahrelang auf die Auszahlung ihres Gehaltes warten, die Rechtspflege hat dermaßen allen Credit verloren, daß weit und breit eine sehr schlechte Justiz mit dem Namen Goslarer Justiz bezeichnet wird." Schreckliches Brandunglück sucht dich heim. „Infolge der Zwietracht beim städtischen Regiment findet beim Löschen und Retten die größte Saumseligkeit und Unordnung statt. Niemand will den Befehlen der Obrigkeit Folge leisten, vielmehr schimpfen die Bürger auf dieselbe und sprechen den Wunsch aus, der Syndikus (Sieber) möge mit seiner ganzen Familie verbrennen."[2]

Das 19. Jahrhundert bringt die Aufklärung zur Herrschaft, die gute Fee regiert. Weg mit allem, was an die Herrschaft der bösen Fee erinnert! Wenn das Dornröschen die Augen aufschlägt, soll nichts mehr sie an jenes böse Weib erinnern. Verkauft den alten, baufälligen Dom! Reißt ihn ab! Er ist verschwunden bis auf die Vorhalle. Die Stadtkasse ist um 1505 Thaler reicher geworden. Brecht den Kaiserstuhl des alten mittelalterlichen Reiches ab. Für 28 Thaler ist er hingegeben und weit weg von Goslar, um in Berlin einstweilen aufgestellt zu werden!

2. Die Ausführung.

Kaum war der von Wislicenus ausgearbeitete Entwurf der Oeffentlichkeit vorgelegt, so beeilte sich die „Norddeutsche Allg. Zeitung" (im September 1877) zu schreiben:

---

[1] Die vormals Kaiserliche freie Reichsstadt Goslar am Harz sonst und jetzt. Ein Führer für Fremde und Einheimische. Goslar, Brückner. Mit Nachträgen vom Jahr 1879 und 1883. S. 38.

[2] Die Reichsstadt Goslar. S. 41 f. Des Zusammenhanges wegen ist in den Citaten aus diesem von einem Goslarer Patrioten, einem Protestanten, geschriebenen Buche die Form der Vergangenheit in die der Gegenwart verändert.

Dem „Ringen (des deutschen Volkes) kann es daher unmöglich entsprechen, wenn wir von einem Bewerber Heinrich IV. im Büßerhemd zu Canossa und Friedrich Barbarossa's Fußfall vor Heinrich dem Löwen, des Kaisers Erniedrigung vor dem mächtigen, trotzenden und verrätherischen Vasallen und — Freunde, als der fernen Nachwelt bildlich darzustellende Gegenstände ausgewählt sehen. . . . Wir wissen nicht, ob je ein französischer Künstler es fertig gebracht hat, seinem Volke entsprechende Bilder aus Frankreichs Geschichte vorzuführen, wie hier ein Deutscher großen Fleiß und vieles Geschick darauf verwendet, uns die Bilder unserer Schmach zu zeigen. . . . Aus der Geschichte können wir freilich die Thatsachen nicht löschen, und uns und den Nachkommen sollen sie auch gewiß zur Warnung dienen — aber uns auch noch malen lassen al fresco, wie ein deutscher Kaiser die Krone aus der Hand des Papstes empfängt, wie ein anderer sich vor dem Papst im Büßergewand demüthigt, ein dritter, und zwar der am meisten im Volksmund lebende, vergeblich dem Vasallen zu Füßen fällt — nein, da reißt denn doch die deutsche Geduld, und wir meinen, daß die größte malerische Vollendung nicht hinreichen darf, um zu verhindern, daß eine solche Skizze überhaupt von vornherein aus der Discussion bleibt. . . . Der Künstler . . . hat sich in schroffen Widerspruch mit dem weitaus größten Theil des Publikums gesetzt."

So schrieb damals, als die Skizzen vorlagen, ein Feind Roms. Er rief in seinem Artikel aus: Nach Canossa gehen wir nicht, auch auf dem Bilde nicht. Ruhiger drückte sich Albert Schott in Stuttgart 1844 aus, als er zu einer Ausgabe der „Bilder des Kaisersaales im Römer zu Frankfurt" die Lebensbeschreibung der dort gemalten Kaiser liefern sollte. Er schrieb an Böhmer:

„Ich weiß wohl, daß die deutschen Kaiser, wenn ihnen nicht eine stolze Gewalt entgegengetreten wäre, Macht genug besessen hätten, im Innern alle Freiheit, in ganz Europa die Selbständigkeit aller Völker, die in Gottes Haushalt so nothwendig ist, niederzuschlagen, wodurch sie für alle Welt, auch für uns, die fluchwürdigste Geißel geworden wären, wie Heinrich IV. und VI. wohl durchschauen lassen. Nun aber ist das Kaiserthum unterlegen, es hat für sich das tragische Mitgefühl, alle Schuld ist durch herbe Leiden gesühnt, die Uebel, die seine maßlose Entwicklung herbeigeführt hätte, sind nicht eingetreten, wohl aber die entgegengesetzten; da scheint mir's nun, daß menschlich oder deutsch denken und ghibellinisch denken zusammenfalle. . . . Es ist mein aufrichtiger Wunsch, so zu schreiben, daß ich die Katholiken nicht verletze, und ich glaube, daß ich's kann, weil ich vor allen Dingen deutsch bin und dann erst protestantisch. . . . Versöhnung ist uns vor allem nöthig. Vor dem Altar des Vaterlandes muß jeder Parteihaß schweigen lernen."

Böhmer selbst sagte:

„Dabei bleibe ich, der militärische Despotismus, dieser größte Krebsschaden unserer Zeit, konnte nicht entstehen, so lange das Papstthum oberhirtlich waltete, und in die weltlichen Dinge eingriff, und er wird bei uns in demselben Grade steigen, in welchem die kirchlichen Gewalten und Ordnungen an Einfluß verlieren.... Bei den einmal eingetretenen inneren Zerwürfnissen war das entscheidende Ansehen des sichtbaren Oberhauptes der Kirche in der That eher eine Wohlthat, und gar nicht nothwendig antinational."

Das sind die Urtheile zweier ruhig denkenden Protestanten. Beim Entwerfen und Anpreisen der im Goslarer Kaiserhause zu malenden Bilder war eine ähnliche versöhnliche Stellungnahme um so nöthiger, als die endlich wiederum erlangte Einigung des größten Theiles Deutschlands nur durch Beschwichtigung der Parteileidenschaften, nur bei weiser Vermittlung auf die Dauer bestehen kann. In der dem neuen deutschen Reich gehörenden Goslarer Pfalz, zu deren Ausbau und Ausmalung alle Norddeutschen beitragen müssen, durfte man am wenigsten in beleidigender Weise gegen Andersdenkende, gegen Welfen, gegen Katholiken, gegen alle Freunde mittelalterlicher Verhältnisse vorgehen.

Das Mittelalter gehört der Vergangenheit an. Wenn jemand dessen große Todten wieder aufleben läßt und in Gemälden dessen großen Gestalten wieder Fleisch und Blut verleiht, dann ist „das tragische Mitgefühl" wahrlich am Platz. Ein solcher Maler soll „menschlich" denken und das Gute hervorheben, sich als „deutsch" zeigen, nicht aber die Schattenseiten der Geschichte unseres Volkes heraussuchen, vergrößern und dem großen Publikum zeigen. Lichtseiten waren im Kaisersaal zu zeigen, glänzende Scenen, die sich in Goslar und in seiner Umgegend abspielten, Scenen, die jedes Deutschen Herz erfreuen und die getrennten Gemüther daran erinnern, daß alle Söhne eines Stammes sind und einig sein sollen gegen alle Feinde, welche Deutschlands Größe und Ehre bedrohen von außen und im Innern.

Die Fieberhitze des Culturkampfes, worin jener Entwurf entstand, erklärt freilich mehr oder weniger, daß die eben ausgesprochenen Erwägungen außer Acht gelassen wurden. Mit dem Nachlassen jenes Kampfes ist übrigens die Abschwächung der herbsten Theile jenes Entwurfes Hand in Hand gegangen. Die Katholiken sind dem verstorbenen Kaiser Friedrich besonders zu Dank verpflichtet, daß er die Canossascene aus der Reihe der großen Bilder (III. im Schema auf Seite 456) strich. Sie ist aber trotzdem in ein kleines Predellenbild gekommen an die Stelle der

Darstellung, worin Heinrich IV. von Hanno geraubt ward, die somit wegfiel. An dem Platz, der früher für jenes Canossabild bestimmt war, ist jetzt dargestellt, wie Heinrich IV. als Gebannter zwar von den Fürsten verlassen, von den Mainzer Bürgern aber feierlich und freudig aufgenommen wird. Was soll dies neue Bild? Es kann nur besagen wollen, das deutsche Volk habe gegen den Papst zum Kaiser gehalten. Wenn aber auch wahr ist, daß in Mainz eine Partei Heinrich IV. treu blieb [1], so folgt daraus in keiner Weise, daß das Benehmen derselben als Zeichen der Stimmung des deutschen Volkes als solchen ausgegeben werden kann, das mit seinen Fürsten den vierten Heinrich mit Recht des Thrones unwürdig hielt. Im Goslarer Kaisersaal hat aber eine specifisch Mainzer Scene keine Berechtigung. Sie erweckt also dort irrige Vorstellungen und wird allezeit gegen die historischen Kenntnisse oder gegen die Unparteilichkeit jener zeugen, die sie hinbrachten.

Weitere Zugeständnisse wegen der in einem paritätischen Staate berechtigten Klagen katholischer Unterthanen bestehen darin, daß jene Kinder, auf deren Spiel Heinrich II. wehmüthig herabsehen sollte, weil ihm Kindersegen versagt war (1), daß jene Klosteraufhebung desselben heiligen Kaisers (a'), daß die Verbrennung Arnolds von Brescia (d) und jene Steigbügelscene (d') unterdrückt worden sind. Kleinere, weniger wichtige Aenderungen übergehen wir. Zu betonen ist aber, daß das Bild der Kaiserkrönung des zweiten Heinrich (I) gemalt wurde, als der glorreich regierende Papst Leo XIII. die schönsten und besten Versprechen von Berlin aus erhielt, als seine Person dort die höchsten Sympathien fand, und daß darum der Heinrich II. krönende Papst die Züge Leo's XIII. erhielt. Das ist gewiß ein Beweis dafür, daß der Maler bei Ausführung dieses Bildes den Willen hatte, auch seinerseits alles, was in

[1] Erzbischof Siegfried von Mainz (1060—1084) war anfangs kaiserlich gesinnt, trat aber 1076 der Gegenpartei bei und wurde eine Hauptstütze des Gegenkönigs Rudolf. Ein Theil der Bürger erhob sich (10. März 1077) gegen den in der Stadt weilenden Rudolf, der mit dem Erzbischof floh. Erzbischof Wezilo (1084—1088) war Anhänger Heinrichs IV., der vor dessen Erhebung in Mainz weilte, wo 1085 eine Synode gegen Gregor VII. abgehalten wurde, welcher der Kaiser beiwohnte. Am 29. Juli 1098 schrieb der Gegenpapst, Clemens III., dem Propst Godebold, dem Clerus und Volk von Mainz einen Brief, worin er deren Erzbischof tadelt. Damals regierte Ruthard (1088—1109), der gegen Heinrich IV. zu Heinrich V. hielt, während die Mainzer den erstern unterstützten. Sie empörten sich 1115 gegen Heinrich V., weil er ihren Erzbischof Adalbert (1111—1137) gefangen hielt, und zwangen ihn zur Freilassung. Aus Dank schrieb der befreite Erzbischof ihnen ein großes Privileg, das 1134 auf den Domthüren eingegraben ward, wo man es noch heute sehen kann.

seinen Kräften steht, zur Wiederherstellung des gestörten kirchlichen Friedens unter den Deutschen beizutragen. Wir rechnen ihm das hoch an, und dürfen auch für die Zukunft von ihm eine ähnliche versöhnliche Stimmung erwarten, weil er ja in Düsseldorf, also in den katholischen Rheinlanden, eine Professur besitzt. So sehr jedes Entgegenkommen dankend anzuerkennen ist, darf doch das Bedauern über das folgende große Bild, worin nach Erklärung des officiellen Wegweisers „Heinrich III. Papst Gregor VI. gefangen nach Deutschland führt" (II), nicht verschwiegen werden. Es ist früher gemalt als das eben genannte — zu einer Zeit, als der Culturkampf noch in Blüte stand. Als Einleitung dient ihm ein kleines Bild der Synode von Sutri (jetzt in b). Leimbachs Erklärungen passen leider vollkommen zu beiden Bildern:

„Die Scene (b) zeigt uns den Conflict (zwischen Kirche und Staat) in größter Schärfe. Heinrich III. kämpft mit dem Papstthum, und er ist in diesem Kampfe Sieger. Der dritte Heinrich war kein unkirchlicher, sondern ein wahrhaft frommer Mann, aber er war ein kraftvoller, ernster Regent, welcher die Jammerwirthschaft in Rom durch die (hier dargestellte) Kirchensynode zu Sutri beseitigte, auf welcher er die Absetzung dreier Päpste durchsetzte.... Als Gregor VI., der dritte der abgesetzten Päpste, nachgerade die geistliche Herrscherwürde dem neugewählten Papst Clemens II., einem Deutschen, den Heinrich zu dieser Würde erhoben, nicht gönnte, sondern aufs neue streitig machte, da nahm Heinrich den revoltirenden Ex-Papst Gregor VI. mitsammt seinem Rathgeber und eigentlichen Regenten, dem Mönch Hildebrand (dem spätern Gregor VII., vor dem Heinrichs Sohn zu Canossa erschien), gefangen, und beide müssen den Rückzug Heinrichs über die Alpen mitmachen, den großartigen, zu einem Triumphzuge für den Kaiser sich gestaltenden Zug, an welchem auch des Kaisers treffliche Gemahlin theilnimmt. Der deutsche Heinrich siegt über den falschen Papst, die Frömmigkeit, durch den Staat vertreten, über die entartete Kirche — das ist der Grundgedanke des zweiten Bildes, eines wahren Prachtbildes, welches jeden Deutschen mit Stolz und Freude erfüllen muß, den die Macht der Vorurtheile nicht deckt."

Vernehmen wir von Cardinal Hergenröther die Darstellung der Geschichte, um Leimbachs Darlegung und Wislicenus' Malerei würdigen zu können.

„Heinrich III., von allen deutschen Herrschern der thatkräftigste, bedacht auf das Wohl der Kirche... zog im Herbst 1046 nach Italien.... Auf seine Einladung kam Gregor VI. zu ihm nach Piacenza und zog mit ihm vor Weihnachten nach Sutri, wohin er nach des Königs Wunsch eine Synode berufen hatte. Hier ward Sylvester III. als Simonist und Eindringling in ein Kloster verwiesen; Benedikt IX. (der dritte Prätendent der päpstlichen Würde)

ward nicht weiter erwähnt (weil er schon früher förmlich auf seine Würde verzichtet hatte); auch über Gregors Erhebung, als einer simonistischen, wurden Bedenken geäußert. Dieser dankte aber freiwillig ab und bat demüthig wegen dessen um Verzeihung, was er in reiner Absicht zur Rettung der römischen Kirche unwissend gethan. (Er hatte nämlich, um das ungeheuere Uebel und die Schmach der römischen Kirche zu tilgen, den jedenfalls illegitimen Sylvester III. durch eine Geldsumme zur Abdankung zu seinen Gunsten bewogen.) Auf Heinrichs Vorschlag ward nun Bischof Suidger von Bamberg erwählt, der mit dem Namen Clemens II. als der zweite deutsche Papst den Stuhl Petri bestieg.... Johannes Gratianus (früher Gregor VI. genannt), der edelmüthig auf die erhabene Würde verzichtete, begab sich nach Deutschland, von seinem talentvollen Schüler Hildebrand (dem spätern Gregor VII.) begleitet. Sicher war er (Gregor VI.) von Benedikts IX. Resignation bis zu seiner eigenen legitimer Papst; sein Andenken blieb auch in der römischen Kirche gesegnet."

Wie schildert nun Wislicenus diese geschichtlichen Thatsachen? Johannes Gratianus erscheint auf dem Bilde in der Tracht, worin Raffaël Leo X. und Julius II. dargestellt hat, also als Papst. Er wird überdies auf einer Art Sella gestatoria getragen, deren Rückseite mit einem Kreuz und einem Madonnenbilde verziert ist. Schon hierin liegen drei grobe Fehler gegen die geschichtliche Wahrheit; denn erstens war J. Gratianus damals nicht mehr Papst, konnte also die päpstlichen Insignien nicht tragen, zweitens hat ihm der Maler eine Tracht gegeben, die erst 500 Jahre später Sitte ward, drittens läßt er ihn in einer Sella gestatoria über die Alpen (!) tragen, obgleich damals die Päpste auf der Reise ritten. Der angebliche Gregor VI. sitzt auf seinem Throne wie ein beschämter Verbrecher. Vielfache Umfrage beweist, daß kaum ein Katholik den Kaisersaal verläßt, ohne über diese Mißhandlung des Papstthums empört zu sein. Ja, man kann manche sagen hören, sie würden jenen Saal nie wieder betreten, weil sie sich nicht im Bilde wollten beschimpfen lassen. Vor dem angeblichen Gregor VI. geht Hildebrand her, von einem Gewappneten begleitet, wie ein Straßendieb von einem Polizeibeamten geführt wird. Er scheint durch das Gefühl seiner Schuld niedergebeugt, aber fest entschlossen, mit all der Energie und Schlauheit, die seine Züge verrathen, auf Rache zu sinnen. Hoch über der Gruppe des ehemaligen Gregor VI. und seines treuen Gefährten, der ihn nach Deutschland begleitete, ragt die Gestalt Heinrichs III. empor. Der Kaiser sitzt auf einem starken Roß, das sich einem Abgrund nähert, schaut voll siegreicher Verachtung auf seine angeblichen Gefangenen herab und zeigt ihnen triumphirend den Weg nach Deutschland, wohin er sie

führen läßt. Wahr ist in der ganzen Scene nur eines, daß der tugendhafte Mann, welcher als Gregor VI. aus Liebe zur Kirche abdankte, auf Betreiben des Kaisers mit Hildebrand nach Deutschland kam und dort bis zu seinem Tode blieb. Alles andere, besonders eine solche Zusammenstellung auf einem steil abführenden Alpenweg, entspringt der Phantasie des Künstlers, welche auch die gute und die böse Fee und die als Königin Luise erscheinende, von „visionären Gestalten" umgebene neue Germania hervorbrachte.

Der Künstler hatte ohne Zweifel eine überaus schwierige Stellung, in der es fast unmöglich war, nicht hie und da an Klippen zu scheitern. Er ist Protestant, und zwar ein gläubiger, zugleich begeistert für das neue deutsche Reich. Wenn er persönlich, wie die Malereien zu beweisen scheinen, von einem specifisch protestantischen Kaiserthum das Heil des neuen deutschen Reiches erwarten sollte, so wäre das eine Idee, die er mit vielen anderen seiner Glaubensgenossen theilt. Sobald er es aber übernahm, in einem öffentlichen Gebäude auf Kosten eines durch die Verfassung als paritätisch verbrieften Staates Bilder zu malen für alle deutschen Patrioten, — die Katholiken werden es sich nie nehmen lassen, dazu zu gehören, — durfte er nicht ohne Rechtsverletzung seinen individuellen specifisch protestantischen Standpunkt hervorkehren.

Weiterhin hat er seinen Entwurf anfertigen müssen zu einer Zeit, als die Fieberhitze des Culturkampfes von oben herab künstlich gesteigert wurde. Unter Falks Ministerium war der Sieg in einer Concurrenz unmöglich, wenn nicht die damals officiell herrschenden Grundanschauungen bildlich dargestellt wurden. In dem Jahrzehnt, das zwischen dem Entwurf und der größtentheils vollendeten Arbeit liegt, hat Falks System einem mildern Platz machen müssen. Da nun die einzelnen Bilder vor ihrer Ausführung in Berlin vorgelegt werden mußten, von wo aus ihre Honorirung erfolgt, war es nicht anders möglich, als daß je nach dem Nachlassen des Kampfes mehr oder weniger auch in künstlerischer Beziehung abgerüstet wurde.

Drittens ist nicht außer Acht zu lassen, daß Wislicenus keiner von jenen Künstlern ist, die durch ihr Talent so hoch stehen, daß sie mit Erfolg einer, wenn auch künstlich gemachten, aber doch officiell geschützten, zeitweilig das politische Leben beherrschenden Meinung entgegentreten können. Die Aeußerungen des Beiblattes zur Zeitschrift für bildende Kunst, 1877, Kunstchronik Nr. 51, sind scharf und streng:

„Nur ... elf Künstler haben sich an der Concurrenz betheiligt, und unter ihnen nicht ein einziger von den Malern ersten Ranges oder von

denen, die sich in jüngster Zeit durch monumentale Arbeiten einen Namen erwarben.... Durch die eng gezogenen Grenzen des Programms (war) eine große Kunstgenossenschaft, innerhalb welcher ein blühendes Leben herrscht, die Münchener, von vorneherein von der Bewerbung ausgeschlossen.... Das Resultat der Concurrenz ist ein derartiges, daß es der gegenwärtigen Stellung der deutschen, oder, wenn man durchaus will, der preußischen Kunst nicht entspricht.... (Wislicenus hat) allegorische Elemente in die Handlung eingeführt, ein meines Erachtens ganz verfehlter Gedanke. Man stelle sich vor: Kaiser Wilhelm reitet ... und eine über ihm schwebende Germania (in Gestalt der Königin Luise) setzt im hinterrücks die Kaiserkrone auf.... Wislicenus geistige Richtung ist bekannt: es kreuzen sich in seinem künstlerischen Charakter die Einflüsse von Cornelius, von Schnorr, von Bendemann und, wenngleich in manchen seiner Schöpfungen der Geist der Langweile umgeht, so spricht doch aus ihnen ein auf das Große gerichteter Sinn, ein ernstes Streben, das an die Traditionen der classischen Zeit anknüpft." [1]

Faßt man alle Umstände ins Auge, daß „die künstlerische Seite der Aufgabe im höchsten Maße verlockend war", daß es sich um einen Auftrag handelte, welcher eine ehrenvolle Lebensaufgabe bot und dabei, was Künstlern selten begegnet, ein anständiges Auskommen (denn ein Honorar von 300 000 Mark stand in Aussicht), so würde es unbillig sein, dem Maler zu verargen, daß er Ansichten, welche damals wohl seinen subjectiven Gefühlen entsprachen und welche zur Zeit der Concurrenz durch die Staatslenker für die Dauer öffentliches Ansehen zu gewinnen schienen, auch in seinen Bildern Ausdruck lieh, während die Leiter des neuen deutschen Reiches jetzt zu dem in einem paritätischen Staate unumgänglichen Grundsatz sich bekennen, daß in öffentlichen, staatlichen Denkmälern alles zu vermeiden ist, was eine der anerkannten Confessionen mit Recht als verletzend und beleidigend ansieht. Die eben angeführte Zeitschrift warf die Frage auf:

„Ist das von der großen Heerstraße abgelegene Harzstädtchen der geeignete Ort, um monumentalen Malereien diejenige Wirkung auf die große Masse zu ermöglichen, die sie vermöge ihrer Bedeutung und wegen der aufgewandten Arbeit erwarten dürfen?... Wird nicht vielmehr die mühevolle Arbeit mehrerer Jahre über kurz oder lang der Vergessenheit anheimfallen und höchstens die flüchtige Neugierde vereinzelter Touristen befriedigen?"

Goslar ist, wie im ersten Aufsatz nachgewiesen ward, mehr als ein kleines Harzstädtchen; es ist dem Kenner vaterländischer Geschichte ein

[1] Weit herber lautet das Urtheil nach Vollendung eines Theiles der Bilder a. a. O. 1885, Spalte 4, wozu Sp. 409 zu vergleichen ist.

glorreicher Brennpunkt, aus dem ein Strahlenkranz deutschen Ruhmes hervorleuchtet. Gerade die alten, vom modernen Verkehrsbetrieb etwas abgelegenen Orte eignen sich zu Monumenten, welche ruhigen Betrachtern dauernden Nutzen und bleibende Erhebung gewähren. Wenn der Maler in den noch auszuführenden Bildern, also im Prolog und Epilog, sich auf den Standpunkt eines Deutschen stellt, der die schöne Kunst zur Einigung unseres Vaterlandes verwendet, dann wird seine „mühevolle Arbeit" nicht „der Vergessenheit anheimfallen"; sie wird nicht nur „die flüchtige Neugierde vereinzelter Touristen befriedigen", sondern beitragen, die Deutschen zu bewegen, Goslar und alle die höchst sehenswerthen Städte rings um das Harzgebirge zu besuchen, statt in der Fremde umherzuirren und die Liebe zur deutschen Heimat immer mehr abzuschwächen. Warum sollte man in Goslar nicht vorangehen wie in Frankfurt und Aachen? In diesen alten Krönungsstädten des deutschen Reiches hat man im Dom, im Römer und im Rathhaussaale Bildnisse und Scenen aus der vaterländischen Geschichte so dargestellt, daß niemand verletzt und jedes empfängliche Gemüth gehoben wird. Selbst ein Künstler von der Begabung Steinle's, Rethels und der Meister, welche die Frankfurter Kaiserbilder fertigten, müßte sich hüten, einen großen Theil der Besucher des Goslarer Kaiserhauses zu einem ungünstigen Urtheil über seine Bilder zu veranlassen, insofern deren Inhalt ihnen mit Recht mißfiele. Des Künstlers Bilder sind Menschenwerke, also nicht über jeden Tadel erhaben. Je weniger der Maler vom außerordentlichen, über das Gewöhnliche weit hervorragenden Werthe seiner Leistungen überzeugt sein dürfte, um so mehr muß er alles vermeiden, was die Kritik herausfordert.

Man erzählt in der Goslarer Gegend allerlei von der Geschichte des Kaiserhauses und seiner Bilder. Soll doch sogar in den sechsziger Jahren der Vorschlag in Ernst gemacht worden sein, den Saal mit Bärenfellen zu behängen, weil er so dem ehemaligen Aussehen am nächsten komme. In der öfter erwähnten Lützowschen Zeitschrift wurde vor Ausführung der Malereien die Meinung geäußert, man würde vielleicht „der Pietät gegen die ehrwürdige Stätte genügt" haben, wenn man den Saal mit gewebten Teppichen ausgeschmückt hätte. Es wäre traurig, wenn nach Vollendung der Malereien von verschiedenen Standpunkten aus ein ablehnendes Urtheil über das Ganze gefällt würde und das Bedauern, daß man nicht dennoch jene primitive Bekleidungsart der Wände vorzog, in weiteren Kreisen Widerhall fände. Steph. Beissel S. J.

Zur Geschichte des Tantum ergo.

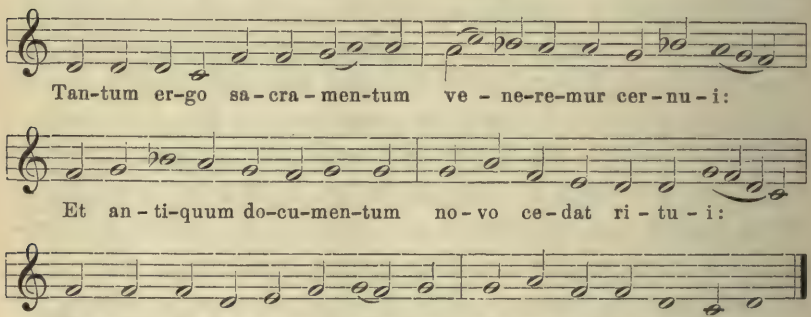
Eine ähnliche Stellung, dieselbe Bedeutung ungefähr, deren sich im Leben der Völker die verschiedenen Königs- und Nationalhymnen erfreuen, hat sich in der katholischen Liturgie das berühmte Segenslied des hl. Thomas von Aquin errungen. Es ist der hymnus majestatis des eucharistischen Königs geworden, der sich nie seinem Volke zeigt und nie sein Volk segnet, ohne daß diese hehren Klänge ihn begrüßen und die Herzen seiner Kinder auf ihren kraftvollen Fittichen mit sich emportragen. Was sich zur Geschichte des Textes dieser Königshymne sagen läßt, darf als ziemlich allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Nicht ohne Interesse dagegen dürfte es sein, auch einmal der herrlichen Singweise nachzuforschen, soweit dies die geringen uns zu Gebote stehenden Hilfsmittel erlauben.

Der Ursprung derselben verliert sich wie die meisten Hymnenmelodien im grauen Alterthume. So zahllos nämlich die Liedesblüten sind, die dem jungfräulich-fruchtbaren Erdreiche der lateinischen Kirche bis zur Grenze des 16. Jahrhunderts entsprossen — ihre Zahl berechnet sich nach Tausenden und ist vielleicht, wenn wir für immer Verlorenes nach geretteten Trümmern schätzen dürfen, der Million nahe gekommen —, ebenso spärlich sind die Melodien der Hymnen gesäet; dürften dieselben doch alles in allem kaum das dritte Hundert erreichen. Es war nämlich die Regel, daß neue Hymnen — ich rede von Hymnen im specifischen, nicht im generischen Sinne — auf bereits vorhandene Melodien gedichtet und gesungen wurden, während Neubildung einer Melodie zugleich mit dem Hymnus eine äußerst seltene Ausnahme bleibt. Diesen kleinen, aber köstlichen Schatz von Hymnenmelodien können wir an der Hand liturgischer Monumente von der Gegenwart an hinaufverfolgen bis in Handschriften von verhältnißmäßig sehr hohem Alter, so daß man ohne jedes Bedenken behaupten darf, mit Ausnahme der Psalmentöne und der Priestergesänge des Canon sei kein Theil des kirchlichen Chorals so alt und so ehrwürdig, wie die Hymnenmelodien, die, mit den ältesten Hymnen gleichzeitig entstanden, ein Erbtheil des vierten bis achten christlichen Jahrhunderts sind. Es klingt vielleicht manchem etwas stimmungs- und ahnungsvoll, wenn Lasaulx, hingerissen von der „massenhaften und unwiderstehlichen" Wirkung des kirchlichen Hymnengesanges, sich fragt:

„Sollte in all dem nicht ein Nachklang uralter Lieder sich finden, welcher aus der Tiefe der Jahrhunderte zu uns herüberklingt, unzähligemal durchempfunden und durchgesungen, die Substanz der Gefühle ganzer Völker enthält und gerade darum so mächtig jedes gesunde Herz ergreift" (Die Philosophie der schönen Künste, S. 156). Rücksichtlich der Hymnenmelodien des kirchlichen Chorals ist das nicht Dichtung, sondern Wahrheit, Geschichte.

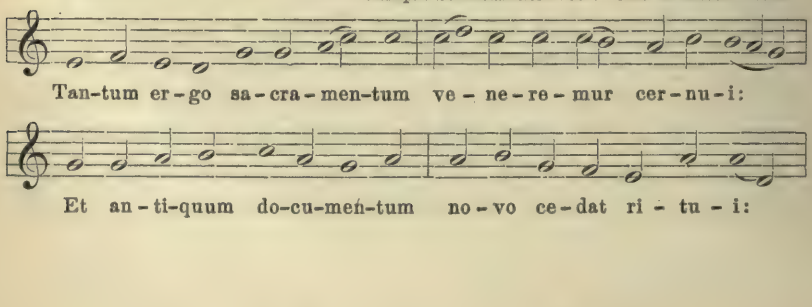
Kommen wir nun auf die Melodie des Tantum ergo, beziehungsweise des Pange lingua, so wird es gut sein, gleich hier zu bemerken, daß diese Melodie nicht eine von denjenigen ist, betreffs deren unsere Lage eine günstigere ist, und daß wir daher nicht im Stande sein werden, die Melodie soweit hinaufzuführen, als uns dies mit vielen anderen gelingen würde.

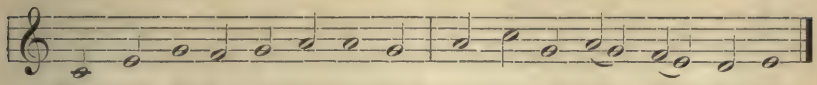
Gehen wir von der jüngsten Fassung der Melodie in den sogen. officiellen römischen Choralbüchern aus. Hier lautet die Weise nach der berühmten Editio Medicaea also:



Es ist dies nicht die Fassung der Melodie, wie sie in Deutschland und Frankreich bisher üblich war. Hier lautete sie vielmehr, abgesehen von zahlreichen kleineren Varianten, so, wie ich sie aus einem Antiphonar aus Schäftlarn vom Jahre 1331 hier folgen lasse, indem ich dieselbe aus der Oberquart in die ursprüngliche Tonart zurückversetze.

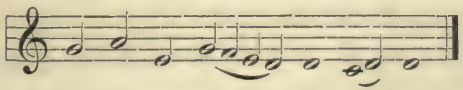
Antiph. Schäftlariense 1331. Clm. Monacen. 17004.





Die letztere Weise, welche zu dem Liede: „Mein Zung erkling und fröhlich sing" in fast alle deutschen Gesangbücher des 16. und 17. Jahrhunderts überging (vgl. Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied I, Nr. 371), unterscheidet sich von ersterer zunächst und vor allem durch die Tonalität. Die erstere gehört dem dorischen, die letztere dem phrygischen Tongeschlechte an. Trotzdem liegt es auf der Hand, daß wir hier nicht von zwei verschiedenen Weisen, sondern nur von zwei verschiedenen Fassungen derselben Melodie reden können. Dann ist aber auch klar, daß eine von beiden, so tadellos an sich jede derselben lauten mag, einem Irrthume ihre Entstehung verdankt. Welche von beiden Fassungen ist die richtige? Die Frage ließe sich in Ermangelung äußerer Beweise einzig aus inneren Gründen mit hinreichender Gewißheit lösen, da die phrygische Melodie sehr charakteristische, dieser Tonart eigenthümliche Intervalle zeigt, während bei der dorischen das Vorherrschen des f und das fortwährende Bemolliſiren die Tonart zu keinem reinen Ausdrucke gelangen lassen[1]. Unsere Frage deckt sich aber mit der andern: Welche von beiden Fassungen ist die ursprünglichere?

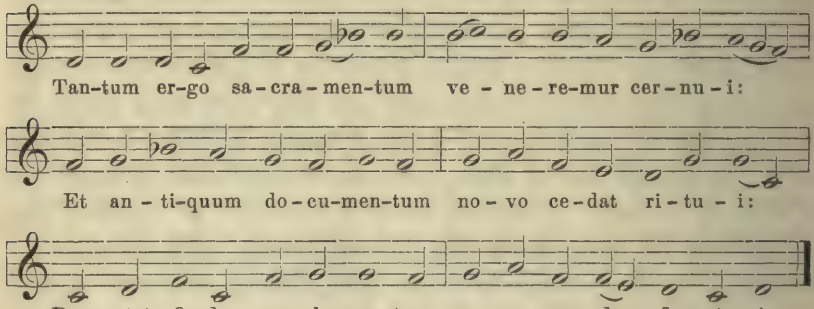
Es ist möglich, daß man an der Hand italischer Manuscripte die dorische Melodie der Medicäa noch höher hinaufführen kann. Diesseits der Alpen habe ich sie bisher nur in Böhmen und zwar nur in drei Handschriften der Prager Universitätsbibliothek gefunden. Die erste ist ein Franziskaner-Antiphonar des 14. Jahrhunderts (Cod. Pragens. XIII C 4). Dasselbe enthält die dorische Melodie Note für Note wie die officiellen Chorbücher, nur die letzte Zeile weicht durch melismatischen Schmuck ein wenig ab:



Ferner fand sich diese Melodie in einem Cistercienser-Antiphonar des 14. Jahrhunderts (Cod. Pragens. XIII. E 11) und einem zweiten Cistercienser-Antiphonar des 13. Jahrhunderts (Cod. Pragens. VI. F 1), wo-

[1] Vgl. R. Schlecht in der „Cäcilia, Organ für katholische Kirchenmusik" 1878. Nr. 6, S. 45.

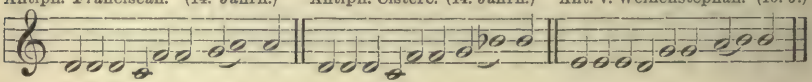
selbst sie von einer Hand des angehenden 14. Jahrhunderts nachgetragen ist. In diesen beiden Handschriften nähert sich aber die Melodie, während sie in der Tonart sich der medicäischen anschließt, was die Varianten angeht, nicht unerheblich der phrygischen Singweise. Schon in der Intonation finden wir die prägnantere kleine Terz gb statt des ga der römischen Fassung.



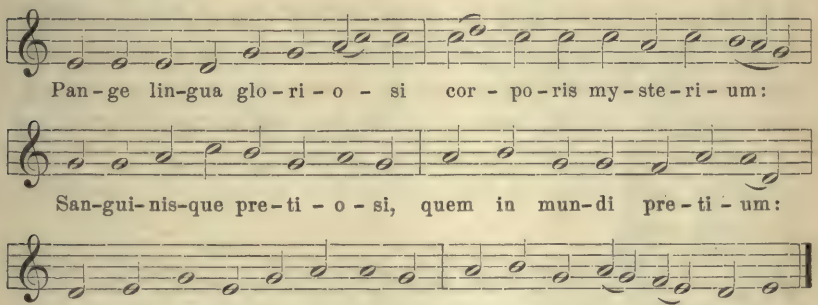
Wir können demgemäß als erstes Ergebniß den Satz aufstellen: Spätestens zu Anfang des 14. Jahrhunderts ist die dorische Melodie, die wahrscheinlich einer irrthümlichen Transposition ihre Entstehung verdankt, bekannt und sporadisch auch diesseits der Alpen verbreitet. Daß in der That eine irrthümliche Transposition stattgefunden, läßt der Umstand noch glaublicher erscheinen, daß wir die phrygische Weise häufig um eine Quart erhöht nach a transponirt finden. So in dem vorerwähnten Antiphonar von Schäftlarn, in einem Brevier des 14. Jahrhunderts von Rouen auf der Bibliothek St. Geneviève in Paris (BBl. 8°. 21), einem Brevier du Saint-Sépulchre de Caën, ebenfalls dem 14. Jahrhundert angehörig (Bibl. de l'Arsenal 379). Was war leichter, als daß jemand bei flüchtiger Aufmerksamkeit die Melodie für a-dorisch hielt und sie gedankenlos um eine Quint zurücktransponirte oder beim Rücktransponiren den C-Schlüssel als F-Schlüssel las?

Verfolgen wir nun die ursprüngliche phrygische Melodie zeitaufwärts, soweit uns dies gelingen will [1].

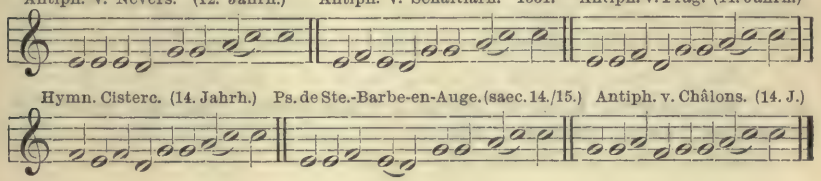
[1] Es ist vielleicht nicht uninteressant, da wir uns auf andere Varianten nicht einlassen können, hier wenigstens die verschiedenen Intonationen zusammenzustellen, denen ich in Handschriften begegnet bin und von denen die letzte wohl fehlerhaft ist.



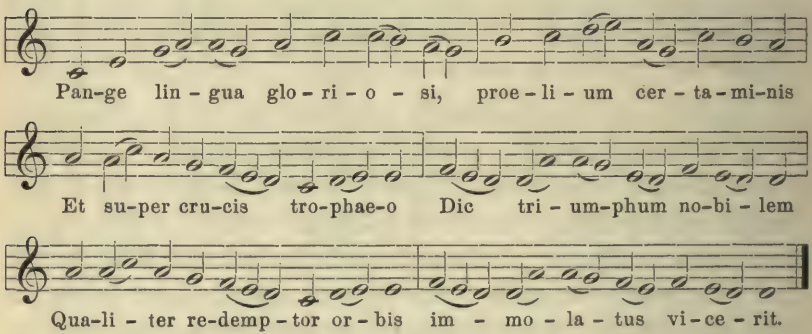
Wie die meisten Hymnendichter vor und nach ihm, hat auch der hl. Thomas von Aquin, als er 1264 im Auftrage Urbans IV. das Officium des neuen Frohnleichnamsfestes verfaßte, seine Hymnen auf bereits vorhandene Melodien gedichtet; bei zweien derselben, dem Pange lingua und dem Verbum supernum, hat er sogar die ganze erste Zeile der Stammlieder, deren Weise er entlehnte, beibehalten. Die Melodie des Tantum ergo ist also älter als der Text des jüngern Pange lingua, und wir können dieselbe an dem Passionshymnus gleichen Anfangs weiter verfolgen. So gelangen wir bis ins zwölfte Jahrhundert. Ein Antiphonar von Nevers aus dieser Zeit bietet uns in Notenschrift unsere Melodie in folgender Fassung:



Mit dem zwölften Jahrhundert stehen wir an der frühesten Grenze der Notenschrift, wenigstens in den Chorbüchern. Darüber hinaus gibt es nur neumirte Handschriften. Werden sie uns weiter führen? Diejenigen, die Schreiber dieses bisher einzusehen Gelegenheit hatte, leider nicht. Wohl enthält die St. Galler Handschrift 381, die mindestens dem elften Jahrhunderts angehört, einen Hymnus des Ratpertus de Sancto Gallo, der mit den Worten beginnt: Jam fidelis turba fratrum, und der später in St. Gallen auf die Melodie des Pange lingua gesungen wurde. Allein die dem Liede in Codex 381 überschriebenen Neumen lassen, unentzifferbar wie sie sind, doch erkennen, daß die Melodie weder die des Pange lingua, noch die jetzt zum Gallusliede übliche ist.



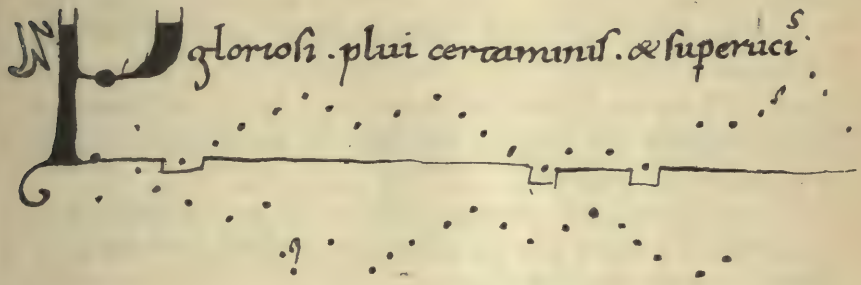
Schon Eingangs ist bemerkt worden, daß wir uns gerade mit unserer Melodie nicht in der günstigsten Lage befinden. Verhielte es sich nämlich mit ihr wie mit vielen anderen, so wären wir berechtigt, folgenden Schluß zu machen: Da unser Passionshymnus nicht auf die Melodie eines ältern gemacht ist, da wir denselben durch die Jahrhunderte, vom 19. bis hinauf ins 12., stets mit dieser Melodie verbunden sehen, so ist höchst wahrscheinlich dies die Urmelodie des Hymnus, mit ihm gleichzeitig entstanden und folglich dem sechsten christlichen Jahrhundert angehörig. Mit Recht gilt es nämlich als hymnologischer Grundsatz, eine Melodie mit dem Liede so lange als gleichalterig anzusehen, als nicht andere Gründe entgegenstehen. Solche verlegen uns aber in unserm Falle den Weg zu weiteren Schlüssen. Unser Hymnus kommt nämlich nicht nur im Antiphonar, sondern auch im Graduale und Processionale zur Charfreitagsliturgie vor und hat hier eine andere Melodie bei sich. Sie lautet nach der ältesten Quelle, die ich für dieselbe anzuführen vermag, einem Graduale von St. Martial zu Limoges (Nationalbibl. 903) aus dem elften Jahrhundert, welches dieselben in Neumen mit einer Hilfslinie bietet, also:

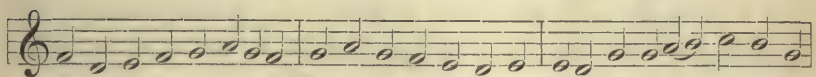


Da somit zwei Melodien zu unserem Hymnus schon so frühe vorhanden sind, bleibt es ungewiß, welche von beiden aus der Zeit des Venantius stammt. Ja es wird sogar zweifelhaft, ob eine von beiden so hoch hinaufreicht. Ein aus der Abtei St. Pierre von Moissac im südlichen Frankreich stammendes Hymnar, das dem zehnten Jahrhundert angehört und eine Anzahl von Hymnenmelodien in leicht entzifferbaren Neumen (en points superposés) enthält[1], bietet uns auch das Pange

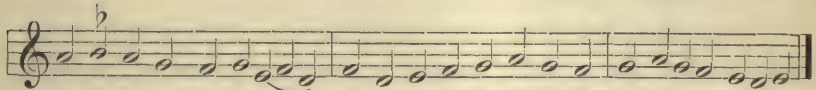
[1] Vgl. Dreves, Analecta Hymnica Medii Aevi II. Hymnarius Moissiacensis, das Hymnar der Abtei Moissac im 10. Jahrhundert. Nach einer Handschrift der Rossiana. Leipzig, Reisland, 1888.

lingua und dessen zweite mit den Worten Lustra sex beginnende Hälfte, beide Theile mit Melodie. Leider sind diese beiden Melodien nicht so sorglich neumirt wie die übrigen; aus Raummangel mußte der Neumator dieselben auf dem untern Rande der Seite nachtragen, ein Umstand, welcher die Entzifferung gerade dieser Melodien weniger gewiß erscheinen läßt, als die der übrigen. Um dem Leser ein Urtheil aus eigener Anschauung zu ermöglichen, mögen die beiden Melodien hier im Facsimile (nach einer Pause) und in der Transscription folgen.

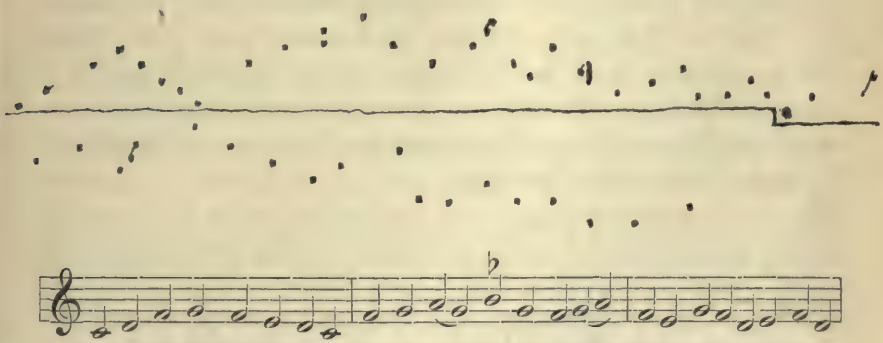




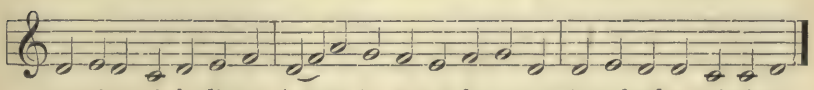
Pan-ge lingua glo-ri-o-si proe-li-um cer-ta-mi-nis Et super cru-cis trophae-o



dic triumphum no-bi-lem Qua-li-ter redemptor or-bis immolatus vice-rit.



Lustra sex qui jam per a-cta tempus implens cor-po-ris Se volente natus ad hoc



pas-si-o - ni de-di-tus A-gnus in cru-ce le-va-tus immolandus sti-pi-te.

Ob diese beiden Melodien nur in Moissac, ob nur im südlichen Gallien, oder aber ob sie vor Aufkommen der jetzigen Singweisen allgemein üblich waren, läßt sich nicht entscheiden; ja nicht einmal eine Vermuthung läßt sich aussprechen. Die übrigen Melodien des Codex Moissiacensis stimmen nämlich zum Theile Note für Note mit den noch heute gebräuchlichen überein, sind aber zu einem andern Theile wieder völlig verschieden, so daß, wenn der eine Umstand geeignet wäre, uns einen Gedanken nahezulegen, der andere ein gleich gewichtiges Veto erheben würde.

Fassen wir die auf Grund unseres Materials erreichbaren Resultate zusammen:

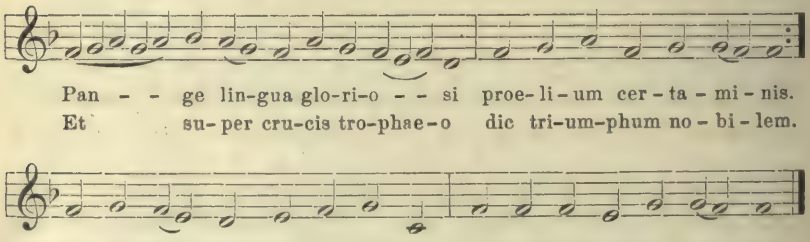
1. Die dorische Melodie des Tantum ergo verdankt ihre Entstehung einer fehlerhaften Transscription und läßt sich bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts verfolgen.

2. Die ursprüngliche phrygische Melodie ist dem Passionshymnus Pange lingua entlehnt, läßt sich bis ins zwölfte Jahrhundert und wahrscheinlich noch weiter zurück verfolgen.

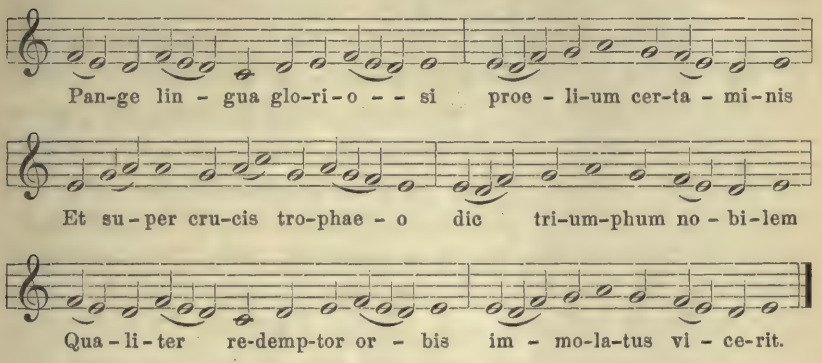
3. Das Vorhandensein einer Nebenmelodie verbietet weitergehende Schlüsse, und es kann als Entstehungszeit beider Melodien einstweilen nur im allgemeinen die Zeit zwischen dem sechsten und dem elften Jahrhundert bezeichnet werden.

4. Der Umstand, daß in der Handschrift von Moissac zwei weitere, jedenfalls von obigen völlig verschiedene Melodien auftauchen, macht es schließlich ganz zweifelhaft, welche Melodie dem Liede ursprünglich angehört habe und demgemäß im sechsten Jahrhundert entstanden sein dürfte.

Bevor wir diese Zeilen schließen, sei es erlaubt, zwei weitere Melodien zu erwähnen, die zu den besprochenen keinerlei Beziehung haben und nur ganz vereinzelt sich vorfinden. Die erste entnehme ich einem handschriftlichen Psalterium ungewisser Herkunft vom Jahre 1419, Cod. lat. 128 des Nationalmuseums zu Budapest.



Noch jünger ihrem Vorkommen, vielleicht nicht ihrer Enstehungszeit nach ist die zweite Melodie. Sie findet sich in einem handschriftlichen Antiphonar von Geisenfeld aus dem Jahre 1768 auf der kgl. Hof- und Staatsbibliothek München.



Diese letzte Melodie ist musikalisch arm, da den sechs Versabschnitten nur drei melodisch verschiedene Phrasen entsprechen, von denen eine einmal, eine zweimal, eine sogar dreimal wiederkehrt.

G. M. Dreves S. J.

Fortschritte und Aufgaben der Entomologie.

Ueber 2000 Jahre sind verflossen, seitdem der große Stagirite die Kerbthiere oder ζῶα ἔντομα zum erstenmale von den übrigen Thierklassen systematisch schied. Diese von Aristoteles begründete „Entomologie" deckt sich aber nicht einfachhin mit der heutigen Bedeutung des Wortes. Sie umfaßte einen größeren Formenkreis, nämlich fast sämmtliche Gliederfüßer (Arthropoda), deren Körper aus aufeinanderfolgenden Abschnitten besteht und mit gegliederten Anhängen ausgerüstet ist. Es ist derselbe Kreis, den Plinius als Insecta bezeichnet hat und der auch noch bei Linné und Fabricius diesen Namen bewahrte. Erst am Beginne unseres Jahrhunderts wurden die Krustenthiere, Spinnen und Tausendfüßer von der Klasse der Insecten abgetrennt und zu selbständigen, mit jener

coordinirten Abtheilungen erhoben, denen neuerdings noch die Klasse der Klauenträger (Onychophora), den berühmten Peripatus umschließend, sich zugesellte. Die Klasse der Insecten aber blieb seit Latreille's epochemachenden Studien auf die sechsfüßigen Gliederthiere (Hexapoda) beschränkt. Letztere sind also seitdem der Gegenstand jenes Zweiges der Zoologie, den man Insectenkunde, Kerfkunde oder Entomologie nennt.

Das ist doch ein recht kleines, engbegrenztes Feld für eine „Wissenschaft"! Und zudem ein so kleiner Gegenstand! So denkt vielleicht mancher Leser. — Wir wollen einmal sehen, ob das Feld wirklich so engbegrenzt ist. Was die Größe des Gegenstandes anbelangt, geben wir allerdings gerne zu, daß man einen Elephanten oder einen Wal leichter sehen kann als ein Insect und dazu keines Vergrößerungsglases bedarf. Aber der Forschergeist fragt nicht, ob sein Gegenstand auf das sinnliche Auge einen großen Eindruck mache oder einen kleinen.

Wie mannigfaltig die Gesichtspunkte sind, die ein einziger Kerf für das menschliche Wissen bietet, möge uns einer der bekanntesten Käfer, der Hirschkäfer, veranschaulichen. Zuerst kommt der Systematiker. Er sagt: Dieses Insect heißt Lucanus cervus und ist von Linné in dessen Systema Naturae zum erstenmale wissenschaftlich beschrieben und nach dem Gesetze der binären Nomenclatur benannt worden. Seine Oberkiefer sind im männlichen Geschlechte wie Hirschgeweihe geformt, während jene des Weibchens einfach sind. Außer dieser auffallenden Verschiedenheit der Geschlechter (sexueller Dimorphismus) besitzt die genannte Art noch eine bedeutende individuelle Veränderlichkeit. Die Männchen kommen nämlich in sehr verschiedenen Größen und Formen vor, was früher zur Aufstellung mehrerer ‚falschen Arten'[1] Anlaß gegeben hat. Ferner würde uns der Systematiker die Merkmale anführen, durch die unser Hirschkäfer von seinen ebenso stolzen Gattungsverwandten, Barbarossa und Lama, Elaphus und Dama und wie sie alle noch heißen, sich unterscheidet. Er würde uns auf der Karte von Europa, Afrika, Asien und Amerika die Verbreitungsbezirke der neunzehn bekannten Arten aus der Gattung Lucanus mit einer Linie umgrenzen und schließlich noch sämmtliche Autoren aufzählen, die über dieselben systematische Arbeiten veröffentlicht haben. Ist dies unserem Wissensdurste noch nicht genug, so wird ein

[1] Die folgende Schilderung könnte mit zahlreichen Citaten aus der entomologischen Literatur belegt werden, aus den Arbeiten von Léon Dufour, Newport, Erichson, Blanchard, Burmeister, Gemminger und Harold, Kraatz, Grenacher, Exner ꝛc.

Vergleich der Gattung Lucanus mit den übrigen 44 Gattungen aus der Hirschkäfergruppe (Lucanini) folgen, die über 365 Arten aus allen Ländern und Zonen zählt.

Der Systematiker betreibt vorzugsweise das Studium der äußeren Körperformen der Insecten; er ist also Morphologe. Sein Zweck dabei ist, die Arten unterscheiden, beschreiben und in ein möglichst natürliches System ordnen zu können. Aber hiermit ist die Morphologie eines Insects noch nicht erschöpft. Fassen wir wieder unsern Hirschkäfer ins Auge. Die Körperformen desselben können auch vom mathematischen und ästhetischen Standpunkte betrachtet werden. Der Mathematiker wird uns nachweisen, daß in der Länge und Breite des Hirschkäferkörpers und seiner Theile gewisse mathematische Verhältnisse obwalten, unter denen dasjenige des goldenen Schnittes die erste Stelle einnimmt. Er wird uns zeigen, daß in der scheinbar ordnungslosen Variabilität der Männchen ganz bestimmte Normen verborgen liegen; er wird uns das Gesetz entwickeln, nach welchem bei zunehmender Körpergröße die Geweihlänge der Oberkiefer zunimmt, und uns schließlich als Aesthetiker erklären, weshalb die Körperproportionen der größten Männchen dieser Art am schönsten und stattlichsten erscheinen[1].

Systematik und Morphologie, Mathematik und Aesthetik haben sich soeben mit unserem Hirschkäfer beschäftigt. Ihnen schließt sich noch eine Reihe anderer Wissenschaften an. Der Anatom zergliedert den äußern und innern Bau des Käfers, untersucht seine Mundtheile und Sinnesorgane, sein Nerven- und Muskelsystem, seine Athmungs- und Verdauungswerkzeuge. Dem Histiologen überläßt er die feineren Gewebe zur nähern Untersuchung und verbindet sich mit dem Physiologen und dem Physiker, um die Functionsweise der aus zahlreichen Facetten bestehenden Netzaugen zu entdecken. Auch die Grube auf dem Endblatt des Fühlerfächers, die feinsten Papillen und Börstchen an den Freßwerkzeugen werden unter dem Mikroskop einer genauen Prüfung unterzogen und ihr Bau mit den Sinnesorganen anderer Thiere verglichen. Beobachtungen werden angestellt über die Gesichts- und Geruchswahrnehmungen, die Gehör-, Geschmacks- und Tastwahrnehmungen des Hirschkäfers; desgleichen Experimente, durch die man erkennt, daß derselbe nach Verlust dieses oder jenes Organs einer bestimmten Sinnesfähigkeit beraubt sei. Hieraus werden Schlüsse gezogen, welche Sinnesorgane der Käfer

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. XXX. S. 530.

besitze und inwiefern ihr Wahrnehmungsvermögen mit demjenigen unserer Sinne übereinstimme oder sich von demselben unterscheide. Durch die noch frischen Muskelbündel des Hirschkäfers leitet der Physiologe den elektrischen Strom. Mit dem Chemiker bestimmt er sodann die Veränderungen, die dadurch in der Zusammensetzung der Muskelsubstanz erfolgt sind. Letzterer hat unterdessen durch seine Analysen auch schon die chemische Zusammensetzung des äußern Hauptskelettes unseres Käfers herausgefunden und beschreibt die Eigenschaften dieses „Chitin" genannten Körpers. Auch der Techniker wird zu Rathe gezogen. Er weiß die Anatomie und Physiologie der Bewegungsorgane des Hirschkäfers vom Standpunkte des Maschinenbaues zu würdigen. Er erklärt uns, wie zweckmäßig die Käferbeine construirt sind, um den schweren Körper zu tragen und ihn mit möglichst geringem Energieverluste zu seinem Ziele zu befördern. Er erläutert aus den Gesetzen der Mechanik die gewaltige Kraft, die in den Geweihen des männlichen Hirschkäfers ruht; jene Kraft, von der Linné einst sagte: „Wenn ein Hirschkäfer die Größe eines Elephanten hätte, könnte er mit seinem Kiefergeweihe Berge zermalmen." Er weiß uns sogar aus dem Bau des Käfers a priori die Haltung desselben im Fluge zu zeichnen und den Winkel zu berechnen, den die Längsaxe seines Körpers mit der Richtung der Schwerkraft bilden muß, damit sein schweres Geweih ihn nicht kopfüber zur Erde stürze.

Wie es im Ei des Hirschkäfers zugeht, wie dasselbe reift und sich entfaltet, wie aus dem Keimstreifen der Körper sich allmählich herausbildet, beobachtet unter dem Mikroskop der Embryologe; derselbe ist natürlich zugleich auch Anatom und Physiolog. Er studirt die Jugendgeschichte des Käfers jedoch nur so weit, bis die junge Larve das Ei verläßt. Das Leben außerhalb des Eies, das Larven- und Puppenstadium gehört zwar insofern auch zur Embryologie, als erst der Hirschkäfer selbst ein vollendetes Insect (Imago) ist, Larve und Puppe dagegen nur vorbereitende Entwicklungsstadien, die den Hirschkäfer erst im Keime enthalten. Aber es wäre zu befremdend, einen Engerling als einen Embryo zu bezeichnen; deshalb hat man die gesammte Entwicklungsgeschichte eines Insectenindividuums vom Ei bis zur Imago mit dem Namen „Ontogenie" belegt.

Schließlich kommt noch die Biologie. Ihre Ansprüche an den Hirschkäfer sind nicht gering: Seine gesammte Lebensweise vom ersten Augenblick bis zum Tode, sein ganzes Thun und Treiben während dieser Frist, alle seine Beziehungen zu den Mitgeschöpfen gehören in mein umfangreiches

Gebiet. Wie lange der Hirschkäfer im Ei weilt und wie er die Eichenstämme durchbohrt während der Jahre seines Larvenstandes, wie er sich zur Verpuppung ein geräumiges Gehäuse verfertigt und wie lange er darinnen ruht, wie er endlich als Imago hervorbricht an das Sonnenlicht, um einige Monate sein Käferleben zu genießen; wie klug sein Instinct sich bethätigt in der Erhaltung des eigenen Daseins und in der Versorgung seiner Brut; welche Feinde ihm nachstellen und wie er sich derselben erwehrt — alles das gehört in meinen Forschungskreis. Anatomie und Physiologie, Embryologie und Ontogenie sind nur meine Hilfswissenschaften; sie müssen mir dienen, damit ich eindringen kann in die innersten Geheimnisse des Hirschkäferlebens. Von mir mußte der Systematiker erst lernen, daß so auffallend verschiedene Formen von Lucanus als Männchen und Weibchen oder als Variationen eines Geschlechtes zu einer und derselben Art gehören. Von mir erfährt der Forstmann, wie er in seinen Eichenwäldern die Hirschkäferlarve zu fürchten und zu bekämpfen habe. Bei mir gingen schon die alten Römer in die Schule, welche dieselbe Larve als einen luculliſchen Leckerbissen suchten und schätzten. Bis in die altersgraue Vorzeit reicht mein Wissen zurück. Der Paläontologe, der in der tertiären Braunkohle des Siebengebirges Hirschkäferreste gefunden, mußte bei mir sich erkundigen, wie jene Käfer vor vielen tausend Jahren gelebt haben und woran sie gestorben sind. Die systematische Entomologie ist die Wissenschaft der in den Sammlungen aufgespeicherten Insectenleichen. Ich aber, die biologische Entomologie, ich bin die Wissenschaft des *Insectenlebens*, des gegenwärtigen wie des vergangenen, des Insectenlebens in seinem ganzen Umfange, wie Gott es geschaffen hat.

Das Programm der Entomologie ist kein beschränktes. Das erhellt wohl zur Genüge aus dieser Schilderung. Allerdings ist sie nur ein *Zweig* der Zoologie, wenn man ihr Materialobject betrachtet; sie beschäftigt sich nur mit *einer* aus den vielen Klassen des Thierreiches. Aber diese Klasse übertrifft an Zahl der Arten, an Reichthum und Mannigfaltigkeit ihrer Glieder alle übrigen Klassen zusammengenommen um das Zehnfache, und die Gesichtspunkte, unter denen sie diese reiche Formenwelt auffaßt, der morphologische, anatomische, physiologische, biologische, sind ebenso allseitig wie in der Zoologie überhaupt. Wie in letzterer, so kann man auch in der Entomologie eine sogenannte „beschreibende" und eine „wissenschaftliche" Richtung unterscheiden. Erstere begnügt sich mit der Skizzirung der äußeren Erscheinungen, letztere ver-

gleicht dieselben untereinander und bringt ein in die Erforschung der Ursachen; sie „sucht", wie Schiller sagt, „das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wunden, sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht". Wenn der Entomolog sein Gebiet vom Standpunkte der vergleichenden Anatomie, Physiologie und Entwicklungsgeschichte betrachtet, so wird er zu einem tieferen und allseitigeren Verständnisse meist auch die entsprechenden Verhältnisse in den übrigen Thierklassen zu Rathe ziehen müssen. Zum wissenschaftlichen Studium des Nervensystems der Insecten gehört es ohne Zweifel, den Bau und die Vollkommenheit desselben auch mit dem Nervensystem der übrigen Gliederthiere, ja sämmtlicher Thierklassen zu vergleichen. Durch diese Untersuchung erhellt, welchen Grad der Centralisation das Nervensystem bei den Insecten erreiche, und die auffallende Entwicklung bestimmter Centraltheile wird auch vom physiologischen und psychologischen Gesichtspunkte begreiflich.

Die wissenschaftliche Entomologie tritt begreiflicher Weise auch in nahe Beziehung zu anderen, nicht mehr innerhalb des Bereiches der Zoologie liegenden Wissenschaften. Wir haben ja oben gesehen, daß zur gründlichen Kenntniß eines Hirschkäfers Physik und Chemie, Mathematik, Technik und Aesthetik erforderlich sei. Selbst dem Philosophen und dem Theologen ist es nicht verwehrt, aus dem Gebiete des entomologischen Wissens Schlüsse höherer Art zu ziehen. Nur einige Beispiele. Er kann aus der systematischen Insectenkunde den Nachweis erbringen, daß die thatsächliche Veränderlichkeit der organischen Formen eine specifisch begrenzte ist, kann darlegen, daß dieselbe nicht aus einer ursprünglich grenzenlosen Variabilität durch den Zufall oder den „Kampf ums Dasein" hervorgegangen sein könne. Er kann zeigen, daß die ästhetischen Gesetze, die in den Formen und Farben der Insectenwelt zu Tage treten, durch eine rein mechanische Naturauffassung unmöglich zu erklären sind und mit ihr im Widerspruche stehen. Für die vergleichende Psychologie kann er aus den Lebensgewohnheiten der Insecten den Beweis führen, daß dieselben keine „Intelligenz" besitzen, sondern nur Instinct, und daß selbst die höchsten Staatenbildner der Thierwelt, die Ameisen, Bienen und Termiten, diese Grenze nicht überschreiten. Er kann ferner aus der Ordnung und Zweckmäßigkeit, die im Instinctleben der Insecten in so wunderbar hohem Grade sich kundgibt, auf das Dasein eines unendlich weisen Schöpfers schließen. Aus der paläontologischen Insectenkunde kann er endlich nachweisen, daß von dieser Seite kein begründeter Einwurf gegen den biblischen Schöpfungsbericht erhoben werden könne. Allerdings,

manche freie Forscher der Gegenwart sehen in einer solchen Verwerthung specialwissenschaftlicher Kenntnisse eine Beeinträchtigung der „positiven" Forschung; jedoch mit Unrecht. Denn die Entomologie wird dadurch nicht zur „Insectotheologie", wie jene befürchten. Dem Entomologen aber können sie das Recht nicht nehmen, überdies Philosoph und Theolog zu sein. Von diesem Rechte thatsächlichen Gebrauch zu machen, ist ebenso wenig eine „Verquickung" der Entomologie mit der Metaphysik, als es eine Verquickung der Entomologie mit der Chemie ist, wenn der Entomologe als Chemiker die stoffliche Zusammensetzung des Chitins untersucht.

Die Entomologen der Gegenwart scheiden sich, wie bereits angedeutet wurde, in zwei große Hauptklassen, in die Systematiker und die Biologen. Diese Eintheilung fällt nicht zusammen mit derjenigen in „beschreibende" und „wissenschaftliche" Entomologie. Denn der Systematiker kann und soll auch die vergleichende Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Insecten zu Hilfe nehmen, um ein möglichst vollkommenes „natürliches System" zu erstreben. Andererseits kann ein Biologe sich darauf beschränken, die einzelnen Erscheinungen in der Lebensweise der Insecten zu schildern, ohne dem Zusammenhange derselben tiefer nachzuspüren: er steht dann der wissenschaftlichen Entomologie ebenso ferne, wie jener Systematiker, der sich mit Beschreibung der äußeren Merkmale begnügt. Die biologische Richtung unterscheidet sich von der systematischen nicht so sehr durch die Methode als vielmehr durch den Zweck. Derselbe lautet: Erforschung der Lebensgeheimnisse, nicht: Classification der Arten. Beide Richtungen sind offenbar gleichberechtigt und haben keinen Grund, sich gegeneinander ablehnend zu verhalten. Der Systematiker darf den Biologen nicht geringschätzen, weil dieser die Gattungen und Arten nicht so genau kennt wie er, und der Biologe darf den Systematiker nicht verachten, weil dieser es anderen überläßt, die Lebenserscheinungen und den Mechanismus ihrer Organe zu studiren. Die systematischen Kenntnisse sind eine nothwendige Vorbedingung für eine gedeihliche biologische Forschung. Was nützen die schönsten Beobachtungen über die Lebensgewohnheiten der Insecten, die interessantesten Untersuchungen über ihre Sinneswerkzeuge, wenn man nicht zu sagen weiß, auf welche Art sie sich beziehen? Nicht viel mehr als ein Wechsel, ausgestellt auf eine unbekannte Bank. Nicht umsonst haben neuere Forscher sich große Mühe gegeben, die Insectenarten genau zu bestimmen, auf welche die klassischen Beobachtungen eines Reaumur, Rösel von Rosen-

hoff und anderer älterer Biologen sich beziehen, welche zu einer Zeit lebten, wo die systematische Entomologie noch in der Wiege lag und eine Menge verschiedener Arten, die eine abweichende Lebensweise führen, unter demselben Namen zusammengewürfelt wurden.

Hilfreiches Zusammenwirken von Systematik und Biologie ist für den Fortschritt der Entomologie um so wichtiger geworden, seitdem Arbeitstheilung auf beiden Gebieten als dringende Nothwendigkeit sich herausgestellt hat und auch bereits allgemein durchgeführt ist. Schön wäre es allerdings, wenn ein und derselbe Forscher zugleich die ganze Systematik der Insectenwelt beherrschen und zugleich die Lebensweise aller Arten, soweit dieselbe beobachtet ist, kennen und zugleich das gesammte anatomische und physiologische Wissen über diese mannigfaltigen Wesen in seinem Gehirne vereinigen könnte. Noch schöner würde es sein, wenn dasselbe Individuum auch in der Lage wäre, alle diese Zweige der Insectenkunde durch neue, selbsteigene Forschung weiterzubilden und zu vervollkommnen. Ja, das wäre schön, aber es ist unmöglich. Einem solchen Ideale wird nur ein Dilettant huldigen, der die großen Fortschritte der Entomologie bloß aus der Vogelperspective kennt. Jahrelange Arbeit würde erforderlich sein, um auch nur die systematische Literatur dieses Gebietes durchzulesen[1] und hundertmal soviel Zeit und Mühe wäre nöthig, um sie selbständig durchzuarbeiten und zum geistigen Eigenthum zu machen. Wie riesig das Arbeitsmaterial für die systematische Entomologie angewachsen ist, dürfte folgende kleine Skizze zeigen.

Vor uns liegt die dreizehnte Auflage von Linné's Systema Naturae. Wir nehmen den 4. Theil des ersten Bandes zur Hand. Derselbe ist im Jahre 1788 erschienen und unser Vergleich mit der Gegenwart erstreckt sich also gerade über ein Jahrhundert der entomologischen Forschung.

Jener Theil ist ein stattlicher Octavband von 1500 Seiten. Er behandelt sämmtliche „Insecta" in damaligem Sinne, somit außer den eigentlichen Insecten auch die Spinnen, Krustenthiere und Tausendfüßer. Den einzelnen Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten ist eine kurze Charakteristik beigefügt. Die Käfer umfassen in demselben 514 Seiten.

[1] Eine Aufzählung der entomologischen Fachzeitschriften der Gegenwart, die jedoch nicht Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, siehe in meiner Arbeit „Der gegenwärtige Stand der Entomologie", in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung" 1889, 10. Heft.

Im Jahre 1801 veröffentlichte Fabricius sein Systema Eleutheratorum, welches bloß eine Insectenordnung, die der Käfer, enthält und die Glieder derselben in ähnlicher Weise beschreibt, wie Linné es gethan hatte. Die Zahl der bekannten Arten war unterdessen — in einem Jahrzehnt — schon so gestiegen, daß die erwähnte Arbeit Fabricius' bereits mehr als den doppelten Umfang besitzt, als der den Käfern in Linné's Systema zugewiesene Raum beträgt.

Wie das Systema Naturae das letzte Werk war, welches die gesammte systematische Zoologie seiner Zeit erschöpfend behandelte, so das Systema Eleutheratorum für die Systematik der Käfer. Seither ist kein Buch erschienen, welches die Beschreibung aller zur Zeit bekannten Käferarten enthielte. Weshalb nicht? Weil bei genauer Erforschung dieser Insectenordnung eine so erstaunliche Fülle von neuen Formen, namentlich in fremden Erdtheilen, entdeckt worden ist, daß ein Werk von dreißig Bänden dazu kaum hinreichen würde, um sie alle in systematischer Ordnung kurz und kenntlich zu beschreiben. Die einschlägige Literatur würde Tausende von Büchern und von Abhandlungen in entomologischen Zeitschriften umfassen, und zudem müßten noch alle bedeutenden Käfersammlungen auf der ganzen Erde zu Rathe gezogen werden. Ferner sollte die Beschreibungsmethode eine weit vollkommenere sein als die von Linné und Fabricius angewandte; an die Stelle jener fast ordnungslosen Beschreibungen, durch die man nur wenige Arten mit voller Sicherheit bestimmen kann, müßten übersichtliche, sorgfältig durchgearbeitete Bestimmungstabellen treten, wie sie in den besten systematischen Arbeiten der Gegenwart, z. B. in Fauvels Fauna Gallo-Rhenana, in Reitters Bestimmungstabellen der europäischen Coleopteren, in Seidlitz' Fauna baltica, sich finden. Hoffentlich wird die Ausführung dieser Riesenarbeit im nächsten Jahrhundert aus einem Ideal zur Wirklichkeit werden.

Es sind bereits wichtige Vorarbeiten hierfür geschehen. Zweiundzwanzig Jahre lang war der Belgier Lacordaire an einem großen Werke beschäftigt, dessen 12. und letzter Band im Jahre 1876 erschien. Es beschreibt sämmtliche bisher bekannten Gattungen der Käfer in systematischer Ordnung. Eine ähnliche, für den Fortschritt der Entomologie sehr bedeutungsvolle Leistung ist der große Catalogus Coleopterorum, den zwei deutsche Entomologen, Geminger und Harold, in demselben Jahre 1876 nach achtjähriger Arbeit unter Mithilfe zahlreicher Entomologen des In- und Auslandes vollendeten. Er umfaßt gleichfalls 12 Bände, in denen

77 008 bis zu jenem Jahre beschriebene Käferarten aufgezählt werden, die Gattungen in systematischer, die Arten in alphabetischer Reihenfolge. Hätten die einzelnen Arten, bei deren Namen nur kurz auf die Publication verwiesen wird, welche die Originalbeschreibung enthält, überdies kurz beschrieben werden sollen, so wäre ein mindestens dreifacher Umfang des Werkes und dreißigfache Arbeit erforderlich gewesen. Zahlreiche Nachträge zu jenem großen Verzeichnisse sind seither veröffentlicht worden. Rechnet man die in den Sammlungen und Museen zerstreuten, noch unbeschriebenen Arten dazu, so ist die Zahl 100 000 eher zu niedrig gegriffen, und noch immer werden Hunderte und Tausende neuer Formen durch die Forschungsreisen in fremden Ländern entdeckt. Welch ein unübersehbarer Reichthum der mannigfaltigsten Formen erschließt sich hier dem Blicke des Systematikers! Es ist für einen einzelnen Menschen bereits zur Unmöglichkeit geworden, diese einzige Ordnung in der Klasse der Insecten vollständig zu überschauen, und zwar bloß in systematischer Rücksicht — ganz abgesehen von der nähern Kenntniß des Baues und der Lebensgewohnheiten der einzelnen Arten. Eine vollständige einheitliche Bearbeitung der gesammten Insectenklasse könnte nur von einer auserlesenen Gesellschaft der besten Entomologen geleistet werden, wenn sie die Arbeit unter sich zweckmäßig vertheilen und viele Jahre lang ihre ganze Kraft derselben widmen würden.

Also Arbeitstheilung und gegenseitige Hilfeleistung, das ist es, was die systematische Insectenkunde zu ihren heutigen Fortschritten geführt hat und was ihr ähnliche Fortschritte auch für die Zukunft verbürgt. Jetzt dürfte es unseren Lesern vielleicht begreiflich sein, weshalb die meisten Entomologen nicht „Entomologen schlechthin" sind, sondern vorzugsweise oder ausschließlich mit einer Insectenordnung oder mit einer oder einigen Familien innerhalb einer Ordnung sich beschäftigen. Das Gebiet ist eben so umfangreich, daß nur derjenige etwas Gründliches leisten wird, der sich zu beschränken weiß. Andererseits erhellt aus diesem Bedürfnisse der Arbeitstheilung auch der große Nutzen der entomologischen Gesellschaften, welche ein organisches Zusammenwirken der einzelnen Arbeitskräfte fördern.

Wie in der Systematik, so heißt es auch in der Biologie und der Anatomie der Insectenwelt: Arbeitstheilung und hilfreiches Zusammenwirken. Oberflächliches Nippen an diesen Forschungsgebieten ist wohlfeil, aber auch wenig werth; es hat uns diese Methode mit manchen Arbeiten, namentlich von darwinistischer Seite beschenkt, die,

wie G. Jägers und Grant Allens Phantasien über den Farbensinn der Thiere, fast nichts zur Förderung der Wissenschaft beigetragen haben. Die Natur enthüllt ihre Geheimnisse nicht dem ersten besten Spaziergänger, der oberflächlichen Blickes durch alle Reiche der Natur schlendert. Wer so kleinen Wesen die tiefsten Räthsel ihres Lebens ablauschen oder in die zartesten Fasern ihres organischen Baues eindringen will, muß lange und mit großer Ausdauer bei einem Gegenstande stehen bleiben. Nicht bloß eine oder einige, sondern Hunderte von Beobachtungen und Versuchen müssen angestellt und untereinander verglichen, die einmal gefundene glückliche Spur muß mit Geduld weiter verfolgt werden, bis sich die einzelnen Züge zum klaren Bilde gestalten. Wer aber so verfährt, wird in wenigen Jahren die Kenntniß der Lebensweise der Insecten um eine gute Strecke voranbringen können. Dieser specialistischen Methode hat die biologische Insectenkunde die Entdeckungen eines Huber, Dufour, Fabre, Adler, Lichtenstein, Forel und vieler anderer zu verdanken, deren Namen ebenso viele wichtige Fortschritte in jenem Wissensgebiete bezeichnen.

Der Biologe kann meist die Hilfe des Systematikers nicht entbehren, wenn ihm nicht selbst eine ausgedehnte Fachliteratur und große Uebung im Bestimmen der Arten zu Gebote steht. Nehmen wir an, ein Forscher in Brasilien habe seine besondere Aufmerksamkeit auf die Lebensweise der Ameisengäste und Termitengäste gerichtet. Er hat jahrelang Beobachtungen angestellt über die Beziehungen, welche die Käfer und andere Einmiether, die bei jenen geselligen Insecten leben, mit ihren sogenannten Wirthen verknüpfen; dabei hat er sehr interessante, auch für die vergleichende Biologie und Psychologie bedeutungsvolle Ergebnisse gefunden. Damit seine Entdeckungen wissenschaftlich brauchbar seien, müssen vor allem die Arten, die er beobachtet hat, genau und sicher bestimmt werden. Er hat sie einstweilen in seinen Aufzeichnungen mit Nummern bezeichnet und sendet nun die mit den entsprechenden Nummern versehenen Thierchen zur Bestimmung an hervorragende Systematiker. Vielleicht übernimmt er selbst auch einen Theil der Arten zur Bestimmung, oder falls sie neu sind, zur Beschreibung; aber die Mithilfe der besten Coleopterologen, Myrmekologen und Termitologen wird er trotzdem nicht missen können, ohne sich verhängnißvollen Mißgriffen auszusetzen. Damit ist aber die Arbeitstheilung nicht vollendet. Noch fehlen die anatomischen Untersuchungen über die Mundtheile und die innere Organisation jener Gäste, ein Punkt, der von großer Wichtigkeit ist für die Ergänzung und Vervollständigung der biologischen Kenntniß. Die Form der Zunge und Taster dieser Thierchen steht nämlich in inniger

Beziehung zu ihrer Lebensweise; bei jenen Arten, die von ihren Wirthen gefüttert werden, haben diese Organe eine ganz charakteristische Bildung. Ferner finden sich bei manchen Gästen eigenthümliche Haarbüschel oder vorspringende Leisten an dem auffallend verdickten Hinterleibe; diese stehen mit einem Secrete in Verbindung, das von den Wirthen begierig abgeleckt wird. Auch die sonderbare Fühlerbildung einiger Gäste, die den Verkehr derselben mit den Wirthsthieren vermittelt, muß anatomisch geprüft werden. Den Bau der Mundtheile kann der Beobachter selbst mit einiger Geduld und einem guten Mikroskop studiren und durch Abbildungen zur Anschauung bringen. Um jedoch die Innervation der Fühler zu untersuchen, den Leib nach den betreffenden Drüsen zu durchforschen, den Bau derselben und den Zusammenhang mit den äußeren Büscheln und Leisten richtig zu erkennen, zu beurtheilen und zu beschreiben, dazu gehört ein *Anatom von Fach*, ebenso wie die chemische Analyse des von den Drüsen abgesonderten Secretes einen *Chemiker von Fach* erheischt; denn diese Untersuchungen sind so schwierig, daß sie ohne jahrelange Vorstudien und große Uebung nicht sicher gelingen können. Wenn die Arbeit dermaßen vertheilt wird, sind große Fortschritte für die Biologie zu hoffen, Fortschritte, die mit Bereicherung der systematischen Kenntnisse und selbst mit neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Anatomie und der organischen Chemie Hand in Hand gehen.

Und was dieses eine Beispiel sagt, das sagen eigentlich *alle*, wenn man sie genauer betrachtet. Nur noch eines möge hier näher erörtert werden. Wer die Biologie jener Insecten und Milben gründlich studiren will, die gallenartige Auswüchse an Pflanzen erzeugen, muß nicht nur die Gallen äußerlich kennen und im allgemeinen wissen, von welchem Thiere sie herrühren, sondern er muß der Sache tiefer auf den Grund gehen. Die genaue systematische Kenntniß der Gallenerzeuger würde über ein so umfangreiches Gebiet sich erstrecken, daß ihm keine Zeit zu Beobachtungen übrig bliebe, wenn er die Thierchen alle selbst bestimmen oder beschreiben wollte. Also wird er sich mit den besten Systematikern für die betreffenden Thiergruppen in Verbindung setzen müssen. Er selber muß die Entwicklung der Gallenbildungen genau verfolgen, vom Augenblicke an, wo sie durch den Einfluß der kleinen Gallenerzeuger veranlaßt werden, bis zu jenem Zeitpunkte, wo sie die Nachkommenschaft der letzteren entlassen. Vielleicht wird jahrelange Arbeit erforderlich sein, um die Biologie *einer* Gallenform und ihrer Erzeuger genau zu erforschen; aber besser *eine* gründlich, als *hundert* oberflächlich. Dann ist Aussicht, daß so in-

teressante Ueberraschungen seiner warten wie der Generationswechsel der Gallwespen und ähnliche für Systematik und Biologie gleich merkwürdige Entdeckungen. Zur Vervollständigung seiner Studien muß ihm noch die Pflanzenphysiologie zu Hilfe kommen; denn daß er die systematische Botanik nicht entbehren kann, ist selbstverständlich. Die Veränderungen, welche durch die Gallenerzeuger in den Geweben und dem Stoffwechsel der Pflanzen hervorgerufen werden, verlangen Untersuchung und Erklärung durch geübte Pflanzenphysiologen, und auch die organische Chemie erhält ihren Theil an der Arbeit und am Erfolge.

Die biologische Entomologie muß, um wissenschaftlich zu sein, nicht bei dem Einzelobject als solchem stehen bleiben. Das ist selbstverständlich. Ist der Beobachter in die tiefsten und geheimsten Fasern seines Gegenstandes eingedrungen, so wird ihm das Verständniß dessen, was er geschaut, nur durch die vergleichende Biologie erschlossen. Wer z. B. die Lebensweise der Ameisengäste beobachten will und es unterläßt, das Benehmen derselben mit demjenigen selbständig lebender Käfer und mit dem Verhalten der Ameisen selber aufmerksam zu vergleichen, der wird nie und nimmer zu einem befriedigenden Ergebnisse kommen. Was er sieht, ist eine Menge einzelner Vorgänge, aber ohne Zusammenhang; es ist eine Chiffernschrift, zu deren Lösung der Schlüssel fehlt; die vergleichende Biologie bietet ihm diesen Schlüssel — und die stummen Zeichen werden verständliche Worte. Gründliche Beobachtung und umsichtiges Denken stehen sich nicht feindlich gegenüber; sie sind vielmehr aufeinander angewiesen und ergänzen sich gegenseitig zum Fortschritte der Wissenschaft.

Wie es in der Entomologie geht, so geht es auch in den übrigen positiven Wissenschaften. Arbeitstheilung ohne Einseitigkeit, hilfreiches Zusammenwirken ohne Oberflächlichkeit — das ist das richtige Programm für die Wissenschaft der Gegenwart. Aristoteles war zu seiner Zeit allerdings eine fachwissenschaftliche Autorität ersten Ranges auf dem ganzen weiten Felde der Philosophie und der Naturwissenschaften und in allen einzelnen Zweigen derselben. Würde das bei dem Fortschritte, den die Wissenschaften in den letzten Jahrhunderten gemacht haben, auch noch möglich sein? Nein; denn selbst für einen Aristoteles wäre die Spanne des Menschenlebens zu kurz, um auch nur ein Hundertstel des gesammten Wissensschatzes sich vollkommen anzueignen. Es ist unmöglich, daß jemand gegenwärtig noch auf mehr als einem oder dem andern beschränkten Wissensgebiete derartige Kenntnisse

sich erwerbe, die zur Weiterentwicklung der Wissenschaft wesentlich beitragen.

Das kann einmal nicht anders sein und läßt sich nicht ändern. Und doch haben auch diejenigen, die über Zersplitterung, Einseitigkeit und Mangel an Einheit in der heutigen Wissenschaft klagen, die bedauern, daß es nur noch Fachgelehrte gebe, keine Männer, die das gesammte Gebiet des menschlichen Wissens beherrschen, in einem gewissen Sinne nicht Unrecht. Es gibt wohl zu wenige Gelehrte, die mit gründlicher Fachkenntniß das Streben verbinden, die Ergebnisse ihrer Forschung mit jenen verwandter Wissenszweige zu vergleichen und so zum synthetischen Aufbau des Wissenschaftsgebäudes beizutragen. Und doch wären sie hierzu besser befähigt als andere, die nur oberflächliche Fachkenntnisse besitzen. Gering ist ferner die Zahl derer, die zugleich tüchtige Fachleute und tüchtige Philosophen sind. Wir müssen mit Bedauern zugeben, daß der große Anhang, den die antichristliche Weltanschauung in den letzten Jahrzehnten in naturwissenschaftlich gebildeten Kreisen sich erworben, großentheils darin seinen Grund hat, daß die gründlichen Naturforscher sich von Erörterung philosophischer Fragen meist ferne hielten und seichten Schwätzereien à la Büchner und Carus Sterne freie Bahn ließen. Wie gefährliche Gegner die materialistische Weltanschauung in den Naturforschern findet, falls dieselben ihr Wissen philosophisch zu verwerthen verstehen, das hat ein Karl Ernst von Baer gegenüber dem Häckelismus zur Genüge bewiesen. Es ist nur zu bedauern, daß solche Beispiele wenig zahlreich sind.

Das könnte allerdings anders sein und anders werden. Auch heute ist es einem einzelnen Menschen nicht unmöglich, neben den fachwissenschaftlichen Kenntnissen auf einem Gebiete auch über die Hauptergebnisse eines bestimmten Kreises anderer Wissenschaften sich zu unterrichten und über deren Begründung und wechselseitigen Zusammenhang sich ein Urtheil zu bilden, das im Einklange steht mit den Grundsätzen einer gesunden Philosophie. Das ist auch heutzutage sehr wünschenswerth.

E. Wasmann S. J.

Papst Hadrian IV. und die „Schenkung" Irlands.

(Schluß.)

Um über die Bulle Hadrians IV. zu einem klaren Urtheil zu kommen, bedarf es der Beantwortung dreier Fragen: 1. Verrathen Form und Inhalt der Bulle die Hand des Fälschers? 2. Ist die Bulle genugsam bezeugt, um in uns eine historische Überzeugung zu begründen? 3. Wie konnte ein römischer Papst, dazu ein Mann vom Gepräge Hadrians IV., zu einem solchen Schritte sich herbeilassen? Die Bulle selbst lautet:

„Adrian Bischof, Knecht der Knechte Gottes, seinem theuersten Sohne in Christo, dem erlauchten König der Angeln, Gruß und apostolischen Segen.

„Lobwürdig gewiß und fruchtreich gedenkt Deine Herrlichkeit, einen ruhmreichen Namen weiter auszubreiten auf Erden und den Lohn der ewigen Seligkeit für sich zu mehren im Himmel, da Du als katholischer Fürst darauf abzielst, die Grenzen der Kirche zu erweitern, unwissenden und rohen Völkern die Wahrheit des christlichen Glaubens näher zu bringen, das Unkraut der Laster aus dem Acker des Herrn auszurotten, und um dies glücklicher (convenientius) auszuführen, Rath und Huld des Apostolischen Stuhles Dir erbittest. Und mit je höherer Absicht und größerer Umsicht Du in dieser Angelegenheit vorangehst, um so glücklichern Fortschritt, so vertrauen Wir, wirst Du mit Gottes Hilfe dabei haben, da ja stets zu glücklichem Endausgange zu kommen pflegt, was aus dem Eifer für den Glauben und der Liebe zur Religion seinen Anfang genommen hat. Gewiß ist kein Zweifel, was auch Deine Herrlichkeit anerkennt, daß Irland und alle Inseln, welche Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, erleuchtet hat, und welche die Wahrheiten des christlichen Glaubens angenommen haben, unter dem Rechtsanspruch des hl. Petrus und der heiligen römischen Kirche stehen. Um so lieber also senken Wir eine getreue Saat und einen Gott angenehmen Keim in dieselben ein, je mehr Wir bei ernster Prüfung dies als Unsere strenge Pflicht erkennen.

Du hast Uns zu erkennen gegeben, theuerster Sohn in Christo, Du wolleſt in die Insel Irland eindringen, um jenes Volk Gesetzen unterthan zu machen und die Saat des Lasters auszurotten, und wolleſt von jedem Haus jährlich einen Denar als Abgabe für den hl. Petrus entrichten, die Rechte der Kirchen jenes Landes aber ganz und unversehrt erhalten. Wir daher, Deinem frommen und lobwürdigen Begehren mit

gebührender Huld nachkommend und Deiner Bitte gütiges Gehör schenkend, sind gern damit einverstanden (gratum et acceptum habemus), daß Du, zur Erweiterung der Grenzen der Kirche, zur Eindämmung der im Schwunge gehenden Laster, zur Besserung der Sitten und Pflanzung der Tugenden, zur Hebung der christlichen Religion, in jene Insel eindringest und, was zur Ehre Gottes und zum Wohl jenes Landes ersprießlich, zur Ausführung bringest, und daß die Bevölkerung jenes Landes Dich ehrenvoll aufnehme und Dir als ihrem Herrn Ehrfurcht erweise, vorbehaltlich natürlich des unversehrten Rechtes der Kirchen, und unter der Bedingung der jährlichen Abgabe eines Denars von jedem Haus für den hl. Petrus und die heilige römische Kirche. Wenn Du also das, was jetzt Dein Plan ist, glaubst ausführen zu sollen (und es gelingt), so bemühe Dich, jenes Volk zu guten Sitten zu führen, und thue Schritte, sowohl persönlich als durch die, welche Du dazu durch Treue, durch Beredsamkeit und durch ihren Lebenswandel für geeignet hältst, daß dort die Kirche an Zierde gewinne, die christliche Religion gepflanzt werde und gedeihe, und das, was zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen ersprießlich ist, so durch Dich geordnet werde, daß Du verdienen mögest, von Gott ein reiches Maß ewigen Lohnes und auf Erden vor der Welt einen ruhmgekrönten Namen zu erlangen."

1. Inhalt und Form. Daß gerade zu einer Zeit, wo in christlichen Landen noch viel Treue und Glauben herrschte, und wo die Entlarvung kecker Lüge, selbst wenn sie erfolgte, nur schwierig und langsam geschehen konnte, Fälschungen wichtiger Actenstücke vorkamen, ist offenkundig [1]. Daß der lasterhafte Heinrich II., dessen hervorstechendster Charakterzug Falschheit und Lügenhaftigkeit war, wenn es sein Vortheil erheischte, auch vor einer Fälschung nicht zurückgeschreckt sein würde, darf ruhig zugegeben werden. Mit mehr als einer Lüge hat er den Kampf gegen St. Thomas von Canterbury gekämpft, und er hat auch hier zum mindesten einen starken Verdacht von Fälschung päpstlicher Schreiben auf sich geladen [2]. Allein mit der bloßen Möglichkeit ist die Fälschung noch

[1] So schreibt der Erzbischof Richard von Canterbury 1178 an seine Suffragane: „Praeterea quoniam in his partibus publica falsariorum pestis obrepsit qui bullis adulterinis et litteris calumnias innocentibus movent et statum juste possidentium subvertere moliuntur" ... Migne, P. L. CCVII, 161 (Petr. Bles. ep. 53); vgl. P. L. CC, 109 (Jo. Sar. epp. 129 und 83).

[2] Baron. Ann. a. 1170, 10 sqq.; vgl. J. Morris, The Life and Martyrdom of St. Thomas Becket. London 1885. II, 348 und 336.

nicht erwiesen; dies um so weniger, da kaum ersichtlich ist, welche Nothwendigkeit oder welcher Vortheil noch nach Eintreffen der Briefe Alexanders III. den König auf diese gefährliche Bahn hätte drängen können.

Man hat ein großes Gewicht darauf gelegt, daß der Brief Hadrians, wie er uns überliefert ist, des Datums entbehre, daß gegen den durchweg herrschenden Gebrauch der Name des Königs „Heinrich" in der Aufschrift nicht genannt und daß des Unterhändlers und Bittstellers darin nicht Erwähnung geschehe. Allein gerade solche Aeußerlichkeiten wie Datum und Nennung des Namens würde wohl ein so geschickter Fälscher am wenigsten vernachlässigt haben. In vielen Briefen Hadrians ist der Eigenname des Adressaten nicht in die Anrede aufgenommen, wie z. B. im Brief an König Balduin von Jerusalem 1155, wo es gleichfalls nur heißt: „Illustri Hierosolymitanorum regi", und doch zweifelt niemand deshalb an ihrer Echtheit. Daraus aber, daß der Brief von den Chronisten ohne Datum überliefert wird, folgt nicht, daß er ursprünglich desselben entbehrte, wie man an manchen anderen Papstbriefen sehen kann, die in englische Chroniken Aufnahme fanden. Aber selbst wenn der Brief von Anfang ohne Datum gewesen wäre, könnte man hieraus noch nicht auf Fälschung schließen [1].

Es ist aufgefallen, daß der Brief nicht die für Belehnung übliche Form einhalte, überhaupt von Belehnung nicht spreche, und trotzdem ein Ring als Zeichen der Belehnung beigegeben sei; allein wenige Jahrzehnte später schickte auch Innocenz III. einen Brief und 4 Ringe an Richard I. [2], ohne daß es sich dabei um Belehnung gehandelt hätte.

Man hat sich darüber aufgehalten, daß der König dem damals noch wenig bekannten Johann von Salisbury, der Papst aber einem Fürsten von der Art Heinrichs so weitgehendes Vertrauen geschenkt haben sollte. Allein Johann war in der That auch damals schon ein angesehener Mann

---

[1] H. Breßlau, Handbuch der Urkundenlehre. I. S. 819. „Anders als mit eigentlichen Urkunden steht es mit Briefen, bei denen, wenigstens im frühern Mittelalter, die Datirung nicht in gleicher Weise als unbedingtes Erforderniß gegolten hat und sehr häufig fortgelassen worden ist. . . . Aber auch bei eigentlichen Urkunden hat man doch nur in der Theorie an der Nothwendigkeit der Datirung jeder Zeit festgehalten. In der Praxis sind selbst Urkunden, die aus der königlichen und der päpstlichen Kanzlei hervorgegangen sind, nicht selten, namentlich bis zum 12. Jahrhundert, durch die Nachlässigkeit des bei der Ausfertigung betheiligten Personals ausgegeben worden, ohne daß die Datirung hinzugefügt worden wäre." Als Beispiel einer undatirten Papsturkunde wird dann Jaffé-L. 4036 angegeben.

[2] Rayn. ann. 1198, 52; vgl. Potthast, Regest. n. 225.

und, was mehr war, beim Papst in hoher Gunst; Heinrich aber ein jugendlicher Fürst, der eben erst den Thron bestiegen hatte, und an den die schönsten Hoffnungen seines Volkes sich knüpften. Man mochte in Rom daran denken, wie viel Gutes für die Kirche der Zug Wilhelms des Eroberers nach England im Gefolge gehabt, den gleichfalls des Papstes Zustimmung dahin begleitet hatte. Ja dem Papst mußte es erwünscht sein, einen so mächtigen Fürsten schon im Beginn seiner Regierung sich zu verpflichten, während es einleuchtend war, eine abschlägige Antwort würde Heinrichs Zug auf die Dauer nicht hindern, wohl aber den jungen König dem Papste entfremden.

Das stärkste Moment für die Unechtheit aber fand man darin, daß der fragliche Brief in seinem ersten Theile mit einem Schreiben zum Theil fast wörtlich übereinstimme[1], in welchem 1159 derselbe Hadrian dem König von Frankreich die nachgesuchte Erlaubniß, zugleich mit dem König von England in Spanien einzufallen, verweigerte. Hier sah man den Fälscher entlarvt, hier die wahren Anschauungen Hadrians über ein solches Zugeständniß ausgesprochen. Indessen ist jene Verweigerung Hadrians durchaus nicht auf principielle, sondern nur auf Opportunitätsgründe gestützt: der Zug sei verfrüht, nicht genug vorbereitet, auch sei er unklug, denn erfolge ein solcher Einfall ohne vorherige Befragung und Einwilligung der Fürsten und Bischöfe jenes Landes, so könne dies schlimme Folgen haben, wie man das erlebt habe beim Kreuzzug Konrads III. und Ludwigs VII. Auch die auffallende Uebereinstimmung der Sätze im ersten Theil der beiden Briefe bietet keinen Beweis der Fälschung, da es bekannt und auch erklärlich ist, wie froh die Concipienten in päpstlichen wie in kaiserlichen Kanzleien waren, wenn sie bei solchen Briefen an eine Vorlage sich anschließen konnten[2].

Außerdem schafft es zum mindesten ein Präjudiz für die Echtheit des Schreibens, daß in demselben, vorzüglich in den Satzendungen, jener eigenthümliche Rhythmus (Cursus) sich findet, der seit Anfang des

---

[1] Der Wortlaut bei Migne, P. L. CLXXXVIII, col. 1616. Die Vermuthung, daß es sich hier nicht um Spanien, sondern um Irland handle, ist völlig haltlos und als solche dargethan Dubl. Rev. 1884. I, 329 sqq.; vgl. Jaffé-L. II. n. 10546.

[2] „Wenn Kanzleibeamte und Urkundenschreiber des Mittelalters Documente abfaßten, so haben sie den Wortlaut derselben keineswegs immer, ja in älterer Zeit nur in seltenen Fällen frei entworfen, sondern sie haben sich bei ihrer Arbeit unendlich oft gewisser Vorlagen bedient, denen sie sich mehr oder minder getreu anschlossen." H. Breßlau, Handb. der Urkundenlehre. I, 608.

12. Jahrhunderts in der römischen Kanzlei sich rasch zur stehenden Regel ausbildete und bis zum 15. Jahrhundert herrschend blieb [1].

Spricht ferner der Brief von einem besondern Anrecht der römischen Kirche auf die Inseln, so stimmt dies sehr genau mit dem, was 60 Jahre früher Urban II. an den Bischof von Pisa und kaum 20 Jahre später Alexander III. an Heinrich II. geschrieben hat [2].

So bieten Form und Inhalt des Briefes in der That nichts, was die Echtheit desselben in Frage stellen könnte, vorausgesetzt, daß die äußere Bezeugung desselben eine genügende ist.

2. Die äußere Bezeugung. Trotz des Reichthums der Chroniken- und Brief-Literatur im England des 12. Jahrhunderts können aus den nächsten 50—100 Jahren nach der Zeit, in welche die Bulle verlegt wird, nur drei Zeugnisse mit Sicherheit namhaft gemacht werden, die einzigen unabhängigen Zeugnisse, die wir überhaupt für dieselbe besitzen. Welcher Art das „vaticanische Manuscript" war, aus dem Baronius seine Nachricht geschöpft hat — ob eine vierte unabhängige Quelle —, läßt sich heute vielleicht nicht mehr feststellen. Die Muthmaßung P. White's, es sei ein Buch des Giraldus, oder die Theiner-Morans, es sei Matthäus Paris gewesen, ist kaum zulässig. Baronius hat Matthäus wohl gekannt, viel benutzt und mit seinem Namen genannt, ja ein treffliches Urtheil über ihn abgegeben [3]. Auch einen so bekannten und fruchtbaren Schriftsteller wie Giraldus Cambrensis würde der große Historiker kaum als anonymes Manuscript angeführt haben. Aber immerhin könnte es eine spätere englische Chronik gewesen sein, vielleicht Radulfs von Diceto, von dem Raynald uns sagt, daß er zur Zeit des Baronius noch „in Dunkelheit verborgen gewesen sei". Indessen, wenn Theiners Aussage dahin zu verstehen ist, daß wirklich in den Papieren des Baronius sich ein Manuscript des Matthäus Paris hiefür ausdrücklich verzeichnet findet, so ist diese Frage natürlich gelöst.

---

[1] Es sind Endungen, wie „exigis et favorem", „principium acceperunt", „dubium pertinere"; vgl. Noël Valois, Étude sur le rhythme des Bulles Pontificales, 1881; Revue des Questions hist. 1887. I, 399; H. Breßlau, Handb. der Urkundenlehre. I, 590.

[2] „Cum omnes insulae secundum statuta legalia juris publici habeantur, constat etiam eas religiosi Imperatoris Constantini liberalitate ac privilegio in beati Petri vicariorumque ejus jus proprium esse collatas." Urb. II., Ughelli, Ital. Sacr. III, 369. — „Romana Ecclesia aliud jus habet in insula quam in terra magna et continua." Alex. III., Migne, P. L. CC, 884.

[3] Bei Potthast, Biblioth. 438.

Von den drei Zeugen, die noch übrig sind, ist der wichtigste Gerald de Barry, da er am frühesten den Wortlaut der Bulle bekannt gemacht hat. Die Irländer lieben es, auf ihn die ganze Nachricht zurückzuführen und ihn dann als einen Feind ihres Volkes und als „den größten Lügner, der je gelebt habe" [1], zu verschreien. Gerald, geboren 1147 in Wales (daher Cambrensis), aus berühmtem und einflußreichem Geschlecht, ist literarisch wie historisch eine überaus merkwürdige Erscheinung. Bischof Hefele [2] nennt ihn „einen sehr angesehenen und gelehrten Mann". Seine Brüder und nächsten Verwandten spielten eine wichtige Rolle bei den ersten Einfällen in Irland, und ohne die de Barrys würde Richard von Clare vielleicht nie der Besieger Irlands geworden sein. Allein während seine Verwandten mit kriegerischem Ruhm sich bedeckten, hatte dieser Sproß eines Heldengeschlechtes von Kindheit an den Dienst der Kirche sich auserwählt, und derselbe Drang, der jene aufs Schlachtfeld führte, trieb ihn mit heißer Liebe zur Pflege der Wissenschaft. Zweimal weilte er Studien halber in Paris. 1175 ward er Archidiakon von Brecknock, wo er eine Gewandtheit und Thatkraft an den Tag legte, die Freund und Feind in Erstaunen setzte, und den Beweis eines ganz ungewöhnlichen Geistes gab. 1184 ward er Hofkaplan bei Heinrich II., begleitete 1185 den Prinzen Johann nach Irland und schrieb nach der Rückkehr seine hochinteressanten Bücher, die Topographia Hibernica und die Expugnatio Hibernica. 1189 begleitete er Johann ein zweites Mal nach Irland. Zweimal wurde ihm auf diesem Zug vom Prinzen ein Bischofstuhl angeboten. Beide schlägt er aus, um seine wissenschaftliche und literarische Thätigkeit nicht opfern zu müssen, vor allem aber, weil er des Prinzen irische Politik mißbilligt, vielleicht auch sich vorherbestimmt glaubt, wie einst sein Onkel Erzbischof von St. Davids zu werden und als solcher den Beschwerden und Schäden der walisischen Kirche mit starker Hand ein Ende zu machen. 1198 ward er wirklich vom Kapitel von St. Davids einstimmig zum Bischof gewählt, und auf der Liste, die dem König eingereicht werden mußte, wurden mit

---

[1] Seit dem ersten Erscheinen von Dr. Lynchs Cambrensis eversus 1662 — aus Versehen wurde er S. 396 unter den Schriftstellern unseres Jahrhunderts angeführt — ist dies die stehende Anklage, zumal auch Sir James Ware († 1666), einer der vorzüglichsten Geschichtschreiber über Irland und ganz unverdächtiger Zeuge, über die Glaubwürdigkeit des Giraldus im allgemeinen sehr ungünstig urtheilt. Auch W. Stubbs, der gefeierte englische Historiker, sagt von ihm: „Glücklicherweise hat es wenige so ausgeschämte Lügner gegeben, wie Giraldus." Gesta Henrici II., I. Pref. p. XVII.

[2] Concilien-Gesch. V, 734.

seinem Namen nur solche genannt, die zu der Stellung durchaus unfähig waren. Allein Richard I. kannte zu wohl und fürchtete zu sehr den gewaltigen Geist dieses Mannes, der als Primas von Wales (wenn auch ohne diesen Titel) ein zweiter Thomas von Canterbury zu werden versprach. Der König verweigerte die Zustimmung; es kam zum Proceß in Rom, wo Giraldus persönlich seine Sache vertrat. Er fand hohe Gunst bei Innocenz III., an dessen Hof er viele Monate lang weilte, und von dem er zu seinen vertrautesten Kreisen zugezogen wurde, dem er auch eine Anzahl der von ihm verfaßten Werke eigenhändig überreichte. Doch ward 1203 sein Proceß gegen ihn entschieden. Von da an lebte Giraldus ganz und gar seinen literarischen Beschäftigungen, und als ihm später König Johann nochmals ein Bisthum anbot, um sich seiner gegen den Erzbischof von Canterbury bedienen zu können, wies Gerald dies mit Entrüstung ab. Es ist begreiflich, daß in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens (er starb ungefähr 1220—1224) eine gewisse Bitterkeit gegen die Person Heinrichs II. und Johanns ihn erfüllte, die sich auch in seinem letzten Werk De Instructione Principis (um 1217) zwischen den Zeilen zu erkennen gibt.

Abgesehen von einem etwas stark ausgebildeten Selbstgefühl, stellt Gerald sich in allem dar als ein würdiger und einsichtsvoller Geistlicher, hochgebildeter Mann und origineller Kopf. Seine zahlreichen Schriften sind eine für ihre Zeit einzigartige Erscheinung, die für uns von entschiedenem Werth und noch heute voll von Interesse sind. In seiner Eigenschaft als Geschichtschreiber ist er ausgezeichnet durch eine glänzende Beobachtungsgabe. Seine Gewissenhaftigkeit beschreibt Brewer, einer seiner neuesten Herausgeber[1]: „Thatsachen wurden sorgfältig gesammelt, geprüft und geordnet, Schlachtfelder, Belagerungen und Märsche richtig gestellt durch persönliche Besichtigung der Wege und Oertlichkeiten, Berichte von beiden Seiten geprüft. Keine persönliche Mühe ist von dem Geschichtschreiber gespart worden im Sammeln, Sichten und Vertheilen seines Materials nach der lichtvollsten Anordnung; keine Anstrengung hat gefehlt, welche auch die gewissenhafteste historische Treue verlangen kann." Giraldus selbst betont und beschreibt die Gewissenhaftigkeit seiner Bemühungen zu wiederholten Malen[2], am schönsten aber beweist er sie durch seine Retractationen[3], die er am Ende seiner fruchtbaren literarischen Thätigkeit

[1] Gir. Cambr. I. Pref. p. XLVI.
[2] L. c. V, 212. 213 u. 222—223.
[3] L. c. I, 425.

seinen Werken beigefügt hat. Er gesteht, daß in seiner Beschreibung Irlands das meiste zwar auf sorgfältiger Forschung und auf Erkundigung bei urtheilsfähigen und glaubwürdigen Männern beruhe, daß er aber doch hier wie in seinen Berichten über die älteste Geschichte Britanniens manchmal ohne sichere Kenntniß dem allgemeinen Gerede und der öffentlichen Meinung gefolgt sei. Ebenso klagt er sich an, in seinen Angriffen gegen den Erzbischof Hugo oft durch Bitterkeit und Leidenschaft verführt worden zu sein, bloßes Gerücht und Hörensagen als Wahrheit hinzustellen. Seiner Geschichte der Eroberung Irlands thut er in diesem Widerruf keine Erwähnung. Aber bei einem feurigen Charakter wie dem seinen ist es von selbst klar, daß von kühler Unparteilichkeit in Beurtheilung der Irländer bei ihm die Rede nicht sein kann, und daß er bei Beschreibung der Kämpfe die Farben sehr stark zu Gunsten seiner englischen Helden mischt. Trotzdem schließt er die Augen nicht für wahre Vorzüge und wahres Verdienst, wo immer er sie findet, und seine Schriften enthalten Stellen herrlichsten Lobes zu Ehren von Söhnen der grünen Insel. So viel darf als sicher angenommen werden, daß ein solcher Mann zu grobem Betrug und zur Fälschung eines päpstlichen Schreibens nicht fähig war, und daß er auch nicht so leichter Hand durch eine Fälschung getäuscht werden konnte.

Beträchtlich später als Geralds erste Werke gelangte des Radulfus von Diceto zeitgenössische Geschichte unter dem Titel Ymagines historiarum an die Oeffentlichkeit, nicht vor dem 23. März 1202, mit dem er sein Werk beschloß. 1120 geboren, in zweimaligem, jahrelangem Aufenthalt zu Paris wissenschaftlich gebildet, war er durch günstige Familienverbindungen schon früh zu kirchlichen Aemtern erhoben worden und wurde 1180 Dekan des Kapitels von St. Paul, dem er bereits seit 30 Jahren als Canonicus angehört hatte. In dieser Stellung, an der Spitze des reichsten und angesehensten Kapitels von England, legte er hohe Tüchtigkeit an den Tag, mit allen bedeutenden Persönlichkeiten Englands stand er im Verkehr. Schon in vorgerücktem Alter stehend, entschloß er sich, der Geschichtschreibung, zumal der Schilderung der Ereignisse, die er selbst erlebt hatte, seine Muße zu widmen. Ein so gewiegter Kenner des englischen Alterthums, wie W. Stubbs[1], schreibt von ihm: „Von einem einflußreichen Prälaten wie Ralph von Diceto kann man sagen, daß er ungefähr alle Vortheile in sich vereinigt habe, die dazu

[1] Gesta Henrici II., ed. Stubbs, I. Pref. p. XIX.

beitragen können, einen Chronisten zu machen. Als Dekan von St. Paul war er das Haupt einer Körperschaft von Canonikern, unter denen die höchsten Beamten der Krone sich befanden; er war Freund und stand in brieflichem Verkehr mit Königen und Kirchenfürsten; er hatte seinen Sitz in London, hatte leichten Zutritt zu den Bibliotheken, zu den Archiven des Reiches, zu den Briefen der großen Männer des Tages. Seine Schreibweise ist klar, ins einzelne eingehend, genau und ohne Voreingenommenheit, und obgleich seine Darstellung nur gelegentlich über den Stil des Annalisten sich erhebt, so kann man ihn doch als ein hübsches Muster der Klasse ansehen, zu der er gehören will" (d. h. eines Chronisten). Es ist kein Zweifel, daß er über die Vorgänge in England zu seiner Zeit gut unterrichtet ist, und daß eine Reihe von Documenten, auch solcher, die aufs Ausland Bezug haben, uns von ihm allein überliefert sind.

Niemand hat daran gedacht, diesem Manne Fälschung vorzuwerfen, wohl aber hat man von mancher Seite als selbstverständlich vorausgesetzt, daß er den Wortlaut jener Bulle einfach aus Giraldus Cambrensis herausgeschrieben habe. Die bare Möglichkeit ist nun freilich nicht zu läugnen. Geralds Expugnatio Hibernica wurde veröffentlicht, während Ralph an seinen Ymagines arbeitete; beide haben sich persönlich gekannt, ein Brief Geralds an Ralph ist noch erhalten[1]; letzterer war einer der drei Richter, die 1201 Innocenz III. in der Sache Geralds ernannte.

Trotzdem spricht die größere Wahrscheinlichkeit gegen die Herübernahme des Briefes aus dem Buche Geralds. Nirgends zeigt sich in den Schriften des Radulfus eine Spur, die auf Benutzung von Geralds Werken hindeutete. Die Darstellung der Unterwerfung Irlands unter den König ist bei ihm völlig verschieden, den Brief Hadrians bringt er zum Jahre 1155, während ihn Gerald zu 1175 bringt. Hätte Ralph den Wortlaut des Briefes dem Cambrenser entlehnt, er würde sicher mit demselben auch die bei Giraldus ihn einleitenden Bemerkungen über die Rolle, die Johann von Salisbury in der Angelegenheit gespielt, über die Aufbewahrung von Ring und Document im Archiv u. s. w. mitgetheilt, auch wohl jenes von Gerald allein gekannten Bestätigungsschreibens Alexanders III. Erwähnung gethan haben. Es ist überhaupt eine Thatsache, daß Geralds Schriften von den englischen Geschichtschreibern der folgenden Zeit geradezu völlig unbeachtet gelassen werden,

[1] Gir. Cambr. Opp. III, 237.

wohl wegen ihrer vom Annalistenstil so stark abweichenden, romanhaften Form. Dimock[1], einer der Herausgeber des Cambrensers, schreibt: „Ich kann kaum einen einzigen unserer englischen Geschichtschreiber nennen, der für die nächsten 300 Jahre nach Geralds Zeit von seinen Schriften Gebrauch gemacht hätte."

Dagegen könnte man der Vermuthung Raum geben, er wie Gerald hätten aus einer gemeinsamen Quelle, etwa aus dem jetzt verlorenen Tricolumnis des Richard Fitz-Neal[2], geschöpft. Dieser, ein Zeitgenosse Radulfs, gleich ihm Canoniker von St. Paul, seit ungefähr 1159 des Königs oberster Schatzmeister, seit 1189 Bischof von London, persönlich bei Hof sehr einflußreich und aus sehr einflußreicher Familie, verweist in seinem wichtigen Werke Dialogus de Scaccario (etwa 1188) wiederholt auf ein von ihm in jüngeren Jahren verfaßtes Buch über die Geschichte Englands zu seiner Zeit, von dem er sagt, daß es im ersten Theil über die Angelegenheiten der englischen Kirche und einige päpstliche Erlasse (Bullen), im zweiten über die großen Thaten Heinrichs II. handle. Sicher muß Diceto das Buch seines Collegen, Freundes und Bischofs gekannt haben, und Stubbs ist der Ansicht, daß es bei der Abfassung der Ymagines von Radulfus benutzt worden sei[3]. Gerald aber hätte, wenn er das Document der Bulle mit eigenen Augen gesehen und selbst copirt hätte, es kaum unterlassen, dies beizufügen, da er solche Umstände stets hervorzuheben pflegt. Aus der ganzen Art, wie er von jenem Document im Archiv von Winchester spricht, scheint hervorzugehen, daß er Kenntniß davon nur aus den Schriften anderer habe.

Indessen kann eine so schwache Muthmaßung bei einer historischen Untersuchung nicht ins Gewicht fallen. Bei Verbindungen, wie Radulfus mit den höchsten Beamten und Prälaten des Reiches sie hatte, war es für ihn ein leichtes, auch unmittelbar Copien wichtiger Actenstücke aus den Archiven zu erhalten, ohne aus zweiter Hand schöpfen zu müssen, wie dies ja auch aus seinen Werken hervorgeht. Auch für Gerald, der damals noch bei Hof in Gunst stand, und der eben zur Feder griff, um die Großthaten der Engländer in der Unterwerfung Irlands zu verherrlichen, dürfte dies nicht allzu schwierig gewesen sein. Es läßt sich also kaum

[1] Gir. Cambr. Opp. V. Pref. p. LXXVIII. Auch Stubbs, Rad. de Dic. Opp. I, 300, meint, daß mehr als die bloße Möglichkeit einer Herübernahme nicht vorliege, der aber eine ebenso große Möglichkeit des Gegentheils gegenüberstehe.

[2] Vgl. über ihn Stubbs, Gesta R. Henrici II., I. Pref. p. LVII.

[3] Gegen ihn jedoch Liebermann, Mon. G. SS. XXVII. p. 82. not. 3.

in Abrede stellen, daß zwei so hervorragende, urtheilsfähige und für Kenntniß und Beurtheilung eines solchen Actenstückes so günstig gestellte Männer unabhängig voneinander den Wortlaut der Bulle und die Thatsache ihrer Gewährung durch Hadrian IV. der Nachwelt überliefert haben. Und dieses Zeugniß kann nicht aufgewogen werden, auch wenn sechs andere Chronisten, die in der Provinz oder in fernen Klöstern nach bestem Wissen ihre Chroniken zusammenschrieben, nichts von jener Bulle gewußt haben, und wären sie auch ehemalige Hofgeistliche und Männer wie Roger von Hoveden, da auch er erst fern dem Hofe, in der Zurückgezogenheit seiner alten Tage, der Geschichtschreibung sich zugewendet hat.

Entscheidend aber ist ein drittes Zeugniß, das diesen beiden fast um 30 Jahre vorausgeht, und das von einem Manne herrührt, dessen Wort allein schon zur Gründung einer Ueberzeugung hinreichen müßte. Johann von Salisbury, einer der berühmtesten unter den kirchlichen Schriftstellern des 12. Jahrhunderts, der gebildetste Geist seiner Zeit, der Vertraute eines großen Papstes und der treueste Freund eines großen Heiligen, war ähnlich wie sein päpstlicher Gönner als armer Knabe von kaum 16 Jahren aus England nach Frankreich gekommen, wo er zu Paris unter den berühmtesten Lehrern fast 12 Jahre lang den Studien oblag, während welcher er zum Theil durch Privatunterricht in vornehmen Häusern seinen Unterhalt verdiente, aber auch schon manchen hervorragenden Männern durch Freundschaft nahe kam. Nach dem Concil von Rheims, dem er 1148 beiwohnte, begleitete er Eugen III. nach Rom und verweilte mehrere Jahre lang an der Curie. Etwa 1153 nach England zurückgekehrt, bekleidete er die wichtige Stelle eines Secretärs des Erzbischofs Theobald von Canterbury, dem St. Bernhard von Clairvaux[1] ihn warm empfohlen hatte. 1159 und 1160 widmete er seine Werke Polycraticus und Metalogicus dem ihm von früher Jugend an befreundeten, damals hochgefeierten Kanzler Heinrichs II., Thomas a Becket. Schon jetzt zeigte er sich als einen treuen und opfermuthigen Anhänger des Heiligen Stuhles und machte sich dadurch bei dem tyrannischen Heinrich II. mißliebig. Als 1162 Thomas a Becket Erzbischof von Canterbury wurde, blieb Johann ihm zur Seite und war ihm ein zuverlässiger Freund und Rathgeber, „Hand und Auge des Erzbischofs"[2] während des ganzen furchtbaren

[1] Migne, P. L. CLXXXII. col. 562. ep. 361. „Joannem amicum meum et amicum meorum. . . . Testimonium bonum habet a bonis quod non minus vita quam literatura promeruit."

[2] Petr. Bles. ep. 22; Migne, P. L. CCVII, 80.

Kampfes gegen einen Tyrannen, der nur in Heinrich VIII. seinen würdigen Nachfolger gefunden hat. Mit seinem Erzbischof theilte Johann alle Noth und Sorge der Verbannung, und als der große Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit dem Mordstahl erlag (1170), war er es, der zuerst das Leben des glorreichen Martyrers schrieb und eine Sammlung seiner Briefe veranstaltete. 1176 wählte das Kapitel von Chartres aus Verehrung für den hl. Thomas von Canterbury, oder, wie ein zeitgenössischer Bericht[1] sagt, durch Engelserscheinung bewogen, des Heiligen Freund und Mitkämpfer zu seinem Bischof. Der päpstliche Legat hatte zu dieser Wahl gerathen, sie erfolgte einstimmig und hatte den vollen Beifall des Königs von Frankreich, der sogleich an Johann, „seinen theuersten Freund", schrieb[2] und ihn bat, die Wahl anzunehmen. So geschah es, und für die vier noch übrigen Jahre seines Lebens († 25. October 1180) leuchtete der Erwählte durch die erhabene Tugendhaftigkeit seines Wandels seinem Clerus voran. In Briefen und Actenstücken pflegte er sich nur zu nennen: „Johann, durch Gottes Fügung und die Verdienste des hl. Thomas der geringe Diener der Kirche von Chartres". Er starb im Rufe der Heiligkeit, umgeben von der Verehrung aller derer, die ihm im Leben nahegekommen waren. Im Necrologium der Kirche von Chartres[3] wird er genannt: „ein ehrwürdiger Bischof, ein Mann von großer Tugend, durch die Strahlen der gesammten Wissenschaft erleuchtet, ein Hirt durch Wort, Leben und Sitten allen liebenswürdig, allzu grausam nur gegen sich selbst . . ." Mit Recht hat man diesen Mann „an Geist und Charakter eine der edelsten Erscheinungen seines Jahrhunderts" genannt.

In seinem 1159—1160 veröffentlichten Metalogicus[4] widmet nun dieser Schriftsteller das Schlußkapitel der Klage über die Leiden der Christenheit, insbesondere über den Tod Hadrians IV., erwähnt des Vertrauens und der innigen Freundschaft, die er von ihm genossen, und fährt dann fort: „Auf meine Bitten hin übertrug er dem erlauchten König von England Irland zu erblichem Besitz, wie sein Brief es bezeugt bis auf den heutigen Tag — denn alle Inseln gehören ja nach altem Recht der römischen Kirche an infolge der Schenkung Constantins, der dieselbe fundirt und ausgestattet hat. Auch einen goldenen Ring, mit einem prachtvollen Smaragd verziert, übersandte er durch mich, durch welchen die rechtmäßige Investitur mit Irland gegeben werden sollte. Und dieser

[1] Gesta Henrici II. a. 1176, ed. Stubbs I, 125.
[2] Migne, P. L. XCCIX. col. 374. [3] Ib. Prol. XI.
[4] Metal. IV, 42; Migne, P. L. XCCIX. col. 945.

Ring wird noch auf Befehl im öffentlichen Archiv des königlichen Hofes aufbewahrt."

Man hat sich nun bemüht, dieses ganze Schlußkapitel oder wenigstens diese Sätze als spätere Fälschung oder Einschiebsel hinzustellen, aber ohne den geringsten Anhaltspunkt für solche Behauptung. Nicht nur geben die Handschriften keinerlei Stütze für solche Annahme, die Stelle paßt auch genau in die Zeit, in welcher das ganze Buch geschrieben wurde, und es wäre auffallend, hätte Johann, der so oft in seinen Schriften Hadrians IV. gedenkt, dessen Tod mit Stillschweigen übergangen. Daß der Metalogicus im übrigen wissenschaftlichen und philosophischen Inhaltes ist, beweist nicht, daß das Schlußkapitel gefälscht sein muß. Jeder, der mit der Literatur jener Jahrhunderte sich etwas bekannt gemacht hat, wird eine solche Abschweifung überaus natürlich finden. Es versteht sich auch leicht, daß Johann in seinem Polycraticus jener Bulle nicht erwähnt, da er dort von Hadrian nur spricht, soweit es zur Beleuchtung des von ihm behandelten Gegenstandes dienlich erscheint; daß er aber hier, wo er in einem tiefgefühlten Herzenserguß des vor kurzem verstorbenen Freundes gedenkt, und des Verlustes, den durch diesen Tod vor allem England, aber auch er persönlich erleidet, einer für ihn so denkwürdigen Thatsache sich erinnert. Vor der Welt ist sie ziemlich unbekannt geblieben, da ja der geplante Zug nach Irland (er schreibt 1159) unterblieb; aber in seine Erinnerung ist sie tief eingeprägt, und das königliche Archiv enthält noch das Document und den Ring, die er vom Papst überbracht hat. Nichts scheint natürlicher als diese Erinnerung in solchem Augenblick. Eine Stütze erhält diese Erzählung des letzten Kapitels durch das, was er im Eingang zum III. Buch desselben Werkes[1] schreibt: „Zehnmal habe ich, seit ich England verließ (1136), die Höhen der Alpen überstiegen, zweimal habe ich Apulien durchwandert, wiederholt habe ich an der römischen Curie die Angelegenheiten meiner Herren wie meiner Freunde betrieben, und habe durch Zusammenwirken verschiedener Umstände nicht nur England, sondern auch Frankreich mehrmals durchwandert."

Es bleibt demnach nicht ein einziges Moment[2], Fälschung in diesem Kapitel des Metalogicus anzunehmen, die ohnehin bei dem Werke eines

---

[1] Metal. III; Migne, P. L. XCCIX. col. 889. „Dominorum et amicorum negotia in Ecclesia Romana saepius gessi."

[2] Die niedrigen Verdächtigungen, die man gegen eine so verehrungswürdige Persönlichkeit wie Johann von Salisbury ausgesprochen hat, sind nicht werth, wider-

in mehreren Ländern so bekannten und gefeierten Autors ihre große Schwierigkeit gehabt hätte. Das unabhängige Zeugniß aber von drei solchen Männern, wie Johann von Salisbury, Gerald und Radulfus, kann und muß uns volle Sicherheit für die von ihnen verbürgte Thatsache geben, wollen wir nicht in der Geschichtsforschung in allgemeinen Skepticismus verfallen, und desselben Fehlers uns schuldig machen, den wir mit so viel Recht an vielen Feinden der Kirche tadeln. Eine unglückliche Entscheidung und selbst einen Mißgriff (wenn es ein solcher wäre) in der Regierung eines sonst großen und tadellosen Papstes zuzugestehen, wird nie der Kirche schaden; aber die Fundamente unterwühlen, auf denen wir stehen, und die Documente der Vergangenheit ihrer Glaubwürdigkeit entkleiden, ist der gefährlichste Schlag, den wir gegen uns selbst und die Sache unserer heiligen Kirche führen können. Statt dessen ist es wohl am Platz, den in Frage stehenden Schritt des Papstes aus den Zeitverhältnissen zu beleuchten.

3. Die Handlungsweise des Papstes. „Wenn die clanischen Elemente keine Aussicht bieten, sich zu einer Nation zu verschmelzen," so schreibt ein irischer Geschichtskundiger[1], „wenn die Freiheit von Priester und Bischof als solcher, wie es mehr als einmal der Fall war, unter jeder der wechselnden Herrschaften gehemmt ist, so wird der zum öffentlichen Wohlthäter, welcher der Kirche und der Gesellschaft die Freiheit und die Segnungen wieder verschafft, für welche sie da sind. In den Augen selbst eines irischen Papstes hätte, von höheren Interessen ganz abgesehen, die Vertauschung einer selbstmörderischen Wahlmonarchie mit erblicher Thronfolge für den Wechsel der Dynastie reichen Ersatz bieten müssen." Aus einem selbstmörderischen Zustand das irische Volk wieder zu erheben,

---

legt zu werden. Es ist tief beklagenswerth, daß katholische Schriftsteller, um nur die Echtheit dieser Bulle anzweifeln zu können, sich nicht gescheut haben, auch das Schlimmste gegen diesen Mann auszusprechen, auf nichts anderes gestützt, als auf die Schmähworte des bittern Protestanten John Bale, dessen Schmähsucht, besonders gegen die Kirche, fast sprüchwörtlich war. Abgesehen von der moralischen Seite solchen Verfahrens, fällt schon dadurch die ganze Verdächtigung in sich zusammen, daß mit der Vergebung des Bisthums Chartres Heinrich II. nicht das mindeste zu thun hatte. Sie erfolgte durch canonische Wahl des Kapitels und erhielt die Bestätigung des Königs von Frankreich. Ein Bischof, der Bedenken trug, armen Verwandten, auch wo sie dessen würdig waren, bei der Bewerbung um Pfründen seiner Kirche vor Fremden den Vorzug zu geben, der hat nicht, am Rande des Grabes stehend, durch groben Betrug sein Bisthum sich erkauft von dem Mörder seines heiligen Freundes. (Vgl. Petr. Bles. ep. 70; Migne, P. L. CCVII. col. 218.)

[1] Dublin. Rev. 1884. I, 322.

war in der That das Ziel, das den damaligen Päpsten vorschwebte, für das ein hl. Malachias erst kurz zuvor die Hilfe des Statthalters Christi angerufen hatte, und zu dem die Bischöfe des Landes, gewiß die kundigsten Beurtheiler ihres Volkes, Hand in Hand mit dem Papst zusammenwirkten: „jenes irische Volk," so nannte es Alexander III. 1172[1] in seiner Antwort nach der Synode von Cashel, „das mit Hintansetzung aller Gottesfurcht, zügellos in allem in den Abgrund der Laster sich verirrt, das Gesetz christlichen Glaubens und christlicher Tugend von sich wirft und in gegenseitigem Morden sich selbst vernichtet". Gewiß soll nicht gesagt sein, daß nichts Gutes im damaligen Irland sich fand, daß nicht auch dort der katholische Glaube seine übernatürliche Kraft bewährte und Wunderblüten christlicher Heiligkeit zur Entfaltung brachte. Es haben gerade jene Jahrzehnte in Irland große Heilige und hoch erleuchtete Bischöfe hervorgebracht, einen Malachias, einen Laurentius O'Toole und andere, welche die Kirche als Heilige verehrt. Giraldus selbst, den man als Feind und Verleumder Irlands zu betrachten sich gewöhnt hat, steht nicht an zu schreiben[2]: „Es sind aber unter diesen (den irischen Geistlichen) einige ganz vorzügliche und ohne jede böse Beimischung aufrichtig fromme. Es ist nämlich dieses Volk maßlos in all seinem Thun und überaus heftig in all seinen Trieben. Wie daher die Schlechten überaus schlimm sind und nirgends schlechter, so findet man auch nicht leicht des Lobes Würdigere als dort die Guten. Aber unter dem Unkraut ist der Weizen rar." „Irland war, wie immer, so vorzüglich damals," so schreibt ein trefflicher Kenner der irischen Geschichte in unseren Tagen[3], „das Land der Contraste: wir finden große Vaterlandsliebe, welche sich auch in der Erhaltung der Landessprache zu erkennen gibt, neben Verrätherei und unabläßigen inneren Fehden, viel Talent neben großer Unwissenheit."

Im 6. und 7. Jahrhundert war Irland an christlicher Gesittung allen übrigen Ländern voran. Christliche Heiligkeit, kirchliche Wissenschaft und Kunst erfreuten sich hier einer Blüte, wie sie im Verhältniß nur selten einem christlichen Volk zu Theil geworden ist. Allein die dreihundertjährigen Kämpfe gegen die alles zerstörenden und verwüstenden Dänenhorden hatten das Volk verwildert und in einen Zustand der Rohheit zurückversetzt, daß der hl. Bernhard wiederholt von den Iren schreibt,

[1] Migne, P. L. CC. col. 883. [2] Top. Hib. dist. III, 27.

[3] Lappenberg, in der Allgem. Encyklopädie von Ersch und Gruber. S. II. Th. 24. S. 61.

nur dem Namen nach seien sie noch Christen, der That nach Heiden [1]. Alte böse Leidenschaften waren erwacht, unversöhnliche und ruhelose Fehden spalteten die Nation, Mord, Plünderung, Kirchenraub erfüllten die grüne Insel. S. Malone [2], selbst ein Irländer, macht aus bloß irischen Geschichtsquellen eine Zusammenstellung, derzufolge innerhalb der 50 Jahre vor der Eroberung 30 Könige oder Fürsten abgesetzt, 113 Häuptlinge oder Fürsten erschlagen, 140 Schlachten unter nationalen oder provinzialen Parteien ausgekämpft wurden. „1115 ward die steinerne Kirche von Ardbreacan niedergebrannt mit allem Volk, das sie anfüllte, und manche andere Kirche dazu. Der König von Connaught bekriegte 1121 Desmond und brandschatzte das Land und die Kirchen von Maghfemin bis Tralee. Trim mit seinen Kirchen ward 1128 in Asche gelegt. 1131 ward der König von Fercall in der Kirche von Raithin verbrannt, und 1133 ward Lusk, ganz angefüllt mit Volk, mitsammt seinen Reliquien den Flammen zur Beute gegeben." [3] Schon hieraus läßt sich auf den sittlichen Zustand des Volkes ein Rückschluß machen. Der hl. Bernhard, der durch seine Freundschaft mit St. Malachias, zeitweise Erzbischof von Armagh, durch die Irländer, die er in seinem Kloster Clairvaux aufgenommen, und die geistlichen Söhne, die er selbst nach Irland entsandte, von den dortigen Zuständen sehr wohl unterrichtet war, schildert das Volk 5—6 Jahre vor der Bulle Hadrians mit ganz denselben Farben, wie Giraldus Cambrensis und wie die Briefe Hadrians IV. und Alexanders III. Als Malachias Bischof ward, fand er die Priester in überaus geringer Anzahl und auch diese ohne Thätigkeit und Einfluß und sehr arm, da das Volk keinerlei kirchliche Abgaben entrichtete. Beicht, Firmung und bindende Eheschließung waren entweder völlig unbekannt oder ganz aus der Gewohnheit gekommen. „Als er seine Wirksamkeit begann," schreibt St. Bernhard [4], „da ward der Mann Gottes inne, daß er nicht für Menschen, sondern für Bestien aufgestellt sei. Nirgends, auch in der äußersten Roheit, hatte er solches Volk gefunden, so zügellos in seinen

[1] De vita et reb. St. Malachiae, c. VIII, 16: „christiani nomine, re pagani"; vgl. ebenda c. X, 19: „saeva subintroducta barbaries imo paganismus quidam inductus sub nomine christiano."

[2] Dubl. Rev. 1884. I, 324 und 23.

[3] Nach den Annalen der vier Meister ist die Geschichte des Jahres 1136 nur eine Kette von Greueln und unnatürlichen Gewaltthaten; 1138 wurden selbst die Bischöfe, die sich in Tadhg in der Grafschaft Meath mit dem päpstlichen Legaten zu einer Synode versammeln wollten, überfallen und gewaltsam auseinander getrieben.

[4] De vita etc. St. Malach. c. VIII. (n. 16).

Sitten, so wild in seinen Gebräuchen, so gottlos gegenüber dem Glauben, so roh in seinen Gesetzen, so widerspänstig gegen Zucht, so unflätig in seinem Leben." Wohl berichtet St. Bernhard in der lebendigen Sprache des Lobredners von den Erfolgen, die das Werk des hl. Malachias in seiner ersten Diöcese belohnten[1]. Aber daß damit der Zustand des Landes im großen und ganzen nicht geändert war, geht nur allzu klar aus dem weitern Laufe der Erzählung hervor. In einem der letzten Kapitel der Lebensbeschreibung noch fügt St. Bernhard der Erzählung eines vom Heiligen gewirkten Wunders die Bemerkung bei[2]: „Hieraus, Leser, mache dir ein Bild, mit was für Menschen Malachias zu leben hatte. Was für Fürsten, was für Volk! Gilt es nicht auch von ihm, daß er war ‚der Bruder von Drachen und der Genosse von Hyänen'?" Bezeichnend ist es, daß St. Malachias, obgleich er unter den Augen des Erzbischofs von Armagh die dortige Schule durchgemacht und sich ausgezeichnet hatte, und dann von einem heiligmäßigen Klausner (nach St. Bernhard eine große Seltenheit in jenem Lande) unterrichtet worden war, nur dadurch seine geistliche Bildung zu vollenden glaubte, daß er einige Jahre lang als Schüler dem greisen Bischof von Lismore sich anschloß, der einst als Mönch von Winchester in England seine Bildung erhalten hatte. Und als ihm später einmal die Vollmacht gegeben wurde, für Cork einen Bischof zu erwählen, wählte er einen Ausländer.

Am deutlichsten werden die religiös-sittlichen Zustände auf der Insel durch die Beschlüsse der Synode von Cashel 1171 beleuchtet, mit denen des Giraldus Berichte völlig übereinstimmen. Das häusliche Zusammenleben war meistentheils nicht geheiligt durch ein unauflösliches Eheband, und dabei waren blutschänderische Verbindungen der allerschlimmsten Art an der Tagesordnung, mit all den fluchwürdigen Folgen, die der Urheber der Natur selbst an sie geknüpft hat[3]. Das Sacrament der Taufe ward nicht von den Priestern gespendet, sondern war dem guten Willen der Gläubigen überlassen, und es lautet nicht ganz unwahrscheinlich, wenn Giraldus[4] berichtet, daß viele gar nicht getauft seien. Schiffsleute haben ihm erzählt, daß sie irisch sprechende Küstenbewohner gefunden hätten, die nie von Christus und der christlichen Religion etwas gehört hatten.

---

[1] L. c. n. 17. [2] L. c. c. XXVII. (n. 60).

[3] Top. Hib. dist. III, 19; vgl. dist. III, 35 und Rayn. Ann. a. 1151, 7: „gentem legi nuptiarum non assuetam". Am ausführlichsten spricht über diese Uebelstände Alexander III., Migne, P. L. CC. col. 883.

[4] L. c. dist. III, 26.

In Rom waren diese Zustände nicht unbekannt. Nicht lange war es her, daß St. Malachias Papst Innocenz II. sich zu Füßen geworfen hatte. Einer der Cardinäle, der Hadrian seine Stimme für die höchste Würde der Christenheit gab, der wegen seiner Tugend von St. Bernhard [1] hochgepriesene Cardinal Johann Paparo, war eben aus Irland zurückgekehrt, wo er ein Nationalconcil abgehalten und den vier Erzbischöfen das Pallium ertheilt hatte. Es begreift sich daher, wenn der oberste Vater der Christenheit 1155 an Heinrich II. schrieb, daß er „bei ernster Prüfung es als seine strenge Pflicht erkenne", hier Wandel zu schaffen. Mittel und Weg zu diesem schwierigen Werk boten sich ihm jetzt von selber dar, in einer Weise, die alle Aussicht auf Erfolg versprach. Nicht 100 Jahre waren es her, daß auch die Kirche Englands in tiefer Entwürdigung schmachtete. Da hatte der Normanne Wilhelm um des Papstes Segen gebeten, um hinüberzuziehen nach England und seine Thronansprüche geltend zu machen. Die päpstliche Zustimmung wird gegeben, die vom Papst gesandte Fahne zieht voraus in den Kampf, der Normanne siegt, und die Kirche Englands sieht unter einem Lanfrank und Anselm die Tage neuer Blüte. Freilich war bald der Cäsaropapismus in seiner empörendsten Form zur Hauspolitik der Normannenkönige geworden; allein eine Kirche, die einen Anselm, Thomas von Canterbury und Johann von Salisbury zu den Ihrigen zählte, deren Klöster und Kapitel an Beispielen aller Tugend und an Blüten der Wissenschaft mit denen der ersten christlichen Länder wetteiferten, schien Lebenskraft genug in sich zu haben, diese Gefahr auf die Dauer zu überwinden. So konnte es auch in Irland werden und leicht noch besser, und wenn der Papst jetzt dem jungen Könige die erbetene Erlaubniß gewährte, so blieb dieser sein Leben lang dem Heiligen Stuhle zu besonderem Danke verpflichtet, wie ihn einst Wilhelm der Eroberer, „der Edelstein unter den Fürsten", wie Gregor VII. ihn genannt hat, wirklich bewies.

Trotzdem dachte ein Papst wie Hadrian weder an eine „Schenkung" des Landes, das er nie besessen, noch an eine bedingungslose Erlaubniß zu ungerechtem Blutvergießen. Die Erlaubniß geht nicht weiter, als daß Heinrich II. nach Irland ziehe und die freiwillige Huldigung der Irländer entgegennehme. Ganz so äußert 1172 Alexander III. seine Freude und Zustimmung, daß die irischen Fürsten und Bischöfe freiwillig den englischen König als ihren Oberherrn anerkannt hätten. Auch diese be-

[1] Migne, P. L. CLXXXII. col. 496.

schränkte Erlaubniß, die sich jedenfalls auf die Darlegung der Verhältnisse von seiten des bevollmächtigten englischen Unterhändlers stützte, der vielleicht aber auch die Berichte Paparo's über Stimmung und Wünsche des irischen Episcopates zu Grunde lagen, zumal ja der Erzbischof von Armagh eine gewisse Oberhoheit über alle Fürsten der Insel beanspruchte[1], ward keineswegs bedingungslos und ohne weiteres gegeben. In der Widmung der zweiten Auflage seiner Geschichte der irischen Eroberung ermahnt Giraldus Cambrensis König Johann: „daß Ihr mit frommem Sinne Euch bemühet, jene zwei Bedingungen zu erfüllen[2], über die einst Euer Vater mit Papst Hadrian übereingekommen ist, um die Erlaubniß zu erhalten, in Irland einzudringen und es zu erobern, als er klug und weise, auf seine und seines Hauses Größe bedacht, die Gutheißung der höchsten Autorität auf Erden zu einem so gewaltigen und so blutigen Angriff[3] auf ein christliches Volk sich verschaffte: nämlich die Kirche Gottes in jenem Lande zu erhöhen und wie in England so auch in Irland dem hl. Petrus von jedem Hause jährlich einen Denar zu entrichten, gemäß dem Wortlaut des Privilegs desselben Papstes, wie es Euer Vater klug und umsichtig sich zu verschaffen gewußt hat, und wie es in den Archiven von Winchester getreulich aufbewahrt ist . . . . um so sowohl die Seele Eures Vaters zu entlasten, der dieses versprochen hat . . . als auch Eure eigene und die der Eurigen zu befreien". Ganz richtig spricht Giraldus hier von Bedingungen, über die Papst und König vertragsmäßig übereingekommen seien, sollte er auch keine andere Nachricht darüber gehabt haben, als was aus dem Wortlaut der Bulle und der Auffassung, die ihr in England zu theil wurde, von selbst sich ergab. Es lassen sich in der Bulle deutlich ein zweifacher Vorbehalt und eine zweifache Bedingung unterscheiden. Ein Vorbehalt scheint zu sein, daß die Iren, oder doch der bessere Theil derselben, freiwillig die neue Herrschaft annehmen, „ihn ehrenvoll aufnehmen und als ihrem Oberherrn ihm Ehrfurcht erweisen". Ausdrücklich aber war betont, daß das bereits bestehende Recht der einzelnen Kirchen ganz und unversehrt erhalten werden müsse.

[1] Bern., De vita St. Malach. c. X: „Sedes illa . . . in tanta ab initio cunctis veneratione habetur, ut non modo episcopi . . . sed etiam regum ac principum universitas subjecta sit metropolitano in omni obedientia, et unus ipse omnibus praesit."

[2] Exp. Hib. Prooem. 2. ed.: „ea duo quae pater vester Adriano papae pepigerat olim."

[3] Dieser war in der Bulle nicht vorgesehen, er kam trotz der Bulle und ging nicht vom König aus.

Die Bedingungen aber, die dreimal wiederholt und ausschließlich als Zweck und bestimmender Grund der Erlaubniß bezeichnet werden, sind: daß der König Friede und Zucht in Irland herstelle und der irischen Kirche zu der Stellung und dem Einfluß verhelfe, die ihr zur Erfüllung ihrer Aufgabe nothwendig sind; daß er auch durch Einführung des Peterspfennigs das Band der Liebe und Ehrfurcht zwischen Irland und Rom inniger schlinge, so wie es damals in allen christlichen Ländern bereits bestand. Ganz so schreibt Alexander III. 1172. Der Gesichtspunkt, unter dem er die Eroberung freudig gutheißt, ist, „daß der König jenes Volk zur Uebung des christlichen Glaubens durch seinen mächtigen Einfluß zurückbringe und es dabei erhalte". Als daher 1316 die irischen Fürsten dem Heiligen Stuhl ihre Klageschrift gegen den König von England einreichen, gehen sie, trotz herber Vorwürfe gegen Papst Hadrian, davon aus, daß die ausdrücklichen Bedingungen, unter denen Hadrian die Besitzergreifung Irlands einst gestattet habe, bis auf den Tag noch nicht erfüllt worden seien[1].

Auch diese durch solche Bedingungen eingeschränkte Erlaubniß stützt sich keineswegs bloß auf die ehrliche Ueberzeugung, die der Papst mit der ganzen damaligen Welt theilte, daß ihm vermöge der Constantinischen Schenkung ein besonderes Recht über die Inseln zustehe, sondern auch auf die allgemeinen Grundsätze des Naturrechts. „Ihre wilde Freiheit einer geordneten Herrschaft unterzuordnen", so schreibt von Moy[2] über die Unterwerfung wilder Völker, und dies kann auch hier Anwendung finden, „ist so wenig rechtswidrig, als es in der Sphäre des Privatrechtes unerlaubt ist, einen ganz oder theilweise unzurechnungsfähigen Menschen einer Curatel zu unterwerfen." Walter[3] aber meint, das Gewissen werde „aus dem Standpunkt des Christenthums und der Humanität die Unterwerfung solcher Völker, um sie durch milde Behandlung der Cultur zu gewinnen, nicht als rechtswidrig, vielmehr nach Umständen selbst als Pflicht erkennen".

---

[1] Rayn. ann. 1317, 43; Theiner, Vet. Mon. Hib. p. 201: „Quod cum fel. rec. Adrianus papa praedecessor noster sub certis modo et forma distinctis, apertius in apostolicis litteris inde factis, clar. mem. Henrico regi Angliae ... dominium Yberniae concessit, ipse Rex ac successores ipsius Reges Angliae usque ad haec tempora modum et formam hujusmodi non servantes quin imo eos transgredientes, indebite diris afflictionibus et gravaminibus inauditis ... ipsos ... oppresserunt."

[2] Philosophie des Rechts. II. § 67.

[3] Naturrecht und Politik. § 467.

Betrachtet man nun alles dieses: die Entsittlichung des Volkes und die schreiende Nothlage der Kirche in Irland, die Hoffnung, durch die englische Invasion dauernden Wandel zu schaffen, die Schwierigkeit, dem thatendurstigen jungen König die erbetene Erlaubniß abzuschlagen, und auf der andern Seite die vorsichtige und fürsorgende Art, in welcher die Erlaubniß ertheilt wurde, so kann man nicht umhin, gerade in dieser Bulle eines der würdigsten Päpste einen neuen Beweis der oft bewährten, wenn auch manchmal verkannten Erbweisheit Roms zu erblicken. Entsprach der Erfolg nicht der gehegten Hoffnung, brachten spätere Jahrhunderte bittere Enttäuschung, für niemand mehr als für den Statthalter Christi auf St. Peters Thron, so brachten sie ihm zugleich reiche Gelegenheit, die Liebe und Vatersorge, die auch diesen unglücklichen Schritt eingegeben hatte, klar und leuchtend durch die That zu beweisen. Nie ist machtvoller und kluger zugleich die Sache eines unterdrückten Volkes einem König gegenüber geführt worden, als in dem Schreiben Johanns XXII. an Eduard II. 1317, wo er fast prophetisch in die ferne Zukunft blickt [1]. Man durchblättere die Regesten der Päpste, eines Honorius III. oder Innocenz IV., ob es ihnen an Liebe und Sorge, an Gerechtigkeitssinn und Muth gefehlt hat für das treue irische Volk. Und so geht es weiter durch die Reihe der Päpste [2] bis zu dem Tag, da Paul V. seinen eigenen nächsten Anverwandten den großen nordischen Earls [3], den ruhmreichen Häuptern der beiden mächtigsten Clans von Irland, an die Thore Roms entgegenschickt, wohin sie als Flüchtlinge kommen, um in Frieden sterben zu können.

Hat die Vorsehung diesem Volk mit seinen großen Vorzügen und seinen großen Fehlern eine vielhundertjährige Leidensschule bestimmt, so geschah dies vielleicht, um das Volk zu retten und eine große Mission durch dasselbe zu erfüllen. Papst Hadrian IV. und die römische Kirche tragen nicht die Schuld daran. „Romana Ecclesia mater tua suos processus et actus in statera aequitatis appendit." [4]

---

[1] „Quia itaque, fili, tua non modicum interest, hujus novae mutationis pensare dispendium, quamplurimum expedit, ut haec non negligantur turbationis initia, ne illis periculose crescentibus sero medicinae remedia praeparentur . . ." Rayn. a. 1317, 43.

[2] Vgl. Theiner, Vet. Mon. Hibern. passim; Potthast, Reg. I, 6163. 7227 u. s. w.

[3] Hugh O'Donnell, Earl of Tyreconnell, und Hugh O'Neill, Earl of Tyrone; vgl. Meehan, Fate and Fortunes of the Earls of Tyrone and Tyreconnell, third edition.

[4] Worte Johanns XXII. an Eduard II.; vgl. Rayn. a. 1317, 42.

Otto Pfülf S. J.

Christiania, Norwegens Hauptstadt.

Das neue Christiania pflegt anspruchsvollen Touristen, die ja gewöhnlich von Stockholm oder Kopenhagen kommen, trotz seiner überherrlichen Lage nicht recht zu entsprechen. Da ist eben noch kein Tivoli, kein Thiergarten, keine so hochgradige Entfaltung von modernem Mode- und Genußleben, wie in den zwei anderen nordischen Königsstädten. Auch in Bauten, Einrichtungen, Kunstsammlungen, Denkmälern u. s. w. steht Christiania dermalen noch zurück, wenn auch das Bestreben, zu einer glänzenden Residenz und Großstadt emporzuwachsen, überall deutlich hervortritt.

Kopenhagen hatte (1887) 289 900 Einwohner, Stockholm (1887) 227 964, Christiania (Ende 1885) 128 302. Das macht allein schon einen Unterschied für alles Uebrige. Christiania ist aber auch nicht ständige Residenz, und selbst als Stadt hat sie sich erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert mehr zu entwickeln begonnen.

Im Jahre 1650 nahm sie kaum so viel Raum ein, als die Landzunge Hovedtangen, auf welcher Akershus steht und woran die Stadt sich unmittelbar anschloß. Nachdem Pest, Kriegsläufte und Brände sie abermals wiederholt verwüstet hatten, entwickelte sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts an eine etwas günstigere Zeit. Ein beträchtlicher Holzhandel hob den Wohlstand. Es bildete sich ein Patriciat von behäbigen Familien, bei denen sich auch wissenschaftliches und literarisches Streben geltend machte. Bernt Anker und John Collet waren die Hauptführer dieses aufgeklärteren, geselligen Lebens, Tullin ihr Dichter. Noch im Beginn des laufenden Jahrhunderts ging die Einwohnerzahl aber nicht über 10 000 hinaus. Die Zeit der napoleonischen Kriege stellte eine selbständige Existenz Norwegens und damit auch das Loos der Stadt von neuem in Frage. Mitten in diesen Kriegen wurde sie indes 1811 Universitätsstadt, und damit war der Bann gebrochen, der sie bis dahin in wissenschaftlicher Hinsicht völlig von Kopenhagen abhängig gemacht hatte. Ein neues Leben brach an. Die Wellenschläge der Revolutionsideen, die in Frankreich bereits ausgetobt hatten, machten sich jetzt erst kräftiger geltend und mischten sich mit den Gegenströmungen, die sowohl von dem napoleonischen Militärstaat, als der Reaction in England und den continentalen Ländern ausgingen.

Die seltsamsten und unerwartetsten Dinge geschehen nun. Derselbe schwedische Adel, der 1792 den geistreichsten und kunstliebendsten der schwedischen Könige, Gustav III., um Thron und Leben gebracht, jagt 1809 dessen Sohn Gustav IV. Adolf, den legitimen Erben des vielgefeierten Gustav Adolf, in die Verbannung. Norwegen, seit der Zeit der Glaubenstrennung nicht viel mehr als eine dänische Provinz oder Kolonie, ohne Reichstag, ohne selbständigen Clerus und Adel, ohne eigene Wissenschaft und Literatur, von dänischen Rittern, Beamten und Kaufleuten ausgebeutet, erinnert sich früherer, glorreicher Tage der Kraft und Freiheit. Die Sehnsucht nach politischer Selb-

ständigkeit erwacht. Es bildet sich (1810) eine „patriotische" Gesellschaft für Norwegens Wohl. Man möchte am liebsten ein eigenes Reich gründen; doch da das wenig Aussicht hat, faßt man eine Verbindung mit Schweden ins Auge, mit demselben Schweden, mit welchem Norwegen als dänisches Kronland seit mehreren Jahrhunderten fast in beständigem Kampf gelegen. Es war kaum eine größere Ortschaft im südlichen Norwegen, die nicht von den Schweden gebrandschatzt worden war.

Schweden, das Finland an das große Czarenreich verloren, läßt sich in einem Bündniß von diesem Norwegen versprechen (1812). Dänemark versucht umsonst die Gemüther der Norweger durch Stiftung einer Universität zu Christiania zu gewinnen oder von den Mächten die Garantie seines früheren Besitzstandes zu erlangen: im Kieler Frieden (14. Januar 1814) wird es gezwungen, Norwegen aufzugeben und die mehr als vierhundertjährige Union zu lösen. Der dänische Kronprinz Christian Frederik, Statthalter in Norwegen, versucht noch zu retten, was zu retten ist. Er ist beim Volke beliebt. Eine im Februar 1814 nach Eidsvold berufene Notabelnversammlung erhebt Einspruch gegen die Abtretung von Seite Dänemarks und erwählte den Prinzen zum vorläufigen Regenten. Am 10. April 1814 tritt in Eidsvold eine vom Volk gewählte Reichsversammlung in Thätigkeit, berath einen hauptsächlich von Christian Magnus Falsen und Lector Adler ausgearbeiteten Verfassungsentwurf, erhebt ihn nach einigen Abänderungen am 17. Mai zum Grundgesetz und wählt noch am selben Tag den volksthümlichen dänischen Prinzen zum König von Norwegen. Die Großmächte, die den Kieler Frieden garantirt hatten, dulden das jedoch nicht. Da der neue König Widerstand leistet, erklärt Schweden den Krieg. Noch einmal stehen die Brudervölker in Waffen gegen einander. Es kommt indes rasch zu einer Convention in Moß, am Eingang des Christiania-Fjords. Am 7. October versammelt sich ein außerordentliches Storthing zu Christiania, am 11. dankt Christian Frederik ab, nachdem er nicht ganz fünf Monate König von Norwegen gewesen, am 20. wird dann die Union mit Schweden beschlossen und am 4. November der Schwedenkönig Karl XIII. einstimmig zum König von Norwegen erwählt.

Karl XIII., der einstige Herzog von Södermanland, war aber alt und kinderlos. Die Schweden hatten ihm deshalb schon 1810 den napoleonischen Marschall Joh. Bapt. Julius Bernadotte zum Kronprinzen erwählt, der nicht nur als Feldherr an der Spitze der schwedischen Truppen stand, sondern auch thatsächlich schon die Zügel der Regierung führte. Er kam am 16. November 1814 nach Christiania, um das norwegische Grundgesetz zu beschwören, das mit Rücksicht auf die Union einige Abänderungen erhalten hatte.

So erlangte denn der Sohn eines Beamten aus Pau am Fuß der Pyrenäen, ein Marschall Napoleons I., den norwegischen Königsthron, den einst Harald Schönhaar über den Thingverbänden und kleinen Königthümern des alten Norwegen errichtet hatte, den der Name des hl. Olaf mit dem Glanze der Heiligkeit und des Martyriums umgab, den König Sverre in unfruchtbarem Kampf gegen die Kirche mehr erschüttert als gefestigt hatte, der dann für mehr als 400 Jahre an die Könige von Dänemark übergegangen war. Die

Krone des hl. Olaf vereinigte sich mit jener des hl. Erich, aber auf dem Haupte eines Mannes, der, wie sein Schwager und Gönner Napoleon, eigentlich ein Sohn der Revolution war und den Glauben jener heiligen Fürsten abschwören mußte, um den Thron Gustav Adolfs besteigen zu können. Norwegen, das seit der Zeit der Vikinger unzählige Male mit Schweden im Kampfe gelegen, ward nun mit ihm unter derselben Krone vereint: es sollte fürder als Brudervolk mit ihm Freud und Leid theilen, dieselben Freunde und Feinde haben. Es sollte aber nicht aufgehen in einem höhern gemeinsamen Reich, es sollte ein eigenes, von Schweden verschiedenes Land und Volk bilden, wie es schon Natur und Sprache, Geschichte und Geistesentwicklung im Laufe der Jahrhunderte geschieden. Das Grundgesetz von 1814, von den freigewählten Vertretern des Volkes entworfen, durchgearbeitet und beschlossen, dann von dem neuen Regenten beschworen, erinnerte an die Volksherrlichkeit der alten Thingverbände, von deren Macht und Einfluß sich die einstigen Könige Norwegens nie völlig freigemacht hatten. Der demokratische Grundzug des alten Norwegens war, unter der Einwirkung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der französischen Revolution, zu neuem, kräftigem Leben erwacht, und es bedurfte der ganzen Staatsklugheit des Königs Karl XIV. Johann, um all die Schwierigkeiten auszugleichen, welche aus der neuen Stellung von Volksthum und Königthum hervorgingen.

All das muß man ein wenig vor Augen haben, wenn man die Stadt Christiania begreifen will.

Da ragt noch die alte Veste Akershus am Eingang der Bucht Pipervik, ein weißer, einförmiger Bau, einst eine viel umstrittene Citadelle, jetzt Rüstkammer für die Waffen und Trophäen der alten Zeit, Aufbewahrungsstätte der königlichen Regalien, Garnisonskirche und Strafarbeitsanstalt für Männer. Ein großer Theil der alten Gebäude ist geschleift. Wälle und Vorwerke sind in anmuthige Spaziergänge verwandelt. Nach der Spitze der Landzunge Hovedtangen hin liegt das Arsenal mit einem kleinen Artilleriemuseum, westlich von der Festung zwei der öffentlichen Plätze der Stadt, der Bankplatz mit der Bank, der Münze und dem Theater, und der Graf Wedels-Platz mit der palastartigen (1839 errichteten) Freimaurerloge, worin die großen Festlokale der Stadt sich befinden.

An diesen südlichen Theil reiht sich nordwärts die von Christian IV. angelegte Altstadt, von rechtwinkligen Straßen durchschnitten und deshalb in lauter viereckige Häusergruppen getheilt, die noch Kvartaler genannt werden. Die Straßen, die sie von Ost nach West durchschneiden, sind die Radhusgade, die Toldbodgade, die Prindsengade und die Karl Johans-Gade. Letztere, von dem Hauptbahnhof im Westen bis zum königlichen Schloß laufend, ist die Hauptverkehrsader der Stadt, von welcher man sich leicht nach allen Seiten hin orientiren kann. Hart an ihr öffnet sich der große Markt mit der alten Hauptkirche, Vor Frelsers Kirke, 1699 vollendet, 1848 bis 1856 restaurirt, umgeben von dem Bazar und dessen Kaufläden; dann der Eidsvoldsplatz mit dem Storthinghaus und dem Ministerium des Innern, der Studenterlund mit der Universität und endlich der Schloßplatz mit dem königlichen Schloß.

Vom ältesten Christiania hat sich infolge der vielen Brände kaum das eine oder andere Haus erhalten. Eines derselben dient als Militärspital. Die meisten Häuser der alten Kvartaler waren bis in die letzte Zeit herab zweistöckig, die Straßen sahen deshalb behäbig spießbürgerlich aus. Doch hat die moderne Bauluft bereits die Gemüther ergriffen und eine Umgestaltung nach großstädtischen Ideen in Angriff genommen. Die massige, aber nicht sehr schöne Vor Frelsers Kirche entspricht noch dem alten Charakter. Ihr schönster Schmuck ist ein Altarblatt, „Christus auf Gethsemani", ein Werk des frommen und sinnigen Altmeisters Eduard von Steinle aus dem Jahre 1858. Mit ihm hat die katholische Kunst nach mehr als dreihundertjähriger Trennung ihren abermaligen Einzug in Norwegen gehalten.

Das Herz des neuen Christiania bildet der westliche Theil der Karl Johans-Gade, wo auf einer Länge von etwa einem Kilometer die bereits erwähnten Plätze und Gebäude sich vereinigen. Die Straße läuft erst eben, dann in sanfter Steigung zu dem königlichen Schloß empor, welches mit wirklich königlicher Würde das durchaus großstädtische Bild beherrscht.

Stil und Zeichnung des Schlosses lassen unschwer erkennen, daß hier der Gedanke waltete, dem Christiansborgslot in Kopenhagen und dem königlichen Schloß zu Stockholm etwas einigermaßen Entsprechendes gegenüberzustellen. Der neue Monarch sollte in Christiania den prächtigen Palast am Zusammenfluß des Mälarsees und der Salzsee nicht vermissen, der dänische Wanderer aber sich überzeugen, daß an dem Fuß der norwegischen Berge ein König ebensogut thronen kann, als der flachen Insel Amager gegenüber. Man wählte eine möglichst hohe Stelle aus, welche die Stadt mit ihren beiden Buchten, den Fjord mit seinen Inseln beherrscht, Aussicht nach allen Seiten öffnet und von überall gesehen werden kann. Das Terrain war ungünstig, ein holperiger Hügelrücken. Man mußte sprengen und abtragen, um eine entsprechende ebene Baufläche zu gewinnen. Doch der Zweck wurde völlig erreicht. Aus freundlichen grünen Parkanlagen emporragend, krönt der weiße Palastbau von überall her das Bild der weit in jeder Richtung sich hindehnenden Stadt. Geht man die Karl Johans-Gade hinauf, so wächst es mit jedem Schritte.

Ein Porticus mit sechs Jonischen Säulen und Fries schmückt den Mittelbau der Façade, deren drei Stockwerke rechts und links in jeder Reihe acht Fenster zählen. Beim Näherkommen verliert sich der stattliche Eindruck durch die fast vollständige Schmucklosigkeit. Die zwei Seitenflügel, die einen Hofraum einschließen, sind noch einfacher. Diese Anspruchslosigkeit hat indes etwas Charakteristisches.

Kein unumschränkter Herrscher hat sich hier, nach Lust und Liebe, nur von dem Rathe freiwaltender Künstler geleitet, seinen Palast gebaut, wie die Päpste den Vatican, die französischen Könige ihr Versailles, die dänischen Könige ihre Schlösser in und um Kopenhagen. Acht Jahre vergingen nach Gründung der neuen Union, bis das Storthing dem König zum Bau seines Schlosses 150 000 Speciesthaler (675 000 Mark) votirte. Davon wurden 48 000 Thaler zum Ankauf des Bauplatzes und der Parkgründe verbraucht.

Am 1. October 1825 wurde in Gegenwart des Königs der Grundstein gelegt, doch schon zwei Jahre später der Bau eingestellt, weil das Storthing den begonnenen Plan für zu großartig erklärte. Der Plan mußte also umgearbeitet und vereinfacht werden. Im Jahre 1836 kam der vereinfachte Bau dann unter Dach. Die innere Vollendung des Schlosses erlebte indes Karl Johann nicht mehr. Er starb 1844, 80 Jahre alt; in das Schloß zog erst sein Sohn und Nachfolger Oskar I. ein.

Von den Verfechtern des Legitimitätsprincips mit scheelen Augen angesehen, von den Demokraten Norwegens ebenso mißtrauisch betrachtet, Schweden wie Norwegen fremd, nicht mehr beweglich genug, die Sprachen seiner beiden Reiche flüssig reden zu lernen, in beiden Ländern von dem leidenschaftlichsten Parteihader umdrängt, hat Karl Johann, der einstige Marschall von Frankreich, die verwickeltste politische Aufgabe mit bewunderungswürdiger Einsicht, Klugheit und Festigkeit gelöst. Er hat beide Länder aus zerrütteten Finanzverhältnissen zu hohem Wohlstand und gutgeordneter Organisation emporgehoben und dabei persönliche Opfer nicht gescheut, wie er denn z. B. zu leichterer Tilgung der Staatsschuld zehn Jahre lang auf seine und des Kronprinzen Civilliste verzichtete. Verkehr, Handel, Gewerbe, Landwirthschaft, das ganze materielle Wohlsein beider Reiche lebte neu auf. Die Schwierigkeiten, die ihm das Storthing durch mannigfachen Widerstand, sogar wiederholte Anklagen seiner Staatsräthe bereitete, wußte er mit ebenso viel Weisheit zu besiegen, als die Unruhen, welche die Julirevolution und der Versuch einer Schilderhebung zu Gunsten des Prinzen Wasa hervorriefen. Er hat die Union aus dem Chaos herausgerissen und ihr nach allen Seiten den festen Boden gegeben, auf dem sie sich zu ihrer jetzigen Blüte entwickelte. Mit Freude und Dank darf darum der Norweger sein Standbild betrachten, das den Platz vor seinem Königsschlosse ziert und das, ihm mit freiwilligen Beiträgen aus dem ganzen Lande errichtet, ein wirkliches Denkmal seiner Popularität ist.

Auf hohem Steinsockel ragt die nach einem Modell von Brynjulf Bergslien meisterhaft gegossene Reiterstatue. „Folkets Kjaerlighed (Liebe) min Belönning" lautet die eine Inschrift, „Det norske Folk reiste (errichtete) dette Minde (Erinnerung)" die andere. Kraftvoll wie einst in die Zügel der Regierung greift der König mit der einen Hand in die Zügel des gewaltigen Pferdes, während die andere grüßend den Hut zieht. Der Blick des Monarchen ist auf die Stadt gerichtet und trifft zunächst den Storthingsbau, den Versammlungsplatz jener Volksvertretung, die ihn so oft bekämpft, deren Rechte er zwar zu ehren, deren Trotz er aber mit weiser Mäßigung zu bändigen wußte.

Das norwegische Storthing ist nicht, wie es von Anhängern des fürstlichen Absolutismus aufgefaßt werden mag, eine finstere Ausgeburt der französischen Revolution. Die ganze politische Entwicklung Norwegens ruhte vielmehr schon im Mittelalter auf einem mächtigen, mit großen Rechten und Freiheiten ausgestatteten Volksthum, das in den großen Thingverbänden seinen Ausdruck fand und mit dem die angesehensten und thatkräftigsten Herrscher rechnen mußten.

Der älteste dieser Thingverbände war das sogen. Frostathing, das die Landschaften südlich und nördlich um den weiten Fjord von Throndhjem umfaßte, nämlich die vier äußeren Thrönder Fylker (Stämme): die Strindafylke, Orkdölafylke, Gauldölafylke, Stjordölafylke, und die vier inneren Thröndr Fylker: die Skeynafylke, Verdölafylke, Eynafylke, Sparbyggjafylke, denen sich später noch die drei Fylker von Naumdal, Nordmöre und Romsdal anschlossen. Ihr Landsgemeindeplatz war die Landzunge Frosta bei Throndhjem.

Ein zweiter Thingverband, das sogen. Gulathing, vereinigte die Bewohner der südlichen Westküste: von Sunmaeri, Firðir, Sogn, Hördaland, Rogaland und Agðir. Sie hatten ihren Thingplatz auf der Landzunge Gula am Ausgang des großen Sognefjords.

Der dritte große Thingverband begriff in sich die Völkerschaften im Südosten um Viken, das heutige Christiania, nämlich die Hadafylke, Heinafylke und Raumfylke (oder die Landschaften Ringariki, Mjörs, Heiðmörk, Soleyjar, Raumariki), denen sich später Vestfold, Vingulmörk und Nanafylke gesellte.

Alle diese Thingverbände, organisch aus Familie und Gemeinde zum Staatswesen herausgewachsen, hatten ihren Antheil an Gesetzgebung und Gericht, ihre Rechtsame und Freiheiten. Die Könige mußten anfänglich beim Regierungsantritt ihre Anerkennung bei diesen Landsgemeinden nachsuchen; nur der Entscheid über Krieg und Frieden, die Vertretung des Reiches nach außen und die Verwaltung lag in der Hand des Königs. Nur langsam ging auch die legislative und die richterliche Gewalt an die Könige über. Bei der ungeheuren Ausdehnung und wilden Natur des Landes blieb indes auch dann der Selbstbestimmung und dem Einfluß der Bauern, der Gemeinden und Bezirke ein weiter Spielraum übrig. Erst im 14. Jahrhundert hatte das Königthum nahezu alle politische Macht in sich aufgesogen, ohne daß es von einem mächtigen Adel und einem kräftigen Bürgerstand in Schach gehalten worden wäre. Das rächte sich, als Norwegen zum Zankapfel fremder Fürsten wurde, das Scepter schließlich an die Könige von Dänemark überging und die von Kopenhagen aus aufgedrungene Religionsveränderung nicht bloß Besitz und Rechte der Kirche, sondern auch alle geistigen und religiösen Interessen in die Hand des Königs gab. Alle politische Bedeutung und Selbständigkeit ging nun verloren. Nur in der Kraft und dem Selbstgefühl der zähen, freiheitsliebenden Bauern, in den gewaltigen Bergthälern und dem unermeßlichen Gewirre der Fjorde lebte noch ein Rest des alten Norwegen fort und harrte der Zeit, wo es wieder auferstehen sollte.

Diese Zeit kam mit dem Jahre 1814. Während die europäische Diplomatie sich anschickte, den ungeheuren Raub zu bestätigen, der in allen Ländern an der Kirche verübt worden war, und über den Kopf der Völker hinweg aus den Trümmern der Revolution ein neues Europa herauszuarbeiten, erwachte in den Bauern von Norwegen die Erinnerung an die Tage der Vorzeit, wo ihre Väter sich selbst Gesetz sprechen ließen, selbst richteten, selbst den Königen Scepter und Heerbann übertrugen. Sie wollten sich nicht um dynastischer Interessen willen von Dänemark an Schweden, oder von Schweden an Däne-

mark zurück verschachern lassen. Sie wollten auch ein Wort mitreden, als ihre ganze politische Zukunft auf dem Spiele stand. Der Bauernstand, ein kräftiger, tüchtiger, besonnener Bauernstand war es, welcher der Versammlung von Eidsvold im Mai 1814 ihren Charakter gab. Es war kein nach Tyrannenblut dürstender Convent, sondern eine ehrliche, biedere Volksversammlung, welche bei der Umgestaltung des Landes eine Gewährleistung ihrer Rechte, ihrer Freiheiten, ihre wohlbegründen Volksinteressen verlangte. Aus diesem durchaus gesetzlichen und erhaltenden Streben ist das norwegische Grundgesetz von 1814 hervorgegangen.

Die erbliche Monarchie wird darin verfassungsmäßig beschränkt. Dem König tritt als Anwalt des Volkswillens und der Volksrechte das Storthing gegenüber, ein vom Volke freigewähltes Parlament in der ein für allemal festgesetzten Zahl von 114 Mitgliedern, 38 aus den Städten, 76 aus den Landkreisen. Wählbar ist jeder 30jährige Mann, der 10 Jahre ununterbrochen im Lande gewohnt, stimmberechtigt jeder Bürger vom 25. Jahre an, nach 5jährigem Aufenthalt im Lande. Nicht wählbar sind alle Angestellten und Pensionäre des königlichen Hofstaats, für dessen Wahl dafür dem König volle Freiheit eingeräumt ist. Die Wahlen sind indirect. Die größeren Städte bilden dabei jede für sich einen Wahlbezirk, von den kleineren treten je mehrere zu einem solchen zusammen. Auf dem Lande werden in jeder Pfarrgemeinde (Praestegjeld) eine entsprechende Anzahl Wahlmänner gekoren, die für jedes Amt (es sind deren 20) eine festgesetzte Anzahl Repräsentanten wählen. Die Wahlen finden alle drei Jahre statt; das Storthing versammelt sich jährlich am ersten Werktag des Februar zu ordentlicher Sitzung, die ohne specielle Bewilligung des Königs nicht über zwei Monate dauern darf. Beim Zusammentritt theilt sich das Storthing selbst in zwei Kammern, von denen die eine, das Lagthing, $^1/_4$ der sämmtlichen Mitglieder, die andere, das Odelsthing, die übrigen $^3/_4$ umfaßt.

Das versammelte Storthing hat das Recht, sich selbst verfassungsgemäß zu constituiren, die Wahlprüfungen zu erledigen und Wahlstreitigkeiten auszugleichen, das Budget (immer auf ein Jahr) festzusetzen, Steuern, Abgaben Zölle und andere öffentliche Lasten zu bestimmen, Reichsanleihen aufzunehmen, die Finanzverwaltung zu controliren, Fremde zu naturalisiren. An das Gesammt-Storthing gehen alle Vorschläge, welche eine Veränderung oder Zusätze zum Grundgesetz betreffen. Dieselben müssen wenigstens drei Jahre auf der Tagesordnung bleiben und können erst von dem nächsten neugewählten Storthing votirt werden und zwar bloß mit $^2/_3$ Majorität.

Für die übrige gesetzgebende Thätigkeit trennen sich die Kammern. Alle Gesetzesvorschläge, gehen sie von einem Mitgliede des Thing oder vom König aus, gelangen zuerst an das Odelsthing. Werden sie von diesem verworfen, so ist keine weitere Behandlung zulässig. Werden sie verändert oder unverändert angenommen, so gehen sie an das Lagthing. Erfolgt hier nur theilweise Annahme, so geht der Vorschlag zu abermaliger Debatte an das Odelsthing zurück und wird von diesem ein zweites Mal dem Lagthing unterbreitet. Läßt sich durch diese zweifache Lesung und Debatte in beiden Häusern keine Ueber-

einkunft erzielen, so tritt das ganze Storthing zu gemeinsamer Berathung zusammen. In diesem Fall werden aber zum Entscheid zwei Drittel sämmtlicher Stimmen erfordert.

Alle von der Legislative angenommenen Gesetze werden an den König gesandt, der ihnen die Bestätigung geben oder versagen kann. Versagt er sie, so darf dasselbe Storthing die Verhandlung darüber nicht wieder eröffnen, sondern erst das folgende. Das Veto des Königs galt aber früher als ein lediglich suspensives. Man betrachtete es als selbstverständlich, daß ein Vorschlag, von drei aufeinander folgenden Storthingen angenommen, auch ohne Sanction des Königs Gesetzeskraft erlange. Nur zweimal (1821 und 1842) hat indes das Storthing von diesem Recht Gebrauch gemacht, und beide Male hat die Regierung es nicht darauf ankommen lassen, ein absolutes Veto zu beanspruchen, sondern dem dreimal erneuten Beschluß des Storthings schließlich ihre Sanction ertheilt. Im März 1880 kam es zum erstenmal vor, daß der König einem solchen dreimal erneuerten Beschluß des Storthing die Zustimmung verweigerte, und daß sich nun ein lebhafter Kampf über die Natur des königlichen Vetos entspann. Während die Regierung und die „Höire" (Rechte) behaupteten, daß das absolute Veto des Königs in Bezug auf Veränderungen des Grundgesetzes über jeden Zweifel erhaben sei, war die „Venstre" (Linke) der Ansicht, daß der König verfassungsmäßig entweder kein solches Veto besitze oder höchstens ein suspensives.

Hierdurch ist das Storthingsgebäude zu Christiania in den letzten Jahren der Schauplatz der lebhaftesten parlamentarischen Kämpfe geworden, die noch heute nicht zum vollständigen Austrag gekommen sind. Die juristische Facultät in Christiania trat in der Veto-Frage für die Ansicht der Regierung ein. Nachdem die letztere im Laufe des Jahres 1882 wieder mehreren wichtigen Beschlüssen des Storthing die Zustimmung versagt hatte, steigerte sich die Erregung im ganzen Lande. Die Wahlen brachten der Linken bedeutenden Zuwachs, sie zählte nunmehr im Storthing 82 Stimmen gegen 32 der Rechten, konnte das Lagthing ganz mit ihren Anhängern besetzen und dabei noch im Odelsthing eine genügende Mehrheit behaupten. Jetzt wurde beschlossen, daß die Regierung sich vor dem Reichsgericht wegen gesetzeswidrigen Verfahrens zu verantworten habe.

Diese höchste Gerichtsbehörde besteht aus den vereinten Mitgliedern des Lagthing und des obersten Gerichtshofs (Højesteret) unter dem Vorsitz des Präsidenten des Lagthing. Am 18. Mai 1883 trat diese Behörde zusammen und lud die Minister und Staatsräthe des Königs vor ihre Schranken. Die Verhandlungen dauerten bis in das nächste Frühjahr hinein. Der Spruch über den Staatsminister Chr. A. Selmer erfolgte am 27. Februar 1884, über die anderen Minister im Laufe des März. Drei der Minister kamen mit bloßen Geldbußen weg, weil sie nicht an allen Beschlüssen des Ministeriums theilgenommen; alle übrigen wurden abgesetzt. Indem der König (11. März) für seine Auffassung der Veto-Frage Verwahrung einlegte, gab er doch in so weit nach, daß er den Staatsminister seines Amtes enthob. Nachdem ein Uebergangsministerium (Schweigaard-Løvenskjöld) umsonst versucht hatte, den

Zwist auszugleichen, und die Bildung eines Compromißministeriums gescheitert war, beauftragte der König endlich am 23. Juni Johann Sverdrup, den talentvollen Führer der Linken, ein neues Ministerium zu bilden, das dann auch in den folgenden Tagen zu Stande kam. Die Regierung ließ sich nun zu weiteren Zugeständnissen herbei. Die früher verworfenen Storthingsbeschlüsse über die Theilnahme der Staatsräthe an den Storthingssitzungen, über die Centralverwaltung der Eisenbahnen, die Lensmänner, die Erweiterung des Stimmrechtes u. s. w. erhielten die Sanction, und der Kampf der Parteien trat wieder in ein friedlicheres Geleise. Sverdrup selbst mäßigte seine demokratischen Gelüste, sobald er die Zügel des Regiments in seinen Händen hatte, und gelangte nach und nach in solchen Gegensatz zu den schrofferen Mitgliedern seiner frühern Partei, daß diese sich spaltete und Sverdrup gezwungen wurde, zu Gunsten eines vorläufig conservativen Ministeriums abzudanken.

Die norwegische Verfassung hat bei diesen Kämpfen eine schwere Probe glücklich überstanden. Bei Beurtheilung derselben darf man nicht außer Acht lassen, daß die Linke im Storthing sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzt. Es sitzen in ihrem Schoß radikale Schreier, die bei jeder Gelegenheit gegen das Königthum und dessen Rechte zu Felde ziehen, die Union mit Schweden untergraben, alle revolutionären Chimären anderer Länder in ihre Heimat übertragen und unter Hervorkehrung eines übertriebenen Nationalcultus beständig die wahren Interessen des norwegischen Volkes bedrohen. Auch der solide und tüchtige Kern des Volkes hat indessen unter den Männern der Linken seine Vertretung, und verficht nicht selten Forderungen, die das wahre Volksinteresse zum Ausdruck bringen. Man wird nicht leicht ein Volk finden, das so zähe an dem hergebrachten Gesetze hängt, so ernst und rechtlich denkt, wie diese strammen norwegischen Bauern, die von dem modernen Culturschwindel noch wenig oder nicht berührt sind.

Den schönsten Palast hat diesem Volke und seiner Freiheit der liebe Gott selbst gebaut in den schneebedeckten Zinnen seiner majestätischen Berge, in den tausend Felsengängen seiner Fjorde, in seinen Alpen, Wäldern und grasreichen Thälern. Das Land hat etwas Verwandtes mit der Schweiz und mit Tirol; auch im Volk und Volksleben finden sich ähnliche Züge. Einen recht ansehnlichen Palast hat dieses Volk aber auch seinen parlamentarischen Vertretern errichtet — das ist das Storthingsgebäude, dem königlichen Schlosse gegenüber. Beide verbindet die Karl Johans-Gade, die hier südwärts offen ist. Denn an den Schloßpark stoßen unmittelbar die Anlagen des sogen. Studenterlund und dann der ebenfalls mit Anlagen gezierte Eidsvolds-Platz. Am östlichen Ende dieses Platzes erhebt sich eine Balustrade aus dunklem Granit, dahinter der 1866 von dem schwedischen Architekten Langlet vollendete Storthingsbau aus gelblichem Sandstein mit Unterbau und Profilirungen aus rothem Granit. Von der tieferliegenden Hauptfront treten zwei Seitenflügel hervor, in der Mitte aber ein höheres, halbkreisförmiges Mittelgebäude, in dessen Hauptstockwerk der Storthingssaal sich befindet. Das Ganze, in romanischem Stile ausgeführt, macht einen mehr sonderbaren, fremdartigen, als großartigen Eindruck. Dafür ist die innere Einrichtung praktisch und ge-

schmackvoll. Der Storthingssaal ist hell und geräumig. Um die im Halbkreis geordneten Sitze der Abgeordneten zieht sich eine Gallerie, die 300 Zuhörer faßt. An der Wand hinter dem Präsidentenstuhl vergegenwärtigt ein großes Gemälde die Reichsversammlung zu Eidsvold im Jahre 1814, mit ziemlich getroffenen Porträts der sämmtlichen Mitglieder. Voran stehen Falsen und Christie.

Zwischen den Bäumen auf dem Eidsvoldsplatz hat der Dichter Henrik Wergeland sein Denkmal erhalten. Weshalb gerade er, ist schwer zu sagen. Einer der Väter der norwegischen Verfassung oder ein späterer norwegischer Staatsmann oder König Oskar I. hätte hier entschieden besser hingepaßt. Wergeland ist auch nicht, wie schon deutsche Reisende behauptet haben, der erste norwegische Dichter, sondern nur einer der wunderlichsten Käuze der norwegischen Literatur. Als Sohn eines Mannes, der sich vom Viehhirten zum Pfarrer in Eidsvold und zu einem Mitglied der berühmten Reichsversammlung emporarbeitete, wurde er am 17. Juni 1808 geboren, kam 1825 als Student an die Universität und machte 1829 sein Theologieexamen. Um dieselbe Zeit verfaßte er sein poetisches Hauptwerk „Die Schöpfung, der Mensch und der Messias", oder wie er es selbst nannte, „Der Menschheit Epos und des Republikaners Bibel", ein unausgegohrenes und völlig ungenießbares Ragout von Rousseau, Klopstock, Bibel, Theologie, Aufklärung und Unsinn, nicht ohne Anflüge von wahrer Begeisterung, aber von hohlem Pathos, formlosem Bombast, schreiender Geschmacklosigkeit überflutet. Wie betrunken von einem verspäteten Freiheitsdusel und der Weltbürger-Schwärmerei des 18. Jahrhunderts, begrüßte er die Julirevolution als den Morgen der allgemeinen Freiheit, die er in seinem poetischen Ungeheuer verkündet zu haben meinte. Die Revolutionäre aller Länder drückte er an sein Bruderherz, schwärmte dabei für die einzig echte norwegische Gesinnung und schlug einen so thörichten Spektakel an, daß selbst in den Reihen der Studenten sich Widerspruch gegen ihn erhob. Die talentvollsten unter ihnen, so die späteren berühmten Dichter Welhaven und P. A. Munch, die späteren Staatsmänner Schweigaard und Stang griffen ihn öffentlich an. Der erstere unterwarf Wergelands vermeintliches Weltgedicht einer gründlichen und ebendeshalb vernichtenden Kritik. Dann setzte er ihm in seinem meisterhaften Sonettenkranz „Norwegens Dämmerung" ein Muster seiner Form und zugleich die schönsten Ideen eines Dichters über norwegische Bildung und norwegische Vaterlandsliebe entgegen. Darüber entspann sich ein Federkampf, bei welchem das ganze Publicum Partei ergriff. Die feiner Gebildeten stellten sich fast ausnahmslos auf Welhavens Seite, die große Menge war aber nicht im Stande, dessen Verdienst und Werth zu würdigen, und jauchzte deshalb dem freiheitstrunkenen Wergeland zu. Mit Recht konnte ihm Welhaven in einem seiner Sonette zurufen:

„Ein Hurrahruf, ein Schnaps, — mehr braucht es nicht —
Und gleich im Nu die Pulse rascher schlagen,
Um in das Märchenreich den Geist zu tragen,
Wo adlergleich dein Blick durchdringt das Licht.

Doch Wolken nahen, dunkelgrau und dicht,
Bald steckt der Kleine in dem feuchten Kragen,
Und keine Himmelsburgen ihn umragen,
Im nassen Sand verrinnt sein Traumgesicht.

So wenig frommen Trunkenheitsekstasen,
Unfähig, zu vertheid'gen ihren Platz,
Noch jemals zu versteh'n das eig'ne Streben.

Doch gibt das Wort, die Feder ihnen Leben,
Der Pöbel jauchzt zu jedem tollen Satz,
Denn er hat selbst Talent und Lust zu rasen."

Im Laufe weniger Jahre hatte Wergeland seinen Revolutionsrausch ausgetobt, nahm (um 1838) vom König eine Jahrespension von 200 Speciesthaler an, und der Verfasser der „Republikaners Bibel" dichtete jetzt auf Seine Majestät, worüber sich seine früheren Gegner mit allem Recht lustig machten. Er kämpfte dann noch für die Judenemancipation, die wirklich durchgeführt wurde, während ein lächerlicher Mönch- und Jesuiten-Artikel noch heute die freiheitliche Staatsverfassung entstellt und theilweise Lügen straft. Als Dramatiker und Historiker hat Wergeland nichts von Bedeutung geleistet, dagegen blieb er durch warmempfundene lyrische Gedichte in der Gunst des Volkes, und als ihn im Jahre 1845 die Schwindsucht vorzeitig im Alter von kaum 37 Jahren hinwegraffte, bevor er eigentlich ein wahrhaft großes Kunstwerk vollendet hatte, folgte ihm ein unverdient hoher Ruhm mit ins Grab. Dankbare Juden setzten ihm einen Grabstein, und am 17. Mai 1881, dem Jahrestag seiner einstigen kindisch-revolutionären Demonstration von 1830, wurde seine Statue auf dem Eidsvoldsplatz entschleiert. Es war die Zeit, wo die radikale Agitation gegen das Königthum die höchsten Wellen schlug, und so ist das Denkmal mehr als ein politisches Parteimanifest, denn als ein Monument der Dichtkunst zu betrachten. Welhaven, der, ein Jahr älter, noch bis 1867 Aesthetik und Literaturgeschichte an der Universität lehrte, und erst 1873 starb, hätte diesen Ehrenplatz vor dem Storthingshause wenigstens ebenso gut, wenn nicht mehr verdient.

Zwischen dem Königsschloß und dem Storthingsgebäude liegen an der nördlichen Seite der Karl Johans-Gade die Bauten der Universität. Sie ist die jüngste der vier nordischen Universitäten.

Upsala, von dem Reichsverweser Sten Sture 1477 gegründet, und Kopenhagen, 1479 von Christian I. nach einer italienischen Reise gestiftet, gehören dem Mittelalter an und verbinden die nordische Wissenschaft noch einigermaßen mit den Ueberlieferungen der katholischen Vorzeit; Lund trat 1668 ins Leben, in der Vollblüte des orthodoxen Lutherthums; Christiania, 1810 eröffnet, ist eine Schöpfung der neuern Zeit. Sie sollte eigentlich das Band zwischen Dänemark und Norwegen wieder enger knüpfen, betrat aber gerade die entgegengesetzte Bahn: sie wurde der Ausgangspunkt eines wissenschaftlichen und politischen Lebens, das sich in mehr oder weniger nationaler Selbständigkeit von Dänemark wie Norwegen absonderte.

Was die Zahl der Studenten betrifft, so stand noch im Jahre 1880 ebenfalls Upsala (mit 1300—1500) voran, dann kommt Kopenhagen (über 1000), Christiania (etwa 700), Lund (etwa 500). Im Jahre 1886 erreichte die Frederiks-Universität zu Christiania nahezu die Zahl von 1500 Studenten. Der Lehrkörper zählte 1886

in Upsala	34	Professoren,	18	außerord. Prof.,	63	Docenten u. Assistenten,		
„ Lund	29	„	13	„ „	43	„ „ „		
„ Christiania	43	„	10	„ „				

Trotz der kurzen Zeit ihres Bestandes zählt die norwegische Universität schon heute viele in der Wissenschaft berühmte Namen, wie die Juristen Schweigaard, Aschehoug und Brandt, die um nordische Sprachforschung hochverdienten Philologen Sophus Bugge, Richard Unger, Joh. Storm, die Geschichtsforscher Rudolf Keyser, Peter Andreas Munch, Andreas Lange, O. Rygh, Ernst Sars, Ludwig Daae, die Zoologen Michael Sars und Ossian Sars, den Mathematiker Abel und den Astronomen Hansteen. Auch Norwegens hervorragendste Dichter, Welhaven, Wergeland, Andreas Munch, Björnsterne Björnson und Henrik Ibsen, haben hier studirt. Trotz der großen Macht, welche das Lutherthum noch in Norwegen ausübt, hat sich die Geschichtschreibung in hohem Maße der Vorurtheile entledigt, die bis in dieses Jahrhundert hinein auf dem angeblich dunklen Mittelalter lasteten. Peter Andreas Munch hat demselben in seiner achtbändigen Geschichte des norwegischen Volkes ein glänzendes Denkmal gesetzt. R. Keyser hat von der mittelalterlichen Kirchengeschichte Norwegens ein Bild entworfen, das in seiner Totalität die Glaubenstrennung als einen sehr fraglichen und bedenklichen Fortschritt erscheinen läßt, während Rich. Unger durch Herausgabe der schönsten Werke altnordischer und speciell christlicher Literatur das Geistesleben des Mittelalters zu neuem Ansehen brachte. Andreas Lange hat mit immensem Fleiße in den Trümmern der norwegischen Klöster herumgegraben, sie gegen viele Lügenberichte in Schutz genommen und ihre Verdienste um Christenthum und Civilisation in ein sehr freundliches Licht gestellt. Nicht ohne mannigfache Schiefheiten, aber doch mit einem gewissen Zuge von historischer Pietät hat Ludwig Daae der Geschichte und Legende der nordischen Heiligen nachgeforscht und ihr Andenken neu aufgefrischt. Die Umschau des neuesten Kirchenhistorikers A. Chr. Bang aber gipfelt in dem Satze: „Die Arbeit der gefallenen Kirche ging doch nicht verloren. Wie das Volk bei seinem Uebergang zur Reformation die Roheit und Zuchtlosigkeit mit sich nahm, welche die Kirche nicht zu überwinden vermocht hatte, so nahm es gleichzeitig auch jenen Schatz von Gottesfurcht mit sich hinüber, der die Frucht der jahrhundertlangen Wirksamkeit der Kirche war."

Die drei Hauptgebäude der Universität sind in griechischem Stil erbaut, nach einem Plan von Grosch, den Schinkel verbesserte. Der Bau wurde 1841 begonnen, 1853 vollendet. Die drei Flügel stehen frei und umschließen einen Platz, der nach der Karl Johans-Gade offensteht. Sie umfassen außer den Hörsälen und der Universitätsbibliothek (230 000 Bände) sehr reiche und bemerkenswerthe naturwissenschaftliche, ethnographische, historisch-archäologische Sammlungen.

Die „Samling af nordiske Oldsager" (Antiquitäten) zählt gegen 12000 Nummern. Das Merkwürdigste ist ein altes Vikingerschiff, das hinter dem Bibliothekgebäude in einem eigenen kleinen Gebäude aufbewahrt wird. Es wurde 1880 zu Gökstad (einst Gaukstaðir, d. i. Kuckuckshof) am Sandefjord (zwischen Tönsberg und Laurvik gelegen) aus einem Hügel ausgegraben, der im Volksmunde der Königshügel hieß. Die Sage ging, es ruhe da ein König mit all seinen Schätzen. Niemand dachte indes daran, diese Schätze ans Tageslicht zu bringen, bis die Antiquarische Gesellschaft im Frühling des genannten Jahres dies unternahm. Die Gesammtkosten kamen auf 8700 Kronen. Dafür erlangte man aber einen der merkwürdigsten archäologischen Funde der Neuzeit, ein wohlerhaltenes Schiff jener Zeit, in welcher die normännischen Vikinger alle Küsten Europa's unsicher machten.

Das Schiff ist im Kiel 20,1 m, oben aber vom Spriet zum Bug 23,8 m lang, in der Mitte 5,1 m breit und 1,2 m tief, ungemein schlank, leicht und doch fest gebaut, gleich einem Vogel nach der Spitze hin ausgeschweift, ganz der Vorstellung entsprechend, den der Teppich von Bayeux von einem solchen Vikingerschiff gibt. Der Mast ist gekappt und seine Höhe deshalb nicht mehr zu bemessen. Dagegen ist das Steuerruder wohlerhalten und wurde genau an seinem Platze aufgefunden. Es ist über 3 m lang, 0,5 m breit; die zierlich geschnitzte Steuerstange hat 1 m Länge. Der ganze Schiffsrand war oben mit kreisrunden Schilden besetzt, aus Holz mit Eisen beschlagen, von abwechselnd schwarzer und gelber Farbe. Einige derselben hat man erneuert und wieder an ihrer Stelle angebracht. Erhalten sind ferner der Pflock, an dem der Anker befestigt war, eine Landungsbrücke, zahlreiche Dielen, die ein loses Verdeck bildeten, Trümmer von drei Booten, die das Schiff mit sich führte und die, wenn man sie auch nicht wiederherstellen konnte, doch die Construction noch einigermaßen erkennen lassen, zwei einfache Bettstellen und endlich eine Todtenkammer, in welcher die Leiche des mit seinem Schiffe begrabenen Königs ruhte, ehe sie von Räubern ausgegraben und geplündert wurde. Daß ein solcher Raub stattgefunden haben mußte, zeigte der Zustand, in dem man das Schiff fand, ganz deutlich.

Wer der hier begrabene Häuptling war, darüber schwanken die sehr unbestimmten Vermuthungen. Dagegen wird die Bemannung des Schiffes nach den vorgefundenen Rudern, Ruderluken und Schilden mit ziemlicher Sicherheit auf 64—70 angesetzt. Der gewaltige Kielbalken krümmt sich nach hinten wie ein Fischschwanz. In ihm vereinigen sich die sorgfältig behauenen, kräftigen und gutgefestigten Rippen. Die Planken, welche die Schiffswände bilden, sind von innen mit Nägeln, von außen mit Eisenbändern aneinander und an die Rippen festgemacht. Alles ist tüchtige, solide Arbeit, die dem wildesten Sturme Trotz bieten konnte.

Es ist ein eigenartiger Eindruck, wenn man sich aus den Hörsälen moderner Wissenschaft unmittelbar an diese Trümmer der Vikingerzeit versetzt sieht.

Doch wir dürfen hier nicht verweilen. Es ist in Christiania noch gar vieles zu sehen! Die Universitätsgade führt uns an einen schmucken Renaissance-

palast — das Kunstmuseum, das in seinem untern Geschosse einige prächtige Leistungen norwegischer Bildhauer, in seinen oberen Räumen eine feine Auswahl norwegischer Malerei enthält. Da sind herrliche Landschaftsbilder von Dahl, Baade, Eckersberg, Gude, Cappelen, Morten Müller, Bodom, Munthe — ein fesselnder Reflex des Schönsten, was wir noch eben auf unseren Wanderungen geschaut. Da führt uns Tidemand, der tieffühlende Volksmaler seines Heimatlandes, die zwei „einsamen Alten" und die „Abendversammlung der schwärmerischen Haugianer" vor. Da holt uns Arbo die „Walküren" aus dem Traumreich der Edda hervor und läßt den „Asgaardsreien", die wilde Jagd der nordischen Sage, leibhaftig, in tollem Wirrsal an unseren Augen vorüberziehen. Man staunt über die Fülle von Schönheit, Lebenskraft und Poesie, die in diesen Bergen weilt. Was soll's erst werden, wenn die norwegischen Maler einmal in all die übrigen Schätze ihrer Sage, Geschichte und Poesie hineingreifen, wenn Harald Schönhaar und König Sverre, die Erzbischöfe von Throndhjem und die isländischen Skalden in Farben lebendig werden, die Legende des hl. Olaf neue Dome schmückt und erhabene Küstenlandschaften sich mit dem Bilde der hl. Sunniva beleben!

Etwas weiter die Straße hinauf, an der Ecke der Pilestraede, begegnet uns im Kunstindustrie-Museum eine reiche Sammlung, die uns die häusliche und gewerbliche Kunst Norwegens vor Augen führt, phantasiereiche Holzschnitzereien, prächtige, bunte Gewebemuster, Trachten der verschiedenen Landschaften, Gegenstände der Kleinkunst von mannigfaltigster Art. Das Einzige, was wir zu bedauern haben, ist, daß sich zu viel Fremdes in die Sammlung eingeschlichen, daß sie sich nicht ausschließlich national gehalten hat. Für den, der nur Norwegen kennen lernen will, ist das hinderlich; für die praktischen Ziele der Sammlung dagegen ist das allerdings kaum zu vermeiden.

Die nächste Straße, an die wir gelangen — ist das nicht schön? — heißt Sanct Olafs-Gade. Der heilige König ist also nicht aus der Erinnerung des Volkes geschwunden. Oben an ihrem Ende steht auch eine Sanct Olafs-Kirche, und zwar eine katholische, gotisch, recht schön und würdig, wenn auch nicht sehr groß, bereits 1853 errichtet, seither wiederholt verschönert und noch neuerlich mit prächtigen Glasgemälden ausgeschmückt. Dahinter steht das katholische Missionshaus, die Wohnung des apostolischen Präfecten, die katholische Schule, und an der andern Seite der Akerhusstraße, die hier mit der Sanct Olafs-Gade zusammentrifft, eine katholische Mädchenschule, die von ausländischen, meist französischen Schwestern geleitet wird. Die Pförtnerin, welche mir hier des Morgens die Thüre öffnete, als ich die Messe lesen sollte, war aus Rom gebürtig, andere Schwestern waren aus Deutschland. In der Nähe leiten die Schwestern noch ein kleines Spital. Wie anderswo, findet das charitative Wirken auch hier ein freundliches und meist dankbares Entgegenkommen.

Weiter unten an der Akersgade ragt eine neue protestantische Kirche hervor, die Dreifaltigkeitskirche, ein prächtiges Octogon in gotischem Stile. Verfolgt man aber die Fortsetzung der Akersgade, den Akersvei weiter den

Hügel hinauf, so kommt man zu dem ehrwürdigsten Gotteshause der Stadt, der alten romanischen Akerskirche, der einzigen, die noch aus katholischer Zeit stammt. Wir kommen an dem Hauptkirchhof vorbei — Vor Frelsers Gravlund. Es ist wirklich ein Grabeshain, ein schöner Garten, die Gräber und Grabsteine mit dem lieblichsten Blumenschmucke überschüttet, sorgfältig gepflegt und fleißig besucht, ein Zeugniß edler und treuer Familienliebe. Von der alten Akerskirche führt uns ein Seitenweg noch weiter den Hügel hinauf zu dem sogen. Sanct Hans Haugen, d. i. zur St.-Johannishöhe. Da steht das große Reservoir, das die Stadt mit Wasser versieht.

Hier genießt man eine der schönsten Aussichten auf die Stadt. Zu unseren Füßen liegen die Quartiere, die wir soeben durchwandert: die Sanct Olafs-Kirche und die Dreifaltigkeitskirche und das große neue Reichshospital. Herrlich tritt auf seinem Hügel das Königsschloß hervor, von dem man die Richtung der Hauptstraße stellenweise bis zur alten Hauptkirche der Stadt verfolgen kann. Dahinter breitet sich die Altstadt aus, an deren Ende die Festung Akershus hervorglänzt.

Ostwärts dehnen sich die neueren Stadttheile Grünerlökken, Grönland, Gruelokken, Enerhaugen aus, an die sich dann Oslo anschließt, in weiterm Kreis der Kirchhof Sophienberg und der ausgedehnte botanische Garten.

Westwärts schließt sich an die Altstadt der Stadttheil Piperviken, an die Gärten des Königsschlosses die Vorstadt Homansby. Weiter westlich aber geht die Stadt in einen weiten Kranz der schönsten Villen und Gärten über, die kein Ende nehmen wollen bis zu der Halbinsel Ladegardsö, aus deren Waldpartien das Schloß Oskarshall hell herüberschimmert.

Statt seiner 120 000 Einwohner könnte der Raum, auf welchem Christiania steht, ihrer wohl eine Million beherbergen, wenn der Platz mehr gespart, die Häuser höher und gedrängter zusammenständen. Aber allüberall drängen sich noch freie grüne Plätze und Gärten zwischen die Häusercomplexe, und die Fabrikquartiere mit ihren Werkstätten und Schlöten vermögen das freundliche Bild nicht zu stören. An allen Punkten der Stadt tauchen Kirchen und Kirchthürme auf, und da die Mehrzahl der Gebäude nicht hoch ist, so kommen die stattlichen Bauten um so mehr zur Geltung. Umschlungen von den belebten, malerischen Geländen seiner Bucht, breitet sich weit und wonnig der blaue Fjord aus mit seinen Schiffen und Barken, seinen Inseln und Landzungen, seinem phantastischen Gewirre von Meer und Land, das erst am Horizont in bläulichen Duft zusammenfließt. Und wenn nun die Sonne zwischen gewaltigen Wolkenbergen durchblitzt und Ufer und Meer glitzern und jauchzen in ihrem Glanze, da wird man wohl gern auch Christiania einen Platz zuerkennen unter den schönsten Hauptstädten Europa's. In der Verschiedenheit der Scenerie aber wird man an das Doppelbild erinnert, das Welhaven von Norwegen entworfen hat:

„Das bloße Haupt von arkt'scher Nacht umfangen,
Die Brust bewegt von mächt'gem Wellenschlag,
Mit langem Dämmerlicht und kurzem Tag,
Norwegens Fels ragt ohne Furcht und Bangen.

Wohin auch nur des Wand'rers Schritte drangen,
Er Kämpfe hören, Kraft er schauen mag,
Lawinen stürzen dort durch Fels und Hag,
Waldbäche jäh die Mühle hier verschlangen.

Und kömmst vom Meer zur Küste du gezogen,
Wo hoch am Fels die Stürme nimmer rasten,
Kömmt nicht als Riesenwrack das Land dir vor?

Schwarz steigt der Rumpf vom dunkeln Grab der Wogen,
Die Felsen starren gleich gebroch'nen Masten,
Und Wolken hängen dran als Trauerflor.

Doch wend dein Auge zu den Freudenfunken,
Die immerdar entglüh'n des Landes Schacht,
Zum Jubel, der versüßt die Winternacht,
Zur Schönheitsrose licht- und wonnetrunken.

Hier stehst im Waldesduft du froh versunken,
Dort bebt der Felsen von des Gießbachs Macht,
Hier schwillt die Frucht in voller Farbenpracht,
Dort hell des Gletschers Eiskrystalle prunken.

Und diese Lebensglut und milde Kraft,
Verknüpfend Südens Lenz und Winterzone,
Das ist Norwegens Adelsrecht und Glanz.

Die Heldenstärke kämpft um einen Kranz,
Es schmückt der Sieg sie mit der Schönheit Krone,
Und Blütenzier umschlingt den Lanzenschaft."

A. Baumgartner S. J.

Die Fahne des gebildeten Oesterreicherthums?

Die Völker haben schließlich nicht bloß die Regierungen, die sie verdienen, sondern auch — die Zeitungen. Exempel: Deutschland mit seiner „Kölnischen Zeitung", Oesterreich mit seiner „Neuen Freien Presse". Zur Naturgeschichte des Rheinischen Blattes ist von anderer Seite schon sattsam geschrieben. Genutzt hat's freilich nichts; es gibt eben unheilbare Krankheiten auf dem moralischen wie auf dem physischen Gebiete, und zu ersteren gehört unstreitig die „intellectuelle" Philistersucht des gebildeten Liberalen. Wenn wir heute dem österreichischen Blatt einige Zeilen widmen, so geschieht dies auch nicht so sehr in der Absicht, irgend jemanden den geistigen Star zu stechen, sondern viel mehr, um einen Beitrag zur Literatur- und Sittengeschichte zu liefern.

Die nähere Veranlassung zu diesem Beitrag aber gab das neulich gefeierte Jubiläum des fünfundzwanzigjährigen Bestehens jener „ersten und größten österreichischen Zeitung".

In einem Jubelartikel bringt das Blatt sein ursprüngliches Programm wieder, in dem es unter anderem heißt: „ . . . wer von unserem Organe erwartet, daß es . . . den Interessen des Bürgerthums . . . der Volksbildung das Wort reden wird; wer von der neuen Zeitung hofft, daß sie ihm . . . auf den verschiedensten Gebieten neben gebildeter Unterhaltung auch die mannigfachste Anregung bieten wird, den wünschen wir zu befriedigen." Nach fünfundzwanzig Jahren gibt sich die Jubilarin das Zeugniß und fragt, „ob sie aufgehört hat, ein unabhängiges freisinniges Blatt, ein Organ der gebildeten, bürgerlichen, arbeitenden Klassen zu sein, ob sie je dem Sensationsbedürfnisse oder der Klatschsucht Zugeständnisse gemacht (vgl. das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner!), oder ob es ihr an Muth gefehlt hat, die Interessen und Ueberzeugungen des gebildeten Bürgerthums zu vertreten."

Das alles hat zwar Mühe und schwere Opfer gekostet, dafür aber sieht man auch jetzt mit Freuden, „wie die ‚Neue Freie Presse' nach und nach ein Brennpunkt geistigen Lebens in Oesterreich wurde, dessen Anziehungskraft gerade in den Kreisen der Gebildeten am stärksten sich äußerte. . . . Und wenn heute die ‚N. F. Presse' nicht bloß in allen Ländern unseres Welttheils, sondern auch in China, in Japan, in den amerikanischen Freistaaten, in Indien, Australien und auf den Inseln der Südsee als ein Wahrzeichen österreichischer Arbeit zu erblicken ist, wenn sie überall nachfolgt, wo nur ein Oesterreicher den Fuß setzt, als eine täglich sich erneuernde Erinnerung an die süße Heimat . . . wenn sie ihm erzählt, wie unser Oesterreich trotz allem und allem fortschreitet in der Bildung . . . so vermeinen wir, nicht vergeblich gestrebt zu haben". . . . Vorsatz: „Ein Organ zu sein des freisinnigen, gebildeten, arbeitenden Bürgerthums war in der Vergangenheit unser Vorhaben, ist in der Gegenwart unser Stolz und ist auch für die Zukunft unser Ziel." In einem weitern Artikel derselben Festnummer heißt es wieder: „Welches andere Blatt Oesterreichs hätte, dürfen wir mit Genugthuung fragen, eine gleiche extensive Verbreitung? Am Lesen der ‚N. F. Presse' erkennt der Oesterreicher seinen Landsmann, sie vermittelt dem Oesterreicher in fremden Ländern die Heimat, ist ein Liebeszeichen für ihn und eine Fahne für die Kinder unseres Reiches in entfernten Zonen."

Also die Jubilarin über sich selbst. Wir müssen es natürlich den Oesterreichern selbst überlassen, die Richtigkeit dieser Behauptungen zu beurtheilen, ihre Zustimmung oder ihre Verwahrung in der Frage abzugeben, ob wirklich das Jubelblatt die Eigenschaft einer österreichischen Nationalfahne besitze, ob es wirklich die Zeitung des gebildeten, arbeitenden österreichischen Bürgerthums sei. Die großartige Verbreitung des theuern (circa 70 Mark jährlich!!) Blattes scheint jedenfalls eher für als gegen diese Behauptungen zu sprechen. Allein das sind, wie gesagt, unsere Sachen nicht; wir möchten bloß an dem einen oder andern Beispiel zeigen, welche Literatur das „Fahnen"blatt seinen

„gebildeten, arbeitenden österreichischen Bürgern" vorzuführen für gut findet. Wir wählen zwei Erzählungen aus dem Feuilleton des letzten Jahres.

Die erste ist überschrieben: „Die Ladung vor Gott." Der Hauptreiz dieser „Novelle" liegt freilich darin, daß die „N. F. Presse" sie zum Abdruck bringt; indes muß auch zugestanden werden, daß der Verfasser (Alexander Gawein heißt der Mann) sein Bestes gethan hat, und daß man schließlich kaum mehr Unsinn auf einmal verlangen darf.

Die Einleitung läßt eine Erzählung vermuthen, die tendenziös zu der Frage nach der Abschaffung des Eides Stellung nimmt, jedoch bald strömt der Redefluß in eine andere Richtung; es wird uns eine Illustration des alten Aberglaubens der „Citatoria ad Deum" versprochen, jener „Ladungen vor Gott", die darin bestanden haben sollen, daß der vor Gericht unschuldig Verurtheilte sich den Tod gab, indem er zugleich seinen Gegner zu einem bestimmten Termine vor den ewigen Richter forderte. „Und dieser Geladene mußte ihm unerbittlich dahin nachfolgen, wie sehr er sich auch ans Leben klammerte, eine höhere Hand raffte ihn hinweg und zwar genau mit dem Ablauf der Frist." Was an diesem Aberglauben Geschichtliches ist, bleibe hier dahingestellt; daß die Kirche ihn nicht begünstigte, schon weil er den Selbstmord einschloß, wird jeder Vernünftige sich selbst sagen.

Ein Beispiel solcher „Ladung" aus neuester Zeit will nun der „Dichter" uns durch einen der Betheiligten erzählen lassen. Es handelt sich um einen Eid, „wo verlassene Liebe nach ihrem Rechte und ein unschuldiges Kind nach seinem Ernährer suchen. Ob es ein Meineid war, darüber werden Sie selbst Ihr Urtheil fällen können ... doch nach meiner Ansicht gibt es Fälle, wo auch ein falscher Eid kein Meineid ist." Das sollte ein Jesuit in dieser Allgemeinheit geschrieben haben! Zehn neue, vermehrte Auflagen der Provinzialbriefe wären noch die mindeste Folge! Doch zur Sache. Zwei polnische Vettern, die Grafen Casimir und Thaddäus Banowski lebten in Feindschaft, weil nach Thaddäi Meinung Graf Casimir die Hälfte seiner Güter ungerecht besaß. Casimir hatte zwei Söhne, Demetrius und Stanislaus; Thaddäus eine Tochter, welche ihren Verwandten Demetrius, einen schmucken Officier, in ihr Herz geschlossen. Es kommt der polnische Aufstand von 1863. Casimir und Demetrius, die sich an demselben betheiligten, werden gefangen, fliehen aber und kommen schließlich nur durch den Verrath des Thaddäus in die Gewalt der Russen, die dem Judas dafür als Lohn die eingezogenen Güter der Banowski geben. Von der ältern Linie ist somit nur noch Stanislaus übrig; dieser Stanislaus aber ist — Jesuit. Als man die beiden Grafen zu Tode führte, hatte man ihnen auf ihren Wunsch einen Priester gestattet; dieser Priester aber, den nur sie kannten, war Stanislaus, oder wie er mit dem Klosternamen hieß: P. Norbert. („Seinen wahren Namen kannten aber nach Klosterbrauch nur die höheren Vorgesetzten. Für die übrigen Ordensbrüder und für die profane Welt hieß er kurzweg P. Norbert." Dieser eine Satz beweist, daß Al. Gawein noch niemals mit Jesuiten in Berührung kam oder deren Werke las, sonst würde er wissen, daß der „Klosterbrauch" bei den Mitgliedern der Gesellschaft nicht besteht und die profane Welt jeden Pater und Bruder mit Tauf- und

Familiennamen kennt. Das ist freilich eine Kleinigkeit, allein einem Weltblatt und seinen Bildungsgehilfen sollten derlei Dinge nicht widerfahren, weil man sich sonst zu dem Glauben versucht fühlt, es sei doch mit der Bildung nicht gar weit her, und man schreibe über Dinge, die man nicht gelernt hat.) „Was er (Graf Banowski) in der grauen Morgendämmerung dem bleichen Mönch ins Ohr geflüstert hatte, war nicht das Bekenntniß seiner Sünden gewesen, sondern, wie schändlich der Vetter Thaddäus an ihnen zum Verräther geworden sei. Und was die beiden Rebellen ruhig sterben ließ, als ihnen unter dem Wirbel der Trommeln der junge Priester das letzte Wort zuflüsterte, es stammte nicht aus dem milden Neuen Testamente, sondern aus der grausamen alten Bibel (sic!): Aug um Aug, Blut um Blut. Und als der junge Priester seine beiden Hände in jene der beiden Delinquenten legte, sprachen seine bleichen Lippen nicht die Absolution, sondern den feierlichen Schwur, daß Graf Stanislaw das Rächeramt übernehmen werde." „Graf Stanislaw B. hatte das Ordenskleid genommen ohne den geringsten innern Beruf. Sein Mönchsgelübde war nicht ein Opfer aus religiöser Schwärmerei und vor Gott gewesen, sondern ein Opfer aus Patriotismus auf dem Altar der Nation."

Aber wie soll es nun mit der „Rache" werden? Der Zufall hilft. Eines Tages erscheint bei dem Rechtsgelehrten, der diese Geschichte erzählt, der Obere des Jesuitenhauses jener Stadt: „Es sei in seinem Orden von jeher üblich, daß sich der eine oder andere von den Patres mit der Rechtswissenschaft befasse; nicht allein mit dem Kirchenrechte, sondern auch mit den übrigen weltlichen Zweigen der Jurisprudenz. (Wahrscheinlich um die richtigen Kniffe für ihre angestammte Erbschleicherei und sonstigen Praktiken zu lernen. Im übrigen ist zu bedauern, daß jene von Gawein erfundene Gewohnheit des Ordens absolut nicht bestand noch besteht, daß es sogar von jeher verboten war, an Jesuitenuniversitäten weltliches Recht ebenso wie Medicin durch Mitglieder des Ordens lehren zu lassen.) Und gerade jetzt seien zwei jüngere Mitglieder seines Klosters zu solchen Studien ausersehen." Der Professor ist zwar entschieden gegen ein solches Privatissimum, aber ehe er am folgenden Morgen abschreiben will, rücken ihm die beiden Candidaten schon aufs Zimmer. Einer derselben ist ein Buckliger, ein echter Jesuit; der andere dagegen das, was man einen interessanten Menschen nennt. „Hamlet! so fuhr es mir unwillkürlich von den Lippen. Der hohe Wuchs im dunklen, fließenden Talar — das Antlitz bleich und wie abgemüdet durch schlaflose Nächte — die Lippen festgeschlossen, wie um ein finsteres Geheimniß zu bewahren, — so stand der junge Mönch im Rahmen der offenen Thür, den Blick emporgerichtet auf ein Bild, das im Vorzimmer oberhalb der Thür zu meinem Arbeitszimmer hing.... Aber wie es einen jungen Ordenspriester in so hohem Maße fesseln konnte, daß er seinen Confrater zwischen Thür und Angel auf sich warten ließ, war mir ganz räthselhaft. Endlich dauerte das Warten dem Buckligen doch gar zu lange und er überschritt allein die Schwelle." Zuletzt, sehr unsanft gemahnt und gerufen, muß der Verzückte doch auch reden. „Dann sagte er leise und mit einer Stimme, der es anzuhören war, daß ihr natürlicher Wohlklang sich nur schwer zum klösterlichen Flüsterton herabdrücken ließ: ‚Ich bitte um

Vergebung, daß ich an der offenen Thüre stehen blieb u. s. w.'" Da dann der Professor aus lauter Interesse für seinen neuentdeckten Hamlet sich zu der Privatvorlesung im Jesuitencolleg entschloß, „überflog ein warmer Hauch dessen bleiches Gesicht, als er dankbar die Rechte (des Lehrers) drückte. ‚Liegt Ihnen denn gar soviel daran?' fragte ich mit halbem Lächeln, ‚hinter die finsteren Geheimnisse der Justitia zu kommen?' ‚Sehr viel,' gab er rasch zurück, ‚die höchsten Ordensämter stehen mir dann offen!'" Diese Antwort kann natürlich die Neugier des Professors für seinen räthselhaften Schüler nur steigern.

Bald verbindet die beiden eine innige Freundschaft. Graf Stanislaw enthüllt dem Lehrer denn auch seine ganze Vergangenheit, und wie er zuerst dadurch Rache nehmen wollte, daß er aus dem Kloster entflohen, den Grafen Thaddäus aufgesucht und ermordet hätte. „Doch der Gedanke an eine viel qualvollere, wenn auch späte Rache hatte den ersten Entschluß bald verdrängt: nicht das Leben selbst wollte er ihm nehmen, wohl aber die Bedingungen des Lebens — Vermögen, Ehre! Der Armuth und der Schande wollte er den Vetter preisgeben, ihn und seine Tochter.... Und als ich, um ihn von seinen finsteren Gedanken abzubringen, ihm entgegensetzte, daß er aus seiner engen Klosterzelle doch ganz unmöglich den Feind über die Grenze hinweg erreichen könne, entwarf er mir den ganzen Plan, den er sich ausgebrütet, und dessen großartige Phantastik mich in Erstaunen setzte: sein Orden werde eine große Allianz aller katholischen Mächte gegen das ketzerische Rußland in Bewegung setzen, und das alte Jagellonenreich werde neu und mächtiger als je wieder auferstehen. ‚Dann', so rief er mit flammenden Augen, ‚dann wird mit der Allmacht meines Ordens auch die Zeit für meine Rache gekommen sein!' — und all seine Gedanken waren wie eine fixe Idee nur auf den einzigen Punkt gerichtet, in seinem Orden rasch zu Ansehen und Macht zu gelangen, damit er in jenen erträumten Zeiten seinen Todfeind Thaddäus unentrinnbar (?) fassen könne. Den ganzen Orden wollte er als Werkzeug für sich selbst benutzen, und deshalb wurde er zum eifrigsten Gliede desselben. Der Arme — mit Schrecken mußte ich schon an jenem Abend daran denken, daß seine Vorgesetzten, wenn sie von der wahren Triebfeder seines Eifers Kenntniß bekämen, (man merke wohl auf!) denselben wohl zu einer Mission mißbrauchen könnten, die einen besonders hohen Grad der Hingabe an den Orden oder, was das nämliche ist, einen besonders hohen Grad von Selbstpreisgebung erfordert."

Ist das nicht allerliebst von den Vorgesetzten gedacht? Uebrigens: „Wie bald sollte meine Ahnung in Erfüllung gehen!" In einer Provinz war es zu Unordnungen gekommen. Man glaubte, eine junge Dame sei als russische Emissärin die Seele dieses Aufstandes. Den Jesuiten lag alles daran, hinter die Geheimnisse dieser Dame zu kommen, und so wurde P. Norbert „eines schwülen Sommernachmittags" zum P. Rector gerufen und ihm mitgetheilt, ... doch lassen wir Herrn Gawein das Wort: „Ich (der Professor) eilte um die Ecke und schaute nach dem Flügel der Prälatur (besteht gar nicht), wo die Zimmer des Rectors lagen. In einem der Fenster brannte Licht. Es war das geheime Conferenzzimmer des Pater regens, und ich glaubte die Scene dort oben trotz der dicken Mauern deutlich vor mir zu sehen: das harte

Gesicht des wälschen Vorgesetzten, von dessen schmalen Lippen es aber diesmal nicht im Tone des Befehls klang, sondern voll weicher Ueberredung und voll glänzender Aussichten auf die höchsten Sprossen der Ordens-Hierarchie. Und ihm gegenüber das bleiche Antlitz des jungen Grafen in schwerer Seelenqual — der Weg zur Rache führte über den Gipfel der Ordensmacht, und empor zu diesem gab es wieder nur den einzigen Pfad des blinden Gehorsams und der Preisgebung des eigenen Gewissens!"

Und doch hat der Obere schon vor dieser Conferenz Sorge getragen, des jungen Grafen Gewissen zu beruhigen. Er hat ihm Bücher gegeben, die er an gewissen Stellen bezeichnet hatte. „Das erste Buch . . . war eine moralische Abhandlung über die verbindliche Kraft des Eides: ‚De juramentis et eorum rigore'. Das zweite, ein großer Foliant, enthielt eine ausführliche Erläuterung zur Ordensregel: ‚De officiis membrorum Societatis Jesu'. Ein Streifen grauen Papiers war zwischen die Blätter als Merkzeichen eingelegt, und die eingemerkten Seiten handelten von den Pflichten des Gehorsams aus dem Obedienzgelübde. Ich griff zum dritten Buch. Es war ein abgegriffener Lederband in kleinem Format, ein altes ‚Pönitenzbüchlein und Beichtspiegel' in deutscher Sprache. Es lag aufgeschlagen auf dem Tisch, und die aufgeblätterte Stelle zählte in langer Reihe alle irdischen und ewigen Strafen auf für den, der dem Gehorsamsgelübde untreu wurde. . . . Ich langte nach dem vierten Buch. Es war eine Darstellung der besonderen Pflichten aus der sogenannten Profeß. Ueber die wahre Bedeutung dieses strengen Gelübdes, welches nur von übereifrigen Ordensbrüdern noch über die drei gewöhnlichen Mönchsgelübde hinaus als viertes abgelegt zu werden pflegt, bin ich mir mit der ganzen Laienwelt noch heute nicht im Klaren. Es soll die ‚unbedingte' Gehorsamspflicht für den Professen zum ‚blinden' Gehorsam steigern und auf diese Weise alle, die es ablegen, zu völlig willenlosen Werkzeugen in der Hand des Ordens machen. Auch P. Norbert hatte vor einem Vierteljahre dieses strenge Gelübde abgelegt. . . . Ich las. Es war die Rede, daß die speciellen Pflichten aus der Profeß jene aus den drei gewöhnlichen Gelübden weitaus überragen, und daß infolge dessen, wenn etwa ein Professe in Ausübung seiner besonderen Pflichten mit den übrigen Gelübden in Widerspruch gerathen sollte, der blinde Gehorsam stets den Vorrang habe."

Bevor wir auf die verwunderlichen Folgerungen aus diesen gelehrten Voraussetzungen eingehen, müssen wir einen Augenblick bei diesen letzteren verweilen. Daß der Verfasser kein Buch, in dem der von ihm behauptete gottlose Blödsinn enthalten, beibringen kann, ist selbstredend. Die angeführten Titel sind Phantasieschöpfungen. Dagegen verdient Gaweins Bescheidenheit und Aufrichtigkeit, womit er erklärt, über die wahre Bedeutung des Profeßgelübdes noch heute nicht im Klaren zu sein, alles Lob. Daß er diese Erklärung in den Mund eines Juristen legt, klingt schon minder schön und wahrscheinlich; daß er aber vollends im Namen „der ganzen Laienwelt" redet und ihr sein Nichtverstehen aufbürdet, geht über jedes Maß des Erlaubten hinaus. Am wenigsten begreifen wir, daß das Organ des gebildeten Bürgerthums diese Behauptung stillschweigend gelten läßt. Jeder Laie, der nur etwas

Latein versteht, braucht bloß an einem Tage feierlicher Profeßablegung in eine Jesuitenkirche zu gehen — der Zutritt steht jedem frei! — und mit ganz mäßiger Aufmerksamkeit zuzuhören, was der Professe „über die drei Mönchsgelübde hinaus" noch gelobt. Da wird er dann vernehmen, daß dieses vierte Gelübde in dem feierlichen Versprechen des Gehorsams gegen den Papst in Bezug auf die Heidenmissionen besteht. Wenn der Papst einen Professen in irgend eine noch so schwere Heidenmission sendet, so muß dieser nicht bloß als Priester dem obersten Hirten gegenüber, sondern auch kraft seines besondern Gelübdes den Auftrag ausführen. Das kann doch jeder Laie verstehen, wie hier das Gelübde die gewöhnliche Christen- und Priesterpflicht zum strengsten, beschworenen Gehorsam steigert, so daß ein solcher Befehl des Papstes von einem Professen nur unter Begehung eines Sacrilegs verletzt würde, was ohne das Profeßgelübde nicht der Fall wäre. Zum Verständniß dieses Unterschiedes gehört freilich ein wenig Katechismus, allein nicht soviel, daß man's nicht in einer Viertelstunde lernen könnte. Von der Steigerung des „unbedingten" Gehorsams zum „blinden" ist da natürlich gar keine Rede; zu einem „blinden" Gehorsam ist überhaupt jeder Jesuit kraft seiner Regel verpflichtet. Sehen wir nun, wie dieser „blinde Gehorsam" mit den übrigen Gelübden in Widerspruch gerathen kann.

„Eine lange Reihe von Citaten aus gelehrten Schriften war (in jenem vierten Buche) zum Beweise (daß im Conflictfalle der blinde Gehorsam den Vorrang habe) angeführt. Dann folgten einige Beispiele zur praktischen Erläuterung. Eines davon, das fünfte in der Reihe — war mit einem rothen Stifte durch einen Strich längs des Randes angezeichnet, und daneben stand ein ‚sic' und ein ‚Notabene' (natürlich von der Hand des P. Rectors oder eines anderen Oberen). Ich überflog den Inhalt der markirten Stelle. Es war der Fall gesetzt, daß die Ausführung eines Befehls des Vorgesetzten den Professen zu einer Frau in nähere Beziehung bringen könnte, und zwar in einer Weise, daß jene Grenze überschritten werden müßte, die zwischen jedem Mönch und dem weiblichen Geschlecht gezogen sei. Auch in solchem Falle sei der Gehorsam zu leisten. Und um die Sache noch deutlicher zu machen, hatte jemand (der P. Rector!) in lateinischer Schrift hinzugefügt: ‚Um z. B. einer Frau eine wichtige Mittheilung abzugewinnen, dürfte es nicht verboten sein, sich ihr in Liebe zu nähern — amore illecebra non illicita.'"

Ex ungue leonem! Bei diesem Trumpf rückt der gebildete, arbeitende Bürger seine Brille oder sein Sammetkäppchen und ruft: „Die sacrischen Jesuiten, wer hätte das gedacht: amore illecebra non illicita!" Der Lateinschüler und seine höheren Entwicklungsformen werden ebenfalls den Kopf schütteln, und wenn nothwendig, die Brille putzen, um genauer zu sehen, daß da wirklich geschrieben steht: amore illecebra non illicita! Er denkt natürlich zuerst an Druckfehler, aber das hält nicht lange vor — einige Seiten weiter treffen seine Augen wieder dasselbe lateinische Citat: amore illecebra non illicita. — Das ist wohl „gebildetes" Latein?

Hinter diesem Latein aber vermuthete der Professor: „Ein wichtiges Geheimniß lag im Herzen einer Frau verborgen — der Orden wollte es

erfahren — und P. Norbert, der schöne Graf Stanislaw, war dazu ausersehen, ihr das Geheimniß zu entlocken." Um seiner Sache ganz gewiß zu sein, fragte der Professor am andern Tage seinen buckelichten zweiten Schüler, wo P. Norbert sei. Dieser aber „sah mit einem Ausdruck der Verwunderung zu mir auf über meinen naiven Glauben, daß ein Mitglied der Gesellschaft davon wisse, was der andere thue."

Wir übergehen die Ereignisse, welche sich infolge der Sendung des Grafen Stanislaw zwischen diesem und der geheimnißreichen Frau zutrugen, die, als das Aeußerste geschehen, sich als die Tochter des Grafen Thaddäus, also als die Cousine Stanislaws entpuppte und von diesem sofort in der Meinung verlassen wurde, sie habe eine schwere Mitschuld an dem Tode seines Vaters und Bruders. Als man nun in das Jesuitencolleg kam, um von P. Norbert Rechenschaft zu verlangen, hieß es von seiten des Rectors, alles sei nur ein Roman, P. Norbert liege schon seit einer Woche krank in seiner Zelle, könne also nicht der Urheber jenes Skandals sein. „Weiß Gott, wer das Unheil im Hause des Grafen angerichtet habe. Der Herr Gerichtsrath habe sich wohl durch eine flüchtige Aehnlichkeit verleiten lassen, einen russischen Abenteurer für einen verkleideten Mönch zu halten — und so weiter."

Fast ein Jahr später aber kam Graf Thaddäus Banowski selbst in die Stadt, wo das Jesuitencolleg war, „um als Anwalt seiner minderjährigen Tochter und im Namen ihres Kindes einen Proceß auf Anerkennung zu erheben ‚gegen den Grafen Stanislaw Banowski, alias Pater Norbert, Mitglied der Gesellschaft Jesu im Kloster zu T . . . in Galizien', so lautete die Aufschrift der skandalösen Klage." — „Ob die Ordensleitung volle Kenntniß davon hatte, was im Schlosse zu Jablonow im letzten Sommer vorgefallen war, und ob P. Norbert seinen Vorgesetzten je ein offenes Bekenntniß über alles abgelegt, möchte ich verneinen. Denn nur so ist es zu erklären, daß die Ordensleitung die Behauptungen der Klageschrift rundweg läugnete und alles für einen Ausfluß tendenziöser Skandalsucht erklärte. Freilich (dieses ‚Freilich' ist Gold werth!) ist es auch nicht ganz undenkbar, daß auch die Kloster-Obern die volle Wahrheit wußten, aber — da ja der Kläger mit allen Mitteln kämpfte — sich gleichfalls zu jedem Mittel der Abwehr berechtigt glaubten. Jedenfalls (man beachte die meisterhafte Steigerung!) war dem Orden an der Abweisung der Klage sehr viel gelegen, denn gerade in den letzten Jahren waren mit dem Wachsen der liberalen Strömung in Oesterreich auch jene Stimmen immer lauter geworden, welche die schärfsten Maßregeln gegen den Jesuiten-Orden forderten." Endlich wurde der Ausgang des Processes „von einem Eide des Beklagten abhängig gemacht. Dieser Eid war aber nicht der Ordensleitung aufgetragen, sondern P. Norbert in eigener Person war zum Schwure aufgerufen: denn in diesem letzten Punkte des Processes endete die Stellvertretung, und jetzt erst erfuhr der eigentlich Beklagte die ganze Sache. Ob er sie in jener tendenziösen Färbung erfuhr, die seine Vorgesetzten der Angelegenheit zu geben suchten (!), wage ich nicht zu behaupten. . . . In Begleitung eines Rechtsanwaltes und eines Ordensbruders — es war der Pater Novizenmeister — erschien er im Gerichtssaale. Bleich wie der Tod und ohne den Blick vom

Boden zu erheben, trat er vor das Crucifix zwischen den brennenden Kerzen.... Der Gerichtsbeamte liest die Eidesformel, langsam und feierlich. Und der Verblendete spricht die Worte nach mit leiser, bebender Stimme. Doch ehe er zu Ende ist, gellt ein Schrei durch den weiten Saal. Er erhebt den Blick und sieht jenseits des grünen Tisches eine Frauengestalt (seine verführte Cousine) zusammenbrechend. Die erhobene Schwurhand sinkt ihm herab, als habe der Blitz sie zerschmettert. Im gleichen Augenblicke aber schlägt eine höhnische Lache an sein Ohr. Er hat den Grafen Thaddäus niemals zuvor gesehen. Doch die Rache wittert ihren Todfeind. Aufs neue und noch trotziger hebt er seine Rechte in die Höhe und spricht die fünf letzten Worte: ‚So wahr mir Gott helfe!' Mit dem ‚Amen' sinkt auch er besinnungslos zusammen."

Später fand man im Teiche des Jesuitengartens zwei Menschen — den Grafen Stanislaw und die Gräfin Helenka Banowski — anscheinend todt im Wasser. Bald stellt sich heraus, daß nur die Frau todt ist; der Jesuit wird ins Kloster gebracht und zwar unter dem Verdachte des Mordes. Dieser Verdacht aber er erweist sich als falsch. Mitten in der verflossenen Nacht war nämlich die Cousine unter dem Fenster ihres Geliebten erschienen und hatte gerufen: „Stanislaw, Gott soll richten zwischen mir und dir!" Er erhebt sich und sieht Helene dem Teiche zugehen. „Wie von Sinnen, springt er auf die Fensterbrüstung und hinab vom hohen Stockwerk in den Garten.... Er gelangt zum Teich. Auf dem seichten Grunde glaubt er etwas zu erblicken. Er stürzt sich ins Wasser und trägt es ans Ufer. Todt!..." „Eine Woche war seit jenem Morgen vergangen, als ein Bote aus dem Kloster in meine Amtsstube trat. P. Norbert lasse mich (den Professor) bitten, zu ihm zu kommen. An der innern Clausur begegnete mir der Medicinalrath ..." „Was fehlt ihm?" — „Etwas, was durch keine Medicin zu ersetzen ist — der Wille zum Leben!" „Es ist eine seltsame Bitte, die ich an Sie zu stellen habe," flüsterte P. Norbert mit matter Stimme. „Gestern war ich noch stark genug, um das Oel zu meinem Lebenslichte selbst zu verschütten" — er blickte auf die vollen Teller, die neben seinem Lager standen. „Heute bin ich schon zu schwach. Und wenn die Schüssel ungeleert hier stehen bleibt, erfährt man, was mir in Wahrheit fehlt. Sie waren mein Freund im Leben, wollen Sie mir auch einen ruhigen Tod vergönnen?" Und der edle Mann, Professor des Rechtes und Untersuchungsrichter, was thut er ohne Augenzwinkern?! „Ich verstand ihn und ergriff das Tablet. ‚Dort in den Wandschrank links an der Thüre', flüsterte er leise. ‚Ich danke. Morgen wird es hoffentlich nicht mehr nöthig sein'..." Und wirklich, am folgenden Tage „sang der Chor der Ordensbrüder ein De profundis über einem offenen Sarg". Also Selbstmord durch Nahrungsentziehung! „Wie der Volksmund behauptete, war er als ‚Geladener' gestorben genau am achten Tage. Und der höchste Richter habe ihn gerufen, weil er falsch geschworen habe und vor dem irdischen Gerichte straflos geblieben sei. Es kennt zwar kein Sterblicher das Gesetz, nach welchem der ewige Richter seine Urtheilssprüche findet; doch in diesem Falle war, so glaube ich, vor Gottes Richterstuhl der Spruch kein härterer, als vor der irdischen Gerechtigkeit! Ende."

Für die Leser dieser Blätter brauchen wir wohl kein Wort weiter über einen solchen Ableger des Schauerromans vierter Güte zu verlieren. Nur zwei Fragen möchten wir stellen. Was soll denn schließlich dieses unabläßige Hetzen gegen die Gesellschaft Jesu in Romanen und Feuilletons? Sind die Leute, die derlei schreiben, so unbeschreiblich dumm, daß sie glauben, was sie sagen, oder sind sie so über alles Maß verdorben, daß sie behaupten, was sie als falsch erkennen? Wie soll da die objective Wahrheit zum Worte kommen, wenn so die Lüge sich täglich überbietet im widerlichsten Geschrei? Und die zweite Frage: Ist wirklich die „Neue Freie Presse" das Organ des gebildeten, arbeitenden Bürgerstandes in Oesterreich? Und wenn das, steht dieser gebildete, arbeitende Bürgerstand auf dem Standpunkte, daß man ihm solche Geistesnahrung zumuthen darf, oder daß er sie thatsächlich ohne Murren und Ekel zu sich nimmt? Dieser gebildete, arbeitende Bürgerstand ist doch katholisch, will wenigstens katholisch sein; denn das ist der große Unterschied zwischen Oesterreich und dem Absatzgebiet der „Kölnischen Zeitung", daß diese in theilweise oder ganz protestantischer Gegend ihr Bildungswerk betreibt, Oesterreich dagegen, dessen Bildungsfahne die „Neue Freie Presse" zu sein behauptet, noch weitaus überwiegend katholisch ist. Kann es aber ein Katholik übers Herz bringen, eine solche Novelle auf den Familientisch seines Hauses zu legen, oder kann er überhaupt mit einem solchen Blatte in irgend welcher Verbindung bleiben? Ueber diese Fragen möchten wir sehr gerne einmal eine Antwort aus Oesterreich selbst hören.

Aber diese Jesuitennovelle ist vielleicht nur eine Ausnahme in dem Bildungsblatt? Sehen wir also zu und nehmen als zweites Beispiel den Roman Karl von Heigels, der den frommen Titel „Der Weg zum Himmel" führt.

Ohne uns auf eine Wiedergabe der ziemlich zerfaserten Handlung einzulassen, möchten wir bloß die ausgesprochene Tendenz desselben hier etwas näher beleuchten.

Dinah, Baronin von Oberkirch, eine getaufte Jüdin, die aber eine Ehre darein setzt, sich Jüdin zu nennen und überhaupt an gar nichts als an sich und ihre Bildung zu glauben, trifft in einem Gebirgsdorf einen Vikar, als dieser eben in Sorge ist um die Unterbringung zweier Mädchen, Kinder einer unverheirateten Landfahrerin. Diese Mädchen, Zwillingsschwestern, sind in ihren Charakteren vollständige Gegensätze: Armida stolz, lebens- und genußfroh, aber auch unfromm in hohem Grade, Maddelena still, bescheiden und sehr gottesfürchtig. Für letztere hat sich denn auch im Dorfe bereits eine Pflegemutter in der Stieglerwirthin gefunden, um die erstere ist der Vikar dagegen in größten Sorgen. Nun will die Baronin dieses Mädchen übernehmen, sie mit sich nach München in ihr Haus nehmen und erziehen. Der Vikar hat aber doch einige Bedenken; er meint, die fromme Maddelena sähe er lieber inmitten der Gefahren, als die leider nur zu weltliche Armida ... Nach einiger Zeit aber faßt er Vertrauen zu dem schönen Gesichte der Jüdin und meint, sie muß doch gut sein. Schließlich sagt die Baronin: „Sie sollen sehen, wer mit seiner Erziehung Recht behält, ich oder die fromme Stiegler-

wirthin. Wie nennen wir den Wettstreit? Dorf und Stadt? Das gute und das böse Princip? Heilige und Weltkind?" Das heißt doch mit anderen Worten: der Roman soll uns zeigen, ob die Erziehung einer modernen Aufklärungsjüdin bessere Früchte trägt, als die christlich einfache einer braven Frau auf dem Lande. Die Frage schon ist tendenziös parteiisch gestellt. Die Erzieherinnen nebst der Umgebung müßten bis auf den religiösen Unterschied gleich sein, ebenso wie die Charaktere der zu Erziehenden. Sonst beweist das Exempel absolut nichts, *wenn* überhaupt ein Roman etwas durch die von ihm behaupteten Thatsachen beweisen könnte. Da eben der Verlauf der Geschichte vollständig vom Schreiber abhängt, so kann dieser schon solche Ereignisse sich einstellen und die Personen sich unter Wahrung aller Regeln der Wahrscheinlichkeit so verhalten lassen, daß sie seine These bewahrheiten. Allein abgesehen von der falschen Fragestellung und der innern Haltlosigkeit eines Romanbeweises, bleibt der Verfasser seiner eigenen Aufstellung nicht einmal treu, da er die Stieglerwirthin mit ihrer Pflegetochter bald genug nach München verpflanzt, und zwar in eine rechte, kleine Kneipe. Außerdem stellt sich die Erzieherin, die vielgepriesene, fromme Stieglerwirthin, als ein so lächerlich dummes, ganz in Bigotterie bemitleidenswerthester Art befangenes Weiblein heraus, daß es schon gar nicht mehr schön ist, mit solchen unehrlichen Waffen einen Kampf um sehr ernste Principien entscheiden zu lassen.

Es ist sehr leicht, zu erzählen, wie Armida, im Hause der Jüdin durch deren jüdischen Onkel in die Geheimnisse der Naturwissenschaften eingeführt, sich immer herrlicher zum Ideal der Weiblichkeit entwickelt, von allen Gefahren der gemeinen Welt unberührt bleibt und trotz des Umweges über ein nicht gerade sehr gut beleumundetes Theater als unversehrte Lichtbraut des großen Idealmenschen und Lichtfabrikanten Engelbert hervorgeht. Das Papier ist geduldig, und wer kann es dem Dichter verargen, wenn er seine Heldin sich in den Gefahren bewähren läßt? Wir gehen noch weiter und sagen, er hat poetisch und psychologisch sogar durchaus Recht, wenn er unter den Umständen, die er nun einmal für die Gegenpartei, die Stieglerwirthin und Maddelena, erfunden, und die gar nicht zu den unmöglichen gehören, die arme Lena fallen und in ihr Unglück kommen läßt. Aber noch einmal: Ist das ehrlich Sonne und Wind getheilt? Und was beweist das für die Wette? Glaubt etwa der Dichter, oder will er seine Leser glauben machen, die Erziehung der Stieglerwirthin sei eine normal christliche, sei überhaupt eine mittelmäßig vernünftige? Die paar christkatholischen Aeußerlichkeiten, die der Erzähler dem höchst einfältig dummen Weiblein andichtet, sind mehr geeignet, jede Uebung katholischer Andacht in der Person dieser Wirthin lächerlich und gehässig zu machen, als zu zeigen, wie wenig Einfluß sie auf die Erziehung haben. — Wir fragen aber: Ist der gebildete, arbeitende Bürgerstand Oesterreichs wirklich auf dem Standpunkte angelangt, daß man ihm als Erziehungsideal so frech aufdringlich die Methode der rationalistischen Reform-Jüdin anpreisen kann? daß man es wagt, diese jüdisch-gottlose, materialistische Erziehung als die wahre, gründliche, sittenveredelnde Bildung auszuposaunen? daß man sich erdreisten darf, als die Frucht einer frommen Erziehung Unsittlichkeit, Dummheit und Selbst-

mord darzustellen, und das nicht nebenbei, sondern als Princip? Ist der gebildete, arbeitende Bürger Wiens so dumm, daß er die so deutliche Tendenz des Buches nicht versteht, oder ist er so weit schon „gebildet", daß er sich solche Dinge ruhig gefallen läßt oder sie am Ende für richtig hält?

Natürlich entspricht dem Grundgedanken des Buches auch die weitere Ausschmückung. Von seiten der Juden, getauften wie ungetauften, alles eitel Licht und Edelsinn und Reinheit, von seiten der Katholiken und Frömmler alles Dummheit, Gemeinheit, Verdorbenheit und — Heuchelei. Da ist neben der edeln Jüdin der ebenso edle Engelbert, der ein Missionshaus in eine Fabrik für Elektricitätsmaschinen verwandelt hat und kühn behauptet, seine 18 Arbeitsmaschinen wirkten ebenso viel Gutes wie 18 Missionäre. Andererseits nehme man den Stadtpfarrer Dr. Steinacker, diese Zusammensetzung von Stolz, Heuchelei, Sinnlichkeit und Herrschsucht — eine Figur, allein schon fähig, den ganzen Clerus gehässig und verächtlich zu machen, wenn der „Dichter" nicht auch seinerseits zum Ueberfluß noch Sorge getragen, dem Hochmögenden eine Corona von Kaplänen und Küstern beizugeben, die in allen Farben der menschlichen Erbärmlichkeiten schillern. Die ganze „katholische" Welt dieses Romans ist wirklich zu ekelhaft, als daß wir länger dabei verweilen könnten. Nur der Naturbursche Kaplan Eusebius Hoffingott, der das Antlitz der Jüdin nicht bloß schön, sondern auch klug und gut gefunden, erlangt schließlich Gnade in den Augen des Dichters und verklärt sich darum zu einer Art von Vicaire savoyard. „Er stützte den Kopf in die Hände und dachte nach. Er ist aus dem Kampfe mit Base Nesi und mit den Gemeinderäthen und Ratschen als Held und Sieger hervorgegangen. Er erwartet den Verweis von oben (vom Bischof) mit der nöthigen Fassung. Magdalena wird genesen ... Dennoch ist und bleibt er aus seiner heitern Ruhe aufgeschreckt. Gott, an den er stets beim Sonnenaufgang und beim Erglänzen der Sterne zuerst gedacht, den er in der Einsamkeit der Gletscherwelt und in seinen engen vier Wänden nahe gewußt hat, Gott ist ihm der gerechte und doch gütige Vater nicht mehr. (Warum denn eigentlich?! Was hat die unverantwortliche Dummheit der Stieglerwirthin und die sündhafte Schwäche des Mädchens mit Gottes Weisheit und Güte zu thun? Man darf auch nicht dümmer sein, als Gott einen geschaffen hat, sonst wird die Dummheit zur Sünde, und Gott braucht für ihre Folgen nicht einzustehen.) Eusebius denkt über die Welt nach, und Frage reiht sich an Frage — er reicht mit seinen gewohnten Antworten längst nicht mehr aus. Einmal zweifeln, heißt immer zweifeln. (Ist das richtig?) Und wie kann man leben mit solchen Zweifeln! Er fühlte seine Augen naß werden. (Statt dessen sollte er gründlicher seine Theologie wiederholen, er würde bessere als seine „gewohnten" Antworten finden.) Seine Liebe zu Gott war die echte, blinde Liebe gewesen. (Nach welcher Theologie mag von Heigel wohl studirt haben, um in der blinden Liebe die echte zu sehen? Etwa weil Gott Amor blind ist?) Wie Rabbi Gamsu, hatte er für alles, was die Vorsehung eingerichtet und angerichtet hat, die Entschuldigung (das Wort Entschuldigung ist bezeichnend!): ‚Auch das ist zum Guten!' Und jetzt, und jetzt — der Philosoph wird in alledem

das Gesetz und in diesem Gesetze seine Ruhe und Versöhnung finden. (Wer's glaubt!) Aber Eusebius Hoffingott war kein Philosoph (und noch weniger, was er sein sollte, Theolog). Fortan wird er, wenn die Frühlingsfluten von allen Bergen rauschen, nur noch an die Gefahr denken. Was ist die reifende Saat, das wachsende Kind, wenn nicht Gottes Hand über ihnen ist. Wenn der Gekreuzigte ruft: Gott, Gott, warum hast du mich verlassen! wer würde nicht bewegt, mag ihm Jesus von Nazareth ein anderer Prometheus oder Gottes Sohn sein. Milliarden haben diesen Ruf seither wiederholt — ist er darum weniger erschütternd?! Hoffingott wischte sich die Thränen, die jetzt unaufhaltsam niederrannen, mit seiner großen, braunen Hand von den Backen: ‚Allgütiger!' sagt er, ‚gib dich mir wieder! gib dich mir wieder!' — — Was sind alle Leiden Werthers gegen *diese* unglückliche Liebe!" Das genügt. Wie man aber wagen kann, dem gebildeten, arbeitenden Bürger des katholischen Oesterreichs eine solche Verhunzung des Heiligsten und Höchsten als geistiges Erholungs- und Bildungsmittel vorzuhalten, ohne daß ein Sturm der Entrüstung gegen diese reformjüdische Frechheit sich erhebt, das ist uns unerfindlich.

Doch, da fällt uns gerade ein Artikel aus Oesterreich in die Hände, der zum Theil eine Antwort auf diese Frage enthält. Das treffliche Wiener „Vaterland" [1] schreibt in einem Artikel über die Sonntagsruhe: „Wir citirten unlängst

---

[1] Angesichts der bedeutenden Anstrengungen, welche das „*Vaterland*" in jüngster Zeit gemacht hat, um sich zu einem „großen, katholisch-conservativen Blatt" zu entwickeln, wie ein solches für das katholische Oesterreich längst zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden ist, geben wir unsern warmen Sympathien für diese Bestrebungen hier bereitwillig Ausdruck. Das „Vaterland" verdient die kräftigste Unterstützung, also vor allem ein recht zahlreiches Abonnement von seiten der Katholiken, damit die Verwirklichung seines schönen und höchst zeitgemäßen Programmes weithin wirksamen Nutzen stifte. „Das ‚Vaterland' wird sich", heißt es u. a. im Programm, „auch fortan der entschiedensten Vertheidigung der katholischen Wahrheit, der Rechte der Kirche und des katholischen Volkes widmen. Unentwegt wird es für alles einstehen, was der ungeschmälerten Erhaltung und Kräftigung der Monarchie nach innen und außen dient. Deshalb soll es auch für die natürlichen und für die geschichtlichen Rechte aller einzelnen Nationen und Länder eintreten, und nur einem unchristlichen Nationalismus feind, alles dasjenige unterstützen, was dem wahren Wohle der einzelnen Völker und Länder im Rahmen der Monarchie frommt. Allen österreichischen Katholiken soll es ein Centralorgan dadurch sein, daß alle ihre mit der innern und äußern Politik des Reiches verträglichen politischen Parteien im ‚Vaterland' ihre Anschauungen zur Geltung bringen können, soweit dieselben nach ihrem Inhalte und nach Form der Darstellung mit seinem Hauptprogramm ‚katholisch und österreichisch' nicht in offenem Widerspruch stehen. Allen bedauerlichen Consequenzen der Parteiungen unter den österreichischen Katholiken aber wird mit Umsicht eben durch das ‚Vaterland' vorgebeugt werden, das unerschütterlich die altchristliche Mahnung hochhalten soll: ‚In dubiis libertas, in necessariis unitas, in omnibus autem charitas.'" Achtung vor solchen Grundsätzen! Aber eine thatkräftige und opferwillige!

Gleichzeitig benutzen wir mit Freuden die Gelegenheit, die seit Beginn dieses Jahres in Salzburg zweimal wöchentlich erscheinende „*Katholische Kirchen-*

aus dem ‚Grazer Volksblatt' ein Wort, auf welches wir heute wieder zurückkommen müssen: ‚Nicht vor Gott, wohl aber vor der Welt und selbst in gewissem Sinne vor der Kirche hat der Unglaube sich ein Existenzrecht erworben.' Es ist das ein sehr wahres, wenn auch betrübendes Wort, aber wenn es uns auch ferneliegt, den Ungläubigen mit Gewalt unsere Ueberzeugung aufdringen zu wollen, so dürfen wir es doch nicht geduldig hinnehmen, wenn die Ungläubigen uns — die wir weitaus die Mehrzahl im Staate sind — ihre Praxis aufzwingen. Das geschieht aber im weitesten Umfange, ja man kann ohne jede Uebertreibung sagen, daß die Praxis des Unglaubens und der Unsitte herrschend geworden ist, und zwar selbst dort, wo sie sogar eine außerordentliche harte Ungebühr gegen einen sehr großen Theil des christlichen Volkes in sich schließt ... In der That: von dem ‚christlichen Ehrgefühl', welches das Grazer Blatt verlangt, ist bei uns wenig zu spüren und ebenso wenig von der Furcht vor der göttlichen Strafe ... Eine Strafe wird uns schon jetzt zu theil: die Verachtung des Nichtchristen und Ungläubigen, die so weit geht, in einem sogen. „deutschen Volkstheater" ein Stück aufzuführen, welches zum Hasse und zur Verachtung von uns Katholiken auffordert. Und die Katholiken Oesterreichs lassen sich das gefallen, ja sie laufen am Ende gar in jenes Theater!" Was hier von der Sonntagsheiligung und dem Theater ebenso wahr als entschieden gesagt ist, paßt es nicht im selben Maße auf die „Neue Freie Presse" als Fahne des Oesterreicherthums, als Amme der Bildung und als Katechismus der gebildeten, arbeitenden Bürger des katholischen Oesterreichs? Wird's besser werden? — — — **W. Kreiten** S. J.

---

zeitung" allen unseren Lesern aufs eindringlichste zu empfehlen. Dieselbe verdient nicht nur innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle, sondern im gesammten katholischen Deutschland Beachtung, schon deshalb, weil sie die einzige bedeutendere allgemeine Kirchenzeitung in deutscher Sprache ist. Dazu kommt, daß sie in durch und durch kirchlichem Geiste geleitet wird. Wenn sie in ihrer ersten Nummer ankündigte, sie werde lediglich der Vertheidigung der heiligen Kirche und der Ausbreitung des heiligen Glaubens dienen, so hat sie dieses Versprechen in dem jetzt zu Ende gehenden ersten Jahrgange vollauf eingelöst. Der hochverdiente Redacteur, Herr Dr. Kaltenhauser, und die tüchtigen Mitarbeiter, die er für sein Blatt gewonnen, sind in ebenso furchtloser wie umsichtiger Weise für die mannigfachsten Interessen unserer heiligen Kirche in die Schranken getreten. Aber auch im übrigen muß dem vorliegenden ersten Jahrgange volles Lob gespendet werden. Wenn die „Katholische Kirchenzeitung" in Uebereinstimmung mit den Erwartungen, die man an ein solches Blatt knüpft, eine reiche Orientirung über das ganze kirchliche Leben in Aussicht stellte, so hat sie auch hierin vollkommen Wort gehalten. Das zeigt zur Genüge ein Blick auf die in sorgfältiger Uebersetzung wiedergegebenen päpstlichen Kundgebungen, die Entscheidungen der römischen Congregationen, die Erlasse der österreichischen, deutschen und schweizerischen Ordinariate, die zahlreichen Nachrichten und Mittheilungen in jeder Nummer über kirchliche Ereignisse, über Personenveränderungen u. s. w. u. s. w. Möge darum das lebenskräftige Unternehmen segensreich weiterwirken — ad multos annos! Anm. d. Red.

Recensionen.

1. **Die socialen Irrthümer der Gegenwart.** Von **Elie Méric**, Doctor der Theologie, Professor der Moral an der Sorbonne. Autorisirte Uebersetzung. XII u. 351 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: *M.* 4.

2. **Social-politische Fragen der Gegenwart,** beantwortet im Sinne und nach den Aussprüchen bewährter wissenschaftlicher Autoritäten von Dr. **Karl Eberle,** Priester der Diöcese St. Gallen. 331 S. gr. 8°. Stans, K. von Matt, 1889. Preis: *M.* 3.60.

1. Die Ideen des Gotteslängners und Gotteshassers Proudhon haben in Frankreich in breiten Schichten der Gesellschaft Wurzel gefaßt. Leider bleiben diese zerstörenden Ideen nicht eine leere Unterhaltung für Stubengelehrte, sondern sie sollen ins praktische Leben übersetzt und zur Grundlage einer neuen gesellschaftlichen Ordnung, oder sagen wir lieber chaotischer Unordnung, gemacht werden. Mit Rücksicht auf die praktische Gefährlichkeit jener Umsturzideen, so absurd sie auch sind, ist es gewiß angezeigt, daß dieselben in ihrer Anwendung auf die großen socialen Fragen einer eingehenden Erörterung und Widerlegung gewürdigt werden.

Die socialen Verhältnisse, welche heutzutage immer mehr von Entchristlichung sich bedroht sehen, sind vorzüglich: Eigenthum, Ehe und Familie, Erziehung und Unterricht, Arbeit und Industrie, Staat und Recht. Nach all diesen Beziehungen hin verfolgt und widerlegt Méric die Sätze Proudhons. Auch für Deutschland hat diese Widerlegung ihren Werth. Auch dort haben in weitem Umfang, zumal in den höheren Kreisen der Gesellschaft, Ideen Einkehr gehalten, welche, wenn sie auch nicht so sehr bis zur offenen Gotteslängnung sich versteigen, doch im gesellschaftlichen Leben und in der Rechtsordnung Gott unberücksichtigt wissen wollen und ihn in die stille Betkammer und in die Kirche verbannen möchten.

In einigen Einzelheiten können wir dem Verfasser nicht wohl beistimmen, z. B. wenn er es als eine lobenswerthe That feiert, daß der französische Clerus beim Beginn der Revolution des vorigen Jahrhunderts so gutwillig Recht und Besitz daran gab. Auch würde im ganzen eine knappere und einfachere Diction einem Buche, wie das vorliegende ist, nur zur größern Empfehlung gereichen. Der französische Verfasser ist immer ein gutes Stück Redner. Sollte die

Uebersetzung eine wortgetreue sein, so mußte man dies hinnehmen, wenngleich derselben zuweilen doch einfachere Wendungen und Ausdrücke erlaubt gewesen wären. An sich würde bei vorliegendem Stoff eine ruhigere Sprache mit scharfen und schlagenden Beweisen mehr zusagen. Doch für die Gesammtbeurtheilung des Werkes kommt ja dieses erst in zweiter Linie in Betracht; in erster Linie steht die sachliche Behandlung der aufgeworfenen Fragen. Daher können wir das Werk auch in seinem deutschen Gewande im großen und ganzen nur empfehlen.

2. Ein ganz anderes Gepräge hat das an zweiter Stelle genannte Werk. Während das erste abwehrend ist gegen die zur Zeit umlaufenden Irrthümer, ist das zweite aufbauend und wegeweisend für eine wahrhaft katholische Lösung der socialen Fragen. Während das erste mehr theoretisch die Hohlheit und Haltlosigkeit der modernen irrthümlichen Grundsätze auf socialem Gebiete aufdeckt, zeigt das zweite Werk vornehmlich die praktischen Folgerungen der richtigen katholischen Grundsätze und deren Verwerthung bei den verschiedenen socialen Fragen und den social-politischen Nöthen der Gegenwart.

Zuerst wird (Kap. I.) ein gedrängter Ueberblick über die Gesammtlage der heutigen Gesellschaft, wie dieselbe infolge der Verwirklichung der liberalen Grundsätze in Politik und Wirthschaft geworden ist, und eine kurze Zeichnung der verschiedenen Parteirichtungen und ihrer Vorschläge zur Hebung der allgemein anerkannten Schäden gegeben. Alsdann werden (Kap. II) die allgemeinen Grundsätze für eine gedeihliche Lösung der socialen Fragen, im besondern die Nothwendigkeit besprochen, der Religion und der Kirche hierbei ein entscheidendes Wort zuzugestehen, und (Kap. III.) die Stellung des Clerus zur socialen Frage, dessen Berechtigung und Pflicht, thätig mit einzugreifen, erörtert. — Wir möchten diese drei Kapitel fast den nur vorbereitenden Theil nennen; so sehr scheint uns das Hauptgewicht des Werkes in dem IV. Kapitel, der zweiten Hälfte des Buches (von S. 166—331), zu liegen. Dort werden die socialen Fragen einzeln nach ihrer praktischen Seite besprochen: Ehe, Schule, Familie, Staat, Presse, Vereinswesen.

Es ist eine Ausbeute und Zusammenstellung des Besten, was theils in lehramtlichen kirchlichen Documenten, in päpstlichen Entscheidungen und Actenstücken, in den Vorschriften und Unterweisungen der Provinzialconcile über diese Fragen vorliegt, theils von verschiedenen Autoren in Büchern und Zeitschriften über die fraglichen Punkte ausgeführt worden ist. Der Verfasser hat auf solche Weise in seiner Bescheidenheit auf eine mehr originelle und von Grund aus selbsteigene Behandlung der bezüglichen Punkte verzichtet. Dadurch, daß er die kirchlichen Autoritäten reden läßt, gibt er seinen Ausführungen von vornherein einen sichern Halt; in der Auswahl der übrigen Autoren verfährt er selbständig und umsichtig: das zeigen schon die gelegentlich eingeflochtenen Bemerkungen, welche er zu verschiedenen Ansichten und Sätzen der von ihm benützten Gewährsmänner macht, und die geeignete Zusammenfügung, durch welche er die Erörterungen verschiedener Verfasser zu einem Ganzen verbindet.

Das Ganze zeigt ein gründliches Durchdringen und ein richtiges Verständniß der einzelnen Fragen und eine von sehr kirchlichem Sinne getragene

Behandlung. Hie und da, wiewohl höchst selten, möchte ein minder genauer Ausdruck vorkommen. Bei der Besprechung des Vereinswesens hätten wir ein näheres Eingehen auf die Arbeitervereine und die dem Clerus dabei zufallende Betheiligung gewünscht. — Vor allem lehrreich dürfte der Abschnitt über die Presse sein. Sowohl bezüglich der Frage, was die katholische Presse zu behandeln hat, als auch, in welchem Geiste und in welcher Weise sie auftreten soll, finden sich die besten Winke. Das Werk kann vielen ein Wegweiser und Compaß sein, um sich in den wichtigen Fragen zu orientiren, welche unsere heutige Zeit bewegen und die Gesellschaft bis in ihren Grundvesten erschüttern. Aug. Lehmkuhl S. J.

Krone des häuslichen Glücks. Anleitung zur guten Erziehung der Kinder bis zum 8. Lebensjahre, für katholische Mütter. Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von einer Commission des Verbandes „Arbeiterwohl". M.-Gladbach und Leipzig, A. Riffarth, 1889. Preis: 80 *Pf.*

In der Vorrede dieser Schrift heißt es: „Das Wohl und die Zufriedenheit der arbeitenden Klassen wird nicht bloß durch das materielle Einkommen und die wirthschaftliche Verwendung desselben bedingt, sondern viel mehr noch durch ein auf wahrer Religiösität und Tugend gegründetes, glückliches Familienleben. Gut erzogene Kinder sind die Freude und Hoffnung der Eltern, die Krone des häuslichen Glückes, — während in der Erziehung vernachlässigte, ungerathene Kinder das Familienleben verbittern, der Mutter schweren Kummer bereiten, den Vater der Häuslichkeit entfremden, den Frieden und damit Glück und Segen aus der Familie bannen. Für eine bessere Kindererziehung mitwirken heißt — mitbauen am häuslichen Glück und am Wohle der Gesellschaft. Eine große Anzahl unserer socialen Mißstände werden verschwinden, wenn die christliche Erziehung der Kinder von seiten der Mütter besser durchgeführt wird."

Zweifelsohne sind gerade die Kinderjahre, welche in vorliegendem Büchlein beachtet sind, von größerer Bedeutung für die folgenden Jahre des Kindes, als man in manchen Kreisen anzunehmen geneigt ist. In den späteren Jahren treten der Mutter zwei mächtige Helfer zur Seite, die ihr die schwierige Aufgabe der Erziehung wesentlich erleichtern: Kirche und Schule. Priester und Lehrer bauen weiter auf dem Fundament, welches die Mutter gelegt hat. Warum bleiben die eifrigen Bemühungen dieser leider oft ohne den erwarteten Erfolg? Weil die Mutter, die das Fundament hätte legen sollen, ihre Arbeit gar zu schlecht gethan, indem sie wohl die körperliche Pflege des Kindes besorgte, aber sich um die geistige Erziehung wenig oder gar nicht bekümmerte.

Eine Erziehungslehre, welche diese ersten Lebensjahre des Kindes ausschließlich behandelte und sich nur an die katholischen Mütter wendete, ist unseres Wissens noch nicht erschienen. Auch für jene Jahre ist eine Erziehung ohne religiöse Grundlage nicht denkbar. Diese Grundlage muß aber eine confessionelle sein. Es sind uns Fälle bekannt, daß in Bewahrschulen, welche von akatholischen Kräften geleitet waren, katholischen Kindern

die Muttergottesmedaille unter höhnischem Scherze vom Halse genommen, daß ihnen das heilige Kreuzzeichen, die Anrufung des heiligen Schutzengels lächerlich gemacht wurde, und daß die Kinder hiervon recht traurige Eindrücke mit in die Zukunft nahmen.

Die größeren pädagogischen Werke von Sailer, Overberg, A. Stolz, Hirscher u. s. w. behandeln jene Periode des Kindeslebens nur mehr nebenbei, so daß es meistens eines mühsamen Suchens bedarf, um ihre Ansichten über einzelne Punkte zu erfahren. Madame Necker de Saussure geht am tiefsten auf die Geistesentwicklung in den allerersten Lebensjahren des Kindes ein, schreibt aber so hochphilosophisch und weitläufig, daß sich wenig Praktisches daraus eruiren läßt. Die geistsprühende Levana von Jean Paul enthält neben viel Phantastischem manches Schöne und Gute, welches aber von einem Funkenregen verdeckt und im Uebermaß mit Feuerfontainen und Schwärmern verziert erscheint. Mit bestem Erfolge hat sich der Verfasser bemüht, das Praktische aus den Werken verschiedener großer Pädagogen auszulesen und mit sehr werthvollen Zuthaten zu bereichern. Das Büchlein handelt von den Eigenschaften der Mutter als guter Erzieherin, von der ersten Erziehung des Kindes, von der religiösen Erziehung im besondern, von der Bekämpfung der bösen Neigungen, von der Pflege wichtiger Tugenden.

Die Leistung ist in jeder Hinsicht vortrefflich, und wir schließen uns gerne dem Schlußwort der Vorrede an: „Der überaus große Erfolg des Buches ‚Das häusliche Glück', welches schon in mehr als 200 000 Exemplaren in neun verschiedenen Uebersetzungen in fremde Sprachen respective Bearbeitungen für einzelne Länder verbreitet ist, und ebenso die Thatsache, daß vom ‚Wegweiser zum häuslichen Glück' im ersten Jahre nach seinem Erscheinen 44 000 Exemplare abgesetzt wurden, berechtigen zu der Hoffnung, daß auch die ‚Krone des häuslichen Glücks' recht bald für eine große Anzahl christlicher Mütter ein Lieblingsbuch werde."

Wir bemerken noch, daß von dem Büchlein eine Volksausgabe und auch eine Ausgabe für höhere Stände erschienen ist. Der Unterschied liegt nur in der äußern Ausstattung. T. Pesch S. J.

Geschichte der Heranbildung des Clerus in der Diöcese Wirzburg seit ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Festschrift zur dritten Säcularfeier des bischöfl. Clericalseminars ad Pastorem bonum. Von Regens Dr. **C. Braun.** Erster Theil. XVIII u. 428 S. gr. 8°. Wirzburg, Stürmer, 1889. Preis: 7.50.

Man kann oft sagen hören, die gediegensten Bücher pflegten jene zu sein, welche mehr bieten, als ihr Titel verspricht. Versteht man darunter Werke, welche streng an ihrem eigentlichen Gegenstand sich haltend ihn so völlig durchdringen und so klar zur Anschauung bringen, daß sie zugleich nach allen Seiten hin auf verwandte Gebiete und Fragen neues Licht werfen, so ist der Satz gewiß berechtigt. Ein solches Werk nun bietet uns der verdiente Regens des Wirzburger Seminars als Festgabe zum 1200jährigen Jubiläum der

Diöcese und zugleich zur Feier des 300jährigen Bestandes des Priesterseminars. Es ist zu einem wahrhaft ehrwürdigen Denkstein geworden, durch den das schöne Fest sozusagen verewigt wird.

Während mit großer Vollständigkeit die Heranbildung des Clerus der Diöcese von den ältesten Zeiten her zur Darstellung kommt, entrollt sich zugleich vor uns ein gutes Stück der innerkirchlichen Geschichte Deutschlands, wie insbesondere der Diöcese Wirzburg, die hochinteressante Entstehungsgeschichte der Wirzburger Universität, die Lebensgeschichte der großen glaubensbeseelten Bischöfe, die von jeher der Ruhm und Stolz Wirzburgs waren, vor allem aber die Entwicklungsgeschichte der Seminarbildung überhaupt. Gerade in der letzteren Hinsicht dürfte das Buch, in dem von so sachkundiger Hand im Angesicht der geschichtlichen Thatsachen die leitenden Grundsätze dieser kirchlichen Einrichtung erörtert, ihr Wesen und Zweck erläutert werden, weit über die Diöcese hinaus für die kirchlichen Kreise Bayerns, ja ganz Deutschlands von Bedeutung sein.

Es versteht sich von selbst, daß ein solches Werk nicht im Ton der Unterhaltungslectüre geschrieben und für das große Publikum bestimmt sein kann; es setzt wissenschaftlich gebildete und denkende Männer als Leser voraus. In großer Ausdehnung wird das Quellenmaterial wörtlich vorgeführt, so daß der Verfasser nicht seine Anschauungen aufdrängt, sondern jedem Leser das eigene Urtheil ermöglicht. Aber alle diese vielfältigen Quellenangaben sind nach sachlichen Gesichtspunkten wohl zusammengeordnet, werden passend eingeführt, erläutert und in Zusammenhang gebracht, so daß man bald den wohlthuenden Eindruck erhält, einen sehr sachverständigen, den ganzen gewaltigen Stoff klar überblickenden Führer an der Seite zu haben. Dabei ist das ganze Werk, in welchem mit so gewissenhafter Wahrheitsliebe, manchmal fast zu streng, auch ehemalige Mißstände und Verirrungen in geistlichen Kreisen berührt werden, trotzdem übergossen von einem Hauche christlicher Zartheit, besser gesagt, verklärt durch das Gepräge echt priesterlichen Geistes.

In zwei großen Zeiträumen, von denen jeder in vier Zeitabschnitte getheilt ist, wird in dem vorliegenden I. Bande die Geschichte der Heranbildung des Clerus von 742—1632 entwickelt. Der erste Zeitraum, von der Gründung der Diöcese bis zum Concil von Trient, 742—1545, wird eingeleitet durch die Grundgesetze für die Bildung des Clerus, wie sie aus Glaube und Vernunft sich ergeben. „Der Priester, welcher die christliche Bildung Menschen von jeder Altersstufe und jedem Bildungsgrade vermitteln muß, soll vorher selbst vom Beginne seiner Entwicklung bis zur Reife unter dem segnenden Einflusse der Kirche gestanden sein, er soll aus der Hand seiner geistlichen Mutter, der heiligen Kirche, ihr Gesetz zum Maßstab, ihre Gnadenmittel zur treibenden Kraft, ihre Wahrheit zur Nahrung, ihre Heiligen zum Beispiel für alle seine Bestrebungen erhalten und für sein ganzes Leben lernen und sich daran gewöhnen, daß er mit ungetheiltem Herzen dem Dienste des Altars sich weihe und der mystischen Braut Christi bis zum Tode seine Treue und opferwillige Liebe bewahre" (S. 2). Nachdem auch Wirkungskreis und Arbeitsfeld des Priesters eingehend besprochen, findet man sich ins alte christliche

Wirzburg versetzt, über dem noch in frischer Kraft der Segensspruch des hl. Bonifatius waltet, mit seinen großen, heiligen Bischöfen, seinem guten, gläubigen Volk und seiner blühenden Domschule. Von weither strömen die Schüler dahin zusammen. Der hl. Wolfgang verläßt selbst die berühmte Schule von Reichenau, um hier unter dem italienischen Grammatiker Stephan von Novara zu studiren. Leider sollten die schlimmen Einflüsse, die manches Blatt unserer mittelalterlichen Kirchengeschichte trüben, auch auf die fränkische Bischofsstadt nicht ohne Wirkung bleiben. Wohl behauptete sich hier länger, als irgend sonstwo bekannt, das gemeinschaftliche (canonische) Leben der Kapitel, wohl wußte man hier, selbst unter den Sachsen- und Frankenkaisern, die freie Wahl des Bischofs zu erhalten, und stand in den Wirren des Investiturstreites Bischof Adalbero von Wels und Lambach († 1090) nach vorübergehender Verirrung beharrlich auf seite der streng kirchlichen Partei — alles Zeichen, daß ein kräftiges kirchliches Leben sich hier länger als in anderen deutschen Kirchen erhalten habe. Aber zwiespältige Wahlen, Kriege, Pest und Theuerung begannen nun die Diöcese zu zerrütten. Mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts kamen überdies hier, wie in fast allen deutschen Städten, jene erbitterten Zwistigkeiten der Bürgerschaft mit dem Clerus zum Ausbruch, die uns die guten Wirzburger kaum wieder erkennen lassen. Es entstanden diese Streitigkeiten allenthalben aus einem finanziellen Mißverhältniß, indem die Geistlichkeit bei hohen Einkünften völlige Abgabenfreiheit als Standesvorrecht besaß. Denn dadurch kam es, daß bei den durch Kriege und Fehden, wie durch die fortschreitende Entwicklung des äußeren Lebens vermehrten Ausgaben die Bürger mit unverhältnißmäßig schweren Steuern belastet werden mußten. Dabei hatte der Clerus eine große Zahl von Häusern und Grundstücken durch „ewige Gülten" sich zinsbar gemacht und war beim Verkauf der Naturalproducte von seinen Höfen, infolge der Steuerfreiheit, der übrigen Bevölkerung gegenüber in beträchtlichem Vortheil. Alles das erregte Neid und Bitterkeit, und da der Clerus willkürliche Auflagen sich nicht gefallen lassen wollte, kam es zur Erhebung des Volkes und zu gewaltthätigen Auftritten.

Man darf aus diesen Kämpfen auf einen allgemeinen Verfall der Zucht unter dem Clerus noch keineswegs schließen. Im Gegentheil erklären sie die Vorliebe und die gehässige Färbung, mit denen in den städtischen Chroniken der damaligen Zeit Skandalgeschichten und sonst Ungünstiges über die Geistlichkeit berichtet werden. Immerhin aber legt sich der Gedanke nahe, und für Wirzburg glaubt der Verfasser besondere Anzeichen zu haben (S. 37), daß ein beträchtlicher Theil des Clerus seinem heiligen Beruf nicht mehr nach dessen ganzer Erhabenheit entsprochen habe. Es waren eben seit Anfang des 13. Jahrhunderts die Kapitel und Stifte bereits zu Versorgungsanstalten für den nachgeborenen Adel geworden, zum großen Schaden der Kirche, aber nicht durch ihre Schuld: die Päpste, wie Gregor IX., Nicolaus IV., Bonifaz VIII., hatten kräftig dagegen angekämpft. Seit 1293 bestand für das Wirzburger Domkapitel das Statut, daß nur Adelige Zutritt haben sollten, und später verlangte man hier eine nobilitas omnium ascendentium immemorabilis. So waren Unberufene ins Heiligthum der Kirche hineingedrängt, oft so, daß

sie in frühem Jugendalter schon mit der kirchlichen Würde bekleidet wurden. Daher denn jene vielen ärgerlichen Vorkommnisse (S. 73), die man sonst, weil von „Geistlichen" begangen, so gerne der Kirche zur Last legt. Standespolitik und Standesinteresse griffen hier ähnlich vergiftend in das Innere der Kirche ein, wie zu anderen Zeiten der Staatsabsolutismus. Da für diese Zeit die Wirzburger Quellen spärlich zu fließen scheinen und meistens trüben Inhaltes sind, so hat sich der Verfasser hier mit Recht auf die nothwendigsten Angaben beschränkt.

Bei alle dem erlosch unter dem Wirzburger Clerus der Sinn für Höheres nicht. Bald war es der Einfluß der kirchlichen Erneuerung, die von den Mendikantenorden, besonders von den Söhnen des hl. Franziskus und des hl. Dominikus ausging, bald das erste Wehen des noch christlichen Humanismus, was den glimmenden Funken wieder zur Flamme anblies. Schon 1402 erhielt unter B. Joh. von Egglofffstein Wirzburg seine Universität. Als diese durch die Ungunst der Zeiten sich bald wieder auflöste, ward wenigstens eine eigene Lehrstelle für Theologie am Domkapitel geschaffen, während gleichzeitig Hunderte von Angehörigen des Wirzburger Stiftes an den zahlreichen blühenden Universitäten studirten, die damals das mittelalterliche Europa wie Sterne geistigen Lebens erhellten. Daß indes auch in Wirzburg selbst noch Gelegenheit zu gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung geboten war, beweist u. a. das Beispiel Gregor Heimburgs († 1472), des Secretärs Enea Silvio's auf dem Concil von Basel, der alle seine Studien in Wirzburg gemacht hatte, aber freilich kirchlichen Geist dort nicht geschöpft zu haben scheint. Es war die Zeit, in der hauptsächlich infolge der Anziehungskraft der Hochschulen die Dom- und Stiftsschulen allenthalben an Bedeutung gesunken waren, und von welcher der Verfasser (S. 42) das vielleicht zu harte Urtheil fällt: „So wurde das Bedürfniß nach einem besser unterrichteten und erzogenen Weltclerus bewußt und planmäßig unterdrückt." Doch gegen Ende des 15. Jahrhunderts zeigte sich auch nach ihm mit dem Aufleben der Studien eine entschiedene Hinwendung auch zur inneren Reform des Clerus unter Rudolf von Scheerenberg und Lorenz von Bibra, welche tüchtige Weihbischöfe zur Erziehung ihres Clerus auszuwählen und den Geist der Frömmigkeit unter der Geistlichkeit anzuregen verstanden. Gelang es doch auch Lorenz von Bibra, den größten kirchlichen Gelehrten jener Zeit, Trithemius, dessen zündender Einfluß auf die Jugend ebenso bekannt war als seine tiefe Frömmigkeit, nach Wirzburg zu ziehen (1506—1516). Ohnehin hatte man stets darauf gehalten, wohlunterrichtete und tüchtige Männer als Domprediger für Wirzburg zu gewinnen, wie ja Bischof Rudolf selbst mit Geiler von Kaisersberg darüber unterhandelte.

Doch schon kam an den Universitäten die unbändige junghumanistische Richtung empor, um neue Verheerungen in den kirchlichen Kreisen anzurichten. Die unglaubliche geistige Verwirrung des Reformationszeitalters, in die sie ausmündete, und der Einfluß der pseudoreformatorischen Schriften führten endlich einen Zustand herbei, wie die Wirzburger Kirche weder vorher noch nachher ihn gekannt hat. Aber auch jetzt noch gab es Männer, wie Egolph von Knöringen, welche die besseren Ueberlieferungen der Kirche von Wirzburg

aufrecht hielten. Auch mag hier, wie anderwärts, das Gute, das sicher noch vorhanden war, weit weniger ausgeprägte Spuren in den geschichtlichen Documenten zurückgelassen haben, als das den gesunden Sinn verletzende Ordnungstörende und Böse. Bezeichnend dürfte sein, daß Laurentius von Pommersfelden, der Mäcen der wissenschaftlichen Vertheidiger des Glaubens, als Mitglied des Kapitels hier 1527—1543 seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Damit beginnt der zweite Zeitraum vom Concil von Trient bis zur Vernichtung der kirchlichen Anstalten durch den Einfall der Schweden (1545—1632). Es ist die Gründungsgeschichte der neuen Universität und des Seminars bezw. der verschiedenen Seminarien des bischöflichen Wirzburg, und in ihrer Behandlung liegt vielleicht der Hauptwerth dieses ersten Bandes, der auf eingehendes Quellenstudium und ein reiches handschriftliches Material gestützt ist. Fürstbischof Friedrich von Wirsberg wird hier endlich die verdiente Ehrenrettung und mit der Anerkennung seiner hohen Verdienste eine gerechte Würdigung der gegen ihn erhobenen Anklagen zu theil. Der große Julius Echter von Mespelbrunn aber soll sich selbst zeichnen durch die zahlreichen Briefe und Actenstücke. Es ist wohlthuend, so an dieser großen Erscheinung sich laben zu können, nachdem in einem neueren hierauf bezüglichen Geschichtswerke bei scheinbarem Maßhalten so manche feinberechnete Bemerkung nur wieder dargethan hat, wie wenig ein der Kirche fremd und feindlich gegenüberstehender Historiker einen wahren katholischen Bischof zu erfassen vermag. Ein bewunderungswürdiger Mann, steht er vor uns, pflichttreu, eifrig, groß und gewaltig, wohl auch behaftet mit den Schatten, die solch herrschgewaltigen Naturen leicht nachzuziehen pflegen, die aber vor der Größe dessen, was er angestrebt und wirklich geleistet, fast verschwinden. Wo er in seinem Ausschreiben vom 30. December 1578 die namenlos traurigen Zustände seiner Kirche dargelegt, fährt er fort: „Aber man soll uns dessentwegen doch nicht gebrochenen Muthes oder rath- und thatlos sehen; an meiner Anstrengung soll es nicht fehlen, und alles soll versucht werden, wozu die Kirche, unsere Mutter, Führerin und Lehrerin uns anleitet, und unser Eifer soll nicht erschlaffen und einschlafen, sondern wir wollen Umschau halten und handeln." So hat er auch wirklich gethan trotz aller Hemmnisse von seite seines „mitregierenden Herrn" (des Domkapitels) und trotz aller Schwierigkeiten von seite der fränkischen Ritterschaft, fremd jeder feigen Zaghaftigkeit, feind allem Bureaukratismus und Schablonenthum, ein ganzer Mann und ein wahrer katholischer Bischof. Man kann es kaum ohne Rührung lesen, wenn er (S. 339 Anm. 3) vor seiner Abreise zum Regensburger Reichstag den um ihn versammelten Freunden seine zwei großen Schöpfungen anbefiehlt: „die Universität sei gleichsam sein einziger Sohn, das Spital seine einzige Tochter", und wenn er dieselben beschwört bei ihrem Eifer und ihrer Liebe für die Kirche, die Diöcese und die Wissenschaften, mit ihrem ganzen Ansehen das Beste der Universität zu befördern. War auch die Behandlung, die er den Jesuiten, seinen Mitarbeitern, zu theil werden ließ, nicht jederzeit so, wie man sie von einem Fürsten seiner Art hätte erwarten dürfen, und waren die Oberen des damaligen Jesuitenhauses in Wirzburg wahrlich nicht zu beneiden, so zeigt doch die Liebe und Verehrung,

die ihm von seite der Patres stets entgegengebracht wurde, daß sie trotz schmerzlicher Erfahrung seine großen Eigenschaften zu würdigen verstanden, wie auch er bis zu seinem Tode der Gesellschaft Jesu sein Vertrauen nie entzogen hat.

Dank aber gebührt dem Verfasser, daß er diese peinlichen Verhältnisse mit so großer Klarheit dem Leser dargelegt und mit so viel Gerechtigkeitssinn beurtheilt hat. Es verräth dies ein Maß von Billigkeit, wie es der Gesellschaft Jesu nur selten zu theil wird. Denn es ist manchmal, als ob der Dunstkreis, den Haß und Verleumdung um sie verbreitet haben, bei solchen Anlässen auch sonst klare Augen trübe und voreingenommen mache. Auch der neueste Geschichtschreiber der Universität Wirzburg, wie vornehm er auch sonst die Miene der Maßhaltung und Gerechtigkeitsliebe zur Schau trägt, und wie fein er seine kirchenfeindlichen Sympathien zwischen den Zeilen zu bergen versteht, hat sich hier nicht versagen können, wieder und wieder in weniger feinen, ja hämischen Bemerkungen sich zu ergehen.

Ein besonderes Verdienst des Verfassers ist es, auch außerdem so manches minder Probehaltige im Werke des Herrn Dr. Wegele richtig gestellt zu haben [1].

Wie überhaupt die Zeit, die dem hochw. Verfasser für ein so bedeutendes wissenschaftliches Werk zur Verfügung stand, unverhältnißmäßig kurz bemessen war, so bedauert er selbst (S. 247, Anm. 1), daß ihm eine Durchsicht der Druckbogen unmöglich gewesen sei. Hätte eine solche stattgefunden, so wären jedenfalls mit den Druckfehlern auch einige kleine Versehen vermieden worden. So steht S. 113 ein Satz mit Anmerkung („Zu diesen mehr inneren Ursachen . . ."), der allem Anscheine nach S. 111 einzuschalten wäre; statt Stephan von Novara steht S. 32 Navarra; statt des Dr. Wouchop S. 112 ein Nuntius Vancopius; Averroes geräth S. 45 anscheinend unter die Rabbiner. Bei Berührung der Schwächen des großen Fürstbischofes hätte man gerne zuweilen einen Ausdruck gemildert gesehen (so besonders S. 199); einige an sich sehr berechtigte polemische Bemerkungen (wie S. 192) wären in einem monumentalen Werke dieser Art besser in die Anmerkungen verwiesen worden. Manchmal hätte auch der Verfasser dem Leser den Ueberblick erleichtern können; z. B. wird S. 198 ff. Denkschrift und Statut über die Einrichtung des Seminars in einzelnen Abtheilungen neben einander gedruckt, ohne daß angezeigt wird, wo der Text des Statuts beginne.

Doch sind dies alles nur kleine Stäubchen, die den bleibenden Werth des Werkes in keiner Weise beeinträchtigen. Wenn der Verfasser sagt, er habe es ganz für seine alten und jungen Freunde aus dem Clerus der Wirzburger Diöcese geschrieben, so hat er damit allerdings dem ernsten, strebsamen Sinn dieses Clerus ein ehrendes Zeugniß ausgestellt; in der That aber ist es ein Werk geworden, das nicht bloß lokale Bedeutung hat, sondern sich dem gesammten Clerus von Deutschland aufs beste empfiehlt.

---

[1] S. 109, 3 wird z. B. aufmerksam gemacht auf folgende Uebersetzung: Die Quästion utrum praedicamentorum (sc. professio) sit aliena a professione dialectica übersetzt Herr v. Wegele I, 95: „über die Dialektik des Predigers und des Professors".

Otto Pfülf S. J.

William George Ward and the Oxford Movement, by **Wilfrid Ward.** London, Macmillan, 1889. Preis: *Sh.* 14.

Die schwierige Aufgabe, eine Geschichte des zweiten Stadiums des Tractarianismus von 1837—1845 zu schreiben und das Verhältniß des berühmten Convertiten William George Ward zu demselben zu schildern, ist von Wilfrid Ward glänzend gelöst. Nach Newmans „Geschichte meiner religiösen Ansichten" ist vorliegendes Buch der wichtigste Beitrag zur Kenntniß dieser specifisch katholischen Bewegung, welche so große Aufregung im protestantischen Lager hervorrief und so manche ausgezeichnete Persönlichkeiten in den Schoß der katholischen Kirche führte.

Die Führer der älteren Oxford-Bewegung wollten, im Gegensatz zu der liberalen protestantisirenden Strömung, die katholischen Elemente der anglikanischen Kirche wiederherstellen, die Lehre und Disciplin des 17. Jahrhunderts wieder zurückbringen, welche nach ihrer Ansicht mit der Lehre und Disciplin der ersten christlichen Jahrhunderte übereinstimmte. Newman, das Haupt der ältern Bewegung, gleich ausgezeichnet als origineller Denker und als Stilist, hatte keine Ahnung von dem grellen Widerspruch des Urchristenthums mit der Lehre der classischen anglikanischen Theologen, die er in seinem Studium der Väter als Führer wählte, und konnte nicht begreifen, daß viele seiner hochkirchlichen Freunde von einem Zurückgehen auf die Väter, von milderen Ansichten über die papistische Kirche nichts hören wollten.

Je mehr Newman sich in das Studium der Väter vertiefte, je mehr er selbständig forschte, desto klarer wurde es ihm, daß die anglikanischen Theologen ihn irre geführt, daß die anglikanische Kirche, weit davon entfernt, die reine, ursprüngliche Lehre festgehalten zu haben, wahrscheinlich eine Secte sei, welche sich von der wahren Kirche getrennt habe. Es war nicht Newmans Art, aus den gegebenen Prämissen vorschnell die letzten Consequenzen zu ziehen. Seine Eigenart, seine Anhänglichkeit an die anglikanische Kirche und an seine Freunde, Pflichtgefühl, welches ihm verbot, einen entscheidenden Schritt zu thun, bevor er vollkommene Gewißheit von der Nothwendigkeit desselben erlangt hatte, alle diese Umstände erklären, warum Newman so lange mit seinem Uebertritt zur katholischen Kirche zögerte, obgleich er die katholische Lehre im Princip schon angenommen hatte.

Die jüngeren Freunde Newmans konnten diese Zurückhaltung ihres Meisters nicht verstehen und drängten denselben vorwärts. Der Cardinal charakterisirt dieselben folgendermaßen: „Während meine älteren, wahren Freunde voll Besorgniß um mich schmerzlich davon berührt waren, daß ich mich allmählich von anderen Männern bestimmen ließ, welche nicht dieselben Ansprüche hatten, wie sie — jüngere Leute, von einer Denkungsart, die mir in nicht geringem Grade unsympathisch war, entstand eine neue Schule, welche die ursprünglichen Anhänger der Bewegung bei Seite schob und sich an deren Stelle setzte."

Diese kleine Schaar wißbegieriger, scharfsinniger, entschlossener Geister, welche ihr katholisches Leben zur gleichen Zeit mit Oakeley begonnen hatten,

welche viel von Rom, nichts von der Via Media (Newmans Theorie, daß die anglikanische Kirche die richtige Mitte halte zwischen Protestantismus und Katholicismus) erwarteten, machte reißende Fortschritte inner- und außerhalb Oxfords und durchkreuzte die ursprüngliche Bewegung, ja gab derselben eine ganz neue Richtung. Es waren meistens tief religiöse Männer, denen ihr Seelenheil eine Herzensangelegenheit war (Apologia p. 163). Man mag bei Newman nachlesen, wie es kam, daß er dieser neuen Schule immer mehr seine Sympathie zuwandte und sich von den Führern der anglikanischen Bewegung entfernte, wie er, um die Fragen seiner Freunde zu beantworten, ihre Zweifel zu lösen, dem inneren Drange folgend, der ihn zur katholischen Kirche hinzog, alle die Schranken, welche ihn bisher in der Staatskirche zurückgehalten, niederbrach.

Oakeley, Faber, Dalgairns, John B. Morris, der spätere Historiker J. A. Froude, der Orientalist Charles Seager waren Mitglieder der neuen Bewegung, ihr Haupt aber war, nächst Newman, George William Ward, der größte Dialektiker der Schule, der sich einen bedeutenden Namen als Philosoph und Theologe erworben hat. Derselbe ward 1812 zu London geboren, erhielt seine Vorbildung in der Lateinschule zu Wincheſter und bezog die Universität Oxford im Jahre 1830, wurde Fellow von Balliol College 1835. Ward hatte der hochkirchlichen Partei angehört, John Stuart Mill und Bentham hatten seine philosophischen, Whately und Thomas Arnold seine theologischen Ansichten stark beeinflußt. Die strenge Methode dieser Gelehrten, die Klarheit und Präcision ihrer Schriften hatten tiefen Eindruck auf Ward gemacht; in Arnold, dem diese Eigenschaften mehr oder minder fehlen, bewunderte Ward den tiefen Ernst und das Streben, religiöse Grundsätze zu verwirklichen. Glücklicherweise fand die einseitige Betonung der Intelligenz ein Gegengewicht an dem tief religiösen Sinne Wards, der es beim abstracten Denken und Speculiren nicht bewenden ließ, sondern die Verwirklichung eines hohen religiösen, moralischen Ideals anstrebte.

Es war Newman, welcher diese beiden Richtungen harmonisch vereinigte, der ihn vor dem Netze des Unglaubens und einer falschen Philosophie bewahrte und ihn ebensowohl durch die Wahrheit und Tiefe der von ihm verfochtenen Grundsätze, als durch die Weise, in welcher er seine Lehre jedem Charakter verständlich und faßlich machen konnte, an sich fesselte.

Ward war anfangs ein Gegner Newmans gewesen und hatte sich beharrlich geweigert, die Predigten Newmans, welche von Professoren sowohl als Studenten zahlreich besucht wurden, zu hören. „Warum", pflegte Ward zu sagen, „sollte ich solchen Mythen zuhören?" Ein Freund legte ihm eine Falle und führte ihn unter dem Vorwand, einen Spaziergang zu machen, zu der Marienkirche in Oxford, wo Newman jeden Sonntag Abend um 5 Uhr predigte. Die Thurmuhr schlug gerade 5 Uhr, als die beiden Freunde am Eingange anlangten. Der Freund sprach zu Ward: „Eben jetzt besteigt Newman die Kanzel. Warum willst du nicht eintreten und ihn hören? Schaden kann es dir nichts. Wenn du seine Predigtweise nicht gern hast, brauchst du nicht ein zweites Mal hinzugehen, aber jetzt höre und urtheile."

Die Gnade siegte. Ward fand in Newmans Predigt nicht die Sucht nach Alterthümlichkeit, nicht Aberglauben und Befangenheit, sondern eine tief ethische und religiöse Auffassung, die er vorher nie in demselben Maße gefunden. Der Skeptiker und Rationalist Ward, der bisher seinen Scharfsinn und sein dialektisches Geschick zur Bekämpfung Newmans verwendet, wurde jetzt sein begeisterter Anhänger. Haß der Sünde, Liebe zur Tugend, Streben nach Heiligung waren das Band, welches zwei sich in so vielen Beziehungen unähnliche Charaktere vereinigte. Ward war der strenge Denker, dessen unerbittliche Logik keine Rücksichten kannte, der alles Schwanken als Halbheit verdammte und gar nicht sehen konnte, auch wo Erziehung, geistige Anlagen und andere Umstände es anderen unmöglich machten, die letzten Consequenzen zu ziehen. Newmans Stärke war es, das wirklich Gute jeder Ansicht herauszufühlen und zu entwickeln. Während Ward oft schroff und einseitig war, zeichnete sich Newman durch Takt und Zartgefühl aus. Ward war stürmisch, Newman besonnen. Beide Charaktere ergänzten sich. Ohne Ward hätte Newman sich in vielen Fragen passiv verhalten und hätte den Weg zur katholischen Kirche wohl nicht so bald gefunden; ohne Newman wäre Ward ein vollendeter Skeptiker geworden.

Ward hatte früh die englische Staatskirche verachten und hassen gelernt. Dieser Haß und diese Verachtung hatten ihren Grund nicht sowohl in dem Studium der Geschichte der Reformation, als in den traurigen Folgen der Lehre der Reformatoren. Der sittliche Ernst Wards wurde schon früh empört durch den Geist der Gleichgiltigkeit und Lauheit, welcher in der Staatskirche herrschte. Die Bischöfe und Geistlichen, welchen Ehrenstellen, Reichthümer, Wohlleben über alles gingen, welche die Erziehung des Volkes vernachlässigten, welche an den Lateinschulen die größte Immoralität duldeten, konnten ihm keine Achtung abgewinnen. Die logischen Widersprüche in der anglikanischen Lehre, die Freiheit, mit der man auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhl heterodoxe, ja antichristliche Lehren vortragen durfte, ließen Ward die Staatskirche als ein wahres Ungeheuer erscheinen.

Newmans 90. Tractat war von dem Verfasser als Gegengift gegen die katholisirende Richtung Wards und seiner Gesinnungsgenossen bestimmt. Derselbe sollte bekanntermaßen nachweisen, man könne trotz der 39 Artikel alle specifisch katholischen Lehren halten und brauche deshalb nicht aus der Staatskirche auszutreten. Wie Ward vorhergesagt hatte, erregte derselbe großes Aufsehen unter den Gegnern des Tractarianismus, welche Newman der Verdrehung und Unehrlichkeit beschuldigten. Ward, welcher an der Controverse den regsten Antheil nahm, trat den älteren Tractarianern entgegen, welche die Verurtheilung der Väter der Reformation durch Newman vertuschen wollten. Statt jedoch, wie Newman, zu behaupten, man könne die katholische Lehre festhalten und die Artikel nach ihrem natürlichen, grammatischen Sinn unterschreiben, machte Ward geltend, daß nicht nur die katholische Partei, sondern überhaupt jede Richtung in der Kirche die benannten Artikel in einem unnatürlichen Sinne unterschrieben habe, und daß die Artikel überhaupt ein Conglomerat von Widersprüchen seien.

Die Bestürzung der alten Tractarianer läßt sich leichter denken als schildern. In den Vertheidigungsschriften des 90. Tractates hatte Ward die Reformatoren als Meineidige, als Ketzer gebrandmarkt; in dem berühmten Buche „Ideal of a christian church" ging er noch viel weiter und behauptete, nur in der katholischen Kirche sei das Ideal verwirklicht. Die streng protestantische Partei an der Universität Oxford glaubte die katholische Bewegung durch eine förmliche Verurtheilung von Wards Buch und durch Degradirung seines Verfassers unterdrücken zu können.

Die Tractarianer, die liberalen Theologen, welche grundsätzlich jeden Gewissenszwang perhorrescirten, wie Stanley, viele Anhänger der Staatskirche wie Tait, der spätere Erzbischof von Canterbury, mißbilligten das Vorgehen der protestantischen Partei. Hätte Ward in seiner Vertheidigungsrede vor der Versammlung der Universität nicht wiederholt die englische Kirche angegriffen und unverhohlen sich zu specifisch katholischen Doctrinen bekannt, so wäre er sicherlich freigesprochen worden.

Wenn Ward seine religiösen Gesinnungsgenossen überzeugen wollte, daß die anglikanische Kirche in allen wesentlichen Punkten protestantisch sei, so ist diese Absicht vollkommen erreicht worden. Nach Wards Verurtheilung 1844 traten Ward selbst, Oakley, Dalgairns ꝛc. zur katholischen Kirche über. Newman folgte seinen Schülern October 1845.

Ein weiterer Band, auf den wir sehr gespannt sind, soll uns das Leben und Wirken des Katholiken Ward schildern. Wir können leider nicht auf das gehaltreiche und geistvolle Kapitel über Wards Verhältniß zur neueren Philosophie eingehen und beschränken uns auf die Bemerkung, daß die Verurtheilung Wards und des Tractarianismus nur der kritisch-antichristlichen Schule, deren Hauptvertreter Professor Jowett und der jüngst verstorbene Dichter und Aesthetiker Matthew Arnold sind, Gewinn gebracht hat. Die christliche Philosophie ist in Oxford nicht mehr vertreten; infolge dessen hat der Anglikanismus wenig Anziehungskraft auf die talentvolleren Studenten ausgeübt. Die Thatsache, daß der Agnostiker Huxley auf die anglikanischen Theologen vornehm herabblickt, während er sich mit Newman auseinandersetzt, daß der antichristliche Roman Robert Elsemere solchen Beifall in gebildeten Kreisen gefunden, zeigt wohl zur Genüge, wie schlecht es in der Staatskirche um religiöse Erkenntniß bestellt ist.

Wards in jeder Beziehung mustergiltige und äußerst interessante Biographie hat bereits hohe Anerkennung in allen Kreisen Englands gefunden.

A. Zimmermann S. J.

Bilder aus der Thierwelt, für Schule und Haus gesammelt von **Friedrich Ruhle**, Realgymnasiallehrer. I. Band: Säugethiere. 406 S. gr. 8°. Münster, Aschendorff, 1889. Preis: geb. *M.* 7.80.

Eine mustergiltige Sammlung ausgewählter Stücke aus der zoologischen Literatur stellt an den Herausgeber keine geringen Anforderungen, wenn sie wirklich zur Hebung und Belebung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes dienen soll. Sie muß Richtigkeit der Angaben mit leicht faßlicher Darstellung

vereinigen und in ihrer Gesammtheit ein abgerundetes Ganze bieten, welches wenigstens die vorzüglichsten Vertreter aus den Hauptgruppen des Thierreichs in bestimmter Reihenfolge behandelt. Eine solche Sammlung soll jedenfalls auch ein gern gelesenes Buch sein, und deshalb ist interessante Schilderung und fesselnde Erzählung eine Hauptbedingung für die Auswahl. Will sie zugleich Familienbuch sein, das auch von der Jugend ohne Gefahr gelesen werden könne, so erhebt sich doppelt streng die Anforderung, daß alles aufs sorgfältigste vermieden werde, was Glauben und Sitte verletzen könnte.

Die vorliegenden 13 Lieferungen, die den ersten Band der „Bilder aus dem Thierleben" bilden, beweisen, daß es dem Herausgeber, einem Mitarbeiter von „Natur und Offenbarung", gelungen ist, diese schwierige Aufgabe befriedigend zu lösen. Altum, Grube, Lenz, Friedrich von Tschudi, Westfalens Thierleben und andere der besten Namen sind unter den Quellen vertreten, denen die einzelnen Stücke entnommen sind. Manche derselben, z. B. „Der Fuchs" und „Die Gemse", sind wahre Meisterstücke unserer Literatur. Was dem verdienstvollen Werke zu besonderer Empfehlung gereicht, ist die im allgemeinen sehr passende Auswahl in sittlicher und religiöser Hinsicht.

Indessen möge es uns erlaubt sein, einige Einzelheiten hervorzuheben, die für die folgenden Bände oder für eine zweite Auflage Berücksichtigung verdienen dürften. Es ist gewiß sehr anzuerkennen, daß an mehreren Stellen, besonders in dem ersten Stücke („Die Affen", von Grube) ausdrücklich bemerkt wird, wie selbst die höchsten Vertreter der Säugethiere durch eine unermeßliche Kluft vom Menschen geschieden werden, weil sie keinen vernünftigen Geist haben. Dies ist in der That der einzig richtige Standpunkt. Die Thierintelligenzmanie, die heute leider in weiten Kreisen herrscht, ist im Grunde genommen nichts anderes als Begriffsverwirrung und Gefühlsduselei. Es will uns nun scheinen, als ob der Herausgeber in der Auswahl mancher Stücke oder wenigstens mancher Stellen in einzelnen Stücken diesen Standpunkt hätte consequenter festhalten sollen. So wird z. B. S. 11 zwar angeführt, daß die „Mutterliebe" der Affen auch auf junge Kaninchen oder Meerschweinchen sich erstrecke, wenn man einer Aeffin ihr eigenes Junge genommen hat. Der Philosoph erkennt daraus zur Genüge, daß diese Mutterliebe von der menschlichen unendlich weit verschieden sei, daß sie ein blinder Trieb eines unvernünftigen Thieres ist. Aber werden alle, besonders die jugendlichen Leser, auch so weit denken, wenn sie von jener „Mutterliebe" lesen? Auf sie wird die S. 12 und 13 aus Brehms Reiseskizzen erzählte Geschichte (von dem alten Affen als „Pflegevater" und dem Aeffchen als „Adoptivkind"), die unter der gefühlvollen Darstellung die Vermenschlichung des Thieres birgt, einen ganz andern und zugleich viel tiefern Eindruck machen. Gerade die Brehm'schen Erzählungen sind bekanntlich in dieser Beziehung nicht zuverlässig; denn so oft dieselben das thierpsychologische Gebiet streifen, ist man bei Brehm nie sicher, daß man nicht statt des wirklichen Sachverhaltes eine tendenziöse Verdrehung desselben vor sich hat. Wenn der Herausgeber trotzdem Stücke aus Brehms Thierleben aufnehmen wollte, so hätte er wenigstens im Vorworte klarer seinen Standpunkt gegenüber der abgeseimten Ten-

denz jenes Werkes aussprechen sollen. Es ist zu wenig gesagt, wenn er mit Bezug auf die großen Originalwerke der von ihm benutzten Autoren nur im allgemeinen die Bemerkung macht: „Einige der besten dürften ohne gewichtige Bedenken unserer Jugend nicht in die Hand gegeben werden" (S. V). Diese Erklärung genügt nicht, um die Leser der „Bilder aus dem Thierleben" vor Brehm insbesondere zu warnen; die zahlreichen, von Brehm entlehnten Stücke dürften sogar leicht nach der entgegengesetzten Seite hin wirken.

Ferner wären mißverständliche Aeußerungen oder Citate wie das folgende: „Das Naturell des Hundes ist so gut wie das unsere" (S. 124), besser fortgeblieben. Ebenso hätte lieber nicht von dem Denken, Wollen und Wissen einer Hundeseele geredet werden sollen, weil diese Thätigkeiten im eigentlichen Sinne bloß einem vernünftigen Geiste zuzuschreiben sind. Die Schönheit der Darstellung hätte durch den Fortfall solcher Stellen nichts verloren, die Correctheit derselben nur gewonnen.

Ein Stück, das nicht hätte aufgenommen werden sollen, wenigstens nicht ohne vorherige Purgirung, ist die Brehm'sche Schilderung der Stiergefechte in Spanien. Dieselbe enthält eine Ungerechtigkeit gegen das spanische Volk, das als möglichst blutdürstig und verthiert dargestellt wird. Hämische Nebenbemerkungen, wie „die Achtung, mit welcher die Spanier das Rindvieh überhaupt behandeln" u. s. w., hätten den Herausgeber darüber aufklären können, daß Brehm diese Gelegenheit fleißig benutzt hat, um dem katholischen Spanien einen Hieb zu geben. Haben denn nicht auch andere Schriftsteller über die Stiergefechte ebenso interessant geschrieben, ohne diese gehässige Tendenz beizumischen? Warum dann zu Brehm greifen?

Die Ausstattung des Werkes durch die Aschendorff'sche Verlagshandlung ist schön und zweckentsprechend, die Abbildungen meist gelungen, gar manche sogar vorzüglich. Der Preis (45 *Pf.* für jede Lieferung) ist niedrig gestellt.

Mögen durch die „Bilder aus der Thierwelt" so gefährliche Bücher wie „Brehms Thierleben" bald aus allen Schul- und Familienbibliotheken verdrängt werden!

E. Wasmann S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Wahrheit in der Lösung der Römischen Frage. Von B. O. S. Aus dem Italienischen. Einzig autorisirte Uebersetzung. 144 S. 8°. Regensburg, Pustet, 1889.

Diese hochbedeutsame Broschüre, welche in Italien sofort nach ihrem Erscheinen in vielen Tausenden von Exemplaren abgesetzt wurde, ist soeben auch dem deutschen

Leserkreise zugänglich gemacht. Der Uebersetzer erklärt im Vorwort ausdrücklich: „Leo XIII. steht der Schrift nicht ferne. Ist ja die erste Ausgabe derselben aus der Tipografia Vaticana hervorgegangen. Er hat der Schrift im ganzen wie im einzelnen seine volle Anerkennung, seinen vollen Beifall zu theil werden lassen, und wünscht nichts mehr, als daß ihr Inhalt in die weitesten Kreise in und außerhalb Deutschlands getragen werde." — Die Schrift entwickelt ein klares Programm für die Lösung der Römischen Frage, indem sie für die Wiederherstellung einer wahren und vollen Souveränität des Heiligen Stuhles eintritt und ein Schattenkönigthum, etwa über das Leoninische Viertel, abweist. Sie führt aus, solange diese Lösung nicht verwirklicht werde, bleibe die katholische Kirche in einer Zwangslage und in ihren heiligsten Rechten vergewaltigt. Wir behalten uns vor, auf den Inhalt der wichtigen Schrift zurückzukommen.

Eine katholische Antwort auf den Giordano-Bruno-Skandal. Rede, gehalten in der Protest-Versammlung der Kölner Katholiken am 7. Juli 1889 von Professor Dr. Schroeder. 24 S. 8°. Köln, Bachem, 1889. Preis: 30 *Pf.*

Der hochw. Verfasser, schon durch andere Arbeiten als muthiger und gewandter Vertheidiger der katholischen Sache bekannt, bietet uns hier gewissermaßen eine Abschiedsgabe vor seiner Abreise nach Amerika, wo er bekanntlich eine Professur an der neu errichteten katholischen Universität zu Washington angenommen hat. Er schildert den Schmerz, welchen „unser Vater" zu Rom über die Verherrlichung eines Mannes fühlen muß, der sein Ordensgelübde frech brach, von der Kirche abfiel und das Dasein Gottes läugnete, dafür aber zu Rom am heiligen Pfingstfeste unter Billigung der Regierung gefeiert ward. Als Antwort und Sühne für einen solchen Triumph des Heidenthums, des theoretisch verkündeten und praktisch geübten Abfalls von Gott und dem Glauben verlangt er dreierlei: offenes und lautes Bekenntniß des Königthums Jesu Christi, sowie der väterlichen Würde des Papstes und mannhaftes Eintreten für die Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles. Der Vortrag fand stürmischen Beifall, besonders beim Schlußsatz: „Wer mit Petrus hält, der ist unser Mann." Möge er auch in der neuen Form als Broschüre ebenso mächtig wirken und weitere Kreise begeistern.

Offene Briefe an einen Protestanten von Botho von Rheinfelden. 64 S. 8°. Trier, Paulinus-Druckerei, 1889. Preis: *M.* 1.

Diese neun Briefe behandeln 1. das Ziel des christlichen Staates, 2. seine Pflicht der Gottesverehrung, 3. bis 5. seine Pflichten gegen die Kirche und die Verkennung dieser Pflichten im Culturkampf, 6. und 7. die Stellung des Staates gegen die Orden im allgemeinen und gegen die Jesuiten im besondern, 8. einige Beispiele protestantischer Angriffe gegen die Kirche, 9. ein Mittel der Besserung. Da in der Ausführung durchgängig auf den preußischen Staat und auf protestantische Staatsmänner Rücksicht genommen ist, bietet die gründliche und zumal in der ersten Hälfte mit vornehmer Ruhe abgefaßte Schrift eine recht brauchbare und lehrreiche Darstellung über das praktische Verhältniß von Kirche und Staat. Sie legt in leichter und anziehender Weise jene großen Grundsätze dar, welche leider nur zu oft übersehen werden und doch allein zu einem dauernden, für beide Theile ehrenvollen Frieden führen können.

Der russische Gedanke. Von Wladimir Ssolowjow. Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung, nebst einleitender Betrachtung des Uebersetzers. Der Reinertrag ist für die Marienkirche in Hannover bestimmt. 50 S. 8°. Berlin, Verlag der „Germania", 1889. Preis: 60 *Pf.*

„Rußlands Aufgabe" oder „Rußlands Pflicht" würde als Titel vielleicht besser den Inhalt und Charakter der höchst interessanten Schrift bezeichnen. Denn der Verfasser will durchaus nicht besprechen, was die Russen über sich selbst und die Welt denken, sondern die große ethisch-politische Aufgabe, die Gott dem russischen Volke stellt. Diese aber besteht darin, seinen Nationalismus und seine materiellen Interessen den wahren christlichen Ideen unterzuordnen, als Theilglied in die christliche Völkerfamilie einzutreten, aus der es sich durch sein schismatisches Staatskirchenthum und seinen Panslavismus herausgerissen hat, und auf christlicher Basis, als Glied der einen, wahren, katholischen Kirche, die Bahn echter Bildung und Freiheit und geistigen Fortschrittes zu betreten. „Für die allgemeine aber oder katholische Kirche muß es ein allgemeines und völkerverbindendes Priesterthum geben, Mittelpunkt und eins geworden in der Person eines allen Völkern gemeinsamen Vaters, des allumfassenden Oberpriesters" (S. 43). Kurz und gut, anstatt Ost und West mit neuen Balkanverwicklungen und Kriegen zu bedrohen, soll Rußland erst in seinem eigenen Hause auf religiösem Gebiete Ordnung schaffen, d. h. katholisch werden, mit dem Papste in Verbindung treten und so die wahre, innere Lebenskraft wieder gewinnen. Denn „eine dem Testamente Christi untreue Kirche ist das unfruchtbarste und mißgeborenste Ding der Welt" (S. 36). Die jetzige russische Staatskirche aber ist nach Ssolowjow ein „System des gouvernementalen Materialismus, welcher ausschließlich auf der rohen Gewalt der Waffen beruhte und die sittliche Macht des Gedankens und des freien Wortes für nichts achtete". Seine vernichtende Kritik der russischen Staatskirche stützt er hauptsächlich auf Geständnisse des Slavophilen J. S. Aksakow, die von jedermann gelesen und erwogen zu werden verdienen. „Das russische Volk jedoch", meint Ssolowjow (S. 49), „ist im Grunde seiner Seele christlich." Er hält darum eine Wendung zum Bessern für möglich, wenn „die völkerverheerende Narrheit des Nationalismus", dieser neuheidnische „Götzendienst", aufgegeben wird. So richtig im allgemeinen seine Grundideen sind, so gähren in seinen Ausführungen doch mancherlei verschwommene und unklare Gedanken. Aber eine höchst merkwürdige Erscheinung bleibt die Schrift, und die gehaltvolle Einleitung erinnert sehr praktisch daran, daß „der gouvernementale Materialismus" auch in anderen Ländern keineswegs überwunden ist, wenn er die Knute auch etwas sanfter führt und die Kirche Christi bloß unblutig zu knechten sucht.

Praelectiones metaphysicae specialis, quas in collegio maximo Lovaniensi habebat Gustavus Lahousse S. J. Volumen III: Theologia naturalis. 416 p. 8°. Lovanii, Peeters, 1888. Preis: *Fr.* 5.

Praelectiones logicae et ontologiae, quas in collegio maximo Lovaniensi habebat Gustavus Lahousse S. J. 629 p. 8°. Lovanii, Peeters, 1889. Preis: *Fr.* 7.50.

Die beiden ersten Bände dieses Lehrbuches, welche die Kosmologie und die Psychologie behandeln, sind bereits früher (Bd. XXXV. S. 193 ff.) besprochen worden. Der dritte Band über die specielle Metaphysik, nämlich die Lehre von Gott, und ein besonderer über Logik und Ontologie haben das Werk zum Abschluß gebracht. Der Verfasser hat den gesammten schwierigen und umfangreichen Stoff klar und gründlich

behandelt. Einen Hauptvorzug des Werkes finden wir darin, daß die Wichtigkeit der zu behandelnden Sache mit der geringern oder größern Ausführlichkeit der Behandlung stets im richtigen Verhältniß steht.

In der Theologia naturalis sind insbesondere die Beweise für das Dasein Gottes in vorzüglicher Weise behandelt. Von den häufiger beigebrachten Beweisen fehlt nur der aus der innern Möglichkeit der Dinge. Wir müssen gestehen, daß es ernste Bedenken sind, welche P. Lahousse davon abhalten, denselben gelten zu lassen. Allein bedenklich ist es doch auch, in Abrede zu stellen, daß es ohne Gottes Dasein keine innerlich möglichen Dinge geben könne. Dazu sieht sich aber der Verfasser (S. 98) bei Lösung der Schwierigkeiten gezwungen. Es geht nicht an, auf die vortreffliche Auseinandersetzung vieler anderen Lehrsätze im einzelnen hier einzugehen. Nur sei darauf hingewiesen, daß die alte Schwierigkeit, wie Gott zugleich frei und unveränderlich sein könne, eine neue Lösung erfährt, für die der Verfasser übrigens nur das Verdienst der Veröffentlichung in Anspruch nimmt. Die Dunkelheit des Gegenstandes schreckt uns einstweilen ab, dieselbe für besser zu erklären, als die bisher ausgedachten; jedenfalls verdient sie volle Beachtung.

Eine ebenso tüchtige Leistung, wie die übrigen Bände, ist der zuletzt erschienene über Logik und Ontologie. Bei einem Umfange, wie der des vorliegenden Bandes, kann man nicht verlangen, daß der behandelte Stoff über das herkömmliche Maß hinausgehe; ebenso ist es durchaus zu billigen, daß mit geringen Ausnahmen an der alten, bewährten Ordnung festgehalten wurde. Gewöhnlich wird die Wahrheit der Urtheile in der Logik behandelt. Das ist richtiger, als sie in der Ontologie zur Sprache zu bringen, wie es der Verfasser thut. Es kann ja im Urtheil nur von logischer Wahrheit die Rede sein. Klarheit und Uebersichtlichkeit lassen nichts zu wünschen übrig. Wenn der Verfasser nur eine Art der Gewißheit annimmt (S. 126), so ist zwar unzweifelhaft zuzugestehen, was mit Recht in der Beweisführung betont wird, daß die Einartigkeit der Gewißheit vom Beweggrunde abhänge; ob aber auch bewiesen ist, daß es nur eine Art von Beweggründen gibt? — Unsere unbedingte Zustimmung geben wir zu der hier vertretenen Ansicht, daß es keinen realen Unterschied zwischen Wesen und Dasein in den Geschöpfen gebe. Bei der Untersuchung über eine verwirklichte unendliche Menge oder Ausdehnung stellt der Verfasser sich auf die Seite jener, welche deren Möglichkeit verwerfen. Die klar und scharf geführten Beweise dürften schwerlich je eine endgiltige Widerlegung finden. — Wir zweifeln nicht, das ganze Werk werde dazu beitragen, daß die vom Heiligen Vater so sehr und eindringlich empfohlene Hebung der philosophischen Studien mehr und mehr verwirklicht werde.

Lehrbuch der Religion. Ein Handbuch zu Deharbe's katholischem Katechismus und ein Lesebuch zum Selbstunterrichte. Von W. Wilmers, Priester der Gesellschaft Jesu. Alphabetisches Personen- und Sachregister zu den vier Bänden. 56 S. gr. 8°. Münster, Aschendorff, 1888. Preis: 60 *Pf.*

Das vorzügliche „Lehrbuch", das noch jüngst beim Erscheinen der letzten seiner vier starken Auflagen in der gesammten katholischen Presse das höchste Lob erntete, hat durch das vorliegende „Alphabetische Personen- und Sachregister" ganz wesentlich an Brauchbarkeit gewonnen, indem das Auffinden der gesuchten Materien ungemein erleichtert wird. Zugleich ermöglicht das äußerst sorgfältig gearbeitete Register auch einen Einblick in den reichen Inhalt dieser unerschöpflichen Fundgrube für Prediger und Katecheten.

De Jejunio ecclesiastico in genere, deque jejuniis ecclesiae orientalis in specie. Dissertatio inauguralis, quam superatis rigorosis examinibus pro obtinendo Doctoris in SS. theologia gradu academico, annuente inclyta facultate theologica, in alma ac celeberrima R. scientiarum Universitate Hung. Budapestiensi concinnavit Felicianus Bran, presbyt. dioec. gr. rit. cath. Magno-Varadinensis. 86 p. Magno-Varadini, typis Sam. Berger jun., 1889. Preis: *M.* 1.

Die morgenländische Kirche zieht bekanntlich in ihrem ganzen Gottesdienst den sinnlichen Theil des Menschen weit mehr in Mitleidenschaft, als dieses bei der abendländischen Kirche der Fall ist. Daher entfaltet sie einerseits bei ihrer gewöhnlichen liturgischen Feier einen größern äußern Glanz, vollzieht dafür freilich diese heiligen Handlungen seltener; andererseits hält sie die Trauer- und Bußtage mit größerer Strenge in Fasten und Abstinenz, hat jedoch auch hier betreffs der eigentlichen Fasttage eine Minderung der Zahl eintreten lassen. Nicht ohne Interesse liest man die vorliegende Arbeit, welche die geschichtliche Entwicklung des kirchlichen Fastengebotes, speciell des morgenländischen, verfolgt. Die außer der großen vorösterlichen Zeit vorgeschriebenen Fasten haben dort ein anderes Gepräge als im Abendland. Es sind im gewissen Sinne Vigilfasten, aber nicht bloß Fasttage, sondern Fastenzeiten, welche freilich seit lange schon zu bloßen Abstinenztagen herabgesunken sind, wie auch die Mittwoche und Freitage im Verlauf des Jahres, ähnlich den Freitagen und Samstagen bei den Lateinern. Nur der 5. Januar (Vigil von Epiphanie), der 29. August (Johannis Enthauptung) und der 14. September (Kreuzerhöhung) sind einzelstehende Fasttage. Jene Vigilfastenzeiten von wenigstens je einer Woche bestehen vor Weihnachten, Mariä Himmelfahrt (festum obdormitionis B. M. V.) und dem Feste der Apostelfürsten. Dieselben entstanden nach vorliegender Schrift aus der frommen Gewohnheit, dem Empfange der heiligen Communion, der an jenen Festen allgemein war, ein mehrtägiges Fasten voraufgehen zu lassen; diese Gewohnheit erhielt allmählich Gesetzeskraft. — Die vorösterliche, vierzigtägige Zeit ist im strengen Sinne des Wortes Fastenzeit geblieben, und zwar mit sehr strenger Abstinenz bezüglich der Wahl der Speisen. — Ein zähes Festhalten an altem Brauch zeigt sich sogar hier in rein disciplinären Sachen; um so mehr ist die morgenländische Kirche in Dingen, welche näher den Glauben berühren, ein unabweisbares Denkmal uralter Ueberlieferung.

Ägypten einst und jetzt. Von Dr. Friedrich Kayser. Zweite, erweiterte und völlig durchgearbeitete Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 118 Illustrationen im Text, 17 Tonbildern und einer Karte. 301 S. 8°. Freiburg, Herder, 1889. Preis: *M.* 5; geb. *M.* 7.

Mit Freuden begrüßen wir die zweite, bedeutend erweiterte und fleißig durchgearbeitete Auflage dieses schönen Buches, welches uns das alte Pharaonenland in Wort und Bild getreu und anschaulich vor Augen führt. Nach einer kurzen, geographischen Beschreibung des Nillandes und seines befruchtenden Stromes schildert uns der Verfasser das Nilvolk im Alterthum und in der Gegenwart. Das Hauptgewicht der Darstellung fällt naturgemäß auf die alte Pharaonenzeit, und diese ist uns mit großer Liebe und auf Grund umfassender Studien besonders klar und anziehend gezeichnet. Gerade in diesem Abschnitte hat die zweite Auflage bedeutende Erweiterungen erhalten. Religiöse Anschauungen und Sittenlehre, Regierung und Verwaltung, Schrift und Schriftwerke, Wissenschaft und Poesie, Kunst und Handwerk, Ackerbau und Ge-

werbe, Familie und Gesellschaft, Leben und Tod der alten Aegypter werden eingehend beleuchtet. Zahlreiche, gut gewählte und trefflich ausgeführte Bilder treten dem erläuternden Worte überall zur Seite. — Nicht minder interessant ist der zweite Theil des Buches, „das heutige Aegypten". Ganz besonders gefiel uns die zutreffende Schilderung des Islam und der aus ihm hervorgehenden socialen Verhältnisse, welche einen Blick in die traurige sittliche Verkommenheit gestattet, die das Mark des heutigen Nilvolkes zerfrißt. Etwas zu kurz scheint uns dagegen die Geschichte des christlichen Aegyptens zusammengefaßt; hier dürfte bei einer folgenden Auflage eine Erweiterung am Platze sein. Die chronologische Uebersicht und die reiche Literaturangabe bildet einen werthvollen Anhang.

Geschichte der Pfarreien des Dekanates M.-Gladbach. Von Dr. P. Norrenberg. (Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln, herausgegeben von Dr. Karl Theodor Dumont. XXI.) 358 S. 8°. Köln, Bachem, 1889.

Durch treffliche praktische wie theoretische Leistungen auf socialpolitischem Gebiete, zahlreiche literarische und literaturhistorische Arbeiten, werthvolle Untersuchungen über die Lokalgeschichte des Niederrheins, besonders aber durch seine „Allgemeine Geschichte der Literatur" hat sich Dr. Norrenberg ein bleibendes Anrecht auf die Dankbarkeit der deutschen Katholiken erworben. Der Aerger der „Evangelischen Bundes"-Brüder über sein großes Literaturwerk zeigt zur Genüge, daß er damit der katholischen Sache einen sehr bedeutsamen Dienst geleistet hat und daß katholische Eltern und Erzieher keine Entschuldigung haben, wenn sie ihren Pflegebefohlenen anstatt seines durch und durch katholischen Buches Scherr und Stern u. s. w. in die Hand geben, auf die Gefahr hin, daß deren literarisches und religiöses Urtheil gleichzeitig gefälscht und verdorben wird. Obwohl wir diese dreibändige Geschichte der Weltliteratur für Norrenbergs bedeutsamste Leistung halten, so freuen wir uns doch nicht minder, daß er die umfangreiche Specialgeschichte der Erzdiöcese Köln mit einem Bande bereichert hat, in welchem die Mitarbeiter dieses großen Sammelwerkes selbst eine wahre Zierde desselben, das Muster einer lokalgeschichtlichen Monographie verwirklicht finden werden. Nicht bloß die 56 Urkunden und das sorgfältige Priesterverzeichniß am Schluß des Bandes, sondern noch mehr die Fülle des Details in der Darstellung selbst bezeugen den Bienenfleiß und die einsichtige Kritik, womit der Verfasser das archivalische Material zusammengetragen und gesichtet hat, um es dann in abgerundeter Form zum lebensvollen Ganzen zu gestalten. Schon die Kapitelüberschriften deuten uns an, daß dabei alle Perioden deutscher Geschichte in interessanter Weise auf einem enge gezogenen Territorium sich spiegeln (I. Aus den Römerzeiten; II. Die Christianisirung des Mülgaues; III. Der Einzug der Benediktiner; IV. Zwei Heilige aus der Salierzeit [der hl. Wolfhelm und die hl. Irmgard]; V. Die Hohenstaufenzeit; VI. Die Bildung der Territorialherrschaften; VII. Sociale Kämpfe; VIII. Die Blüte des kirchlichen Lebens; IX. Die Vergewaltigung der Kirche; X. Unter der Herrschaft des westfäl. Friedens; XI. Unter der Herrschaft der Revolution). Die Benediktinerabtei zu Gladbach, die von 973 bis 1800 46 Aebte zählte, gehörte zu jenen glücklichen Klöstern, welche während der verheerenden Stürme des 16. Jahrhunderts im Geiste ihres Ordens neu auflebten und so im Stande waren, der umliegenden Bevölkerung die reichsten geistigen und materiellen Wohlthaten zu gewähren. Corvey, Königslautern, Stein und Gerode holten sich daselbst Aebte, weil die Mönche von Gladbach sich durch musterhafte Ordenszucht auszeichneten. Abt Vitus Ulricus († 1588) speiste in Zeiten von Hungersnoth zwei-

mal wöchentlich 500—700 Mann, am Gründonnerstag zugleich 1700, und verzichtete auf Anschaffung von Mitra und Stab, um den Armen Christi besser dienen zu können. An solchen culturgeschichtlich merkwürdigen Einzelheiten ist das Buch überaus reich und wird darum auch außer der Erzdiöcese Beachtung finden.

Abriß der Geschichte der Wiener Mechitharisten-Congregation und ihrer Wirksamkeit, aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums der Grundsteinlegung zu ihrem neuen Kloster durch Ihre Majestäten Kaiser Ferdinand und Kaiserin Maria Anna. 43 S. 8°. Wien, Mechitharisten-Druckerei, 1887.

Wie der Titel andeutet, ist die kleine Festschrift zunächst für die Freunde der Congregation im österreichischen Kaiserstaate berechnet, ein Andenken für das ihr dort erwiesene Wohlwollen. Darauf weist auch die etwas stark hervortretende persönliche Bezugnahme auf die verschiedenen hohen Gönner, zumal auf das erlauchte Kaiserhaus, hin. Die eigentliche Geschichte der Congregation ist etwas dürftig behandelt; eine eingehendere Behandlung zumal der großartigen literarischen Thätigkeit der verdienstvollen Genossenschaft und ein anschauliches Bild ihrer Missionsthätigkeit in Armenien, welchem die Congregation nach Ursprung, Zweck und Personal vorzugsweise angehört, wäre gewiß in weiten Kreisen recht willkommen gewesen. Was die Mechitharisten für die Verbreitung guter Bücher und für die Wissenschaft geleistet, dafür spricht laut genug die eine Thatsache, daß „sie seit ihrem Bestande im Laufe eines Jahrhunderts circa 300 Werke ausschließlich für ihre Nation in Druck legten" und „die in deutscher und lateinischer Sprache veröffentlichten Bände die runde Zahl von einer halben Million überschreiten" (S. 42). Unter den erstgenannten sind „Werke aus allen Branchen der Wissenschaft, von ABC-Büchern angefangen bis zur Astronomie, Theologie und Philosophie". Der sprachliche Ausdruck der Schrift klingt nicht selten fremdartig und hart.

Der Orden des guten Hirten. Lebensskizze der ehrwürdigen Mutter, Stifterin und ersten General-Oberin der Congregation Unserer Frau von der Liebe des guten Hirten Marie de Sainte Euphrasie Pelletier in Angers, von Johann Nep. Pfeiffer. Mit einem Stahlstich. VI u. 310 S. kl. 8°. Regensburg, Pustet, 1889. Preis: *M.* 1.60.

Rosa Virginie Pelletier, am 31. Juli 1796 in der Vendée geboren, trat am 20. October 1814 in das Kloster U. L. Frau von der Zuflucht zu Tours ein, wo sie 1817 ihre Gelübde ablegte und bald zur Oberin erwählt wurde. 1829 gründete sie zu Angers eine neue Niederlassung, die 1835 zum Mutterhause des neuen, von ihr gestifteten Ordens des guten Hirten ward, welcher bei ihrem frommen Tode, 24. April 1868, bereits 76 Häuser in Europa, 3 in Asien, 7 in Afrika, 23 in Amerika, 1 in Australien, im ganzen 110 besaß, die bis zum Jahre 1886 auf 156 stiegen. Das vorliegende Buch schildert unter Benutzung der Briefe der Verewigten und zahlreicher zuverlässiger Berichte der bestunterrichteten Personen die Wirksamkeit der hochbegnadigten Ordensfrau und eröffnet dem Leser einen Einblick in den Geist und die Wirksamkeit eines Ordens, der eine der edelsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts ist. Kein Leser des Buches wird ihm und seiner Stifterin die aufrichtigste Bewunderung versagen, aber auch nicht seine thätige Theilnahme, wenn er Gelegenheit findet, dessen hohe Ziele zu fördern.

Vie du P. Romain Hinderer de la Compagnie de Jésus, l'apôtre du Sacré-Coeur dans l'Eglise de Chine au dix-huitième siècle (1668—1744), par le P. Théodore Chaney de la même Compagnie. 172 p. 12°. Tournai, Decallonne-Liagre, 1889.

P. Roman Hinderer, geboren 1668 in Reiningen im Oberelsaß (damals österreichisch), trat 1686 ins Noviziat der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu zu Landsperg in Bayern und kam noch als junger feuriger Priester in die Mission von China. Kaiser Kanghi, der große Freund der Christen, an den sich die Hoffnungen eines chinesischen Constantin knüpften, kennt den gemüthvollen Elsässer sofort als Deutschen heraus, für die er, wie wir hier erfahren, eine ganz besondere Vorliebe hegte. Eine freimüthige Bemerkung, die den ganzen Hof in Schrecken setzt, gewinnt dem P. Roman die besondere Gunst des hochsinnigen Herrschers. Der junge Jesuit, ein tüchtiger Mathematiker und Geograph, wird kaiserlicher Commissär und Hofgeograph und durchzieht, mit der Würde eines Mandarins bekleidet, mit großem Gefolge, überall als Freund des Kaisers empfangen, das Land, um im allerhöchsten Auftrage ein großes Kartenwerk aufzunehmen. Sobald dies geschehen, zieht der demüthige Ordensmann sich vom Hofe zurück und führt nun während voller 40 Jahre das opfervolle Leben eines Apostels. Unter Kanghi's Nachfolgern bricht der Sturm der Christenverfolgung herein. P. Roman als Generalvisitator des ungeheuren Missionsgebietes „jenseits des Ganges" trägt die Hauptlast des Tages. Seiner Klugheit, seinem Einflusse selbst bei den christenfeindlichen Kaisern und Großen des Reiches und seiner rastlosen, unbeugsamen Thätigkeit gelingt es, die zerstreute und erschreckte Heerde zu sammeln, zu ermuthigen und die Mission vor gänzlichem Untergang zu bewahren. Noch als sechzig- und siebzigjährigen Greis sehen wir ihn das ungeheure Gebiet von einem Ende zum andern durcheilen, verfolgt, in Ketten, verhöhnt, halb zu Tod geschlagen, aber unerschrocken, unermüdlich, bis er endlich an den äußersten Grenzen der Provinz Kiangnan in den Armen seines treuen Schülers und Begleiters, des P. A. J. Henriquez, verscheidet, am 26. August 1744, im Alter von nahezu 77 Jahren. Dies ist in den Hauptzügen das Lebensbild, wie es uns hier P. Th. Chaney mit warmer Begeisterung entwirft. Das Büchlein ist sorgfältig gearbeitet; die Quellen, besonders der kurz nach dem Tode P. Romans von P. Henriquez verfaßte Nachruf, sowie die von P. Stöcklein, dem Jugendfreund P. Hinderers, im „Neuen Welt-Bott" veröffentlichten Briefe sind fleißig verwerthet. Daß er den großen Missionär auch als den Apostel des göttlichen Herzens in China feiert, wird manchen unserer Leser für das Büchlein doppelt interessiren.

Geisteslehren der heiligen Katharina von Siena. Eine Blumenlese aus ihren Schriften, von Olga Freifrau v. Leonrod geb. v. Schäzler. 191 S. 12°. Dülmen, Laumann, 1889. Preis: *M.* 1.

Eine bekannte Verehrerin der großen italienischen Volksheiligen von Siena bietet hier, zumeist aus deren Briefen, eine Blütenlese tiefsinniger geistlicher Erwägungen. Gewöhnlich sind es Stellen, aus verschiedenen Briefen zusammengetragen, die unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zu einem Kapitel vereinigt werden. Die 18 Kapitel berühren viele wichtige und meistentheils allgemein praktische Punkte des christlichen Lebens, und zwar auch solche, die manchmal in geistlichen Büchern weniger beachtet werden. Im ganzen stellt sich das Büchlein dar als eine Sammlung auserlesener Geistesblüten für auserwählte, wahrhaft geistliche Seelen, um so wunderbarer in ihrem Reichthum und ihrer Klarheit, als die Heilige nie eine Schule besucht und keinerlei

wissenschaftlichen Unterricht genossen hat, selbst des Lesens und Schreibens erst in späterm Alter auf übernatürliche Weise kundig geworden ist. Wunsch und Absicht der Verfasserin war: „es möchte in dem für alles Erhabene, Schöne, Große und Wahre so empfänglichen deutschen Volke das Verständniß für mittelalterliche Mystik, der Geschmack an kräftiger ascetischer Seelenkost wieder mehr zur Geltung kommen und die hohen Verdienste des Dominikanerordens, zu welchem Katharina gehörte, in diesem Betracht besser gekannt und gewürdigt werden." Aufgefallen ist in der sonst geschmackvollen und fließenden Uebersetzung der wiederholte Gebrauch des Wortes „Tugendacte", wo der Zusammenhang rein äußerliche Werke der Frömmigkeit vorauszusetzen scheint, im Gegensatze zum innern Geiste.

Beati Edm. Campiani S. J., Martyris in Anglia opuscula. Superiorum permissu. X et 332 p. 12°. Barcinone, Franc. Rosalius, 1889.

Wenn auch die hier mitgetheilten kleineren Schriften des sel. P. Edmund Campion für die Lebensbeschreibung des berühmten englischen Blutzeugen bereits verwerthet sind (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach" 39, 40), so behält die vorliegende Sammlung doch noch Werth und Bedeutung, indem manches, was in der Lebensbeschreibung des Seligen nur kurz angedeutet werden konnte, hier vollständig geboten wird. In allem, was P. Campion geschrieben hat, offenbart sich der feingebildete Geist des Gelehrten, die reiche Darstellung des Redners und insbesondere das apostolische Herz des Priesters. Schon die mitgetheilten 17 Briefe (S. 1—44 und Anhang 317—326) bestätigen dieses Urtheil. Die Gewandtheit des Stils tritt am meisten in den zusammengestellten zwölf Reden hervor (S. 71—195), von denen manche auch heute noch als zeitgemäß gelten könnte. In der kurzen Abhandlung: „Ueber die Nachahmung" (S. 264—283) wird ein Einblick in die Art und Weise verstattet, wie der erfahrene Lehrer und Redner seine Schüler zur Beredsamkeit anzuleiten wußte. Seine Gelegenheitsgedichte jedoch (S. 283—317 und Anhang 326 bis 328) lassen sich nur richtig beurtheilen, wenn man an die Gepflogenheiten der alten Jesuitenschulen denkt. Die sonst bekannte und ihrerzeit vielverbreitete „Herausforderung" sammt den „Zehn Gründen" (S. 195—264) hat bereits P. Spillmann (a. a. O.) theils wörtlich übersetzt, theils dem Inhalte nach vollständig gegeben. Schließlich bietet die „Erzählung von Heinrichs VIII. Ehescheidung" (S. 45—71) die einfache Darlegung der Thatsachen.

Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-Mythus. Ein kritischer Beitrag zu „Minnesangs-Frühling", von Julius Strnadt. 60 S. 8°. Linz a. d. Donau, F. J. Ebenhöch, 1889. Preis: *M.* 1.

Diese Abhandlung, am 14. April 1889 zuerst als Vortrag im katholisch-patriotischen Casino zu Linz mitgetheilt, hat einen verdienstvollen Forscher zum Urheber, der sich seit 33 Jahren mit österreichischer Specialgeschichte beschäftigt hat. Genealogische und topographische Untersuchungen führten ihn mit einigen literaturgeschichtlichen Hypothesen zusammen, welche, von dem verdienstvollen Germanisten Franz Pfeiffer 1862 aufgestellt, von den deutschen Literaturhistorikern ziemlich allgemein angenommen wurden und in die verbreitetsten Literaturgeschichten übergegangen sind. Zufolge denselben wäre der in der Pariser Handschrift genannte älteste Minnesänger, der von Kürenberc, einem ritterlichen Geschlechte in der Nähe von Linz an der Donau entstammt, zugleich als Verfasser des Nibelungenliedes zu betrachten, Dietmar von Aist ebenfalls ein Oesterreicher und Oesterreich somit die Heimat des ersten Minnesangs. An diese Hypothese, welche nach Pfeiffer auch Karl Bartsch und Wilhelm Scherer sich aneigneten,

legte Herr Strnadt nun seine topographischen, heraldischen, genealogischen und auch linguistischen Sonden an und kommt zu dem kaum anfechtbaren Ergebniß, daß jene Hypothesen sich nicht halten lassen. Dietmar ist kein Oesterreicher. Das Nibelungenlied kann nicht von dem Kürenberger verfaßt sein. Der Kürenberger selbst stammt nicht aus Oesterreich, sondern höchst wahrscheinlich, wie schon von der Hagen annahm, aus Kirnberg im Breisgau. „Minnesangs Frühling" ist also nicht in Oesterreich zu suchen, sondern im alemannischen Südwesten von Deutschland, und auch hier ist die Anregung zur Kunstlyrik von Nordfrankreich herübergekommen. Allerlei beliebte Anschauungen fallen durch diese unerbittliche Kritik zusammen. Der Minnesang verliert indes nichts dabei, der von Kirnberg und Dietmar von Aist auch nichts. Die Literaturforschung aber wird freilich die genannten Hypothesen aufgeben und die erste Heimat des Nibelungenliedes und des deutschen Minnesangs auf anderen Pfaden suchen müssen.

Wambold. Historischer Roman von Conrad von Bolanden. Zwei Bände. 422 u. 504 S. 8°. Mainz, Kirchheim, 1889. Preis: *M.* 7.50.

Der vorliegende Roman ist, wie die meisten Romane Bolandens, ein Tendenzroman. Man hört nun freilich zuweilen die Ansicht, diese Art von Schriften sei von vorneherein zu verwerfen; wir theilen diese Meinung nicht und wollen nicht ohne weiteres die Waffe, die der Feind so unermüdlich benützt, der Hand des Freundes entwinden. Tendenz im guten Sinne des Wortes wird jeder überzeugungstreue Schriftsteller, namentlich in Zeiten wie den unsrigen, unwillkürlich historischen und socialen Romanen beimischen; er wird eben die bewegenden Grundsätze und deren natürliche Folgen zeigen wollen. Und darin liegt nichts Tadelnswerthes. So hat es auch Bolanden in seinem „Wambold" gemacht. Die Grundsätze Luthers über die Zerstörung und Ausraubung der Klöster, über die Verwerflichkeit der guten Werke, über das Verhältniß von Adel und Bauern, über die Empörung gegen Kaiser und Reich u. s. w. werden klar und unwiderleglich aus des Reformators eigenen Schriften dargethan, und dann wird gezeigt, zu welchen Folgen diese Grundsätze in der empörenden und himmelschreienden Mißhandlung armer Ordensleute, in dem schamlosen Kirchenraub und in der Schlemmerei des lutherischen Adels, endlich in der offenen Schilderhebung des schmalkaldischen Bundes ganz naturnothwendig führen mußten. Dem gegenüber sucht der Erzähler die alten katholischen Grundsätze und deren herrliche Früchte in der Idealgestalt seines Wambold, in dessen Kindern, in Else von Froburg, in den katholischen Ordensleuten und in den biederen Bauern des Odenwaldes zu verkörpern. Daß dabei Licht und Schatten einander grell gegenübertreten, liegt in der Natur der Sache. Wenn auch Idealzustände, wie sie der Erzähler unter dem Bauernkönig des Odenwaldes schildert, in dieser Vollkommenheit zur Zeit der Reformation nicht wirklich bestanden, und wenn auch dieser Wambold nicht als ein historisches Charakterbild des damaligen katholischen Adels gelten kann, so verkörpern diese Gestalten doch thatsächlich die wahren und echten katholischen Grundsätze, und sie sind ihr natürliches Ergebniß, während auf der andern Seite moralische Jammergestalten, wie der Landgraf Philipp, der Froburger, Magister Spekulum u. s. w., in damaliger Zeit nicht nur leibten und lebten, sondern auch nach den Grundsätzen des Wittenbergers so leben mußten. Soviel über die „Tendenz", die Bolanden verfolgt. Eine andere Frage ist, ob die Darstellung nicht mitunter die Grenzen des Statthaften überschreite. Bolanden trägt seine Farben allerdings so kräftig und manchmal so grell auf, daß das künstlerische Gefühl an mancher Stelle verletzt wird, und das sollte auch in Volksschriften vermieden werden. Hin und wieder streift er auch in seinen Sittenschilderungen die Grenzen des Erlaubten, so z. B. im vorliegenden Buche bei Schilderung der nächtlichen, wider-

lichen Scenen, welche die Wächter im Frauenkloster aufführen. Derartige Stellen bewirken leider, daß auch diese Erzählung keine Lesung für die Jugend ist. Die Charaktere sind wohl etwas schablonenmäßig gehalten, und mehrere derselben scheinen uns verzeichnet und unpsychologisch. Das Ganze macht den Eindruck rascher Arbeit. Aber diesen Mängeln stehen auch in der neuen Schöpfung Bolandens große und aussöhnende Vorzüge gegenüber: eine schöne, fließende Sprache, eine gut angelegte, manchmal spannende Erzählung, farbenprächtige Schilderungen. Ganz besonders gefallen hat uns die Gemeindeversammlung, in welcher Wambold seine Bauern zur Vertheidigung ihres alten Glaubens aufruft, und der Kampf mit den Landsknechten. Kurz, Bolanden hat auch in dem vorliegenden Werke für unser katholisches Volk ein Buch geschrieben, das viele dankbare Leser finden und manches Gute wirken wird.

Ausgewählte Volks- und Jugendschriften. Mit Einleitungen und Erläuterungen von Dr. Hellinghaus. Bändchen 31—32: Die schönsten Sagen des classischen Alterthums von Gustav Schwab. I. Die Sagen von Odysseus. Bändchen 33: Ausgewählte Fabeln und Erzählungen von Christian Fürchtegott Gellert. Preis jedes Bändchens: 20 *Pf.*; geb. 30 *Pf.*

Neben den von Herrn Prälaten Franz Hülskamp begründeten und in seinem Geiste von Dr. Hellinghaus fortgesetzten „Meisterwerken unserer Dichter" veröffentlicht die Aschendorff'sche Verlagshandlung unter derselben kundigen Redaction seit einiger Zeit auch „Ausgewählte Volks- und Jugendschriften". Die Grundsätze, nach welchen diese Veröffentlichung geschieht, sind dieselben, welche auch bei den „Meisterwerken" maßgebend sind. Ein besonderes Augenmerk wird natürlich der „sorgfältigen Auswahl" gewidmet. „Im Gegensatz zu der verderblichen, sich alljährlich über Volk und Jugend ergießenden Flut werthloser oder schädlicher Machwerke soll unsere Sammlung nur solche Schriften enthalten, welche nach Form und Inhalt geeignet, Geist und Gemüt zu bilden und zu veredeln, für die Jugend und damit auch für das Volk von anerkannt wahrem, dauerndem Werthe sind." Daß diesem obersten Grundsatz die beiden jüngsten Bändchen entsprechen, wird der Kundige ohne Schwierigkeit zugeben. Gust. Schwabs „Schönste Sagen" sind selbst classisch geworden, sie bilden das Beste, was wir in Deutschland über diesen Gegenstand besitzen, und sind heute ebenso frisch, wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens. Das letztere kann freilich von Gellerts Fabeln nicht gesagt werden. Manches ist in ihnen veraltet und hat seinen Reiz verloren. Aber wessen Gemüt bliebe unberührt, wenn er hier die trauten Geschichten und Stücklein wiederfindet, die ihn in der Jugend entzückt haben: Der Tanzbär, der treue sterbende Phylax, die Geschichte vom Hute, das Land der Hinkenden u. s. w. u. s. w.! Die Auswahl ist gut; der Abdruck correct.

Meisterwerke unserer Dichter. Herausgegeben mit Einleitungen und Erläuterungen von Dr. O. Hellinghaus. Bändchen 56—60. Münster, Aschendorff, 1889. Preis: *M.* 1; geb. *M.* 1.50.

Nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung und Geschichte der Ballade bringt die stattliche Sammlung 190 poetische Erzählungen aus der Zeit von Bürger bis Geibel. Bei genauerem Betrachten der Auswahl kommt es uns vor, als ob der Herausgeber mehr die Schule und zwar die Gymnasialunterklassen als das Haus berücksichtigt habe. Wir schließen dies aus dem breiten Raume, den er altclassischen Stoffen selbst in der Bearbeitung von minder classischen Dichtern eingeräumt hat.

Bestärkt werden wir in dieser Meinung dadurch, daß der Herausgeber denselben Stoff in mehrfacher Behandlung vorführt und so zu kritischen Vergleichen den Anlaß und Untergrund bieten will. Wir tadeln dieses nicht im geringsten, wenngleich der einfache Leser wohl gern auf manches Stück dieser Art verzichtet hätte, um dafür von den neueren Dichtern eine reichere Gabe zu erhalten. Doch was ist schwerer, als eine allgemein befriedigende Auswahl? Die vorliegende ist jedenfalls reich und für Studirende durchaus empfehlenswerth als Ergänzung zum Lesebuch.

Der Roman eines Jesuiten. Von G. de Beugny d'Hagerue. Autorisirte Uebersetzung von E. M. Höfler. 458 S. 8°. Münster, Aschendorff, 1889. Preis: *M.* 5.

Angesichts der vielen Zerrbilder, welche alltäglich in liberalen Romanen und Novellen von den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu entworfen und unter das Volk gebracht werden, ist das vorliegende Buch in seiner deutschen Uebersetzung ebenso freudig zu begrüßen, wie das französische Original es für Frankreich war. Der Kundige sieht sofort, daß der Verfasser seinen Gegenstand durchaus beherrscht, daß er durch ernstes Studium weiß, was er schreibt. Ein Roman im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist die Erzählung nun freilich nicht, sie bildet eben nur eine romanhaft erfundene Lebensbeschreibung eines 1870 in Paris als Geisel erschossenen Mitgliedes der Gesellschaft Jesu, der natürlich keiner der fünf geschichtlichen Martyrer der Commune ist. Den Kern dieses Lebensbildes — wenigstens dasjenige, was für die meisten Leser im Vordergrund des Interesses stehen wird — glauben wir in der Bekehrung des Helden zu finden. Man brauchte im französischen Ministerium für die Abgeordnetenkammer (1843) wieder einmal einen kleinen Jesuitensturm, und da meinte man, es sei am effectvollsten, wenn man etwas wirklich Geschehenes vorbringen könnte. Man verfällt auf den Gedanken, einen tauglichen Spion in eines der größten Häuser des Ordens zu senden, der als angebliches Mitglied der Gesellschaft sich in den Besitz der Geheimnisse setzen sollte. Die Aufnahme dieses Spions, seine anfängliche Schilderung der Umgebung, sein Eifer und seine Hoffnung, das Gewünschte bald herauszufinden, sind ganz trefflich geschildert. Aber das Unerwartete geschieht. Schließlich packt den falschen Bruder die Gnade, und er will aufrichtig Jesuit werden, bekennt den Obern seine ursprüngliche Absicht und findet Verzeihung. Er wird natürlich zur Prüfung seines Berufes noch einige Zeit in die Welt zurückgeschickt, wohin ihn überdies Pflichten der Pietät rufen; aber er bleibt treu und wird zuletzt wirklich in den Orden aufgenommen. Auch die übrigen Ereignisse und Episoden sind flott und interessant erzählt, so daß der Roman, ohne gerade ein Kunstwerk ersten Ranges zu sein, zu den guten und lesenswerthen Büchern gehört. Die Uebersetzung ist im ganzen fließend und angenehm; einzelne Ausdrücke sind minder gut getroffen. So glauben wir z. B., daß die Bettstelle S. 107 französisch wohl „de bois blanc" gewesen sein wird, während sie in der Uebersetzung als „weiß angestrichen" erscheint. Die Ausstattung des Buches ist geradezu mustergiltig.

Unterrichtsbuch für angehende Krankenpflegerinnen. Von Dr. Marx, praktischer Arzt. Mit 15 Abbildungen im Text. 125 S. kl. 8°. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1888. Preis: *M.* 1.80.

Dieses vortreffliche Büchlein will zwar in erster Linie den dem Krankendienst sich widmenden Genossenschaften dienen, wie es denn auch in dieser Eigenschaft von den hochw. Herren Erzbischöfen von Cöln und Freiburg und von den hochw. Herren

Bischöfen von Culm, Eichstätt, Ermland, Limburg, Münster, Paderborn, Regensburg, Speier, Trier und Würzburg eigens empfohlen wurde; sein Gebrauch wird aber auch allen, welche überhaupt in die Lage kommen, sich mit Krankenpflege zu beschäftigen, von wesentlichstem Nutzen sein. Durchaus zuverlässig in seinen Erklärungen und Anweisungen, bedient es sich einer höchst einfachen, allgemein verständlichen Sprache, und die aus v. Esmarchs Handbuch der kriegschirurgischen Technik herübergenommenen Abbildungen veranschaulichen trefflich eine Reihe wichtiger oder schwieriger Hantirungen. Ein alter, erfahrener Krankenwärter versicherte uns, nachdem er das Büchlein einer genauen Durchsicht unterzogen, etwas Besseres könne angehenden Krankenwärtern nicht in die Hand gegeben werden.

Miscellen.

Bilderpreise verdienen aus mehrfachen Gründen Beachtung. Sie beweisen aufs klarste, wie einerseits Kunstwerke heute in einer bis dahin unerhörten Weise geschätzt werden, und wie andererseits die Gründe der Werthschätzung so auffallend wechseln, daß sie fast an jene Sandbänke erinnern, welche von den Meereswogen bald hier bald dort angeschwemmt werden und die Einfahrt in den Hafen gefährlich machen. Mancher Sammler hat sich und seine Familie ruinirt, weil er im Leben Kunstgegenstände erwarb, die nach seinem Tode zu Preisen verkauft werden mußten, welche nicht die Hälfte des ausgegebenen Kapitals erreichten, also nicht nur für Jahrzehnte einen für seine Verhältnisse sehr empfindlichen Ausfall hoher Zinsen, sondern auch einen großen Verlust des ererbten Vermögens ergaben. Andere Sammler, die, wie es heute nur zu oft geschieht, zu vornehmen Händlern werden, gewinnen aus ihren Kunstschätzen Freunde, Ehre und Vermögen. Die großen Preisschwankungen beruhen zuletzt auf einem Mangel fester, allgemein anerkannter aesthetischer Grundsätze und beweisen nur zu klar, welche Willkür in den Schönheitsbegriffen herrscht, indem die Mode in einigen Jahrzehnten denselben Gegenstand in ganz unbegreiflicher Weise begehrenswerth erscheinen läßt, um ihn dann wiederum einer auffallenden Geringschätzung zu überantworten. Leider hat sich nun auch noch die Speculation der Kunst bemächtigt, so daß mit Gemälden und Alterthümern ein Geldspiel getrieben wird, das um so mehr an das der Börse erinnert, als es auch hier Kunst-Könige und Kunst-Barone gibt, welche den Markt beherrschen. Selbst die großen, von den reichsten Staaten Europa's in freigebiger Weise verwalteten Museen können die Concurrenz mit Liebhabern, die in jedem Jahre Millionen verdienen, nicht aufnehmen, sehen sich vielmehr bei ihren Ankäufen gezwungen, Preise zu zahlen, die durch jene Liebhaber zu schwindelnder Höhe hinaufgeschraubt wurden.

Die Londoner Nationalgalerie zahlte 1883 für Signorelli's Geburt Christi 24000 Mark, ebenso viel für Ghirlandajo's Kreuztragung, 47240 für Mantegna's Samson und Delila. Das Berliner Museum erwarb damals das von Dürer gemalte Portrait Holzschuhers für 350000 Mark. Im Jahre 1884 stand die Londoner Nationalgalerie mit dem Herzoge von Marlborough in Unterhandlungen wegen Rafaels „Madonna dei Ansidei" und van Dycks „Reiterportrait Karls I." Ein Taxator schätzte das erstere Bild zu 2310000, das zweite zu 630000 Mark. Die Nationalgalerie bot für beide 1785000 und erlangte sie für 1837500 Mark. Nach einem Jahre war das Bild Rafaels infolge der im Museum herrschenden trockenen Hitze so verunstaltet, daß eine durchgreifende Restauration nöthig wurde, die dessen Werth natürlich um ein Bedeutendes minderte.

Interessant war wegen der Preisschwankung 1884 die zu Paris abgehaltene Versteigerung französischer Meister aus der Sammlung des Herrn Jules Burat, die 288300 Frcs. ergab, während sie dem Besitzer nach Versicherung der Lützow'schen Zeitschrift, der wir diese Notizen entnehmen, höchstens den dritten Theil gekostet hatte. Bald nachher erzielten die Erben des Grafen La Beraudière zu Paris beim Verkauf eines durch François Boucher für die Marquis Pompadour gemalten Bildes „Toilette der Venus" 133000 Frcs., obgleich Sachverständige es nur zu 100000 abgeschätzt hatten. War dies Ergebniß für die Verkäufer erfreulich, so mußten die Verkäufer der Kunstsammlung des Herrn Becket Dennison sich über bittere Verluste beklagen. Stellen wir die alten vom Besitzer gezahlten Preise in Klammern vor die neuen, so wird man ein sehr starkes Fallen bemerken. Rubens „Daniel in der Löwengrube" (108150) 44100; Rubens „Acis und Galatea" (35280) 15440; L. Carracci „Der hl. Johannes" (4786) 2640; A. Bronzino, Portrait des Garcia Medici (37485) 19845; M. Venusti „Anbetung der Könige" (25578) 5250; van Dyck „Portrait der Herzogin von Richmond (42357) 18740; A. v. Ostade „Schenke" (38580) 19845; Pynacker „Felsige Küstenlandschaft" (10000) 2530.

Am 22. Mai 1886 ergab die nur $1^1/_4$ Stunde währende Versteigerung der Sammlung Defoer, obwohl sie nur 40 Bilder und 11 Zeichnungen umfaßte, 1035000 Frcs. E. Delacroix's „Christus" wurde zu 30000 Frcs. von einem Sammler angesteigert, welcher das Bild vor 30 Jahren zu 3000 gekauft und für 6000 wiederum abgegeben hatte.

Im Jahre 1887 erlangte das von Boucher gemalte Bild der Pompadour auf der Auction Lonsdale in London 260000, der Besitzer hatte es für 100000 erworben. Den Revers zeigte der Verkauf der Secrétan'schen Sammlung am 13. Juli 1889 zu London, wo man für die 17 unter den Hammer gebrachten Bilder 800000 Mark erwartet hatte, aber nur 556480 erhielt. Glücklicher verlief der eben zu Paris vollendete Verkauf der Galerie Dreyfuß. Man vergleiche die eingeklammerten Ziffern, welche den Einkaufspreis angeben, mit den Verkaufssummen. Troyon „Die Fähre" (32000) 100000 Frcs; desselben „Weg zum Markte" (25000) 62000; Meissonier „Lesender Knabe" (20700) 50000; Vibert „Abreise der Verheirateten"

(24000) 45500. Indessen fehlte es auch hier nicht an Verlusten, wie die folgenden Zahlen erweisen. L. Robert „Pifferari vor der Madonna" (40100) 13500; Murillo „Hl. Rosa von Lima" (20000) 9100; Rubens „Zorn des Achilles" (13000) 6000; Snyders „Gabelweihe und Hahn" (6800) 1400.

Sehr hohe Preise werden in Amerika erzielt. So stieg 1885 ein Bild, das der Maler Breton zu 40000 Frcs. hingegeben hatte, auf 227500 und ein Gemälde, das ein anderer Maler, Vibert, ebenfalls zu 40000 verkauft hatte, auf 127000 Frcs. Die enorme Preissteigerung neuerer französischen Gemälde auf dem nordamerikanischen Markt trat auch bei der am 28. Februar 1888 zu New-York versteigerten Sammlung Spencer an den Tag. Troyons „Heerde vor dem Gewitter fliehend", angekauft 1872 zu 63000, stieg auf 130000 Frcs; „Der Schlangenbezauberer" von Gérôme, erworben für 75000, auf 97500. Andere neuere französischen Bilder wurden bezahlt mit 53000, 52000, 46000, 37500 ꝛc. Die Gesammtsumme ergab 1421125 Frcs.

Doch sinken solche Preise auch wieder rasch. Der New-Yorker Millionär Stewart hatte „Das Wagenrennen" von Gérôme für 160000 gekauft, bei seiner Versteigerung 1888 wurden nur 35500 dafür gegeben. Das Hauptstück seiner Sammlung, Meissoniers „Napoleon in der Schlacht bei Friedland", hatte er für 300000 Frcs. an sich gebracht, während es jetzt auf 330000 stieg. Im Durchschnitt wurden nur 70 Procent von der Summe erzielt, welche Stewart angelegt hatte. Da der Verkauf 2568750 Frcs. brachte und die Procente abzurechnen sind, welche der Auctionator erhielt, wird der Ausfall wohl an 800000 Frcs. betragen.

Viel Aufsehen hat jüngst der Verkauf des „Angelus" von Millet gemacht. Kurz vor dem Kriege 1870 bot der Künstler das Bild dem Louvre für etwa 6000 Frcs. an. Da dieser ablehnte, wurde es zu 2500 hingegeben. Später kaufte Wilson, der Schwiegersohn Grevy's, es für 20000. Als dessen Sammlung versteigert werden sollte, bot der Louvre 50000. Wilson versprach, es dem Museum unter gewissen Bedingungen zu schenken. Er wurde Officier der Ehrenlegion, sollte das Bild als Lockvogel auf eine Versteigerung bringen und dann schenken. Sein Bevollmächtigter hatte 1883 bei der Versteigerung den Auftrag, es bis auf 150000 Frcs. zu treiben und dann zurückzunehmen, wurde aber von Herrn Secrétan überboten, der es für 160000 erhielt und der American Art Association zum Kaufe anbot. Vom 20. Juni bis 2. Juli 1889 wurde zu Paris ein Theil des Nachlasses Secrétans versteigert. Man erzählte sich, eine Gesellschaft französischer Patrioten wolle das Bild um jeden Preis, selbst um eine Million, in Frankreich halten, der Staat habe ihr 380000 Frcs. zur Verfügung gestellt, sie solle es ansteigern und dem Louvre schenken. Trotzdem hat jene amerikanische Gesellschaft es für 553000 erstanden und macht nun das Bild in echt amerikanischer Weise berühmt, jenes Bild, für das die Beamten des Louvre vor 19 Jahren keine 6000 geben wollten. Die ganze Versteigerung lieferte 6049165 Frcs. Bezahlt wurde z. B. für Meissonier „Küraſſiere von 1805" 190000 Frcs, Courbet „Ziegenstall" 76000, Decamps „Kunstverständige Affen" 70000.

Als Merkwürdigkeit verdient ein von der Chronique des arts berichteter Fall hier noch Erwähnung. Neulich soll nämlich jemand auf einer Gemäldeauction für 100 Frcs. ein unbenanntes Bild erstanden haben, das später als Gemälde Meissoniers erkannt und vom Meister anerkannt wurde; es befand sich jetzt aber schon beim dritten Besitzer, der also 50000 oder 100000 Frcs. gewinnen dürfte.

Wie mag man wohl nach 100 Jahren über diese Lieblinge der heutigen Mode urtheilen?

Mannigfaltigkeit — ohne Einheit. Ein elsässischer Pastor (A. Fröhlich, Sectenthum und Separatismus ꝛc., Straßburg 1889) hat es unternommen, eine zusammenfassende Darstellung der verschiedenen Secten innerhalb der evangelischen Bevölkerung Elsaß-Lothringens zu veröffentlichen, sowie über die so verderblichen Folgen separatistischen Treibens und Wühlens eine Jeremiade anzustellen, und die Frage, wie dem Umsichgreifen desselben entgegengewirkt werden könne, eingehend zu erörtern. Der Schluß ist freilich, daß gegen das Uebel nicht viel zu helfen sei, indem es „bei jeder Discussion mit den Secten" von vornherein feststehe, „daß dieselben sich niemals durch Worte und logische Beweisführungen werden belehren lassen". Man hätte glauben sollen, daß einem Bekenner der freien Bibelauslegung eine solche Mannigfaltigkeit der Geistesgaben im Gegentheil zur Genugthuung gereichen müsse.

Die Zahl der „evangelischen" Christen in den neuerworbenen deutschen Provinzen beläuft sich auf kaum 290000 Seelen, die sich von vornherein in Anhänger des reformirten Bekenntnisses und solche der Augsburgischen Confession scheiden. Dieser „Landeskirche", wie sie mit Stolz genannt wird, — neben den fast $1^1/_2$ Millionen Zugehörigen der katholischen Kirche, die allerdings keine „Landes"kirche ist — stehen zunächst fünf ultra-lutherische, elsässische Religionsgemeinden gegenüber, die sich von der im Argen liegenden unheiligen „Landeskirche" schmollend losgesagt. In weit schrofferem Gegensatz zu ihr stehen, was Luther „die Schwarmgeister" nennen würde, die Irwingianer, die als katholisirend besonders verabscheut werden, die Swedenborgianer, die alteingebürgerten Herrenhuter und die fanatischen Darbysten. Verhältnißmäßig zahlreich vertreten sind die Mennoniten. Sie leben aber still und ruhig, ohne der „Landeskirche" weitere Unannehmlichkeiten zu bereiten. Schlimmer schon ist es mit den verschiedenen wiedertäuferischen Secten, den Baptisten im Oberelsaß, den etwas weiter verbreiteten Fröhlichianern, deren Stifter aus der Schweiz eingewandert, nachdem er sich im Aargau unmöglich gemacht hatte, und den Hausknechtianern, einem mehr einheimischen Gewächs, die alle mit bitterem Haß den übrigen evangelischen Gemeinschaften die Zähne weisen. Am gefährlichsten aber wegen ihrer Propaganda, und am unbequemsten wegen der Consequenz ihres Vorangehens werden den Predigern der „Landeskirche" die Methodisten, obgleich bis jetzt nur zwei aus den etwa zwanzig verschiedenen methodistischen Theilsecten im Elsaß haben Wurzel fassen können. Man kennt hier nur seit 1854 die bischöflichen Methodisten, und die erst seit 1870 aus Amerika im-

portirten Albrechtsbrüder. Ob es dabei bleiben wird? Die Zusammenstellung umfaßt natürlich nur solche, die Pastor Fröhlich noch zu den „evangelischen" Christen rechnet, und wäre sonst wohl noch etwas reicher ausgefallen. Schon an sich ist sie interessant genug, interessanter aber wäre sie, hätte der Herr Pfarrer auch auf die Frage geantwortet, weshalb denn dies alles „Secten", die Hörigen der Augsburger Confession aber die „Kirche" seien. Die Staatsbesoldung der Prediger kann doch nicht wohl diesen Unterschied ausmachen.

„Das enthüllte Papstthum". Unter diesem Titel lieferte aus Anlaß des herrlichen Hirtenschreibens der zu Fulda versammelten preußischen Bischöfe die „Halle'sche Zeitung" (Nr. 223) einen Herzenserguß, der für die Verthümmelung der protestantischen Polemik von symptomatischer Bedeutung ist.

Das Blatt schrieb unter verschwenderischer Anwendung von Sperrschrift unter anderm also: „Der Ton, der Stil des Hirtenbriefes ist auffallend, er ist unheimlich ‚mild'.... Willkürlicher läßt sich mit der Wahrheit in der That nicht umspringen, als es hier von der ganzen Versammlung der deutschen Bischöfe vor den Augen und Ohren ganz Deutschlands geschieht. Könnte das Papier erröthen, auf das dieser Brief geschrieben wurde, so müßte es blutroth aussehen.... Es wird die Lehre Jesu Christi, mit der das Papstthum innerlich gar nichts gemein hat, mißbraucht, um den Gegnern, denen man Gutes zu thun vorgibt, schon durch diese Beziehung auf die Lehre Böses anzuthun! In der That ein ‚christliches' Verhalten. (Es ist also unchristlich, und thut den Evangelischen Böses an, daß die katholische Kirche auf die Lehre Jesu Christi Bezug nimmt.) Und dieselbe Hand, die jenen scheinheiligen Brief entsendet, hat soeben erst das scheußlichste und gottloseste Verfahren, das Menschen gegen Menschen erdenken können, das Brand- und Mordwesen gegen Andersgläubige, in den Giordano-Bruno-Erlassen gebilligt und als sittliche Nothwendigkeit hingestellt, — dieselbe Hand! Die Papstkirche hat den Schleier einmal wieder gelüftet; der menschlich fühlende und denkende Erdkreis hat das wahre Angesicht derselben mit tiefgehendem Entsetzen wahrgenommen und ist vor Abscheu über die unsäglich tiefstehende Gesinnung und Gesittung, die aus jenen Vertheidigungen der Unmenschlichkeit spricht, erstarrt. Der so gepriesene kluge Papst ist thöricht geworden, die Bischöfe haben die sittliche Wirkung ihrer eigenen Lehren auf sich selber dargethan, und da sie nun erkannt haben, wie ihre List sie verlassen hatte, so greifen sie jetzt, wie schlechte Pädagogen, zu dem entgegengesetzten Extrem, zu den sanftesten Tönen der Duldsamkeit und christlichen Liebe, können aber auch dabei nicht den unchristlichen Haß und ihre wahre Gesinnung verbergen. Was auf ihrer Seite geschehen, läugnen sie mit jesuitischen Stilkunststückchen.... Was wir, vom Standpunkte bischöflicher Klugheit aus, nicht verstehen, ist, daß angesichts der Wühlereien für die Wiederherstellung dieser Macht (weltliche Herrschaft des Papstes) diese Bischöfe mit ihrer Vaterlandsliebe prunken und einen Hinweis auf die prekäre politische Lage des Vaterlandes geben! Sie, die vor aller Welt dem

Vaterland die Freundschaft Italiens abspenstig machen wollen mit ihren Wühlereien. . . . So gerathen die Bischöfe bei der Bethätigung ihrer Vaterlandsliebe in denselben Conflict gegen das Reich, wie bei der Bethätigung ihrer sittlichen und Glaubensanschauungen in unversöhnlichen Gegensatz zur Verstandes- und Herzens-Cultur der ganzen modernen menschlichen Gesellschaft. . . . Jetzt erst wird die nie genug zu preisende Wohlthat recht einleuchten, welche Italien der Menschheit erwiesen, indem es dem Pontifex maximus seine weltliche Macht genommen. Man denke sich den Papst als wirklichen, nicht bloß als Titular-Souverän, als Herrscher, der seinen im unversöhnlichsten Gegensatz zu jeder wirklichen und wesentlichen Entwicklung stehenden Absichten den nöthigen Nachdruck verleihen könnte — — ein Attila in dem Gewande der Frömmigkeit und Gottseligkeit! Denn die Gesinnungen eines Attila enthüllen die Manifeste über Giordano Bruno."

Die „Halle'sche Zeitung" hätte kaum nöthig gehabt, ausdrücklich hinzuzufügen, „daß hier keine Versöhnung, kein Ausgleich, kein Entgegenkommen möglich ist", und daß „der geistige Krieg in Deutschland nicht bloß dreißig Jahre, sondern so lange währen soll, als die Finsterniß gegen das Licht streitet".

Das Mitgetheilte wird genügen, um die Herzenswünsche und die Kampfweise dieser „Polemiker" zu charakterisiren. Jedes Wort der Abwehr ist da überflüssig.

AP
30
S7
Bd.36-37

Stimmen der Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY